



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

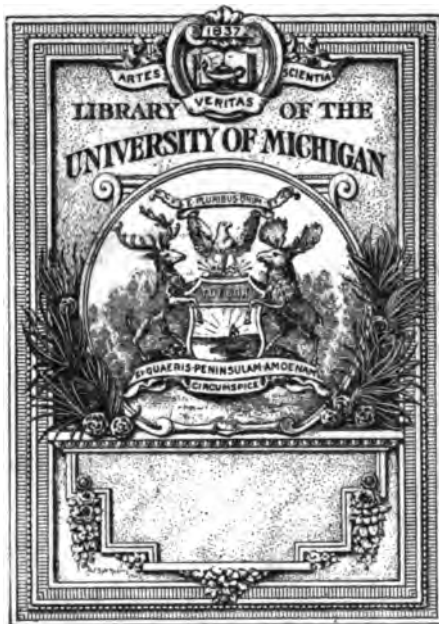
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



Preussische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Einhundertdreiunddreißigster Band.

Juli bis September 1908.



Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
1908.

Inhaltsverzeichnis

des

133. Bandes der „Preussischen Jahrbücher“.

Aufsätze.

	Seite
Caro, George, Das Verhältnis von Pflicht und Neigung bei Schiller und Herbert Spencer	453
Daniels, E., Oesterreich als deutscher Einheitsstaat unter der Reaktion II.	75
— „ — Besprechung von R. Thirlmere, The clash of empires	127
— „ — A. Garrison, England and Germany	130
— „ — C. G. F. Mafterman, To colonise England	133
Delbrück, H., Besprechung von G. Egelhaaf, Geschichte der neuesten Zeit	361
— „ — Selbstanzeige, Geschichte der Kriegskunst I, 2. Auflage	549
— „ — Replik auf Egelhaaf	554
v. Dewitz, D., Nachschrift zu Schiele, Ueber Arbeiteransiedlung auf dem Lande	28
Egelhaaf, G., Entgegnung auf Delbrück	553
Fahlbed, Pontus, Soziale und politische Zustände in Schweden nach deutscher Auffassung	515
Falkenheim, Hugo, Runo Fischers Frühzeit I. II.	322, 501
Fuhrmann, M., Besprechung von E. Adler, Jane Welsh Carlyle	142
— „ — R. Michaelis, Die junge Frau Jonna	146
— „ — R. Schirmacher, Danziger Silber	147
— „ — D. Wifster, Novellen aus dem Abenteuerleben des wilden Westens	148
— „ — D. Dähnhardt, Schwänke aus aller Welt	148
— „ — W. Münz, Einames Land	148
— „ — A. Braufewetter, Die neue Göttin	358
— „ — A. Sperl, Die Söhne des Herrn Budimowj	360
Grünwald, Eugen, Der Humor in der Schule	482
Gundelfinger, Fr., Besprechung von M. Buber, Die Legende des Baalschem	149
Hüpeden, F., Die preussischen Städteordnungen und die städtischen Finanzen	298
Langer, Kriminalstatistik und Strafrechtsreform	48
Loserth, J., Wie Steiermark, Kärnten und Krain wieder katholisch wurden	233
Matthaei, A., Besprechung von E. Kelter, Zenaer Studentenleben zur Zeit des Renommistens von Zachariae	152
— „ — Georg Kerfkensteiner, Grundfragen der Schulorganisation	555
— „ — Robert Seidel, Die Schule der Zukunft eine Arbeitsschule	558
— „ — Arnold Ohlert, Abbruch und Aufbau des Unterrichtssystems	559

	Seite
Mayer, A., Goethe und Helmholtz	191
Reß, Adolf, Die Umbiegung der christlichen Grundbegriffe in der modernen Weltauffassung	387
Moormann, C., Ueber die Ausdrucksfähigkeit der Architektur	436
Müller, P., Besprechung von A. Wahl, Vorgeschichte der französischen Revolution	153
Polly, A., Die gegenwärtige Finanzlage Rußlands	115
—r.— Theater-Korrespondenz	155
Rohrbach, Paul, Deutsch-chinesische Studien I	420
Rosoff, G., Nachschrift zu Polly, Die gegenwärtige Finanzlage Rußlands	125
— — — Besprechung von P. Rohrbach, Deutschland unter den Weltvölkern	140
— — — Ludwaldt, Quellen zur Geschichte des Zeitalters der französischen Revolution	551
— — — Th. Bitterauf, Napoleon I.	553
Romundt, S., Max Stirner und die nachlantische Philosophie	33
Roscher, C., Wilhelm Roscher an Leopold Ranke	383
Schiele, G. W., Ueber Arbeiteransiedlung auf dem Lande	1
v. Schoeler, S., Die Kunst und ihre Strömungen	215
Schubring, P., Zwei Publikationen über Matthias Grünewald	353
— — — Giehlow, K., Das Gebetbuch Kaiser Maximilians	355
Schwarz, S., Ideale der deutschen Realschule	280
Wagner, W., Ein Brief Lessings	113
Weber, W., Zum Ehrerecht des Bürgerlichen Gesetzbuchs. Entgegnung	346

Besprochene Werke.

Abler, E., Jane Welsh Carlyle	142
Bitterauf, Th., Napoleon I.	553
Brausewetter, A., Die neue Göttin	358
Buber, M., Die Legende des Baalschem	149
Dähnhardt, D., Schwänke aus aller Welt	148
Delbrück, Hans, Geschichte der Kriegskunst I, 2. Aufl.	549
Egelhaaf, G., Geschichte der neuesten Zeit	361
Friedjung, S., Oesterreich von 1848 bis 1860 I.	75
Giehlow, K., Das Gebetbuch Kaiser Maximilians	355
Harrison, A., England and Germany	130
Hinze, D., Der britische Imperialismus und seine Probleme	375
Kelter, C., Jenaer Studentenleben zur Zeit des Renommistens von Zachariae	152
Kerckensteiner, G., Grundfragen der Schulorganisation	555
Loserth, J., Akten und Korrespondenzen zur Geschichte der Gegenreformation in Innerösterreich unter Ferdinand II.	233
Ludwaldt, Fr., Quellen zur Geschichte des Zeitalters der französischen Revolution	551
Mastermann, C. G. S., To colonise England	133
Michaëlis, R., Die junge Frau Zonna	146
Münz, W., Einjames Land	148
Ohlert, Arnold, Abbruch und Aufbau des Unterrichtssystems	559
Rohrbach, P., Deutschland unter den Weltvölkern	140
Schirmacher, R., Danziger Bilder	147
v. Schulze-Gaevernis, England und Deutschland	375
Seidel, R., Die Schule der Zukunft eine Arbeitsschule	558
Schappere, Königsdramen	155
Sperl, A., Die Bühne des Herrn Budimowj	360
Thirlmere, R., The clash of empires	127
Wahl, A., Vorgeschichte der französischen Revolution II	153
Wister, D., Novellen aus dem Abenteuerleben des wilden Westens	148

Politische Korrespondenz.

D. , Das Ergebnis der Landtagswahl	171
— — Akademische Wirren	176
Roloff, G. , Deutschland zwischen England und Rußland	181
Korodi, L. , Oesterreich-Ungarn und die deutsche Presse. — Für die „nationale Autonomie“. — Allslawentongreß. — Orientalische Fragen. — Der Kampf gegen den Kosstuthismus	367
D. , Schwüle in der internationalen Politik. — Die deutsche Finanzfrage. — Der neue Flotten-Berein	373
Roloff, G. , Die türkische Verfassung. — Marokko. — Verständigung über die Seerüstungen?	561

Ueber Arbeiteransiedlung auf dem Lande.

Von

G. W. Schiele.

Die Besiedlung Ostpreußens müßte eigentlich aus politischen und sozialen Gründen das Ideal einer liberalen Partei sein, wenn wir eine große und leistungsfähige liberale Partei hätten. Aber nach alter preußischer Tradition ist es die Aufgabe der Krone, des Staates, der Regierung, dies schwere Werk in Angriff zu nehmen und beide zusammen könnten auf diese Weise der Blockpolitik für viele Jahre einen praktischen und idealen Inhalt geben. Aber siehe da: Das konservative Junkertum, die ostpreußische Landschaft, keine staatliche Behörde, sondern die reinste Interessenvertretung des vorhandenen Grundbesitzes ist auf dem Plan erschienen und wünscht die Besiedlung selbst zu betreiben. Wenn aus dem Vorsatz die Tat wird, so mag ihr das deutsche Volk dafür danken.

Zwar kolonisiert auch die preußische Regierung seit Jahrzehnten im Osten, aber sie betrieb bisher Bauernkolonisation. Zur Ansiedlung von Arbeitern hat sie erst wenige kurze Anläufe genommen; und doch ist das ganze Problem der Entvölkerung unseres Ostens noch nicht einmal erkannt, so lange man nicht eingesehen hat, daß reine Bauernkolonisation nur Liebhaberinteresse hat, wenn der besitzlose Bauernsohn und Arbeiter wieder verschwindet; denn so lange fehlt der Pflanzung noch die eigene Wurzel im Boden.

Die deutschen Bauern ostwärts schieben, während die deutschen Arbeiter westwärts weichen, das hat keinen Bestand. Man gewinnt ein Treffen nicht, indem man die Unteroffiziere vorwärts bringt, während die Soldaten zurückweichen. Ein Volk besteht nicht ohne die Menge der Besitzlosen.

1.

Not lehrt beten. Der Gedanke, daß eines Tages die ausländischen Arbeitermassen fehlen könnten, hat jene ostpreußischen
Preußische Jahrbücher. Bd. CXXXIII. Heft 1.

1

Politiker einsehen gelehrt, daß gegen die Verödung des Landes etwas geschehen muß. Das ist noch kein Verdienst. Aber die altberühmte und wiederbewährte staatsmännische Einsicht, die in der Selbstverwaltung geschult ist, hilft bei der Ausführung über das kleine egoistische Augenblicksinteresse hinwegsehen auf das, was die Zukunft braucht, in welchem Vorhersehen eben die Begabung des politischen Blickes liegt, und das ist ein hohes Verdienst.

Der Generaldirektor der ostpreussischen Landschaft, Geh. Oberregierungsrat Rapp, hat der Tagung der Landschaft, in welcher der gesamte ländliche Grundbesitz vertreten ist, eine Kolonisations- und Arbeitervorlage unterbreitet, in der die wichtigsten Grundsätze einer gesunden Arbeiterkolonisation auf dem Lande so klar und kräftig wie noch nie ausgesprochen sind. Von den Landwirten der Provinz ist diesen Ausführungen mit Begeisterung zugestimmt worden und im preussischen Landesökonomikollegium haben sie ebenfalls Beifall geerntet. Der große politische Wert dieses Ereignisses liegt darin, daß nachdem ein berufener Vertreter des Großbesitzes unter dem Beifall aller Interessenten sich so freisinnig über das Arbeitsverhältnis ausgesprochen hat, es den kurzfristigen materiellen Interessen nicht gelingen wird, diese Einsichten wieder zu verdunkeln.

In der Vorlage heißt es:

„Unsere Landwirtschaft wird nach meiner aufrichtigen Ueberzeugung gut daran tun, die Bestrebungen die auf die Einschränkung der Freizügigkeit gerichtet sind, endgültig fallen zu lassen. Sie sind ein unerfüllbares und fruchtloses Beginnen, das obendrein noch schädlich wirkt, weil es die Aufmerksamkeit und Tätigkeit der Freunde der Landwirtschaft ablenkt von positiven, zur Abhilfe wirklich geeigneten Mitteln. Gewiß, die schweren Schäden einer ungesunden Fluktuation und Verteilung der Bevölkerung sind unleugbar vorhanden, darüber kann kein Zweifel bestehen.“ — Aber:

„Wer der Massenabwanderung durch Einschränkung der Freizügigkeit begegnen zu können meint, begeht eine Verwechslung von Ursache und Wirkung. Eine Schmälerung des Rechts auf freie Wahl des Wohnsitzes und Aufenthaltsortes würde kein Heil, sondern nur ein Palliativmittel sein; die eigentliche Krankheit würde unter der Oberfläche weiterwuchern und schließlich zu Erscheinungen führen, die noch ungleich gefährlicher wären, als der vor Anwendung des Mittels bestehende Zustand. Kein Gesetzgeber hat Gewalt über derartige elementare Strömungen im Volksleben, wenn er sich nicht

Bemüht, ihre wahren Ursachen zu erkennen und sein Augenmerk auf deren Beseitigung zu richten.

Ähnliches gilt von den auf Bestrafung des Kontraktbruchs landwirtschaftlicher Arbeiter gerichteten Forderungen. Die auf dieses Mittel gesetzten Hoffnungen sind zum großen Teil trügerisch. Seine Anwendung bedingt eine ungleiche Behandlung landwirtschaftlicher und gewerblicher Arbeiter, die einen erhöhten Reiz zur Abwanderung bisheriger ländlicher Arbeiter nach den Industriebezirken bieten kann.“

„Die Liebe zur Heimat, die die Kinder den Weg in das Elternhaus und zum heimatlichen Herd immer wieder zurückfinden läßt, muß als das kostbarste Gut gehegt und gepflegt, muß in ihren Grundlagen auf jede erdenkliche Art ausgestaltet und ausgebaut werden. Namentlich aber durch die Schaffung, Erhaltung und Vermehrung eigener Heimstätten im Wege der inneren Kolonisation wird bei unserer ländlichen Arbeiterschaft Zufriedenheit, Glück und Wohlstand wieder einkehren. Dann wird der landwirtschaftliche Arbeiter in einem gesunden Klassen- und Standesbewußtsein wieder Freude an seinem Beruf, an seiner Arbeit und an treuer Pflichterfüllung finden. Er wird zu Hause bleiben, sich dort redlich nähren und nicht mehr in die Ferne ziehen.“

Wird der Weg der Sezhaftmachung unserer landwirtschaftlichen Arbeiter beschritten, so wird zwar neben der dadurch bewirkten anderweiten Verteilung des Grund und Bodens, durch Vermehrung des kleinen und mittleren Besitzes auch unsere Arbeiterverfassung nach der Richtung des freien Arbeitsverhältnisses sehr wesentlich beeinflusst. Es läßt sich nicht bestreiten, daß diese Entwicklung vielfach als unwillkommen empfunden werden wird, sie darf aber nicht verschwiegen werden, soll ein erschöpfender Ueberblick der Wirkungen der Sezhaftmachung gewonnen werden.“

„Und um dieses Ziel zu erreichen, muß sich die Landwirtschaft mit den Tatsachen, die unaufhaltsam auf das freie Arbeitsverhältnis hindrängen, auszuföhnen wissen, mögen auch einzelne Nachteile und das Verlassen gewohnter Vorstellungen und Anschauungen verbunden damit sein. Stellt sich doch schon jetzt das mit slavischen Saisonarbeitern eingegangene Arbeitsverhältnis als freies dar. Es fragt sich doch, ob es nicht vorzuziehen ist, mit deutschen, nicht ständig verpflichteten Arbeitern, die als Deutsche die Scholle bebauen, in ein freies Arbeitsverhältnis einzutreten, als mit den unser Vaterland überflutenden, an Rasse und Kultur inferioren slavischen

Saisonarbeitern, zumal, wenn die wichtigsten staatlichen und nationaleren Interessen für die Wiedergewinnung einer zufriedenen und blühenden, nach Art und Sinn deutschen ländlichen Arbeiterbevölkerung sprechen.“

„Werden Arbeiterstellen zu freiem Eigentum angelegt, sei es nun ausnahmsweise in Gutsbezirken selbst oder in bereits vorhandenen oder in neuanzulegenden bäuerlichen Gemeinden, so muß streng daran festgehalten werden, daß der Ansiedler als Entgelt für seine Ansetzung und die dadurch erwachsenden Kosten zu Arbeitsleistungen für ein bestimmtes Gut nicht verpflichtet wird. Es würde dadurch der Wert der ganzen Maßregel in Frage gestellt werden. Denn das, was der Ansiedler wünscht und hofft, eine größere Unabhängigkeit und Bewegungsfreiheit, würde stark beeinträchtigt und dem Mißtrauen Tür und Tor geöffnet werden, als sei es auf Schaffung von Verhältnissen abgesehen, die in ihrer wirtschaftlichen und sozialen Wirkung der alten Gutsuntertänigkeit gleichkommen würden. Dem Ansiedler muß daher die freie Wahl der Arbeitsstelle, auf der er arbeiten will, unter allen Umständen gewahrt bleiben. Das ist einer der obersten Grundsätze der Kleinsiedelung. Der Arbeiter wird schon aus eigenem Antrieb diejenigen Arbeitsgelegenheiten bevorzugen, die ihm am nächsten und bequemsten liegen und wo er lohnende Beschäftigung zu finden gewärtig sein kann. Auch hat es der Grundbesitzer in der Hand, den freien Arbeiter und sein wirtschaftliches Interesse durch kleine nachbarliche Vergünstigungen und Gefälligkeiten an sich zu fesseln. Die Gewährung von Futtergewinnung an Wege- und Grabenrändern, in Wiesen-schlenken und Löchern, deren Werbung sich für den Großbetrieb oft garnicht einmal lohnt und deshalb sogar unter Umständen unterbleibt, die Gestattung des Weideganges für Vieh, die Bereitstellung von Sprungtieren, die Ueberlassung von Torf und sonstigem Brennmaterial, die gelegentliche Leistung einer Fuhre sind praktische Mittel, die ganz von selbst zu dem gewünschten Resultat führen. Es darf nie außer acht gelassen werden, daß es sich hier um die Schaffung eines freien Arbeiterverhältnisses handelt, dessen folgerichtige Durchführung beobachtet werden muß, sollen nicht Enttäuschungen eintreten.“

Diese im besten Sinne freisinnigen Anschauungen vom Arbeitsverhältnis sind der erste große Vorzug der Rappschschen Vorlage. Ihnen ist in den gesamten Verhandlungen des Abgeordnetenhauses und des Landes-Oekonomie-Kollegiums kein einziges Mal von einem kurzfristigen Arbeitgeber- und Herrenstandpunkt aus widersprochen.

worden. Daraus kann man die schönsten Hoffnungen für den Fortgang der Arbeit nehmen. Denn allerdings, das ist das erste und wichtigste bei dem großen Werk der Arbeiteransiedlung, daß Wohnverhältnis und Arbeitsverhältnis getrennt werden.

2.

Der zweite große politische Gedanke der Rapp'schen Vorlage ist der: Die Landschaft soll kolonisieren.

Rapp sagt:

„Der Staat hat sich bisher damit begnügt, nur dem einzelnen Besitzer die Möglichkeit zu geben, seinen Besitz in Rentengütern aufzuteilen.“ (Rentengutsgesetzgebung.) Aber „eine derartige hinsichtlich der Auswahl der Objekte planlose, meist auf dem Zusammentreffen zufälliger Umstände beruhende Aufteilung, kann keineswegs als befriedigend angesehen werden.“ Auch ist sie bis in die allerletzte Zeit nicht „zur Begründung kleiner und kleinster Stellen für landwirtschaftliche Arbeiter“ benutzt worden. „Seit Jahr und Tag wird neuerdings die innere Kolonisation von den zuständigen Regierungsstellen als die wichtigste der Lösung harrenden Frage unser Agrar- und Arbeiterverfassung verkündet. Aber bis jetzt läßt es die Regierung noch immer an der befreienden Tat fehlen.“

„Es entsteht nun die Frage, wer sich am besten zum Träger einer kolonisatorischen Tätigkeit eignet. Ohne Zweifel sprechen sehr wichtige praktische Gesichtspunkte für die Uebertragung dieser Aufgabe auf die Kreislokkommunal-Verbände. Denn keine Instanz besitzt eine so eingehende Kenntnis der örtlichen, persönlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse als die Kreisausschüsse und ihre Vorsitzenden.“ Aber sie sind zu vielzählig und kapital schwach. „Soll ein Kolonisationswerk erfolgreich arbeiten, so muß es vor allen Dingen kapitalkräftig sein.“ „Es muß für die Provinz ein Sammelpunkt geschaffen werden, der unter Zusammenfassung aller materiellen und ideellen Kräfte die gesamte Landwirtschaft der Provinz und die für eine finanzielle Beteiligung in Frage kommenden öffentlich-rechtlichen Körperschaften zu gemeinsamer zielbewußter Arbeit im Wege der Selbsthilfe organisiert.“ Niemand erscheint dazu geeigneter als die Landschaft, das ist die alte kapitalkräftige Genossenschaft der großen Landeigentümer.

Dieser Grundsatz, daß die Landschaft die Bessiedlungsarbeit übernehmen solle, hat den lebhaftesten Widerspruch erfahren.

Nach der Kappschen Vorlage sollte die ostpreußische Landschaft eine unter ihrer Kontrolle und Verwaltung stehende Ansiedlungsbank errichten, sollte diese aus eigenen Mitteln mit einer Million Mark Kapital ausstatten. Dann sollten erstens die Kreise, zweitens die Provinz je eine Million unter Verzicht auf Zinsen dazu geben, und endlich sollte der preußische Staat 4 Millionen ebenfalls zinslos dieser Ansiedlungsbank bewilligen. Diese Bewilligung ist im Abgeordnetenhaus abgelehnt worden, sowohl von der Regierung, wie vom Hause, und damit ist der Kappsche Plan zerfallen.

Der Streit der Meinungen geht aber lebhaft weiter.

Wie in der Ilias über dem tobenden Streit der Menschen der majestätischere der Götter geführt wird, so liegt hier über dem Streit der Männer der der Ideen. Wir wollen aus dem Für und Wider der Parteien das herausheben, was der Sache, dem großen Werk der Besiedlung des Ostens weiter hilft.

Hier Landschaft, hier Landgesellschaft, so heißen die Streitrufe der kämpfenden Parteien. Es muß zunächst erklärt werden, welche Männer und vor allem welche Ideen unter diesen Rufen miteinander kämpfen.

Im Jahre 1903 gründeten einige pommersche Landwirte und sonstige Freunde der Sache die Pommersche Ansiedlungsgesellschaft zur Bekämpfung der Güterschlächtereien durch planmäßige nützliche Kolonisationsarbeit. Aus ganz kleinen privaten Anfängen entwickelte sich dies Unternehmen sehr glücklich. Die Gesellschaft hat bis 1907 860 Rentengüter geschaffen, darunter allerdings nur 96 Arbeiterstellen gegründet. Die preußische Regierung hat sich sehr bald durch Uebernahme von Anteilen beteiligt. Etwas ähnliches wünschte sie im Jahre 1905 in Ostpreußen anzuregen. Als sich aber die Landwirte Ostpreußens diesem Vorgehen versagten, damals noch nicht erweckt zur Einsicht von der dringenden Notwendigkeit der Besiedlung, gründete die Regierung die gemeinnützige „Ostpreußische Landgesellschaft m. b. H.“ und hat sie, teils mit öffentlichen, teils mit privaten Geldern so organisiert, daß sie mit der freien Beweglichkeit des privaten Geschäftsmannes ihre Geschäfte rein kaufmännisch betreiben kann, damit sie vor allem recht billig einkauft, um aus der Spannung zwischen Einkaufswert des ganzen Gutes und Verkaufswert der Kleinsiedlerstellen die Kosten der Aufteilung zu bestreiten. Sie muß Dividende erzielen, darf aber nicht mehr als 5 % verteilen. Diese Ostpreußische Landgesellschaft arbeitet seit 2 Jahren. Gegen sie richtet sich hauptsächlich der Angriff des

Generaldirektors der ostpreußischen Landschaft. Er ruft ihr zu: „Es soll und darf nicht kolonisiert werden, um Gewinn zu erzielen und zu verteilen, sondern um wichtige staatliche Aufgaben zu erfüllen.“ „Im anderen Falle kann leicht statt blühender Heimstätten ein ländliches Proletariat herangezüchtet werden, das sozial und politisch zu den größten Bedenken Anlaß gibt.“ Er sagt: „Die Gesellschaft wird von den ostpreußischen Landwirten als ein fremdes, ja der Landwirtschaft, insbesondere dem Großgrundbesitz, geradezu feindliches bureaukratisches Gebilde angesehen, das ihnen gegen ihren Willen von Berlin beschert ist.“ Sein Haupttadel gegen die Landgesellschaft ist, daß die Geheimräte darin alles, die Landwirte nichts zu sagen haben. Er will dagegen, daß die Landwirte die Besiedlungsarbeit selbst durch ihr Organ, die Landschaft, übernehmen.

Die Landgesellschaft verteidigt sich gegen diesen schweren Angriff und spricht damit zugleich die Grundsätze der bisherigen Ansiedlungspolitik der preußischen Regierung aus. Was sie vorbringt ist sehr interessant und hörenswert.

Sie sagt: Gerade die Landschaft ist nicht geeignet, die Kolonisationsarbeit zu übernehmen. „Der billige Einkauf ist das erste Erfordernis aller Kolonisation. Ein Besiedlungsunternehmen, das bei den Verkäufern beliebt ist, taugt nichts. Um die Beliebtheit bei den Verkäufern, deren Wirtschaften durch das neue Unternehmen angereichert werden sollen, scheint es der neuen Bank zu tun zu sein. Mit den verlangten großen und unentgeltlich zu gewährenden Mitteln wird sich die Bank vielleicht beliebt machen können. Aber auf wessen Kosten? Die Leidtragenden werden in erster Linie die durch die Verfassung der Bank mundtot gemachten Geldgeber, der Staat, die Provinz und dann die Ansiedler selbst sein.“ „Man kommt auf die Bahn, der keiner entgeht, der in wirtschaftlichen Dingen den allein richtigen wirtschaftlichen Grundsatz der Rentabilität außer acht läßt. Denn es muß immer wieder betont werden: stehen einem Ansiedlungsunternehmen Zuschüsse in Aussicht, so werden sie zunächst von den Verkäufern bei Bemessung des Kaufpreises eskomptiert. Die Verkäufer nehmen die Staatsbeihilfen vorweg.“ „Welche Gewähr bietet nun die neue Bank für den billigen Einkauf?“ Die Landschaft ist als Pfandgläubiger ebenso wie der Verkäufer an hohen Einkaufspreisen interessiert, als Ansiedlungsbank dagegen an niedrigen. Also Interessenkonflikte. „Der Plan sieht einem Sanierungsinstitut für verkrachte Grundbesitzer verzweifelt ähnlich und inauguriert auf Kosten der allge-

meinen Staatsmittel eine Bodenpolitik, die letzten Endes den Gütermarkt demoralisieren muß.“ „Die Ansiedlungsbank der Landschaft wird mit ihren 7 Millionen bald zu arbeiten aufhören müssen, hinter sich aber solche Demoralisierung des Gütermarktes lassen, daß später wirtschaftlich arbeitende Institute die größten Schwierigkeiten finden. Schon jetzt zeigt sich auf dem Gütermarkt der Provinz ein Anziehen der Preise, ein Spekulieren der brüchig gewordenen Gutsbesitzer auf die neue Bank.“

„In Posen und Westpreußen hatte der preußische Staat einsehen gelernt, daß die innere Kolonisation nur auf wirtschaftlicher Grundlage auf die Dauer möglich ist. Er hatte erfahren müssen, daß alle Staatsbeihilfen und Erleichterungen, welche den Ansiedlern unmittelbar zugebracht sind, nur den einen Erfolg haben, die Verkäufer zu höheren Preisforderungen zu veranlassen und den Gütermarkt damit zu demoralisieren.“ „Durch diese wirtschaftlichen Erfahrungen gedrängt, hat die preußische Regierung die Landgesellschaft auf rein kaufmännische Grundsätze gestellt.“ Die Landgesellschaft „hat den Beweis geliefert, daß die wirtschaftlich sich selbst tragende innere Kolonisation möglich ist, und daß man eine neue Besitzverteilung schaffen und die Gelegenheit des Landerwerbes jedem Tüchtigen zu angemessenen Preisen geben kann, ohne daß eine Beunruhigung des Gütermarktes eintritt.“ „Daß die Landgesellschaft bei den Verkäufern nicht beliebt ist, ist richtig, beweist aber nur, daß sie richtig gearbeitet hat. Denn Beliebtheit und Popularität bei den Verkäufern würden unkaufmännisches Verschleudern der Gesellschaftsmittel unmittelbar beweisen.“

Man sieht, daß der Streit zwischen den Parteien sehr temperamentvoll geführt wird. Die Landgesellschaft ist Sprecher der preußischen Regierung, resp. des Beamtentums in ihr. Die Landgesellschaft ist Sprecher der Landwirtschaft oder, nennen wir sie bei ihrem *nom de guerre*, des Agrariertums.

Die im Abgeordnetenhaus gefallene Entscheidung bedeutet, daß die preußische Regierung nicht gesonnen ist, ein so großes Werk, wie die innere Kolonisation unseres Ostens der Landschaft, d. i. dem Agrariertum zu überlassen, und gar noch die Kreisverwaltungen als ausführende Organe der Landschaft zu unterstellen. Sie hat gewiß recht daran getan, vorausgesetzt, daß sie größeres zu schaffen versteht, als der Rappschsche Plan vorausah. Denn andererseits ist auch wiederum richtig, daß ihre Anfänge von Arbeiterbesiedlung bisher kümmerlich klein sind gegenüber der Aufgabe und der Größe

der politischen und wirtschaftlichen Gefahr. Die Landgesellschaft hat in Ostpreußen in 2 Jahren 250 Familien angelegt, darunter aber allerhöchstens 50 Landarbeiter. Was will das bedeuten gegen das ungeheure Defizit an Arbeitskräften, unter welchem die deutsche Landwirtschaft leidet, welches wohl 500 000 Köpfe beträgt. Nachdem die deutsche Landwirtschaft endlich erkannt hat, welche Bedeutung die Arbeiteransiedlung für sie hat, hat sie ein Recht, darauf zu drängen, daß etwas Großes geschieht, und es ist eben die Bedeutung der Rapp'schen Vorlage, diese Forderung zur Aussprache zu bringen. Es ist gewiß ein großes politisches Verdienst des Herrn Generaldirektors Rapp, daß, indem er den Großgrundbesitz, der bisher Objekt der Besiedlungsarbeit war, zum Subjekt derselben zu machen versuchte, er diesen dadurch für die Besiedlungsarbeit gewann und ihm so zu sagen das Versprechen abgewonnen hat, die Kolonisationsarbeit nach den oben dargelegten freisinnigen Grundsätzen zu fördern. Auch die Regierung wird es zu schätzen wissen, wenn sie bei ihrer Besiedlungsarbeit nunmehr den Grundbesitz zum Bundesgenossen haben kann. Es ist für das große Kolonisationswerk gewiß kein Nachteil, sondern ein großer Vorteil, daß der Großgrundbesitz das gewaltige wirtschaftliche Interesse, das er daran haben muß, eingesehen hat. Es wäre parteimäßige Verbohrtheit, wollte man an der Landbesiedlung nur dann Gefallen finden, wenn sie den Großgrundbesitzern mißfiel. Im Gegenteil, gerade das wirtschaftliche Interesse der jetzigen Landeigentümer kann ein so großes Werk, wie das der Neubesiedlung unseres Ostens, durch die Jahrzehnte vorwärts schieben. Ohne sie wird es nicht gehen. Gegen sie geht es erst recht nicht. Durch sie muß es gehen. Wenn die deutschen Landwirte die innere Kolonisation wollen, erst dann wird sie in Gang kommen. Dann bricht das Zeitalter der agrarischen Sozialpolitik herein, die jedenfalls anders aussehen muß, als die bisher im Interesse der städtischen Lohnarbeiter geübte. Hat jene Sozialpolitik, die eine Niesenarbeit war, Jahrzehnte gebraucht, so wird diese agrarische Sozialpolitik ein noch größeres und schwereres, aber auch fruchtbareres Werk sein. Die Sozialliberalen mit ihrer Idee, die Landarbeiter zu organisieren, werden es nicht fertig bringen. Aber die preußische Regierung im Verein mit den Grundbesitzern wird es fertig bringen.

3.

Aus der Diskussion zwischen Landschaft und Landgesellschaft ist aber noch mehr zu lernen.

Rapp nennt die Landgesellschaft ein bürokratisches Gebilde. Darauf ist von der Regierung im Abgeordnetenhaus geantwortet worden, daß erst recht die Ansiedlungsbank der Landschaft eine schwerfällige bürokratische Behörde werden würde und daß auch der Rappsche Plan die Dezentralisation nicht brächte, die gerade für eine gesunde Arbeiterkolonisation nötig sei. Große Ansiedlungsbanken für eine ganze Provinz könnten wohl Bauernkolonisation, aber nicht Arbeiterkolonisation treiben. Arbeiterbesiedlung sei eine Arbeit für die Kreise. Neuerdings hat der Aufsichtsrat der Landgesellschaft sich geäußert und damit die weiteren Pläne der Regierung kundgegeben, indem er beschloß, daß die Bauernkolonisation weiter von der Landgesellschaft betrieben werden solle, daß für die Arbeiterkolonisation bei ihr eine Zentralberatungsstelle durch Zuziehung der kommunalen und wirtschaftlichen Verbände zu schaffen sei, daß aber die Arbeiterkolonisation selbst eine Sache der Kreise sein müsse.

Man wird erleben, daß aus der nun weiter folgenden Behandlung sich erst die ganze Größe des Problems entwickeln wird. Denn so recht wissen doch wohl auch die Kreise noch nicht, wie sie diese Sache betreiben sollen.

Die Kraft der Regierung und die Einsicht der Stände sind in der Kreisverwaltung gewiß zu einem recht leistungsfähigen politischen Gebilde zusammengesetzt. Aber es muß zum Gelingen noch eine dritte Kraft angefügt werden.

Der schönste Plan würde Stückwerk bleiben, wenn man nicht einsähe, daß der wichtigste Mann in der Siedlung der Kleinsiedler ist. Jeder große Genossenschaftsbau, sogar die große Verwaltungsarbeit des Staates selber bietet immer nur die Form, in welche der Kleinsiedler erst das Leben hineinbringen muß. Jede genossenschaftliche Unternehmung mit ihrer Zentralisation, ihrer Zwangstendenz, Zwangskraft läuft Gefahr, ein Scheinwesen zu errichten, wenn ihr nicht als gleichberechtigte Kraft das gesunde Individualinteresse, der wirtschaftliche Egoismus des Einzelnen entgegentritt. Gerade die agrarische Sozialpolitik wird nur gelingen, wenn man sich darüber klar ist, daß das Endziel nicht ein Genossenschaftsbau, Siedlungsstellen mit unvollkommenem Eigentum, Rentengüter, genossenschaftliche Wohnhäuser sein dürfen, sondern die Vermehrung freier Individualwirtschaften. In der industriellen Sozialpolitik geht es nicht ohne Unfreiheit des Einzelnen, Zwangsklassen, Zwangsversicherung und dergleichen. Das Ziel der agrarischen Sozialpolitik muß im Gegenteil

die volle wirtschaftliche Freiheit des Einzelnen sein. Kein gemeinnütziger Verein, nicht einmal die Wohlfahrtspflege der Regierung, kann das Werk so weit schieben, als das wirtschaftliche Sonderinteresse, der Individualismus. Darum ist schon im Beginn der Siedlung die freie wirtschaftliche Initiative des einzelnen Siedlers die allerwertvollste Kraft, der eigentliche Normalfall. Das bedeutet in praxi, die Landbesiedlung darf nicht nur eine Maßnahme der Behörden oder großer Genossenschaften sein — diese geben nur den Rahmen, die Möglichkeit, die Gelegenheit — sondern die Regel muß sein, die freie Selbstbesiedlung des Landes durch das siedlungslustige und siedlungsstarke Volk.

Wenn in den Städten durch Gesetze und Beschlüsse der städtischen Behörden ein Rahmen aufgestellt wird für die Stadterweiterung, die Erweiterung selbst aber den privatwirtschaftlichen Interessen überlassen wird, warum sollten auf dem Lande nicht dieselben Kräfte zu entfesseln sein, welche die ungeheure Erweiterung der Städte in den letzten Jahrzehnten fertiggebracht haben. Es gibt genug kleine Leute, die 1000 Mark in der Hand haben und zur Siedlung lustig sind, mit Freuden auch auf dem Lande, wenn sie nur Bauland finden. Dies herzugeben, ist Sache der großen Eigentümer, es pfandfrei an den Markt zu bringen, ist Sache der Landschaft und der Generalkommission, es baureif zu machen, ist Aufgabe der Kreisverwaltung, es zu bebauen Sache des Siedlers selbst. Der Kreisauschuß oder der Landrat stellt die kleine Siedlungsstelle her. Er hat allein die Personen- und Sachkenntnis am Orte, die dazu gehört. Hier treffen sich die Interessenten, nämlich der Landgeber, d. i. der größere Eigentümer, die Dorfgemeinde, die Schule, die Kirche und endlich die Hauptperson der Kleinsiedler selbst. Wenn der haulustige Siedler auf dem Landratsamt erscheint, so muß man ihm Baustellen reichlich zur Auswahl aufzeigen, ebenso die darauf fallenden Grundlasten und Anlieger-Beiträge ausweisen, Baupläne, Kontrakte mit Handwerfern zur Auswahl vorlegen und Hypothekentredit aus den Kreis-sparcassen zur Verfügung stellen, auch, wenn Nachfrage ist, fertige Häuser zum Kauf oder zur Miete anbieten. Aber das beste ist, der Siedler baut selbst. So wird die Schablone vermieden, und man wohnt lieber in seinen eigenen Fehlern, als in denen fremder Leute zumal solcher, denen man dankbar sein soll, oder die Autorität sein wollen.

Am schwersten gilt in der Polemik der Landwirte gegen das Regierungskind Landgesellschaft der Vorwurf, daß sie sich mit der

Landbank verbunden hat, welche, obwohl ein privates Geschäftsunternehmen, in der Landgesellschaft neben dem Fiskus mit mehreren Millionen beteiligt ist und geradezu als deren ausführendes Organ angesehen wird. Die Landbank macht außerhalb der Provinz Preußen selbständig ihre Geschäfte mit Kauf und Verkauf und Verschlagung von Gütern und ist offenbar bei den Grundbesitzern äußerst unbeliebt. Die ostpreussische Landgesellschaft rechtfertigt dies Bündnis damit, daß sie betont, es sei klug, die Geschäftserfahrung der Landbank lieber zu benutzen, als ihr als Konkurrentin gegenüber zu treten.

Auf beiden Seiten aber scheint anerkannt, daß die Ansiedlungsarbeit mit irgendwelchem Erwerbzzweck nichts gemein haben und nur nach dem Grundsatz der Gemeinnützigkeit betrieben werden dürfe. Auch die Landgesellschaft legt Wert darauf, daß sie eine gemeinnützige Gesellschaft sei; denn sie dürfe nicht mehr als 5 % Dividende verteilen. Im preussischen Landesökonomie-Kollegium verlangte man mit aller Energie Maßnahmen zur Einschränkung des gewerbmäßigen Güterhandels als erste Vorbedingung einer glücklichen Kolonisation.

Das erinnert an einen ähnlichen Prinzipienstreit auf dem Frankfurter Wohnungskongreß 1905. Dort traten die Wohnungsreformer mit dem Anspruch auf: die Befriedigung des Wohnungsbedarfs in den Städten müsse dem Gewinninteresse genommen und der Gemeinnützigkeit übertragen werden; eher werde die Wohnungsnot nicht gebessert werden. Dem wurde erwidert, daß das ungeheure Wachstum der deutschen Städte ohne das Gewinninteresse, d. h. ohne privates Baugewerbe, Bauunternehmertum und Bauspekulation nicht möglich gewesen wäre, daß der Wohnungsbedarf des Volkes in den Städten von den gemeinnützigen Kräften niemals werde befriedigt werden können, daß heute wohl noch nicht der hundertste Teil des Wohnungsbedarfs von gemeinnützigen Kräften gedeckt wird, daß überhaupt jede große Volksarbeit in der heutigen Welt nicht von den gemeinnützigen sozialen Kräften, sondern von den Gewinninteressen, d. i. den unzähligen Individualinteressen bewältigt werden könne.

Eine solche Volksarbeit ist auch die Besiedlung des Landes. Stückwerk wird sie bleiben, wenn man nicht die Gewinninteressen zu befreien versteht. Viererlei Gewinninteresse gibt es dabei: das der Siedlungslustigen, das der Landeigentümer, das der Steuerzahlenden Gemeinde und das der Spekulation des unternehmenden Geschäftskapitals, welches die Wünsche dieser aller zu verwirklichen versucht.

Diese Kräfte haben die deutschen Städte gebaut. Sollten sie nicht allein fähig sein, auch das Land zu besiedeln? Daß das Geschäft reell bleibt, kein privates und kein öffentliches Interesse dabei betrogen wird, dafür zu sorgen, ist Sache der Generalkommissionen, jener Behörden ohne deren Prüfung kein Siedlungsland fertig auf dem Markte erscheint, und die mit der Unabhängigkeit und Gerechtigkeit eines Gerichtshofes die Interessen aller abzuwägen haben.

4.

Höchst interessant ist ferner die Debatte zwischen Landschaft und Landgesellschaft über die Kolonisationstechnik.

Nach Rapps Plan soll die Kolonisationsarbeit nicht in der Aufteilung des Großgrundbesizes bestehen, sondern in einer Art Zwischenbesiedlung, die die vorhandenen großen Güter wohl verkleinert, aber erhält. Er sagt darüber:

„Durch Einschlebung neuer Landgemeinden und Verstärkung bereits bestehender wird der bäuerliche und kleine Besitz vermehrt und eine gesunde Besitzverteilung herbeigeführt. Dagegen wird die gegen den Großgrundbesitz gerichtete destruktive, gleichzeitig auf die Vernichtung vorhandener volkswirtschaftlicher Werte hinauslaufende Tendenz, die unseren landläufigen sogenannten gemeinnützigen Kolonisations-Unternehmungen ohne jede böse Absicht innewohnen pflegt, vollständig vermieden.“

„Durch die Aufteilung ganzer Güter, die als Großbetrieb noch rentabel und deshalb zum Großbetrieb noch geeignet sind, werden große Werte rücksichtslos vernichtet oder doch in ihrer Brauchbarkeit stark beeinträchtigt. Es gilt dies vor allem von den Gebäuden, die der Kleinkolonisation nur hinderlich sind. Je besser und wertvoller die für den Großbetrieb geeigneten Gebäude sind, desto größer ist dieser Verlust, desto höher stellt sich der Ankaufspreis und desto weniger eignet sich der Besitz zur Aufteilung wegen der damit verbundenen Verteuerung der Ansiedlerstellen und der dadurch wieder bedingten Unsicherheit ihres wirtschaftlichen Gedeihens. In fast noch höherem und volkswirtschaftlich noch schädlicherem Maße gehen bei der Aufteilung ganzer Güter große Werte unter durch den Abtrieb der dazu gehörigen Wälder, auf deren Erhaltung nicht nur keine Rücksicht genommen, deren Abholzung geradezu vielmehr gefördert wird, damit die Rentabilität des einzelnen Parzellierungsgeschäfts nicht in Frage gestellt wird. Viele Kolonisationsunternehmungen pflegen gewohnheitsmäßige Vermüster des deutschen Waldes zu sein.“

Aber auch durch den Verkauf des lebenden Inventars, der Stammherden und dergleichen mehr werden nicht unbedeutliche, in der züchterischen Einheit des Großbetriebes beruhende, oft in jahrzehntelanger mühsamer Arbeit aufgebaute Werte anstandslos von heute auf morgen dem Untergang preisgegeben.“

„Ungleich erfreulicher gestalten sich die Verhältnisse bei dem Zusammenkauf von aneinandergrenzenden und in sich im Zusammenhang stehenden Außenschlägen mehrerer Großbetriebe sowie in dem wirtschaftlich ähnlich liegenden Falle, daß ein Gutsteil zwecks feiner Kleinbesiedlung vom Gutsbezirk abgezweigt wird. Ein derartiges Aufteilungsobjekt wird finanziell nicht belastet durch das Vorhandensein von Gebäuden, die bei der Verschlagung ganzer Güter überhaupt nicht oder doch nur in gezwungener Weise durch meist eigens deshalb vorgesehene Restgüter eine unzureichende, ihrem wahren Werte nicht entsprechende Verwertung finden; da solche Liegenschaften nur in Grund und Boden bestehen, so braucht auch kein Inventar und Einschnitt verkauft zu werden, wodurch häufiger Verluste entstehen. Das Aufteilungsgeschäft vollzieht sich unter diesen Umständen unter ungleich günstigeren Bedingungen, wie bei dem Ankauf und der Besiedlung ganzer Güter.“

Die Landgesellschaft dagegen sagt: „Die kolonisationstechnische Seite des neuen Unternehmens schlägt den 20jährigen Erfahrungen, die die Ansiedlungskommission in Posen mit vielen Millionen hat bezahlen müssen, gerade ins Gesicht. Die Unmöglichkeit des Ankaufs und der Besiedlung von Außenschlägen, hat sich nicht nur in Pommern gezeigt, sondern ebenso auch in Posen und Westpreußen.“ „Der Versuch, daß von verschiedenen Gütern Außenschläge zusammengekauft werden sollen, ist überhaupt noch nicht gemacht worden, weil er von vornherein keine Aussicht auf Erfolg bietet.“ „Selbst wenn man den Außenschlag eines Gutes preiswert eingekauft hat, dürfte es wohl nie gelingen, auch die zur Bildung einer Landgemeinde notwendigen Außenschläge der angrenzenden Güter zu angemessenen Preisen in die Hand zu bekommen.“ „Der Vorschlag hat bei allen Sachkennern die schwersten Bedenken erregt.“ „Sehr viel richtiger ist das von der Landgesellschaft eingeschlagene Verfahren, daß größere Güter aus einer Hand eingekauft und bei der Aufteilung ein mehr oder weniger großes Restgut dem landwirtschaftlichen Großbetriebe erhalten wird, während der Rest in mittleren und kleineren Bauerstellen und Landarbeiterstellen aufgeteilt wird. Dies Verfahren hat sich in 20jähriger Praxis bewährt“.

Die Landgesellschaft scheint mir mit ihrer Verteidigung für sich recht zu haben, aber ebenso einleuchtend ist doch, daß man auf diese Weise der Aufteilung ganzer Güter niemals das erreichen wird, was die deutsche Landwirtschaft und das siedlungslustige deutsche Volk von der Kolonisation verlangen, wenigstens nicht eher als bis jedes Gut einmal durch die Aufteilungsarbeit der Landgesellschaft hindurch gegangen wäre. Dies Verfahren wird in absehbarer Zeit nur so zu sagen einzelne Däsen in der Einöde schaffen, nicht aber Besiedlungsmöglichkeit für das ganze Land. Das ist es aber gerade, was Rapp vorschwebt. Er will, daß der Großgrundbesitz durch Abstoßung von Land überall soll kolonisieren können. Es wäre drum ein größeres Verdienst statt zu zeigen wie es nicht geht, zu zeigen wie es geht.

5.

Die Sprecher der Landgesellschaft haben in der Debatte mit großer Klarheit und Energie den Grundsatz ausgesprochen, daß jedes großes Kolonisationsunternehmen, wenn es wirtschaftlich gesund bleiben soll, sich selbst tragen muß, daß es durch Zuwendungen aus politischen und nationalen Gründen nur demoralisiert wird. „Es hat sich als unzweifelhaft ergeben, daß alle Kosten für Aufteilung, Vermessung, Herstellung von neuen Wegen und Gräben, für Ausweisung von Gemeindeland und selbst für einen großen Teil der öffentlich-rechtlichen Ausgaben der neuen Gemeinde gedeckt werden können und müssen aus der Spannung zwischen dem Wert des angekauften Gutes im Großbetriebe und der Summe der Werte der neuen Kleinbetriebe“.

Bei der Bauernkolonisation wie sie bisher geübt ist und von der diese Erfahrung gilt, sind in der Regel einzelne Gemeinden neu geschaffen worden. Aber bei der Arbeiterbesiedlung, die, wenn sie überhaupt etwas bedeuten soll, über das ganze Land verstreut vor sich gehen muß, werden neue Wohnstätten in allen Gegenden geschaffen, und das ist ein ganz neues Problem. Erst recht gilt von diesem Werk der Grundsatz: Die Besiedlung muß sich selbst bezahlen. Solche großen Kulturunternehmungen können nicht auf Wohltätigkeit oder Gemeinnützigkeit gegründet werden. Selbst der Staat sollte nicht viel mehr bieten, als seinem finanziellen Interesse als Steuerfiskus entspricht, der am wachsenden Reichtum des Volkes gewinnt.

Man kann wohl für den Anfang geringe Opfer rechtfertigen. Aber für die Dauer muß die Besiedlung selbsttätig vor sich gehen,

sonst kann das ungeheuere Werk nicht gelingen. Für die Städte ist die Stadterweiterung ein gutes Geschäft. Die Kosten für die großen Pflasterungen, Kanäle, Lichtanlagen, Plazanlagen werden von der zunehmenden Bevölkerung getragen. Das ist es, was das enorme Wachstum der deutschen Städte ermöglicht hat. Wäre das nicht so, so würde engherzige Steuerpolitik die Stadterweiterung hindern, wie sie auf dem Lande bisher, und subjektiv mit vollem Recht, die Besiedlung verhindert hat.

Denn gerade der Umstand, daß auf dem Lande die Kulturlasten für das besitzlose Volk von den vorhandenen großen und kleinen Grundeigentümern gezahlt werden, hat dazu geführt, daß das Land den Besitzlosen gesperrt wird. Auch jetzt wieder liegt hierin das Hindernis. Der Abgeordnete von Demitz hat im Abgeordnetenhaus gesagt: „Ja haben sich die Herren auch klar gemacht, welche kommunalsteuerlichen Wirkungen das hat, wenn wir vorzugsweise kleine Landarbeiterstellen in Landgemeinden einsetzen wollen? Das hat doch vermehrte Schul- und Armenlasten zur Folge! Und den Nutzen dieser Arbeiteransiedlungen soll der Großgrundbesitz haben, ohne die Lasten tragen zu sollen? Diesen Gesichtspunkt aus dem Auge zu lassen, halte ich nicht für richtig.“

Unter den bestehenden Verhältnissen sind die Landarbeiterstellen nirgends unterzubringen. Es geht nicht in alten Landgemeinden, denn die wehren sich dagegen; noch in neugeschaffenen Landgemeinden, denn diese werden durch eine Mehrzahl von Arbeiterstellen von vornherein zu schwach, noch auf den Rittergütern, denn damit würde nur das alte Abhängigkeitsverhältnis erhalten. Das kann erst anders werden, wenn man die Grundsätze der Besteuerung und Verwaltung auf dem Lande ändert.

Die Arbeiter auf dem Lande werden gern die Kulturlasten der Besiedlung tragen. So groß ist das Geschäft, was in diesem Unternehmen steckt, so groß ist die natürliche Fruchtbarkeit dieser Kolonisationsarbeit, daß jeder Beteiligte, der mietende oder kaufende Arbeiter, der vermietende und verkaufende Bauer und auch noch der Schul- und Armenetat der Gemeinde, gewinnen kann. Das besiedelnde Volk soll die Kulturlasten tragen, das klingt sehr unsozial und ist doch gerade das Gegenteil. Die zukünftige agrarische Sozialpolitik sollte keine Wohltaten mehr geben, sondern Freiheiten, wirkliche Freiheit, die gegründet ist auf wirtschaftliche Selbständigkeit. Dann werden wir statt Landflucht Stadtflucht erleben.

Hat das wachsende deutsche Volk erst wieder seine Heimat auf

Dem Lande, so werden die Rücksendungen von Geld aus den Städten und die Rückwanderungen wohlhabender Menschen dem Lande ebensoviel zutragen, als ihm die Abwanderung nimmt.

In letzter Zeit ist viel gesprochen worden über das kostbare Menschenmaterial, das durch innere Wanderung einige Provinzen abgeben, andere gewinnen.

Heute liegt die Sache so, daß das platte Land die Schul- und Armenlasten für die großen Städte und Industriegegenden zahlen muß, indem es die erwerbsfähigen Leute in einem bestimmten Alter abgibt, dagegen die dazugehörigen Unterstützungsbedürftigen und Erziehungsbedürftigen auf dem Lande unterhalten muß. Eben durch die freie, selbsttätige Besiedlung des Landes kann dies gefährliche Verhältnis abgeändert werden, welches auf die Dauer die gesunde Konstitution des Volkes bedroht. Es muß erreicht werden, daß, wenn der junge Mann in die Stadt zieht, er oder seine Eltern schon die Kulturausgaben bezahlt haben, welche seine Erziehung gekostet hat. Die Landsehnsucht, der Landhunger des Mannes aus dem Volke macht ihn willig, bei seiner Ansiedlung einen Kanon zu übernehmen oder einen Mehrbetrag auf sein Grundstück zu bezahlen, oder eine Gebäudesteuer zu leisten, welche die Kurlasten deckt. Man scheint bisher noch der Ansicht zu sein, daß wohl die Bauernkolonisation sich zur Not selbst tragen könne, daß aber die Arbeiteransiedlung notwendig Zuschüsse verlange. Warum soll aber die Bohnarbeit, die doch in den Städten die hohen Mieten trägt, auf dem Lande das Wohnen nicht bezahlen können, wo doch das Wohnen durch die Viehhaltung wieder Rückerträge gibt, wo Kinderreichtum wirklich Reichtum ist und bringt, während die kinderreiche Familie in der Stadt notwendig die schlechteste Wohnung, den hartherzigsten Wirt erhält und die höchste Miete zahlt.

Es ist wirtschaftlich gesünder, der Lohn der Arbeit steigt auf dem Lande so hoch, daß sie ihre Unkosten bezahlen kann, als daß er niedrig bleibt, und die Arbeit muß sich Alimente zahlen lassen vom Besitz.

Um die ungleiche Belastung von Stadt und Land durch die Schullasten auszugleichen, kommt man jetzt immer mehr auf die schiefe Ebene der Zentralisierung, und schließlich verfällt man auf diesem Wege auf die volle Verstaatlichung der Schulen. Das aber hat wieder seine großen Kulturgefahren. Deutschland ist in der Zeit seiner Zerrissenheit geistig groß geworden, weil diese Zerrissenheit jeden Geistes- und Gewissensdruck dezentralisierte. Die

straffe Einheit, die jetzt das preußische Gemeinwesen über den größten Teil des deutschen Volkes verhängt hat, hat große politische Vorteile und hat das deutsche Volk wiederum nach außen groß und frei gemacht. Aber sie bringt für die Kultur des Geistes die Gefahr mit der Uniformierung der Geister, der Gemissen und Intelligenzen. Die Schule sollte dezentralisiert werden, sowohl finanziell als kulturell. Es sollte große Schulkörperschaften für jede Provinz geben, sich selbst verwaltend, wie die Universitäten, und deren untere Einheiten in den Stadtgemeinden und in den Kreisen liegen. Das kann aber nicht gelingen, so lange die Provinzen sich vorrechnen, wieviel sie einander schenken. Es soll nichts geschenkt werden, sondern: „Wat kost werd betalt“, sagt der kleine Mann. So soll er auch die Schule bezahlen, dann kann er gehen, wohin er will. Der sogenannte soziale Geist unserer vielen Wohlfahrtsgesetze verlangt immer, daß die Lasten auf die starken Schultern gelegt werden und die Schwachen womöglich befreit bleiben. Auf diese Weise leidet immer die Freiheit des kleinen Mannes. Entweder er wird zu den starken Schultern gerechnet, dann muß er Lasten tragen, die immer schwerer werden, wie jetzt der kleine Arbeitgeber die Lasten unserer sozialen Gesetzgebung, oder er gehört zu den Schwachen, die unterstützt werden, dann sinkt er in Abhängigkeit und Unmündigkeit und ist eine Last statt eine Kraft. Zwischen beiden Ständen liegt eine tiefe Kluft, in der der kleinste freie Selbstwirtschafter verschwindet und worüber der Sprung sehr schwer ist. Ganz besonders die soziale Agrarpolitik auf dem Land darf nicht aus den Taschen der reichen Leute oder auf Kosten der starken Steuerzahler gemacht werden, sondern muß sich selbst bezahlen.

6.

Allerdings kann die Arbeiteransiedlung nur dann aus eigener Kraft gelingen, wenn sie am rechten Platze geschieht. Die Anschauung ist die Mutter des Verstandes und die Fantasie die Mutter des Willens. Stellen wir uns einmal vor, wie das neubesiedelte Land nach Kapps Pläne aussehen müßte. Die großen Güter liegen, wie sie heute liegen. Aber zwischen ihnen, durch Abstoßung ihrer äußeren Ländereien entstanden, liegen kleine neue Dorfgemeinden, aus kleinsten Bauerngütern und Arbeiterrentengütern gemischt. Man berichtet, daß im Posenischen die polnische Ansiedlungspolitik geglückt ist, weil dort in der Peripherie der großen Güter sich Zwergbesitz erhalten hat, der durch Abgabe von Gutsland sehr leicht in gesunden bäuerlichen Besitz verwandelt werden konnte, ohne daß eigentlich

neue Ansiedlungen geschaffen wurden, so daß die feindlichen Ansiedlungsgesetze umgangen werden konnten. In den deutschen Provinzen ist in der Agrarreform dieser Zwergbesitz verloren gegangen, und darum will man ihn zugleich mit kleinen Bauerngütern in Form einer Dorfgemeinde neu schaffen. Aber das hat, wie mir scheint, keine Schwierigkeiten. Es wäre Romantik, wenn die Behörden sozusagen Dörfer nach ihrer Fantasie schaffen, auf dem übrigen platten Lande aber die Ansiedelung wie bisher untersagen wollten. Die Regierung mag sich noch so oft vor den Kopf schlagen, es werden nicht fertige Dörfer solcher Art herauspringen.

Das glückte zur Not, so lange man nur Bauernkolonisation trieb, wo das Rentengut den Mann ganz ernähren soll. Aber bei der Arbeiterbesiedlung des Landes geht es nicht. Ob noch eine und noch eine Arbeiterfamilie hier leben kann, das kann nur der entscheiden, der es daraufhin wagt, der Siedler selber, und keine Behörde ist weise genug, ihm diese Verantwortung abnehmen zu können. Weil der freie Arbeiter sich seine Arbeit suchen muß, darum muß ihm vielmehr die Wahl des Ortes überlassen werden. Von Seiten der Regierung ist klar ausgesprochen, daß wohl Bauernkolonisation von einer Zentralstelle gemacht werden kann, aber nicht Arbeiterkolonisation, sondern diese müsse von örtlichen Kräften besorgt werden. Man könnte noch hinzufügen, daß Arbeiterbesiedlung überhaupt nicht verwaltungstechnisch gemacht werden kann, sondern aus der Initiative der einzelnen kleinen Siedler entstehen muß.

Der Herr Minister bezweifelte, ob es gelingen würde durch die oben beschriebene Zwischensiedlung nach Kapps Pläne auf den Außenschlägen aneinandergrenzender Gutsbezirke lebensfähige Landgemeinden zu schaffen. Das trifft zu, so lange man meint, daß jede freie Arbeiterwohnstelle nur an der kurzen Nabelschnur eines fertigen Dorfes lebensfähig sei. Das Dorf ist eine Form der Landbesiedlung, die früheren Jahrhunderten angehört, als es noch keine festen Wege gab und im Winter nur der allernächste Nachbar erreichbar war. Heute sind vielmehr die langen Linien vorhandener fester Straßen die gegebenen Orte des Anbaues. Der Siedler sucht sich die Stelle aus, wo er wohnen will. Der Kreisauschuß verschafft ihm von der Landschaft unter Kontrolle der Generalkommission das Land. Er zahlt Anliegerbeiträge, aus denen die Straße unterhalten und, wo es rentabel erscheint, mit einer Straßenbahn versehen wird. So wie einst die Höfe um die Kirche, so müssen jetzt die Höfe an einer festen Straße liegen, mit möglichst glatter

Verbindung für Mensch, Vieh und Lastwagen. Das ist für die wirtschaftliche und geistige Kultur das einzig vernünftige. In allem Wind und Wetter ist die Straße, womöglich mit einer Bahn versehen, Markt-, Schul- und Kirchweg und Weg zur Arbeitsstätte. So sehen seit Alters die Gebirgsdörfer und in heutiger Zeit die Vororte der großen Städte aus, so wird auch das Land aussehen müssen. Natürlich werden die einzelnen Höfe dieser oder jener Gemeinde zugeteilt, aber das Besiedlungswerk ist Kreisfache, wogegen sich weder Dorfgemeinden noch Gutsbezirke wehren dürfen, wodurch diese aber auch nicht belastet werden dürfen.

Alle bisherigen Besiedlungspläne wollen, daß die Regierung arbeitet, wie der Herrgott in der Schöpfungsgeschichte: hier soll ein Dorf stehen und hier keins. Das scheint mir nicht der richtige Weg. Vielmehr sollte man eine freie Selbstbesiedlung des Landes ermöglichen.

Der Geist aller bisherigen Ansiedlungsgesetze war folgender: Es darf nicht angesiedelt werden, denn der Gutsherr, die Dorfgemeinde, der Forsteigentümer, die Schulverwaltung, die Armenverwaltung, die Polizeiverwaltung, der Nachbar wollen es nicht. Der neue Ansiedlungsgedanke ist der: Hier darfst du wohnen und überall sonst nicht. Aber der richtige Weg, der in die Zukunft führt, heißt: Überall darf angesiedelt werden, d. h. überall, wo es vernünftig ist, im Rahmen des Ansiedlungsplanes, nämlich an den vorhandenen öffentlichen Straßen und ohne Belastung des vorhandenen Grundeigentums. Radikale Leute haben schon vorgeschlagen, man solle im Interesse der Besiedlung ein Enteignungsrecht schaffen gegen das vorhandene Grundeigentum. „Solches Enteignungsgesetz wäre ja ein Beeignungsgesetz.“ Aber davor muß man warnen, man macht damit nur Mißtrauen, Nachbarnfeindschaft und andere feindliche Kräfte mobil, und es geht auch ohne dem. Nur wenn das wirtschaftliche Interesse des Landgebers sowohl wie des Siedlers befriedigt wird, wird die Siedlung gelingen. Wenn der Siedlungslustige kommt auf das Landratsamt und sagt, hier möchte ich wohnen, so wird es in den meisten Fällen auch gelingen, von dem Eigentümer das Land zu erlangen und pfandfrei zu machen, sobald der deutsche Grundbesitz erst erkannt und erfahren hat, daß Menschenwild das Edelste ist, das er auf seinem Boden hegen kann, daß es aber nur zu haben ist um den Preis wirtschaftlicher, häuslicher Freiheit.

Die Arbeit darf sich auch nicht darauf beschränken, daß etwa

nur das von Gutsbezirken belegte Land der Besiedlung geöffnet wird. In den Dorfgemeinden liegt die Sache ebenso. Auch hier ist bisher gegen die Neubesiedlung verwaltet worden, aus demselben Grunde, wie dort. Hohe Schullast, Armenlast, Felddiebstahl, Forstdiebstahl und dergleichen Ängste mehr haben es gehindert. Sollen auch die Dörfer der Neubesiedlung geöffnet werden, so erweitert sich sofort das Werk. Es kann sich da nicht mehr nur um eine genossenschaftliche Wohlfahrtspflege handeln, sondern nur noch um ein freies Ansiedlungsgesetz. Bisher ist das deutsche Land der freien Selbstbesiedlung nur erreichbar auf dem Umwege über die Urbanisierung, Verstädterung des Landes. Es wird aufgeschlossen durch die Industrie. Solange es rein agrarisches Land ist, ist es der Neubesiedlung verschlossen. Agrarische Dörfer inmitten industrieller, wie sie manchmal dicht beieinander liegen, zeigen, meine ich, am reinsten das Wesen und die Ursachen der Leutenot. Der sicherste Weg und die vielleicht unentbehrliche Voraussetzung für eine wirkliche Eröffnung des Landes wäre die Schaffung großer stadtähnlicher Gemeindeförperschaften, die nicht mehr jeden Neusiedler unter die Lupe nehmen, ehe sie ihn zulassen, sondern ansiedeln, wie die Städte angehiedelt haben, in welchen die Interessentkonflikte keine Hemmung mehr bilden können, wie in den allzu engen Dorfgemeinden.

Man muß über das Nebeneinander und Wiedereinander der Gutsbezirke und Landgemeinden hinwegzukommen suchen, nicht indem man sie abschafft, sondern indem man sie in einer höheren Einheit zu versöhnen sucht.

Weil aber dazu noch gar keine Aussicht ist, und weil es besser ist, ein großes Werk lieber ganz klein und bescheiden, als garnicht anzufangen, so sollte erwogen werden, wie auch in Gegenden, wo Dorf an Dorf grenzt, wo es fast keine großen Güter gibt und wo doch die Arbeitskräfte fehlen, besiedelt werden kann, auch ohne neue Gesetze.

Das Landratsamt könnte ohne jeden Zwang alle die Wohnstellen, Tagelöhnerhäuser, Teile von Bauernhäusern oder leerstehende Höfe, die zurzeit von den Bauern nicht vermietet werden aus Sorge vor den Schul- und Armenlasten oder aus Aerger und Unkenntnis des Vermietungsgeschäftes, indem sie meinen, damit immer ein Arbeitsverhältnis verbinden zu müssen — ich wette, daß in jedem Dorfe 1 bis 3 solcher Stellen zu finden sind —, könnte, sage ich, diese Stellen mieten, und nachdem sie anständig und wohnlich hergestellt sind, an ordentliche Leute wiederum frei, d. h. ohne Arbeits-

zwang vermieten. Die Miete wäre so zu berechnen, daß daraus ein Teil an die Gemeinde abgeführt werden könnte, welcher dem Durchschnitt der auf einen Hectar fallenden Schul- und Armenlasten entspricht. Nachdem Erfahrungen gesammelt sind, könnte das Landratsamt einen Schritt weiter gehen, kleine Parzellen an den Straßen zu verkaufen suchen, sie bebauen und die fertigen Wohnungen vermieten oder kaufen, wiederum unter Deckung der entstehenden Kulturlasten durch eine ausreichende Gebäudesteuer, oder auch die so belastete Baustelle an Baulustige verkaufen. So tastet man sich vorsichtig auf den richtigen Weg und probiert das Siedlungsinteresse, das im Volk steckt.

7.

Die Kappsche Vorlage sagt:

„Zu Bedenken kann die Frage Anlaß geben, ob die Ansiedler sich nicht zu Wanderarbeitern ausbilden werden, die Weib und Kind zur Versorgung der häuslichen Wirtschaft zurücklassen und selber den größten Teil des Jahres über und gerade zur Zeit der Bestellung und Ernte in die Industriegebiete und Großstädte gehen um dort lohnenderen Verdienst, als in der Heimat, zu finden. Eine solche Gefahr kann eintreten, es braucht dies aber nicht der Fall zu sein.“

In diesen Bedenken liegt die eigentliche Gefahr für das Siedlungswerk. Es werden Zeiten kommen, wo die Kleinmütigen und Kurzsichtigen unter den Vertretern des Grundbesitzes den Fortgang aufhalten werden. Handwerker, Industriearbeiter, Eisenbahnarbeiter, Briefträger und Wanderarbeiter werden sich zunächst ansiedeln und werden ihre Kinder in die Stadt schicken. Der Landarbeiter aber, den die große Landwirtschaft braucht, bleibt aus. Diese Wendung kommt sicher. Man wird dann rufen: Euere Siedlungspolitik hält die Landflucht nicht auf.

Dieselben Bedenken sprach der Abgeordnete von Dewitz im Landtag aus, er meinte: „Wir haben keine Sicherheit, daß auch die Arbeiter die gerade in den Landgemeinden angesiedelt werden, uns auf dem Lande erhalten bleiben; weit eher ist das jedenfalls der Fall, wenn sie auf dem Großgrundbesitz selbst sesshaft werden.“ Nach seiner Meinung sollten Arbeiterstellen im Großgrundbesitz ausgetan werden, nämlich Rentengüter. An diesen sollte der Gutbesitzer sich eine Resthypothek vorbehalten, sich dagegen durch Vertrag verpflichten, dem Arbeiter die nötigen Spanndienste zu leisten, während der Arbeiter sich wiederum verpflichtete, zu angemessenem Lohn Hilfe

Bei der Ernte im Monat Juli und August auf dem Gute zu leisten. Dieser Plan wäre ein Rückschritt gegenüber den oben entwickelten Ideen der Rappsch'schen Vorlage. Das Wohn- und Arbeitsverhältnis würden so wieder zusammengekuppelt. Auf diese Weise könnten wohl einige Großgrundbesitzer, kluge und vornehme Leute ihrer Arbeiternot abhelfen. Aber es bestände die Gefahr, daß man aus dem Rest der Arbeitsverpflichtung des Ansiedlers das Ganze wieder herzustellen versuchen würde. Darum kann auf diesem Wege gegen die Leutenot der mittleren Besitzer nichts erreicht werden, noch weniger gegen die der großen und kleinen Bauern und gegen die Landflucht des ganzen Volkes überhaupt.

Aber eigentlich ist es falsch, zu meinen, das Heil läge darin, daß es gelänge, die Leute vom Zug nach der Stadt zu befehren, um sie zu halten auf dem Lande. Es wäre eine Arbeit, die nicht gelingen könnte, wenn man versuchen wollte, die Leute die die Stadt, die die Industrie braucht, zurückzuhalten. Man mag es ihnen auf dem Lande so behaglich machen, wie man will, die Industrie kann und muß und wird sie gewinnen. Bietet das Land mehr, so muß die Stadt noch mehr bieten. Nicht das ist unsere Aufgabe, den Menschenstrom in die Industrie aufzuhalten. Sondern im Gegenteil, den Menschenbedarf der Städte zu decken, das ist die Aufgabe des Landes, und zwar so reichlich zu decken, daß das Land selbst nicht erschöpft wird, daß im Gegenteil die Menschengaasat immer zunimmt, um noch größeren Bedarf zu befriedigen. Je mehr Menschen verlangt werden, um so mehr Menschen müssen aufgezogen werden, und zwar wo die Menschenzucht zu Hause ist, auf dem Lande. Der Nachwuchs kann bedeutend verstärkt werden. Die Wohnungsnot der kinderreichen Familien in den Städten verbreitet auch in den Arbeiterkreisen das Zweikindersystem. Mehr Herde und mehr Heimstätten auf dem Lande brauchen wir, wo Wiegen stehen. Dort ist Kinderreichtum wirklich auch wirtschaftlicher Reichtum. Aber in den letzten Menschenaltern haben diese Herde nur abgenommen und unsere eigenen Gesetze waren es, die sie abnehmen gemacht haben.

Deutschland wächst, aber nur in den Städten, weil auf dem Lande in rein agrarischen Bezirken der kleine Mann nicht den dritten Teil der neuen Wohnstätten findet, die er sucht.

Darum, wo man auf dem Lande anfängt, neue Arbeiterwohnstätten zu bauen, da lasse man sich nicht abschrecken, wenn man sieht, daß der Arbeiter, der einzieht, wiederum seine Kinder in die

Stadt ziehen läßt. Das muß so sein. Erst muß der Menschenbedarf der Stadt befriedigt sein, ehe für das Land etwas übrig bleibt. Will man diesen Umweg nicht machen, so wird man auch für das Land niemals etwas erreichen und es bleibt bei der Verödung des Landes.

Es ist keine Uebertreibung, wenn hier von einer Verödung des Landes, wenigstens unseres Ostens gesprochen wird. Soweit das deutsche Land rein agrarisch ist, haben dort nur Grundeigentümer eine Heimat und zwar nur die Zahl der vorhandenen. Ein modernes Volk besteht aber nicht nur aus Grundeigentümern. Diese sind nur ein Bruchteil des Volkes. Wo bleiben die Besitzlosen, die Zukunfts- und Wachstumskraft des Volkes? Sie dürfen in das Tagelöhnerhaus des Gutsherrn oder Bauern, solange sie für diesen Herrn arbeiten. Aber das tun sie nicht und brauchen sie nicht. Das damit verbundene allzu enge Abhängigkeitsverhältnis entspricht nicht mehr dem Kulturwert des deutschen Arbeiters. Er will freie Wohnungen auf dem Lande, eigene oder Mietwohnungen, und solche gibt es nicht. Zum Beleg sei es mir erlaubt, eine kleine Szene zu erzählen, wie ich sie deren täglich erlebe.

Ort der Handlung:

Prov. Sachsen: Raumburg a. S., Wohnung eines jungen Telegraphenarbeiters.

Seine junge Frau liegt im Bett, ist eben wegen Brusteiterung, acht Tage nach ihrer ersten Entbindung, operiert worden. Zwei Aerzte, Dr. J. und Dr. S., stehen im Zimmer und unterhalten sich mit dem jungen Vater B. und seiner Schwägerin Frau M., die aus Wethau, einem benachbarten Dorfe, zur Pflege gekommen ist.

Frau M.: Na, wenn ich noch Kinder kriege, ich trage sie in die Wethau (gleichnamiger Fluß beim Dorfe Wethau).

Dr. S.: Wohnen Sie denn in Wethau?

Frau M.: Jawohl, in dem traurigen Drednest. Es ist ein Jammer, daß man auf dem Dorfe wohnen muß. (Ihr Mann ist Landbriefträger.)

Dr. J. (Freund der Wohlfahrtsbestrebungen auf dem Lande): Manu, was wollen Sie denn. Es ist doch schön, auf dem Lande zu wohnen.

B. (Der junge Vater): Na, auf dem Dorfe ist nicht los, alles zu teuer. Wenn wir in Kolonne in einem Dorfe einquartiert sind, müssen wir jetzt für Abendbrot, Nachtlager und Morgentaffe 1,35 M. zahlen. (Die Telegraphenarbeiter ziehen als Kolonnen unter einem

Vorarbeiter im Dienste der Postverwaltung auf die Dörfer, um neue Drähte zu legen und alte Leitungen zu reparieren). Nu rechnen Sie sich aus, was für einen Mann übrig bleibt, der zu Hause Frau und Kinder hat. 2,50 M. kriegen wir bloß für den Tag.

Frau M.: Es gibt ja nichts zu kaufen auf dem Dorfe. Wenn ich abends für meinen Mann ein Stück Wurst holen will, muß ich in den Gasthof schiden, und da heißt es, wir können nichts abgeben, oder es ist sündenteuer. Und dafür muß man noch betteln, daß man es kriegt.

Dr. S.: Na warum schlachten Sie denn nicht selber? Haben Sie denn kein Vieh?

Frau M.: Vieh? Ne! Kleines Dreckvieh wohl (Kinder). Aber anderes? Das leiden die Bauern nicht.

Dr. S.: Dann wohnen Sie wohl zu Miete? Wieviel zahlen Sie denn Miete?

Frau M.: Fünzig Thaler, und da müssen wir noch froh sein. Denn das ist die einzige Mietwohnung im Dorfe. Wenn wir da raus müssen, finden wir keine.

Diese Unterhaltung ist genau so erlebt. Man braucht nicht alles darin Gesagte für blanke Wahrheit zu halten. Aber vermutlich ist wahr, daß die Landbriefträgerfamilie zur Miete wohnt, daß sie 50 Thaler zahlt, und daß sie kein Vieh hält. Daß es auf dem Dorfe keine Wurst zu kaufen gibt, ist ganz normal. In mancher kleinen Landstadt gibt es selbst für den Herrn Amtsrichter kein Gemüse zu kaufen. Er muß es erbitten. Es hat eben jedermann selbst Gemüse und darum gibt es keinen Markt dafür. Erst recht muß es auf dem Dorfe so mit dem Fleisch stehen. Der kleine Mann muß selbst schlachten, oder er versteht nicht auf dem Lande zu leben. Um das zu können, muß er Vieh halten. Um Vieh halten zu können, muß er ein eigenes Haus haben oder eine Mietwohnung, worin das möglich ist. Keins von beiden findet er. Im allgemeinen gibt es bei uns für den kleinen Mann auf dem Lande weder genügend Häuser zu kaufen, noch Baustellen zum Bau, noch genügend Mietwohnungen, worin er Vieh halten könnte. Warum nicht? Weil unsere Schul- und Armengesetze alle Landbesitzer zwingen, für die Verödung des Landes und Fernhalten aller kleinen Leute zu arbeiten und weil unsere Ansiedlungsgesetze ihnen die Macht dazu in die Hände legen. Wenn es so einem Landbriefträger geht, wie

heimatlos ist erst der gemeine Arbeiter auf dem Lande. Man bedenke doch, fünfzig Taler Miete kostet die kleine Wohnung in der Stadt auch nur, wo es doch alles billig zu kaufen gibt. Aber auf dem Lande sollte der kleine Mann durch die Viehhaltung in die Lage kommen, daß er keine Lebensmittel zu kaufen braucht, sondern im Gegenteil solche verkauft und dadurch um 500 M. besser steht, als sein Kollege in der Stadt. So aber steht er schlechter da.

Ein kleiner, übrigens wohlhabender Fleischermeister sagte mir neulich: Wenn man nicht die eigenen Kinder hätte, käme man gar nicht durch. „Keiner will mehr dienen. Kinder kleiner Bauern und Handwerker dienen wohl noch, aber Arbeiterkinder taugen nichts.“ Diese Ansicht kann man überall hören. Jeder kleine Selbstwirtschafter und gerade der kleinste, der nur wenig Hilfe braucht und darum von ihr um so abhängiger ist, wird sie bestätigen. Worin liegt der Unterschied? Die Eigentümerkinder lernen von Jugend auf Pflichtbewußtsein gegenüber der Arbeit, von der die Familie lebt. Arbeiterkinder lernen den Mietlingsgeist, der in der Wirtschaft, der er dient, immer einen Feind sieht. Darum liegt es im klarsten wirtschaftlichen Interesse aller derer, die fremde Leute brauchen, daß es möglichst viel kleine Eigentümer-Familien gibt, die nicht nur für fremde Arbeit da sind, sondern auch eigene Arbeit kennen. Ihre Arbeit ist gerade darum mehr wert, weil sie in einem freien Verhältnis zu ihr stehen. Freie Arbeiter sind mehr wert, als ewig abhängige. Das wird den deutschen Landwirten schon nichts neues mehr sein.

Aber nicht nur um des wirtschaftlichen Interesses willen, sondern um der gesamten Volkserziehung willen ist es von der größten Wichtigkeit, daß die weitesten Kreise des Volkes in einer eigenen, wenn auch noch so kleinen Wirtschaft das Pflichtverhältnis zur Arbeit lernen und den Mietlingsgeist verlernen. Der frei wohnende Landarbeiter, der in seinem eigenen oder gemieteten Hause Vieh halten kann, lebt beständig in solcher Erziehung zu pflichtmäßiger Arbeit.

Mein Onkel, ein einfacher Landpfarrer und zugleich begabter Volksredner, der die Kunst verstand, eine große Volksversammlung mit Anekdoten, Kriegserinnerungen und dergleichen zu dröhnenden Lachsalben hinzureißern und die Gewalt hatte, wenige Minuten darauf

die Volksmenge bis zu Tränen zu rühren und zu erschüttern, war um dieser Gabe willen zu einer Provinzialkirchenvisitation befohlen und erhielt den Auftrag, in einer Nachversammlung vor einer vielhundertköpfigen Menge zu sprechen. Obwohl stockkonservativ königstreu und altgläubig, machte es ihm doch zuweilen Spaß so zu sprechen, daß es feierlichen, kirchlichen Würdenträgern eiskalt den Rücken runterlief. Er begann ungefähr wie folgt: Lieben Freunde, wir leben in agrarischer Zeit. Darum will ich auch eine agrarische Rede halten. Nämlich über das Schwein. Freilich nicht über Schweinemast, obwohl ich als geborenes Landkind auch etwas davon verstehe, sondern ich soll ja als Seelenhirte zu Euch reden. Also mein Thema lautet: Das Schwein ein sozialer Charakter. Wenn ich zur ethischen Gesellschaft gehörte, so würde ich sagen ein ethischer Charakter. Aber weil ich altmodisch bin, bleibe ich bei dem Worte: sozial. Und nun sprach er eingehend über das segensvolle Wirken des Schweines im Familien- und Wirtschaftsleben des kleinen Mannes. Wie das Schwein zur Familie gehört, wenn es geboren wird und wenn es stirbt. Ueber den Geisteskampf, den das Schwein in Kopf und Herz des kleinen Mannes gegen die Schnapsflasche und das Kartenspiel führt. Ueber das Frühaufstehen, die Pünktlichkeit, über die frühe Erziehung des Kindes zu umsichtiger, verständnisvoller Arbeit: — ein Verdienst des Schweines. Hausfriede nährt, Unfriede verzehrt, bewährt sich auch am Schwein. Ueber das Vorausorgen und Vorausberechnen über Wochen, Monate und Jahre hinaus. Ueber Glück und Segen, der auf der fleißigen Arbeit ruht. Ueber die starke Manneskraft, die auch jahrelanges Unglück überwindet. Ueber das Schwein als Sparbüchse des kleinen Mannes. Wie es den kleinen Mann zur wirtschaftlichen und politischen Selbständigkeit, Unabhängigkeit, Freiheit erzieht. Schließlich war er angelangt bei der sozialen und sittlichen Bedeutung der Familie überhaupt, welche bei der reinen Tagelöhnerarbeit wie bei der Fabrikarbeit zerrissen wird, so daß die Hoffnungslosigkeit und der Umsturzzedanke eindringen können. Ein eigner Herd, ein treues, ordentliches Weib und wohlgezogene, fleißige Kinder sind größerer Reichtum als alles Gold und Glück der Reichen und Vornehmen. Eine Geschichte noch von einem treuen Weibe, das ihren versoffenen Mann rettet und belehrt, vorgetragen mit der ganzen Kunst eines Mannes, der es versteht, das menschliche Herz mit ganzer Faust zu umfassen, zu ängstigen und wieder zu erleichtern: — Das war eine Predigt, wie sie sein soll, nicht nur für das Volk, sondern

auch für die umsitzenden Würdenträger der Kirche und des Staates. Es liegt darin das Programm der antisozialistischen, agrarischen Sozialpolitik, die wir brauchen.

Ueber den engen Zusammenhang, den diese soziale Agrarpolitik mit der Polenfrage hat, siehe: Schiele, Briefe über Landflucht und Polenfrage, Fr. Wilh. Grunow, Leipzig.

Nachschrift*)

von

D. v. Dewitz.

Der vorstehende Aufsatz scheint mir den Faden zu lockern, an den sich neuerdings die auf die Ansiedlung selbständiger Arbeiter gerichteten Bestrebungen knüpfen. Die unbestreitbare Not an Arbeitskräften auf dem Lande und der fundamentale Mangel einer staatlichen Agrarpolitik, dieser Abhilfe zu schaffen, haben private Kräfte unter schwacher Beteiligung des Staates beweglich gemacht, die Ansiedlung von Arbeitern nicht als Selbstzweck, sondern zur Steuerung der eigenen Not zu fördern. Der Verfasser des vorstehenden Aufsatzes läßt dagegen die soziale Seite der geplanten Maßnahmen vor der wirtschaftlichen mehr in den Vordergrund treten. Ihm ist nicht der Landwirt, dessen Betrieb in Gefahr steht, sondern der Siedler die Hauptperson. Für ihn sollen alle Kräfte mobil gemacht werden, damit er sich ansiedeln kann, wo er will, sei es in geschlossenen Ortschaften, sei es „in langen Linien an vorhandenen festen Straßen“. Die Behörden und Landgesellschaften haben Baupläze, Baupläne, Hypotheken usw. für ihn bereit zu halten, um eine möglichst leichte Gelegenheit zur Besiedlung des platten Landes zu schaffen. Völlige Unabhängigkeit des Siedlers, auch in wirtschaftlicher Beziehung ist die Voraussetzung. Er soll sein Haus und seinen Stall selbst bauen, freilich dafür auch alle Kosten, selbst Straßenunterhaltungskosten, aus eigenen Mitteln bestreiten: „Die Besiedlung muß sich selbst bezahlen.“ Die Grundsätze der Besteuerung und Verwaltung auf dem Lande müssen event. zu diesen und andern Zwecken der Siedlung geändert werden.

*) Da der vorstehende Aufsatz auch auf die Ansichten des Abgeordneten v. Dewitz Bezug nimmt, so haben wir unsern Mitarbeiter Herrn v. Dewitz gebeten, seine Auffassung gleich im Anschluß hieran darzulegen. Das Problem ist von so außerordentlicher Wichtigkeit, daß unsere Leser es gern gleich von zwei Seiten beleuchtet sehen werden. Die Redaktion.

Diese weitgehenden Vorschläge tragen den Stempel stärkster Einschätzung des sozialen Wertes der Sekthafmachung ländlicher Arbeiter auf freiem Eigentum an sich.

Ich bin der letzte, diese Bewertung herabzusetzen. Aber die Vorschläge entfernen sich zu sehr von den praktisch erreichbaren Zielen der Gegenwart und darin liegt ihre Gefahr.

Wenn ich zunächst den Siedler ins Auge fasse, so handelt es sich für ihn im Osten um die Beschaffung eines kleinen Gehöftes von Haus, Stall mit Tenne und ca. 4 Morgen Land. Hier ist die Möglichkeit zur Ernährung einer Kuh und von drei Schweinen, sowie vor allen Dingen die volle Beschäftigung von Frau und Kindern gegeben. Diese Größe verbürgt auch einigermaßen, daß der Ansiedler in der Nähe landwirtschaftliche Arbeit sucht und seine Arbeitskräfte dem Wohnorte, oder doch der Nachbarschaft erhält. Lediglich der Besitz eines Hauses mit Garten würde nach den angegebenen Richtungen unzulänglich sein. Die Gehöftsstelle sollte möglichst im Orte und nicht außerhalb desselben liegen. Für den Siedler selbst und seine schulpflichtigen Kinder liegt der Vorteil auf der Hand. Jede Gemeinde würde sich aber auch gegen eine Kolonisation von Arbeitern außerhalb der Ortschaft wehren. Die Gründe, die zu dem bestehenden Ansiedlungsgefes führt haben, lassen sich nicht ignorieren. Es würde bedenklich sein, die Ansiedlungsbestrebungen örtlich unpopulär zu machen.

Der Vorschlag, daß der Ansiedler sein Gehöft selbst aufbauen soll, widerspricht der Erfahrung. So lange dies die Landgesellschaft in Ostpreußen anstrebte, wurde sie die Stellen nicht los. Sobald sie solche fertig zum Verkauf stellte, fand eine reißende Abnahme statt und es konnte das Bedürfnis nicht befriedigt werden. Der Grund liegt in der mangelnden Uebersicht des Siedlers über die event. Höhe der Baukosten, die ihn zurückschreckt, wenn er selbst bauen soll. Der Grundsatz „was kost, werd betalt“ findet heute keine allgemeine Verbreitung mehr, hat vielleicht auch nie östlich der Elbe, mit Ausnahme von Holstein, bestanden. Die Pommerische Baugesellschaft scheitert mit ihren Versuchen, Arbeiterstellen in bestehenden Landgemeinden zu schaffen, an der Höhe der Kosten. Der Kreis Briesen hat eine erhebliche Zubuße für jede der 15 von ihm gegründeten Arbeiterstellen gezahlt, obgleich die Uebernahmefkosten für die Arbeiter durchaus nicht gering waren. Die Generalkommission setzt bekanntlich die Rentenbelastung fest und schätzt zu dem Zweck den Wert der Rentenstelle ein. Wie nun, wenn die

tatsächlichen Kosten den Rentenkaptalwert stark übersteigen, wie es bisher fast überall der Fall gewesen ist? Soll, kann und wird der Arbeiter dann das Mehr aus eigener Tasche zahlen, oder als Nachhypothek stehen lassen? Alle bisherigen Erfahrungen weisen darauf hin, daß Arbeiterrentengüter in bestehenden Gemeinden nicht ohne Staatsubvention zu beschaffen sein werden. Erst wenn eine solche flüssig gemacht ist, wird die Entwicklung eine regere werden können. Dem steht aber auch nichts entgegen. Die Einrichtung einer Bauernstelle in den Ostmarken verlangt seitens des Staates eine Aufwendung von ca. 9000 Mk. à fonds perdu. Zu den nationalen Gründen, die dort maßgebend sind, treten hier im Falle der Gründung von Arbeiterrentengütern noch wirtschaftliche und soziale Gründe von unübersehbarer Tragweite hinzu. Eine Prämie von ca. 1000 Mk. würde völlig ausreichen, um überall lebensfähige Stellen zu begründen. Nicht ohne Hilfe des Staates oder der öffentlich rechtlichen Verbände, sondern nur mit ihrer Hilfe läßt sich die keimende Saat zur kräftigen Pflanze entwickeln. Zum Experimentieren ist keine Zeit mehr. Die Stunde, in der das Zufließen ausländischer Arbeiter unterbunden werden kann, liegt vielleicht näher, als gemeinhin angenommen wird. Der Rückstrom deutscher Arbeiter aus dem Ausland ist stärker als je und die Aufnahmefähigkeit der Industrie voraussichtlich auf Jahre geschwächt.

Die Ablehnung der Forderung einer fast schrankenlosen Freiheit für den Arbeiter hinsichtlich seiner örtlichen und wirtschaftlichen Ansiedlung klärt zugleich das Problem, wer die Ansiedlung betreiben und damit, unter welchen Bedingungen sie erfolgen soll.

Herr Dr. Schiele bezeichnet meinen Vorschlag im Abgeordnetenshause, den Arbeiter in dem Großgrundbesitz anzusiedeln und ihn dort durch vertragsmäßige Nebenleistungen des Besitzers zu fesseln, als einen Rückschritt, weil die Gefahr bestände, daß „man aus dem Rest der Arbeitsverpflichtung des Ansiedlers das Ganze wieder herzustellen versuchen würde“. Ich kann diesen Einwand nicht als stichhaltig anerkennen. Der Rentengutsnehmer in dem Großgrundbesitz ist ebenso frei, wie der in der Landgemeinde; daß er sich durch jährlichen Vertrag bindet, für die Bestellung seines Landes in der Erntezeit Arbeit zu leisten, macht ihn nicht unfreier, wie den Arbeiter, der heute schon vielfach ein gleiches Vertragsverhältnis mit dem Bauern in einer Landgemeinde eingeht, oder wie irgend einen andern Arbeitnehmer, der sich in dem Erwerbsleben zu einer Leistung verpflichtet.

Will der Rentengutsnehmer in dem Großgrundbesitz nicht an dem Wohnort arbeiten, so steht ihm dies frei. In dem südlichen Holstein bestehen solche Verhältnisse in Form von Arbeiterpachtstellen in mannigfacher Art. Andererseits liegt der Abschluß eines Arbeitervertrages zwischen dem Großgrundbesitzer und Rentengutsnehmer grade im Interesse des letztern. Alle Art von Fuhren und Gespanndienste, die den Nutzen seiner Rentenstelle bedingen, werden ihm nahezu unentgeltlich von dem Arbeitgeber geleistet, und außerdem erwirbt er sich den Anspruch auf Arbeit im Winter, den er in bürgerlichen Gemeinden nicht findet, es sei denn, daß große Forsten in der Nähe liegen, was aber für Ostpreußen nur selten zutrifft.

Man muß sich hüten, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Die Selbständigkeit eines Rentengutsnehmers geht noch nicht damit verloren, daß er innerhalb eines Gutsbezirkes wohnt. Andererseits wird vielleicht grade darauf Wert zu legen sein, weil die Macht des Großgrundbesitzers ihre Schranken an dem Selbstbestimmungsrecht des Rentengutsnehmers findet, ihn zur Berücksichtigung dieser Tatsache und zur Anerkennung des modernen Arbeitsverhältnisses nötigt. Die wesentliche Bedeutung der Frage tritt aber erst dann hervor, wenn das Bedürfnis nach Arbeitskräften erörtert wird. Es bestehen in Preußen ca. 15 000 Gutsbezirke mit ca. 300 000 unselbständigen Arbeiterfamilien. Grade hier ist infolge der Abwanderung die Arbeiternot am größten, weil sich keine Gelegenheit zu einer gehobenen sozialen Stellung bietet und kein Eigentum erworben werden kann. Ist der Ausgangspunkt der Ansiedlungsbewegung die Not an Arbeitern, so wird man sie doch naturgemäß in erster Linie da stillen müssen, wo sie am größten ist. Wollte man dazu die Landgemeinden in Anspruch nehmen und sie zugunsten des benachbarten Großgrundbesitzers mit Arbeitern übersiedeln, so würde das infolge der Einwirkungen auf ihre kommunalen Verhältnisse einen schier unüberbrückbaren Gegensatz zwischen Großgrundbesitz und Landgemeinden, alias Kleinbesitz schaffen. Der Gedanke des Generallandschaftsdirektors Rapp, im Großgrundbesitz nur ausnahmsweise selbständige Arbeiter anzusiedeln, scheint mir daher nicht konsequent und billig zu sein. Grade von dem Standpunkt der Landschaft aus sollte dem Vorschlag eine möglichst weite Ausdehnung gegeben werden. Das empfiehlt sich in Ostpreußen nicht nur im Hinblick auf die Entschuldung des Grundbesitzes, sondern dahin führen auch Rücksichten auf das Gedeihen und die Sicherheit des landschaftlichen Kreditinstitutes selbst. Abgesehen von dem Be-

fiher selbst ist niemand an einer durch vorhandene Arbeitskräfte gewährleisteten Stetigkeit des Betriebes so interessiert, wie die Landschaft. Aber auch keine Institution ist so befähigt, grade in dem Großgrundbesitz die Arbeiterkolonisation durchzuführen, wie grade die Landschaft mit ihrem mannigfachen Einfluß in wirtschaftlicher und technischer Beziehung.

Viel schwieriger stellt sich die praktische Ausführung der Besiedlung in den Landgemeinden. In erster Linie ist sie eine Geldfrage. Ohne Zuschüsse aus öffentlichen oder Gesellschaftsmitteln läßt sie sich den bisherigen Erfahrungen nach nicht lösen. Der Gedanke, den Kreisausschüssen die Aufgabe zu überweisen und Kreismittel hierzu flüssig zu machen, ist heute populär. Man würde aber mit einem solchen generellen Vorgehen sicher auf starken Widerstand und auch vielfach auf einen Mangel an Befähigung stoßen, sie durchzuführen.

Viel richtiger ist der Wille des Generallandschaftsdirektors Kapp, die Ansiedlung der Landarbeiter zu zentralisieren, denn die für eine Provinz gebildete Landgesellschaft kann planmäßiger vorgehen, sammelt bald große technische Erfahrung und kann Ersparnisse, die bei Aufteilung größerer Güter eintreten, für Arbeiter-siedlungszwecke in andern Teilen der Provinz verwenden und ist zweifellos die beste Vermittlungsstelle für Staatssubventionen, zumal wenn der Staat selbst Mitglied der Landgesellschaft wird, wie es ja in Ostpreußen und Pommern der Fall ist.

Will man sich der Mithilfe der Kreisausschüsse bedienen, so sollten sich solche Anforderungen im wesentlichen nur auf Gutachten beschränken. Aber vor der Idee, die Kreisausschüsse zu Organen der Landgesellschaft oder — wie es für Ostpreußen vorgeschlagen war — der Landschaft auszugestalten, kann nicht genug gewarnt werden. Es wären der Reibungsflächen zu viele, als daß sie sich überwinden ließen.

Max Stirner und die nachkantische Philosophie.

Von

Heinrich Romundt, Dresden-Plauen.

I.

Das alte Dichtermotiv, daß Bücher ihre besonderen Schicksale haben, ist auch an dem Buche von Max Stirner „Der Einzige und sein Eigentum“, das im November des Jahres 1844 in Leipzig bei Otto Wigand herauskam, in Erfüllung gegangen. Die Schrift hat zunächst einiges Aufsehen erregt, hat auch eine polizeiliche Beschlagnahme veranlaßt, die aber mit der Begründung, daß das Buch „zu absurd“ sei, um gefährlich zu sein, bald wieder aufgehoben wurde, ist aber dann doch schnell vergessen worden. Indessen war der erste Eindruck stark genug, um die Schrift und ihren Verfasser nicht völlig wieder aus der Erinnerung der Menschen verschwinden zu lassen.

Von den späteren Erwähnungen ist ohne Zweifel am wichtigsten geworden die bei Fr. Alb. Lange in seiner Geschichte des Materialismus 1866 S. 292 als von einem „berüchtigten“ Buche und als von dem „extremsten, das wir überhaupt kennen“. Denn diese hat nicht nur den späteren Biographen Stirners von 1897, John Henry Mackay, nach dem Bericht im Eingange seiner Lebensbeschreibung S. 7 im Britischen Museum in London im Jahre 1888 zuerst auf Stirner mit einem Nachdruck, der dauernd nachwirkte, aufmerksam gemacht, sondern vermutlich auch, schon lange vor ihm, Friedrich Nietzsche. Des letzteren Bekanntwerden in den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts hat dann mehrfach die Aufmerksamkeit auf Stirner als eine Art von Vorläufer Nietzsches hingelenkt. Dafür kann er zwar nur in beschränkter Hinsicht gelten. Die Aufnahme von Stirners Werk in Reclams Universalbibliothek 1892 war wohl bereits eine Wirkung des wiederbelebten Interesses, das danach eine ganze Stirnerliteratur, darunter auch einige Doktordissertationen, hervorgerufen hat. Diese Literatur wächst noch immer, und sie muß

auch noch wachsen. Denn selbst von einem Anfangsverständnis des Buches kann so lange nicht die Rede sein, als die Absicht aller Erörterungen des Verfassers, die sich zwar auf fast jeder Seite fühlbar macht, ja aufdrängt, nicht mit zwingender Deutlichkeit erkannt und zu allgemeiner klarer Erkenntnis gebracht ist. Dies aber hat Stirner selbst stark erschwert durch seine in mehrerer Hinsicht sehr mangelhafte Darstellungsweise, derentwegen H. Schultzeiß in seiner Dissertation „Stirner. Grundlagen zum Verständnis usw. Ratibor 1906“ S. 51 das Buch zutreffend „diffus“ nennt. Auch der Grundriß von Ueberweg-Heinze IV¹⁰, 1906, S. 360 klagt über Mangel an Ordnung und Verständlichkeit.

Mangel an Ordnung erhellt zumal daraus, daß Stirner dasjenige, worauf er mit seinem ganzen Buche ausgeht und was deshalb doch an den Anfang hätte gestellt werden sollen, allererst gegen Schluß und wie beiläufig in folgendem Satze der Reclamausgabe S. 419 — das ganze Buch hat bei Reclam 429, in der ersten Ausgabe von 1845 (1844), die bei dieser Studie ebenfalls vorlag, 491 Seiten — ausspricht: „Sind einst die Dinge der Welt eitel geworden, so müssen auch die Gedanken des Geistes eitel werden.“*)

Angesichts dieses Mangels werden wir der Verherrlichung auch der Darstellung durch Mackay gegenüber vielmehr Stirner selber beistimmen, wenn er nach der Biographie S. 168 „das mühsame Werk der besten Jahre seines Lebens selbst einmal den teilweise unbeholfenen Ausdruck dessen, was er wollte“, genannt hat. Schon dadurch, daß wir jetzt den zuvor angeführten Satz vom Ende des Buches an den Anfang bringen, wohin er gehört, hoffen wir den ganzen Gang der Schrift auch in seiner Weitschweifigkeit, derentwegen selbst Mackay S. 171 zugeben muß, das Buch lasse sich nicht in einem Zuge lesen, sofort verständlich zu machen. An diese Er- und Durchleuchtung der Schrift von ihrem Endzwecke aus wird sich ungezwungen anschließen eine Bestimmung ihrer geschichtlichen Stellung sowohl zu einer nächsten wie auch zu einer entfernteren Vergangenheit und endlich auch zur Zukunft des menschlichen Denkens.

II.

Die Gedanken des Geistes jetzt eitel zu machen, nachdem die Dinge der Welt schon längst eitel gemacht sind, das ist der Satz, der zwar jedem Menschen zunächst sehr „absurd“ vorkommen wird,

*) Unsere Anführungen beziehen sich auf die allgemein zugängliche Reclamausgabe.

Der aber den ganzen Gang von Stirners Buch blitzähnlich erhellt und verstehen läßt. Nun sehen wir, warum der Autor für seine Aufgabe ansehen konnte, die ganze Geschichte des allgemeinen menschlichen Denkens im Abendlande — denn die östlicheren Völker blieben früher mehr für sich — von den alten Griechen bis zu den letzten Deutschen, den Jüngern des letzten der nachkantischen jenaischen Philosophen, Hegels, als den Allerneusten, zu denen Stirner selber gehörte, vorzuführen. Und erklärt sich nicht gleichfalls hieraus schon, warum in des Buches 1. Abteilung „Der Mensch“, dem eben erwähnten Ueberblick, unter II. „Menschen der alten und neuen Zeit“ S. 24—179 in 1. „die Alten“ die der alten Zeit so sehr kurz, S. 24—34, also auf ganzen 10 Seiten, abgehandelt werden? Denn es gehört ja bereits abgeschlossen der Vergangenheit an, „wie das Altertum mit der Welt der Dinge fertig“ wurde. Dies geschah durch die an diesen und ihrer Wirklichkeit zweifelnden idealistischen und skeptischen Denker, nachdem den Alten zwar zunächst „die Welt eine Wahrheit war“. Was aber die Alten, die so schon „hinter die Unwahrheit (der Welt) zu kommen“ suchten und endlich wirklich dahinterkamen, bloß erst anfangen, das vollendeten die „Neuen“, indem sie nunmehr das bloße Gedankenwesen und -unwesen auf die Spitze trieben.

Erst die Neuen machen darum natürlicherweise den eigentlichen Gegenstand des auf das Eitelmachen von Gedanken gerichteten Bestrebens von Stirner aus. Wir dürfen uns demnach nicht wundern, daß unser Autor von den „Menschen der neuen Zeit“ mit weit mehr als zehnfacher Ausführlichkeit S. 34—179 handelt. Denn zu den Neuen unter II 2 rechnet er auch die Freien unter 3, die er S. 117 auch „die Neueren und Neuesten unter den Neuen“ nennt. Sie seien bloß deshalb in eine besondere Abteilung (3) gebracht, „weil sie der Gegenwart angehören und das Gegenwärtige vor allem unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt“. Dem von uns jetzt vorangestellten Thema Stirners entsprechend gehört zu dessen wesentlicher Aufgabe offenbar erst, wie die „Dinge“ mehr und mehr durch bloße „Gedanken“ verdrängt und erjezt werden. Seine Absicht aber erschöpft sich nun durchaus nicht schon in bloßer Darlegung des geschichtlichen Vorganges solcher Verdrängung von Dingen durch Gedanken, sondern geht vielmehr zuletzt auf eine Tat, nämlich auf diejenige, mit dieser bloßen Denkerei, den „Gedanken“, wieder fertig zu werden so, wie einst die Alten mit den Dingen fertig geworden sind.

Ehe wir aber von dieser Hauptsache handeln, nämlich wie solches Fertigwerden von Stirner bewerkstelligt wird, ist noch zu berichten, daß dem langen, ja allzulangen II. Abschnitt ein erheblich kürzerer I. derselben 1. Abteilung „Der Mensch“ vorangeht S. 17 bis 23. Ueberschrieben ist er: „Ein Menschenleben“, und in ihm werden Kindheit, Jugend und Mannesalter in ihrer verschiedenen Art zu denken, die dem Gange der ganzen Gattung entsprechen, vom kindlichen Realismus durch den Idealismus des Jünglings bis zum Manne hinauf, „dem egoistischen, der mit den Dingen und Gedanken nach Herzenslust gebart und sein persönliches Interesse über alles setzt“, vergegenwärtigt. Dem aber, der fragt, wo das Greisenalter bleibe, antwortet Stirner am Schluß: „Wenn ich einer werde“ — ein Greis —, „so ist noch Zeit genug, davon zu sprechen.“ Da nun unser Autor, der 1806 in Bayreuth geboren war, 1856 in Berlin verstarb, ist die letzte Vertröstung, die wohl auch nicht ernst gemeint war, Versprechen geblieben.

Schließlich ist noch zu erwähnen, daß Stirner der Ausführung der 1. Abteilung auf einem besonderen Blatte zwei Sätze aus der Literatur der „Neuesten unter den Neuen“, seiner Zeitgenossen, voranschickt, nämlich diese: „Der Mensch ist dem Menschen das höchste Wesen“, sagt Feuerbach; „Der Mensch ist nun erst gefunden“, sagt Bruno Bauer. Indem Stirner hinzufügt: „Sehen wir uns denn dieses höchste Wesen und diesen neuen Fund genauer an“, gibt er zu verstehen, welche neueste Fassung von Gedanken und Gedankendingen ihn vor allem angeregt hat, einer müßigen eiteln Denkeri den Prozeß und zugleich die Gedanken überhaupt eitel zu machen. Und damit auch die Mongolenhaftigkeit der Menschen. Denn mit diesem Wort oder als Chinesentum bezeichnet Stirner die Zeit der Vorherrschaft bloßen Denkens, die christliche, im Gegensatz zum Altertum, das er als negerhaft oder als die Zeit der Abhängigkeit von den Dingen, vom Hahnenfraß, Vögelflug u. dgl. charakterisiert.

III.

Was nun dem Mongolentum zu dessen Vereitelung und Ueberwindung entgegengesetzt wird, das füllt in nicht minderer Breite und Weitschweifigkeit der Ausführung die 2. Abteilung „Ich“ S. 183—429. Wie sehr aber Stirner das mit diesem Wörtchen Bezeichnete für seines Buches Hauptsache hielt, erhellt daraus, daß er vermutlich zunächst auch das Ganze hat „Ich“ nennen wollen. Pflegte er doch nach Mackay S. 135 während des Arbeitens an

dem Buche zuweilen auf sein Vult zu deuten, wo sein „Ich“ verborgen liege. Weit kürzer nun als auf den wieder Hunderten von Seiten der 2. Abteilung hat Stirner das, was er als zur Bereitung bloßen Denkens und seiner oft willkürlichen Anforderungen wirksam erkannte und hervorzog, bereits in dem ersten kurzen Absätze seiner Einleitung angegeben, zumal wenn wir dazu den noch kürzeren Schluß ebenderelben hinzunehmen. Der Eingang ist überschrieben: „Ich hab' mein' Sach' auf nichts gestellt“ und hebt S. 12 so an: „Was soll nicht alles meine Sache sein! Vor allem die gute Sache, dann die Sache Gottes, die Sache der Menschheit, der Wahrheit, der Freiheit, der Humanität, der Gerechtigkeit; ferner die Sache meines Volkes, meines Fürsten, meines Vaterlandes; endlich gar die Sache des Geistes und tausend andere Sachen. Nur meine Sache soll niemals meine Sache sein. „Pfui über den Egoisten, der nur an sich denkt.“ Der Schluß aber S. 14 faßt kurz zusammen: „das Göttliche ist Gottes Sache, das Menschliche Sache „des Menschen“. Meine Sache ist weder das Göttliche noch das Menschliche, ist nicht das Wahre, Gute, Rechte, Freie usw., sondern allein das Meinige, und sie ist keine allgemeine, sondern ist einzig, wie ich einzig bin. Mir geht nichts über Mich!“

Nach dem hier aus der kurzen und flotten Einleitung Angeführten darf man jedoch nicht schon über die Gestalt des Ganzen urteilen. Allein als Schriftsteller angesehen, verdient Stirner sicherlich nicht gelobt zu werden, wenn ihm auch größere Verständlichkeit der einzelnen Sätze durchgehends nachzurühmen ist und er schon dadurch in der ersten nachkantischen deutschen philosophischen Literatur sich auszeichnet.

IV.

Daß das einem willkürlichen und dabei anspruchsvollen Denken mit Erfolg Entgegenzustellende nicht von bloß oder auch nur wesentlich gedanklicher Art sein konnte, ist ein Erfordernis, das ohne weiteres einleuchtet. Wie könnte es sonst der Denkerie feste Schranken setzen?! Stirner mußte also wohl meinen, in dem „ich“ dasjenige entdeckt zu haben, was eins unserer Witzblätter kürzlich darin fand, als es folgenden Weisheitsplitter zum Besten gab: „Der Menschen Natur laut ist: Ich!“ Sicherlich hat unser Autor mit seinem „Ich“ etwas sehr Anderes gemeint als das, was F. G. Fichte, der Vater der ersten deutschen nachkantischen idealistischen Philosophie, und seine Anhänger damit bezeichneten. Das bestätigen auch die Worte S. 213: „Wenn Fichte sagt: „Das Ich ist alles“, so scheint dies mit meinen

Aufstellungen vollkommen zu harmonieren.“ Dies hat auch M. J. P. Luchesi in seiner Dissertation „die Individualitätsphilosophie Mag. Stirners, Leipzig 1897“ z. B. S. 82 noch immer viel zu sehr angenommen, obwohl Stirner fortfährt: „Allein nicht das Ich ist alles, sondern das Ich zerstört alles, und nur das sich selbst auflösende Ich, das nie seiende Ich, das — — endliche Ich ist wirklich Ich. Fichte spricht vom absoluten „Ich“, Ich aber spreche von Mir, dem vergänglichen Ich.“ Haben wir da nicht in der Tat genau den von den Fliegenden Blättern gegeißelten „Naturlaut“ aller Menschen, der sich jedem aufdrängt und stets vordrängt mit allen den unerfülllichen Begehungen, die er vertritt? Es ist dieses immer sein, haben und genießen wollende kleine „ich“ im Unterschiede von Fichtes problematischem großen „Ich“, von dem Stirner, nachdem er dessen einmal als eines von Fichte und Nachfolgern statt bloß gezügelten, völlig übersehenen und niedergetretenen inne geworden war, nicht wieder loskommen konnte, von so viel Dunkel und Rätselhaftigkeit es auch umgeben ist und immer bleibt. Denn auch diese Rätselnatur ist nach der Schrift von 1845 „Rezensenten Stirners. Entgegnung an Feuerbach, Szeliga und Heß“, die ihr Wiederherausgeber Mackay, Berlin 1898, wohl mit Recht auf Stirner selbst zurückführt, letzterem nicht entgangen nach dem Satz „Kleine Schriften“ S. 113: „Was Stirner sagt, ist ein Wort, ein Gedanke, ein Begriff; was er meint, ist kein Wort, kein Gedanke, kein Begriff.“ Es ist mehr. Ist es vielleicht eben das, dem in demselben Jahr 1844 in dem 2. Bande der „Welt als Wille und Vorstellung“ im Kapitel „Vom Primat des Willens im Selbstbewußtsein“ Schopenhauer auf der Spur war? Stirner aber beendigt 1845 den Bericht über sich selbst so: „Was er sagt, ist nicht das Gemeinte, und was er meint, ist unsagbar.“

Dies nun ist das, was Stirner einer nach seinem Buche, S. 117, drohenden und beinahe schon verwirklichten Verheiligung — in Wahrheit zwar sicher nur Verscheinheiligung der Welt — durch völlig schrankenlose Denkerie entgegensetzte. An dem hielt er auch trotz aller zugegebenen Dunkelheit, die ja ebenfalls dem Schopenhauerschen „Willen“ eignet, fest mit Hoffnungen, die, so phantastisch sie zunächst erscheinen, vielleicht doch noch erfüllt werden.

V.

Dem Leser wird sich schon längst die Frage aufgedrängt haben, was wohl Johann Caspar Schmidt — denn dies war der bürger-

liche Name Stirners — zu seinem doch recht wunderlichen Unternehmen gedrängt haben mag. Der erregende Umstand ist in absonderlichen Verhältnissen des damaligen Deutschland zu suchen. Darüber, daß eine Schrift vom Inhalt des Stirnerschen Buches in den vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts in Frankreich nicht wohl hätte entstehen können, liegt sogar eine Art von Zeugnis vor in der Revue des deux Mondes von 1857 und zwar in einem Aufsatz „De la crise actuelle de la philosophie Hégélienne. Les partis extrêmes en Allemagne.“ Der Verfasser, M. Saint-René Taillandier, bemerkt nämlich inbezug auf Stirners vermeinten großen Fund des ich: „Wie soll man einem französischen Leser diese Begeisterung um Nichts (!) begreiflich machen?“

Das hiernach für Franzosen Unverständliche war aber für Deutsche von 1844 außerordentlich viel verständlicher. Zumal bei einem ehemaligen studiosus philosophiae et theologiae wie unserem J. C. Schmidt, der bei dem letzten der vielgefeierten und weltberühmten nachkantischen Philosophen von Sena, bei Hegel, in Berlin 1827 und 1828 dessen Vorlesungen, wir dürfen annehmen, mit Aufmerksamkeit und Hingebung angehört und danach als Mitglied einer Gesellschaft von Jüngern Hegels wie z. B. den Brüdern Bauer, zumal dem älteren, Bruno Bauer, den sogenannten „Freien“ in Hippels Weinstuben, die beginnende und notwendig rasch zunehmende Auflösung dieser Philosophie mit erlebt hatte.

Von dem genannten letzten Ausläufer einer ersten nachkantischen deutschen, speziell jenaischen Philosophie eines absoluten, d. h. unbeschränkten Idealismus, Hegel, im Zusammenhange mit seinen Vorgängern Schelling und Fichte ausführlicher zu handeln, hatte nun der Verfasser dieses Aufsatzes bereits Anlaß, der auch benutzt wurde, in zwei Schriften, zuerst einer kleinen Gelegenheitschrift von 1904 „Kants Widerlegung des Idealismus“ und dann ausführlicher in dem Buche „Der Professorenkant. Ein Ende und ein Anfang“. Gotha 1906. Man gestatte, hier nur kurz an das Ergebnis jener Darlegungen zu erinnern.

Das von uns an der gesamten absoluten Philosophie von Sena aufgewiesene Grundgebrechen besteht in dem gänzlichen Fallenlassen des einen der beiden Bestandteile alles menschlichen Erkennens und Denkens und zwar des sinnlichen oder mehr materiellen zugunsten eines un- und übersinnlichen oder intellektuellen durch J. G. Fichte. Letzterer hob damit das Werk seines zunächst von ihm grenzenlos gepriesenen Meisters Kant völlig wieder auf. Denn dessen gründ-

liche Berichtigung des menschlichen Denkens in allen Gebieten bestand eben in der endlich hergestellten unparteiischen Bestimmung und Ordnung des Verhältnisses jener beiden in der geistigen Natur des Menschen mit einander verbundenen Kräfte.

Kant selber bezeichnete denn auch Fichtes Verschlimmbesserung seines nach vieljähriger Bemühung in schon höherem Alter endlich dem Fundamente nach 1781 bis 1793 zustande gebrachten großen Werkes bereits im April 1798 in einem Briefe an Tieftrunk allerdings nur nach dem Eindruck einer Rezension, von der er meint, daß sie „mit vieler Vorliebe des Rezensenten für Herrn Fichte abgefaßt“ war, aber doch völlig zutreffend folgendermaßen: es sei „wie eine Art von Gespenst, was“ — besser wohl: in welchem —, „wenn man es gehaßt zu haben glaubt, man keinen Gegenstand, sondern immer nur sich selbst und zwar hiervon auch nur die Hand, die danach hascht, vor sich findet.“

Schon in unserer Flugschrift zur Kantfeier von 1904 konnte gezeigt werden, daß zwar auch der hochbegabte Jünger Fichtes, Fr. W. Jos. Schelling, nach einiger Zeit hinter den groben Mangel seines Meisters kam, aber nun doch trotz alles leidenschaftlichen Aufbäumens gegen Fichte, wie z. B. in den Worten „Was er (Fichte) Natur nennt, ist uns nichts“ usw. nie wieder völlig und bis auf den Grund mit seinem Lehrer hat brechen können, schon weil nicht auch mit seiner eigenen durch Schriften öffentlich bezugten Vergangenheit. Von Schellings älterem Freund und schwäbischem Landsmann G. W. Fr. Hegel aber wurde das für die Wiederherstellung der Philosophie aus deren Verfehrung durch Fichte ganz Unerläßliche nicht einmal mehr versucht. Es sollte sich an Hegels Lehre, in der das von Fichte Eingeführte seine einst viel bestaunte vollständige Ausführung fand, erst noch in einer „Katastrophe“ sein eigenes Prinzip, daß alles in das Gegenteil umschlagen müsse, erproben, wie ein Nachfolger Hegels an der Berliner Universität in unserem Jahrhundert nach den Zeitungen kürzlich in einer Rektoratsrede dargelegt hat: vom reinen Gedanken führte sie zum reinen Stoff und damit, setzen wir hinzu, endlich allmählich weiter zu dem zurück (!!), was einst Fichte ohne viel Besinnen schnellfertig aufgegeben hatte.

Zunächst aber herrschte auf den philosophischen Lehrstühlen Deutschlands lediglich eine Art von überaus minderwertiger Theologie oder richtiger Theosophie, die für unbefangene Kenntnis von Natur und Welt nicht den kleinsten Raum ließ noch zuließ. Von Stirner nun

wissen wir schon, daß er ein Schüler Hegels war und einer, der begründetem Vermuten nach sich mit dessen Lehre ernstlicher beschäftigte. Es muß jedoch in seinem Blute wohl ein sehr fremder Tropfen gewesen sein, der ihn hinderte, im Wirbeltanz des Hegelschen reinen Denkens ruhig auszuharren. Vielleicht hatte eben dieses Andere H. Schultheiß im Sinne, wenn er im „Schluß“ seiner Dissertation S. 129 Stirner einen „schlichten“ Menschen nennt, obwohl von kühn beweglichem Denken, und auch durchaus „keine Marität“, sondern einen, „wie es viele gibt“. In der Tat setzt das Entstehen solcher Sätze, wie sie uns auf der vorletzten Seite des Stirnerschen Buches begegnen: „Was, bin ich dazu in der Welt, um Ideen zu realisieren? — Was ficht mich ein solcher Veruf an?“ nicht mehr als einen schlichten Menschen, aber auch einen solchen voraus. Es ist der Ausschrei der Empörung eines gesunden Menschenverstandes gegen eine leere Wortphilosophie. Bei seinem Lehrer Hegel insbesondere findet Stirner 1844 S. 90 „die äußerste Gewalttätigkeit des Denkens, die höchste Despotie und Alleinherrschaft (!) desselben.“

Hiernach wissen wir schon, von welchem deutschen Philosophen Stirner das Bild von Philosophie und Philosophen abnehmen konnte, das er S. 103 f. entwirft und wonach derjenige nicht nur nicht schon, sondern überhaupt nicht ein Philosoph zu nennen ist, „welcher zwar offene Augen für die Welt, einen klaren und unverblendeten Blick, ein richtiges Urteil über die Welt hat, aber in der Welt eben nur die Welt, in den Gegenständen nur die Gegenstände, kurz, alles prosaisch, wie es ist, sieht.“ Ein Philosoph sei vielmehr „allein derjenige, welcher in der Welt den Himmel, in dem Irdischen das Ueberirdische, in dem Weltlichen das — Göttliche sieht und nachweist oder beweist.“ Wenn nun so aus der Philosophie dasjenige geradezu und ausdrücklich verbannt wird, was Herder bei seinem Lehrer Kant „unbefangene Kenntnis der Natur“ nennt, auf die dieser als auf eine nächste Hauptsache in seinen (Herders) Studentenzahren immer zurückgekommen sei, so verstehen wir auch, was Stirner weiterhin S. 103 anführt, nämlich daß man den Baco von Verulam, den Vater der englischen Erfahrungsphilosophie, „aus dem Reiche der Philosophen verwies“ und mit ihm natürlich auch seine Nachfolger, die Locke und Hume.

Stirners Neigung gehört offenbar diesen ausgewiesenen Ausländern und durchaus nicht seinen Landsleuten und Lehrern, bei denen das gänzliche Uebersehen des Nächsten, der Erfahrung und Natur, in der Tat ein grober Fehler war, der durch gar nichts

weiterhin gut zu machen ist und dessen Zulassung sich auch längit an den jenaïschen Philosophen und ihrem Werke bitter gerächt hat.

Warum aber, mag der Leser fragen, setzte Stirner nicht solche englische Erfahrungsphilosophie dem unbeschränkten und unbedingten Denken seiner deutschen Lehrer entgegen, sondern vielmehr allein sein Wörtchen: ich? Darin meinen wir eine Wirkung seines Herkommens von eben dem nachkantischen Idealismus bei aller entschlossenen Abwendung von ihm zu erkennen. Jenes ließ ihn zunächst unter Fichtes großem Ich den mit aller Natur zusammen von dem Ichphilosophen vernachlässigten kleinen Naturlaut „ich“ hervorziehen, mit einer Begeisterung für dieses „Nichts“, die dem Franzosen, der nicht auch von kolossalen grenzenlosen Schemen und Nebelgestalten eines absoluten Denkens herkam, wohl unverständlich sein mußte, wie wir bereits von Taillandier hörten.

Doch ist zu der Erklärung solcher „Begeisterung“ auch die Leidenschaft des natürlichen Menschen überhaupt und die Prinzipienwut des Philosophen und Metaphysikers insbesondere bei Stirner hinzuzunehmen. Letztere gibt der von ihm gegeißelten Ausschließlichkeit der „göttlichen“ Philosophen von Jena in der Tat nichts nach. Ein Ausdruck jener „Begeisterung“ findet sich z. B. in dem Satze: „Mir geht nichts über mich.“

VI.

Das hier von Stirner mit Leidenschaft betonte „ich“ ist nun sicher eine einzelne und dazu die dem Menschen natürlicherweise wichtigste Erscheinungsform eines Bestandteils der menschlichen Erkenntnisphäre, der von allem bloßen Denken sehr verschieden ist, aber es ist nicht mehr als ein bloßer Teil. Es erschöpft keineswegs bereits dieses Andere und Andersartige. Dürfen wir aber dann nicht auch das damit Verwandte in Stirners Buch anzutreffen erwarten?

Und es findet sich ja bereits in seinem Wort über deutsche Philosophie deutlich angegeben, nämlich darin, daß in der Welt eben nur die Welt gesehen wird, in den Gegenständen nur die Gegenstände, kurz: alles „prosaïsch, wie es ist“, was jene Philosophie ja verschmähte. Dem Verwandtes in mitunter sehr bemerkenswerter besonderer Fassung von großer Feinheit begegnet uns besonders in der 2. Abteilung „Ich“ im II. Abschnitt unter 3. „Mein Selbstgenuß“. Einem „schlichten Menschen“ und als einem solchen auch Stirner fremd und unverständlich mußte sein ein „freies Denken“.

Gemeint ist das von allen Dingen und deren Einwirkung freie Denken, von welcher Art z. B. dasjenige von J. G. Fichte nach seinen Voraussetzungen allein sein konnte, ein Denken, das nicht nur Gedanken, sondern Dinge selber, die Welt, Sonne, Mond und Sterne der Meinung nach hervorbringt, so daß die gemeine Wahrnehmungswirklichkeit solcher Dinge zu einer Art von bloßem recht überflüssigen Duplikat hinabsinkt. Dies freie Denken heißt unserem Autor S. 397 „Kaserei, weil reine Bewegung der Innerlichkeit“. Dem entspricht, daß über den, der so zu denken unternimmt, wie notwendig alle Parteigänger der absoluten Philosophie, und der sich danach blind zeigt gegen die Unmittelbarkeit der Dinge — „er vergißt Essen und Trinken, sein Fortkommen im Leben, die Nahrungsjorgen u. s. w. über das Denken“ — auf derselben Seite eben vorher schon folgendes bemerkt ward: er erscheine dem kräftigen Natursohn, wie offenbar Stirner einer war und auch bei allem Anhören absoluter Philosophie geblieben ist, „als ein närrischer Kauz“.

Von dieser Verwerfung eines „freien Denkens“ nur die andere Seite ist aber die Anerkennung des Allweltsweges zu Kenntnissen durch bloßes Aufmachen von Augen und Ohren, des Wegs nicht allein für uns Menschen, sondern bis hinunter zu unseren niederen Brüdern, den Tieren. Hieraus aber erhellt schon, daß von Stirners Eintreten für diesen Allweltsweg nur noch eine geringe Entfernung ist bis dahin, daß er von der von ihm an erhabenen Gedankendingen der Philosophen geübten „eigenen Kritik“ seines kleinen unbedeutenden ich S. 416 f. zugibt, sie gleiche „in der Tat — wir wollen ihr diese „Schmach“ nicht ersparen! — der tierischen Kritik des Instinkts. Mir ist es wie dem kritisierenden Tiere nur um Mich, nicht „um die Sache“ zu tun“. So seltsam dieser Satz klingt, so verdient er doch als eine Folge allein der Betonung des von den jenaischen Idealisten völlig verfäumten tierisch-sinnlichen Moments der Erkenntnis das Lob unerschrockener Folgerichtigkeit. Welch' ein Abgrund aber trennt hiernach Stirner und Fichte von einander, die, zwar beide in gleichem unbeschränkten Maße, doch jeder einen anderen Bestandteil gemeinenschlicher wirklicher Erkenntnis völlig ausschließen!

Stirner fragt sogar einmal S. 395 f., warum er sein Andersdenken als z. B. die von Fichte ausgehende deutsche Philosophie, aber doch auch als der gemeine Mann, mit dem in dieser Hinsicht die Jenenser offenbar völlig zusammenbleiben, nicht bis zur Spitze treiben solle. Er meint die für ihn in der Tat letzte und unver-

meidliche Spitze, „gar nichts mehr von der Sache zu halten“, sondern allein, dürfen wir ergänzen, von subjektiven Eindrücken, Empfindungen oder „also ihr nichts zu denken, sie zu ekstasieren.“ Dieses letzte Wort gebraucht Stirner vielleicht in Erinnerung an Voltaires bekannten Satz: „écrasez l'infame!“ Was hat der den Tiermenschkopfs Stirners durchflutende Strom von bloßen Eindrücken und Sinnesempfindungen ohne allen Begriff von Gegenständlichkeit noch mit der vermeintlich aus bloßem reinen Denken zu produzierenden und dann gewiß doch mindestens aller Farben und Formen ermangelnden Gegenstandswelt Fichtes gemein? Nicht das Geringste.

Stirner aber hat hier selber erreicht, was er an der neueren Philosophie S. 104 vermisse, wenn er dort fragt: „Wie kann man von der neueren Philosophie oder Zeit behaupten wollen, sie habe es zur Freiheit gebracht, da sie uns von der Gewalt der Gegenständlichkeit nicht befreite?“ Stirner ist jetzt in der Tat dahin gelangt, aber freilich um den hohen Preis, die Menschheit, wörtlich verstanden, auf den Hund oder, noch weiter, bis zum Wurm hinab zu bringen. Vielleicht aber ist dies Hinunterbringen die unentbehrliche Vorbedingung dafür, um unserem Geschlecht in allen seinen Gliedern, klein und groß, auf den ihm in der Natur der Dinge angewiesenen und immer nur unter großer Einbuße preisgegebenen Standort mit klarer Einsicht dieser Bestimmung zu verhelfen. Dies würde dasselbe sein wie Bewahrung des Menschen für alle Zukunft vor dem Verirren sowohl nach unten mit Stirner als auch, was wahrlich nicht weniger nottut, nach oben im Gefolge der Absolutisten und Gedankendespoten von Jena.

VII.

„Wenn es irgend eine Wissenschaft gibt, die der Mensch wirklich bedarf, so ist es die, welche ich lehre, die Stelle geziemend zu erfüllen, welche dem Menschen in der Schöpfung angewiesen ist, und aus der er lernen kann, was man sein muß, um ein Mensch zu sein. Gesezt, er hätte über sich oder unter sich täuschende Anlockungen“ — haben wir nicht zuvor von solchen erfahren? — „kennen gelernt, die ihn unvermerkt aus seiner eigentümlichen Stelle gebracht haben, so wird ihn diese Unterweisung wiederum zum Stande des Menschen zurückführen, und er mag sich alsdann auch noch so klein oder mangelhaft finden, so wird er doch für seinen angewiesenen Posten recht gut sein, weil er gerade das ist, was er sein soll.“ Diese Worte stammen aus dem Nachlaß von Immanuel

Kant und sind abgedruckt z. B. in der Ausgabe seiner Werke von Rosenkranz und Schubert, Teil XI, 1. Abteilung, S. 241.

Hiernach meint Kant selber offenbar, in seinem Werke der Grundlegung zu einer Verbesserung der menschlichen Philosophie, das er 1781 mit der Kritik der reinen Vernunft begann, ein Mittel gegen Verirrungen geschaffen zu haben, die wir zuvor als die seiner ersten Nachfolger auf den deutschen Universitäten und andererseits in einem einzelnen, aber gleichfalls durchaus nicht vereinzelteten Beispiel als die von deren Gegner und Vernichter Stirner kennen lernten. Gewirkt haben aber kann Kants Werk in dem von ihm angegebenen Sinne kaum schon. Denn könnte dann wohl die Geschichte der Philosophie nach ihm den Anblick einer solchen Zerklüftung in einander wechselseitig ausschließende Gegensätze wie zwischen neuen Schulen und sogar ihren eigenen Jüngern bieten?

Worin nun war diese völlige Unwirksamkeit und Vergeblichkeit von Kants Werk begründet? Nicht wenige philosophische Autoren sind bis auf den heutigen Tag bei der Hand mit dem Bescheid: in der Unzulänglichkeit dieses Werkes selbst. Indessen: könnte nicht daran schuld sein bloße Mangelhaftigkeit der ersten Darstellung? Letzteres anzunehmen legen nahe bereits die von Anfang an von Kant an seine Leser gerichteten dringenden Bitten, seiner Darstellung nachzuhelfen, deren Mängel er tief empfand, aber bei seinem ersten Entwurf eines viel, ja alles umfassenden Werkes in schon vorgeüctem Alter nicht hatte vermeiden können. Daß F. G. Fichte sich gerade gegen diesen andringenden Ruf Kants nicht verschlossen hat, soll ihm nie vergessen werden. Denn von Fichte erwähnten wir schon in unserer Flugschrift von 1904 S. 7 aus dem Jahre 1797 die Aeußerung, daß er, da er Kant verstanden zu haben glaubte, beschloß habe, sein Leben einer von Kant ganz unabhängigen Darstellung von dessen großer Entdeckung zu widmen. Daß aber wieder das wirkliche Ergebnis der Bestrebungen Fichtes für das von ihm gepriesene überaus dunkle und schwierige Werk durchaus nicht den Hoffnungen entsprach, die zunächst auch Kant auf den enthusiastischen Jünger setzte, haben wir schon unter V gesehen.

Eine unbefangene Betrachtung und Ermägung von Fichtes Leben und Wirken läßt auch erkennen, daß dieser Mann für das, was er von jeher und immer vorhatte, von anderen Erfordernissen abgesehen von seines Meisters schon natürlichem und dazu noch rundsächlich erstrebtem und mit Anstrengung behauptetem Gleichgewicht der Seele und hoher Unparteilichkeit, seinen größten Eigen-

schaften und den unentbehrlichsten für sein Unternehmen einer bauern-
den Herstellung des allgemeinen Denkens, der Philosophie, allzuweit
entfernt war. Das Vorhaben Fichtes war aber, was er eben 1797
wiederum als von ihm verwirklicht behauptete: Kants System, aber,
dies sind seine Worte, „ganz unabhängig von der Kantischen Dar-
stellung.“

Auch Fichtes geistigem Gegenfüßler und radikalem Widersacher,
der doch zugleich sein letzter Ausläufer ist, Max Stirner, wird zwar
keiner unserer Leser schon nach unserem heutigen Bericht Kants
großartige Erhabenheit über alles Parteiwesen nachrühmen oder
auch zutrauen wollen. Eine ärgere Parteilichkeit als die Stirners
ist sogar schwerlich je anzutreffen. Aber man wird doch verstehen,
wenn wir eine weitere Aeußerung von Fr. Alb. Lange aus dem
Jahre 1866 an dem schon unter I angegebenen Orte über Stirners
Schrift: „Schade, daß nicht zu diesem Buche ein zweiter positiver
Teil geschrieben wurde!“ zu unserer eigenen machen und danach in
Begründung dieses Satzes fortfahren: dieser positive Teil hätte
werden können, was Fichte anstrebte und sogar auch gegeben zu
haben wähnte: Kants Werk unabhängig von Kants Darstellung.
Der Leser wolle sich nur erinnern an das, was wir über Stirners
Verhältnis zu Baco und zur englischen Erfahrungsphilosophie be-
merkten, und wolle zugleich an Herders Bericht denken, daß sein
Lehrer Kant schon in jenes Universitätsjahre immer zuerst zurück-
kam „auf unbefangene Kenntnis der Natur“. Dies letztere ist ja
eben dasjenige, wofür die Theologiekandidaten auf den philosophi-
schen Lehrstühlen von Jena, Fichte, Hegel und sogar auch der Ur-
heber der jenaischen Naturphilosophie, Schelling, keinen Sinn hatten,
wohl dagegen der Berliner Mädchenschullehrer Joh. Caspar Schmidt
aus Bayreuth: Max Stirner.

Indessen von dem, was für wirkliches Erreichen von Fichtes
preisenswerter Absicht hätte geschehen sollen, aber leider zunächst
gar nicht geschehen ist, soll heute nicht mehr gehandelt werden.
Auf diesen Blättern haben wir zur Vorbereitung auf ein aber-
maliges besseres Wiederaufnehmen der zunächst völlig verfehlten
Aufgabe zu zeigen versucht, daß und wie die erste nachkantische
deutsche Philosophie von Jena durch ein Uebermaß von Parteilich-
keit schließlich eine ebenso leidenschaftliche Einseitigkeit von gerade
entgegengesetzter Art weckte. Durch die letztere wurde das im
Dienste jener ersteren Geschaffene völlig zerstört, ohne daß zunächst
etwas Anderes an die Stelle trat als eben: „Ich hab' mein' Sach'

auf nichts gestellt“, nicht allein die Ueberschrift des Einganges von Stirners Buch, sondern auch die Unterschrift von dessen Ende und, in Kürze, dessen ganzer Inhalt.

Für die durch dieses Stirnersche Eitelmachen müßigen und anmaßenden Denkens eröffnete Epoche wußte Mackay 1897 keinen besseren Namen als den der Anarchie oder, wie er diese S. 191 seines Buches definiert: „der durch das wechselseitige Interesse bedingten Ordnung statt der bisherigen Ordnungslosigkeit der Gewalt.“ Soll aber des Stirnerbiographen eben dort geäußerte Meinung, daß das Buch „Der Einzige“ „in seiner Tragweite einst nur mit der Bibel verglichen werden wird,“ je irgend in Erfüllung gehen, so wird es für die neue Epoche nicht schon bei der Benennung „Anarchie“ sein Bewenden haben dürfen.

Vielmehr muß mit Entschiedenheit und Festigkeit der Schritt getan werden von Stirners bloßer Empörung gegen einen leeren Idealismus zu einer Erhebung auch über den ersten Zerstörer dieses Luftschlosses. Das aber wäre eine Ueberwindung nicht nur der einen oder auch der anderen, entgegengesetzten, Partei, sondern aller Parteien mit einander. Und zugleich würde damit, wenn wir nicht sehr irren, dasjenige Werk, nur von einer ganz neuen Seite her und daher vermutlich auch in erheblich anderer Darstellung und Gestalt, aufgerichtet werden, das wir im Eingange dieser Schlussnummer mit den Worten Kants, seines ersten heldenmütigen Unternehmers, beschrieben haben.

Dieses große Werk, für alles Extreme und Parteiische menschlichen Dichtens und Trachtens geöffnet und sogar auch noch zu dessen fernen Zielen nach Möglichkeit wegweisend, aber zugleich doch darüber unendlich weit erhaben, würde wohl der zweite positive Teil zu dem extremsten Buche genannt werden dürfen, von dem vor mehr als vierzig Jahren Friedrich Albert Lange überhaupt wußte.

Kriminalstatistik und Strafrechtsreform.

Von

Staatsanwalt Langer in Görlik.

Der Urgrund der Strafrechts- und Strafprozessreform ist der Mangel der Volkstümlichkeit des jetzt geltenden Rechts und seiner Anwendung. Welchem Ziele man mit dem neuen Recht zustrebt, hat Ministerialdirektor Dr. Lucas in der „Deutschen Juristenzeitung IX, S. 27“ klar dahin ausgesprochen, daß wir ein nationales Recht schaffen wollen, das in dem Boden unseres eigenen Volkes wurzelt, aus unserem Denken und Empfinden hervorgewachsen und unsern Bedürfnissen angepaßt ist.“ In dieser Verbindung fiel aber auch das bedeutungsvolle Wort: „Unsere Zeit durchbringt ein Zug nach möglichster Berücksichtigung der Interessen des Individuums und zwar weniger des durch das Verbrechen verletzten, als des des Verbrechens beschuldigten.“ Wenn Lucas dazu auch bemerkt, daß „dieser die realen Bedürfnisse der Welt öfters nicht berücksichtigende Zug in Schranken gehalten werden, daß das Strafrecht, wenn es seinen Zweck des Schutzes der Allgemeinheit und des Einzelnen gegen Rechtsbruch erfüllen solle, scharf sein müsse, so deuten doch die Mitteilungen, die über die beabsichtigten Reformen des Strafprozesses in die Öffentlichkeit gedrungen sind, darauf hin, daß wir in Zukunft unter einem milderen Rechte stehen, daß insbesondere die Rechte des Beschuldigten noch mehr als bisher geschont und gegen Schärfen und Härten der Durchführung des staatlichen Strafanspruchs gesichert werden sollen. In dieser Richtung werden sich die neuen Bestimmungen über die Untersuchungshaft, die zeitigere Einführung der Verteidigung in den Prozeß und die Einrichtung des Zwischenverfahrens bewegen. Aber wie die eben genannten Reformen wird auch die größere Beteiligung des Laienelements und die Einführung der Berufung in den diesem Rechtsmittel bisher nicht zugänglichen Straffachen den Erfolg haben, daß sich die Chancen des Täters, nicht bestraft zu werden, vermehren. Das bedarf für

den, der die im Strafprozeß herrschenden Gewalten kennt, keiner Erläuterung.

Nun trifft das Recht, dem wir entgegengehen, an und für sich schon mit einer Entwicklung zusammen, die den Wert der Beweise im Strafprozeß immer mehr herabsetzt und immer größere Kräfte in Bewegung setzt, um vorhandene Beweise zu entkräften. Keinem aufmerksamen Beobachter kann das entgehen. Der praktische Kriminalist begegnet dieser Erfahrung täglich. Fortschritte der Wissenschaft und steigende Intelligenz der Bevölkerung sind da — vereint und getrennt! — wirksam. Die wissenschaftliche Aussagepsychologie bringt uns die Hauptstütze jeglichen Schuldbeweises, den Zeugenbeweis, gehörig ins Wanken. Zwar bemüht sie sich auch, aufzubauen, tatsächlich aber hat sie mehr destruktive Wirkung. Und die macht sich in der Praxis schon recht bemerklich. Insbesondere unternimmt man es bereits im Gerichtssaal ernstlich, generell gewisse Zeugenaussagen als unzulänglich hinzustellen, z. B. die der Kinder und die der Personen, die z. Bt. der Wahrnehmung alkoholisch oder sonst irgendwie affiziert waren. Was die Kinderaussage anlangt, so würde ihre allgemeine Ausschließung notwendig zu der Konsequenz führen, daß nur noch ein verschwindender Teil jener scheußlichen Sittlichkeitsverbrechen an kleinen Kindern zur Ahndung gebracht werden könnte, die in der Auffassung aller anständig Denkenden so sehr der Ahndung bedürfen. Es klingt ja sehr schön, wenn das Schlagwort ausgegeben wird:*) „Differentielle Behandlung und Bewertung der jugendlichen Zeugenschaft“, aber die Erfahrung lehrt denn doch, daß, wenn erst, um eine einzelne Zeugenaussage zu beglaubigen, ein neuer, großer Beweisapparat durch Zeugen und Sachverständige aufgehoben werden muß, wenn der Richter nicht mehr aus seinem eigenen Eindruck der Kinderaussage schöpfen darf, daß dann Zweifel über Zweifel entstehen und daß schließlich so jede Kinderaussage zu Falle gebracht werden kann. Wie ich von vornherein bemerken will, haben diese Ausführungen keineswegs den Zweck, gegen diese Wissenschaft zu polemisieren. Wissenschaftliche Ergebnisse hat man nicht zu bedauern, sondern sich mit ihnen abzufinden.

Weiter: Das tiefere Eindringen der psychiatrischen Wissenschaft in die leichteren Formen der geistigen Erkrankungen und in die Grenzzustände zwischen geistiger Krankheit und Gesundheit regt

*) Deutsche Juristenzeitung XIII S. 52 Stern, zur Psychologie der Kinderaussagen.

immer öfter Zweifel an der Zurechnungsfähigkeit des Angeklagten an. Das Bekanntwerden der wissenschaftlichen Resultate auf diesem Gebiete wirkt anregend auf die Geltendmachung hierauf bezüglicher Einwendungen. Kaum noch ein größerer Strafprozeß, in dem nicht der Geisteszustand des Angeschuldigten zu untersuchen ist. Das ist ja allgemein bekannt und in der Presse verschiedenster Richtung eingehend besprochen.

Aber die steigende Intelligenz der Bevölkerung, ihre lebhaftere Anteilnahme an dem durch die Presse so rührig verbreiteten Stoff der Strafprozesse und an den Erörterungen hierüber hat vielleicht noch eine tiefere Wirkung. Die zunehmende Vertrautheit mit der Feder, das Vorhandensein einer Fülle von Beratern, denen die moralische Basis des Anwaltstandes fehlt, die Beherrschung der Rede und die abnehmende Scheu vor dem Gericht lassen einen Reichtum an Schutzbehauptungen und Schutzeinwendungen entstehen, denen gegenüber es immer schwerer wird, die Wahrheit an den Tag zu bringen. Was Wunder, wenn dann, was man zwar nicht statistisch nachweisen, wohl aber nach den Eindrücken der Praxis zuverlässig schätzen kann, die Geständnisse abnehmen und wenn sich immer mehr bemerken läßt, daß sich die Geständigen und leicht zu Ueberführenden fast ausschließlich aus der Zahl der geistig Armen oder der jugendlichen rekrutieren? Was Wunder, wenn sich seit 1882, dem Beginne der Reichskriminalstatistik, die Freisprechungen stetig vermehrt haben? Ein zur Verurteilung führender Indizienbeweis ist dabei heute, wenigstens vor Laienrichtern, kaum noch zu schaffen. Man hat ihm das Odium eines „Zwillingsbruders des Justizmordes“ angehängt. Was man aber bei alledem nicht feststellen kann, ist die Wirkung, die diese Entwicklung auf die Entschließung der Staatsanwaltschaft, die Anklage zu erheben, übt. Kein Staatsanwalt kann wünschen, daß die erhobene Anklage zur Freisprechung führt. Betraf sie einen Schuldigen, so ist die Rechtsordnung geschädigt; betraf sie einen Unschuldigen, so muß er es bedauern, ihm ein unverdientes Leid zugefügt zu haben. Und auch er steht mit in der Entwicklung der Auffassung über die Schuldbeweise drin. So ist die Annahme nur zu wohlbegründet, daß immer mehr Schuldige sich der Bestrafung zu entziehen wissen.

Hätte die Kriminalität fallende Tendenz, so verlohnte es sich nicht, ein Wort über all das zu verlieren, denn im Sinken der Kriminalität allein schon würde jede Milderung im Rechte ihre Rechtfertigung finden. Allein davon ist, vorübergehende Schwan-

lungen abgerechnet, schon nach den Ergebnissen der Reichskriminalstatistik keine Rede. Maßgebend ist dabei nicht, daß die absolute Zahl der Verurteilten von 315 849 i. J. 1882, dem Beginn der Statistik bis zu 508 102 i. J. 1905 gestiegen ist, denn in Betracht kommt das Verhältnis zu der mit der andern doch auch im Steigen begriffenen strafmündigen Bevölkerung. Es entfielen aber i. J. 1882 auf 100 000 der strafmündigen Zivilbevölkerung 996, i. J. 1904 1214, i. J. 1905 1201 Verurteilte. Das bedeutet eine Erhöhung der Verurteiltenziffer um 21,9 % (bezw. 20,6 %). Insbesondere kann die Kriminalstatistik feststellen, daß der günstige wirtschaftliche Aufschwung, der mindestens seit 1904 in konstantere Bahnen gelangt ist, keinen erheblichen Rückgang der Kriminalität, geschweige denn eine Rückkehr zu den Ziffern von 1882, zu erzielen vermag. Aber auch abgesehen von der Kriminalstatistik drängt sich jedem Betrachteter der Welt die Meinung notwendig auf, daß das Verbrechen nicht im Rückgang begriffen sein kann, sonst könnte man nicht tagtäglich in dem Maße, wie es geschieht, von ihm zu hören bekommen. Und in der Tat, die Bedingungen werden in der heutigen Welt eher bessere, als ehemals. Der heutige Räuber versteckt sich nicht mehr in tiefen Wäldern, sondern unter den Menschen, die zahlreicher denn die Bäume des Waldes sind und ihm ein besseres Versteck gewähren, als der dichteste Wald. Mit Leichtigkeit verändert der Verbrecher seine Kleidung und sein Äußeres. Er benützt die schnellsten Verkehrsmittel und alle möglichen technischen Hilfen stehen ihm sowohl bei als nach Begehung des Verbrechens zu Gebote, um einerseits dasselbe schnell und leicht begehen zu können, sich andererseits schnell vom Tatorte zu entfernen. Ja, es kann kein Zweifel sein, daß die technischen Hilfsmittel, welche das Verbrechen fördern, sich in einem ungleich höheren Maße gemehrt haben, als diejenigen, welche zur schnelleren Entdeckung und Ergreifung des Täters führen, sonst könnte das Verbrechen nicht gerade in den Großstädten, wo diese Mittel doch reichlich zur Verfügung stehen, so erschreckend frech auftreten. Die Menschheit ist dabei heute nicht weniger, als früher, im Handelsverkehr und in der Unzahl sonstiger wirtschaftlicher Beziehungen auf Treu und Glauben angewiesen, so daß sich mit der Zunahme dieser Beziehungen und dem Aufschwunge der wirtschaftlichen Zustände überhaupt die Gelegenheit zur Straftat nicht vermindert, sondern vermehrt hat. Unsere Industrie sodann produziert ungeheure Mengen von Massenartikeln, die so gut wie gar keine Unterscheidungsmerkmale haben und sich auch in kleinerem

Umfreis in Fülle vorfinden. Die Ausschließung der Wiedererkennung befördert natürlich die Neigung zu Eigentumsdelikten. Wie lehrreich wäre es, die kriminelle Bedeutung eines einzigen solchen Gegenstandes, wie des Fahrrades, kennen zu lernen. Dieses besitzt alle Eigenschaften eines leicht zu entwendenden Gegenstandes. Da die Teile einfach zu verändern oder ersetzen sind, ist es schwer wiedererkennbar. Es muß oft unbeaufsichtigt stehen gelassen werden. Es dient dem Täter selbst zur Flucht, und die Wegnahme hindert die Verfolgung. Es ist leicht verkäuflich. Was in alten Zeiten und in gewissen Ländern der Pferdediebstahl war oder ist, ist jetzt in viel höherem Grade der Fahrraddiebstahl geworden. Und im Diebstahl erschöpft sich die kriminelle Bedeutung des Fahrrades keineswegs. Noch eine ganze Reihe anderer Straftaten können damit begangen werden. Die Verbrechen gegen die Person anlangend, so wird ihre Vermehrung schon durch die Zunahme der Bevölkerung befördert, denn diese vergrößert die Reibungsflächen der Menschen unter einander. Die Hineinziehung des Weibes in den Kampf ums Dasein tut ein Uebrigcs dazu. Endlich wird die Kriminalität auch durch die Schaffung neuer Strafvorschriften, daran kein Mangel ist, erhöht.

Und trotz dieses Ganges der Entwicklung werden wir damit zu rechnen haben, daß noch mehr Straftaten als bisher ungeführt bleiben, wenn der künftige Strafprozeß die Schonung der Rechte des Beschuldigten noch weiter treibt. Wenn nun das Strafrecht an vornehmster Stelle Mittel zur Bekämpfung des Verbrechens, Schutz höchster Lebens- und Kulturinteressen ist, so wird es als dieses Mittel und als dieser Schutz weniger wirksam sein, wenn nicht Wege gefunden werden, ihm seine Wirksamkeit zu erhalten. Solche Wege gibt es, denn uneingeengt und in gewissen Grenzen uneinengbar, besitzt der Staat in der Staatsanwaltschaft und der Kriminalpolizei Einrichtungen, die bei vollkommenerer Ausgestaltung, worüber hier nicht näher zu reden, den Kampf gegen das Verbrechen, auch unter der Herrschaft eines milderen Strafrechtes, wohl mit Erfolg aufnehmen könnten. Erste Voraussetzung ihrer Wirksamkeit wird aber sein, daß das Uebel, zu dessen Bekämpfung die Strafrechtspflege bestimmt ist, so gut wie möglich erkannt werde. Nun ist hervorragendste und fast einzige Erkenntnisquelle des Verbrechens für uns noch immer die Kriminalstatistik, die sich einzig und allein auf den rechtskräftigen Verurteilungen aufbaut. Daraus wird sich aber in Zukunft noch viel schwerer als jetzt der wahre Stand der Kriminalität

ermitteln lassen, denn wenn die Chancen für das Ungefühntbleiben von Straftaten größer werden, so wird zwar die Kriminalität, nicht aber die Zahl der Verurteilungen steigen. Kann nun eine solche Statistik als Hauptmittel der Erkennung des Verbrechens künftighin noch genügen? Um so weniger, wenn wir folgendes betrachten:

An die Spitze ihrer Erörterungen über die Verurteilungen stellt die Reichskriminalstatistik den Satz (pro 1905 Bd. 176 I, 3): „Die Häufigkeit des Verbrechens, die Kriminalität, kommt hauptsächlich in der Zahl der Verurteilungen zum Ausdruck.“ Ich möchte die Richtigkeit dieses Satzes in seiner Allgemeinheit bezweifeln. Davon wird f. D. noch zu reden sein. Aber kann uns überhaupt noch in Zukunft der statistische Nachweis über die Gesamtheit des zu richterlicher Kenntnis kommenden strafbaren Handelns genügen, um zu einer ausreichenden Erkennung der Kriminalität zu kommen? Die Reichskriminalstatistik, deren außerordentliche Präzision und muster-gültige Bearbeitung keineswegs in Zweifel gezogen werden soll, kann ein Mehr nicht leisten. Ja, sie vermag in ihrer heutigen Form nicht einmal das zu richterlicher Kenntnis gelangende strafbare Handeln vollständig zu vergegenwärtigen, denn sie weist zwar die Bewegung in den Zahlen der verurteilten Personen und in den begangenen Handlungen nach, in letzteren aber nur nach ihrem gesetzlichen Tatbestande. Ob ein abgeurteilter Diebstahl einen Pfennig oder Hunderttausende betrifft, ob eine Brandstiftung ein oder zehn Häuser in Asche gelegt, ob eine Transportgefährdung einem Güterwagen oder einem vollbesetzten Feriensonderzug Gefahr bereitet, ob ein Mord an einem Zubälter in der Kaschemme oder an einem Edelmann der Nation verübt ist, ob sich eine strafbare Handlung als einzelner Akt oder in fortgesetzter Handlung als eine riesige Mehrheit solcher darstellt, dafür gibt sie uns keinen Anhalt. Wir erfahren überhaupt nichts Zuverlässiges von dem materiellen Schaden, der durch die Kriminalität verursacht wird, geschweige denn von dem immateriellen Schaden. Letzterer ist natürlich nicht statistisch meßbar und wägbar; er wird auch in Zukunft nur erkennbar sein an einzelnen Symptomen, besonders in die Augen fallenden Straftaten, auch an der Verallgemeinerung der Beschwerden über die zunehmende Verrohung u. dergl. Die Wägbareit des materiellen Schadens steht aber fest, wenigstens in Ansehung der Vermögensdelikte und einer ganzen Reihe anderer Straftaten, durch die Vermögensinteressen verletzt werden. Mit der

Feststellung dieser Schäden wäre aber schon viel gewonnen. Sie würde erkennen lassen, was uns volkswirtschaftlich das Verbrechen bedeutet.

Soweit ich sehen kann und durch Nachfrage ermittelt habe, hat sich noch kein Nationalökonom mit dieser Frage eingehend beschäftigt und beschäftigen können, weil auch für eine Schätzung das notdürftigste Material fehlt. Welche staatlichen Aufwendungen uns das Verbrechen verursacht, wissen wir zwar ganz genau, denn Etats und Staatsrechnungen weisen die Kosten der Strafverfolgung und Strafvollstreckung, wenn auch unter sehr verschiedenartigen Positionen, auf Heller und Pfennig nach. Von den unmittelbaren Schädigungen an den Privatrechtsgütern wissen wir aber nichts. Rettich, der meisterhafte Bearbeiter der württembergischen Kriminalität, hat sich im Schlußabschnitt seines Werkes mit der wirtschaftlichen Bedeutung des Verbrechens in Deutschland bzw. Württemberg, soweit ich sehen kann, als Einziger eingehender beschäftigt. Er zeigt uns, wie weit man dabei zu denken hat. Zugleich erkennen wir allerdings auch, daß die Wägharkeit des materiellen Schadens ihre Grenzen hat. „Die Vernichtung der Person durch Totschlag und Mord“, sagt er z. B., „bewirkt eine Zerstörung der Arbeitskraft und Intelligenz, sei es, daß diese, wie beim rüstigen Arbeiter eine gegenwärtige oder, wie beim Kinde oder bei der Leibesfrucht, eine zukünftige ist. Selbst dann, wenn derjenige, dessen Leben vernichtet wird, zu den arbeitsunfähig Gewordenen zählt, wird immerhin eine gewisse Summe nützlicher Lebenserfahrung zerstört.“ Wollte man konsequent sein, so müßte man auch die zu erwartenden Schädigungen, die von dem durch die Straftat betroffenen Individuum voraussichtlich ausgehen werden, abziehen, und das bedingt wiederum eine so genaue Einschätzung des Verletzten, wie sie nicht so leicht ohne Aufwendung besonderer Kosten geleistet werden könnte. Außerdem weiß man nie, welche anderen Zufälle auch sonst der Arbeitskraft des Verletzten ein zeitigeres Ziel gesetzt hätten. Leichter ist die Feststellung schon bei der Körperverletzung. Rettich nimmt z. B. an, daß die Gesamtheit der leichten und gefährlichen Körperverletzungen, welche in einem Dezennium zur Aburteilung gekommen sind, nur je 8 Tage Arbeitsunfähigkeit zur Folge gehabt haben, und berechnet dann, daß bei 70 686 in dieser Zeit verurteilten Personen, offenbar unter der Voraussetzung, daß ihnen nur je ein Verletzter gegenübergestanden habe, einen wirtschaftlichen Verlust von 4 654 880 Arbeitstagen für das Reich. Den Verlust auf seiten des Arbeiters und Arbeitgebers zusammen auf 2 M. angenommen, würde alsdann der Ausfall auf

über 11 000 000 M. zu berechnen sein. Dabei ist natürlich unbeschaffen der Kostenaufwand, der für ärztliche Hilfe, Verbandzeug, Wartung und Pflege aufkommt. Volkswirtschaftlich wird dieser vielleicht nicht in Betracht gezogen werden dürfen, weil er dem Güteraustausch dient. Dieselbe Rücksicht wird bei der Berechnung des Schadens der Vermögensdelikte zu walten haben. Es ist natürlich auch nur eine Art Güteraustausch, wenn der Dieb und der Betrüger sich in den Besitz von Vermögenswerten setzen, die ihnen nicht zukommen. Ob es volkswirtschaftlich ein Schaden ist, daß ein Gut aus der Hand eines Wirtschaftlichen in die Hand eines Unwirtschaftlichen kommt, als den man sich den Kriminellen regelmäßig vorzustellen haben wird, ist nicht allein an dieser Tatsache zu messen. Es fragt sich vielmehr, wie lange es in der Hand des Unwirtschaftlichen bleibt, denn mit Recht möchte ich annehmen, daß das nur als ein volkswirtschaftlicher Nachteil betrachtet werden darf, was der Erwerber infolge des Besitzes des straffällig erlangten Vermögensobjektes an eigener, verbender Arbeit verabsäumt. An der Beantwortung solcher und ähnlicher Fragen zu arbeiten, kann nicht Aufgabe des Juristen sein, sie fallen in das Gebiet des Nationalökonomen, der ihnen sicher seine Aufmerksamkeit zuwenden wird, wenn man ihm nur Material an die Hand gibt. Daß sich dieses Material, zunächst natürlich nur fragmentarisch, schaffen läßt, ist meine feste Ueberzeugung. Meine fernere Ueberzeugung ist, daß wir dann erst die Schäden der Kriminalität in einem Lichte sehen würden, das uns über ihre ungeheure Bedeutung — auch nur vom wirtschaftlichen Standpunkte betrachtet — die Augen öffnen würde und uns erkennen ließe, daß die Staatsunkosten dazu in einem schreiend geringen Verhältnis stehen.

Die rechte Würdigung der Bedeutung des Verbrechens könnte aber überhaupt erst einsetzen, wenn wir nicht bloß diejenigen Straftaten, die zur Verurteilung geführt haben, sondern die wirklich begangenen Straftaten in Rechnung ziehen könnten. Die Italiener und Franzosen scheiden die Kriminalität in drei Gruppen. Sie sprechen einmal von derjenigen, die die wirklich begangenen Straftaten umfaßt (*criminalité réelle*), sodann von derjenigen, die die entdeckten Straftaten in sich begreift (*criminalité apparente*), und endlich von derjenigen, die die an den bekannten Tätern gestraften Delikte aufführt (*criminalité légale*)*). Diese

*) Vidal, Cours de droit criminel et de science pénitentiaire p. 3 Note 3. Ich werde von nun an die kurzen und bezeichnenden französischen Ausdrücke verwenden, da bei uns eine feste Terminologie noch nicht besteht.

3 Gruppen stufen sich in der Weise ab, daß die zweite eine geringere Zahl von Straftaten als die erste, und die dritte eine geringere als die zweite umfaßt. In welchem prozentualen Verhältnis die Gruppen zu einander stehen, dafür ist heute nicht einmal eine Schätzung möglich. Aus unserer Reichskriminalstatistik ersehen wir jedenfalls nur einen Teil der 3. Gruppe von Straftaten, denn sie scheidet noch sämtliche Delikte gegen Landesgesetze und sämtliche Uebertretungen, alle Zuwiderhandlungen über die Erhebung öffentlicher Abgaben und Gefälle sowie die nur ausnahmsweise vor die ordentlichen Gerichte gehörenden Verbrechen und Vergehen gegen das Militärstrafgesetzbuch aus. Sie vermag auch nicht die im Wiederaufnahmeverfahren ergangenen Entscheidungen zu berücksichtigen, denn da die Wiederaufnahme an keine Frist gebunden ist und weder durch Strafvollstreckung noch Tod des Verurteilten ausgeschlossen wird, würden die Freisprechungen längst veröffentlichte Statistiken abändern. Gleichwohl bildet diese so eingeschränkte Statistik die Grundlage unserer Anschauungen über die Bewegungen des Verbrechens. Ja, da sich Regelmäßigkeiten der also festgestellten kriminellen Tatsachen unzweifelhaft zu erkennen gaben, da sich An- und Abschwellen der Kriminalität zu wirtschaftlichen Bewegungen in Beziehung setzen ließ, da sich Anhalt zu kriminalpolitischen Erwägungen aus den kriminalstatistischen Feststellungen für Beruf, Geschlecht, Alter, Familienstand, Abstammung, Klasse, Nation bot, da sich aus der Feststellung von Zeit und Ort der Verurteilung Schlüsse auf die beeinflussenden Umstände ziehen ließen, hat man sich daran gewöhnt, die von der Statistik ausgeschlossenen Straftaten als nicht von solcher Bedeutung anzusehen, daß durch deren Fehlen die Wichtigkeit der etwa gezogenen Schlüsse wesentlich beeinträchtigt werden könnte. Diese Anschauung setzt die Annahme voraus, daß das Verhältnis der geahndeten Straftaten zu den nicht geahndeten das gleiche bleibe, daß also die bemerkten Regelmäßigkeiten der *criminalité légale* sich auch in der *criminalité réelle* wiederfinden, nur in verstärktem Maße. Wenn wir jemals imstande gewesen wären, das wahre Bild der Kriminalität vollständig oder nahezu vollständig zu enthüllen, so ließe sich gegen die Annahme dieser ständigen Proportionalität nichts einwenden. Bis heute ist es aber noch nicht einmal zu einer entfernten Annäherung an dieses Ziel gekommen.

Die Praxis lehrt jedenfalls, daß der Abstand der geahndeten zur nicht geahndeten Straftat bei jedem strafrechtlichen Tatbestande

in anderer ist und nach der Natur des Delikts und des Täters, den es voraussetzt, auch sein muß. Weil der Erfolg der Brandstiftung die Spuren der Tat zumeist vernichtet, weil der Abort inolge Abtreibung kaum von einem natürlichen Abort unterschieden werden kann, weil die verkuppelte Person meist ein eigenes Interesse hat, die Straftat nicht bekannt zu geben, darum steht hier die Zahl der geahndeten Delikte zu den nicht geahndeten in einem ganz andren Verhältnis, wie bei den Körperverletzungen, Beleidigungen, Diebstählen, beim Widerstand gegen die Staatsgewalt. Sehen wir uns einige dieser Straftaten daraufhin an.

Die Zahl der vorsächlichen Brandstiftungen, die nach der Statistik für 1904 im Deutschen Reiche zur Beurteilung geführt haben, 579, steht für jeden, der die Brandsachen eines größeren Bezirkes bearbeitet, in einem erschreckenden Gegensatz zu den wirklich vorgekommenen Brandstiftungen. Eine interessante Aufstellung gibt da Kettich in seiner Arbeit über die württ. Kriminalität (a. a. O. I, 371). In dem Jahrviertel 1889—92 betrug der Jahresdurchschnitt der erwiesenen vorsächlichen Brandstiftungen 26, der der mutmaßlichen Brandstiftungen 101, also etwa das Vierfache; der Jahresdurchschnitt der erwiesenen fahrlässigen Brandstiftungen 33, der der mutmaßlichen fahrlässigen Brandstiftungen 60, also fast das Doppelte. Nimmt man hinzu, daß der Jahresdurchschnitt der ihrer Ursache nach unermittelten Brände 178 betrug und daß in einem so zur Brandstiftung neigenden Lande, wie Württemberg, auch nach Ansicht seines Statistikers noch eine ganze Reihe dieser der Ursache nach unermittelten Brände auf Vorsatz und Fahrlässigkeit zurückzuführen sind, so ist ein noch größerer Abstand zwischen begangener und geahndeter Straftat, als von Kettich gemutmaßt, anzunehmen, insbesondere, wenn noch „falsche“ Blitzschläge vorgekommen sind. Auf Blitzschlag werden nämlich 132 Brände zurückgeführt. Das ist eine relativ hohe Zahl, so daß man vermuten darf, daß man auch in Schwaben mit dem „falschen Blitz“ arbeitet. *)

Wie anders sieht dagegen die Kriminalität des Widerstandes gegen die Vollstreckungsbeamten mit 18 593 Verurteilungen i. J. 1904 (18 983 i. J. 1905) aus. Hier kommen in der Zeit von 1894 bis 1905 auf 100 000 der strafmündigen Zivilbevölkerung durchschnittlich 43 Verurteilte, während Delikte, die durchaus zu den alltäglichen gehören und daher in Wirklichkeit ganz andere Zahlen aufweisen,

*) Dr. Weingart, Kriminalstatistik S. 271.

als in der Kriminalstatistik enthalten, nämlich Bedrohung einschl. Nötigung, ferner Unterschlagung und Betrug in dem gleichen Zeitraum die Verhältniszahlen 30, 53 und 54 aufweisen. Danach müßte man denken, daß wir in einem Staate leben, in dem die Autorität der Vollstreckungsbeamten besonders gering ist. Die einfache Erklärung der hohen Ziffern des Widerstands gegen Vollstreckungsbeamte ist aber die, daß sich diese Straftat direkt unter den Augen der Organe der Staatsgewalt vollzieht und sich gegen sie richtet. Sie ist also nicht bloß der Entdeckung und Verfolgung sicher; es sind auch fast immer zuverlässige Beweismittel für diese Delikte vorhanden. Deshalb wird hier die Zahl der Verurteilungen an die Zahl der wirklich begangenen Straftaten ziemlich heranreichen. Wenn gleiche Verhältnisse bei den andern Straftaten auch vorlägen, so könnte es bei der Urteilsstatistik ruhig sein Bewenden behalten.

Sehr verschieden ist sicherlich das Verhältnis der gestraften zur ungestraften Tat, je nachdem es sich um ein rechtlich einfaches Delikt oder um einen juristisch schwierigen Tatbestand handelt. So sind im Jahre 1904 549 Fälle wissentlich falscher Anschuldigung zur Verurteilung und 471 zur Freisprechung gelangt (1905 557 : 403). Ähnlich steht es beim fahrlässigen Falscheid, bei dem 1904 355 Verurteilungen und 244 Freisprechungen erfolgt sind (1905 293 : 222). Hier zeigen sich Verhältnisse, wie sie bei allen andern Straftaten, soweit sie im Folgenden nicht besprochen sind, entfernt nicht in dem Maße zu finden sind, so daß man nicht etwa sagen kann, die Staatsanwaltschaft sei leichtfertig in der Anklage gewesen. Wenn andre Straftaten dieses Mißverhältnis zwischen Verurteilung und Freisprechung nicht zeigen, so wäre es merkwürdig, wenn die Staatsanwaltschaft allgemein gerade bei diesen Delikten leichtfertiger in der Anklage sein sollte. Der Grund ist vielmehr darin zu suchen, daß die Schuld objektiv und subjektiv zu schwer festzustellen ist und daß das Vorverfahren dem Staatsanwalt nicht genügend Mittel an die Hand gibt, die Schuldbeweise zu prüfen, daß sich andererseits aber hinreichender Verdacht für diese Straftaten nur zu oft herausstellt. Noch mehr auf dem subjektiven Gebiete der Schuldfrage liegt die große Zahl der Freisprechungen beim Meineid: 1904 239 Verurteilungen, 239 Freisprechungen; 1905 231 : 268. Nähere Erörterungen der Gründe verbieten sich hier mit Rücksicht auf die Bestimmung dieser Arbeit von selbst.

Wieder auf einem andern Gebiete liegt der Grund für die überaus zahlreichen Freisprechungen bei der Verleitung zum Mein-

eide (1904 257 Verurteilungen zu 319 Freisprechungen; 1905 234 : 241). Hier überwiegen sogar die Freisprechungen. Jedem, der unsere Strafpraxis kennt, wird der Grund dieser Erscheinung klar sein. Das gesetzliche Strafmaß wird vom Richter als zu schwer empfunden; deshalb besonders erhöhte Ansprüche an den Schuldbeweis, die oft so hoch sind, daß der Staatsanwalt, soviel er sich auch der richterlichen Anschauung anzupassen geneigt wäre, gar nicht in der Lage ist, die Einstellung des Verfahrens zu rechtfertigen. Man will eben nicht jemandem, der in seiner Angst vor dem Strafrichter oder in der Besorgnis um den Verlust eines seine wirtschaftliche Existenz bedrohenden Zivilprozesses ein paar unbedachte Worte zum Zeugen geredet hat, gleich ins Zuchthaus schicken.

Ein auffallendes Mißverhältnis zwischen Verurteilung und Freisprechung zeigt sich endlich bei der Gefährdung eines Eisenbahntransports durch Pflichtvernachlässigung von Eisenbahnbediensteten (1904 368 Verurteilungen, 298 Freisprechungen; 1905 335 : 305). Die Kenntnis dieser Straftaten erlangt die Anklagebehörde lediglich durch die den beschuldigten Beamten vorgesetzte Dienstbehörde. Diese nimmt ihrerseits Stellung zur Schuldfrage, wobei sie auch das rechtliche Material, soweit es in den Dienstvorschriften der Beamten ruht, erörtert. Zu dieser Stellungnahme kann sich die Staatsanwaltschaft nicht gut in Gegensatz setzen. Sie muß die Entscheidung der mündlichen Verhandlung überlassen. Für die Eisenbahnbehörde ist die Verkehrssicherheit *suprema lex*, daher ihre scharfe Interpretation der Dienstvorschriften. Der nicht an diese *lex* gebundene Richter, der Leute von durchweg tadelloser Vergangenheit wegen dieser Straftaten auf der Anklagebank sieht, ist milder Interpretation geneigter.

In diesem Falle wird man anzunehmen haben, daß, Verurteilungen und Freisprechungen zusammengerechnet, kaum andere Tatbestände, die der strafgerichtlichen Beurteilung bedürfen, vorhanden sind, denn die zuverlässigen Einrichtungen unseres Eisenbahnverkehrs lassen eine Transportgefährdung und ihren Urheber nicht wohl unentdeckt. Anders liegt aber sicherlich die Sache in den vorbesprochenen Fällen gleichen Mißverhältnisses. Da lassen die Freisprechungen sicherlich eine große Menge wirklich begangener Straftaten ungefühnt, ja, der weitaus größte Teil solcher kommt wohl überhaupt nicht bis zur Anklage.

Bei andern Delikten blendet die hohe Zahl der Verurteilungen. Aber was bedeuten 85496 Verurteilungen wegen einfachen Dieb-

stahls (1904), wenn man z. B. hört, daß es in Berlin Warenhäuser gibt, bei denen 20—30 Diebstähle am Tage gezählt werden. Das ergibt für ein einzelnes großes Geschäftshaus bei 300 Geschäftstagen des Jahres 6000 Diebstähle. Sollte da nicht Berlin allein schon der Tatort für so viel Diebstähle sein, als im ganzen Reiche zur Verurteilung gelangt sind. Dabei sagt die Reichskriminalstatistik für 1905 (II. S. 2): „Die Diebstähle haben, nach den Verurteilungen gemessen, ständig abgenommen und bieten somit eine erfreuliche Erscheinung in der Kriminalität.“ Muß nicht der Nachsatz den Glauben erwecken, daß das Abnehmen der Verurteilungen als gleichbedeutend mit dem der Diebstähle überhaupt angesehen wird. Sollte der Rückgang der Verurteilungen nicht auf ganz andere Ursachen zurückzuführen sein, als auf den der Diebstähle? Sollte man nicht eher trauern, daß es so wenig gelingt, eine größere Anzahl von einfachen Diebstählen zur Verurteilung zu bringen?

Aber über diese Verschiedenheiten des Ergebnisses der Strafverfolgung in Ansehung einzelner bestimmter Delikte gibt es noch eine große Reihe von Einwirkungen auf das Verhältnis zwischen bestrafte und unbestrafte Tat, die sich kaum nach einzelnen Delikten und Deliktgruppen scheiden lassen. Da ist zunächst die verschiedene Intensität der Strafverfolgung. Diese wird schon von älteren Statistikern, wie Starke, als einflußreich anerkannt. In einem Bundesstaate, wie Deutschland, mit seinen verschiedenartigen Polizeioorganisationen, mit der scharfen Trennung von Stadt und Land in der kriminalpolizeilichen Verwaltung, mit der differentiellen Ausbildung der der Strafverfolgung dienenden Organe, mit dem unterschiedlichen Verhältnisse der Staatsanwaltschaft zur Kriminalpolizei, mit der abweichenden Gestaltung der Amtsanwaltschaft kommt sie recht sehr in Betracht. Auch ist die Anzeigekunst von dem Grade des in der Bevölkerung herrschenden Rechtsgeföhls oder auch nur der Prozeßsucht und von der Fähigkeit, die Feder selbst oder durch willfähige oder gering bezahlte Personen zu gebrauchen, abhängig. Allgemein, sowohl vom privaten Denunzianten, als vom Strafverfolgungsorgan, wird die schwerere Straftat intensiver verfolgt. Bei diesen hängt sich auch dem Denunzianten nicht derselbe Makel an, wie gern in leichteren Fällen, so daß mehr Straftaten bekannt werden. Sehr verschieden nach Alter, Geschlecht, Nationalität, Bildung usw. ist die Art, wie man sich den Folgen der Tat zu entziehen weiß und wie man sich verteidigt. Die Jugend-

lichen gestehen leichter und lassen sich leichter überführen, wie die Erwachsenen; ob aber auch die Weiber leichter als die Männer steht noch sehr dahin. Nach meiner Erfahrung ist die Verteidigungsweise der polnischen Bevölkerung eine andere, wie die der deutschen. Am intensivsten von allen unserer Strafrechtspflege Unterstehenden verteidigen sich, wie mir dünkt, die Juden.

Anderß ist das Verhältnis der geahndeten zur nichtgeahndeten Straftat in der Grenzbevölkerung gegenüber der Binnenbevölkerung, anders bei den vorübergehend im Inland aufhaltenden Ausländern im Verhältnis zu den Inländern, anders in dichter Bevölkerung als in schwach besiedelten Strichen. Der gewerbmäßige Verbrecher ist zweifellos geschickter, sich der Strafverfolgung zu entziehen, als der Gelegenheitsverbrecher. Andererseits ist er der Kriminalpolizei besser bekannt und darum leichter gefaßt, dann auch wieder manchmal gleichgültiger gegen die Folgen einer Ergreifung und Verurteilung. Im Resultate ist, glaube ich, der gewerbmäßige Verbrecher mit Vorstrafen, also mit vorangegangener Strafverfolgung und Strafvollstreckung — was beides gleich bedeutsam ist —, doch leichter zu überführen, und darum scheint es mir bedenklich, den Rückfallziffern eine so hohe Bedeutung beizulegen, wie es geschieht.

Bei der Fülle der Einwirkungen auf das gedachte Verhältnis kommt man z. Bt. über einige allgemeine Erwägungen, die sich aus der Praxis ergeben, nicht hinaus, und doch begreift man da schon, auf welch schwanken Füßen die Schlüsse stehen müssen, die lediglich die Reichskriminalstatistik zur Grundlage haben.

Hat diese recht, wenn sie sagt, die Häufigkeit des Verbrechens kommt hauptsächlich in der Zahl der Verurteilungen zum Ausdruck? Oder ist nicht vielmehr dieser Ausspruch lediglich in Beziehung auf alle Delikte zusammengenommen richtig? Hat er aber dann noch überhaupt großen Wert, wenn man doch die innere Struktur der Kriminalität nicht kennt? Könnte es nicht leicht der Fall sein, daß sich gerade die leichteren, ungefährlicheren Delikte vermehrt und die schweren, gefährlichen vermindert haben, daß materieller und immaterieller Verbrechenschaden also zurückgegangen sind? Alsdann stellt eine Statistik, die die wirklich begangenen Straftaten unberücksichtigt lassen muß, ein durchaus falsches Bild der Kriminalität dar.

Soll die Strafrechtspflege in den kommenden Zeiten, die ganz gewiß für sie keine leichten sein werden, das ihrige in der Unter-

drückung des Verbrechenens leisten, so müssen wir vor allen Dingen seinen Umfang und seine Bedeutung für die zu schützenden Interessen, für das materielle und immaterielle Wohl des Volkes besser kennen lernen. Es wird sich dann fragen, ob es noch in dem Maße, wie jetzt, dabei bleiben kann, lediglich vereinzelte Straftaten zur Ahndung zu bringen und damit anzuerkennen, daß, so sehr relative Strafzwecke heute auch gewollt sind, doch in praxi nicht viel mehr als in bescheidenen Grenzen das Prinzip der Generalprävention*) durchgeführt wird. Was bedeuten diese relativen Strafzwecke**) in Wirklichkeit, wenn sie in Beziehung auf so wenige Straftaten und eine so geringe Zahl von Tätern ausgeübt werden können. Draftischer ausgedrückt: Was nützt uns die jährliche Bestrafung von 600 Brandstiftern, die von ferneren gleichen Taten abgehalten und vielleicht sogar gebessert werden, wenn jährlich viel tausende von Bränden vorsätzlich angelegt werden und diese Zahlen immer weiter steigen. Aller Fortschritt im Strafrecht ist — diesem von v. Hippel so treffend begründeten Satze kann ich nur zustimmen — in der Erfassung und Durchführung der Spezialprävention begründet.

Ein Hauptvertreter der einschränkenden Richtung unserer Kriminalstatistik, der wohl nicht ohne Einfluß auf ihre Gestaltung geblieben ist, war Starke***) in seinem Buche: „Verbrechen und Verbrecher in Preußen. 1854—1878.“ Er vertrat die Ansicht (S. 11), daß die zahlenmäßige Vergleichung zwischen den bei den Behörden eingegangenen Anzeigen und den erhobenen Anklagen von großem Interesse für die Beurteilung der von der Kriminalpolizei entwickelten Tätigkeit sein möge, daß sie aber für die Gewinnung einer auf sichereren Zahlen basierten Anschauung über die Bewegung des Verbrechertums nicht allein zu entbehren, sondern sogar schädlich sei, da in dieser Richtung ausschließlich die Zahl der durch rechtskräftige Erkenntnisse Verurteilten einen vollkommen genügenden Anhalt gebe. Diese Ansicht floß aus dem Obersatze, in dem sich Starke zu dem Schmoller'schen Satze bekannte, daß auf die Welt unserer Vorstellungen und Gedanken die Gesetze des mechanischen Verlaufs der Dinge sich in gar keiner Weise anwenden ließen, daß vielmehr die physischen Faktoren lediglich als sekundäre Ursachen des

*) D. i. die Abschreckung aller durch die Strafandrohung und den Strafvollzug (v. List).

**) D. s. Strafzwecke, die nur dem jeweiligen bestimmten Verbrecher gelten (Spezialprävention).

***) Bulletin de l'Institut intern. de Statistique IV, 1. Rome 1889, S. 69 ff.

wandeln auf sittlichem Gebiete mitwirken könnten. Für die Er-
 nennung dieser sekundären Ursachen genügte ihm aber die reine
 Urteilsstatistik. Man kann darüber streiten, ob nicht selbst für
 Starkes Auffassung die Heranziehung möglichst vieler Deliktstatbe-
 stände den Wert der Kriminalstatistik erhöht hätte; jedenfalls ist es
 noch bedenklich, in der Fragestellung an diese Statistik von vorn-
 herein mit der Annahme der Willensfreiheit — denn darauf läuft
 diese Anschauung hinaus — heranzutreten, sich mit der oberfläch-
 lichen Feststellung der Kriminalität, und ihrer etwaigen physischen
 Faktoren zu begnügen und a priori darauf verzichten, die letzten
 Gründe der kriminellen Erscheinungen zu erforschen. Es ist m. E.
 durchaus nicht nötig, sich als Anhänger moderner naturwissenschaft-
 licher Anschauungen über die Abhängigkeit auch der Geisteswelt von
 Naturnotwendigkeiten zu bekennen, um zu bedauern, daß wir nicht
 mehr Aufklärung über die kriminellen Vorgänge erhalten. Nicht
 nur, daß wir so dem auf Schonung der Beschuldigten im Prozeß
 bedachten Zuge der Zeit uns mit besseren Gründen entgegenstemmen
 könnten, daß also der Gesetzgeber selbst auf einer ganz anders
 ichteren Unterlage stände, würden wir auch aus der Kriminalstatistik
 für die praktische Strafrechtspflege selbst mehr Nutzen ziehen können.
 Mögen immerhin gesetzgeberische Maßnahmen hin und wieder durch
 kriminalstatistische Ergebnisse mit beeinflusst werden (preussisches Für-
 sorgereziehungsgesetz), auf die Strafrechtspflege selbst ist sie im
 großen und ganzen ohne Einfluß. Es fällt der Kriminalpolizei
 nicht ein, das Maß ihres Vorgehens gegen gewisse Straftaten oder
 gewisse Täter von den Ergebnissen der Kriminalstatistik bestimmen
 zu lassen. Differenziert die Kriminalpolizei ihre Tätigkeit gegenüber
 dem Verbrechen, so läßt sie dafür ganz andere Faktoren bestimmend
 sein, nicht zum wenigsten die so trügerische öffentliche Meinung, das
 Hervortreten irgend eines eklatanten Falles u. dergl. Mögen immer-
 hin für die Polizeiverwaltungen einiger großer und größter Städte
 weitere Gesichtspunkte maßgebend sein, die kleineren Polizeibehörden
 spüren dem Verbrechen ohne Inanspruchnahme solcher nach. Eben-
 sowenig läßt sich der Richter von irgendwelchen statistischen Ergeb-
 nissen beeinflussen. Ich will nicht verkennen, daß in Ansehung der
 Schuldfrage die Kriminalstatistik nicht so bald in die Lage kommen
 wird, die Entscheidung mit zu beeinflussen. In Ansehung der
 Straffrage findet man jetzt schon Anklänge an eine Verwertung
 statistischer Ergebnisse, indem im Urteil des öfteren die Strafzu-
 messung durch Betonung des häufigen Vorkommens des zur Ver-

urteilung gelangenden Delictes innerhalb des Gerichtsprengeles begründet wird. Ja, es kommt wohl vor, daß sich für gewisse Straftaten wegen ihres häufigen Vorkommens ein Normalstrafmaß herausgebildet hat. Aber all das hat noch nichts mit der Statistik zu tun. Der Richter, der sich von solchen Gesichtspunkten leiten läßt, ist beeinflusst durch die Fälle, die vordem zu richterlicher Beurteilung gestanden haben, durch die außergerichtlichen Erfahrungen, die er und seine Mitrichter gemacht haben, durch die öffentliche Meinung und ähnliche Momente. Die Reichskriminalstatistik wäre für ihn selbst dann nicht benutzbar, wenn sie die Kriminalität der kleineren Bezirke hinreichend nachwies. denn sie erscheint ca. 2—3 Jahre nach den statistisch erörterten Tatsachen, während der Richter den Zeitpunkt der Begehung der Straftat, der regelmäßig auf einen viel späteren Zeitpunkt fällt, im Auge behalten muß. Indessen läßt sich an der gelegentlichen Verwendung solcher weiteren kriminalpolitischen Gesichtspunkte doch erkennen, daß der Richter ein Bedürfnis für deren Anwendung anerkennt. Er will nicht die der Aburteilung unterliegende Tat als eine Einzelercheinung auffassen, die lediglich in sich verstanden sein will. Es fehlt ihm aber die Möglichkeit, sie als Teil einer Massenercheinung gehörig zu würdigen. Besäße er diese Möglichkeit, so würde sich mindestens die Strafzumessung besser als jetzt begründen lassen, und es ließe sich hoffen, daß in die Strafmaße eine größere Gleichmäßigkeit hineinkäme und daß man überhaupt klarer sähe, welche Strafe den staatlichen Strafanspruch am besten erfüllte. Ist der Gesetzgeber Kriminalpolitiker gewesen, als er das Gesetz schuf, so muß es auch der Richter in der Anwendung sein, sonst ist des Ersteren Arbeit vergeblich gewesen. Deshalb müssen wir uns bemühen, dem Richter die Unterlagen für seinen Spruch zu geben, die wir ihm geben können.

Was kann nun geschehen, um das Verbrechen als Massen- und Einzelercheinung besser zu erkennen?

Nahe liegt zunächst die Ausdehnung der Kriminalstatistik auf die criminalité apparente. Sie ist kein Ding der Unmöglichkeit. Das zeigt die vom Königl. bayerischen Statistischen Bureau für die Zeit von 1862/65 bis 1865/66 veröffentlichte Statistik der bayerischen Strafrechtspflege, welche die Einstellungen des Verfahrens nach einzelnen Straftaten, wie bei der Urteilsstatistik, behandelt.*) Die

*) S. v. Mayr, „Die Nuzbarmachung der Kriminalstatistik“ in der Monatschrift f. Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform I, S. 42 ff.

Staatsanwaltschaft, durch deren Hände alle die abertausend Ermittlungsfällen gehen, die nicht zur Anklage gedeihen, kann jährlich eine reiche Fülle von Taten nachweisen, die mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit als Straftaten anzusprechen sind, wenn sie auch in Ermangelung der Feststellung des Täters oder seiner Ergreifung zur Anklage und Verurteilung nicht führen können. Allerdings können bei den meisten dieser Handlungen die subjektiven Schuldmomente nicht gehörig geprüft werden, so daß, juristisch gedacht, Zweifel an der Schuld zurückbleiben. So können ja objektiv in der Tat alle Kriterien einer Straftat vorliegen, und doch würde eine solche nicht gegeben sein, wenn der Täter wahnsinnig war. Indessen sollte man den Mangel dieser Prüfung nicht zu hoch einschätzen. Einmal sind wir oft über die Persönlichkeit des Täters gut genug orientiert, um Einwände, welche die subjektive Schuld betreffen, sicher ausschließen zu können. Wir wissen z. B. oft ganz genau, daß eine unter drei Personen der Täter ist, nur nicht welche von ihnen diese Person ist. Weil wir aber alle drei Personen kennen, so wissen wir, daß, wer unter ihnen auch der Täter sei, keiner seine subjektive Schuld mit Erfolg bestreiten könnte, hätten wir ihr nur die Tat nachgewiesen. In andern Fällen schließt schon der objektive Befund jeden auf die Negierung der subjektiven Schuld gerichteten Einwand aus. Ein mit allen Zinessen der Einbrecherkunst ausgeführter schwerer Diebstahl läßt Zweifel an der subjektiven Schuld eines Därfhaltens überhaupt nicht mehr aufkommen, denn Fälle, wo Geistesranke so fein durchdachte Straftaten, die nach keiner Richtung eine Lücke in der Planung und Durchführung erkennen lassen, begehen, sind, so viel ich weiß, noch nicht nachgewiesen, und wenn doch, so dürfte dies doch außerordentlich selten sein. In einer weiteren Reihe von Fällen fehlt an dem Nachweis der subjektiven Schuld schon deshalb nichts, weil der Täter gestanden, sich dann aber der Strafverfolgung, sei es durch Flucht, sei es durch Selbstmord, entzogen hat. Auch kommt es hin und wieder vor, daß Täter (z. B. Mörder aus Furcht vor der Todesstrafe) nach der Tat in Geisteskrankheit verfallen, während ihre geistige Gesundheit zur Zeit der Tat sicher festgestellt werden kann. Oft fehlen lediglich die prozessualen Voraussetzungen einer Verurteilung. Ein wichtiger Belastungszeuge hat vor seiner Ausreise ins Ausland nicht gerichtlich nach den Vorschriften der Prozeßordnung vernommen werden können. Er hat aber im Verfahren bereits ausgesagt und es hat sich gegen seine Glaubwürdigkeit nicht das geringste Be-

denken erhoben. Oft stirbt ein Belastungszeuge vor der gerichtlichen Vernehmung oder wird vernehmungsunfähig, während er doch seine Aussage vollständig glaubhaft anderweit deponiert hat. Kurzum, es gibt ungezählte Fälle, in denen kein Vernünftiger an der Schuld des Angeeschuldigten zweifelt und doch Verurteilung nicht erfolgen kann. Warum sollen sie alle der Statistik fernbleiben? Ist der Fehler wirklich so groß, wenn hin und wieder Fälle zu Unrecht in die Statistik eingereiht würden? Enthält nicht die gegenwärtige Kriminalstatistik die Justizirrtümer mit, ja muß sie nicht sogar die Berichtigung der Statistik auf Grund der im Wieder- aufnahmeverfahren erkannten Justizirrtümer ablehnen? Ich glaube auch nicht, daß andere Statistiken, wie die Kriminalstatistik, mit so eminent gesicherten Zahlen arbeiten, wie diese, wohl aber glaube ich, daß sie die statistisch zu behandelnden Tatbestände mehr erschöpfen, als jene. Insoweit die Statistik auf Zählkarten beruht, die nicht von eigens zu dem Zwecke geschulten Kräften aufgenommen werden, wird sie in Folge fehlerhafter Ausfüllung der Zählkarten immer eine große Zahl von Irrtümern aufweisen. Auch liegt es in der Natur der Dinge, daß eine ganze Reihe der Tatbestände, die in die Statistik kommen sollen, aus verschiedenen Gründen nicht in sie gelangen. Und doch werden uns diese Statistiken ein ungleich vollständigeres und darum richtigeres Bild der statistisch zu behandelnden Tatbestände geben, weil diese Irrtümer im Verhältnis zum Ganzen keine bedeutende Rolle spielen. Die Reichskriminalstatistik dagegen ist in ihren Fundamenten absolut sicher. Die Justizbeamten sind auf die Ausfüllung der Zählkarten trefflich eingeübt. Die Präzision ihrer Arbeit gestattet nicht, daß für das ganze Reich mehr Verurteilungsfälle, als sich an den Fingern herzählen lassen, durch irgendwelche Säumnisse der Statistik entfallen. Und doch bleibt unsere Kriminalstatistik, weil der Abstand zwischen gestrafter und ungestrafter Tat zu groß ist und weil die Proportionalitätsannahme bei diesem Abstände eine zu vage ist, ein Torso, der uns kaum eine Ahnung gibt, wie das Ganze aussieht. Mit andern Worten, die Kriminalstatistik ist zu sehr von juristischem und zu wenig von volkswirtschaftlichem, moralphilosophischen und soziologischen Geiste erfüllt.

Indessen halte ich es dennoch für ausgeschlossen, die *criminalité apparente* jetzt schon in die Reichskriminalstatistik einzuschließen, denn jene kann nur mit Handlungen, nicht mit Personen rechnen während diese den Hauptwert auf die Zählung nach Personen legt. Die Einschließung der *criminalité apparente* aber würde zwecklos

sein, wenn nur die Taten bekannt gewordener Täter inbetracht gezogen werden sollten, denn diese Fälle bilden doch nur ihren weitaus geringeren Teil. Die *criminalité apparente* hat ihren Hauptwert in dem Nachweis der strafbaren Handlungen und des materiellen Schadens des Verbrechens und das Letztere auch nur unter der Voraussetzung, daß auch für die *criminalité légale* der materielle Schaden nachgewiesen wird und das geschieht ja bekanntlich bis jetzt auch noch nicht. Aber überhaupt läßt sich die Einbeziehung der *criminalité apparente* nicht ohne ein Versuchsstadium denken, das uns darüber aufklärt, welche Kautelen einerseits zur Sicherung der Statistik gegen leichtfertige Beurteilung der in ihr nachzuweisenden Tatbestände zu treffen sind und was andererseits geschehen kann, um die Zahl der einzureichenden Fälle möglichst hoch zu bringen. Heute könnte es sich höchstens darum handeln, die *criminalité apparente* eines einzelnen Delikts reichsstatistisch versuchsweise nachzuweisen. Dazu eignete sich in erster Linie der Diebstahl, der neben der Körperverletzung doch nun einmal die Dominante im kriminellen Konzert ist. Gerade weil die auf den Verurteilungen aufgebaute Statistik die rechte Bedeutung dieses Deliktes nicht recht erkennen läßt, hat es wohl die *S. R. V.**) unternommen, der Schwierigkeiten ungeachtet, eine internationale Statistik über den Diebstahl herbeizuführen. Indessen möchte ich auch die Einbeziehung der *criminalité apparente* des Diebstahls noch nicht einmal befürworten. Vielmehr scheint mir, daß alles das, was in dieser Arbeit als der statistischen Feststellung würdig und bedürftig hingestellt worden ist, am besten durch die kriminalstatistische Einzeluntersuchung erreicht wird. Die Reichskriminalstatistik für 1904 hat (II 73) selber darauf verwiesen, daß es ihre Aufgabe nicht sei, die Unterschiede die Kriminalität in den einzelnen Staaten und Landesteilen und der Entwicklung, welche sie in den verschiedenen Teilen des Reichs genommen hat, nachzuweisen und zu erörtern. Hierzu gehöre eine besonders eingehende Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse in den einzelnen Bezirken. Die kriminalstatistische Einzeluntersuchung ist schon lange lebhaft empfohlen und in einer Reihe von Arbeiten durchgeführt worden. Hauptanreger ist Professor v. Liszt in Berlin. Aus seinem Berliner kriminalistischen Seminar sind mehrere Arbeiten dieser Art hervorgegangen, die die Kriminalität im Herzogtum Sachsen-Meiningen, der Kreise Marienwerder und Thorn und des Amtsbezirks Heidelberg behandeln.

*) Internationale kriminalistische Vereinigung.

Weiterhin haben sich der Amtsgerichtsrat a. D. Dr. Paul Frauenstädt und insbesondere Dr. Dochow eingehender mit diesem Gegenstande befaßt. Wir sind jetzt schon so weit, zu wissen, was alles in eine solche Arbeit gehört, wenn damit auch nicht gesagt sein soll, daß Abänderungs- und Verbesserungsvorschläge indiskutabel wären. Dochow verlangt z. B. einen geographisch-statistischen, einen arbeitsstatistischen und einen kriminalstatistischen Teil. In den andern Arbeiten sind die Erörterungen, die er in dieser Disposition verlangt, auch vorhanden, wenn auch in einer etwas abweichenden Einteilung. Sicher ist jedenfalls, daß eine solche Einzeluntersuchung, soll sie wirklich den Ursachen des Verbrechens mehr als die Einzelfeststellungen der Reichskriminalstatistik auf die Spur kommen, ein volles Eingehen auch auf die wirtschaftlichen, soziologischen und ethischen, ja auf die physikalischen und ethnographischen Verhältnisse des zu behandelnden Distriktes verlangt, ehe der Kriminalist an der Hand der Ergebnisse der Strafrechtspflege das Wort zu seinen Schlußfolgerungen nehmen kann. Sie ist also ein schwieriges Werk, das mit dem Wissen des heutigen praktischen Durchschnittskriminalisten nicht zu schaffen ist. Es müßten sich ihm da hilfreiche Hände darbieten. Keiner der bisherigen Verfasser solcher Untersuchungen, die nach meiner Kenntnis alle im wesentlichen nur mit Benutzung der einschlägigen Literatur gearbeitet haben, wird für sich in Anspruch nehmen, daß er die seinem Berufswissen fern oder doch ferner liegenden Teile seiner Untersuchung so bearbeitet habe, daß sie der Höhe der Wissenschaft, der sie angehören, entsprächen. Es sind insgesamt Versuche, die gemacht werden mußten, um zu erkennen, ob auf diesem Wege den Quellen des Verbrechens näher zu kommen ist, und dieser Beweis ist erbracht. Wer etwa noch an diesem Ergebnis zweifelt, der wird jedenfalls einräumen müssen, daß es keinen Weg gibt, auf dem in anderer Weise dasselbe Ziel zu erreichen wäre, daß jedenfalls die Reichskriminalstatistik uns die Aufklärung über das Verbrechen, die wir brauchen, auf dem von ihr verfolgten Wege niemals bringen wird und bringen kann. Da ich mich nun eingangs dieser Arbeit bemüht habe nachzuweisen, wie sehr uns diese Aufklärung nottut, so entsteht die große Frage, ob nicht die kriminalstatistische Einzeluntersuchung aus dem wissenschaftlichen Versuchsstadium, in dem sie sich jetzt noch befindet, zu entfernen und in ein Versuchsstadium von größerer Dimension zu bringen sei, das einen amtlichen Charakter trägt.

Die Meinung der Wissenschaft scheint einer solchen Verallgemeinerung im Wege zu stehen. v. Liszt hält dafür, daß die syste-

matische Massenbeobachtung, die Sammlung und Darstellung des Urmaterials, die Herausgabe und Erklärung der aus ihm entnommenen großen Tabellen Aufgabe der Regierung sei, während die Verarbeitung und Verwertung des durch das Tabellenwerk gewonnenen Materials, die Aufdeckung des ursächlichen Zusammenhangs Sache des einzelnen Forschers sei. Wenn man annehmen dürfte, daß auf diese Weise das Werk so gefördert würde, daß wir in absehbarer Zeit — sagen wir in einem Jahrzehnt — Aufschluß über die bemerkenswertesten Vorgänge in der kriminellen Welt erlangten, so ließe sich dagegen nichts einwenden. Davon ist aber gar keine Rede. Die wenigen Abhandlungen, die wir haben, beziehen sich auf einige wenige ganz zerstreute Distrikte Deutschlands, die in fast allen Beziehungen vollkommen verschiedene Struktur aufweisen. Noch arbeitet jeder Verfasser am System seiner Darstellung. Noch darf er auf einen größeren Interessentenkreis nicht rechnen. Noch muß er sich die zu andern Wissenschaften gehörenden Teile seiner Arbeit mühsam zusammensuchen. Und wenn wir so in Jahrzehnten einmal dahin kommen sollten, einen größeren Teil Deutschlands in solchen Einzeldarstellungen behandelt zu sehen, so wird ein gut Teil der Arbeiten wieder veraltet sein, weil sich die Verhältnisse vollständig geändert haben. Ich will nicht leugnen, daß hin und wieder dennoch eine wissenschaftliche Frucht über die individuellen und sozialen Faktoren des Verbrechens aus diesen Bemühungen hervorgewachsen wird, eine praktische nimmermehr. Praktische Ergebnisse können nur erwartet werden, wenn größere Kräfte in Bewegung gesetzt werden, als nur der private Forscherfleiß, denn hier handelt es sich um Gebiete, an denen mehrere Wissenschaften beteiligt sind, und in solchen Fällen pflegt die Zahl der Arbeitsfreudigen gering zu sein. Es kommt hier die Kriminalstatistik als Bestandteil der Kriminologie, d. h. der Lehre vom Verbrechen in seiner äußern, tatsächlichen Erscheinung und in seinen inneren, aus den Tatsachen zu erschließenden Ursachen (v. Liszt, Groß) in Betracht, und diese ist eine strafrechtliche Hilfswissenschaft, die Berührung mit einer ganzen Reihe von Wissenschaften hat, die eine zusammengesetzte Wissenschaft, wie die Geographie, ist. Verlangt nun die Entwicklung der Strafrechtspflege, daß die Forschungen auf diesem Spezialgebiete schneller fortschreiten, so bieten sich nur zwei Wege. Entweder führen die beteiligten Wissenschaften selbst oder der Staat eine Vereinigung der Arbeitskräfte herbei. Daß die ersteren eine solche Vereinigung zustande brächten, wenn sie wollten, ist selbstverständlich. Organisationen,

von denen dies ausgehen könnte, sind schon vorhanden. M. E. handelt es sich aber hier, wie ich darzulegen mich bemüht habe, um ein eminent staatliches Interesse und deshalb gebührt dem Staate die Initiative. Es kommt noch ein weiteres hinzu. Das wissenschaftliche Interesse ist erschöpft, wenn theoretisch im großen und ganzen Umfang und Ursachen des Verbrechens aufgedeckt sind. Um dieses Ziel zu erreichen, würde die Wissenschaft eine so große Organisation, wie sie nötig wäre, um für die Strafrechtspflege in allen Teilen Deutschlands brauchbare Unterlagen zu geben, nicht brauchen. Sie würde sich mit einer Auswahl begnügen können. Sie würde auch nicht die einmal gemachten Erhebungen regelmäßig fortzusetzen haben, während für die Strafrechtspflege eine regelmäßige, periodische Erneuerung der Erhebungen geboten wäre.

Hiernach erscheint mir folgende Regelung als die einfachste und gesündeste:

Eine Einzeluntersuchung über die Kriminalität hat für jeden Landgerichtsbezirk stattzufinden. Der Inhalt dieser Einzeluntersuchung wird durch ein von dem Reichsjustizamt und dem Kaiserlichen Statistischen Amt herausgegebenes Regulativ bestimmt. Die Untersuchung wird vorgenommen von einer Kommission, an deren Spitze der Erste Staatsanwalt steht, deren Mitglieder etwa ein Land- oder Amtsrichter (Strafrichter), ein höherer Polizeibeamter (in Ermangelung dessen ein höherer Verwaltungsbeamter, der mit der Strafrechtspflege Berührung hat oder gehabt hat), der Gewerbeinspektor, ein Mitglied der Handelskammer, ein Landwirt und ein höherer Geistlicher sind. Es würde m. E. verfehlt sein, die Mitglieder der Kommission fest zu bestimmen. Die Struktur der zu behandelnden Bezirke ist eine zu verschiedene, als daß eine Zusammensetzung für alle taugte. Auch erscheint es nicht nötig, daß die Mitglieder der Kommission jeglichen Wissensteil, auf den es in der Untersuchung ankommt, selbst beherrschen. Es genügt auch für einzelne Fragen die Heranziehung von Kräften ad hoc. Nur die Mitglieder der Kommission, nicht auch die gelegentlich für einzelne Fragen herangeholten Gutachter sind für die Untersuchung verantwortlich.

Die Untersuchung besteht aus einem beschreibenden und einem schließenden Teil. In den ersteren ist auch die *criminalité apparente* in, soweit möglich, genau bestimmten Grenzen und die Darstellung des materiellen Verbrechenschadens aufzunehmen. Die Darstellung des immateriellen Verbrechenschadens soll nur insoweit gestattet

werden, als derselbe sich auf der Grundlage exakter Forschung und Feststellung darstellen läßt. Erörterungen und Erwägungen allgemeiner Natur sollen der Untersuchung durchaus fernbleiben, weil auf diesem Wege oft bloße Annahmen an Stelle von Tatsachen gelangen. Im übrigen bedarf es einer näheren Darlegung des Inhalts der Untersuchung nicht mehr, weil in dieser Hinsicht durch die vorhandenen Untersuchungen bereits hinreichend vorgearbeitet ist.

Eine solche Untersuchung für einen ganzen Staat, für das ganze Reich ist kein Ding der Unmöglichkeit. Auf verschiedenen Gebieten der Politik, besonders auf dem der Wirtschafts- und Sozialpolitik werden periodisch und einzeln derartige Enqueten veranstaltet, aus denen vielfach tiefgehende Aufschlüsse und Anhaltspunkte gewonnen werden. Warum nicht auch in der Kriminalpolitik, die mit jenen andern Gebieten und mit noch viel mehr innige Berührung hat? Vorausichtlich würde sich bei praktischer Durchführung dieses Gedankens die Sache so stellen, daß gerade die Staatsanwälte und Richter, die sich mit der Untersuchung zu beschäftigen hätten, am wenigsten dafür vorbereitet sind und daß sie selbst zunächst am meisten dabei lernen müßten. Sie würden aber sicherlich in ihre Aufgabe bald hineinwachsen. Insbesondere die Gewerbeinspektoren und die Mitglieder der Handelskammer (Syndici) sind durch ihre eigene Tätigkeit vortrefflich eingeübt, an einer solchen Untersuchung mitzuwirken. Die Jahresberichte der Königl. Preussischen Regierungs- und Gewerbeberäthe und Bergbehörden, die sich auf die Einzelberichte der Gewerbe- und Berginspektionen stützen und vom Minister für Handel und Gewerbe vereinigt herausgegeben werden, sind schon fertiges Material für kriminalpolitische Untersuchungen dieser Art. Welch tiefe Einblicke würden die beteiligten Justizbeamten und ihre Amtsgenossen, mit denen sie persönlich und sodann auch durch den Inhalt der Untersuchung selbst in Berührung kommen, in die verschiedenen Lebensverhältnisse, die für die Beurteilung krimineller Dinge in Betracht kommen, gewinnen! Welches größere Verständnis für die Strafrechtspflege, ihre Zwecke und Ziele würden die Untersuchungen ferner in den beteiligten, nicht juristischen Mitgliedern hervorrufen und wie würden auch die weiteren Kreise, die mit ihnen in Verbindung stehen, dadurch gewinnen! Sollte eine solche Institution nicht schon um deswillen notwendig oder doch mindestens segensreich sein, weil in Zukunft die Strafrechtspflege sich noch in einem ganz andern Maße, wie bisher, auf das Laienrichtertum stützen wird? Sollte sich nicht in solchen Untersuchungen auch ein Gegen-

gewicht gegen jenen von Lucas beklagten Zug der Zeit, „der die möglichste Berücksichtigung nicht der Interessen des durch das Verbrechen Verletzten, sondern des des Verbrechens Beschuldigten verlangt“, finden?

Ich verkenne nicht, daß die erste Durchführung einer solchen ganz Deutschland umspannenden Untersuchung der Größe eines Werkes, wie des Generalstabskartenwerkes, an die Seite zu stellen wäre. Später aber würden sich die Schwierigkeiten bedeutend vermindern. Man wird in die Aufgabe hineinwachsen, man wird mit der Zeit auch im kleinen Distrikte eines Landgerichts Leitfäden gewinnen, die zu Zweifeln keinen Anhalt mehr bieten werden, und man wird Ergebnisse früherer Untersuchungen, wenn sie sich wiederholen, einfach zitieren können. Wenn im Reichsjustizamt oder im Kaiserlichen Statistischen Amt eine Zentralstelle geschaffen wird, die die Einzeluntersuchungen unter größeren Gesichtspunkten zusammenzufassen, die die kleinen Bezirke je nach ihren Eigenheiten in einer neuen Darstellung zu trennen und zu verbinden weiß, so würden bald die aus diesen Untersuchungen zu ziehenden Lehren noch eine viel größere Bedeutung gewinnen. Sie würden vor allen Dingen unsere Gesetzgebungspolitik in einem ganz anderen Maße befruchten, als dies durch unsere heutige Kriminalstatistik geschehen kann.

Ich weiß wohl, daß die Welt nicht unter dem kriminalpolitischen Gesichtspunkt regiert wird und daß unter den verschiedenen Kämpfen, in denen sich das Leben der menschlichen Gesellschaft bewegt, der gegen das Verbrechen keineswegs der wichtigste ist. Die Kämpfe um die beste Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung, um die Machtsstellung des Staates nach außen, um den sozialen, nationalen und kirchlichen Frieden nach innen nehmen im heutigen öffentlichen Leben noch den breitesten Raum ein. Um das ist auch natürlich. Wir haben noch keinen Anhalt für die Ueberzeugung, daß gegenüber den ungeheuren produktiven Werten, die in einem modernen Kulturvolke, wie dem unsern, ruhen, die Schädigungen durch das Verbrechen ein besonders gefährliches Element wären. Wir wissen zwar aus der Geschichte, daß auch Staatsrevolutionen auf der Basis eines Ueberhandnehmens des Verbrechens entstehen und mit entstehen können — und die russische Revolution, die rumänische Bauernrevolte und die portugiesische Umsturz Bewegung dürften recht lebendig wirkende Beispiele aus der Gegenwart sein —, wir glauben aber, daß unser gesundes Staatswesen noch sehr weit ab von solchen Ereignissen liegt. Und doch sollte auch uns jener auf die Interessen des Beschuldigten so

bedachte Zug der Zeit zu denken geben. Er stammt natürlich nicht aus der Strafrechtspflege selbst und von allen denen, die mit ihr zu tun haben (natürlich den Beschuldigten und seine Parteigänger ausgenommen). Er ist ein Bestandteil jenes Zuges der Zeit, der so eifrig die Interessen des proletarischen Standes wahrnimmt. Die Tatsache besteht doch nun einmal, daß der bei weitem überwiegende Teil der Beschuldigten ihm entstammt. Es bedarf garnicht des Nachweises, daß die durch das Verbrechen Betroffenen meistens einer sozial höheren oder doch wirtschaftlich besser gestellten Schicht angehören, denn die erstere Tatsache genügt für den, der den Geist der Zeit versteht, für sich völlig, um zu erkennen, daß eine Strafrechts- und Strafprozeßreform in unsern Tagen kein anderes Ergebnis haben kann, als den das größeren Schonung der Rechte des Beschuldigten. So sehr man auch überzeugt sein mag, daß Gesetze nicht für die Ewigkeit geschaffen werden und daß wohl sicher Zeiten kommen werden, in denen man die Rechte des Verletzten als die schutzbedürftigeren ansehen wird, so mißt sich doch nun einmal die Gegenwart den Beruf zu neuer Strafgesetzgebung bei und wir werden unter dem neuen Gesetz lange genug zu leben haben, um unter seinen Schäden empfindlich zu leiden. Darum scheint mir ein „caveant consules“ doch sehr am Plage. In Erfüllung dieser Pflicht wird es sich neben andern Verbesserungen der Strafrechtspflege, die nicht den Gesetzesweg zur Verwirklichung brauchen, in erster Linie darum handeln, das wahre Bild der Kriminalität nach menschlicher Möglichkeit zu entschleiern. Ueberraschungen sind uns da sicher. Derselbe Rettich, der in der Einleitung seiner wunderbaren Arbeit über die württembergische Kriminalität ein budget de crime ablehnen zu müssen glaubte, weil diese Benennung den Charakter einer Notwendigkeit, eines Gesetzes, in sich schließe, unter dem das Verbrechen im ganzen, wie im einzelnen, entstehe, stellt am Schlusse dieser Arbeit unter der Wucht der ihm durch seine Betrachtungen über die Kosten der Strafrechtspflege gewordenen Eindrücke selbst ein solches Budget auf und erkennt an, daß die 100 Millionen, welche als Gerichtskosten, Aufwand für Personalerfordernisse und Strafanstalten alljährlich in Deutschland zur Repression des Verbrechens aufgewendet und damit zu volkswirtschaftlich unproduktiven Zwecken verbraucht werden müssen, (S. 513) durch jene unberechenbaren wirtschaftlichen Schädigungen, die das Verbrechen der Gesellschaft ohne das Dazwischentreten des Staates als direkte Folge der verbrecherischen Handlung zufügt, zu gerade-

zu ungeheuren, auf den Schultern der ehrlichen Arbeit lastenden Summen aufgetrieben werden (S. 511). Und diese Einsicht stützt sich keineswegs auf Feststellungen, wie sie in dieser Arbeit vorgeschlagen werden, sondern auf die Reichskriminalstatistik und einige sonstigen amtlichen Erfahrungen. Wieviel sicherer und gefestigter würde die Einsicht werden, wenn man eine Grundlage hätte, wie sie durch die verallgemeinerte Einzeluntersuchung geschaffen werden könnte.

Und zum Schluß noch eins! Man fürchte sich nicht vor den Folgen der hier vorgeschlagenen Reformen. Man glaube nicht, daß alsdann eine Zeit kommen könnte, in der die Repression ins Ungeheure gesteigert werden würde, wo kein Mensch mehr vor polizeilichen Drangsalierungen sicher wäre. Nach einer Zeit, wie der unsern, die das Möglichste in der Zurückdrängung behördlicher und besonders polizeilicher Macht tut, kann eine solche nicht mehr kommen. Die Menschheit will nicht mehr bevormundet und beaufsichtigt werden. Wohl aber werden wir zu einer Revision des Begriffes des staatlichen Strafanspruchs kommen, wohl eröffnen sich Perspektiven auf andere als staatliche Organisationen zur Zurückdrängung des Verbrechens, wohl sind noch ganz andere Maßnahmen für die Verhütung des Verbrechens denkbar. Heute steht doch die Sache so, daß wir eine Rechtsordnung besitzen, die eine große Menge gesetlicher Tatbestände als strafbar bezeichnet, daß auch diese Tatbestände wirklich in einer ungeheuren Zahl von Fällen erfüllt werden, daß aber nur ein sehr geringer Teil zu gerichtlicher Aburteilung gelangt. Der Rechtsordnung liegt aber der Gedanke zugrunde, daß allem Strafbaren, was begangen wird, auch die gesetzte Strafe folge. Sie kann nicht wollen, daß ein so großer Teil von Uebeltätern sich seiner Sünde freue und nur ein so kleiner Teil die Strafe leide, denn das ist wider die Gerechtigkeit, auf deren Grunde die Rechtsordnung aufgebaut ist. Und wenn es auch in der Unvollkommenheit menschlicher Dinge liegt, daß nicht alle Uebeltäter zur Rechenschaft gezogen werden können, so sollte doch der Abstand zwischen gestrafter und ungestrafter Tat nicht ein so enormer sein und vor allen Dingen nicht noch immer größer werden. Es möchte doch das Gerechtigkeitsideal, dem wir anhängen und ohne das wir in der ganzen staatlichen Ordnung nicht glauben auskommen zu können, allzusehr leiden. Diese Gefahr besteht, und darum heißt es, neuen Most in alte Schläuche gießen.

Oesterreich als deutscher Einheitsstaat unter der Reaktion.

Von

Emil Daniels.

(Schluß.)

Neben Schmerling und Bach stand der Handelsminister Bruck als dritter liberaler Reformator. Die interessante Persönlichkeit Brucks spielt schon in Friedrijung's „Oesterreich und der Krimkrieg“ eine bedeutende Rolle. Bruck ist der Begründer der österreichisch-ungarischen Zolleinheit, welche die Magyaren heute wieder abschaffen möchten. Bis auf Bruck's Zeiten bestanden an der Leitha eine österreichische und eine ungarische Zollgrenze. Die Erzeugnisse der österreichischen Industrie entrichteten bei der Einfuhr nach Ungarn eine mäßige Abgabe, während die Auflage auf den landwirtschaftlichen Import von Ungarn nach Oesterreich ziemlich beträchtlich war. Der ungarische Landtag, dem die vormärzliche Verfassung nicht einmal bei der Festsetzung der ungarischen Grenzzölle ein Mitbestimmungsrecht einräumte, war mit der Gesamtheit jener Verhältnisse höchst unzufrieden. Er behauptete, Ungarn werde wie eine Kolonie von Oesterreich behandelt.

Mehr als einmal antwortete die österreichische Regierung des 18. Jahrhunderts mit dem Angebot, daß die Zollgrenzen zwischen den beiden Ländern aufgehoben werden sollten. Freilich fügte sie die Bedingung hinzu, daß die Steuerfreiheit des magyarischen Adels beseitigt würde. Denn diese Exemtionen bewirkten, daß der österreichische Großgrundbesitz des Schutzes gegen die Produkte Ungarns bedurfte. Außerdem war die Steuerlast in Ungarn überhaupt geringer als in Oesterreich; es gab in Transleithanien weder das Tabakmonopol, noch die Verbrauchsabgabe auf Fleisch, Wein und Branntwein. Folglich benötigte der kaiserliche Fiskus beider Zolllinien aus dem Grunde, daß die eine wie die andere Ungarn zu den Reichsausgaben heranzog, während die ungarische Steuerverfassung so partikularistisch und staatsfeindlich wie möglich war.

Kurz vor 1848 verschärfte sich der Generationen lange Streit zwischen der Reichsregierung und den Ungarn über die Zölle durch das Auftauchen der Idee, daß dem Königreich Ungarn durch Schutzzölle zur Unabhängigkeit von der österreichischen Industrie verholfen werden müsse. Die ungarischen Zölle, welche die k. k. Hofkammer erhob, waren absichtlich mäßig gehalten, denn es sollten Finanzzölle sein, keine Schutzzölle, welche die Menge der zu verzollenden Objekte herabdrückten. In Ermangelung eines wirksamen Zollschutzes suchte sich das Magyarentum durch den „Nationalen Schutzverein“ zu helfen, der den Ausschluß österreichischer Waren vom ungarischen Konsum zu seinem Programm machte.

Nach der Besiegung der ungarischen Revolution war nun der Zeitpunkt gekommen, um die Zollschranken, welche Maria Theresia zwischen den deutsch-slavischen Erblanden weggeräumt hatte, auch an der Leitha aufzuheben. Die Steuerfreiheit des ungarischen Adels hatte schon die magyarische Revolution wenigstens in der Theorie aufgehoben, die zentralistische Reaktion setzte das Prinzip in die Praxis um, und der transleithanische Großgrundbesitz trug von nun an ebenso schwere Steuerlasten wie der cisleithanische. Deshalb konnte im Sommer 1850 zunächst der Handelsverkehr an der Leitha soweit freigegeben werden, wie er sich nicht auf den Verbrauchssteuern unterworfenen oder monopolisierten Artikel erstreckte. Ein Jahr später waren mit einer die herkömmliche Schläfrigkeit der k. k. Administration verleugnenden Tatkraft die zahlreichen Steuerämter ins Leben gerufen, welche die Erstreckung der österreichischen indirekten Abgaben und Monopole auf Ungarn erforderlich machten. Trotz der sonstigen Begünstigung des Bauern durch die Regierung wurde dem ziemlich lange Widerstrebenden durch schwere Strafen klar gemacht, daß er das Erzeugnis seiner Tabakpflanzungen nicht mehr auf den Markt bringen durfte, sondern fortan dem Fiskus verlaufen mußte.

Auf Grund dieser vorbereitenden Maßnahmen wurde am 1. Juli 1851, kurz nach Brucks Sturz, die Zoll- und Steuereinheit zwischen den beiden Reichshälften in vollem Umfang hergestellt. Das bedeutete für Ungarn eine sehr beträchtliche Vermehrung der Steuerlast, und die zahlreichen k. k. Steuerbeamten, welche in das Land kamen, machten die neue Bürde nicht populärer, aber Friedjung behauptet wohl mit Recht, daß Ungarn durch den Wegfall der österreichischen Zölle mehr gewann, als es durch die Erhöhung der Abgaben verlor. Gesah doch auch durch Bruck die Inangriffnahme

von Eisenbahnbauten, welche ein umfassendes Staatsbahnnetz schufen und den Austausch der Produkte der verschiedenen Reichsteile mächtig förderten.

Als Ungarn durch den Ausgleich von 1867 zum selbständigen Staat wurde, übernahm es das Bruckische Finanzsystem ohne jede Aenderung: „Ein Beweis dafür, sagt Friedjung, „daß dem Lande nicht Gewalt angetan worden war, sondern daß sich nur die Notwendigkeit durchgesetzt hatte. Und so beruht das Finanzwesen des ungarischen Staats jetzt fast vollständig auf dem von dem österreichischen Absolutismus vollbrachten Werk.“

Gleichzeitig mit der Niederlegung der Zollschranken im Innern der Monarchie schritt Bruck dazu, den starren Merkantilismus zu befeigen, welcher seit Josef II. dem Auslande gegenüber geübt wurde. Eine vorbereitende Maßregel war das im März 1850 erlassene Gesetz über die Bildung von Handelskammern. Es organisierte diejenigen Berufsclassen handelspolitisch, auf die sich der Minister stützen mußte. Denn er hatte einen schweren Kampf gegen die prohibitionsmäßigen Großindustriellen auszufechten, deren Selbstsucht früher die deutschen Kleinstaaten zum Eintritt in den preußischen Zollverein getrieben hatte. Nur daß Fürst Schwarzenberg den zollpolitischen Ausschluß der Donaumonarchie aus Deutschland gern rückgängig gemacht hätte und darum mit ganzer Kraft für Brucks Reformen eintrat, ermöglichte dem Handelsminister, den verbesserten Zolltarif durchzusetzen, der gleichfalls erst nach seinem Sturz — im November 1851 — in Kraft trat. Während vorher mehr als 60 Artikel unter dem Einfuhrverbot gestanden hatten, ließ der Bruckische Tarif ein solches nur noch aus gesundheitlichen Gründen zu. Die Zahl der Zollsätze verminderte sich von 654 auf 338. Der Zoll auf Roheisen wurde von 2 Gulden 24 Kreuzern (144 Kreuzern) auf 45 Kreuzer pro Zollzentner herabgesetzt. Vor der Tarifreform betrug der höchste Zoll auf den Zollzentner 2000 Gulden, jetzt nur noch 600. Der Zoll auf feinste Baumwollwaren reduzierte sich von 1000 Gulden auf 250, auf feinste Seidenwaren von 1000 Gulden auf 600.

Der neue Tarif war keineswegs freihändlerisch, aber der Merkantilismus hatte nun für immer aufgehört, ebenso wie der Feudalismus der Agrarverfassung, die rechtliche Sonderstellung des Adels und andere Institutionen, welche Oesterreich auf dem Niveau des 18. Jahrhunderts zurückgehalten hatten. Die rasch und durchgreifend vollzogenen Neuerungen konnten nicht umhin, eine mächtige Oppo-

sition hervorzurufen. Zwar der Unwille der prohibitionistischen Industriellen gegen Bruck fiel nicht entscheidend ins Gewicht. Jene Klasse war im März 1848 mit der Revolution gegangen. Hatte doch, von anderen berechtigten Beschwerden der Kapitalisten abgesehen, Franz II. der Großindustrie in Wien die Lebensadern unterbunden, um das ihm besonders sympathische Kleinbürgertum vor Schädigungen zu behüten. Vor der Möglichkeit, daß ein derartiges Regime wiederkehrte, wurde das höhere Bürgertum durch die Modernisierung des Reiches sichergestellt, während das Ministerium Schwarzenberg andererseits die besitzenden Klassen gegen die sozialen Extravaganzen des Radikalismus verteidigte. Mithin brauchten die Machthaber, wenn die Reform der Handelspolitik auch einer Anzahl von Fabrikanten mißliebiger war, die gemäßigten Liberalen in keiner Weise zu fürchten.

Sehr viel peinlicher für das Kabinett war die Unzufriedenheit des konservativen Adels mit den Umgestaltungen der öffentlichen Zustände, welche im Ministerium des Innern vorgenommen wurden. Im Mai 1851 wendete sich eine Gruppe von Aristokraten an den Kaiser und erhob Beschwerde gegen Bachs Bestrebungen, das ländliche Kommunalwesen zu organisieren. Das neue Gemeindegesetz hob die Sonderstellung der Gutsherrschaften auf und verschmolz sie mit den Dorfgemeinden. Bach traf damit eine Einrichtung, welche in den östlichen Provinzen Preußens erst seit der Verwaltung des Grafen Caprivi besteht, und zwar ohne daß sie bis zum heutigen Tage praktisch vollkommen durchgeführt worden wäre. Den österreichischen Edelleuten mißfiel die Einebnung der gutsherrlichen Bezirke weniger aus wirtschaftlichen Gründen, wie das bei den ostelbischen Rittergutsbesitzern der Fall war, sondern aus sozialen. Der Landadel in Oesterreich fühlte sich gedemütigt, so oft einer von den Bauern, die vor noch ganz kurzer Zeit erbuntertänig gewesen waren, gegen einen Adligen zum Bürgermeister gewählt wurde. Demgemäß verlangten jene an die allerhöchste Instanz gegangenen Bittsteller eine Revision des Gemeindegesetzes in der Weise, daß ihr Besitz aus dem Gemeindeverbande ausgeschieden würde. Lebhaft protestierten sie gegen die Herabwürdigung, die darin liege, daß die ehemalige Obrigkeit der Ortsgemeinde untergeordnet würde.

Führer der Feudalen war Feldmarschall Windisch-Grätz, ähnlich wie einst in Preußen York die Stein-Hardenbergische Reform bekämpft hatte. Auch Windisch-Grätz wendete sich direkt an den Kaiser, und zwar vermittelt einer Klageschrift, welche er im Februar

1850 dem Monarchen überreichte. Er schildert darin die Folgen der Agrarreform, wie sie seiner Ueberzeugung nach unvermeidlich waren, in den schwärzesten Farben. Freilich, die Aufhebung der Erbuntertänigkeit und die Ablösung der Frohnden und sonstigen Lasten der Bauern wagt auch Windisch-Grätz nicht anzugreifen. Es sei Vercraubung gewesen, aber Gründe der Politik möchten hier mit Recht für entscheidend angesehen worden sein. Dagegen kann es der Feldmarschall nicht begreifen, daß auch die Erbpächter ihre Besitztümer ablösen dürfen: „Es ist unmöglich“, heißt es in seinem Protest, „den Eindruck zu beschreiben, der den Freund des Rechts bei solchen Erfahrungen trifft. Der hervorragendste Kommunist hat noch nicht zu begehren gewagt, was Eurer Majestät Regierung praktisch durchführte.“ Im weiteren Verlauf seiner Deklaration verlangt Fürst Windisch-Grätz im Namen des Großgrundbesitzes nicht allein eine seinen Interessen günstige Revision der Agrarreform, sondern sogar eine Entschädigung dafür, daß der Staatsbankrott von 1811 das Papiergeld und damit die Pachtrente entwertet habe. Das letzte Wort des Feldmarschalls lautet: „Daß die Gutsbesitzer in Oesterreich, Steiermark und Krain ruiniert sind, ist leider bereits Gewißheit, denn die Entlastungsvorschriften für jene Provinzen sind offenbar Anordnungen zur Vertilgung des Eigentums . . . Euerer Majestät werden zu spät erfahren, welches namenloses Unglück durch die angezeigten Willkürakte über tausende der angesehensten Familien verbreitet wurde.“

Fürst Schwarzenberg, in dessen persönlicher Eigenart sich der General und der Bureaukrat stärker ausprägten als der Junker, sprang Bach gegen Windisch-Grätz bei und sorgte überhaupt dafür, daß die adligen Beschwerdeführer vom Monarchen zurückgewiesen wurden. Alle zugunsten des Bauernstandes getroffenen Bestimmungen wurden aufrecht erhalten. Nach diesen Normen vollendete sich die Befreiung des bäuerlichen Bodens in den Ländern, die zum Deutschen Bunde gehörten, 1854, in Galizien 1857, in Ungarn etwas später.

Natürlich blieb trotz aller Bauernfreundlichkeit der Minister der soziale Einfluß der Großgrundbesitzer auf die Beamten ebenso groß wie vor der Revolution. Infolgedessen wurden an manchen Orten die Bauern bei der Grundentlastung benachteiligt. Oft glaubten sie sich auch nur deshalb übervorteilt, weil die Verhältnisse sehr verwickelt lagen. Durch die Revolution aus seiner Passivität gewedt, nahm der Landmann sich seiner Interessen mit sehr großer

Regsamkeit an. An der Spitze des bureaukratischen Mechanismus sorgte Bach im allgemeinen mit Erfolg dafür, daß die Beamten bei aller Rücksichtnahme auf den Adel von der Tendenz geleitet blieben, durch Vollendung des Ablösungswerts im Geiste ausgleichender Gerechtigkeit, durch Beschützung der Schwachen die ländlichen Massen moralisch an die Krone zu fesseln.

An die Grundentlastung schloß sich 1853 die Ablösung der Servitute auf Grund und Boden, welche durch jene Reform nicht herührt worden waren. Zugleich verfügte der Minister des Innern eine Reihe von Maßregeln, welche sich auf die ungarischen und galizischen Provinzen bezogen und teils die weitere Verbesserung der Lage des Landvolks bezweckten, teils die Schaffung zeitgemäherer Rechtsverhältnisse für den Großgrundbesitz. Zugunsten der ungarischen Bauern wurde 1853 die Kommassation und Segregation der Grundstücke angeordnet. Es herrschte nämlich jenseits der Leitha vielfach der Zustand, daß die Wiesen, die Stoppel- und Brachfelder Gemeineigentum des Grundherrn und der Bauern waren. Infolgedessen lagen die Grundstücke beider Teile oft kraus durcheinander, die Bewirtschaftung erschwerend. Frühere ungarische Reichstage hatten zaghaft und mit bescheidenem Erfolg versucht, jene üble Einrichtung zu beseitigen. Bach griff jetzt durch und veranstaltete eine die Frage für immer erledigende Aufteilung jener Gründe zwischen den Gutsbesitzern und den Bauern. Die Arbeit wurde eigenen Urbarialgerichtshöfen übertragen. Es gab drei Instanzen; die oberste in Wien.

Auch in Galizien wurden die den Adligen und den Bauern gemeinsamen Karpathen-Weiden geteilt. Vergebens protestierte der Statthalter von Galizien, Graf Goluchowski, der 1859 Bachs Nachfolger wurde, indem er den Ministern glaubhaft zu machen suchte, das Eigentumsrecht an den Weiden komme ausschließlich den Grundherren zu. Das Kabinett Schwarzenberg ließ sich bei der Abweisung Goluchowskis von der konsequent festgehaltenen Intention leiten, die slavischen Bauernschaften mit dem Glauben zu erfüllen, daß der Kaiser, nicht ihr angestammter Adel, der stärkste Hebel ihrer Wohlfahrt sei. In Galizien, sagt Friedjung, sei diese Politik vollständig gelungen.

Aber wenn Bach auch eminent bauernfreundlich verwaltete, so unterließ er andererseits nicht, die wahren Interessen des Großgrundbesitzes nach Kräften zu fördern. Besonders viel Gelegenheit bot sich ihm dazu in Ungarn. Zwar bestand seit 1848 die Unvizität

nicht mehr, kraft der eine ihren Grundbesitz verkaufende adlige Familie für ewige Zeiten ein Rückkaufsrecht behielt, aber sonst waren die agrarischen Rechtsverhältnisse auch nach der Revolution noch sehr mittelalterlich. Dadurch wurde die Kreditfähigkeit des Landwirts aufs stärkste beeinträchtigt, und der Ertrag des Ackerbaues auf einer niedrigen Stufe zurückgehalten. Die kaiserliche Verwaltung dehnte nun die Grundsätze des österreichischen gemeinen Rechts auf die ungarischen Adelsgüter aus. Von dieser den Kredit des modernen ungarischen Landwirts begründenden gesetzgeberischen Aktion war das Bedeutsamste die allgemeine obligatorische Anlegung von Grundbüchern, die bisher nur in den königlichen Freistädten bestanden hatten. 1852 wurde die Verpflichtung zur Eintragung in die Grundbücher allgemein ausgesprochen. Mehrere Jahre vergingen, bevor die beeideten Beamten und Ingenieure sämtliche Grund- und Bauparzellen des Königreichs aufgenommen hatten. Darauf wurden alle Berechtigten aufgefordert, ihre Ansprüche vor den Gerichten geltend zu machen. So führte Bach in überraschend kurzer Zeit für ein Gebiet von 5000 Quadratmeilen eine Arbeit durch, welche einen großen, wohlgeschulten und last but not least wohl-dirigierten Beamtenapparat erforderte und deren Gelingen das garnicht wegzudenkende Fundament der von den Magyaren nachher in der Donaumonarchie eingenommenen Position bildete.

Inmitten der Kämpfe um die Agrarreformen war es, daß Bismarck nach Wien kam und den Haß kennen lernte, welchen die dortigen Feudalen gegen Bach empfanden. Im adligen Kasino, in der Herrngasse, so berichtet Bismarck, sprach man über das Ministerium mit Bitterkeit. Indessen ließ man sich in der Regel aus Furcht vor Rügen durch den Hof oder aus anderen Gründen auf politische Gespräche nicht ein: „bis auf gelegentliche dem Ministerium und insbesondere dem Dr. Bach applizierte Schimpfwörter der stärksten Färbung.“ Die adeligen Herren erzählten dem preußischen Diplomaten Wahres und Unwahres von der Verachtung, die man gegen Bach hege; nur das vom Kaiser ihm übertragene Amt schütze ihn davor, aus aristokratischen Gesellschaften hinausgeworfen zu werden.

Hieran ist soviel richtig, daß sich der Unwille des Adels über die ihm zugemuteten Opfer vor allem gegen den Minister des Innern richtete. Der Ministerpräsident galt als Vändiger der Revolution, Bach als Feind. Aus den Tagebüchern der Fürstin Metternich sieht man, wie wenig der Adel glaubte, daß der ge-

Preussische Jahrbücher. Bd. CXXXIII. Heft 1.

schmeidige Mann sich innerlich gewandelt habe; nach wie vor galt er für das Oberhaupt der Demokraten, welche durch ihre Neuerungen den Stoß ins Herz des alten Oesterreich führen wollten.

In Wahrheit dachte und fühlte Bach, der Bauernsprößling, in der Agrarpolitik durchaus konservativ, dieses Wort in seinem echten und tiefen Sinne genommen. Den Bestiftungszwang, welchen Josef II. gegen den Feudalismus eingeführt hatte, hielt Bach gegen den Kapitalismus aufrecht. Gemäß dem Bestiftungszwang durften die zum geschlossenen Bauernhof gehörenden Gründe weder durch Verkauf noch beim Erbgang von ihm losgerissen werden. Daneben gab es in geringem Maß walzende oder Ueberlandgründe; nur sie standen im freien Verkehr. Bach war in dieser Beziehung dem wirtschaftlichen Liberalismus abhold. Erst die Gesetzgebung von 1868 hat den Bestiftungszwang aufgehoben und die Teilbarkeit der Bauernhöfe eingeführt; nur Tirol ließ sich auch dann die alte Satzung nicht nehmen.

Ganz im Geiste einer konservativen Agrarpolitik bemasß die Regierung die Kapitalien, welche den Edelleuten zur Ablösung gezahlt wurden, so reichlich wie möglich. Von der Bukowina und Dalmatien abgesehen, gab es in Cisleithanien 8500 Dominien, wie die Besitzungen der Grundherren in Oesterreich hießen. Die Hälfte davon lag in Galizien. Jene 8500 Grundbesitzer erhielten zusammen 226 Millionen Gulden*) (450 Millionen Mark). Darnach wäre im Durchschnitt auf jeden ein Kapital von über 25 000 Gulden gekommen. Nun waren aber die Besitzungen weit davon entfernt, ungefähr gleich groß zu sein, vielmehr bestand ein ungeheurer Unterschied der Ausdehnung zwischen den Latifundien des Hochadels und den Gütern der geringeren Edelleute. Dem Hause Schwarzenberg wurden nicht weniger als 1 870 000 Gulden ausbezahlt, dem Grafen Waldstein für die Feudallasten von Leitomischl 477 000 Gulden, dem Fürsten Colloredo-Mansfeld für die von Landskron 427 000 Gulden, dem Fürsten Alois Liechtenstein 409 000. Diese mit den englischen Lords nicht an Geist, wohl aber an Schätzen vergleichbaren Magnaten vermochten, gestützt auf die Geldentschädigung, den Wegfall der bäuerlichen Dienste und Abgaben leicht zu überwinden. „Ihre Güter“, sagt Friedjung, „waren zum großen Teil Fideikomnisse, so daß der

*) Die Ansprüche von Stadtgemeinden, der Kirche, von Schulen, Stiftungen und von Individuen, die nicht Gutsherrn waren, sind oben nicht mitgerechnet. Diese Kategorien von Empfangsberechtigten bekamen zusammen 35 Millionen Gulden.

Besitz zusammengehalten wurde. . . . Auf diesen Fürstentümern gleichenden Gütern besaß der Hochadel eine nicht zu entwurzelnde Macht, und die landwirtschaftliche Industrie vermehrte seinen Reichtum.“

Der kleine Adel dagegen fühlte sich, um mit Friedjung zu reden, aus seiner Bahn geworfen. Für diese Kategorie von Großgrundbesitzern war 1848 die Institution des Fideikommisses aufgehoben worden: „Auch ihre Güter“, äußert unser Historiker, „waren bis 1848 zusammen mit Frohnden und Abgaben des Bauers ungeteilt geblieben und sicherten ihnen eine entsprechende wirtschaftliche und soziale Position. Nach der Grundentlastung wurde ihnen eine Geldentschädigung ausbezahlt, und diese zersplitterte sich bereits beim nächsten Erb gange oft in mehrere Teile. Das Gut aber, ohne die Abgaben des Bauers, bot keinen ausreichenden Ertrag und konnte nur von wohlhabenden Besitzern festgehalten werden. Dazu kam, daß zu Ende der sechziger Jahre der Preis der Feldfrüchte fiel, und dies den Ertrag schmälerte. Die Folge davon war, daß der mittlere und kleinere adlige Besitz in Oesterreich stark zurückging; er hatte sich nur durch seine rechtlichen und wirtschaftlichen Privilegien behauptet und tauchte jetzt in der Mittelklasse unter.“

Entsprechend dem neu angenommenen Mittelstandscharakter des kleineren Großgrundbesitzers hat sich später diese Klasse immer überwiegend zur liberalen Verfassungspartei gehalten. Indem der Kleinadel Elastizität genug bewies, um sich mit dem höheren Bürgertum zu verschmelzen, hat er, obwohl zurückgehend, seine Existenz gerettet. Wie wenig von einer Vernichtung des Standes durch die moderne Gesetzgebung geredet werden kann, zeigen gewisse statistische Zahlen aus den Ländern der Wenzelskrone. Hier war vor 1848 den Nichtadeligen im allgemeinen verwehrt, herrschaftlichen Grundbesitz zu erwerben, obwohl der Kaiser von Fall zu Fall Dispens erteilte. Wenn nun auch seit der Abschaffung des zuletzt genannten Adelsprivilegs, des feudalen Erbrechts sowie der bäuerlichen Lasten ein stetes Vordringen bürgerlicher Besitzer auf den Herrschaften des Kleinadels zu beobachten ist, so waren dennoch im Jahre 1886 bloß 8,97 Prozent des landtäflichen (ehemals herrschaftlichen) Besitzes in den Händen bürgerlicher Eigentümer; Aktiengesellschaften und Sparcassen eingeschlossen; in Mähren 6,04, in Schlesien 6,64 Prozent. Es hat also zu einer Regeneration des österreichischen Kleinadels geführt, daß er „in der Mittelklasse untertauchte“. Schade, daß unserem

Zukunft die gleiche Handlungsweise durch seine Natur so sehr erschwert wird.

Friedjung konstatiert mit patriotischem Stolz, daß auf dem Gebiet der agrarischen Reform sich die Leistungen Oesterreichs neben denen Preußens sehen lassen können. Er nimmt dabei als erwiesene Tatsache an, daß unter Maria Theresia und ihrem Sohn mehr zugunsten des Bauernstandes geschehen sei als durch Friedrich II. von Preußen. Den ungeheuren politischen Vorsprung, welchen Preußen durch die 1807—1811 vollzogene Bauernbefreiung vor dem österreichischen Rivalen gewann, scheint Friedjung nicht seiner ganzen Tragweite nach zu würdigen. Wohl aber hat er Recht, wenn er ausführt, daß die Grundentlastungsbedingungen für die preussischen Bauern viel ungünstiger als für die österreichischen gewesen sind. Staatshilfe wurde in Preußen nicht gewährt; der Bauer mußte sich aus eigener Kraft loskaufen und gab dafür gewöhnlich Teilstücke seines Gutes hin, stellenweise ein Drittel, ja die Hälfte. Damit schritt die Verminderung des Bauernlandes, gegen die sich schon Friedrich der Große vergebens gestemmt hatte, abermals vorwärts.

Friedjung hätte erwähnen können, daß in Preußen die Bauernbefreiung dekretiert wurde, als die Staatsfinanzen sich in der hoffnungslosesten Verwirrung befanden, während Oesterreich die Grundentlastung in einer Ära des relativ gefestigten öffentlichen Kredits vollzog. Holt man diese Unterlassung nach, so kam man dem weiteren Fortgange seiner vergleichenden Kritik nur zustimmen. In Preußen feierten die gutherrlichen Interessen über die bäuerlichen einen Sieg, als 1816 die Ablösungsberechtigung für die Handfröhner zurückgenommen wurde und nur den mit einem Gespann dienenden Bauern erlaubt blieb, sich von den bäuerlichen Lasten loszukaufen. Die Junker rechtfertigten die reaktionäre Maßregel damit, daß sie sonst wegen Arbeitermangel zugrunde gehen müßten. Jedenfalls drückten sie in den folgenden Jahrzehnten viele Handfröhner zu Tagelöhnern herunter. Der Rest der Handfröhner gelangte erst durch Gesetze, die in den sechziger Jahren erlassen wurden, zur Grundentlastung. Er mußte sich aber wiederum ganz aus eigenen Mitteln frei kaufen, und dieses Mal waren die preussischen Finanzen besser als die österreichischen.

In der Habsburgischen Monarchie ist von der Emanzipation des Bauernstandes niemals etwas zurückgenommen worden, wie in Preußen 1816. Es blieb für Großbauern und Kleinbauern bei den einmal festgesetzten sehr großmütigen Bedingungen. Die Versuche

des Adels, das Ablösungswerk in seinem besonderen Interesse zu beeinflussen, wurden von dem jungen Kaiser, an den die Führer der Aristokratie persönlich appellierten, auf den Rat seiner klugen Mutter und nicht minder klugen Minister zurückgewiesen. Hier ist eine der Wurzeln der unermesslichen Popularität zu suchen, deren sich Franz Josef bei seinen Völkern erfreut.

In diesem Zusammenhang verweist Friedjung auch darauf, daß die österreichischen Edelleute schon 1849 die gutherrliche Polizeigewalt verloren, die den preussischen Rittergutsbesitzern erst durch die Kreisordnung von 1873 genommen wurde. Daß die Habsburgische Monarchie bezüglich der Vereinigung der Gutsbezirke mit den Ortsgemeinden gleichfalls den preussischen Staat überflügelte, ist bereits erwähnt worden. Nur hätte Friedjung erwähnen sollen, daß die österreichische Aristokratie an Reichtum die Junker des preussischen Ostelbien bei weitem übertrifft. Sogar der fideikommissarisch gebundene Grundbesitz Altpreußens ist zum großen Teil arm. Treitschke spricht in dem Essay, welchen er in dieser Zeitschrift über die Reform des Herrenhauses veröffentlicht hat, von den Chambregarnie wohnenden preussischen Lords. Dieser schwerwiegende ökonomische Faktor darf bei der Kritik der unleugbaren Rückständigkeiten der preussischen Agrargesetzgebung, die bis zum heutigen Tage anhalten, nicht außer Acht gelassen werden.

Friedjung berührt noch einen letzten Punkt, in dem sein Heimatsstaat dem norddeutschen Nebenbuhler den Rang abgelaufen hat: „Ähnliches ist von den Grundsteuerprivilegien zu sagen“, heißt es bei ihm, „obwohl die preussische Steuergesetzgebung der österreichischen sonst mächtig voranschritt. Damit hatte in Oesterreich schon der aufgeklärte Absolutismus aufgeräumt . . ., während in Preußen die Begünstigung der Rittergüter erst 1861 unter dem hartnäckigen Widerstand des Herrenhauses ein Ende nahm.“

In einem einzigen Teil der Habsburgischen Monarchie geschah unter Bach nichts für die Agrarreform, nämlich in den italienischen Provinzen, obwohl ein Eingreifen der Wiener Zentralregierung in die überlieferte landwirtschaftliche Verfassung der Lombardei und Venetiens unberechenbar große politische Vorteile zu versprechen schien. Auf dem Höhepunkte der Bachschen Verwaltung richtete Erzherzog Johann ein Schreiben an den Minister des Innern, in dem er den Rat gab, durch eine umfassende Grundentlastung den oberitalienischen Bauern aus seinen drückenden Pachtverhältnissen zu befreien und zum freien Grundeigentümer zu erheben; er sei der

österreichischen Herrschaft ergeben, während die Signori nach wie vor auf Abfall dächten.

Wie die Anregung des Erzherzogs von Bach aufgenommen worden ist, darüber hat Friedjung ebensowenig wie über die sonstige regierungsseitige Behandlung der italienischen Agrarfrage etwas Dokumentarisches gefunden. Wahrscheinlich wäre es auch 1850 zu spät gewesen, um durch Reformen die Lombardei und Venetien zu retten. Den richtigen Zeitpunkt für moralische Eroberungen auf der apenninischen Halbinsel hatte der Wiener Hof, dessen Herrschaft 1815 von den Italienern mit Vertrauen begrüßt worden war, längst verpaßt. Wenn Metternich den griechischen Aufstand von 1821 benützt hätte, um in der österreichischen Orientpolitik die expansiven Tendenzen des Staats von Venedig wiederaufleben zu lassen, wäre der Habsburgischen Monarchie möglicherweise die Hegemonie in Italien dauernd verblieben. Dagegen würde eine verspätete Ausspielung der Landleute gegen die Possidenti in dem Städteland Italien schwerlich eine durchschlagende Wirkung geübt haben.

Ein sehr wichtiger Faktor finanzieller Natur kam hinzu. Wenn die lombardovenetianische Steuerkraft für Reformen nutzbar gemacht worden wäre, hätte man aus dem meuterisch gesinnten Lande nicht die 600 Millionen Franken herauspressen können, welche Kadeßky teils in der Form von Kriegssteuern teils von — allerdings ehrlich verzinsten, ja manchmal sogar amortisierten — Zwangsanleihen erhohen hat.

Damit kommen wir zu dem sehr interessanten Thema der österreichischen Finanzen in der Ära der Revolution und Reaktion. Wie oben ausgeführt, erforderte die Grundentlastung in Oesterreich die Ausgabe von 290 Millionen Gulden Grundentlastungsobligationen. In Ungarn, Kroatien, aber ohne Siebenbürgen, wurden 304 Millionen ausgegeben. Das waren 600 Millionen Gulden neue öffentliche Schulden in einem Reich, das mit 1131 Millionen Staatsschuld der 1848er Bewegung entgegengegangen war. Außerdem wuchs der Militäretat enorm. Die Truppen in Italien mußten auch im Frieden in einer dem Kriegsfuß ähnlichen Verfassung gehalten werden. Das mit Hilfe von 130 000 Russen niedergeworfene Ungarn konnte nur mit Gewalt im Zaum gehalten werden, und auch in den übrigen Kronländern bildeten starke Garnisonen die Voraussetzung des Belagerungszustandes, der, abgesehen von Lombardo-Venetien und Ungarn, in Galizien, Wien und Graz in Kraft blieb. Infolgedessen stiegen die militärischen Ausgaben, die vor der

Revolution 53 Millionen per annum betragen hatten, 1853 auf 102 Millionen, bei einer Staatseinnahme von 225 Millionen.

Günstlingswirtschaft und Korruption sollen sich damals in der k. k. Armeeverwaltung in höchst gemeinschädlicher Weise breit gemacht haben. Der Finanzminister Krauß war den Militärs gegenüber machtlos, und einem Teil von diesen wird nachgesagt, er hätte sich zu dem Grundsatz bekannt, wer an der Krippe stehe und nicht fresse, sei ungeschickt. Die Zahl der Generale und höheren Offiziere stieg auf das Doppelte. Die ganze Mißwirtschaft, sagt Friedjung, deckte der Generaladjutant des Kaisers, Grüne, der alles vermochte.*) Persönlich intakt, übte Grüne doch einen so unheilvollen Einfluß auf die Finanzen, daß Krauß sich leidenschaftlich nach der endlichen Inkraftsetzung der Verfassung sehnte, denn die am 4. März 1849 von der Krone oktroyierte Konstitution war bisher nicht ins Leben getreten. Der Finanzminister erhoffte von der parlamentarischen Kontrolle, daß sie den Etat von Ausgaben befreien würde, die im Grunde mehr höfischen als militärischen Charakters waren.

Wie gewaltig die Staatsschuld allein durch die Grundentlastung answoll, abgesehen von der Inanspruchnahme des öffentlichen Kredits für andere Zwecke, ist oben gesagt worden. Zur Vermehrung der Rententitel kam eine rücksichtslose Befriedigung des gouvernementalen Geldbedürfnisses auf Kosten der Ordnung in der Valuta.

Papiergeld zirkulierte vor dem März 1848 für 219 Millionen, nachdem die Metternichsche Verwaltung das Disagio glücklich überwunden hatte. Während der Revolutionsjahre wurde nach Verhängung des Zwangskurses soviel Papiergeld emittiert, daß zeitweilig statt jener 219 Millionen 443 in Umlauf waren. Nicht bloß die vollwertige Silbermünze, sondern auch die Scheidemünze verschwand aus dem Verkehr; alle Umlaufsmittel lösten sich in Papier auf. Bis 1848 war die Fünfguldennote das kleinste papierne Wertzeichen; jetzt machte man auch Zwei- und Einguldennoten; als die Scheidemünze verschwand, gab der Staat 10 und 6-Kreuzernoten (35 und 20 Pfennignoten) aus.

Die Schwankungen des ungarischen Krieges, der die Monarchie zu sprengen drohte, riefen bei der Uberschuldung des Staats und der Zerrüttung der Valuta an der Wiener Börse sehr heftige Zuckungen hervor: „So begann“, schildert Friedjung diese Verhältnisse, „an der Börse ein wildes Spiel in Valuten und Metall-

*) Vgl. über ihn meinen Aufsatz: „Militärische Lebenserinnerungen eines Deutschungarn“. Band 125, Heft 1 dieser Zeitschrift. S. 104 u. passim.

wechselfn, so zwar, daß Ende März 1850 das Disagio wieder 120 betrug, und als im März der Krieg mit Preußen drohte, wurde die Börse von einem Wirbelwind der Devisenspekulation ergriffen; am 25. November verzeichnete man den Kurs von 139 Prozent, den Tag darauf 150 Prozent, nach der friedensbringenden Zusammenkunft zu Olmütz wieder 133 Prozent. Für die am Außenhandel beteiligten Kaufleute hörte jede Berechnung auf, wer fixe Gehalte und Löhne bezog, erlitt durch die Entwertung des Papierguldens schwere Verluste, der exportierende Fabrikant dagegen wie die Spekulanten zogen bedeutenden Gewinn ein. Als 1853 die orientalische Krise ausbrach, begann ein neues Preistreiben des Silbers.“

Eine Katastrophe wie der österreichische Staatsbankrott von 1811 war allerdings nicht zu befürchten; dazu lagen die allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse des Weltteils viel zu günstig. Davon hatte die internationale Börsenwelt ein richtiges Gefühl. Anfang 1851 standen die Metalliques, die fünfprozentigen Schuldverschreibungen auf Silber, 95, und mit besonderer Befriedigung konstatierte Finanzminister Krauß, daß die ausländischen Gläubiger ihre Zinsen vielfach wieder in Metalliques anzulegen pflegten. Uebrigens wurden auch nicht alle Schulden, welche die österreichische Regierung machte, für unproduktive Zwecke kontrahiert. Die Organisation einer staatlichen untersten Instanz in Polizei und Gericht kam nicht billig zu stehen und ebensowenig die in dem unterworfenen Ungarn begründete Beamtenhierarchie. Ferner nahmen die Kommissionen für Grundentlastung die Reichskasse stark in Anspruch, und schließlich legte Bruck ein umfassendes Staatsbahnnetz an. Von den 515 Millionen Gulden, welche die Defizits von 1847 bis 1852 zusammen ausmachten, sind immerhin 138 Millionen für Eisenbahnbauten und sonstige fruchttragende Zwecke geborgt worden.

Der Handelsminister, eine großzügige obgleich nicht ganz solide Gründernatur, betrieb mit Leidenschaft die Herstellung eines Schienenweges zwischen Wien und Triest. Dazu bedurfte es der Ueberschienung des Semmering. Sie war schon im Revolutionsministerium beschloffen worden; Bruck verwirklichte den großen, fruchtbaren Gedanken. Das Ministerium Schwarzenberg rühmte sich, Ungarn für immer unterworfen zu haben, indessen vermied die Trace süblich vom Semmering vorsichtshalber doch den viel bequemeren Weg über ungarisches Gebiet, weil Oesterreich auch bei einem etwaigen Scheitern der in Ungarn getriebenen Gewaltpolitik Herr der Verbindung mit seinem Seehafen bleiben wollte.

Zu jener Zeit hielt man die Steigung von 1 : 200 für die härteste, welche durch Lokomotiven überwunden werden konnte. Bei steileren Rampen hatte man stehende Dampfmaschinen mit Seilen und Rollen, vermittelst deren der Eisenbahnzug gehoben wurde. So verfuhr man in England und Amerika. Aber der geniale Nikolaus Ohgga, der in Venedig als Sohn eines k. k. Marinebeamten geboren und an der Universität Padua zum Ingenieur vorgebildet war, arbeitete den Bau der Semmeringbahn mit Steigungen bis 1 : 40 aus. Eine zur Bekämpfung des Ohggaschen Planes veröffentlichte Denkschrift des österreichischen Ingenieurvereins prophezeite, von der Bahn, nach den Ideen Ohggas gebaut, würden künftig nur ihre Ruinen sprechen, Ueberreste gleich den Wasserleitungen der Römer. Man behauptete auch, die Eisenbahnfahrt 1000 Meter über der Meeresfläche würde für die Lungen der Reisenden radikal zerstörende Wirkungen nach sich ziehen.

Brud ging über alle Einwendungen der Ohgga nicht günstig gesinnten Fachmänner hinweg und ließ dem Ingenieur, zu dem er Vertrauen hatte, seine Hand: „So baute Oesterreich“, äußert sich Friedjung, „die erste große Gebirgsbahn der Erde; es war ein Markstein in der Entwicklung der technischen Wissenschaften.“

Es war Zug und Schwung in dem damaligen Oesterreich. Das alte Donaureich rechte sich mächtig, und seine Staatskunst imponierte durch die Größe aller Verhältnisse. So sah der Kaiserstaat aus, in dem Bismarck um 1850 den Hort der internationalen konservativen Interessen erblickte, um bald darauf den unveröhnlichen Gegner Preußens in ihm zu erkennen und in Frankfurt am Main den diplomatischen Krieg mit dem anscheinend übermächtigen Nebenbuhler zu eröffnen.

Allerdings gewann Preußen gerade zu jener Zeit einen Vorsprung vor Oesterreich, der noch größer war als die 1807–11 durch die Bauernbefreiung gewonnene innere Uebermacht. In der preußischen Monarchie kam nämlich eine konstitutionelle Verfassung zustande, während die oktroyierte Verfassung von Krommer, wie wir sehen werden, niemals ausgeführt worden ist. Aber die öffentliche Meinung Deutschlands mußte zu Anfang der 50er Jahre nicht, wie lebenskräftig die preußische Verfassungsurkunde war. Man glaubte allgemein, und zwar mit Recht, die Machthaber in Berlin wünschten die Konstitution bei Gelegenheit wieder abzuschaffen. Inzwischen bestand unter dem Ministerium Manteuffel ein Verfassungsleben nur formell, die in Oesterreich ge-

machten Fortschritte dagegen waren materiell. Daß die von Schwarzenberg und Bach ins Werk gesetzten Reformen so leicht nicht rückgängig gemacht werden würden, lag auf der Hand. Indem aus diesen Gründen die Vergleiche, welche die deutsche Nation zwischen Oesterreich und Preußen zog, für letzteres wenig schmeichelt haft auszufallen anfangen, erstarbte die großdeutsche Partei. Das war für die deutsche Politik des Fürsten Schwarzenberg, die so glänzende diplomatische Erfolge erzielte, zugleich Anreiz und Stütze.

Ungeheuer waren freilich die Gebrechen, welche teilweise an dem reorganisierten Kaiserstaat aus der Vergangenheit haften blieben, teilweise neu an seinem Körper entstanden. Ein Unterrichtsminister wie Graf Leo Thun mochte das höhere und mittlere Schulwesen auf eine bedeutend höhere Stufe erheben, den Problemen des Volksschulunterrichts gegenüber, deren Lösung womöglich noch dringender war, versagte der strenge Klerikale absolut. Auf dem Gebiet der Heeresverfassung herrschte gleichfalls trasse Rückständigkeit. Die Strafen des Stocks und der Spießruten bestanden fort. Wie noch heute in Rußland wurden junge Leute strafweise rekrutiert, wenn sie sich politisch vergangen hatten. Die ungarische revolutionäre Regierung hatte die kaisertreue Jugend der nichtmagyarischen Stämme des Königreichs zum Kriegsdienst gepreßt. Zahllose Hinrichtungen waren von den Untergebenen Rossuths verhängt worden, um die Cadres des Revolutionsheeres mit Deutschen, Slaven und Rumänen zu füllen. Jetzt drehte der Sieger den Spieß um. Nicht nur die Mannschaften der abgefallenen magyarischen 21 Bataillone und 10 Husarenregimenter wurden in die k. k. Armee wieder eingereicht, sondern ein Erlaß Haynaus konskribierte auch kurzerhand 40 000 Honveds, Offiziere wie Gemeine. Es war eine Handlung, die beinahe mit dem Verfahren Friedrichs des Großen gegen die gefangenen Sachsen verglichen werden kann.

Natürlich wurden die Offiziere einfach als Gemeine eingereicht. Für diese Herren war es ein besonders schlechter Trost, wenn Haynau erklärte, jene Pressungen sollten nicht als Strafe angesehen werden, sondern sie stellten einfach die Ergänzung des k. k. Heeres dar, zu welcher Ungarn gleich allen anderen Ländern der Monarchie beizutragen verpflichtet sei.

Um die wider ihren Willen Ausgehobenen im Gehorsam zu erhalten, wurden fast alle Regimenter der k. k. Armee aufgelöst. Darauf bildete man die Truppenkörper neu, indem man jeden ein-

zeln mit einer größeren Anzahl ungarischer Soldaten versetzte: „Dadurch trat“, sagt Friedjung, „in den Jahren 1848—1859 eine nationale Vermengung in allen Heereskörpern ein, die jeder Beschreibung spottet; die Ausbildung litt unter dem Umstande, daß Soldaten der verschiedensten Muttersprachen in dasselbe Bataillon eingereiht waren.“

Man sieht, wie unhaltbar die Behauptung ist, daß die preussische Armee 1850 es mit der österreichischen Armee nicht habe aufnehmen können, weshalb der Abschluß der Konvention von Olmütz geboten gewesen sei. Wie kommt es, daß selbst Bismarck und Moltke einen so wunderlichen Irrtum teilen konnten? Ohne Zweifel hängt das mit dem Achtung und Furcht hervorrufenden Eindruck zusammen, welchen der sich umbauende und vermitteltst einer zentralistischen Konstitution zusammengefaßte Kaiserstaat in Deutschland hervorrief. Die einzelnen Mängel fielen nicht allzu stark ins Auge, im Vergleich zu dem sehr imposanten Ganzen.

Sollte dem augenblicklichen Prestige der Habsburgischen Monarchie die Entwicklung ihrer inneren Macht entsprechen, so mußte vor allen Dingen die ungarische Frage gelöst werden. Daß der in Transleithanien herrschende Stamm mit den Waffen zur Unterwerfung unter den Wiener Hof genötigt worden war, schuf noch keine eingewurzelte Regierungsgewalt in Ungarn, zumal, wie berührt, zur Herbeiführung des Ereignisses von Vilagos 130 000 Russen hatten mitwirken müssen. Nach der Meinung, die 49er Märzverfassung, deren baldige Inkraftsetzung er sehnlichst wünschte, dürfte nicht in einseitig zentralistischer Tendenz ausgelgt werden, sondern es müsse innerhalb ihres Rahmens für die nationale Autonomie Ungarns genügend Spielraum bleiben.

Selbstredend war jedoch bei dem Gange, welchen die Ereignisse genommen hatten, daß das Prinzip der nationalen Selbstregierung nicht bloß den Magyaren, sondern auch den anderen Nationalitäten Ungarns zugute kommen mußte. Demgemäß wurde im November 1849 der Banat von Ungarn losgetrennt und als ein eigenes Kronland konstituiert. Um den dort wohnhaften serbischen Stamm zu ehren, der während der Revolution tapfer gegen die magyarischen Machthaber gekämpft hatte,*) nahm Kaiser Franz Josef den ja auch außerpolitisch verheißungsvollen Titel eines Großwoiwoden von Serbien an.

*) Ueber die von den beiden verfeindeten Klassen im Krieg begangenen Schrecklichkeiten vgl. meine Besprechung der Memoiren des Generals Grafen Solowrat. Pr. Jahrb., Band 122, S. 161.

Aber sogleich zeigte sich, wie unendlich schwierig es war, das bunte Gewirr der einander hassenden Völkerschaften Transleithaniens nach dem Grundsatz der nationalen Selbstregierung staatlich zu reorganisieren. Die Kroaten, welche unter ihrem Banus Jellacić noch viel wirksamer für die Sache der Dynastie eingetreten waren als die Serben, verlangten die Abtretung dreier südbungarischer Komitate an Kroatien. Die Serben forderten dieselben Bezirke für den Banat. Serben und Kroaten erhitzen sich so gegen einander, daß der Krieg zwischen beiden Stämmen gewiß gewesen wäre, wenn die Zentralregierung nicht beide Teile niedergehalten hätte. Man entschied in Wien, daß jene Komitate von Ungarn an Kroatien nicht an die Großwojwodschafft Serbien abzutreten seien. So entsagte dieser das wichtige Semlin, der Mittelpunkt des Handels zwischen Ungarn, Oesterreich und der Türkei, das von Belgrad nur durch die Save getrennt ist.

Uebrigens wohnten im Banat weniger Serben, als die Zahl der Schwaben, Magyaren und Rumänen zusammengenommen ausmachte. Der Statthalter General v. Mayerhofer fand, daß die serbischen Behörden die Magyaren noch immer mit Hinrichtungen und Güterkonfiskationen verfolgten und auch die Schwaben, welche während der Revolution zum großen Teil den Ungarn beigefanden hatten, sehr schlecht behandelten. Mayerhofer setzte die grausamen oder unredlichen Beamten ab und ermöglichte dem maggarischen Element, wieder aufzuatmen. Auch die Schwaben wagten von neuem, eine von dem Serbentum unabhängige Richtung einzuschlagen. Sie richteten an den Kaiser eine Bittschrift und baten um Einsetzung eines besondern „deutschen Grafen“ als ihres nationalen Oberhauptes. Sie wünschten nichts sehnlicher, so schrieben sie, als unter dem unmittelbaren Schutze des Kaisers zu stehen: „Doch sollte es Eurer Majestät gefallen, den Serben zur Wahrung ihrer Nationalität einen Wojwoden, den Rumänen einen Kapitän, den Slowenen Oberungarns ein eigenes Oberhaupt zu geben, so wagen auch wir demüthigt Gefertigte im Namen aller deutschen Gemeinden kniefälligst zu bitten, Allerhöchstdieselbe möge auch uns, etwa unter dem Namen eines deutschen Grafen, nach dem Vorbilde des Sachsegrafen in Siebenbürgen, ein unmittelbares Oberhaupt einzusetzen geruhen.“ . . .

Der Schwabengraf wurde nie freiert; die Institution paßte nicht zu der Modifikation der Anschauungen, welche sich bezüglich der Nationalitätenpolitik in Wien vollzog. Bachs Meinung, daß

bei der Neubegründung des Reichs den einzelnen Völkern ein eigenartiges Leben zu ermöglichen sei, wenn auch streng in den Schranken der Märzverfassung, wurde von Schwarzenberg nicht geteilt. Der Ministerpräsident besaß hervorragende Eigenschaften des Charakters. In jener Nacht nach der Ermordung des Kriegsministers Latour, als die Truppen unter großen Gefahren das österreichische Wien räumen mußten, befehlte Feldmarschallsleutnant Schwarzenberg durch seine Ruhe und Heiterkeit die erschöpften, deprimierten Soldaten mit Ausdauer und Zuversicht. Sein Sekretär und Vertrauter v. Hübner, ein menschenkundiger Jesuit, nennt ihn eine kalte, eiserne, unbeugsame Seele, einen Mann von Stahl. In geistiger Beziehung aber war Fürst Felix sehr einseitig veranlagt; seine Fähigkeiten beschränkten sich auf das Feld der Diplomatie. Er verfügte nur über eine unzulängliche Bildung, wenn er auch eine gewisse Vorliebe für die alten Klassiker und eine Passion für Anatomie besaß. Das innere Leben des modernen Staats begriff er nicht. Nach dem Zeugnisse Hübners vermochte er bei seinem Amtsantritt die Programme der verschiedenen Parteien nicht von einander zu unterscheiden, obwohl er jahrelang in London und Paris diplomatisch tätig gewesen war und seine natürliche Auffassungsgabe nichts zu wünschen übrig ließ. Aber er war, obwohl von banalem Adelshochmut frei, als General und Minister grenzenlos hochmütig und süffisant. Die Völker waren nach seiner Ansicht bloß zum Gehorchen geschaffen. Populäre Kräfte beachtete er nur, wo sie ihn direkt hemmen oder fördern konnten; sonst ignorierte er ihr Walten.

Seine Natur und die Umstände machten Schwarzenberg zu einem rückwärts- und ideenlosen Germanisator. Bis 1848 war Oesterreich ein deutscher Staat gewesen, und die Generale, welche die Revolution gebändigt hatten, verlangten zu einem großen Teil, daß der Sieg der Zentralgewalt zu einer weiteren Verstärkung des deutschen Charakters der Monarchie benutzt würde. Schien es doch, vom militärisch-technischen Standpunkt aus betrachtet, eine mit Händen zu greifende Wahrheit zu sein, daß der Zentralismus die Kräfte Oesterreichs einigte, der Föderalismus sie zersplitterte. In diesem Sinne äußerte General Hahnau zu dem Banus Jellacic, mit dem er über die den südslavischen Ländern zu gewährende Verfassung in heftigen Streit geriet, Oesterreich besitze eine deutsche Regierung, und alles müsse auf deutschem Fuß eingerichtet werden.

Derartigen, nicht allzu geistvollen Tendenzen gab sich Schwarzenberg um so rückhaltloser hin, als er den Eintritt der habsburgischen

Gesamtmonarchie, also auch Ungarns, in den deutschen Bund erstrebte. Ziemlich gedankenarm, wie der Fürst war, machte er sich mit dem Projekt des deutschen „Siebenzigmillionenreichs“ die Lieblingsidee des Handelsministers Bruck zu eigen. Bruck betrachtete die österreichisch-ungarische Zoll- und Steuereinigung nur als die Vorstufe zu dem Eintritt des Kaiserstaats in den deutschen Zollverein. Erst wirtschaftspolitisch, dann politisch wollten Schwarzenberg und Bruck, denen sich Bach anschloß, die Donaumonarchie zur Hegemonie in einem mitteleuropäischen Staatenbunde deutscher Färbung erheben. Brucks Träume flogen weiter. Die germanische und subgermanische Welt, unter der Führung des Wiener Hofes vereinigt, sollte Rußland und besonders England von der Herrschaft über den Orient ausschließen und die schönen Heimatländer der Kultur für die Gesittung zurückerobern.

Man sieht, daß es dem Gründer des „Österreichischen Lloyd“ und Erbauer der Semmeringbahn nicht an Geist und Phantasie gebrach. Dabei muß wohl im Auge behalten werden, daß man den Maßstab für die Beurteilung der österreichischen Politik um 1850 nicht Ereignissen entnehmen darf, welche sich 10—20 Jahre nachher abgepielt haben. Die Gestalt, welche Deutschland später angenommen hat, ist keineswegs das Resultat einer absolut naturnotwendigen Entwicklung, sondern zum Teil durch die nicht vorauszu- sehende Einwirkung einer ganz außergewöhnlichen Persönlichkeit entstanden.

Schwarzenberg war durchdrungen von dem Gefühl, daß der Kaiserstaat mächtig erstarbt sei. Er zweifelte nicht an der Uebermacht Oesterreichs über Preußen und trieb die Hofburg an, in der deutschen Frage den Krieg zu provozieren. Aber an der maßgebenden Stelle folgte man den verwegenen Ratschlägen des Fürsten Felix nicht. Hätte die Habsburgische Monarchie jenen Krieg gewagt und gewonnen und das Siebenzigmillionenreich sowie den mitteleuropäischen Zollverein durchgesetzt, würde sich ein breiter Strom nord- und süddeutscher Einflüsse über die Ebenen Ungarns ergossen und hier mit großer Gewalt germanisierend gewirkt haben. Die friedliche Wiederherstellung des deutschen Bundestages brach den germanisierenden Tendenzen der Schwarzenbergischen Nationalitätenpolitik die Spitze ab.

Um von diesem Ausblick auf die hohe Politik zu den engen Verhältnissen im Banat zurückzukehren, begründete jener General v. Mayerhofer, nachdem er Ordnung, Gerechtigkeit und Menschlichkeit

wieder hergestellt hatte, den von Haynau verlangten deutschen Charakter der Verwaltung. Der Wohlstand des Landes hob sich unter ihr. Aber dankbar erzeugten sich dafür nur die Schwaben. Die Männer, welche die Serben im Revolutionskriege geführt hatten, wurden durch die Förderung ihrer persönlichen Interessen dazu bestimmt, das Ende der germanisierenden Ära schweigend abzuwarten. Aber die serbische Presse ließ sich auf keine andere Weise zum Stillschweigen bewegen durch als vollständige Knebelung. Die bis zum Tode kaiserstreue Stimmung der Serben machte dem Gefühl grausamer Enttäuschung Platz; niemand hätte zum zweitenmal das Schwert für die Dynastie gezogen.

In Kroatien waren allein von der Militärgrenze 60 000 Mann den k. k. Heeren in Italien und Ungarn zugezogen, und auch Zivilkroatien hatte schwere Opfer gebracht. Dafür löste die siegreiche Krone den staatsrechtlichen Nexus auf, welcher das Königreich Kroatien wider seinen Willen an die Stefanskrone fesselte. Der kroatische Banus Jellacic hoffte, der Wiener Hof würde seinen Wunsch erfüllen, ihn zum Gouverneur eines neuen südslavischen Kronlandes zu machen, das aus Kroatien mit der Militärgrenze, Dalmatien und dem Banat zu bilden gewesen wäre. Das Ministerium Schwarzenberg lehnte die Schaffung des „dreieinigten Königreichs Illyrien“ ab, obwohl der Banus für diesen neuen Staatskörper nur solche Rechte verlangte, welche mit der Märzverfassung vereinbar waren.

Dem Ehrgeiz der Südslaven nicht allzu weit entgegenzukommen, mochte die Regierung gute Gründe haben, aber Welch ein Fehler war es, daß sie einem so loyalen Volksstamm wie dem kroatischen das Deutschtum aufzwingen wollte und, anstatt ihm eine vermehrte Freiheit der Bewegung einzuräumen, seine altangestammten Rechte aufhob! Ein kaiserliches Patent vom April 1850 sagte mit warmen Worten den Kroaten Dank für ihre treuen Dienste, löste aber zugleich den Landtag auf, ohne Neuwahlen zu erwähnen. Es ist bis 1860 kein Landtag berufen worden. Auch die Gemeinderäte durften von nun an nicht mehr gewählt werden, sondern das Beamtentum ernannte ihre Mitglieder. Die Selbstverwaltung der Komitate hörte gleichfalls auf, und die allgemeine österreichische Gerichts- und Verwaltungsordnung trat an ihre Stelle.

Das zentralisierende System erfuhr in der Pragis eine gewisse Milderung dadurch, daß Jellacic als Zivil- und Militärgouverneur an der Spitze Kroatiens blieb. Er erhielt eine stattliche Dotation

und wurde in den Grafenstand erhoben. Deutschenhaffer war er so wenig, daß er gerade damals einen Band deutscher Gedichte veröffentlichte. Im übrigen übte er als k. k. General resigniert die Pflicht des Gehorsams. Seine Popularität trug viel dazu bei, daß die Neuerungen nicht größerem Widerstand begegneten. Die Regierung wagte schließlich sogar, nachdem sie Kroatien mit deutschen Beamten überschwemmt hatte, das Deutsche als Amtssprache für den inneren Dienst einzuführen. Vergebens hatte der Banus in der Sprachenfrage goldene Worte nach Wien geschrieben: „Ich will es gern gesehen, daß die Berücksichtigung und Würdigung der vielen Sprachen des österreichischen Kaiserstaats ein großes Erschwernis in der Geschäftsführung der Regierung sei, ein Nachteil, der jedoch hundertfach aufgewogen wird durch den weit reelleren Vorteil, daß die Völker des großen Kaiserreichs in ihrem Vertrauen zur Regierung befestigt und in dem Maße mehr gekräftigt werden, als sie das Streben derselben erkennen, die Worte der Reichsverfassung und der kaiserlichen Manifeste zur Tat werden zu lassen.“

Ebenso wie der Banus von Kroatien hielt auch der Minister des Innern nicht für richtig, daß die Freiheit der Nationalitäten der Zentralisation und Germanisation vollständig geopfert würde. Indessen war es keineswegs bloß Furcht, sein Amt zu verlieren, was Bach veranlaßte, dem Fürsten Felix und der Militärpartei ihren Willen tuend, die entlegensten Landschaften des Donaureichs durch deutsche Präfekten verwalten zu lassen. Ohne solch ein Präfektensystem wäre es unendlich schwer geworden, das halbasiatische Wesen in Kroatien und anderen gleichartigen Landschaften einigermaßen zu modernisieren; speziell die Bauernbefreiung mit aristokratischen Selbstverwaltungsorganen zu machen, würde ein dorniges Problem gewesen sein.

Nichtsdestoweniger wäre es bei der Eigenart der Verhältnisse in der Habsburgischen Monarchie absolut notwendig gewesen, dem föderalistischen Prinzip einen gewissen Einfluß bei der Neuordnung der Administration zuzugestehen. Auf anderem Wege ließen sich dauerversprechende öffentliche Zustände nicht herstellen. Anstatt dessen trieb die Militärpartei den Zentralismus derartig auf die Spitze, daß vielfach historisches Recht, welches noch lebensfähig war, in beinahe jakobinisch zu nennender Weise nivelliert wurde. In Siebenbürgen hatten die Sachsen während der ungarischen Revolution unentwegt zu dem Kaiser gestanden. Ihr Lohn war ein kaiserlicher Erlaß vom Dezember 1848, welcher den Königsboden zu einem

elbständigen Kronland zu erheben versprach. Dieses Versprechen wurde nicht gehalten; Siebenbürgen blieb zusammen. Zerstört aber wurden die uralten nationalen Institutionen der Sachsen. Die neue Gerichtsverfassung schuf eine ganz Siebenbürgen umfassende zweite Instanz, während bisher jede der drei siebenbürgischen „Nationen“, Magyaren, Szekler und Sachsen, ihren eigenen Appellhof hatte. Darauf kam die Reform der Landesverwaltung. Siebenbürgen erhielt eine Statthalterei, fünf Kreise und 36 Bezirkshauptmannschaften. Der Königsboden, dem die Erhebung zu einem eigenen Kronland versprochen worden war, wurde zwischen zwei Kreise geteilt, eine für die Sachsen sehr schädliche Maßregel, weil von den 1 700 000 Einwohnern Siebenbürgens noch nicht 200 000 der deutschen Bevölkerung angehörten.

Die k. k. Verwaltung arbeitete, wie Friedjung sich ausdrückt, bloß mit Zirkel und Lineal, sie beseitigte althergebrachtes Recht und Unrecht ohne Unterschied. Wie sie dem Banat den wohlklingenden Namen „Wojwodschast Serbien“ beilegte, so beließ sie dem Kreispräsidenten des verstümmelten Hermannstädter Kreises den alterwürdigen Titel Sachsengraf, aber ohne die alten mit dem sachsengräflichen Amt verbunden gewesenen Selbstverwaltungsbefugnisse. Die Selbstverwaltung des Königsbodens wurde überhaupt so radikal ausgerottet wie die Kroatiens. Die Ernennung der Mitglieder der Gemeinderäte ging an die Regierung über. Ein Ende nahm auch die „Nationsuniversität“, jene Abgeordnetenversammlung, welche, den Sachsengrafen an der Spitze, Verwaltung und Justiz gehandhabt hatte.

Siebenbürgen war bis 1848 mit Ungarn bloß durch Personalunion verbunden gewesen; außer der Krone besaßen die beiden Länder keine gemeinsamen Institutionen. Aber auf dem siebenbürgischen Landtage hatten die Magyaren und Szekler, beides Zweige ein und desselben Volkstums, die Führung. Die Sachsen waren gegen mißbräuchliche Handhabung der magyarischen Suprematie dadurch gesichert, daß unter einem gültigen Landtagsbeschlusse die Siegel aller drei „Nationen“ stehen mußten. Die Rumänen, bei weitem die Mehrheit der Landesbewohner, bildeten im staatsrechtlichen Sinne keine Nation, hatten mithin in den öffentlichen Angelegenheiten keine Stimme. Das Ministerium Schwarzenberg revidierte diesen unzeitgemäß gewordenen Zustand so, daß niemand mehr eine Stimme in den öffentlichen Angelegenheiten hatte, weder ein Rumäne, noch ein Sachse, noch ein Ungar.

Die Rumänen standen noch auf einer überaus tiefen Stufe der Kultur. Als der Militärgouverneur, General Wohlgemuth, den rumänischen Landsturm, der sich unter seinem jungen Führer Abraham Zancu tapfer für den Kaiser geschlagen hatte, entließ, sagte er in seiner Proklamation, niemand solle unter dem Vorwand, sein Recht zu suchen, stehlen und rauben, wie das früher leider nur zu oft geschehen sei. Während des Bürgerkrieges hatte Zancu seine Leute nicht von entsetzlichen Grausamkeiten an den Ungarn abzuhalten vermocht. Immerhin gab es bei den Rumänen schon eine dünne Oberschicht von Gebildeten, welche über die deutsche Amtssprache — denn auch in Siebenbürgen wurde diese eingeführt — unzufrieden waren und überhaupt die Nichtgewährung nationaler Freiheiten und Rechte als schänden Undank empfanden. Abraham Zancu, ein gewesener Jurist, der gern in die k. k. Armee getreten wäre, fand unklugerweise kein Entgegenkommen. In seinem Stolz tief verletzt, weigerte er sich, am Empfange Franz Josefs teilzunehmen, als der Monarch 1852 Siebenbürgen besuchte. Man führte auf ihn Unruhen zurück, welche bei der Anlegung des Grundsteuerkatasters — einer sehr verdienstvollen Maßregel Bachs — infolge des bäuerlichen Mißtrauens ausgebrochen waren. Der Gouverneur von Siebenbürgen ließ Zancu internieren. Als darauf die Rumänen Miene machten, ihrem verehrten Nationalhelden mit Gewalt die Freiheit wieder zu verschaffen, bot der Gouverneur ihm eine Pension an, wenn er sich auf die Seite der Regierung schlage. Zancu wies das Geld zurück und forderte, man solle ihn unbehelligt auf das Gut seines Vaters zurückkehren lassen. Dies mußte ihm schließlich bewilligt werden.

Die Magyaren erzählen, zur Zeit der siebenbürgener Kaiserreise sei Zancu spät abends in dem Vorzimmer des Kaisers erschienen und habe eine Audienz nachgesucht. Als man ihm sagte, er möchte am nächsten Morgen wiederkommen, habe er ausgerufen, er sei Zancu und dürfe nicht abgewiesen werden. Darauf habe ihn der Generaladjutant Graf Grüne hinauswerfen lassen. Zancu sei dann gänzlich verarmt und habe sich sein Brot als Spielmann auf den Jahrmärkten verdienen müssen.

In Wahrheit verfiel Zancu, der den Stämmen Siebenbürgens als eine poetische Gestalt erscheint, später in Geistesverwirrung und Trunksucht. Auch als kranker Mann streifte er gern im Lande herum, und überall wurde er von dem rumänischen Volk, das mit rührender Treue an ihm hing, herzlich aufgenommen und be-

virtet. Während seiner Haft war er milde behandelt und nur in einer Art Hausarrest gehalten worden, aber seine Stammesgenossen führten die schreckliche Krankheit, welche ihn befallen hatte, auf die Mißhandlungen einer undankbaren Regierung zurück. Für die Masse des rumänischen Volkes waren freilich die Entlastung von Grund und Boden und das Separierungsverfahren viel wichtiger als nationale Konzessionen: „Schier unentwirrbar“, sagt Friedjung von der Aufhebung der Feudalrechte in Siebenbürgen, „war hier der Knoten, da durch die lange Knechtschaft und die blutige Vergeltung von 1849 die Rechtslage verschoben war.“ Der Chef der Siebenbürgener Zivilverwaltung, Eduard Bach, des Ministers Bruder, war viel weniger begabt als Alexander, aber gleichfalls ein recht tüchtiger Verwaltungsbeamter. Er ließ sich von der Tendenz der Regierung, beim Umbau des Staates die aristokratischen Interessen etwas zurücktreten zu lassen, dem maggarischen Adel Siebenbürgens gegenüber zu weit fortreißen, so daß ihm der Minister des Innern schrieb: „Namentlich kann ich Dir nicht genug empfehlen, den hie und da sich geltend machenden Tendenzen, das ungarische Element als solches ganz zu unterdrücken, entschieden entgegenzuwirken. Wir müssen in Siebenbürgen nach Möglichkeit allen gerecht und billig sein, und wenn auch die Ungarn sich schwer verfühndigt haben, so muß doch endlich die Zeit der Verfühnung, der Ausgleichung kommen. . . . Wir müssen auch Ungarn gewinnen, mit den Sachsen und den Romanen allein können wir nicht auskommen“.

Ebenso wenig wie bei den Rumänen wünschte das Ministerium inmitten der Slowaken, die das nordwestliche Ungarn bewohnen, nationalpolitische Tendenzen sich regen zu sehen. Der Hinneigung zum Panславismus beschuldigt, saßen die Slowakenführer Stur und Hurben einige Zeit in Untersuchungshaft; der letztere, ein protestantischer Pastor, wurde seines Amtes entsetzt.

Was die Zustände in dem maggarischen Sprachgebiet anbetraf, so zeigte sich in der tiefentmutigten Nation unverkennbar die Neigung, auf den Boden der Märzverfassung zu treten. Noch vor Bilagos überreichte Graf Emil Deseffy, der nach Metternichs Urteil begabteste Mann unter den Konservativen Ungarns, Bach eine Denkschrift, in welcher es hieß, Rußlands Waffenhilfe sei unentbehrlich, wenn Oesterreich den Separatismus überwältigen und als Großmacht, ja überhaupt als Staat weiterbestehen wolle. Nach dem Siege mußten zunächst durch die Militärdiktatur die materiellen Kräfte entwickelt werden. Dieser Zustand habe so lange zu dauern,

bis bei den Ungarn der Wunsch wach und allgemein würde, in den konstitutionellen Mechanismus Gesamtösterreichs aufgenommen zu werden. Ob die Märzverfassung die richtige Form für eine der ungarischen Geschichte und den eingewurzelten Gefühlen gemäße Regierung bilde, vermöge nur die Erfahrung zu lehren. Jedenfalls dürfe erst nach dem Uebergangsstadium eines Säbelregiments an die Berufung des Reichstages und des ungarischen Landtages gedacht werden. Vorher müsse das Ministerium Schwarzenberg eine starke ungarisch-konservative Partei sammeln. Es sei richtig, daß die Konservativen zersprengt und wenig zahlreich seien, doch wären konservative Elemente in allen Nationalitäten des Landes vorhanden.

Die Minister waren nicht geneigt, sich mit den ungarischen Konservativen allzutief einzulassen, weil sie sonst die Reformen nicht hätten durchführen können. Immerhin machte die Regierung, als ihr Ungarn gehorchte, viele konservative Edelleute, besonders solche, die emigriert waren, zu Distriktsobergespanen, Vizegespanen und Stuhlrichtern. Selbstverständlich hörte die althistorische Selbstverwaltung durch gewählte Beamte auf; alle Organe der ausführenden Gewalt wurden fortan in Wien ernannt. Der Zubrang der Magyaren, welche aus der Hand des Siegers Ämter annehmen wollten, deckte das durch die Verwaltungsreform hervorgerufene bedeutende Menschenbedürfnis zu einem guten Teil. In einzelnen Gespanschaften, wie in Saroz an der galizischen Grenze, wurden durch Wäch alle vorgeschundenen Beamten bestätigt, da sie während der ganzen Revolution die Verwaltung königstreu geführt hatten; ähnlich in Oedenburg an der österreichischen Grenze. Nicht wenige Beamten der alten Komitatsverwaltung vermochten vor der „Purifikationskommission“ den Nachweis zu liefern, daß sie sich an der Revolution nicht beteiligt oder nur gezwungen die Weisungen der Kossuthschen Regierung befolgt hatten. Diese Kategorie von Vizegespanen, Stuhlrichtern und Notären beließ man im Amt. Im übrigen griff man für die Errichtung der Bureaukratie zu den Mitgliedern der städtischen Behörden. Dank dem uralten Selbstgovernment der Kommunen vermochten die Machthaber jenem Milieu viele Leute zu entnehmen, welche das Regieren verstanden. Sie waren meistens deutscher Abstammung und fanden sich leicht in die neue Ordnung, welche ihnen einträgliche Stellen verschaffte.

Treu den geistlosen und einseitigen Tendenzen der herrschenden



Militärpartei unterdrückte die Regierung jene Kommunalfreiheit, welche ihr die in der politischen Detailarbeit geschulten Kräfte lieferte. Die Wahl der Bürgermeister und Magistrate in den königlichen Freistädten hörte auf; die Wahlbürger wurden nicht mehr berufen; regierungsseitige Ernennungen füllten die Lücken. Daß die Komitatsversammlungen, in denen ehemals ein so stürmisches öffentliches Leben gebraust hatte, vollständig zu existieren aufhörten, versteht sich erst recht von selbst.

Allerdings war der schrankenlose k. k. Militarismus insofern sehr heilsam für Ungarn, als viele halbasiatische Traditionen, wenn sie auch nicht auszurotten waren, doch bedeutend beschnitten wurden. Bach führte in Ungarn den Grundsatz einer angemessenen Bezahlung der Beamten ein, während es früher Landesbrauch gewesen war, daß die Beamten sich ihre Einkünfte in einer sehr regellosen Weise verschafften. Der gewählte Stuhlrichter vor 1848, oft ein vermögensloser Mann, hielt sich von seinen 300 Gulden Gehalt nicht selten Wagen und Pferde. Jetzt gab Bach ihm 1200 Gulden. Dafür sollte fortan die Annahme von Bestechungen und Geschenken unnachsichtlich bestraft werden. Die Reform blieb nicht wirkungslos, aber sie half nur teilweise. Ein Erlaß des Kaiserlichen Kommissärs für Ungarn, Freiherrn von Geringer, geißelte das Sportelwesen der früheren Zeit und erhob darauf die Anklage, daß: „sich schon jetzt, trotz der anständigen Bezahlung seitens der Regierung, merkbare Symptome des Rückfalls in die alten Gewohnheiten äußerten.“

Von besonderer Bedeutung für den Fortschritt der ungarländischen Volksmassen war die Justizreform. Vor 1848 war der von den adligen Komitatsversammlungen gewählte Stuhlrichter gleichzeitig Richter und politischer Beamter erster Instanz. Fixierte Gerichtsstellen gab es in erster Instanz nicht; der Stuhlrichter sprach an seinem privaten Wohnsitz recht. Für das ganze Königreich Ungarn gab es ein einziges Appellationsgericht, die königliche Tafel in Ofen, bei der die Prozesse manchmal Jahrzehnte lang liegen blieben. Gleichfalls in Ofen bildete die königliche Septemviraltafel das Reichsgericht. Schmerling berief für die Reorganisation die angesehensten nationalen Juristen, auch Deak. Dieser lehnte die Einladung in sehr verbindlicher Form ab, aber die anderen magyarischen Rechtsgelehrten kamen und vereinbarten mit dem Justizministerium die Uebertragung der Grundzüge der reformierten österreichischen Justizverfassung auf Ungarn. Die zahlreichen neuen Stellen wurden mit Stuhlrichtern, Rechtsanwälten und Beamten

der früheren nationalen Verwaltung besetzt. Von seiten derjenigen, welche zu Richterstellen designiert waren, fanden Ablehnungen aus prinzipiellen politischen Gründen nicht statt, denn Deak gab die Losung aus, daß die Anhänger der Verfassung von 1848 sich wohl von Posten in der Verwaltung fernzuhalten hätten aber nicht von Richterstellen.

Nur eine der Schmerlingschen Justizreformen stieß bei den Magyaren auf Opposition. Es wurde nämlich die königliche Septemviraltafel in Ofen aufgehoben und bei dem obersten Gerichtshof in Wien ein ungarischer Senat eingerichtet. Indessen waren die Magyaren nach Vilagos so gefügig geworden, daß ihre tüchtigsten und vornehmsten Juristen nach Wien gingen, im obersten Gerichtshof Plätze einnahmen und sich sogar der nach einigem Schwanken von oben her erlassenen Verfügung anbequemten, auch in dem ungarischen Senat die deutsche Geschäftssprache anzuwenden. Vorsitzender des ungarischen Senats im Wiener obersten Gerichtshof war der gewesene Vorsitzende der königlichen Tafel (des Appellhofs) zu Ofen, Stephan v. Szerenczy. Vor der Revolution war der Vorsitzende der königlichen Tafel eo ipso „Personal“, d. h. Präsident des Abgeordnetenhauses. Als solcher hatte sich Szerenczy die Achtung aller Parteien erworben. Sein guter Ruf litt nicht im geringsten dadurch, daß er in der Hauptstadt Oesterreichs einer Körperschaft beitrug, deren Schöpfung einer Ostentation der zentralisirenden und germanisirenden Tendenzen ähnlich sah. So tief war damals das Magyarentum gebeugt.

Je weniger zeitgemäß die alte ungarische Rechtsverfassung gewesen war, desto rascher und kräftiger schlugen Schmerlings Institutionen Wurzel. Von den national gesinnten Politikern wie von dem Volk wurde der Fortschritt anerkannt; allgemein empfand man die erhöhte Unparteilichkeit der Rechtspflege wie ihre technische Verbesserung und vermehrte Promptheit als unschätzbare Wohltaten.

Wenn Schmerling und Bach durch gegenreiche Reformen das reaktionäre System, dem sie dienten, adelten, war ein Eingriff des Militärgouverneurs Haynau in die Autonomie der ungarländischen reformierten Kirche umso plumper. Freilich bildeten die Reformierten den Kern der magyarischen Opposition; ihre höheren Geistlichen hatten fast ausnahmslos in der revolutionären Bewegung eine Rolle gespielt. Deshalb setzte Haynau jetzt die drei Superintendenten „helvetischer Konfession“ ab. Die Entsetzung an sich verübelten ihm die ungarischen Protestanten nicht so sehr, als daß der Militär-

gouverneur, anstatt ein Provisorium ohne Superintendenten einzutreten zu lassen, aus eigener Machtvollkommenheit Administratoren berief. Die Reformierten behaupteten, das geschehe nur, um ihnen die Faust zu zeigen und bilde eine eklatante Verletzung der Freiheitsrechte, für deren Verteidigung gegen Hofburg und Jesuiten die ungarische reformierte Kirche seit Jahrhunderten Ströme Bluts vergossen habe.

Indem die Regierung alles korporative Leben und sämtliche intermediären Gewalten nivellierte, Verderbtes und Gesundes unterschieblos hinwegräumend, geriet sie in schroffen Gegensatz zu den Gefühlen der ungarischen Konservativen. Daran war den Ministern nichts gelegen; Schwarzenberg sagte, als ihm jemand empfahl, den ungarischen Adel zur Verwaltung heranzuziehen: „Was ist denn die ungarische Nation! Der ungarische Adel? Diese waren und sind immer Rebellen gewesen, die man vernichten, ja für immer unschädlich machen muß.“

Die von der Regierung abhängigen Wiener Zeitungen verspotteten die Magnatentafel des Reichstags von 1848, die sich nach Kräften effaziert hatte, weil die großen Herren für ihre Güter fürchteten. Dann priesen die offiziellen Journalisten die Minister als die wahren Konservativen und bezeichneten die Anhänger des Grafen Emil Dessoffy als Altkonservative, ein Name, der ihnen in der Geschichte geblieben ist. „Figyelmezö“, das in Pest erscheinende Organ der Partei, wurde wegen einiger unbequemer Artikel unterdrückt, eine umso gehässigere Maßregel, als die Revolution „Figyelmezö“ unter dem gleichen Leiter, Vida, wegen seiner königstreuen Tendenz gleichfalls unterdrückt hatte. In einem geheimen Rundschreiben Bachs an die politischen Behörden Ungarns, ergangen im Hochsommer 1851, stellte der Minister die altkonservative Partei als eine gefährliche Feindin der inneren Ordnung hin, die durch ihr ganzes verwerfliches Treiben und speziell vermitteltst unerschämter Verbreitung von bösen Gerüchten die Konsolidierung der durch die revolutionären Wirren tief erschütterten sozialen Ordnung erschwere. Es half den Altkonservativen auch nichts, daß sie an Kaiser Franz Josef eine vom Grafen Dessoffy verfaßte, von vielen Magnaten unterzeichnete Adresse richteten, in der sie die Berufung eines Landtags nicht einmal zu erbitten wagten, aber gegen die Bachsche Verwaltung einen ziemlich nachdrücklichen Protest einlegten. In Bachs Nachlaß befindet sich eine anscheinend für den Kaiser bestimmte geheime Denkschrift, welche eine Charakteristik jedes ein-

zeln Unterzeichners der Adresse enthält. Sämtliche Herren erscheinen im ungünstigsten Licht, die einen als Streber, die anderen als Spieler oder Bankrotteure; es wird berichtet, welche von den Demonstranten in den Tagen ihrer Hofgunst sich Pensionen zu verschaffen gewußt hätten und sich noch im Genuße solcher ein moralisches Obligo involvierender Gnadenbeweise befänden.

Manche Altkonservative legten damals ihre Ämter nieder; andere behielten ihre Stellen; auch einige Männer aus den ersten Familien des Landes. Die Partei besaß geringen Anhang im magyarischen Volke und bedeutete nur etwas durch den hohen Rang und die großen Reichtümer ihrer Führer. Dagegen erstarkten auf Kosten der Altkonservativen und der den Glauben an die eigene Zukunft verlierenden Kossuthianer die Liberalen. Ihr Führer war Franz Deak. Sie waren damals in ihren nationalen Forderungen sehr bescheiden. Zwei Freunde Deaks, Josef Cötvös und Sigmund Kameny, veröffentlichten 1850 Broschüren, in welchen das Verhältnis Ungarns zu der Centralgewalt, wie es nach der Ansicht der liberalen Partei zu gestalten war, erörtert wurde. Cötvös erkannte die Notwendigkeit einer starken Centralgewalt an, denn Oesterreich, so äußerte er unumwunden, bedürfe der Einheit. Fasse man das Interesse des Ganzen ins Auge, so genüge eine bloße Föderation zwischen Oesterreich und Ungarn nicht. Es dürfe für die Provinzen — Cötvös wendet selber diesen Ausdruck an — nicht mehr an Autonomie in Anspruch genommen werden, als was sie schon vor 1848 besessen hätten.

Auch Kameny gab in seiner Flugschrift die 1848er Gesetze preis und erklärte, begreifen zu können, daß die Vertreter der Idee der Reichseinheit jene Gesetzgebung über den Haufen geworfen hätten: „denn jedes große Interesse besitzt das Recht, seine Ausschließung nicht zu dulden.“ Kameny hatte sich gleich Cötvös unter dem Druck des Batschen Regiments dermaßen mit der Tugend der Bescheidenheit durchdrungen, daß er schrieb, der Dualismus wäre ein unzumutbares System für die Monarchie, es könne nicht bezweifelt werden, daß der Föderalismus mit der Natur des Reiches vereinbarer sei, als der Dualismus.

Die große Frage war nun, ob die Ungarn sich an den Wahlen beteiligen würden, wenn der Kaiser den Reichstag nach Wien, den Landtag nach Budapest berief. Die Entschliebung der magyarischen Nation hing vorzugsweise von Franz Deak ab. Er war ein unergründlich kluger Taktiker, aber wie sollte er sich entscheiden, wenn

Rumänen, Kroaten, Serben, Slowaken, Schwaben, Sachsen die Reichstagswahlen vornahmen? Sollten dann die Magyaren, um nicht allein von allen Völkerschaften Transleithaniens unvertreten zu bleiben, auf den Boden der oktroyierten Verfassung treten? So wünschte es Cötvös und ein Teil der liberalen Presse, aber andere Mitglieder der Partei erblickten in der Beschickung eines Wiener Parlaments Verrat an der ungarischen Verfassung, die durch nichts habe verwirkt werden können.

Wahrscheinlich zum Heil für das Magyarentum dachte Schwarzenberg nicht daran, das Reichsparlament zu berufen. Bach bedauerte das lebhaft und ergriff manche extreme Germanisierungs- und Zentralisierungsmaßregel, welche von ihm gefordert wurde, nur widerstrebend, beispielsweise die Ernennung aller transleithanischen Gemeinderäte ohne Ausnahme durch die Regierung, aber bis zu einer sehr weit gesteckten Grenze wirkte er durchaus spontan an dem Werke der administrativen Zentralisation mit. Im Herbst 1850 wurde Ungarn, nachdem Kroatien und der Banat schon früher von ihm abgetrennt waren, in fünf Verwaltungsbezirke zer schlagen, von denen die drei im Westen und im Norden sehr starke deutsche und slowakische Bevölkerungsbestandteile aufwiesen. Ein entschiedenes Uebergewicht besaß das Magyarentum nur in den beiden Verwaltungsbezirken Ofen-Pest und Großwardein. Die fünf Distriktsobergespänne erhielten ihre Weisungen nicht von der Statthalterei in Wien, sondern aus dem Ministerium des Innern in Wien. Eben dorthin, nicht nach Ofen, waren Berufungen gegen die Entscheidungen der Distriktsobergespänne zu richten. Dem Minister des Innern blieb überlassen, ob er selber in letzter administrativer Instanz entscheiden oder die Sache dem Statthalter von Ungarn zur Entscheidung überlassen wollte.

Trotz der vielen in den Verwaltungsbetrieb eintretenden Deutschen und der nicht unbeträchtlichen Menge von den gleichen Weg gehenden Stodmagyaren waren noch viele Aemter zu besetzen, denn das Land hatte vor der Eroberung durch Windischgrätz und Haynau eine Administration im modernen Sinne des Wortes kaum gekannt. Demgemäß erließ Bach an die Beamten in den Erblanden die Aufforderung, sich um Stellen in Ungarn zu bewerben. Eine massenhafte Einwanderung von cisleithanischen Beamten, überwiegend deutscher Nationalität, erstreckte sich — wie ein Heuschreckenschwarm sagten die magyarischen Patrioten — über alle Teile des Königreichs Ungarn. Nicht anders als in Kroatien und Siebenbürgen

wurde das Deutsche auch in Ungarn zur Amtssprache für den innern Dienst erklärt. Damit gewann jene Sprache in der Habsburgischen Monarchie die Stellung zurück, welche ihr einst Josef II. gegeben hatte.

Ein Kroat und ein Magyar sprachen über das „Bach'sche System“, wie die gesamten Zentralisations- und Germanisations-tendenzen bezeichnet zu werden pflegten. Der Kroat schmähte die Regierung heftig: „No jo“, versetzte der Magyar, „was wir als Straf haben, habt Ihr als Belohnung.“

Der Name des Bach'schen Systems ist diesem ultraradikalen, germanisatorischen Zentralismus in der Geschichte geblieben. Jedoch in Wahrheit hegte Bach, wie gesagt, den lebhaften Wunsch, die Märzverfassung in Wirksamkeit treten zu sehen. Inmitten der immer unwiderstehlicher werdenden reaktionären Strömungen steuerte er mit äußerster Vorsicht und Geduld, aufs kunstvollste lavierend, seinen Kurs, um das gebrechliche Schiffelein des Konstitutionalismus vielleicht doch noch in den Hafen zu bringen. Sein Vorgänger, Graf Stadion, hatte Landesstatute für die Erblande ausgearbeitet hinterlassen; Bach setzte sie zu Beginn 1850 in Kraft. Ihnen zufolge zerfielen die Landtage der Erblande in drei Kurien, von denen jede ungefähr ein Drittel der Landtagsabgeordneten umfaßte. Die Vertreter der Landgemeinden, der Städte, der Höchstbesteuerten bildeten je eine Kurie. Die zuletzt genannte Kurie ist charakteristisch für den Geist der damaligen österreichischen Regierung. Im heutigen Eis-leithanien wird die erste Kurie der Einzellandtage von den Großgrundbesitzern gewählt, anstatt von den Höchstbesteuerten. Es sei auf den ersten Blick überraschend, bemerkt Friedjung mit Recht, daß das Ministerium Schwarzenberg das Bürgertum vor dem Grundadel begünstigt habe: „Zur Erklärung“, sagt unser Autor, „reicht die geringe Meinung, die der Ministerpräsident von den politischen Fähigkeiten seiner Standesgenossen hegte, nicht ganz aus. Es gab aber einen sehr ernstesten politischen Grund, weshalb sich die Regierung bei der Schöpfung des einheitlichen Großösterreich nach dem Beamtentum in erster Linie auf das besitzende Bürgertum, auf Fabriksbesitz, Handel und Hochfinanz stützen wollte. Der Adel stand in Ungarn wie in Galizien in den Reihen und an der Spitze der nationalen Opposition . . . Wenig später sollte es sich zeigen, daß auch ein großer Teil der böhmischen Aristokratie dem Zentralismus abhold war; entstand doch in diesen Kreisen die Doktrin von einem besonderen unverjährten Staatsrecht des König-

richs Böhmen, über das die österreichische Verfassung nicht hinwegzubreiten dürfe . . .

Wollte man . . . Großösterreich in parlamentarischen Formen stehen lassen, so mußte man sich an das Bürgertum wenden. In den oberen Schichten war es damals noch fast ausnahmslos deutsch, und selbst in Ungarn waren diese Kreise gut kaiserlich gesinnt; sie konnten am ehesten für Großösterreich gewonnen werden . . . Es ist kein Zweifel, daß, wenn man bloß die Zentralisierung der Monarchie im Auge hatte, das bewegliche Kapital bessere Dienste zu leisten bereit war als der große Grundbesitz . . . Die zentralisierende Kraft von Handel und Großgewerbe ist eine unbestreitbare Tatsache der Sozialwissenschaft. Dagegen waren der ungarische, der polnische und ein großer Teil des böhmischen Grundadels die Hauptgegner und später die Totengräber der Einheitsidee in der Habsburgischen Monarchie.“

Ganz in diesem Sinne war auch das Landesstatut für Galizien gehalten, welches Bach im Herbst 1850 publizierte. Es zerstückte das Kronland in drei Verwaltungsbezirke, Krafau, Lemberg und Stanislaw, wie Ungarn in fünf Verwaltungsbezirke zerstückelt wurde. Nur daß die galizischen Verwaltungsbezirke Landtage bekamen. Zwei von den dreien lagen im ruthenischen Osten des Landes, in allen dreien erhielten die Bauern auf den Landtagen eine überwältigende Stimmenmehrheit zugeteilt; die Kurie der Höchstbesteuerten, welche in Galizien ganz vom polnischen Adel beherrscht wurde, mußte sich mit weit weniger als einem Drittel der Abgeordnetenmandate begnügen.

Die galizische Statthalterschaft blieb bestehen, aber die Verwaltungsbezirke hingen nur nominell vom Statthalter ab, effektiv standen sie unter dem Minister des Innern. Ein von den drei Landtagen gewählter Zentralausschuß sollte die Wahlen für das Oberhaus des Reichstages vornehmen. In dieser schickte nämlich gemäß der Märzverfassung jedes Kronland zwei Deputierte, andere Mitglieder entsendeten die Wähler des Unterhauses nach einem Zensus für das passive Wahlrecht von mindestens 500 Gulden Steuerzahlung. Die Hälfte der Mitglieder der ersten Kammer ernannte der Kaiser. Er durfte aber nicht mit erblichem Recht ernennen, wie ihm das gegenwärtig für das Herrenhaus freisteht, so daß die erste Kammer die aristokratische Grundlage vermied, im Einklang mit dem ganzen Geiste des Systems.

Die Jahre 1849 und 1850 hindurch, sowie einen großen Teil

des Jahres 1851 gab die Regierung bei unzähligen Gelegenheiten öffentlich die Absicht kund, die Märzverfassung in Wirksamkeit treten zu lassen, sobald die agrarischen, administrativen und gerichtlichen Reformen durchgeführt sein würden. Alle Staat und Gesellschaft umgestaltenden Gesetze wurden mit dem Vermerk veröffentlicht, sie wären nur provisorisch erlassen, bis zur Gutheißung durch den Reichstag. Ein Wiener, auf der Reise nach Gastein begriffen, fragte beim Pferdewechsel einen Postmeister, wie es ihm gehe: „Provisorisch gut“, war die Antwort. Auf die zweite Frage, warum nur provisorisch, erfolgte die Erwiderung: „Ja, bei uns ist alles nur provisorisch. Sehen Sie dort den Turm, da ist das Bezirksgericht provisorisch. Der andere Turm, da ist die Bezirkshauptmannschaft provisorisch. In B. haben wir einen Kreispräsidenten provisorisch. Ich fürchte, daß bald auch der Kaiser nur provisorisch in Wien sein wird.“

Die politische Voraussicht dieses Spötters wurde durch den Gang der Ereignisse Lügen gestraft. Ende 1850 fühlte sich Franz Josef stark genug, um den Verfassungseid des Militärs aufzuheben, nachdem 1 $\frac{1}{2}$ Jahre hindurch die Rekruten auf die Märzverfassung vereidigt worden waren. Um diese Zeit fing Fürst Schwarzenberg an, die Aufhebung der Märzverfassung zu betreiben, zumal er sie nach der Erneuerung der Freundschaft mit Preußen für seine deutsche Politik nicht mehr brauchte. Aber nicht er war der tätigitste Urheber der jetzt einsetzenden eminent rückläufigen Bewegung, sondern der Präsident des Reichsrats (Staatsrats) der 71jährige Freiherr v. Kübeck. Er war der Sohn eines Schneiders in Znaim, wie Bach ein Bauernsohn war. 1797 diente Kübeck im Aufgebot gegen Bonaparte. Er war damals Student der Medizin. Später wendete er sich der Beamtenlaufbahn zu und stieg durch das Wohlwollen des älteren Stadion rasch empor. Metternich machte ihn zum Hofkammerpräsidenten. In dieser Stellung, einer der höchsten im vor-märzlichen Oesterreich, erwarb sich Kübeck die größten Verdienste um die Begründung des österreichischen Eisenbahnwesens, welches hinter dem des Zollvereins nicht zurückblieb. Kübeck war eine religiöse Natur; er liebte philosophische, namentlich ethische Studien. Dagegen fehlte dem Bureaukraten in der Politik jeder moralische Glanz. Er verwarf nicht bloß Parlamentarismus und Pressfreiheit, sondern auch Selbstverwaltung und Geschworenengerichte. Von der Aristokratie wollte Kübeck in seiner bürokratischen Staatsauffassung gleichfalls nicht viel wissen. Ein Schreiben von ihm an Metternich

tabelt hart „die Teilnahmslosigkeit und politische Beschränktheit“, die der große Grundbesitz vor 1848 gezeigt habe, als er auf den Landtagen in Opposition gegen die Regierung gegangen sei. In seinem Tagebuch schreibt Rübeck: „In Oesterreich hat die Revolution den Adel und die Demokratie, von deren Verbindung sie ausging, verschlungen und die Armee, die Beamtenschaft und die Kirche zur Herrschaft gebracht, drei große Hebel der monarchischen Gewalt, wenn sie kräftig erfaßt und weise ausgeübt wird.“

Im Kabinett besaß der deutsch-liberale Adel einen Vertreter in der Person des Justizministers Schmerling. Das begabteste Mitglied der vormärzlichen niederösterreichischen Stände war ein höchst selbstbewußter und herrischer Mann: „Schmerling“, heißt es bei Friedjung, „besaß aus diesem Grunde auch keine Neigung für die Demokratie und war sein ganzes Leben hindurch Verfechter der staatlichen Autorität. Nach der Erhebung vom 13. März 1848, die er mit vorbereitete und förderte, beteiligte er sich an der Unterdrückung weiterer Volksbewegungen.“

Ebenso stolz wie Schmerling als Edelmann war Bruck als Großkaufmann. Er glich, so beurteilt ihn Friedjung, den Bürgermeistern der Hanse in der großen Zeit des deutschen Städtebundes. Rübeck drängte beide Männer in der ersten Hälfte des Jahres 1851 aus dem Amte. Noch in demselben Jahre, in welchem der Justizminister seine Portefeuille niederlegte wurde das Geschworenengericht wieder aufgehoben, ebenso die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Strafverfahrens, dann die Unabsetzbarkeit der Richter, schließlich die Trennung von Justiz und Verwaltung in der ersten Instanz.

Im Mai 1851 fand zu Olmütz eine Zusammenkunft der Kaiser Franz Josef und Nikolaus I. statt. Im Gefolge des österreichischen Herrschers befand sich auch Bach. Er ließ sich um diese Zeit den bisher getragenen „Demokratenbart“ abnehmen und ging fortan nach vormärzlicher aristokratischer Mode glatt rasiert. Bachs Gegner behaupteten, er habe diese tendenziöse Umgestaltung seines äußeren Adam um des Zaren willen vorgenommen. Wenn es sich so verhielt, hat der Jupiter der internationalen Legitimität das von dem reinigen Sünder dargebrachte Opfer sehr ungnädig aufgenommen; er lehnte es ab, den „Barrikadenminister“ zu empfangen.

Rübeck konnte nicht begreifen, daß Franz Joseph einen Mann von der politischen Wandelbarkeit eines Bach in seinem Ministerium duldete. Der Hofkammerpräsident der Metternichschen Ära, ein streng ehrlicher Rückschrittler, empfand moralischen Widerwillen,

wenn der Minister des Innern, um sich der immer reaktionärer werdenden Gesinnung des Hofes anzuschmiegen, die administrative Verschickung von Journalisten einführte.

Der Minister des Innern hegte den festen Entschluß, sich nicht von Rübeck stürzen zu lassen wie der Justizminister, mit dem auch der größte Teil seiner gerichtlichen Reformen gefallen war: „Wach war jetzt 38 Jahre alt“, so analysiert Friedjung seinen damaligen Seelenzustand, „stand mitten in großem Schaffen und die Rückkehr in die kahle Rechtschaffenheit der Advokatur hatte für ihn keinen Reiz. Was war nicht alles in den letzten drei Jahren unter seinen Händen entstanden! Ganz Ungarn war umgegossen, in Oesterreich eine neue Verwaltung entstanden, die Grundentlastung und andere Reformen halb fertig, alles in bestem Zuge. Nach dem geistigen Zusammenbruch Stabions gab es außer Bruck unter allen Männern Oesterreichs keinen, der ihm an Tatkraft, Anpassungsfähigkeit, Arbeitsfreudigkeit gleichkam und die Fähigkeit besaß, das Werk der Zentralisation zu Ende zu führen. Er glich einem Gärtner, dessen Pflanzung gedeiht, wiewohl er genötigt war, an manchen Stellen nicht so zu reuten und zu ackern, wie er es für zuträglich hielt. Sollte er deshalb dem blühenden Gelände den Rücken kehren?“

Er glaubte Oesterreich dem Ziele nahe, vor dessen Erreichung Josef II. gescheitert war. Das Reich war durch die Siege auf dem Schlachtfeld wie in der Diplomatie mächtig gewachsen und dadurch auch in der Lage, jeden Widerstand im Innern niederzuwerfen. Er war einer der ersten Werkmeister am Neubau, und in Ungarn begann man, diese Verwaltung bereits das Wachsche System zu nennen. Ein anderer würde an seine Stelle treten, hier voreilig abrechnen, dort unbedacht ein Stockwerk aufsetzen — unmöglich!“

Schmerling hatte sein Portefeuille schon abgegeben, und Brucks Ausscheiden aus dem Ministerium stand bevor, als Wach im März 1851 der Stadt Wien ein äußerst freisinniges Gemeindestatut verlieh. Auf Grund desselben wurde im Herbst des Jahres 1851 ein Gemeinderat gewählt und sollte soeben seine Tagung beginnen, da untersagte der Militärgouverneur von Wien, Welden, aus eigener Machtvollkommenheit die statutarisch gewährleistete Öffentlichkeit der Versammlungen. Wach setzte die Aufhebung des von General Welden erlassenen Verbots durch, aber bald nachher fühlte er, daß die Macht der Reaktion rasch immer weiter stieg. Mit dem Winde segelnd, scheute er sich nicht, nunmehr seinerseits dem Gemeinderat die Heimlichkeit der Sitzungen vorzuschreiben. Wieder etwas später, als

Rübeck sich über das Wiener Gemeindestatut beim Kaiser beschwerte, verordnete Bach, daß die Gemeinderäte fortan nicht mehr gewählt, sondern von der Regierung ernannt werden sollten.

Nun war es mit der Selbstverwaltung der Reichshauptstadt zu Ende, aber es handelte sich nur um einen Scheintod. Als kaum 10 Jahre später die Zeit des Absolutismus abgelaufen war, trat das bairische Statut vom März 1850 wieder unverändert in Kraft. „Seitdem“, bemerkt Friedjung, „genießt die Stadt Wien eine so weitreichende Autonomie wie keine andere große Gemeinde des Festlandes. Daher die politische Bedeutung der Vorgänge im Wiener Gemeinderat.“

Indem Bach im Amt blieb, gelang es ihm, seine administrativen und agrarpolitischen Neuschöpfungen der Hauptsache nach zu retten. Da er das Konkordat schon witterte, so näherte er sich — der österreichische Miquel! — den Klerikalen. Nur die Märzverfassung vermochte er nicht vor der Vernichtung zu bewahren, obwohl er sie tapfer verteidigte. Auch Schwarzenberg, der prinzipiell längt zur Wiederherstellung des Absolutismus entschlossen war und ebendeshalb Rübeck zum Präsidenten des Reichsrats gemacht hatte, schaute vor der praktischen Ausführung des Staatsstreichs zurück. Aber Rübeck war kein gefügiges Werkzeug; der alte Herr brachte den ehrgeizigen jungen Kaiser soweit, daß Franz Josef ausrief, er verdanke dem Fürsten Schwarzenberg viel, wenn er aber nicht auf die Restauration der unumschränkten monarchischen Gewalt eingehe, werde er sich von ihm trennen müssen. Der Finanzminister Krauß erklärte den Konstitutionalismus wegen der Rücksicht auf den Staatskredit für unentbehrlich. Jedoch Rübeck erwiderte mit der natürlichen Autorität, welche dem Finanzminister des Metternichschen Systems unter den gegebenen Verhältnissen innewohnte, im Jahre 1830 hätte Oesterreich zum Kampfe gegen den Konstitutionalismus aus den konstitutionell gesinnten Ländern Deutschland, Italien und Frankreich große und billige Anleihen erhalten. Es gäbe seit der großen Revolution bei den Franzosen ein Sprichwort: „Les écus sont éminemment monarchiques.“

Zur Rettung der konstitutionellen Formen legte Bach dem Monarchen eine Denkschrift vor, in der es hieß: „Es läßt sich nicht leugnen, daß das absolutistische System selbst bei gemäßigten, einheitsvollen und loyalen Untertanen nicht auf Billigung zu zählen hätte . . . Dieses System legt der Verwaltung eine übermäßige Last und Verantwortung auf . . . alle öffentlichen Angelegenheiten werden zur Regierungssache, wofür die Teilnahme der Bevölkerung

sich entfremdet. In drangvollen Epochen wird man sich um Organe zur Mitwirkung umsehen, dann aber geschwächt und ohne Ansehn sein und statt Hilfe und Mitwirkung Mißtrauen und Widerstand begegnen.

Die politische Einsicht der Regierten in den Zusammenhang der allgemeinen und speziellen Interessen ist eines der mächtigsten Bindungsmittel für die Monarchie, eine der dauerhaftesten Grundlagen der Anhänglichkeit an das regierende Haus. Sie hat Opferwilligkeit, Loyalität und Vaterlandsliebe im Gefolge. Selbst unter den Wirren des Jahres 1848 hat die gesteigerte Teilnahme der Staatsangehörigen an den öffentlichen Angelegenheiten den Begriff der Staatseinheit gezeitigt und dem öffentlichen Bewußtsein nahe gerückt"

Der Verfasser dieses staatsklugen Memorandums wollte, daß der Kaiser von Oesterreich, umgeben von einem Reichsparlament oder zum allermindesten doch von beratenden Reichständen, sich durch den Papst krönen ließe. Wahrlich! klein sind alle diese Politiker nicht. Schwarzenberg, der nur widerstrebend nach Osmügging, weil er viel lieber Preußen niedergeschlagen und das Siebenzigmillionenreich errichtet hätte. Bach, der wünschte: „daß der ganzen katholischen Welt durch ein feierliches äußeres Zeichen das österreichische Herrscherhaus als der wahre Schirmherr des katholischen Glaubens erkennbar gemacht würde,“ daß aber zugleich jenes Herrscherhaus mindestens mit einem Tropfen, womöglich mit einem reichlichen Ueberguß demokratischen Oels gesalbt werden sollte. Schließlich Bruck, der den mitteleuropäischen Zollverein mit Oesterreich, an der Spitze begründen und zugleich die Herrschaft über den Orient ergreifen wollte.

Keinem von diesen hochstrebenden Männern war es beschieden, daß er sich an der Verwirklichung seiner letzten politischen Ideale versuchen durfte. Der schwunglose Rübeck behauptete im Räte des Monarchen das Uebergewicht. Am 31. Dezember 1851 erfolgte der Widerruf der Verfassung vom 4. März 1849. Nur Fürst Felix Schwarzenberg kontrafirmierte das kaiserliche Patent, welches die absolute Staatsform wiederherstellte. Es stand aber fest, daß auch Bach unter dem absolutistischen Regime im Amt bleiben würde.

Soweit der erste Band des Friedjung'schen Geschichtswerks. Der zweite und letzte wird uns über Schwarzenbergs Tod und das Konfordat nach Magenta und Solferino führen. Schließlich werden wir sehen, wie Bach fällt, nicht lange nachher mit dem Februarpatent Schmerlings Gestirn aufgeht und das konstitutionelle Leben in Oesterreich wieder beginnt.

Ein Brief Lessings.

Von

M. Wagner,

Direktor der städt. höheren Mädchenschule in Altona.

Der im folgenden abgedruckte Brief Lessings findet sich in keiner Sammlung seiner Briefe. Ich darf daher annehmen, daß er noch ungedruckt und unbekannt ist. Er stammt aus dem Nachlaß des Empfängers, der sich im Besitz des Herrn Pastor Schröder in Altona-Othmarschen befindet, und liegt mir im Original vor; er ist auf ein Quartblatt gewöhnlichen Papiers geschrieben und wohl erhalten. Nach dem Bericht Mönckebergs in der Nachschrift zu „Lessing als Freimaurer“ müssen in dem Claudius'schen Nachlaß Briefe Lessings von besonderer Bedeutung und in nicht geringer Anzahl vorhanden gewesen sein; leider sind sie aber nach derselben Quelle verbrannt worden, und der vorliegende ist vielleicht nur seines völlig unverfänglichen Inhalts wegen der Vernichtung entgangen und als wertvolles Andenken aufbewahrt worden. Immerhin ist er nicht ohne Interesse. Nicht nur daß er die freundlichen Beziehungen Lessings zu Claudius und Gleim beleuchtet; er zeigt auch, wie die Verbindung mit Merck sich angeknüpft hat, läßt die Schwierigkeiten erkennen, mit denen die Ordnung der königlichen Vermögensverhältnisse ihn belastete, und stellt nebenbei die Mittheilung in der Herbst'schen Claudiusbiographie richtig, daß Claudius auf der Rückreise von Darmstadt Lessing in Wolfenbüttel besucht habe. Und wie charakteristisch sind diese wenigen Zeilen für Lessings Schreibweise! —

Mein lieber Claudius,

Ich wünsche, daß Sie mit den Ihrigen gesund u. zur guten Stunde wieder in Wandsbeck mögen angelangt seyn!

Es thut mir leid, daß ich Ihnen so außer dem Wege lag. Aber ich freue mich darauf, daß Sie diesen Sommer vielleicht

eignes Gewerbes in unsere Gegend kommen wollen. Gleim wird sich gewiß auch darauf freuen, u. vielleicht mache ich die Reise zu ihm mit. —

Hier sind Briefe für Sie angekommen. Merk hat sie geschickt. Was ist denn Merk? Denn ich muß ihm antworten, weil er mir auch etwas, meinen Proceß betreffend, geschickt hat. Ich (oder meine Fr. vielmehr) kann auf eine Forderung von 600 Thl. nach 15 Jahren nunmehr schon 7 Gulden heben. Welche prompte u. genaue Justiz in dem Darmstadt! Wenn alles so vortrefflich da gewesen, so haben Sie unrecht gethan, es zu verlassen.

Sagen Sie mir doch, warum Sie die bewußte Geschichte nicht gedruckt lesen wollen? — Da haben Sie Stoff, mir wieder einmal zu schreiben.

Grüssen Sie mir Ihre liebe Frau, und leben recht wohl.

Der ihrige

Lessing.

Wolfenb., den 21. May 1777

Die gegenwärtige Finanzlage Rußlands.

(Vergleiche die gleichnamigen Abhandlungen im Januar- und im Aprilheft 1908.)

Schlußwort

von

Dr. Adrian Volkh.

Bestünde die einzige Differenz in dem Beurteilungsstandpunkt des Herrn Dr. Rohrbach und dem meinigen nur darin, daß das Gesamtbild der Finanzlage des russischen Reiches augenblicklich kein schattenfrei glanzvolles sei, so würde sich die neuerliche Bemühung meines Herrn Gegners erübrigt haben, diese nie bestrittene Tatsache in seiner Nachschrift zu meinen Ausführungen im Aprilheft des längern darzutun. Seine darüber weit hinausgehende Sentenz gipfelt aber in der Behauptung, Rußland eile unaufhaltsam dem Bankerott entgegen, vor dessen Rande das Reich bereits angelangt wäre. Gegen diese ungerechte, aus den ziffermäßigen Ergebnissen durch nichts begründete Weissagung entschiedene Stellung zu nehmen, gebietet mir die aus unmittelbarer Wahrnehmung und vorurteilsfreiem Studium der Verhältnisse gebildete, durchaus gegensätzliche Ueberzeugung.

Herr Dr. Rohrbach führt keinen geringeren als den russischen Finanzminister selbst als Zeugen wider mich auf, der in einer Beratung der Finanzkommission der Reichsduma die ungünstige Finanzlage des Reiches, das bestehende und für Jahre hinaus untilgbare Defizit und die Gefahren zur Darstellung gebracht habe, auf dem Wege großer Anleihen weiter zu schreiten. Ich bin mir nicht bewußt, irgendmann und wo ein Wort gesagt zu haben, das mit diesen Darlegungen im Widerstreit stünde. Gleichwohl hat das von Rohrbach zitierte Blatt die in seiner Rede vom 23. März d. J. verfolgte Absicht des Finanzministers durchaus mißverstanden. Daß für das budgetmäßige Defizit Deckung gefunden werden muß, bedarf keines Wortaufwandes; daß diese Deckung aber durch eine Innenanleihe bei dem Geldüberfluß der russischen Sparkassen und Privatbanken volles Genügen findet, kann nicht gerade als ein für den Stand der russischen Finanzen abträgliches Argument bewertet werden. Die noch im Januarheft stramm vertretenen Angaben, daß „innerhalb der maßgebenden Presse in Paris, Wien, Frankfurt a. M. und Berlin nicht der geringste Zweifel darüber be-

8*

steht, daß Rußland sich schon seit längerer Zeit um eine neue Milliardenanleihe bemüht“, ist inzwischen, als völlig unhaltbar freilich, verstummt, wenn auch das Zugeständnis des Irrtums ebenso vergeblich zu suchen wäre, wie die daraus abzuleitende Folge einer vertrauensvolleren Beurteilung der Sachlage.

Herr v. Kozowzeff, dem die Eigenschaften eines ehrlichen Finanzpolitikers und sparsamen Haushalters gewiß niemand abzusprechen in der Lage ist, hat in seiner Rede vom 23. März keineswegs neue Anleihen ankündigen wollen, sondern juist im Gegenteil: der weiteren Beschreitung dieses gefährvollen Weges in kraftvollem Appell zu äußerster Bedarfsbeschränkung an sämtliche Verwaltungskörper, der Militär- und der Zivilbehörden, mit eindringlichstem Nachdruck, seine warnende Stimme öffentlich erhoben, um ihr den weitesten Widerhall zu geben.

Indem ich nun zu den Anmerkungen und Gegenerklärungen des Herrn Dr. Rohrbach im Aprilheft im einzelnen übergehe, habe ich zunächst anzuerkennen, daß die Angabe des Generalstabes über die für den mandschurischen Feldzug gestellten Pferde einen bedauerlichen Schreibfehler enthält. Die Zahl der gelieferten Pferde betrug nicht: 2 153 000, sondern nur 215 300, wovon 181 759 Pferde aus dem europäischen Rußland beigelegt waren. Der Schreibfehler einer hinzugesetzten „0“ ist so grob, daß eine Irrführung ausgeschlossen ist, geschweige denn mit Absicht. Was die Daten über die Menge des Hornviehes (Rinder, Schafe, Ziegen) anbelangt, so beruht die plötzliche Vermehrung der statistischen Angaben von 1904 auf 1905 auf einer Erweiterung des Rayons für die statistischen Untersuchungen. Bis zum Jahre 1904 ist in der Statistik nur vom europäischen Rußland die Rede, von 1905 an gefellen sich noch 13 Gouvernements hinzu; ein Teil des Kaukasus und Sibiriens (aber noch nicht ganz Rußland), nämlich die Kreise Kuban, Stawropol, Tersk, der Schwarzmeerkreis, Tobolsk, Akmolinsk, Semipalatsinsk, Semiretschensk, Jenisseisk, Irkutsk und Turgai.

Der zeitweilige Rückgang der Viehzucht im nördlichen Kaukasus und Sibirien ist bedingt durch den allmählichen Uebergang von extensiver zu intensiver Kultur (Beackerung des Weidelandes) wie durch den Uebergang von der Vieh- und Pferdezuucht zum Ackerbau und sonstigen landwirtschaftlichen Kulturen.

Vollkommen richtig ist auch die von mir im Aprilheft gegebene Pferdestatistik, die sich indeß gleichfalls nur — wie beim Hornvieh — auf das europäische Rußland bezieht. Dehnt man hingegen die Untersuchungen, vom Jahre 1905 angefangen, auf die 12 Gouvernements und Kreise aus, so erhält man folgende Ziffern:

Die Pferdezuucht betrug:

Im Jahre 1904 . . .	21 687 000
„ „ 1905 . . .	29 111 000
„ „ 1906 . . .	28 785 000
„ „ 1907 . . .	28 318 000

Die Angabe über zunehmende Pferdearmut in Zentral-Rußland wurde übrigens schon durch die einzig unparteiischen statistischen Berichte über die Pferdezahlungen widerlegt. Danach betrug der Prozentsatz der pferdelosen Bauernhöfe (die Zählung in den Jahren 1900 und 1905 umfaßte nur 7 Rayons des Zentrums):

In den Gouvernements:	1900:	1905:	Verminderung:
Njasanjanj	37,4	36,2	1,2
Sibirsk	29,9	28,8	1,1
Tula	27,8	25,9	1,9
Woronesch	27,8	26,3	1,5
Pensa	26,3	26,3	gleich
Saratow	25,9	25,6	0,3
Samarra	18,9	13,9	5,0

Die durch mich festgestellten Beobachtungen über die Vermehrung des Viehbestandes im Europäischen Rußland erweisen eine geringe Zunahme des Prozentsatzes aller Arten der Viehzucht.

Im Gegensatz hierzu macht sich allerdings in einigen Gebieten des Kaukasus und Sibiriens (vom Jahre 1905 an) eine allgemeine Abnahme des Viehbestandes bemerkbar, was als Beweis des vorerwähnten Überganges der genannten Gebiete zur intensiven Kultur zu erachten ist. Gleichzeitig vervollkommnet sich in diesen Ortschaften auch die technische Seite der Landwirtschaft durch Einführung moderner Maschinen, und der allmähliche Ersatz zahlreicher Pflugochsen durch eine geringere Anzahl von Pferden oder durch Maschinen.

Die Frage über die Rübenzucker-Produktion, wie über die Kultur der Runkelrübe überhaupt, kann kaum irgend welche Zweifel erwecken, wenn man in Betracht zieht, daß die Daten über die Zuckerproduktion in Pud, dagegen das Erntergebnis der Runkelrübe in Verlowez (ein sehr verbreitetes Maß; 1 Verlowez = 10 Pud) angegeben wird.

Der Einwurf, daß fürs Jahr 1907/8 eine Zuckerproduktion von 96,6 Millionen Pud, bei 56,8 Millionen Verlowez erbeuteter Rüben, kaum anzunehmen sei, wenn im Jahre 1906/7 eine größere Ausbeute von Runkelrüben nur 84,9 Millionen Pud Zucker ergab, — wird durch den Hinweis leicht hinfällig, daß der Zuckergehalt der Rüben von klimatischen Bedingungen abhängig ist. Nach den statistischen Zusammenstellungen Sowjetows schwankt der jährliche Zuckerprozentatz für Rußland durchschnittlich zwischen 12,4 % bis 16,46 % der erbeuteten Rüben. Den größten Einfluß auf den Prozeß der Zuckergewinnung aus den Runkelrüben haben die Witterungsverhältnisse des Herbstes. Ist der Herbst warm und trocken, — so erhöht sich der Prozentsatz des Zuckers; bei umgekehrten Verhältnissen nimmt die Runkelrübe an Gewicht zu, aber der Zuckerprozentatz verringert sich dementsprechend. Als typisches Beispiel für die verschiedene Beeinflussung der Rübenernte durch den Herbst dienen die Jahre 1906/7 und 1907/8. Das erstere ergab eine dem Gewicht der

Rüben nach größere, aber dem Zuckergehalt nach geringere Ernte. Der Zuckermarkt in Rußland ist bekanntlich, sowohl was den inneren Verbrauch betrifft, wie auch für den Export, an eine bestimmte Norm gebunden und strebt auf keinen Fall darnach, die ganze Rübenernte, soviel man nur erlangen kann, zu verarbeiten: Im Gegenteil bemühen sich die Zuckerfabrikanten, das vorschriftsmäßige Quantum Zucker auf möglichst ökonomische Weise aus tunlichst geringen Mengen Rohmaterials zu gewinnen.

Die oben erläuterte Tatsache ist ein Beweis dafür, daß die von Herrn Dr. Rohrbach angewandte Methode hinsichtlich der russischen Zuckerindustrie nicht zweckentsprechend ist, da er nur eine Zahlenreihe von Rübenernten anführt, ohne jedoch gleichzeitig die Zuckerproduktion in den betreffenden Jahren zu berücksichtigen. —

Dagegen weist die Tabelle für Zuckerproduktion in den Jahren 1904 bis 1906 eine unzweifelhafte Zunahme des Zuckerverbrauches auf, wenn auch für einzelne Jahre einige Schwankungen verzeichnet sind. Der letztere Umstand erklärt sich, sobald man in Betracht zieht, daß in den Jahren 1904—1906 die Ausfuhr nach China und dem fernen Osten vollständig unterbrochen war; angesichts der Inanspruchnahme des sibirischen Bahngeleises durch Militär-Frachtzüge, der Export über die Grenzen dagegen in den letzten Jahren in bedeutendem Maße durch den Beschluß der Internationalen Zuckerkonferenz in Brüssel eingeschränkt war.

Unter Berufung auf einen vor sechs Jahren getanen Ausspruch des russischen Volkswirtes von Butmi beharrt Rohrbach auf seiner vorgefaßten Meinung, daß Rußlands Einnahmen aus seinen Forsten ausschließlich auf dem Wege des Raubbaus erzielt werden. Bei allem Respekt vor der wirklichen Autorität gibt es eine, deren Unbestechlichkeit für mich immerhin höher steht, als jede gelehrte Auseinandersetzung: Die Beweisraft der Statistik. Die gesamten Walberträge betrugen in den Jahren:

1902	50 339 602 Rbl.
1903	53 160 389 "
1904	50 150 073 "
1905	43 811 165 "
1906	49 661 146 "

Diese Zahlen in Worte umgesetzt, beweisen: daß Ausholzen der Wälder nimmt nicht zu; steht also in gar keinem Verhältnis zu den hohen Holzpreisen, hat vielmehr in den letzten Jahren in etwas abgenommen. — Das Gesamtareal der dem Fiskus gehörigen Wälder im Europäischen Rußland belief sich im Jahre 1905 auf 84 097 801 Deßjatinen. Von diesem Areal waren im Jahre 1905 10 742 127 Kubikfaden Waldbestand zum Verkaufe bestimmt; in Wirklichkeit wurden aber nur 7 223 680 Kubikfaden verkauft. Es waren somit pro Deßjatine Waldbesitz 0,112 Kubikfaden schlagbares Holz vorhanden, während nur 0,8 Kubikfaden von der Deßjatine tatsächlich verkauft worden sind. Wer nur einigermaßen mit dem Wachstum der russischen Wälder vertraut ist, wird der Kronsverwaltung

den Vorwurf der unzureichenden Ausbeutung der Wälder, deren natürlicher Nachwuchs eine bedeutendere Erhöhungsnorm gestattet, wie sie für das Jahr 1905 berechnet war, nicht ersparen können. Nur eine vollständige Durchforstung, die in der Mehrzahl der Kronsforstereien nie angewandt wird, kann die Ertragsfähigkeit des russischen Waldbesitzes in rationellem Maße steigern, ohne den Holzvorrat Rußlands auch nur im geringsten zu vermindern.

Auch das wirtschaftliche Resultat des russischen Staatsbahnsystems kann natürlich nicht anders, als durch Ermittlung wahrheitsgetreuer, beglaubigter Ziffern über Nutzen, Nachteil und Ertrag endgültig festgelegt werden. Dieser Aufklärung bedarf es um so dringender, weil die Frage der Erhöhung des Personentarifs auf den Kronsbahnen gerade im gegenwärtigen Augenblick auf ergangene Anregung beraten werden soll.

Gegen diesen Versuch, die Ertragsfähigkeit der russischen Staatsbahnen zu erhöhen, sind die aller verschiedensten Stimmen in der Presse wie in der Gesellschaft zu Felde gezogen, um durch den Aufmarsch wenig oder gar nicht gerechtfertigter Zahlenkolonnen die Unzweckmäßigkeit der geplanten Erhöhung darzutun.

Herr Dr. Kohrbach anerkennt bei vielfachen Anlässen die von der Reichskontrolle veröffentlichten Daten über das Eisenbahnwesen. Ich bin mit ihm darin einverstanden, daß diese Ermittlungen als maßgebend schon deshalb zu gelten haben, weil es die einzigen sind, für welche die Regierung volle Verantwortlichkeit trägt. Dagegen gestatte mir Herr Dr. Kohrbach seine Angaben als irrtümlich zu widerlegen, daß in irgend einem Rechnungsbuch des Finanzministers von einem Eisenbahndefizit die Rede ist, daher auch nicht in der von ihm angeführten beträchtlichen Höhe besteht. Ich bitte meinen Herrn Widersacher nur um die Bemühung, einmal mit mir gemeinsam in den „Nachrichten über die staatliche Revision der Eisenbahnen“ für 1905 I. Seite 101 nachzublättern. Wir finden dort zunächst für die 9-jährige Betriebsperiode von 1895—1903 folgende Nachweisungen:

Jahre	Bruttoeinnahmen	Bruttoausgaben	Reingewinn*)
1895	396 822 770	231 303 682	165 519 088
1896	426 322 767	248 245 732	178 077 034
1897	452 257 055	272 598 632	179 658 422
1898	486 524 129	298 972 275	187 551 853
1899	521 276 387	332 612 921	188 663 465
1900	580 571 330	383 271 625	197 299 704
1901	599 037 044	418 107 583	180 929 461
1902	626 052 196	436 894 950	189 157 245
1903	682 392 112	460 570 098	221 822 014

*) Bei Berechnung des Reingewinnes sind die Zahlungen der Krone für Tilgung und Verzinsung der Kapitalien der Eisenbahnen nicht mit berücksichtigt. Ende des Jahres 1905 (idem Seite 87) verblieb an ungetilgtem Anlagkapital ein Betrag von R. 4 108 993 920,40 zu dessen Minderung R. 172 567 457 in Anrechnung kommen.

Wenn wir die Ziffern des Reingewinnes und der jährlichen Abträge und Zinsen einander gegenüberstellen, so ergibt sich ein Ueberschuß: (221 822 014—172 569 457) von **R. 49 254 557**.

Für das Jahr 1905 gibt es somit kein Defizit.

Für das letzte Rechnungsjahr, dessen Statistik durch die Revision von 1904 veröffentlicht worden ist — mit welchem die schwere, durch den Krieg hervorgerufene Periode einsetzte, die natürlich auch auf die Entwicklung des Eisenbahnressorts hemmend wirken mußte —, habe ich, mit dem Zugeständnis des Defizits, schon ausführliche Daten erbracht. Für die letzten Betriebsjahre ist das Revisionsmaterial noch nicht veröffentlicht. — Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß das Defizit von 1904 ausschließlich als durch den Krieg bedingt erscheint. Dessenungeachtet ist geplant, den Tarif von 1894 — wohl einen der billigsten der Welt — entsprechend dem Gutachten des Ministerrates zu erhöhen. Dieser für die nächste Zukunft beabsichtigte neue Personentarif wird nach der Meinung seiner Verfasser die Möglichkeit eines Defizits ausschließen. Geplant ist außerdem eine Reihe von Maßregeln zur Verbilligung des Eisenbahnbetriebs.

Benennung der Eisenbahnen	Die Reineinnahme und das Defizit von 1904	Ueberschuß der Reineinnahmen gegenüber der Tilgung des Eisenbahnkapitals (Gewinn)	Minderbetrag der Reineinnahmen gegenüber dem Tilgungsbedarf und Ausgaben der Krone zur Deckung der Defizite (Verlust)
Eisenbahnen			
Eisenbahnen			
Baltische Pleskau—Rigaer .	1 190 744,01	—	2 328 557,99
Wasskimittschach .	295 538,59	107 706,59	—
Zekaterinski . .	16 071 664,56	3 356 504,54	—
Transbaikal . . .	(—)12 246 776,94	—	18 018 693,94
Transkaukasische	15 676 178,82	6 081 506,82	—
Kursk—Charkow—Sewastopoler .	9 339 322,19	182 282,19	—
Libau—Romnyer	5 987 572,43	911 816,43	—
Moskau—Brestler	2 947 984,43	—	2 646 525,57
Moskau—Kursk, Moskau—Nischninowgoroder und Muromische .	12 486 559,82	2 218 781,82	—
Moskau—Jaroslaw—Archan-gelskische . . .	6 278 527,71	—	1 033 358,29
Nikolai	15 463 361,59	2 316 600,59	—
Berm'sche	4 760 126,46	—	1 939 482,54
Polesjische	4 478 391,61	692 948,61	—
Weichsel	8 120 053,69	1 453 830,69	—
Riga—Dreler	5 862 284,39	—	2 237 538,61

Benennung der Eisenbahnen	Die Reineinnahme und das Defizit von 1904	Ueberschuß der Reineinnahmen gegenüber der Tilgung des Eisenbahnkapitals (Gewinn)	Minderbetrag der Reineinnahmen gegenüber dem Tilgungsbedarf und Ausgaben der Krone zur Deckung der Defizite (Verlust)
Samara-Slatoustfer	6 916 361,07	477 394,07	—
St. Petersburg-Warschauer .	4 925 383,51	—	6 046 007,49
Sibirische . . . (—)	289 028,61	—	9 420 262 61
Mittelasiatische .	4 815 464,61	—	1 497 666,39
Extranj—			
Wjatschker . . . (—)	1 421 650,53	—	6 512 336,53
Ussurij . . . (—)	2 696 065,56	—	5 120 248,56
Charkow — Nikolajewer . .	6 928 219,72	1 695 670,72	—
Süd-West . .	22 180 685,20	3 654 362,20	—
	<u>154 724 424,41</u>	<u>23 149 405,29</u>	<u>56 800 624,52</u>
	(—) 16 653 521,64		33 651 219,23*)
	138 070 902,77		

Die durch die Häufigkeit ihrer Wiederkehr nicht überzeugender wirkende Behauptung von der „geradezu vernichtenden Höhe in der Passivität der Handelsbilanz“ findet in den unwiderleglich authentischen Veröffentlichungen der Kreditkanzlei — wohlgedemerkter unter voller Berücksichtigung aller Ausgaben der Staatsrentei für Auslandsanleihen und Schuldentilgung — einwandfreie Entkräftung.

Ergebnisse der Handelsbilanz Rußlands:	Zahlungen für ausländische Anleihen:	Summen:
1897 Rbl. 195 816 000	Rbl. 70 740 000	+ 125 076 000
1898 „ 146 882 000	„ 64 990 000	+ 81 892 000
1899 „ 7 221 000	„ 105 180 000	— 97 959 000
1900 „ 116 371 000	„ 127 660 000	— 11 289 000
1901 „ 196 910 000	„ 128 830 000	+ 68 080 000
1902 „ 296 365 000	„ 140 310 000	+ 156 055 000
1903 „ 347 057 000	„ 142 590 000	+ 204 467 000
1904 „ 374 009 000	„ 141 750 000	+ 232 259 000
1905 „ 458 560 000	„ 151 170 000	+ 307 390 000
1906 „ 381 958 000	„ 162 580 000	+ 219 378 000

Total von 1897—1906: R. 1 285 349 000

In den Ausgaben der Rentei für Zahlungen ins Ausland sind auch die Zahlungen der Reichs-Adelsbank und Bauern-Agrarbank für die im Auslande befindlichen Pfandbriefe mit eingerechnet.

In die Summe der Ausgaben für 1906 sind nicht mit eingerechnet die Schatzwechsel der Staatsrentei, die zur Zeit des Krieges mit Japan emittiert wurden, deren Einlösung auf eine spätere Zeit verschoben ist, angesichts der Emission neuer Wechsel.

*) Ungerechnet die Staatseinkünfte aus den Privat-Eisenbahnen, welche in dem Nachweis für 1904 mit R. 1 064 390 beziffert sind, beträgt der Gesamtverlust der Krone für 1904: R. 32 586 829.

Die Angaben Prof. Helfferichs, sowohl über den Zustrom von Gold aus dem Auslande, der während der Ministerien Wyshnegradsky und Witte stattfand und 10 bis 15 Milliarden Franks betrug, sowie über den Rückfluß desselben, werden durch nichts bestätigt.

Der jeweilige Goldvorrat Rußlands ist vielmehr aus folgenden Zahlen zuverlässig zu ersehen:

In den Jahren betrogen:	Das im Umlauf befindliche Gold in Millionen Rubeln:	Gold in der Reichsbank und der Reichsrentei:	Total in Millionen Rubeln:
1908	621,7	1 226,2	1 847,9
1907	642,0	1 407,8	2 049,8
1906	836,1	1 033,7	1 869,8
1905	682,4	1 365,8	2 048,2
1904	773,3	1 079,9	1 853,2
1903	731,7	933,1	1 664,8
1902	693,0	827,5	1 520,5
1901	683,2	793,3	1 476,5
1900	642,5	907,4	1 549,9
1899	451,1	1 092,2	1 543,3

Was die Artikel des Herrn von Schwanebach im „Rußki Westnik“ betrifft, so muß man nicht vergessen, daß sie aus dem Jahre 1899 stammen. eine Zeit der Polemik zwischen Herrn v. Schwanebach und dem frühern Finanzminister Herrn von Witte, über Nutzen und Schaden der Goldwährung für Rußland. Während Herr v. Schwanebach anfangs ein Gegner der Goldwährung war, wobei er die Interessen der landwirtschaftlichen Industrie vertreten wollte, für welche ein Sinken der Goldwährung bei fortwährendem Export anfänglich vorteilhaft erschien, schloß er sich später der in Theorie wie Praxis erprobten Ansicht an, daß die Goldvaluta sowohl für die Landwirtschaft, als für andere Zweige der Industrie die einzig zweckmäßige ist.

Die mehrfache Anwesenheit französischer Finanzleute in der Newastadt gibt immer wieder erneut zu der allerdings nächstliegenden Vermutung Anlaß, daß es sich um Verhandlungen wegen einer Staatsanleihe handelt. Demgegenüber darf ich auf Grund Erkundigung an maßgebender Stelle authentisch feststellen, daß die jüngsten Besuche der Pariser Herren im Interesse der Emission von Obligationen der Donezbahn und anderer staatlich garantierter Eisenbahnobligationen; außerdem — wie verlautet — auch wegen Neugründung einer neuen Bankunternehmung in St. Petersburg, hier verweilen und vom Finanzminister empfangen worden sind. — Das russische Finanzministerium nimmt indes auf den Verlauf dieser Verhandlungen keinen unmittelbaren Einfluß, da die Unterbringung der Eisenbahnobligationen lediglich Sache der in Betracht kommenden konzessionierten Privatgesellschaften ist. Noch viel weniger besteht der allergeringste Zusammenhang zwischen dem jetzigen und auch früherer Besuche von Bankiers

aus Paris, Berlin oder sonstwoher, mit irgendwelchen Anleiheverhandlungen oder Anleihebedürfnissen der russischen Finanzverwaltung.

Das Finanzministerium denkt nach wie vor nicht daran, in Erörterungen wegen Aufnahme einer Außenanleihe einzutreten. Das Programm ist fest und unveränderlich vorgezeichnet; sobald die Budgetberatung zum Abschluß gebracht ist, wird das Finanzministerium zur Ausgabe einer 5%igen Innenanleihe schreiten, zu einer augenblicklich noch nicht feststehenden Höhe, die aber 200 Millionen Rubel unter keinen Umständen überschreiten und voraussichtlich nicht weniger als 150 Millionen Rubel betragen wird. Diese Anleihe soll baldmöglichst bei den hiesigen Banken zur Begebung gelangen. Der von den Banken etwa nicht begehrte Teil des Anleihebetrages wird den Sparkassen überwiesen, die heute über mehr als 80 Millionen Rubel Spareinlagen verfügen. Für den Monat Dezember d. J. etwa ist die Umwandlung der kurzfristigen Pariser Schatzscheine — 800 Millionen Rubel — in ein regelrechtes Anleihepapier mit entsprechend langen Terminen als einzige Kreditoperation Rußlands im Auslande für das Budgetjahr 1908 bevorstehend.

Mit dieser bündigen Klarstellung wird die seit Jahr und Tag hartnäckig variierte — zuletzt vor drei Monaten geschehene — Behauptung: „Rußland ist gezwungen, selbst unter den schlimmsten Bedingungen eine Anleihe binnen kürzester Frist (!) aufzunehmen, oder den unmittelbaren Staatsbankrott erklären zu müssen“ — hoffentlich endlich aus dem Angriffsarsenal gegen Rußland verschwinden. Ich kann mich darin aber auch nicht enthalten; denn das Eingeständnis des Irrtums ist durchaus unbequemer, als die Nichtbeachtung des Nachweises.

Um zu dem Wesenskern der „gereinigten“ und „ungereinigten“ russischen Staatsbilanzen, die in den Darlegungen Kohrbachs mehrfach wiederkehren, Stellung zu nehmen, reicht mein Wissen nicht aus. Ich vermag dieses seltsame Gebilde weder zu bekämpfen, noch gutzuheißen; denn ich brauche es einfach nicht. Es ist mir leider auch nicht gelungen, weder in dem von mir sehr ernst geprüften Material, noch durch Erkundigung bei den genauesten Kennern der russischen Finanztechnik zu ergründen, wann und wo in den Nachweisungen über den russischen Staatshaushalt „gereinigte“ und „ungereinigte“ Bilanzen vorkommen. Vielleicht hat Herr Dr. Kohrbach die Geneigtheit, diesen Wissensdefekt durch dankenswerte Belehrung auszufüllen.

Ebenso dürftig beschlagen bin ich in der Sektenstatistik, in der nach Kohrbach (vgl. Band CXXXI, Heft 3 der Preuß. Jahrbücher) der verdorbene Oberprokureur Pobjedonoszew Jahr aus Jahr ein dreißt und gewissermaßen „mit unerschütterlicher Ruhe“ Zahlungsfälschungen begangen haben soll. Während eine in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts vorgenommene Enquete über den Umfang des Sektenwesens bereits etwa 10 Millionen Sektierer ergab, deren Zahl durch die neuauftretende Bewegung der Stundisten und verwandten Richtungen um Millionen wuchs,

präsentierte der Oberprokureur des heiligen Synods Jahr für Jahr die von ihm ermittelten 930 000 und einige Sektirer der Öffentlichkeit." Soweit Rohrbach. Ich mußte mir nun freilich den Sachverstand ausborgen, der mir in dieser Sache „zur Gänze" fehlt. Der zu Räte gezogene Volksstatistiker äußert sich nun in gleichfalls unerfütterlicher Ruhe:

Die Frage über die Anzahl der Altgläubigen und Sektirer in Rußland kann einzig und allein auf Grund der Resultate über die allrussische Volkszählung vom Jahre 1897 bestimmt werden. Letztere veranschaulicht den Bestand der Konfessionen in Rußland folgendermaßen:

Rechtgläubige	87 152 118	Seelen
Armenisch-Gregorianische	1 179 622	"
Armenisch-Katholische	38 841	"
Römisch-Katholische	11 471 210	"
Lutheraner	3 574 253	"
Reformierte	85 407	"
Baptisten	38 141	"
Mennoniten	66 564	"
Anglikaner	4 186	"
Altgläubige	2 204 944	"
Anderer christliche Konfessionen	3 952	"
Nicht christliche :		
Karaïmen	12 896	"
Juden	5 217 109	"
Mohammedaner	13 912 231	"
Buddhisten und Lamiten	430 884	"
Anderer nicht christliche Kon-		
fessionen	285 324	"
Insgesamt	125 680 682	Seelen

Mit Herrn Dr. Rohrbach bedauere ich, wie gewiß jeder Gebildete, der an der Entwicklung der Bevölkerungszunahme überhaupt Interesse nimmt, sehr lebhaft, daß keine neuere Volkszählung in Rußland seit 1897 vorgenommen worden ist. Solange aber neuere amtliche Daten nicht vorliegen, so wird man eben, wie das auch Mendelejeff in seinem von Rohrbach zitierten Werke: „Zur Wissenschaft von Rußland" tut, die vorstehende Statistik, den notwendigen Berechnungen zugrunde legen müssen. Hiernach kommen eben für die aufgerollte Frage nur in Betracht:

Die Altgläubigen mit	2 204 944	Seelen
Anderer christliche Konfessionen mit	3 952	"
und endlich andere nicht christliche Kon-		
fessionen mit	285 324	"

was einer Gesamtheit von 2 494 218 Seelen entspricht.

Vom Statistischen Zentralkomitee wird die Gesamtbevölkerung des Reiches für das Jahr 1906 auf 149 276 300 Personen, der Zuwachs seit der Volkszählung des Jahres 1897 auf 22 380 100 Personen geschätzt. Man mag die Bevölkerungs- und damit auch den Maßstab für die Seltenzunahme nun auch so breit anlegen, als man irgendwie nur verantworten will; mache außerdem noch einen herzhaften Zuschlag für russische Fremdvölker, wie z. B. für Feueranbeter im Altai, die sich der statistischen Zählung einstweilen entziehen, und zähle endlich die Gesamtheit der Altgläubigen zu den Sektierern, was gewiß ein starkes Risiko enthält, so bleibt das Resultat gleichwohl den vermeintlich schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zustande gebrachten zehn Millionen ganz beträchtlich fern.

Nachschrift der Redaktion.

Es ist unsern Lesern bekannt, daß unser Redakteur, Herr Dr. Rohrbach, auf einer kolonialen Studienreise begriffen ist. Obgleich er daher erst nach seiner Rückkehr im Herbst Stellung zu den Ausführungen des Herrn Polly nehmen kann, haben wir doch dies „Schlußwort“ gern aufgenommen, weil der Gegenstand von großer politischer und finanzieller Wichtigkeit ist. Ohne Rohrbachs Erwiderung vorgreifen zu wollen, machen wir vorläufig auf folgende Punkte aufmerksam:

1. Herr P. vermißt bei Rohrbach das Eingeständnis eines Irrtums. — Herr R. hatte behauptet (Bd. 131, S. 131), die maßgebende Presse in Paris, Wien, Berlin, Frankfurt habe keinen Zweifel, daß sich Rußland um eine neue Milliardenanleihe bemühe, und daß die Kursbewegung der russischen Werte dieselbe Absicht andeute. Er hatte aber gleichzeitig die Möglichkeit offen gelassen, daß die Anleihe nicht zustande kommen und die russische Regierung dann ihre Absicht verleugnen werde. — R. hat somit seinen Irrtum zu bekennen, denn P. hat nicht nachgewiesen, daß ein solcher Anleiheversuch nicht gemacht worden ist.

2. Polly behauptet, R. habe den Bericht des russischen Finanzministers Kofowzeff vom 23. März mißverstanden (Aprilheft S. 135.): Kofowzeff habe darin nicht etwa neue Anleihen ankündigen, sondern zur Sparsamkeit ermahnen wollen (S. 116). — Dieses Referat des ministeriellen Reichs widerspricht den Tatsachen. Denn Kofowzeff hat nicht vor neuen Anleihen überhaupt gewarnt, sondern vor neuen großen Anleihen. Rohrbach hat diese Mahnung so interpretiert, daß der Kredit großen Maßstabes im Auslande erschöpft sei und daß man sich mit inneren Emissionen, Prolongationen und dgl. einstweilen weiterhelfen wolle. Daß diese Auslegung falsch ist, hat P. nicht nachgewiesen: denn die Notwendigkeit von inneren Anleihen bestätigt er selbst mehrfach, und vor einigen Tagen ist in der Tat eine Anleihe von 200 Millionen Rubeln eingebracht worden. —

3. Durch die unbewiesene Behauptung, daß Rußland im Jahre 1908 eine auswärtige Anleihe nicht habe aufnehmen wollen, glaubt Polly den

Beweis erbracht, daß N.'s ungünstiges Urteil über die Zahlungsbilanz Rußlands falsch ist, und daß von der Gefahr eines Bankerotts keine Rede sein könne. — Auch hier hat N. keinen Irrtum eingestehen, denn N. hat den Bankerott nicht für 1908 prophezeit, sondern nur mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß Rußlands augenblickliches Finanzsystem sich nicht dauernd fortsetzen lasse, da es seine auswärtigen Zahlungen nur durch Raubwirtschaft, insbesondere die Unterernährung der bäuerlichen Bevölkerung, aufrecht erhalten könne. Gegen die Konstatierung der Unterernährung, die Grundlage der Mohrbachschen Anschauung, bringt P. aber kein Wort vor. Das Fundament der Mohrbachschen Anschauung ist also nicht erschüttert worden. Ueberdies hat P. einige Posten, die bei N. eine bedeutende Rolle spielen, nicht in seiner Berechnung der Zahlungsbilanz berücksichtigt.

4. Mohrbachs Zweifel an der Brauchbarkeit der Pollyschen Zahlen und des darauf begründeten Rasonnements sind durch den ergößlichen Schreibfehler in der Pferdestatistik und die verschiedenartige Zählung in der Rindviehstatistik glänzend gerechtfertigt. Auch die Unklarheit in der Zuckerstatistik ist erst durch seine Polemik entfernt worden. Ob übrigens P. den Rückgang der Rindviehzahlen für 1905 richtig motiviert hat, mag dahingestellt bleiben.

5. Die Differenz in der Eisenbahnstatistik erklärt sich aus der verschiedenen Bewertung des Quellenmaterials. N. bezeichnet allein den Bericht des Finanzministers an den Zaren vom Jahre 1906 als zuverlässig (Vb. 131, S. 560), worin ein großes Defizit zugestanden wird, und P. hat dessen Glaubwürdigkeit durch seine Statistik nicht zu erschüttern vermocht. — Ebenso steht es mit der Sektentatistik; auch hier bringt P. keinen Nachweis für seine Zahlen; die Berufung auf ihren offiziellen Charakter genügt nicht, da N. durch den Vergleich mit älteren zuverlässigen Zahlen nachgewiesen hat, daß das offizielle Rußland systematisch die Zahl der Sektierer verkleinert. Dasselbe gilt für die Beurteilung der Forstwirtschaft.

25. 6. 1908.

Die Redaktion.

Notizen und Besprechungen.

Politik.

Imperialismus und innere Kolonisation in England.

Howland Thirlmere: „Der Zusammenprall der Weltmächte“. (The clash of empires). Berlin. Verlag von Karl Curtius. 1907. S. 327.

Austin Harrison: „England and Germany“. Macmillan and Co. London. 1907. Ss. 181.

C. H. G. Masterman M. P. and others „To colonise England“. London. T. Fischer. Union. 1907. Ss. 211.

Die Tendenz des Buches von Thirlmere: „Der Zusammenprall der Weltmächte“ ist hervorragend jingoistisch, und seine Spitze richtet sich unerblickt und mit der größten Entschiedenheit gegen Deutschland. Das Deutsche Reich — so urteilt der Verfasser — stört das Gleichgewicht der Welt. So lange ihm nicht die Flügel beschnitten sind, wird England nicht abrüsten können. Kaiser Wilhelm II. erlaubt sich den Luxus einer großen Flotte und häuft dadurch eine Reichsschuld von Milliarden auf. Die Deutschen rechnen nun darauf, England und Frankreich niederzuschlagen und jeder von beiden Nationen eine Kriegsschädigung von 250 Millionen Pfund Sterling aufzuerlegen. Unter einer anderen Bedingung würde der Kaiser die Friedensverträge nicht unterzeichnen.

Er wage zu behaupten, sagt Thirlmere, daß fast jeder beliebige Deutsche eine Prüfung in der Topographie von Ostengland bestehen könne. Mit solcher Konsequenz werde das deutsche Volk von oben her zur Invasion der britischen Inseln erzogen. Im Herbst 1905 haben preußische Generalstabsoffiziere einen Uebungssritt an der englischen Küste unternommen. 1906 sollen gewisse deutsche Offiziere ein Haus nicht weit von London gemietet und zu ihrem Hauptquartier gemacht haben. 1907 hat Dr. Kurt Wegener, Leutnant im Elisabeth-Garderegiment, die Nordsee durchquert und ist mit einem Gefährten bei Leicester abgestiegen. Dort setzten sie ihre Kameras in Tätigkeit. Bei einer Küstenstadt in Suffolk wurde ein deutscher Photograph entdeckt, dem die britischen militärischen Behörden mißtrauten. Er lebte angeblich vom photographischen Beruf, in Wahrheit war es ein verkleideter Generalstabsoffizier, der trotz eines großen Vermögens

jene entfangungsvolle Lebenshaltung auf sich genommen hatte. Bei einem Diner in London machte ein Gutsbesitzer aus Essex eine Bemerkung über einen Berg auf dem Gebiet seines Nachbarn. „Ein intelligenter junger Teutone“, der von der Gesellschaft war, berichtigte jene Aeußerung. Die Gäste sprachen ihr Erstaunen über solche Ortskenntnis aus. Darauf sagte der intelligente junge Teutone „etwas unvorsichtig“, Essex sei die Grafschaft, welche sein Regiment speziell studiere.

In Deutschland müssen reisende Engländer der Polizei ihr Nationale angeben, bevor ihnen Zimmer im Hotel vermietet werden. Dagegen fragt in England niemand nach den Absichten ausländischer Besucher. So können preussische Offiziere unbeaufsichtigt in den Grafschaften jagen, in denen Befestigungen sind. Die Folge ist, daß britische Offiziere gestehen, wenn man eine gute, billige Karte von Großbritannien haben wollte, besorge man sie sich am besten in Deutschland.

Es ist Tatsache, daß Ausländer mehr von unserer Flotte wissen, als unser eigenes Marinepersonal. Die Deutschen haben Pläne über jede Einzelheit an den britischen Schiffen. Ueber die deutschen Kriegsfahrzeuge besitzen wir dagegen keine solche Informationen; unsere kundschastenden Offiziere (sic) finden es schwer, von den verschwiegenen und patriotischen Deutschen etwas zu erfahren. Andererseits gelingt es den Leuten vom Geheimdienst des Kaisers, alles wesentliche über Bau und Ausrüstung der Schiffe aus unseren offenerherzigen und eingebilbeten Landsleuten herauszulocken. Warum lassen wir in unsere Werften Fremde zu, die besser englisch sprechen als die Mehrzahl der Engländer?

Die Gefahr eines deutsch-englischen Krieges ist am größten, wenn England von einer Regierung geleitet wird, wie die gegenwärtige liberale mit ihrer unenglischen Demut und Feigheit. Der britische Patriotismus ist so tief gesunken, daß die Deutschen von unseren eigenen Beamten Zeichnungen erhielten, welche sich auf die innere Ausstattung des „Dreadnought“ bezogen. Als man diese Einzelheiten in einer deutschen Militärzeitung las, glaubte man, die Verräterei habe in Portsmouth stattgefunden, aber es ergab sich, daß London verantwortlich zu machen war. Zeigt dieses Ereignis nicht einen beklagenswerten Verfall?

Früher oder später muß der Tag kommen, wo England mit dem ehrgeizigen Deutschland abzurechnen hat: „alle geflügelten Worte der Zauberer zwischen Margate und San Francisco werden nicht imstande sein, es abzuwenden“. Ich fürchte, daß wenig Aussicht ist, den Zusammenstoß abzuwenden. Deutschland verlangt den Krieg.

Wenn wir uns nicht energisch zusammentraffen, wie sollen wir gegen die schlaue und intelligente Rasse aufkommen, die uns zu überwältigen droht? Lernet, wo die verwundbaren Stellen des britischen Reiches sind und haltet Eure Augen auf sie gerichtet! Ein deutscher Untertan besitzt die strategisch so wichtige Insel Sark!

Ueberhaupt ist der Teutone allgegenwärtig. Wir finden ihn in Ge-
lt von Schreibern, Köchen, Kellnern und Dienern. Wir haben deutsche
:iseure; sie schneiden das Haar, das deutsche Truppen gebleicht haben.

Diese vortrefflichen Leute sind in der Tat überall. Fast in jedem
stklassigen Hotel Großbritanniens gibt es Spione, junge vielsprachige
änner. Famoſe Kerle sind sie; so sauber, geschickt und gefällig; unsere
ngliſchen Kellner beschämend. Es sind aber auch in ihren Reihen Per-
onen von Stand und Vermögen, die aus rein patriotischen Beweggründen
ene niedrigen Dienste verrichten. Der deutsche Kellner hört die inter-
ſtanteſten Nachtiſchgeſpräche, und was er nicht über englische Angelegen-
eiten weiß, ist nicht wert, gewußt zu werden. Die Leute verdienen kaum
Tadel dafür, daß sie unsere nationalen Geheimnisse verraten; sie tragen
eine durchſichtige Maske, die hart arbeitenden, patriotischen Zungen.

Andererseits, wie gesagt, kann kein Engländer seine Nase in ein deut-
ſches Hotel ſtecken, ohne daß die ganze Stadt seine Person, seinen Beruf
und seine Vermögensverhältnisse kennen lernt. Vom Morgen bis zum
Abend werden alle Bewegungen des Ankömmlings genau bewacht, denn
die amtliche Registrierung ist keineswegs eine leere Form. So wird jeder
Fremde unausgeſetzt beaufſichtigt, und Verräterei von ſeiten eines Aus-
länders ist abſolut unmöglich in den Landen des Kaiſers. Wollte Gott,
daß wir ebenſo ſicher ſein könnten innerhalb unſerer Tore!

Kein englischer Spion würde in Kuzhaven oder Kiel auch nur einen
Augenblick geduldet werden; warum ſollen wir alſo die Anweſenheit deut-
ſcher Spione in unſeren Seehäfen dulden? Kein Fremder wurde an Bord
des „Dreadnought“ geduldet, und keiner durfte ſich dem Helling nähern,
auf welchem er gebaut wurde. Dennoch waren alle wichtigen Einzelheiten
in Deutschland bekannt, bevor wir ſelber ſie erfuhren. Iſt doch auch die
Zahl deutſcher Reſerviſten, die in England leben, erſchreckend groß. Um
50 000 Köpfe übertrifft ſie die numerische Stärke der Expeditionſarmee,
die Mr. Balbane (der gegenwärtige Kriegsminiſter) für den Kriegsfall in
Bereitschaft haben will.

Könnte im Gegenſatz hierzu der britiſche Generalſtab, wenn er ehr-
lich zu Werke ginge, die Namen von 20 Offizieren in englischen Regi-
mentern mit dem Vermerk verſehen, daß die Herren Spezialkenntniſſe auf
dem Gebiet der deutſchen Topographie beſitzen? Ein beſonders beun-
ruhigendes Ereignis war im letzten November das Erſcheinen eines ſoge-
nannten ſpaniſchen Offiziers am Haupttor der Werft von Portsmouth. Er
war in einen Schiffermantel und eine ſehr koſtbare Uniform gekleidet, be-
ſuchte den Admiral Sir A. Douglas und ſpeiſte im Marinekaſino. Hier
lockte er einem Leutnant vier Pfund Sterling aus, offenbar, um die Be-
hörden zu verwirren, und dann verſchwand dieſer unzweiſelhafte Spion,
nachdem er natürlich in der Werft alles geſehen hatte, um deſſenwillen er
gekommen war.

Es iſt wohl bekannt, daß die deutſche Regierung in geſetzwidriger
Preußiſche Jahrbücher. Bd. CXXXIII. Heft 1.

Weise deutsche Knaben gezwungen hat, in die englische Handelsflotte einzutreten und hier das Matrosenhandwerk zu erlernen, weil es in Deutschland nicht genug Schiffe zur Ausbildung der vom Handelsminister gewünschten Schiffsjungenmenge gibt. Nachdem jene jungen Leute in Großbritannien ihre nautische Ausbildung empfangen hatten, kamen sie heim und wurden für die deutsche Flotte angeheuert. Andererseits dienen viele deutsche Seeleute auf der englischen Handelsflotte, denn hier ist ja leider sogar auf den militärischen Hilfskreuzern jeder zweite Mann ein Ausländer. Im Fall eines Krieges zwischen Großbritannien und dem „Vaterland“ könnten jene Ausländer den Wert von zehn Kriegsschiffen für den Feind repräsentieren.

Thirlmere ist heißsporniger Tory, Anglikaner, Schuzyöllner und ein höchst erbitterter Gegner des irischen und hrischen Separatismus. Daß die Liberalen den besiegten Buren Selbstverwaltung eingeräumt haben, muß nach unserem Autor zum Uebergang von Britisch-Südafrika in deutsche Hände führen. Nach Australien strecken die Deutschen gleichfalls schon die Hände aus. Emsig und still nehmen deutsche Spione die Küste Australiens auf, besonders auf Neuseeland ist ihr Augenmerk gerichtet. Mit Selbstgefühl sprechen deutsche Reisende in jenem Weltteil von einer herannahenden Epoche, wo das gesamte Australien unter der Fahne des Kaisers stehen wird. Wir können sicher sein, daß in den geheimen Fächern der deutschen Admiralität ein sorgfältig ausgearbeiteter Plan liegt, unsere Kabel zu durchschneiden und von einem Point d'appui in der Südsee Besitz zu ergreifen.

Nur wenn England der deutschen Politik in allen Weltgegenden entschieden und rücksichtslos entgegentritt, kann vielleicht der Krieg dadurch vermieden werden, daß die Deutschen den Mut zum Wettbewerb mit England um die Seeherrschaft verlieren. Der Ausfall der Reichstagswahlen von 1907 und die Niederlage der Sozialdemokratie haben gezeigt, daß alle 18 politischen Parteien Deutschlands im Einvernehmen mit dem Kaiser den Sturz Großbritanniens wollen. England hat fast gar keine Freunde im Reich Wilhelms II. Es gibt nur einen Theodor Barth!

Harrison, der Verfasser von: „England and Germany“, ist ein sehr viel klügerer Schriftsteller als Thirlmere, aber leider kommt auch sein Buch zu dem Ergebnis, daß ein Waffengang zwischen den beiden großen Nationen fast unvermeidlich ist. Journalistenbesuche und andere Verbrüderungen können nach Harrison das Verhängnis nur aufhalten, nicht beschwören. Die deutsche Politik ist so getränkt mit Bismarckschen Grundsätzen, daß sie die Elastizität verloren hat, die erforderlich ist, um den neuen Zeiten und Verhältnissen gewachsen zu sein. Marokko bedeutet für Deutschland nichts; alle Deutsche wissen das. Aber mit Bismarckscher Herrscherlist bewahrt Deutschland Marokko für künftigen Gebrauch oder Mißbrauch auf, wie eine Art von unveröffentlicher Emscher Depesche.

Wenn wir je eine Reibung mit Deutschland haben, wird Frankreich

die Zechen bezahlen müssen. Die Franzosen wissen es. Die ganze deutsche Diplomatie beruht darauf. Beim Eintritt von Feindseligkeiten würde Deutschland ein paar Stunden nach der Kriegserklärung direkt durch Belgien in Frankreich einfallen. Es kann kein Zweifel daran sein, daß alle deutschen Invasionspläne in diesem Geist entworfen sind. Die britische Flotte, so sagen die Deutschen, mag unsere Marine zerstören, wenn sie dieselbe kriegen kann, aber wir werden binnen kurzem in Paris sein. Der Preis des Friedens ist dann 750 Millionen Pfund (20 Milliarden Francs) und die ganze französische Marine, zu schweigen von Häfen und Festungen und anderen nützlichen Nebendingen.

In England fängt die sozialdemokratische Bewegung erst an. Der Durchschnittsengländer kennt die Sozialdemokratie nicht; er hält sie für einen Feuer und Zerstörung speienden Lindwurm. Nur so ist es möglich geworden, daß sich unter dem englischen Volk die Meinung verbreiten konnte, die deutschen Sozialdemokraten würden für England arbeiten, die deutsche Armee, die Hohenzollerndynastie, die staatliche und nationale Einheit Deutschlands vernichten. Im Gegenteil — man darf wohl die Frage aufwerfen, wie lange wird die Partei noch imstande sein, die für die Weltpolitik nötigen Waffen und Krieger zu weigern, wo doch viele überzeugte Sozialisten jetzt an sie glauben. In dem Maße, wie die Ideen des Kaisers im deutschen Volke Anhänger gewinnen, wird sich die sozialdemokratische Partei gezwungen sehen, sie zu unterstützen, wenigstens im Prinzip. Wo auch der Weg der sozialistischen Partei Deutschlands enden mag, ihre gegenwärtige Richtung führt sie dem Revisionismus zu und entfernt sie von den doktrinären antinationalen Quackalbereien, welche ihr die letzte Wahlniederlage eingetragen haben.

Wenn es vom Schicksal bestimmt zu sein scheint, daß die gesamte deutsche Nation wie ein Mann dem bewaffneten Konflikt mit England zutreibt, von Engländerhaß und Ausdehnungsbedürfnis angetrieben, müssen die Engländer nicht nur für jedes deutsche Kriegsschiff zwei bauen, sondern auch eine Expeditionsarmee von mindestens 300 000 Mann zur Unterstützung Frankreichs bereit halten. Eine Teilung der Weltherrschaft zwischen England und Deutschland mag nicht unmöglich sein, ist aber ein wenig aussichtsvoller Gedanke. Deutschland hat uns nichts zu bieten, und wir können nichts ohne Unbequemlichkeit entbehren. Wie läßt sich da ein freundschaftliches Einvernehmen zustande bringen? Die Bagdadbahn, der einige Leute noch Kleinasien hinzufügen? Aber hier liegen ernste Schwierigkeiten strategischer Natur im Wege. Können wir dulden, daß sich Indiens Tore im Bereich der militärischen Gewalt Deutschlands befinden? Würde es weise sein, zu gestatten, daß ein zweites Deutsches Reich ersteht, am Persischen Meerbusen, durch Persien, in Indiens Flanke? Ich denke, wir sollten uns das doch gründlich überlegen! Das letzte Stück der Linie, von Bagdad nach Kuweit, muß unter britischer Herrschaft stehen, so daß, wenn Kuweit der Endpunkt sein soll, das Kopfstück der Linie in deutschen, das

Schwanzstück in englischen Händen ist. Der deutsche Kaiser ist nicht vorzugsweise zu dem Zweck nach Palästina gereist, um Buße zu tun. Er ging dorthin, um deutsche Interessen in Kleinasien zu begründen, wie er jüngst nach Marokko gegangen ist. Wenn wir kein Recht haben, die Bagdadbahn in Kleinasien zu durchkreuzen, müssen wir sie bei Bagdad ergreifen und unter unsere Herrschaft bringen.

Mit reißender Schnelligkeit, so meint Harrison bei seiner jüngsten Reise in unserem Vaterlande festgestellt zu haben, erhebt sich Deutschland zum reichsten Lande Europas. Der Verfasser gibt zur Erhärtung seiner Ansicht eine große Menge statistischen Materials, das er aufs Umsichtigste ausgefüht hat und mit außerordentlicher Klarheit zu disponieren versteht. Im Einklang mit anderen englischen Besuchern Deutschlands hebt Harrison rühmend hervor, wie selten man auf den Straßen Bilder herzerreißender Armut sieht, die einem in den englischen Großstädten viel öfter entgegenstarren. Slums, Bummler, müßig gehende betrunkene Frauenzimmer — alles das fällt in Deutschland seltener als in England in die Augen. Die Kinder der armen Leute sind in Deutschland viel besser angezogen als in England, und Sonntags geht die Berliner Bevölkerung in überraschend reinlicher und netter Kleidung aus. Ueberall beobachtet man Ordnung, Sauberkeit und den Ausdruck eines allgemeinen Wohlbehagens.

Die Lebenshaltung hat sich enorm gehoben, ebenso der Preis der Theaterbillets, der Luxusartikel und Toilettegegenstände, der Lebensmittel und der menschlichen Arbeit. Dienstpersonal ist heute in Berlin so teuer wie in England. Die Frauen kleiden sich kostspielig. Der moderne Berliner gibt in einer Woche soviel aus, wie sein Vater in zwei oder sein Großvater in vier Wochen.

Den selben Aufschwung wie in Berlin hat Harrison in Bayern, am Rhein, in Sachsen und zu seinem besonderen Erstaunen auch in den polnisch sprechenden Landesteilen Preußens festgestellt. Was er in kleinen, abseits der Heerstraße gelegenen Städten wie Glogau und Kottbus gesehen hat, legt gleichfalls sämtlich Zeugnis für ein staunenswürdiges Gedeihen ab. In der kleinen Stadt Harburg sind prachtvolle Docks im Bau. In München und Dresden sind Autodroschken (gibt es vielleicht welche in Liverpool oder Manchester?). In Bremen hat der Norddeutsche Lloyd einen enormen Häuserblock gekauft, einfach um zur Verschönerung der Stadt einen freien Platz zu schaffen. Essen ist als Arbeiterstadt vorbildlich, die Docks von Hamburg und Bremen sind einzig; Frankfurt ist herausfordernd reich, Düsseldorf augenscheinlich, Hannover erfreulich reich, Berlin ist ein Wunder an Wachstum und Ausbreitung und bildet jetzt schon ohne jede Frage den Mittelpunkt des ganzen deutschen Geschäfts. Wie gesagt, Deutschland schwingt sich reißend zum reichsten Land Europas auf.

Gewaltig haben sich auch die sozialen Verhältnisse und Sitten geändert. In dem alten Beamtenstaat, wie Harrison ihn vor 20 Jahren noch gesehen hat, galt Armut für eine Tugend und ein abgetragener Hof

für ein Zeichen der Bornehmheit. Heute diniert der Berliner im Frack in einem der zahlreichen Hotels, welche in den letzten drei Jahren niedergelassen und im amerikanischen Geschmack neu erbaut worden sind. Die häßliche altmodische Mietswohnung deutscher Art stirbt aus, und die Stagenhäuser im neudeutschen Stil haben elektrisches Licht, heißes und kaltes Wasser, Badezimmer, Fahrstühle; jeder neu erfundene Luxus bürgert sich selbst in kleineren Städten ein, und die Baumeister können ihn nicht rasch genug herstellen.

Zugleich mit dieser Vermehrung des nationalen Wohlstands hat sich der soziale Gegensatz zwischen den bureaukratisch-militärischen Klassen einerseits und den erwerbenden andererseits ziemlich verloren. Die früher gering geschätzten Geschäftsleute sind heute geachtete und vielfach dekorierte Mitglieder der Gesellschaft, dieser Gesellschaft, welche im Papageienglanz leuchtet, und der die Schmetterlingsflügel der Reichfertigkeit gewachsen sind. Auf den Ballen der Großkaufleute erscheinen die Gardeoffiziere, die der schärfsten Ahnenprobe gewachsen sind. Der Antisemitismus ist tot; die Juden sind oben auf. Die alte Sentimentalität und Ritterlichkeit sind damit verloren gegangen, aber dafür haben die Juden ihre Energie und ihr Geld in den Dienst des deutschen Nationalstaates gestellt. Wirtschaftlich wachsen sie sich mehr und mehr zu den kommandierenden Generalen der deutschen Politik aus. Der Kaiser berät und arbeitet mit ihnen. Die Schaffung der Flotte einerseits, die Beseitigung des Antisemitismus und die Aufnahme jüdischer und kommerzieller Interessen unter die Gegenstände der Reichspolitik andererseits gehören zu den wichtigsten Taten in der Regierung des Kaisers.

Die Einseitigkeiten und Uebertreibungen, welche bei Harrison mitunterlaufen, wird der deutsche Leser ohne Schwierigkeit richtig stellen können. Trotz einzelner Mängel ist kein Zweifel daran, daß die Schilderung, welche unser Autor von den inneren und äußeren Abwandlungen des modernen Deutschland entwirft, zu den Meisterstücken des modernen Journalismus gerechnet werden muß. Wenn Harrison behauptet, in Deutschland lebe man heute am unfeinsten, die Nation sei einem schmutzigen Materialismus verfallen, so hat der Fremde kein Gefühl für die verhältnismäßige Stärke der Gegenströmungen, aber die Tatsachen, welche in den Augen des britischen Literaten das Parvenümäßige der unter uns vorherrschenden Sitten und Gesinnungen beweisen, sind meistens nur zu richtig beobachtet.

Während Thirlmere und Harrison sozusagen die ganze Welt in eine englische Kolonie verwandeln und anderen europäischen Völkern fast gar nichts gönnen möchten, versucht „To colonise England“, welches das Parlamentsmitglied C. F. G. Masterman, W. W. Hodgson und andere gemeinsam verfaßt haben, den Nachweis zu erbringen, daß gegenwärtig die innere Kolonisation für England wichtiger sei als die äußere. Die Autoren jenes Buches sind fast alle Mitglieder des Unterhauses, ihr

Ziel ist eine Agrarreform, für die sie — selber Radikale — auch einen Teil der Konservativen zu gewinnen hoffen. Das Monopol der englischen Industrie auf dem Weltmarkt, so äußert sich der Verfasser der Einleitung des Buches, H. G. Gardiner, ist für immer zerstört: „Deutschland wirkte dazu in erster Reihe mit, und jeder wird sich noch der Erbitterung erinnern, mit der wir vor einem Vierteljahrhundert entdeckten, daß es die Ungehörigkeit hatte, unsere Gehege zu betreten. Jene Erbitterung verkörperte sich in der geringschätzigen Wendung: „Made in Germany“, und sie ist die Grundlage der heute vorherrschenden antideutschen Gesinnung.“

Wie Gardiner und die anderen Politiker, welche zu dem hier besprochenen Sammelwerk beigetragen haben, überzeugt sind, können die Engländer in ihrem eigenen Interesse gar nicht rasch genug die gründlich veraltete Ansicht fallen lassen, daß die Vorsehung Großbritannien für ewige Zeiten zur Werkstätte der Welt und die anderen Völker zu Holzäuern und Wasserträgern der Engländer bestimmt habe. Die britische Exportindustrie muß die Erwartung aufgeben, daß sich ihr immer neue Auslandsmärkte eröffnen werden, auf denen sie die erste Rolle spielt. Umso wichtiger ist die Erhaltung und Ausdehnung des inneren Marktes, dieser aber krankt in einer Weise, die in der ganzen Welt beispiellos dasteht, an der Entvölkerung des platten Landes. Zwischen 1851 und 1906 hat sich die Bevölkerung von England, Schottland und Wales verdoppelt, während die Zahl der in der Landwirtschaft beschäftigten Personen um mehr als 50 Prozent gefallen ist. 1851 waren noch 2 Millionen Menschen in der Landwirtschaft beschäftigt, heute ist es keine Million mehr: „Die Schrecken erregende Tatsache, die uns aus jenen Zahlen entgegenspringt, ist, daß wir ganz und gar ein Volk von Städtern geworden sind, und daß der Strom gesunden bäuerlichen Blutes, der in der Vergangenheit die Erhaltung der Lebenskraft der Städter bewirkt hat, im Begriff steht, an der Quelle auszutrocknen“.

In der fruchtbaren Grafschaft Devonshire z. B. sind ganze Distrikte menschenleer geworden. Köstlicher Weizenboden liegt in weitem Umfang brach. Zu sagen, er sei in Weideland verwandelt, ist eine euphemistische Nebensart. Ueberall sieht man schwärzlichen Stechginster, der jahraus jahrein zwischen dem Gras wuchert. Es ist, als ob ein Fluch widerwärtigen Ausfalls über das Land gebracht hätte. Die Wurzeln des Ginsters sind so zäh, daß man sie kaum mit dem Messer zerschneiden kann. Jahre würden erforderlich sein, um die Pest auszurotten.

In der Nähe von Churchstanton liegt ein nach Süden geneigter Abhang, auf dem noch vor kurzem 25—30 Bushels Weizen per Acre erzeugt wurden. W. B. Hodgson, einer der Mitarbeiter Mastermans, hat dort noch 22 Landarbeiter tätig gesehen; heute ist dort nur noch ein Kärner mit einem Jungen beschäftigt. Dieser Fall ist für viele Punkte des englischen flachen Landes typisch. Hat doch nach der letzten Statistik des Ackerbauamts zwischen 1881 und 1901 die Zahl der mit Landarbeit beschäftigten Personen

um 300 000 abgenommen. Geht es in demselben Verhältnis noch ein Menschenalter länger abwärts, dann ist der Stand der Landarbeiter Großbritanniens überhaupt ausgestorben.

Freilich würden damit nur Wesen dem Kampf ums Dasein erliegen, die schon längst kein menschenwürdiges Leben mehr führen. In dem Dorfe Winston in Devonshire leben die Landarbeiter unter zerstörten Dächern, so daß höchstens der Schlafraum vor Regen geschützt ist, aber nicht vor Wind. In solchem Zimmer liegen dann gelegentlich 6 Kinder auf einmal an den Mafern darnieder. Hauptnahrungsmittel sind Heringe oder dergl., die aber auch nicht immer erschwungen werden können. Besonders ungünstig gestaltet sich die Lage der Landarbeiter in den Jahren, in denen von seiten der Marmeladefabriken eine lebhaftere Nachfrage nach Äpfeln herrscht. In solchen Zeiten verlieren die Landarbeiter den Nebenverdienst des Übermachens und sind ganz auf ihren Wochenlohn von 10 Schillingen angewiesen, der in Devonshire auf dem Lande so gut wie niemals überschritten wird.

Außer den 10 Schillingen wöchentlich bekommen die Landarbeiter ein Häuschen, dessen Mangelhaftigkeit schon berührt worden ist. Es gibt Arbeiterhäuser, bei denen man, wenn es regnet, den Schirm tief in die Lehmwand hineinstoßen kann.

So ist es nicht überall, gesteht die Mastermansche Parteischrift zu, sondern meistens etwas besser. Aber die Tatsache, daß die Lebenshaltung der Landarbeiter keine menschenwürdige ist, bleibt bestehen. Gewöhnlich kommen auf 10 Personen in einer Landarbeiterfamilie 3 Betten oder weniger. Wenn ein neues Kind ankommt, müssen ein oder zwei von den ältesten Kindern in die Stadt auf die Fabrik gehen, obwohl alle sehr an der Scholle kleben. „Ich mußte sie 'rauschmeißen“, sagt der Vater, „es war nicht mehr anständig“.

Auf dem verwahrlosten Land, das mit Unkraut bedeckt ist, gedeihen die Kaninchen in so ungeheurer Zahl, daß sie dem Pächter ganz bedeutend zur Deckung der Pacht behilflich sind. Auf einer einzelnen Farm im South Molton-Distrikt, veranstaltete der Pächter eine 14tägige Jagd, die 14 000 Stück zur Strecke brachte. Das der Kaninchenzucht dienende wüste Land wird von Personen, welche die Verhältnisse nicht kennen, wie gesagt, mit dem euphemistischen Namen Weide bezeichnet.

„Warum“, wird der Leser fragen, „verbrennen und pflügen sie diese Kaninchengründe nicht, legen hübsche Hecken an und fügen ihren Feldern eine unberechenbare Zahl von Acres hinzu? Ja! Es würde eine furchtbare Arbeit sein, mit großen Kapitalverlusten verbunden, und wenn ein Pächter sie ausführte, würden seine Ernten noch immer dem Einbruch der Kaninchen seiner Nachbarn ausgesetzt sein. Außerdem würde der Grundherr es nicht erlauben. „Wohin ich auch gehe, da finde ich, daß die Grundherren für die Vermehrung, nicht die Verminderung der Zufluchtsstätten für das Bodenwild eintreten.“

Ein Pächter, mit dem ich jüngst zusammen war, hat 215 Acres Land bei Snodwell unter Kultur. Er bezahlt jährlich 100 Pfund Pacht. 24 Jahre war er da und hat 10 Kinder groß gemacht, die alle wie Sklaven arbeiten, um die 100 Pfund aufzubringen. Jetzt ist das Land für 1825 Pfund verkauft worden, also für weniger als 9 Pfund der Acre. Der neue Eigentümer will für die Farm 140 Pfund haben und will 12 Acres Unterholz zurückhalten, von wo aus Legionen Kaninchen die Saaten des nächsten Pächters heimsuchen können:

„Ich weiß nicht, was ich tun soll“, sagt der Pächter, dessen Kontrakt gerade abgelaufen ist. „Nur eines weiß ich: 140 Pfund kann ich nicht bezahlen.“

In einem anderen Fall, wo der Kontrakt einer kleinen Farm abgelaufen ist, hat der Grundherr das Gütchen in drei Teile zerschlagen und diese den Anwesen anderer Pächter hinzugefügt, deren Kapital schon für das vorher von ihnen innegehabte Land zu klein war. Das Pächterhaus verfällt natürlich oder wird abgerissen. Die Pächterfamilie, die Diener und sonst wirtschaftlich von ihr abhängigen Leute verschwinden vom Boden. Die Bodenkultur geht einen Schritt zurück. Aber das Unterholz wird wieder vom Grundherrn zurückgehalten, diesmal in einer Sklage, in der es drei große Farmen beherrscht. Je weniger Farmen, je größer die Striche Land ohne menschliche Bewohner, um so zufriedener ist der Grundherr“.

In der freihändlerischen Presse Deutschlands wird immer wiederholt, die englischen Pächter, wenn auch an Zahl gering, befänden sich sehr wohl, weil sie intelligent genug gewesen seien, um rechtzeitig vom Ackerbau zur Viehzucht, der Gemüseproduktion und anderen noch immer lohnenden Zweigen des landwirtschaftlichen Gewerbes überzugehen. Auch in Mastermans Buch erscheint der stämmige Neoman, dessen Antlitz Rostbeef und Apfelswein mit einer freundlichen Röte geziert haben. Aber die Verfasser behaupten, es gäbe weite Landstriche in England, in welchen es den Pächtern nicht sehr viel besser als den Landarbeitern erginge: „Der Pächter in Devonshire ist ein Robinson Crusoe. Sein Pachtgut ist eine einsame Insel. Zwar wird es nicht vom Meer umflossen, aber wenn der Rauch von der Heimstätte des Nachbarn ein paar Meilen jenseits der Felder aufsteigt, nützt jener nicht viel, wenn eine helfende Hand oder ein Ratsschlag gebraucht wird.“

Die geringfügigste Botschaft, so setzt Hodgson die Folgen der Entvölkerung des platten Landes weiter auseinander, um ein plötzlich hervorgetretenes Bedürfnis nach irgend einer Ware zu befriedigen, erfordert eine Fahrt von Meilen nach dem nächsten Laden. Es gibt keine Telegraphen und kein Telephon, kein Auto eilt mit Töff! Töff! die Chaussee entlang von Dorf zu Dorf. Ebenso fehlt eine Paketpost, die den Pächter in den Stand setzen könnte, nach den Städten hin einen Handel mit kleinen einträglichen Objekten zu betreiben, wie Eier, Sahne, Honig, Gemüse, Obst.

Briefe wirft man in einen wackligen Kasten an der Chaussee; er wird geleert, wenn gerade Zeit ist.

Wenn eine Maschine der Reparatur bedarf, können Tage vergehen, ehe jemand kommt und sie ausführt. Des ausbessernden Handwerkers Hin- und Zurückreise und den großen Zeitverlust muß der Pächter teuer bezahlen. Dachdecker, Schmiede und Klempner werden immer seltener, weil nicht mehr Leute genug auf dem Lande wohnen, um sie zu beschäftigen.

All die unzähligen kleinen Dienste, die zwischen Nachbarn ausgetauscht werden, nichts kosten, aber Stangen Goldes wert sind, kommen in Wegfall, wenn die Landleute durch solche Abstände von einander getrennt sind.

Trotz der schreienden Mißstände, welche die englische Agrarverfassung mit sich bringt, finden sich in Devonshire für jedes frei werdende Pachtgut sieben Bewerber. Wenn die Pächter alt sind, bleiben sie auf dem Lande, weil sie kein städtisches Gewerbe mehr zu ergreifen vermögen, in ihrer Jugend werden sie durch das Familiengefühl festgehalten, denn ohne ihre Mitarbeit würden die Eltern zugrunde gehen. Ein großer Teil dieses Standes ist geschäftlich höchst untüchtig. Er führt keine Bücher und weiß nicht, welche Zweige seines Geschäfts Gewinn abwerfen und welche nicht. Dazu kommen rostige Maschinen, und das Kapital für Verbesserungen fehlt.

Wie schon erwähnt, ist diese Charakteristik des englischen Pächterstandes unter den Gesichtspunkten einer bestimmten Partei entworfen. Masterman und seine Freunde wollen, daß die feudalen Landgesetze reformiert und daß die Latifundien durch staatlichen Zwang besiedelt werden. Immerhin berichtigt das in dem Mastermanschen Buch entworfenen Bild des englischen Pächters die herrschende Auffassung von den Tugenden und wirtschaftlichen Erfolgen jener Berufsklasse, die nicht in Hausch und Hogen so bewundert werden darf, wie das in Deutschland zu geschehen pflegt.

Der englische Pächter, so führt die Mastermansche Veröffentlichung aus, hat keine Idee von Raiffeisenschen Kreditvereinen oder anderen genossenschaftlichen Einrichtungen, die soviel dazu beigetragen haben, daß die Landwirtschaft Deutschlands, Dänemarks und anderer Länder die britische überflügelt hat. Auf englischen Gütern ist im allgemeinen so wenig zu tun, daß die Tagelöhner nicht mit einiger Regelmäßigkeit sondern nur ab und zu beschäftigt werden können. Und dennoch meinen Grundherren und Pächter, es wären noch viel zu viel Tagelöhner auf dem Lande und suchen die Abwanderung der Leute nach den Fabrikstädten durch mehr oder weniger sanften Druck zu beschleunigen. Sie handeln so, weil fast alle Landarbeiter, wenn sie invalide geworden sind, dem Arbeitshaus verfallen. Gefüllte Arbeitshäuser aber bedeuten die Erhöhung der ohnehin schon recht drückenden Lokalsteuern.

Das Mastermansche Buch ist eine im Interesse der Beschäftigten geschriebene Veröffentlichung, hat aber mit deutscher sozialdemokratischer Literatur geistig nichts gemein. Es atmet eine bürgerliche Moral mit sentimentaler Färbung auf religiöser Grundlage. Auch fordern die Agrarreformer neue Ackerge-

setze nicht bloß im Interesse der enterbten Klasse, sondern um des allgemeinen Wohls willen: „Nicht ein unbestimmtes Gefühl treibt uns, eine möglichst dichte Landbevölkerung zu erstreben. Daß eine solche in der Tat wichtig ist, kann in bestimmten Summen von blanken Pfunden, Schillingen und Pfennigen ausgedrückt werden. Eine gesunde, produktive Bevölkerung, deren Beruf die Feldarbeit ist, bildet den schönsten Reichtum einer Nation. Solche Bevölkerung ist immer sparsam und eine finanzielle Stütze in der Not, wie der französische Bauernstand in den schweren Zeiten nach dem Krieg sich als eine solche erwiesen hat. Eine Nation von kräftigen Bürgern mit tief gewurzelter Liebe zum Boden würde die Unterwerfung durch eine ausländische Invasion beinahe unmöglich machen. . . .

Veileibe will ich keine Lanze für den Krieg brechen.

Ich weise nur darauf hin, daß vom militärischen und nationalökonomischen Gesichtspunkt aus ein wohlbevölkertes ländliches Gebiet, mit einer immer bereiten und immer wachsenden Nahrungsproduktion einen Erfatz für viele Wehrmaßregeln darstellt, für die der Staat jetzt so ungeheure Summen ausgibt. Ein wohlbevölkertes ländliches Gebiet wirkt 1) als mächtigste Abschreckung von einer Invasion, 2) als zweckmäßigstes Mittel zur Aufstellung von Heeren in der Not 3) als Basis für die Lebensmittelzufuhr der regulären Truppen.

Genau dieselben Erwägungen bringen die Landfrage mit unserer Flottenverteidigung in Verbindung. Jeder weiß, daß es in Tagen öffentlicher Gefahr die große Aufgabe der Marine ist, die gewaltigen Nahrungsmittelzufuhren zu geleiten, die wir aus dem Ausland beziehen. Wenn wir uns nun unsere Verpflegung innerhalb unserer Küstenlinie verschaffen, so kann das viele Millionen für Schiffe ersparen. Unter allen Umständen ist es ein gutes Gegenmittel wider Panik, Aufruhr, finanziellen, kommerziellen und industriellen Zusammenbruch.

Wir wollen nie vergessen, daß im kritischen Augenblick nur ein Mundvorrat von sechs Wochen zwischen uns und dem Ausbruch einer Hungersnot stehen wird. . . .“

Devonshire liegt im südwestlichen England. Um zu zeigen, daß die agrarischen Übel ziemlich gleichmäßig überall im Königreich hervortreten, untersucht das Mastermansche Buch u. a. auch die Landarbeiterverhältnisse in Norfolk, einer reichen Grafschaft Ostenglands. Auch hier sind die Armut und der Verfall des Standes überaus betrübend. Manche Tagelöhner wohnen in ausgesonderten Eisenbahnwagen dritter Klasse, welche den Pächtern noch billiger zu stehen kommen als die den Arbeitern vielfach überwiesenen feuchten Hütten. Hodgson besah bei Felbrigg, nahe der Chaussee nach Norwich, der Hauptstadt der Grafschaft, einen solchen Bahnwagen, dessen fünf Abteile zur Wohnung für eine Arbeiterfamilie hergerichtet waren. Zwei Abteile bildeten das Schlafzimmer für das Ehepaar mit drei Kindern, die drei anderen waren zu einem Raum umgestaltet und dienten als:

„Küche, Salon, Bibliothek, Studierzimmer, Eßstube usw.“ Bei Regenwetter ist der Fußboden des „Schlafzimmers“ stets feucht. In der Küche ist ein Herd und ein Rauchfang, der durch das Dach geht. Sind in dem kleinen Raum die Fenster geschlossen, während der Herd brennt, so ist es siedend heiß, und wenn die Fenster offen stehen, ist der Raum in einer Minute ein Eiskeller. Kein Wunder, daß die Frau rheumatisch ist und die Kinder immer kränkeln.

Der Bewohner dieses dem nationalen Ideal des Komforts so wenig entsprechenden Quartiers verdient wöchentlich 12 Schillinge. Der Eisenbahnwagen kostet den Pächtern 6 Pfund (120 Schillinge). Der Tagelöhner mußte bis vor kurzem einen Schilling wöchentlich Miete geben, jetzt wohnt er mietsfrei.

Einer der großen Lords von Norfolk hat Musterwohnungen für ländliche Tagelöhner erbaut. Dieser Peer lud Hodgson ein, sein gemeinnütziges Werk zu besichtigen. Unser Autor erkennt an, daß er hübsche, reinliche, wohlgehaltene Häuschen mit reizenden Blumengärtchen zu sehen bekommen hat. Aber auch die glücklichen Familien, welche solche Heimstätten erlangen können, treten damit keineswegs in eine halbwegs befriedigende Lebenslage ein. In einer Dachkammer schliefen acht Personen und stießen sich die Köpfe an dem schrägen Dach, bis der Familienvater „aus Schicklichkeitsgründen“, wie er zu Hodgson sagte, eine Wand durch die Kammer zog. Nun mußten die keinen Platz zum Schlafen mehr findenden ältesten Jungen nach der Stadt in die Fabrik, so daß auch das angeblich vorbildliche Latifundium des menschenfreundlichen Lords zur Entvölkerung des platten Landes beitrug. Das Trinkwasser, auf das die Landarbeiter jenes Grundherrn angewiesen sind, ist von zweifelhafter Beschaffenheit; die Tagelöhner behaupten, es enthalte Typhuskeime. Den medizinischen Aufsichtsbeamten trauen die Tagelöhner nicht, denn jene leben von der ärztlichen Praxis bei den Grundherren.

Masterman und die anderen Mitarbeiter an dem hier besprochenen Buch glauben nicht, daß es möglich sein wird, Kolonien aus den überfüllten Städten auf das flache Land hinauszuführen. Wünschen würden sie es innig. Was sie erstreben, ist, zu verhindern, daß noch der letzte Rest der Landarbeiter abwandert. Zu diesem Zweck sollen die Latifundienbesitzer gezwungen werden, zu vernünftigen Bedingungen Land in Erbpacht zu geben. Kleinbauern mit freiem Eigentum sind, wenigstens nach der Ansicht des an dem Mastermanschen Sammelwerk gleichfalls beteiligten Parlamentsmitglieds E. G. Lamb, unmöglich.

Schwerfälligen und kapitalarmen Pächtern wollen die Agrarreformer durch folgende drei Mittel helfen: 1) Sollen Agrarbanken mit Staatsunterstützung ins Leben gerufen werden: „Zweifellos, sagt Lamb, können wir das Äquivalent der Unkosten eines Dreadnought darauf verwenden, eine Landesagrarbank ins Leben zu rufen. 2) Soll dem Pächterstand nach deutschem Muster ein gediegener technischer Unterricht zuteil werden. 3) Er-

lege nicht bloß im Interesse der einzelnen Klasse, sondern im Interesse aller: Nicht ein unbefristetes Gehalt würde die nötige Landbevölkerung zu erhalten. Daß eine solche in 100.000 Mann in bestimmten Summen von kleinen Forderungen ausgedrückt werden. Eine gesunde, gesunde Bevölkerung die Gesundheit ist. Selbst den höchsten Krieg solche Bevölkerung ist immer bereit und eine gesunde Not, wie der französische Vortragsstand in den schweren Krieg sich als eine solche erweisen hat. Eine Nation, die gern mit tief gewurzelter Liebe zum Boden würde die U eine ausländische Invasion beinahe unmöglich machen.

Beiläufig will ich keine Lüge für den Krieg brechen.

Ich weise nur darauf hin, daß vom militärischen und politischen Gesichtspunkt aus ein wohlbevölkertes ländliches immer bereit und immer wachsenden Nahrungsprodukt für viele Wehrmaßregeln darstellt, für die der Staat Summen ausgibt. Ein wohlbevölkertes ländliches Gemächteste Abschreckung von einer Invasion, 2) als zur Aufstellung von Heeren in der Not 3) als Basis für Zufuhr der regulären Truppen.

Genau dieselben Erwägungen bringen die Landflottenverteidigung in Verbindung. Jeder weiß, daß es leichter Gefahr die große Aufgabe der Marine ist, die gemittelten Zufuhren zu geleiten, die wir aus dem Ausland wir uns nun unsere Verpflegung innerhalb unserer Küste so kann das viele Millionen für Schiffe ersparen. Unter ist es ein gutes Gegenmittel wider Panik, Aufruhr, merziellen und industriellen Zusammenbruch.

Wir wollen nie vergessen, daß im kritischen Augenblick vorrat von sechs Wochen zwischen uns und dem Ausbruch not stehen wird. . . ."

Devonshire liegt im südwestlichen England. Um 1840 agrarischen Abel ziemlich gleichmäßig überall im Königreich untersucht das Mastermansche Buch u. a. auch die Lande in Norfolk, einer reichen Grafschaft Ostenglands. Auch hier und der Verfall des Standes überaus betrübend. Man wohnt in ausgesonderten Eisenbahnwagen dritter Klasse, können noch billiger zu stehen kommen als die den Arbeitern wiesenen leuchten Hütten. Hodgson besah bei Felbrigg, n nach Norwich, der Hauptstadt der Grafschaft, einen solchen dessen fünf Abteile zur Wohnung für eine Arbeiterfamilie hat zwei Abteile für die Küche, eine Kammer für das Ehepaar die die Abteile der Arbeiter. Die Räume umgestaltet u

che, Salon, Bibliothek, Studierzimmer, Eßtube usw.“ Bei Regenwetter der Fußboden des „Schlafzimmers“ stets feucht. In der Küche ist Herd und ein Rauchfang, der durch das Dach geht. Sind in dem ten Raum die Fenster geschlossen, während der Herd brennt, so ist es end heiß, und wenn die Fenster offen stehen, ist der Raum in einer gute ein Eiskeller. Kein Wunder, daß die Frau rheumatisch ist und Kinder immer kränkeln.

Der Bewohner dieses dem nationalen Ideal des Komforts so wenigprechenden Quartiers verdient wöchentlich 12 Schillinge. Der Eisenwagen kostet den Pächtern 6 Pfund (120 Schillinge). Der Tagelöhnerste bis vor kurzem einen Schilling wöchentlich Miete geben, jetzt hnt er mietsfrei.

Einer der großen Lords von Norfolk hat Musterwohnungen für ländere Tagelöhner erbaut. Dieser Peer lud Hodgson ein, sein gemeinnützigesrk zu besichtigen. Unser Nutor erkennt an, daß er hübsche, reinliche, hlgelhaltene Häuschen mit reizenden Blumengärtchen zu sehen bekommen.

Aber auch die glücklichen Familien, welche solche Heimstätten erlangenn, treten damit keineswegs in eine halbwegs befriedigende Lebenslage. In einer Dachkammer schliefen acht Personen und stießen sich die pfe an dem schrägen Dach, bis der Familienvater „aus Schlaflichteinden“, wie er zu Hodgson sagte, eine Wand durch die Kammer zog. In mußten die keinen Platz zum Schlafen mehr findenden ältesten Jungen h der Stadt in die Fabrik, so daß auch das angehlich vorbildliche Latidium des menschenfreundlichen Lords zur Ermöthlerung des rsten andes beitrug. Das Trinkwasser, auf das die Landarbeiter jenes Grundrn angewiesen sind, ist von zweifelhafter Beschaffenheit; die Tagelöhneraupten, es enthalte Typhuskeime. Den mehrgängigen Versuchsbauern die Tagelöhner nicht, denn jene leben von der ärztlichen Forrsuen die Grundherren.

den Grundherren. und die anderen Mittheiler an dem hier besprochenen Masterman sind möglich sein nach Kolonien aus den lre-ich glauben nicht, daß es möglich sein nach Kolonien aus den lre-alten Städten auf das flache Land hinauszuhören. Wünschen würden z2innig. Was sie erstreben, ist, zu verhindern, daß noch der letzte hrt Landarbeiter abwandert. Zu diesem Zweck sollen die Landarbeitervzwungen werden, zu vernünftigen Gehältern Land zu erben. Kleinbauern mit freiem Eigenthum sind wenigstens auch der n rlarben. an dem Mastermanischen Sammelwerk gleichfalls beteiligten Landentsmitglied C. G. Lamb, unzulässig.

Schwerfälligen und kapitalarmen Bauern wollen die lre-erch folgende drei Mittel dessen: 1) Sollen Agrikultoren mit lre-ung ins Leben gerufen werden. 2) Sollen lre-ung ins Leben gerufen werden. 3) Sollen lre-ung ins Leben gerufen werden. 4) Sollen lre-ung ins Leben gerufen werden. 5) Sollen lre-ung ins Leben gerufen werden.

kärt die Mastermansche Gruppe für absolut unerläßlich, daß der Rächterstand Großbritanniens daran gewöhnt wird, sich der Vorteile des Genossenschaftswezens zu bedienen. Auch bezüglich dieses Gebiets weist das hier besprochene Buch mit Nachdruck auf das Vorbild Deutschlands hin. Wenn Harrison den Aufschwung des deutschen Städtewezens nicht genug zu rühmen wußte, kommt in dem Mastermanschen Buch auch unsere Landwirtschaft zu hohen Ehren.

Emil Daniels.

Dr. Paul Rohrbach, Deutschland unter den Weltvölkern. Materialien zur auswärtigen Politik. 2. Auflage. Buchverlag der Hilfe. Berlin-Schöneberg. 1908. 352 Seiten. 8°.

Wenn auch den Freunden der „Preußischen Jahrbücher“ die politischen Anschauungen Rohrbachs aus seinen wirtschaftlichen und politischen Aufsätzen im allgemeinen bekannt sein werden, so darf man doch hoffen, daß auch unter ihnen die hier gebotene Zusammenfassung manchen Leser finden wird. Das Buch enthält mehr als eine handbuchartige Darstellung der gegenwärtigen internationalen Lage; es sucht zugleich das Verständnis der die Welt beherrschenden internationalen Probleme durch die Klarlegung ihrer historischen Wurzeln zu vertiefen. N. zeigt in großen Uebersichten, wie die Weltmächte das geworden sind, was sie heute sind, mit welchen inneren und äußeren Schwierigkeiten sie zu ringen haben. Naturgemäß sind da die früheren Jahrhunderte skizzenhaft, das 19. ausführlicher behandelt worden. Diesem Ueberblick folgen eingehende Besprechungen der Beziehungen Deutschlands zu anderen großen Mächten und Vorschläge, wie die deutsche Politik einzurichten ist, um im großen Weltkampfe bestehen zu können. — Daß N.s Buch fesselnd und anschaulich geschrieben ist, bedarf kaum noch der Versicherung, ebenso daß es gediegene Sachkenntnis, Gedankenreichtum und gesundes Urteil zeigt.

Zu den historischen Partien habe ich nur zwei Einwendungen von gewissem Belang zu machen. In der Uebersicht der Entstehung des modernen Frankreich führt N. den Untergang Napoleons I. nicht auf den Brand von Moskau und die Schlacht von Leipzig zurück, sondern auf die Schlacht von Trafalgar. Hier hat sich N. von der Pseudogelehrsamkeit Mahans blenden lassen. Nicht der Untergang von zwei Duzend Linien-schiffen, sondern die Abneigung der französischen Nation, die auswärtige Politik des Kaisers, deren Zusammenhang mit ihren nationalen Wünschen nach den „natürlichen“ Grenzen sie nicht erkannte, ausreichend zu unterstützen, hat Napoleons Untergang verursacht. Mit ausreichender Opferwilligkeit der Nation hätte Napoleon trotz Trafalgar das Festland in Unterordnung erhalten und damit auch den Kampf gegen England intensiver führen können. — Der zweite Einwand bezieht sich auf die Schätzung der Politik Caprivis. Unter dem Eindruck der „Gedanken und Erinnerungen“ sowie der Tagespresse, die dem zweiten Kanzler ja im allgemeinen

wenig günstig gestimmt ist, hat N. den sogenannten „Rückversicherungsvertrag“ falsch beurteilt. Nach N. hat Bismarck durch diesen Vertrag vom Jahr 1884 Frankreich und Rußland auseinandergehalten; als nach seinem Rücktritt der Vertrag „als zu kompliziert“ aufgehoben wurde, wurde das russisch-französische Bündnis sogleich perfekt. Indessen der Vertrag hat nicht gehindert, daß in den letzten Jahren der Bismarckschen Kanzlerschaft die Beziehungen zwischen Rußland und Frankreich beständig enger wurden: er hat also nicht die Bedeutung gehabt, die N. ihm — Bismarcks Urteil folgend — beilegt. Die Aufhebung des Vertrages kann sogar als Verstärkung der internationalen Position Deutschlands gedeutet werden. In dem Vertrage verpflichteten sich beide Staaten, neutral bleiben zu wollen, falls einer der Kontrahenten von einer dritten Macht angegriffen werden sollte. Vermutlich hat sich der Vertrag bei seinem Abschluß gegen England gerichtet, das damals mit Rußland wegen Afghanistan gespannte Beziehungen hatte. Er verstärkte so Rußlands Stellung gegen England und gewährte Deutschland eine gewisse Rückendeckung gegen Frankreich. Nach der Ende der 80er Jahre erfolgten Annäherung zwischen Rußland und Frankreich war der Vertrag für Deutschland wertlos geworden, und Deutschland hatte keinen Grund, Rußland weitere Sicherheit gegen England zu bieten. Es war vielmehr wichtiger für Deutschland, sich den Weg zu einer Verständigung mit England nicht zu verbauen. (Vgl. Bd. 86 S. 623.)

Um so freudiger kann ich dem übrigen Inhalt zustimmen. Ich gebe daraus nur einige Andeutungen, um zur eignen Lektüre anzuregen; der Kenner wird leicht daraus ersehen, welches umfassende Gebiet in dem politischen Teil behandelt wird. N. schildert — unter Beibringung weniger, sorgsam ausgewählter Zahlen —, wie sich seit 1871 die deutsche Politik verändern mußte: damals war Deutschlands Politik wesentlich Europapolitik, heute ist Deutschland infolge des Wachstums seiner Bevölkerung und seiner wirtschaftlichen Tätigkeit ungefähr an allen Vorgängen auf der ganzen Welt interessiert. Um so komplizierter ist die Aufgabe der deutschen auswärtigen Politik geworden, als bei den meisten übrigen Nationen ganz ähnliche Abwandlungen stattgefunden haben, die Beziehungen und Rivalitäten also vermehrt und verstärkt worden sind. Mit Recht hebt N. hervor, daß Deutschland, das so lange einen reinen Binnenstaat gebildet habe, sich erst mühsam die Gleichberechtigung mit den älteren Weltvölkern erringen mußte, und richtig charakterisiert er den Gang, den die deutsche Politik einschlagen muß: „ . . . Es fehlt uns offenbar vorläufig an einem deutlichen und zweifelstfreien politischen Objekt, mit dessen Gewinnung wir unser Ziel als erreicht oder wenigstens einen entscheidenden Schritt auf dem Wege dahin als getan ansehen könnten. Wir sind darauf angewiesen, Weltpolitik nicht in großen heroischen Zügen, sondern in fortgesetzter Kleinarbeit zu machen, bis sich einmal Gelegenheit findet, den Ertrag dieser Art von Fortschritt und erfolgreicher Interessenvertretung im einzelnen, von Wachsamkeit und Vorsorge in die große Münze einer weithin sicht-

baren politischen Wendung der Dinge umzusetzen.“ Nicht nur der Widerstand der auswärtigen Mächte ist zu überwinden, auch ein doppeltes Hindernis innerhalb der deutschen Nation selbst: auf der einen Seite die noch mangelnde Einsicht der Massen in die Notwendigkeit der Weltpolitik, auf der andern das stürmische Vorwärtsdrängen mancher weltpolitisch interessierter Kreise wie der Alldeutschen, die das Verlangen nach schnellen sichtbaren Erfolgen zu unerfüllbaren Forderungen, z. B. zur Befestigung eines marokkanischen Hafens, verführt hat. Daß solche Wünsche überaus schädlich gewirkt haben, ist ja bekannt; sie haben die deutsche Politik aggressiver und unruhiger erscheinen lassen, als sie ist, und haben den Zusammenschluß der vermeintlich bedrohten Mächte erleichtert. — Diese Bündnispolitik gegen Deutschland behandelt R. ausführlich. Wir werden an anderer Stelle darauf eingehen und wollen hier nur noch darauf verweisen, daß R. zwar alle Schwierigkeiten der Lage scharf hervorhebt, daß aber seine Grundauffassung optimistisch ist, daß er bei entschiedenem Wollen der Nation — an dem Wollen der Regierung fehlt es nicht — an eine weltpolitische Zukunft Deutschlands und damit an eine Zukunft der deutschen Nation neben den ersten Völkern glaubt, während sie freilich ohne Weltpolitik zu den Nationen zweiten Ranges herabsteigen würde. Die Möglichkeit, erfolgreich Weltpolitik außerhalb der eigenen Kolonien zu treiben, sieht er namentlich im türkischen Orient, wo durch Entwicklung der einheimischen Bevölkerung vermittelt der Bagdad- und anderer Bahnen kaufkräftige Abnehmer für den deutschen Handel gewonnen werden können, und in Südamerika, wo in einigen Provinzen eine kompakte deutsche Bevölkerung angesiedelt werden und ebenfalls eine Domäne für den deutschen Handel bilden kann.

G. Koloff.

Literatur.

Emma Adler. Jane Welsh Carlyle. Mit zwei Porträts. Akademischer Verlag. Wien 1907. Leipzig.

Als die schöne und hochbegabte Jane Welsh, die einzige und vielumworbene Tochter eines englischen Arztes, dem armen schottischen Bauernsohn Thomas Carlyle, der durch Stundengeben und Uebersetzen mühselig seinen Lebensunterhalt verdiente, die Hand reichte, mußte sie, daß die Aufgabe, die sie damit übernahm, keine leichte sein werde. Er hatte ihr geschrieben, daß sie der Inbegriff alles Höchsten für ihn sei und daß es von ihr abhängt, ob er ein rechter Mann oder ein bitterer rauher Stoiker würde; sie aber war überzeugt, daß er an ihrer Seite mehr werden würde als ein rechter Mann, daß sein Genie, das sie früher erkannt hatte als alle anderen, ins Riesengroße wachsen werde, wenn sie alle kleinlichen Sorgen des täglichen Lebens von ihm fern hielte und ihn mit dem Frieden und der Stille umgäbe, ohne die er den Kampf mit seinem inneren Dämon,

seiner Verbösität und seiner Kränklichkeit nicht erfolgreich bestehen würde, und sie erlebte es, daß ihr stolzer Glaube an den Mann ihrer Wahl sich glänzend bewahrheitete, daß er von den Besten seiner Zeit nicht nur als großer Schriftsteller, sondern auch als Seher und Prophet verehrt wurde. Die Genugtung darüber hat sie sicher dafür entschädigt, daß ihr das andre Glück, auf das sie gehofft hatte, von ihm emporgehoben zu werden zu allen Höhen, zu denen sein Geistesflug ihn trug, nur in beschränktem Maße zuteil wurde. Sie war zu einsichtig und tiefgründig, um nicht bald zu erkennen, daß sie Unmögliches erwartet hatte, und sie lernte, sich mit dem bescheiden, was ihr zu teil wurde. Eduard Mörike sagt:

„Kann je ein Mensch des Andern
So, wie er möchte, sein?
In langer Nacht bedacht' ich's
Und mußte sagen: Nein“.

Dem Lebensbilde, das Emma Adler uns von ihr vorführt, fehlt es an der richtigen Beleuchtung; die Wolken, die ihre Ehe beschatteten, erscheinen dunkler und schwerer als sie waren, und von dem Sonnenschein, der ihr Leben verklärte, sehen wir zu wenig. Einen bequemen Ehemann hatte sie sicher nicht in Carlyle zu finden erwartet; auch war sie zu klug, um nicht einzusehen, daß seiner angeborenen und anerzogenen Bedürfnislosigkeit schon als Wohlstand erscheinen mußte, was für sie Armut war, und zu hochgeinnt, um viel Gewicht darauf zu legen, daß sie die behagliche Lebensführung entbehren mußte, an die sie gewöhnt war. Und so gering, wie die vorliegende Biographie es darstellt, war die geistige Gemeinschaft der beiden Gatten niemals, weder in der Einöde von Craigenputtock, noch später in London. Er führte sie in die deutsche Sprache und Literatur ein, und von der größten Freude seines Lebens, seinem Briefwechsel mit Goethe, hatte sie ein voll gedrückt und geschüttelt Maß. Er freute sich ihrer verständnisvollen Teilnahme an seiner Begeisterung für „den Guten und Großen, dessen Weisheit ihm Rat gebracht und ihm Frieden und Gelindheit der Seele verschafft hatte“, und in seinen Briefen an ihn heißt es immer nur „wir“, spricht er immer nur von „uns“. Bald entwickelte sich denn auch ein schriftlicher Verkehr zwischen ihr selber und dem Altmeister, der ihr allerlei Geschenke mit begleitenden Versen sandte. (Sie stehen im 2. Bande der Gedichte in der Sammlung von Zuschriften und Erinnerungsblättern an Personen und tragen die Ueberschrift an Mme. Carlyle). Daß Goethe sie um eine Bleistiftzeichnung ihres Hauses in Craigenputtock bat und diese für wert hielt, einen Kupferstich davon anfertigen und der Einleitung voransetzen zu lassen, die er zu der deutschen Uebersetzung von Carlyles Leben Schillers schrieb, erfüllte beide mit gleicher Freude. Carlyle schrieb an Goethe: „Daß unser fernes schottisches Heim da stehen soll, von einer deutschen Grabstichel unter F h r e r Leitung treulich wiedergegeben, das ist eine Sache, die wir nie werden begreifen lernen.

Dem Palast des Königs, Holyrood Haus, ist so königliches nie widerfahren, ist nie solche Ehre zuteil geworden wie unsrer roh gebauten Wohnstätte mit ihren bescheidenen Weidenbäumen und einsamen Hügeln!" Zärtlichkeitsäußerungen und Liebkosungen liegen nicht im schottischen Charakter, und Carlyle, der seine Frau für einen Teil seines Ich hielt, kam gar nicht auf den Gedanken, daß diese sie entbehren konnte, was sie, da die Ehe kinderlos blieb, besonders in späteren Jahren öfters tat. Daraus zu schließen, daß sie das Bedürfnis hatte, „gehätschelt“ zu werden, wie Emma Alder tut, ist ebenso wenig richtig, wie die Briefe, die Carlyle an seine Frau schrieb, wenn er von ihr getrennt war, „sentimental“ zu nennen; sie sind von großer Innigkeit und Gefühlswärme, aber von Sentimentalität, die ihm und ihr gleich fern lag, ist keine Spur darin. Die Liebesworte darin haben sie jedoch, wie das auch ganz natürlich war, sehr erfreut; sie schrieb ihm sogar einmal scherzend, sie könne sich gar nicht recht auf seine Rückkehr freuen, da sie nicht wisse, wie sie dann ohne seine lieben Briefe auskommen werde. Wenn in bezug auf die Teilnahme an seinem geistigen Schaffen nicht alle ihre Blütenträume reiften, da er immer allein sein mußte, um arbeiten zu können, so war sie doch in allen seinen Kämpfen und Freuden dabei sein guter Kamerad und ging an seiner Seite in gleichem Schritt und Tritt. Einer der schönsten Beweise dafür, wie sehr beide in ihrer Denk- und Empfindungsweise übereinstimmten, ist ihr Verhalten gegen Stuart Mill, als dieser ihnen, fast entgeistert vor Schrecken, mitteilte, daß sein Stubenmädchen das Manuskript der französischen Revolution, das Carlyle ihm zur Durchsicht übergeben hatte, zum Feuermachen verwendet habe. Es vergingen immer Jahre angestrengtester Arbeit, bevor Carlyle ein Werk der Öffentlichkeit übergab, und gerade an dem großen Epos von der französischen Revolution hatte er wie ein „Besessener“ gearbeitet und nun bereits sämtliche Notizen dazu vernichtet; aber keiner von beiden ließ sich merken, wie groß der Verlust für sie war, und als Stuart Mill fort war, sagte Carlyle zu seiner Frau: „Der arme Kerl ist furchtbar aufgeregt und angegriffen: wir müssen versuchen, Liebste, ihm zu verbergen, wie überaus ernst dieses unglückliche Ereignis für uns ist“, und sie, die auch den pekuniären Verlust über sah, an den er selbst nicht dachte, benahm sich so menschlich schön, so tapfer, daß er sie eine wahre Heldin nannte. Für den Troß von Bewunderern, die einen berühmten Mann immer umdrängen, und die auch Carlyle mit ihrer Zubringlichkeit belästigten, mag sie immer nur die Hausfrau des Gefeierten geblieben sein, aber seine Freunde wußten wohl, was er ihr zu danken hatte, und wie weit sie ihre meisten Geschlechtsgenossinnen an Geist und Charakter überragte. Wenn ihre Gesundheit sie nicht in Stich gelassen und sie nicht angefangen hätte, an hochgradiger Schlaflosigkeit, heftigen Kopfschmerzen und Herzbeklemmungen zu leiden, hätte sie sicher auch fernerhin die oft recht törichtesten Huldigungen, die ihrem Mann von all sorts and conditions of men and women dargebracht wurden,

belustigt und lächelnd mit angesehen, so aber verjagte ihr schließlich der goldene Humor, den die Natur ihr außer so vielen anderen Gnadengaben verliehen hatte, besonders Lady Ashburton gegenüber, die ihn umschmeichelte und mit Einladungen überhäufte, und sie wurde ungerecht und vergaß, daß sie ihm ihre körperlichen Leiden stets verschwiegen hatte und gar nicht erwarten konnte, daß er plötzlich ängstlich besorgt um sie sein sollte. Sie vertraute ihre Klagen einem Tagebuche an, obgleich sie in der Einleitung dazu ausdrücklich bemerkte, daß nichts Gutes dabei herauskommen werde, weil man bei seinen Stimmungsergüssen gewöhnlich die eignen Rechte übertreibe und die der anderen vergäße und Schlimmes krankhaft verschlimmere. In dieser Erkenntnis hätte sie es sicher vor ihrem Tode vernichtet, wenn dieser nicht ganz unerwartet gekommen wäre. Sie starb auf einer Spazierfahrt in Hyde Park, während ihr Mann in Edinburgh war und dort einen seiner größten Triumphe feierte. Mit ihrem Tode war, wie er in der ergreifenden Grabinschrift sagte, die er ihr setzte, das Licht seines Lebens erloschen. Als er ihren Nachlaß durchsah und aus ihrem Tagebuch erfuhr, was sie oft gedacht und gelitten und ihm theils aus Stolz, theils aus liebevoller Rücksicht verschwiegen hatte, kannten sein Schmerz und seine Reue keine Grenzen. Bis an seinen Tod hörte er nicht auf, sich die heftigsten Vorwürfe zu machen über seine Blindheit und zu wünschen, sie noch einmal leben und ihr sagen zu können, wie sehr er sie immer geliebt habe. Um ihr ein Sühnopfer zu bringen und der Welt zu beweisen, was für einen Schatz er in ihr besessen und mit welchem schlichten Heldennut sie alle Schmerzen und Enttäuschungen ertragen habe, beauftragte er seinen Freund, den Historiker Froude, nach seinem Tode ihr Tagebuch und ihre Briefe, die er mit Bemerkungen versehen hatte, unter dem Titel *Letters and Memorials of Jane Welsh Carlyle* herauszugeben. Froude hätte gern manche seiner Selbstvorwürfe unterdrückt, weil er sie für übertrieben hielt, aber er wollte nichts davon wissen. Das schöne Buch fand nicht die Aufnahme, die es verdiente. Anstatt sich dem erhebenden Eindrucke hinzugeben, den das Lieben und Leiden der edlen Frau auf alle machen muß, die es mit unbefangener Seele lesen, debattierte man darüber, ob Mrs. Carlyle recht getan habe, zu leiden ohne zu klagen und sich damit zu begnügen, dem Genie ihres Mannes die Möglichkeit der freien Entfaltung zu verschaffen, ohne an die Förderung des eignen zu denken, ob sie zu den glücklichen oder den unglücklichen Frauen zu rechnen sei, und was dergleichen müßige Fragen mehr waren. Sie selbst war in ihren gesunden Tagen sicher der Ansicht, die einer ihrer früheren Bewerber ihr aussprach, als er sie nach vielen Jahren einmal wieder sah. Er sagte, einst habe er geglaubt, es nicht überleben zu können, daß sie ihm Carlyle vorgezogen habe, und sich für sie kein Glück davon versprochen; nun aber erkenne er an, daß das Schicksal sie auf den rechten Platz gestellt habe, und er wünsche ihr Glück zu dem glänzenden Lose, das ihr zuteil geworden sei. In leidvollen Stunden wird sie zwar ihr Los als kein glänzendes empfunden haben; aber auch

selbst dann hätte sie es schwerlich mit einem anderen vertauschen mögen. Auch der nachdenkliche Leser der vorliegenden Biographie, die, wie schon oben bemerkt, die Wolken, die ihren Gehimmel verdunkelten, zu sehr, und das Sonnenlicht, das ihn verklärte, zu wenig betont, wird die Ueberzeugung gewinnen, daß die Mächte, die unser Schicksal bestimmen, ihr gnädig gewesen sind und ihr ein Leben beschieden haben, in dem sie das Edelste und Beste, das in ihrer Natur lag, in seiner ganzen Schönheit entwickeln konnte und entwickelt hat.

„Alles geben die Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz:
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.“

Die junge Frau Jonna. Ein kleiner Roman von Karin Michaëlis.
Berechtigte Uebersetzung von Mathilde Mann. Axel Juncker Verlag.
Leipzig. Stuttgart. Berlin.

Die Eigenart, welche die dänische Schriftstellerin Karin Michaëlis in ihren neuesten Werken bevorzugt, besteht darin, psychopathische Naturen zu schildern, die wie im Traum durch das Leben wandeln, dem sie hilflos gegenüberstehen und an dem sie zuletzt schmerzvoll zu Grunde gehen. Daß sie in Gefahr ist, diese Eigenart zu übertreiben, jeder Grausamkeit des Lebens die grausamste Seite abzugewinnen und alles Peinigende ganz besonders zu betonen, werden nachgerade wohl auch die meisten von denen zugeben, die zuerst ihre Gabe, das Seelische, Stimmungsvolle fein und zart zu erfassen und Ausdrücke von reizvoller Prägung dafür zu finden, über Gebühr erhoben und so große Hoffnungen auf „diese neue, selbständige Stimme in der großen Symphonie der nordischen Dichtung“ setzten. Wie den Roman „Gyda“, der seinerzeit in den Preussischen Jahrbüchern besprochen worden ist, kann man auch „Die junge Frau Jonna“ nur eine Verirrung nennen. Die darin geschilderten Menschen und Verhältnisse sind so schattenhaft skizziert, und die Handlung und ihre Motive sind so unklar, daß es unmöglich ist, sich ein deutliches Bild davon zu machen. Auch die Analyse von Frau Jonnas Seelenzuständen ist verworren und unglauhaft. Ein übersensibles, krankhaft veranlagtes Wesen, ohne jede Ahnung von Gut und Böse, von Erlaubt und Unerlaubt, geht sie auch dann noch, als sie schon erwachsene Töchter hat, wie eine Nachtwandlerin durchs Leben und wird zuletzt wahnsinnig. Das meiste von dem, was sie tut und leidet, erfahren wir aus ihren an eine ferne Schwester gerichteten Briefen, die immer ein leises Weinen durchklingt. Das Buch wirkt so peinigend, und manches darin, wie z. B. das Verhalten der Töchter gegen die nicht zurechnungsfähige Mutter, ist von so unnötiger Grausamkeit, daß man sehr robuste Nerven haben muß, wenn man es lesen kann, ohne dabei nervös zu werden. Es wäre sehr zu beklagen, wenn Karin Michaëlis an dem Frauentypus festhielte, dem wir in ihren letzten Romanen be-

gegen, und sich durch Vorliebe für das Krankhafte davon abhalten ließe, nach höheren Zielen zu streben, zu deren Erreichung ihre dichterische Begabung sie durchaus befähigt. Romane, die unsre Kenntnis der menschlichen Seele nicht vermehren, nach deren Lesen wir nicht würdiger und besser über Irdisches und Göttliches denken, haben nur einen geringen Wert und werden auf die Dauer nicht zur Literatur gerechnet werden.

Danziger Bilder. Ein Kinderbuch von Käthe Schirmacher mit Bildern von Arthur Bendrat. 1908. Leipzig und Berlin. Druck und Verlag von H. G. Teubner.

Warum in aller Welt hat Käthe Schirmacher, die in so hohem Grade die Gabe besitzt, für Erlebtes und Gesehenes die rechten Worte zu finden, die Danziger Bilder nicht als eigene Erinnerungen und in ihrer eigenen Sprache geschildert? Wenn sie geglaubt hat, ihr Buch dadurch, daß sie die Schilderungen einem 10—12jährigen kleinen Mädchen aus der Volksschule in den Mund legt, besonders reizvoll für Kinder zu machen, so hat sie sich geirrt. Kinder lieben die naturalistische Abspiegelung ihrer Ausdrucksweise durchaus nicht, sondern ziehen in Büchern unbedingt die der Erwachsenen vor. Der Struwpeter und Max und Moritz sind in reinem Hochdeutsch geschrieben und frei von Ausdrücken wie „barste Beine“, „auf einen Plutz“, „schwebendig voll“, „sich piepen satt essen“ und ähnlichen, wie man deren in dem Danziger Bilderbuch so vielen begegnet. Für den Lokalon einer Stadt oder Provinz, und sei er für dessen Kenner auch noch so gut getroffen, können ja Kinder kein Verständnis haben. Da es jetzt Mode ist, die Kinderseele zu belauschen und ihre Äußerungen als Offenbarungen zu betrachten, so würde das Bilderbuch vielleicht unter den Erwachsenen zahlreiche Leser finden, wenn es der Verfasserin gelungen wäre, uns glauben zu machen, daß die Anschauungsweise und die Sprache, die uns darin entgegentreten, der Wirklichkeit entsprechen und daß ein Kind der Volksschule in der Tat die Dinge so sieht und daß es so spricht. Aber wie sollen wir glauben, daß dasselbe Kind, das den Ton einer Glocke „sammetweich“ findet, das von zwei Türmen sagt: „Bei Sonnenuntergang fällt die rote Gloria aus dem blauen Himmel wie ein Mantel um die beiden“, das von zwei unbewohnten Zimmern, in denen die Großmutter einst gespielt hat, erzählt: „Es war alles so seltsam, so bekannt und so fremd, so voll und so leer, so tot und so lebendig“, an anderer Stelle schreiben kann: „Mitten mang die Häuser und das Wasser ist der Fischmarkt“, oder: „Wir polkten uns noch ein paar leere Bierbuddeln raus“, daß es noch Tisfuß und Kollera und Pulizei schreibt, und das, wenn es bereits weiß, daß die Griechen die Kriegsgöttin Athene nannten, noch der Ansicht ist, die Römer hätten sie Mien Erva geheißt? Die Liste ähnlicher psychologischer Unwahrscheinlichkeiten ließe sich sehr leicht vermehren; aber wozu? Es mag ja Leser geben, die sie ebenso wenig als Widersprüche empfinden, wie die sehr geschmeidige Käthe Schir-

macher, und deren Freude an dem Buch zu trüben, wäre Bilder, die es schmücken, sind zum Teil reizend.

Novellen aus dem Abenteuerleben des wilden Owen Wister. Ins Deutsche übertragen von Schmidt. Hamburg. Im Gutenberg-Verlag. Dr. Ernst

An der Vorliebe für Geschichten aus dem wilden Westen sind die in der deutschen Jugend immer noch lebendige romantik und der wachsende Ueberdruß der Enge unfern nisse wohl ziemlich gleich beteiligt. Seit der Besitznahme der schließlich den Indianern gehörigen Wälder und Prairien und Missouri durch die Weißen sind die an Kalifornien gebiete, die Bret Hart durch seine Argonautengeschichten eingeführt hat, der Schauplatz unzähliger Novellen geworden, den dortigen uns so fremdartigen Zuständen und Menschen machen suchen. Einer der berufensten Schilderer des geselzt Selbsthilfe gestellten Abenteuerlebens mit seiner Tragik und Schrecken und Freuden, seinen Entbehrungen und Erwerbsm ohne Zweifel Owen Wister, der merkwürdigerweise bis jetzt noch so gut wie unbekannt ist. Seine Novellen, die in der Originalausgabe den Titel Red Men and White führen, haben Stimmung, sind spannend und zeigen oft einen nicht gewöhnlogischen Tiefblick. Manche brauchen den Vergleich mit Bgelesenen Geschichten durchaus nicht zu scheuen.

Schwänke aus aller Welt. Für Jung und Alt heraus Oskar Dähnhardt. Mit 52 Abbildungen nach Zeitschlois Kolb. Druck und Verlag von B. G. Teubner und Berlin. 1908.

Lustige Geschichten wie die von Till Eulenspiegel und bürgern, in denen der Volkshumor zum Ausdruck kommt, I her Alt und Jung Freude gemacht; auch die Schwänke aus von denen die meisten noch ziemlich unbekannt zu sein schei sicher für alle, die Sinn für die Schalkhaftigkeit, Pfliffigkeit weisheit des Volkes haben, eine Quelle des Vergnügens sein. der Jugend, welche so gerne lacht, bieten sie einen ebenso g vergnüglichen Unterhaltungstoff.

Einfames Land. Erzählungen und Stimmungsbilder von I Münz, Rabbiner in Gleiwitz. Frankfurt a. M. J. Kauffmann. 1907.

Wer von seinen jüdischen Mitbürgern wenig mehr weiß, meist kluge Geschäftsleute sind und, wenn sie es zu Reichth sehen bringen, leicht prophanhaft auftreten, der lese diese Erzä

Stimmungsbilder des Gleiwitzer Rabbiners. In ihrem poetischen Wert wird er seine Freude haben, und außerdem werden sie ihm ethischen Gewinn bringen. Er wird daraus lernen, daß das religiöse Empfinden des altgläubigen Israeliten ebenso tief und sein Gemütsleben ebenso innig ist wie das des arischen Christen, wenn es auch ein anderes Gewand trägt.

Marie Fuhrmann.

Martin Buber: Die Legende des Baalschem. Litterarische Anstalt Rütten und Löning, Frankfurt=1908.

Israel, mit dem Beinamen Baalschem, d. i. Meister des (Gottes-) Namens, stiftete um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts unter den osteuropäischen Juden die Sekte der Chassidim (Frommen). Sie besteht bis auf den heutigen Tag, eine neue Form des uralten Gegensatzes zwischen mystisch-theurgischem und wertheilig formelhaftem, intellektuellem Judentum. Er wurde um 1700 als spätes, einziges Kind einem Rabbi Elieser in der Bukowina geboren, und die Legende stattet ihn mit der ahnungsvollen Jugend aus, die den künftigen Gottesmann verrät: frühe Weisheit, inspiriertes Entweichen in die Einsamkeit, Kampf mit dem Teufel in Werwolfsgestalt, wunderfame Verufung, vorbestimmte Ehe nach manchen Prüfungen, Jahre frommer Armut. Dann erfüllt er seine Sendung, zieht begeistert und befehdet als Lehrer und Wandertäter umher und stirbt 1761 zu Niedziborz in Podolien: *)

Die Verdichtung seiner Lehre zur Legende und religiösen Technik, woran sich eine Sekte halten konnte, begann nach seinem Tode und seine offenbar mächtige und innige Gestalt wurde Mittelpunkt eines Kultus. Er und seine Nachfolger wurden erst als Propheten und Heilige, später geradezu als Fleischwerdungen Gottes verehrt. Zu solchem Einbruch messianischer Ideen gab seine Lehre den Anlaß. Sie ging hervor aus inbrünstigem Gefühl der Allgegenwart Gottes und geriet dadurch in entschiedenen Widerspruch mit den Schriftgelehrten, welche Gott nur in den heiligen Büchern offenbart wissen wollten und ihm durch deren Erkenntnis und Befolgung dienten. Baalschem gelangte zur Vergottung des Alls und der Geschöpfe und, ähnlich wie der persische Sufismus und die deutsche Mystik, zum Sieg der Seele über das Gesetz, der Gemüts- und Sinnenkräfte über die intellektuellen, zugleich zur Demokratisierung des Göttlichen. Denn die Heilsbotschaft, welche den Gott auf allen Wegen suchen hieß, mußte die unteren, triebhafteren Elemente anziehen, Sünder, Zöllner, Frauen; die ganze Welt der Sinnlichkeit wurde durch Baalschems Pantheismus wieder geheiligt, und seine Nachfolger schritten bald von der neuen Freudigkeit zu zügelloser Orgiaistik fort. Wenn auch der Chassidismus in seinen An-

*) Eine faßliche Darstellung und weitere Literatur siehe bei S. Schlechter, *Studies in Judaism*. London 1896.

fängen wesentliche Züge jeder Mystik aufweist, Ekstase und Hingabe, Vereinigung mit Gott und Versenkung in Gott, so ist er darin ganz jüdisch, daß er immer aktiv bleibt, er wird nicht quietistisch, sondern magisch: er läuft auf Bezwingung Gottes hinaus. Wenn die Prophetie durch geistigen Dienst des Heils teilhaft werden will, so greift hier die gespannte Seele selbst in den Himmel. Der Chassidismus ist weniger eine Weltanschauung als eine religiöse Technik. Das Hauptmittel seiner Magie ist das Gebet. Die magische Gewalt des Wortes war für seherische Naturen immer ein Urerlebnis, gleichsam Gottes greifbares Wirken im Geschöpf, und durch die gesteigerte Lehre von der göttlichen Allgegenwart wuchs die Bedeutung des Gebetes noch: es war jetzt nicht mehr der Ruf an ein fernes Gegenüber, sondern Gefäß, also Gestaltung, also Bindung Gottes. Es galt im Gebet, sich von allem irdischen Rohstoff bis zur Selbstaufhebung zu läutern und dadurch Gott zu nötigen.

„Die Legende des Baalschem“ erzählt denn fast nur Wunder des Gebetes, siegreiche Kämpfe des göttlich Gespannten mit Menschen, Genien, ja mit Gott selbst: überall erscheint Baalschem als der mit dem Geheimnis Gottes vertraute, das Irdische durchdringende, allteilnehmende und allrichtende Gebetsgewaltige, dessen Wort sich mit dem Wort Gottes, dem seiner Propheten, messen kann und vor welchem menschliche Tatsachen, Nöte und Begierden, der unechte Schein und das Widersachertum der bedingten Erde (sei es in Menschen, Teufel oder Gesetzen verkörpert) gleichsam wegschmilzt. Denn in seinem Wort ist das Wesen der Welt, die göttliche Substanz konzentriert.

Diese innerliche Fülle soll sich in Begebenheiten dartun, aber sie kann ihrer Natur nach nur durch Wirkungen, nicht durch Tat und Haltungen gezeigt werden. Dadurch wird die Chassidische Legende oft undeutlich und überladen. Gleichnis und Inhalt decken sich nicht oder nur erzwungen und zufällig. Dies Mißverhältnis wächst noch durch den aufgehöhten Ton des Neu-Erzählers, und wir hören manche Botschaft, die uns zweifeln macht, auch wenn wir sie symbolisch nehmen, durch ihren Mangel an Notwendigkeit.

Duber hat eine bedeutende Gewalt über die Sprache oder sie über ihn, und das verführt ihn oft, mehr auszudrücken, als gelebt ist, eine Gefahr, der heute kaum ein gewandter Sprecher entgeht, weil die sprachliche Kultur eine Sache der Auswahl und der Kennerchaft, nicht mehr der Nötigung und der Leidenschaft, geworden ist, ein viel mißbrauchtes Gemeingut. Es gibt im ganzen Umkreis der Geschichte nichts Wesenhaftes, was nicht heute seinen scheinhaften Schauspieler fände. Und wenn wir Hoffmannsthals unechten Nachwuchs heute im Pindar- und morgen im Lutherton reden hören, so täuscht dies vielzüngige Pathos nicht über die Schwächlichkeit, die sich mit gespielter Wucht betäubt, um der eignen Armut nicht inne zu werden. Zum großen Wort hat nur die große Seele das Recht und zum Seherton nur der Seher.

Buber hat wenigstens seine eigene und ehrliche Stimme, wenn sie auch nicht zu den Verkündigungen ausreicht, die er uns bringen möchte. Sein Buch soll die geistige Essenz des chassideischen Lebens festhalten in schöpferischer Nachgestaltung als ein Ring zwischen Ringen in der Kette der Ueberlieferungen. „Ich sage noch einmal die alte Geschichte, und wenn sie neu klingt, so schlies die Neue in ihr schon damals, als sie zum ersten Male gesagt wurde.“ „Meine Erzählung steht auf der Erde des jüdischen Mythos und der Himmel des jüdischen Mythos ist über ihr.“ Die Wiedergabe der „Lokalfarbe“, der Atmosphäre wird abgelehnt. Will Buber damit einem geheim gefühlten Vorwurf begegnen? Jedenfalls erscheint sein Buch nicht als eine Weiterbildung, als Geburt des jüdischen Mythos, sondern als das merkwürdige Erzeugnis einer litterarischen Individualität, einer solchen allerdings, die sich tief mit dem jüdischen Mythos eingelassen hat und ihm mit Erfahrung, Liebe und Phantasie gegenübersteht. Gegenüber, nicht darin: und das Bedenkliche ist, daß Buber den rechten Standpunkt zwischen gegenüber und darin nicht gefunden hat, wie er denn nicht zu finden ist.

Auf zwei Weisen war Baalschems Lebenskreis zu beschwören: Buber konnte einfach die alten Texte übertragen und sich mit gelehrter Teilnahme zum Sprachrohr jener Bewegung machen. Zweifellos hätten wir dann die geistreiche Lust des „Stübels“ des Ghetto, worin Erstficktheit und jeder Erdenunrat sich so einzig mit gottseliger Inbrunst mischte, dichter zu atmen bekommen. Gewiß darf der dichterische Evokator vergangener Welten verzichten auf das Nachfahren des Milieus, auf Requisiten-Historik, aber ebenso gewiß vermittelt jedes echte Ergreifen historischen Daseins den einmaligen Zustand und die besondere Lust von innen heraus, ohne Staffage: wo wir die „Atmosphäre“ vermissen, ist die Evokation ebenso mißglückt wie da, wo Requisiten uns auffallen. Buber hat es verschmäht, einfach zu berichten und hat sich eine dichterische Wiedergeburt zugetraut. Diesen zweiten, den „Königsweg“, wandeln nur die großen Dichter und Geschichtsheher mit Erfolg: dort, wo das alte Leben mit der neuen Seele eins wird und ihre Form annimmt, wie in Luthers Bibel oder Shakespeares Antonius und Cleopatre, in Goethes, Hölderlins, Böcklins Griechenland. Weil Buber zwischen kühnem Umformen und treuem Berichten geschwankt hat, genügt er weder der Geschichte noch der Dichtung. Seine Legende wirkt nicht spezifisch chassideisch, kaum jüdisch. Man könnte statt Baalschem indische Namen einsetzen, ohne daß sie stören. Für den Mythos ist sein Vortrag zu bewußt, zu wenig aus dem Glauben geboren, für den Bericht zu innig und schwelgend. Das Verdienst des Werks gehört der Litteratur an. Eine bewegte, pathetische — nur allzusehr mit heutigem Geschmack und Wissen beladene — Einbildungskraft fand in diesen schwebenden Legenden bildsamen Stoff für die eignen Erregungen und Andachten. So ist eine Sammlung farbiger Gleichnisse und Geschichten entstanden, worin ein feiner Geist die Rätsel Gottes auszudeuten versucht.

Dr. Friedrich Gundelfinger.

Edmund Kelter: Jenaer Studentenleben zur Zeit des Renommisten von Zachariae. Nach Stammbuchbildern aus dem Besitze des Hamburgischen Museums für Kunst und Gewerbe. (3. Beiheft zum Jahrbuch der Hamburgischen wissenschaftlichen Anstalten.) Hamburg 1908. Kommissionsverlag von Lucas Gräfe & Sillem. 75 S., 4^o.

Schon eine andere kleine Jubiläumsgabe, welche im Maiheft dieser Zeitschrift besprochen wurde, verdankt Jena der Feder desselben Verfassers. Es ist die mit vielem Beifall aufgenommene Schrift: „Ein Jenaer Student um 1630.“ Während dort die urkundlich gewonnene Geschichte eines etwas philiströsen, ängstlich gehüteten jungen Edelmannes den Hauptinhalt bildet und nur gelegentliche Andeutungen in den Briefen desselben und seines besorgten Mentors ein wüßtes Treiben der bürgerlichen Studentenschaft ahnen lassen, steht in Kelters neuer Schilderung, welche einem um 110 Jahre weiter voraus liegenden Zeitraum gilt, die studentische Geselligkeit mit ihren damals derben, oft rohen Freuden obenan.

In der vorliegenden Schrift, deren Veröffentlichung die Munificenz der Hamburgischen wissenschaftlichen Anstalten ermöglicht hat, werden nämlich 26 im Besiz des Hamburgischen Museums für Kunst und Gewerbe befindliche Stammbuchbilder in originaler Größe, 2 davon sogar in Buntdruck, reproduziert. Die Gestalten dieser Bilder reden einesteils, buchstäblich verstanden, für sich, da häufig zur Situation passende Worte inschriftlich darauf beigefügt sind; alles sonst Wünschenswerthe wird mit großer Sorgfalt und Vollständigkeit von dem Verfasser ergänzt, der auch zur Einführung eine kurze Schilderung des damaligen Jenas und seiner Bewohner vorausschickt und am Schlusse, worauf besonders die mit Jenaer Dertlichkeiten unbekanntem Leser aufmerksam gemacht werden sollen, einen Stadtplan Jenas, wie es sich um 1750 darstellte, beigibt.

Von der Art der Bilder mögen folgende Proben einen Begriff geben: Nr. 2 bietet ein Stoßduell auf dem Jenaer Marktplatz, während dessen zwischen zwei andern Studenten eine neue vom Zaune gebrochene Kemepei vor sich geht. Eine ähnliche Szene wiederholt das viergeteilte Bild Nr. 3, aber mit dem Erfolge, daß der Sieger relegiert wird und bei Nacht und Nebel aus dem Tore herausreitet, hoffnungslos verfolgt von zwei gleichfalls berittenen Gläubigern, vor denen er schon einen weiten Vorsprung hat. Ein Ballspiel, bei welchem ganz nach Art des Tennis der Spielplatz durch ein Netz in zwei Hälften geteilt ist, zeigt das Bild Nr. 5, daneben auf der Bude kneipende Studenten, von denen einer bereits dem Biere zu reichlich zugesprochen hat und sich des für solche Fälle bereit gestellten Gefäßes bedient.

Recht lehrreich sind die Bilder alle, wenn man nur zweierlei im Auge behält: Sie können ein vollständiges Bild von den damaligen Belustigungen des Studentenvolkes nicht gewähren; daß uns darauf weder der Hund

außer dem Pharo das Kartenspiel begegnet, ist doch nur zufällig. Erlauben zweitens den Schluß nicht, daß damals das Studentenleben en hier geschilderten wilden Lustbarkeiten aufgegangen ist. Wenn heute die Stammbuchbilder wieder in Mode kämen, so würde gewiß eben- darin der deutsche Student einseitig nach seiner herb burlesken Seite zur Geltung kommen. Daß es aber auch im 18. Jahrhundert auf- schen Universitäten ernste Geistesarbeit und solides Leben gegeben hat, darüber nicht vergessen werden.

Dies zugestanden, werden diese Bilder, welche besonders den sich in en Tagen zum 350jährigen Jubiläum der Universität in Jena ver- melden Festgenossen angelegentlich empfohlen werden sollen, nicht bloß ge Stunden angenehmer Unterhaltung bereiten, sondern auch den Wert es reizvollen Beitrages zur Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts in spruch nehmen dürfen.

Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Geschichte.

rgeschichte der französischen Revolution. Ein Versuch von Adalbert Wahl. Zweiter Band. Tübingen (F. C. V. Mohr) 1907. 416 S., geh. 8,00 Mk.

In dem 1905 erschienenen ersten Bande hat Wahl wesentlich richtig hingewiesen, daß nicht die wirtschaftlichen Zustände des ancien régime e französische Revolution herbeigeführt haben und daß die Regierung dlich bemüht gewesen ist, die vorhandenen Mißstände abzustellen. Schon er waren, wie mehrfach durch die Kritik festgestellt worden ist, die Zu- inde des vorrevolutionären Frankreich z. T. doch allzugünstig betrachtet, nd vor allem hatte der Verfasser unterlassen, darauf hinzuweisen, daß die Verhältnisse den Zeitgenossen in wesentlich anderem Lichte erscheinen mußten als sie in der Tat waren.

Diese schon in der Anlage des ersten Teiles liegenden Fehler haben sienbar dazu beigetragen, daß Wahl in dem nunmehr vorliegenden zweiten Bande zu einer völlig verkehrten Grundauffassung der revolutionären Be- wegung gekommen ist. Er erkennt ganz, daß sie ihre Grundlage in einer euen Weltanschauung hatte, die sich bei den gegebenen Verhältnissen unter em Einfluß der Ereignisse in der inneren und äußeren Politik durchaus olgerichtig entwickelt hat. Wahls Darstellung führt geradezu zu dem Schlusse, daß die gewalttame Revolution nicht eine historische Notwendigkeit, ondern wesentlich eine Folge des unbegründet radikalen Vorgehens besonders des dritten Standes gewesen ist.

Er hat richtig beobachtet, daß nicht sowohl Reformen als vielmehr die politische Freiheit das höchste Ziel der Opposition bildeten. Aber er rkennt nicht, daß sie durch Reformen auf dem Gebiete der materiellen Wohlfahrt und durch Gewährung einzelner Freiheitsrechte ihrer Natur nach

gar nicht befriedigt werden konnte, eben weil sie nicht auf einer wirtschaftlichen Interessengemeinschaft, sondern auf einer Idee beruhte, die von Anfang an die umfassendsten Ansprüche in sich trug. Das führt naturgemäß zu schiefen und gelegentlich höchst unhistorischen Urteilen wie z. B.: . . . „mit diesen Erfolgen, die gegen den „absoluten“ Staat in einem Jahre errungen waren, hätte das französische Volk wohl zufrieden sein können.“

Wahl sieht das treibende Moment der revolutionären Bewegung fast ausschließlich in dem „sicheren Machtinstinkt, der dem französischen Volke eigen ist“ und der bei der Schwäche der Regierung zur Tätigkeit erweckt ist. Da dies natürlich zu einer völligen Erklärung des Problems nicht ausreicht, so muß ihm das Vorgehen der Opposition oft als „Wahnsinn“ u. ä. erscheinen.

Der Verfasser steht also der Idee der französischen Revolution ohne Verständnis gegenüber und kleidet sein Urteil über sie in die Worte: „die Reform, die Verbesserung der Zustände ist ihr von Anfang bis zu Ende mehr oder weniger gleichgültig! Anderes bewegt und treibt sie an: bei ihren Führern ist es neben den persönlichen Motiven des Ehrgeizes das starke Verlangen nach Beschränkung der Monarchie, der Wunsch, verfassungsmäßige Freiheit herbeizuführen, bei dem „Volk“ ist es in erster Linie wilder Radikalismus, ist es die Zügellosigkeit eines vermöhnten Pöbels, der seine starke Hand über sich fühlt, der sich daran gewöhnt hat, daß seine Verbrechen gegen die öffentliche Ordnung nicht nur ungestraft bleiben, sondern geflissentlich gelobt werden; bei beiden aber ein Durst nach Macht und ihrer Ausübung, von dem es in unseren mattern Zeiten schwer ist, sich eine Vorstellung zu machen.“

Es erübrigt sich eigentlich zu bemerken, daß bei dieser Auffassung vom innersten Wesen der zur Revolution führenden Bewegung das Buch auch ohne die von Struck (s. Historische Vierteljahrsschrift 1905, S. 362—420 und 1907 S. 589—596) gegen die Wahlsche Forschung ausgesprochenen Bedenken seinen Zweck verfehlt hätte.

Dr. Paul Müller.

Theater-Korrespondenz.

Schafiperes Historien-Zyklus im königlichen Schauspielhause.

Die Aufführung dieses Zyklus ist eine künstlerische Riesenaufgabe; wir freuen uns, daß unsere königliche Bühne den Mut und die Kraft des Idealismus gehabt hat, die Lösung einer solchen Aufgabe in Angriff zu nehmen. Sie stellt an einzelne Schauspieler höhere Anforderungen, als diese sonst in der Darstellung auch der schwierigsten Rolle zu erfüllen haben; sie verlangt von ihnen, daß sie die Entwicklung eines einzigen großen Menschen durch drei Dramen, d. h. durch ein halbes Leben, sichtbar und glaubwürdig uns vorführen. Der Lohn des Gelingens ist dann aber auch um so größer. Kraußneck, einer unserer bedeutendsten Künstler, hat nie etwas Bedeutenderes geleistet als in seinem Volingbroke — Heinrich IV. Siewemann, sonst der jugendliche Liebhaber, hat sich in den dem Umfang seiner Persönlichkeit entsprechenden Rollen Heinrichs VI. und Richards II. als ein feiner Charakteristiker erwiesen und ein ansprechendes Entwicklungsbild Heinrichs V. gegeben. Pohl hat eine Gelegenheit gehabt, die wunderbare Vielseitigkeit seines Talentes in der vortrefflichen Darstellung so weit auseinanderliegender Personen wie Falstaff, Jack Cade und Richard III. zu beweisen. Und wenn wir zurückblicken auf die schier uner-schöpfliche Fülle des Lebens, welches der Gewaltige in diesen acht Dramen erweckt hat; auf die große, religiöse Geschichtsauffassung, welche in dem ununterbrochenen Zusammenhange dieser Dramen uns entgegentritt, und dann anerkennen müssen, daß die Menschen und die Ideen dieses Zyklus uns mit vollem Erfolge veranschaulicht worden sind, so können wir nicht anders als stolz sein auf diese Ruhmesthat unserer königlichen Bühne.

Was die Wirkung der historischen Tragödie Richard II. bei der Lektüre und auf der Bühne abschwächt, ist, abgesehen von einigen dramaturgischen Unvollkommenheiten, die Unmöglichkeit, das Schicksal des Helden in dem Maße als tragisch zu empfinden, wie es der Dichter von dem dritten Akte ab darzustellen bemüht ist. Wir sehen Richard in den beiden ersten Akten als Herrscher schwere Sünden begehen und in den letzten die schwerste Strafe dafür leiden, den Verlust der Krone und des Lebens. Da die Strafe dieselbe ist, wie sie ein viel schlimmerer Mensch, das unbarmherzige Raubtier Richard III., auch erleidet, so mögen wir wegen ihrer unverhältnismäßigen Härte ein gewisses Mitleid empfinden. Tragisches

Mitgefühl aber können wir nur den Leiden eines Verbrochenen dessen Wesenskern der bessern Seite unserer eigenen Natur derjelbe bleibt auch unter den bösen Einflüssen, denen er in der That wir darum aufrichtig betrauern. Ein tragischer Macbeth, der, so „voll von der Milch der Menschenliebe“ auch ist, dennoch zum Königsmörder wird; die Historie aber von diesem Ideal der Schuldtragödie weit entfernt.

Richard tritt uns in der ersten Szene entgegen als ein Mann der würdig seines Amtes waltet; der bei einem Streite, in welchem sein Vetter, der Herzog von Hereford, mit einem anderen hohen Grafen von Norfolk, hat, dem letzteren versichert, daß seine Aufgabe mit Hereford ihn nicht zum parteiischen Richter machen und energisch zum Frieden mahnt und schließlich, da seine Maßregel ist, den Gegnern einen Tag zum Zweikampf festsetzt. In den folgenden Szenen aber erfahren wir, daß er hier nur eine ihm von den Umständen aufgedrängte Rolle gut durchgeführt hat. Denn er richtet sich in Wirklichkeit weniger gegen Norfolk, das Werkzeug des Königs, als gegen diesen selbst. Er hat seinen Onkel, den Herzog von Gloster, der wegen einer versuchten Empörung mit Recht angeklagt war, umbringen lassen, nachdem er ihn als Schuldigen der Obhut Norfolks übergeben hatte. Darum werden beide, der Ankläger Hereford und das schwächliche Werkzeug Mowbray, der König von der schweren Erkrankung des alten Gaunt, sein Vater ist, hört, wünscht er ihm schleunigen Tod, droht ihm in seinen letzten Besuchen als Antwort auf dessen ernste Vorwürfe, die Hände vor die Füße legen lassen wolle; und als er gestorben ist, er seinen Vetter Hereford seines gesamten väterlichen Erbtheils beraubt, eine verschwenderische Hofhaltung, läßt sich von charakterlosen Hoflingen mit ihm schwelgen und ihn zu unterhalten verstehen, beherzigt die Einkünfte Englands an einen von ihnen, um die Kosten gegen Irland zu erhalten.

Dem Volke, das einen solchen Herrscher hat, könnte ein Besseres geschehen, als daß er stirbt oder abgesetzt werden sollen wir uns für diesen unbesonnenen Menschen und Tyrannen in den letzten drei Akten nach den dichterisch rührenden Reden, die von ihm selbst und von andern über ihn gesprochen werden, tragisch erregen. Das ist eine Anforderung, die der Dichter an uns stellt, welche wir, ich fürchte, nicht erfüllen können. In jener Art der Charakterdarstellung und dieser vom Dichter ausgesprochenen Forderung liegt ein Widerspruch. Wie ist der zu erklären?

Etwas durch die Unreife der sittlichen Anschauungen? Das ist gewiß. Der Kenner Shakespeares wird das Jugendlische dieses Menschen in dieser Art der Charaktergestaltung finden; er wird aber keinen Zweifel hegen, daß der Dichter in seiner reifen Zeit Micha-

würde dargestellt haben. Es steht aber fest — und kann nicht anders sein —, daß die unübertreffliche Zartheit und Richtigkeit des sittlichen Empfindens, die wir in seinen reifen Werken bewundern, nicht von Anfang an vorhanden war, sondern in einem gewissen Maße auch erworben werden mußte. Widersprüche, wie der hier vorliegende, welche auf der geringen Schärfe der sittlichen Vorstellungen beruhen, lassen sich in stattlicher Zahl in seinen Jugenddichtungen feststellen.

Ein anderer Erklärungsgrund liegt in dem überweichen, überreichen Empfinden des jugendlichen Dichters, das, wie bei unserm Schiller, überall hervorbricht, auch bei Charakteren und in Situationen, welche Beschränkung oder Zurückdrängung der Gefühlsäußerung verlangen. So sind auch die pathetischen Welt- und Selbstbetrachtungen Richards jugendlich, überschwenglich und räumlich maßlos, und selbst in der Kürzung der vortrefflichen Leichelhäuser'schen Bühnenbearbeitung mehr als genug.

Sicher ist auch technisches Ungeheiß an dem Fehler schuld: die Tragik, die wirklich in Richards Schicksal liegt, ist in den ersten Akten so wenig zur Geltung gebracht, daß das Pathos der letzten nicht genügend zum Verständnis und zur Wirkung kommt. Diese Tragik besteht darin, daß er als äußerst fein organisiertes Wesen Throninhaber zu einer Zeit und in einer Umwelt wurde, für welche rohe Kraft, fester Willen und nüchternen Weltverstand die besten Herrschereigenschaften waren. Es ist die Tragik Maria Stuarts, die als hochbeanlagte und höchstkultivierte Frau unter dem wilden barbarischen Adel Schottlands vergeblich nach einer Stütze ihres Thrones suchte und als einzige schließlich einen Nothwell fand. Auch Richard, der als Knabe von 11 Jahren den Thron bestieg, konnte die Stützen, welche ihm die Natur gegeben hatte, nicht verwenden. Sein Oheim York war ein haltloser Schwächling, und die stärkeren Brüder seines Vaters, die Herzöge von Gloster und Lancaster (Gaunt), waren Egoisten, die gar nicht daran dachten, dem jungen Könige zu geben, was ihm gebührte, sondern nur die eigene Macht im Auge hatten. Daß diesen rauhen Männern die feineren Gaben ihres Neffen, die ihn zum Verehrer der Dichter Gower und Chaucer machten, für nichts galten, ist selbstverständlich; ebenso daß ihr hochgebildeter, geistvoller, witziger Neffe sie als Menschen niederer Gattung betrachtete, die von der Natur durchaus nicht geschaffen wären, um ihm ihre Herrschaft aufzudrängen. Wenn unter solchen Umständen der Jüngling sich Männern hingab, die ihm gleichgertet erschienen, weil sie seine Gaben anerkannten und seine angeborene Neigung für Pracht und Lebensgenuß bejärrkten, so war das bedauerlich, aber lag für ihn sehr nahe. So entstand die Verschwendung und die Günstlingswirtschaft seines Hofes. Der junge Fürst gab sich um so rückhaltloser dem Wohlleben hin, je weniger Macht man ihm bewilligte.

Die Oheime hätten ihn vorsichtiger behandeln sollen; denn daß er von der Klasse des Großvaters Eduard III. und des Schwarzen Prinzen war, hatte er schon als 15-jähriger Jüngling in der Bauernrevolte unter Wat

Dyler bewiesen, der er ohne Heeresmacht, allein durch seinen persönlichen Mut ein Ende bereitete. So geschah es denn, als er noch im 24. Jahre von Gloster unter Vormundschaft gehalten wurde, daß er plötzlich eines Tages (1389) in das Ratszimmer trat und erklärte, er wolle sich nicht schlechter behandeln lassen als der Sohn des niedrigsten Mannes in seinem Reiche, und von jetzt ab selbständig seine Angelegenheiten führen. Das tat er, und zwar in Uebereinstimmung mit dem Parlament und trotz der Rabalen in seiner Familie. Daß er schließlich dahin gelangte, auf die Mitwirkung eines in Parteiungen hin- und herschwankenden Parlamentes zu verzichten und tyrannische Gewalt sich anmaßte, wird man ihm in jener Zeit nicht gar zu hoch anrechnen dürfen. Die unmittelbare Veranlassung dazu war die Verschwörung seines Oheims Gloster, die ihn, wenn sie nicht verraten worden wäre, um seinen Thron gebracht hätte. Da faßte er den Entschluß, diesen ewigen Widersacher seiner Natur und seiner Regierung zu vernichten. Ohne Zweifel war er von seinem Standpunkt aus, als König, dazu berechtigt; ein Fehler aber war es, daß er das nicht auf dem Wege eines ordentlichen Rechtsverfahrens tat, sondern ihn heimlich beseitigen ließ.

Nun, als schuldlos Leidender kann und soll solch ein Mensch nicht dargestellt werden. Wohl aber gab es in ihm eine Reihe von Eigenschaften, sein im Grunde gutes, freundliches Gemüt, das für Liebe Liebe wiedergab, seine edle Freigebigkeit, seine geistigen Interessen, seine Verehrung für seine erste Gemahlin, die unfruchtbare Anna von Böhmen, seine Leutseligkeit, und auch seine außerordentliche Leibes Schönheit, die ihm die Anwartschaft auf eine großartige Lebensentfaltung gaben. Wenn diese Bestimmung nicht erfüllt wurde, so war das jedenfalls nicht seine Schuld allein. Und die Schilderung jener Blütenhoffnung wie der ungünstigen Zeit- und Personalverhältnisse, welche die Entwicklung der Früchte hinderte, wäre wohl dazu angetan gewesen, uns mit Trauer um den Verderb des feimenden Guten zu erfüllen. Sicher wäre diese in viele Einzelszenen auseinanderzulegende Schilderung viel schwieriger gewesen, als die bloße Darstellung des Unrechts, das der König tut; sie hätte mindestens drei Akte einnehmen und der tragische Ausgang hätte auf zwei beschränkt werden müssen. So aber wäre eine ganze Tragödie zustande gekommen, während wir jetzt nur den letzten Teil einer solchen vor uns haben, zu dessen Verständnis wir die Bücher der Geschichte aufschlagen müssen. Daß Shakspeare dieser Richard als tragische Persönlichkeit vor Augen stand, ist zweifellos, den Gebildeten unter seinen Zuschauern sicherlich auch. So glaubte er, diejenigen Seiten seines Wesens, welche die Tragik erst begründen, als bekannt voraussetzen zu dürfen.

Trotzdem werden wir das Hauptgewicht, das Shakspeare auf die Gemütsseite des sinkenden Helden legte, nicht vollständig erklären können ohne ein persönliches Moment, welches ihm gerade diese Phase des königlichen Lebenslaufes innerlich nahe brachte. Er gestaltete hier die Er-

fahrungen, welche er selbst in der Welt seiner Gefühle und Stimmungen gemacht hatte, aus sich heraus, erlöste sich damit von einer vielleicht lange Zeit ihn bedrückenden Unklarheit und festigte sich auf diesem Gebiet für sein künftiges Leben.

Dem Könige leiht er die eigne Tiefe und Feinheit des Empfindens, die geniale Fähigkeit, ihm den dichterisch treffenden Ausdruck zu geben, die verhängnisvoll wechselnden Stimmungen, Mächte, denen des Dichters eignes Handeln sicher oft zu seinem Schaden, vergl. die Sonette, unterworfen gewesen ist. Der Künstler ist hervorragend Empfindungsmensch; und wenn er sich einerseits der gewöhnlichen Menschheit hoch überlegen fühlt in der Kraft des Empfindens, so wird diese Kraft ihm andererseits zum Martyrium. Der Gefühlsmensch muß immerfort die Erfahrung machen, daß das Schöne, Große, Edle, das er in der Seele trägt, nicht zur Wirklichkeit wird; er muß, ehe er zur Ausöhnung mit dem Leben kommt, eine Lehrzeit der Selbstbescheidung und Entfagung durchmachen, die umso härter und länger ist, je stärker seine Empfindung.

In diesem Zustande tragischer Unreife zeigt uns Shakspeare seinen Helden. Die Heiligkeit der ihm von Gott verliehenen Majestät wie der Liantanenpflicht des Gehorsams, die Liebe zu seinem schönen Vaterlande, das Verlangen, allen Menschen nach ihrem Verdienst Gutes zu erweisen, das Bewußtsein seiner inneren Größe, an welche der harte, kaltrechnende Bolingbroke nicht heranreicht — das sind die Empfindungen, die ihm würdig der allgemeinen Anerkennung scheinen. Die Welt denkt nicht daran, sie anzuerkennen; sie verhöhnt und beschimpft ihren Träger, stößt ihn in Ketten und Tod und setzt den harten, kalt rechnenden Bolingbroke auf seinen Thron. Man suche sich vorzustellen, welche schmerzlichen Erfahrungen in dieser Richtung Shakspeare als großer Mensch und armer, verachteter Schauspieler selbst hat durchmachen müssen, und man wird dann die Erklärung für den oben bezeichneten Widerspruch haben, wie für die Verklärung, die Liebe und die lyrische Pracht, mit welchen der Dichter das Seelenleben des entthronten Königs geschildert hat. Man darf auch hierin ein Stück Selbstbiographie finden: Richard II. ist die Tragödie der Gefühlsschwelgerei, wie Brutus (so sollte „Julius Cäsar“ heißen) die Tragödie der Ideenschwelgerei ist.

Die Darstellung, welche diese Tragödie im königlichen Schauspielhause erfuhr, war trotz der vielen Schwierigkeiten, welche sie in der relativen Handlungslosigkeit, der feinen Charakteristik eines ungewöhnlichen Menschen und der Breite der lyrischen Ergüsse bietet, eine ausgezeichnete. Ganz hervorragend waren die Leistungen des Helden und seines Gegenspielers. Staegemann, den wir bisher in den weniger charakteristischen Rollen des jugendlichen Liebhabers zu sehen gewohnt waren, überraschte uns neulich durch ein schönes, fattes Vollbild Heinrichs V., in dem Shakspeare sein jugendliches Mannesideal niedergelegt hat. Noch größer war die Uebersetzung in diesem Drama: sein Richard II. war ein bis ins feinste aus-

gearbeitetes Charakterbild, in der That eine Meisterleistung. Die tiefe Symphonie dieser königlichen Seele wurde ganz ausgespielt; man folgte ihr vom ersten bis zum letzten Tone mit dem gespanntesten Interesse. Die Rolle und die Persönlichkeit des Darstellers gingen ohne Rest ineinander auf, waren eins. Schon das Äußere Richards konnte gar nicht besser getroffen werden: schön, jugendfrisch, etwas weichlich, verwöhnt in der Haltung, mit lebhaften Augen, aus denen Geist und wechselnde Laune spricht, elegant in den Bewegungen, und — als Grundzüge der Erscheinung — vornehm bis zu eitler Selbstherrlichkeit, aber zugleich freundlich und liebenswürdig — so stellen wir uns diesen König vor. Die Erscheinung hatte soviel Bestechendes, daß man geneigt war, die häßlichen Handlungen der ersten Akte mehr als die Äußerung der Gerechtigkeit, des Uebermutes aufzufassen, oder als Ergebnisse des Zwanges der Umstände und der Verführung, als in seiner wahren Natur begründet zu sehen. Dieser Eindruck ist gewiß sehr schwer zu erzielen, aber er muß erreicht werden, wenn die Charakteristik des Autokraten der ersten und des Gefühlschwelgers der letzten Akte nicht gar zu sehr auseinanderklaffen soll. Diese Wirkung kann nicht erkünstelt, erarbeitet werden: sie beruht einfach auf der suggestiven Kraft der Persönlichkeit. Wie diese, so wurde auch die zweite Schwierigkeit (III, 2) überwunden, wo der aus Irland zurückkehrende König eine Hiobspost nach der andern empfängt und schließlich seinen Thron verloren sieht: die hier eintretenden Stimmungswechsel wurden vollkommen begrifflich dargestellt. Und die große Absetzungsszene löste sich nicht in sentimentale Deklamationen auf, sondern gab der mit Hohn gemischten Bitterkeit des Königs so weit natürlichen Ausdruck, als es der Dichter gestattete.

Denn so echt dramatisch im ganzen die von Shakspeare erfundene Absetzungsszene ist — in Wirklichkeit gab der König im Tower vor Bolingbroke und anderen Großen seine Abdankung kund —, so enthält sie doch eine Anzahl von Uebertreibungen, welche dem jugendlichen Dichter zwar nachgesehen werden können, vor dem gereiften Geschmack aber entschieden verwerflich sind. Wenn Richard in Wirklichkeit den Thronräuber aufgefordert hätte, die Krone mit ihm zusammen zu fassen, um sie dann in gesuchter Weise mit einem Brunnen zu vergleichen, so würde der verständige Hereford die ihm so unvorteilhafte Pose abgelehnt haben. In solchen äußerlichen und innerlich unmöglichen Wirkungen folgte der junge Shakspeare dem Geschmack seines ungebildeten Publikums, trotzdem die echtsten, tiefsten Wirkungen seinem Genie mit gleicher Leichtigkeit gelangen. Unmittelbar auf diese leere Deklamation folgen die Worte:

Die Krone [Euch]; doch mein ist noch der Gram.
Nehmt Herrlichkeit und Würde, alles doch;
Mir bleibt der Gram: des König bin ich noch.

Was kann auf diese Rede noch Erschütternderes folgen? — O Jammer! es folgt zum Schluß der echten Gefühlsorgüsse die widerwärtigste Sensation.

Der König verlangt, wenn sein Wort noch irgend etwas in England gilt,
— nach einem Spiegel! Bolingbroke:

Geh' wer von euch und hole einen Spiegel.

Der Bediente kommt zurück mit einem Spiegel. Was will der König
damit?

Er will sehen, welch' Gesicht [er hat],
Seit es der Majestät verlustig ist.

Nun, es hat sich wenig verändert:

Schmeichelnd Glas,
Betörst du mich, wie meines Glückes einstige Genossen?
Wenn es früher auch nicht anders ausah als jetzt, dann
Hinfäll'ger Glanz erleuchtet dies Gesicht,
Hinfällig wie der Glanz ist das Gesicht, —
(Er wirft den Spiegel zu Boden.)
Da liegt's zerschmettert in viel hundert Scherben!

Da das Leid, welches wir vor uns sehen, nicht mehr vertieft werden kann, so ist es eine übertreibende Noheit, wenn Northumberland Richard ein Papier überreicht, auf dem seine sämtlichen Sünden aufgezählt sind, und von ihm verlangt, daß er es selbst vorlesen solle. Ausgelassen aber können solche Dinge nicht werden; auch darin besteht eine der Schwierigkeiten dieser Rolle.

Wenn wir die lange seelische Entwicklung verfolgen, die Kraußnekt uns in seinem Thronräuber Bolingbroke und dann in dem Innenleben des Königs Heinrich IV. bis zu seinem Tode bot, so müssen wir bekennen, daß eine feinere und großartigere Charaktergestaltung uns kaum jemals auf der Bühne entgegengetreten ist. Auch hier muß gesagt werden: der Künstler ging restlos in seiner Rolle auf; man sah diesen König werden und innerlich wachsen, wie der Dichter selbst an ihm als Weltbetrachter und Politiker emporgewachsen ist zu seinem Musterkönig Heinrich V. Die große historische Anschauung, die Shakspeare in diesem Dramen-Zyklus niedergelegt hat, die Anschauung unsers Schiller: Die Weltgeschichte ist das Weltgericht — wurde durch die Darstellung dieses Künstlers meisterhaft ans Licht gebracht.

Man kennt seine großen Gaben seit lange: die Fähigkeit, eine dramatische Gestalt psychologisch zu durchdringen und zugleich mit dem Gemüt zu errösten; in keuscher Zurückhaltung, ohne einen Schatten von Effekthascherei nie aus sich herauszustellen; das feine musikalische Talent, den Gefühlsgehalt der Reden durch eine bis in die zartesten und die kraftvollsten Nuancen vollendete Deklamation auszuschöpfen; das allen Schwingungen der Empfindung gehorchende Mienenspiel, das klangvolle Organ. Freilich gibt es nur seltene Gelegenheiten, an denen eine solche Begabung in ihrem ganzen Umfange entfaltet werden kann. Hier, bei der Durchführung eines Charakters durch drei gewaltige Dramen, war sie gegeben.

Preussische Jahrbücher. Bd. CXXXIII. Heft 1.

11

Schon die Maske im ersten Akt von Richard II. war vortrefflich gewählt: man sah diesem ehrgeizigen Manne an, daß sein Mut viel mehr auf der Kraft als auf der Reinheit des Willens beruhte; und nach der Enthüllung der zweiten Szene war es klar, daß dieser Mann, dem der sündige Richard an freiem, selbstbewußtem Auftreten so überlegen war, nicht bloß ein mutiger, sondern auch verschlagener Widersacher des Königs, ein höchst gefährlicher Mensch war. Sicher wußte er, daß der ehrliche Norfolk nicht schuldiger an dem Tode des Herzogs von Gloucester war, als er selbst zugestand. Aber was kam es auf den Ruin eines Unschuldigen an, wenn es galt, den König zu treffen und den Haß des Volkes gegen ihn zu entsejeln. Auch die Verbannung kann ihn nicht daran hindern, mit unererschütterlichem Willen und sicherer Berechnung unter dem Deckmantel des beleidigten Rechtsgefühls sein Ziel zu verfolgen. Er landet in England, als der König in Irland einen unglücklichen Krieg führt, wirbt Freunde, um, wie er bescheiden vorschlägt, wieder in den Besitz seines ihm vom Könige geraubten Erbgesetzes zu kommen; heuchelt Bescheidenheit und Unterwürfigkeit noch, als er dem verlassenen Könige mit großer Heeresmacht gegenübersteht, um dann, als sich dessen vorauszusehendes Schicksal erfüllt hat, ruhig die Stufen des Thrones emporzuschreiten. Hier freilich sieht er, während der soeben entthronte König seinen Gefühlen freien Lauf läßt, wie das böse Gewissen.

Er ist eine Kontrastfigur zu dem feigen König im Hamlet, insofern er für alles Unrecht, das er begeht, mit seiner Person einsteht; aber er ist ihm gleich in der ruhigen Ueberlegung, mit der er alles ihm nützliche Gute tut und das überflüssige Böse vermeidet, vor keinem Verbrechen jedoch, das er für sein Wohl für nötig hält, zurückschreckt. So wird auf seine Veranlassung Richard in Pomfret ermordet, die Folgen der That muß aber allein der Mörder auf sich nehmen. Er selbst freilich spricht in der letzten Szene von Richard II. seinen Standpunkt der That gegenüber mit einer Naivetät aus, welche ein stehengebliebenes Ueberbleibsel sehr früher Mache zu sein scheint.

Der liebt das Gift nicht, der es nötig hat.

So ich dich nicht: ein Wunsch ist kein Gebot;

Den Mörder haß' ich, lieb' ihn, wenn er tot.

Die Hilfe der Grafen von Northumberland und Worcester hat er gern benutzt beim Entporsteigen, wohl wissend, daß er sie später als natürliche Hindernisse seiner vollen Selbstherrschafft zu bekämpfen, zu vernichten haben wird — er sagt es selbst auf seinem Sterbebette, und Richard prophezeit es jenen. So kommt es: die einstigen Freunde werden zu Feinden neben den alten unverföhnlichen Freunden des gestürzten Königs. So findet er, wie Macbeth, daß die Macht, die im Streben ihm das einzige Glück des Lebens zu sein schien, erreicht ein ewig nagendes Unglück ist. Er muß sich auf dem unrecht erworbenen Thron halten, sich

und seine Söhne, denn unter seinen Stufen lauert für sie alle die Vernichtung; und wenn er abdanken wollte, das Gesetz der Kausalität ist härter als er: er kann es nicht. Sein Leben ist Argwohn, Furcht und nimmer ermattender Kampf: für ihn gibt es keinen unbewölkten, sonnigen Tag, und aus der Nachtruhe schrecken ihn die Gespenster seiner Sorgen. Ihm fehlt, wie Macbeth, „der Balsam aller Seelen, Schlaf“. Und durch seine starke und dichterisch großartige Betonung der Schlaflosigkeit (2. Teil, III, 1) will uns der Dichter zeigen, daß er dieser Seelenkrankheit — das ist sie — vermittelt eines Schlaganfalles erliegt, daß er von seinen Sorgen zu Tode gehezt wird — ein tragischer Verbrecher.

Diese menschlich und historisch große Auffassung Heinrichs IV. kam in der Darstellung Kraußnecks zu vollkommener Geltung. Wir sehen den König niemals schwach, aber immer ernster werden; denn neben den Regierungssorgen frißt ihm eine schwere Familien Sorge am Herzen, die Frage, ob nicht all die Leiden und Kämpfe seines Lebens umsonst gewesen sind. Sein geliebter Erstgeborener, der kluge, willenskräftige, mannhafte Prinz Heinz, der nach des Vaters tiefstem Sehnen als Mensch und König alles werden sollte, was ihm selbst versagt war, scheint auf dem Wege Richards zu wandeln und um flacher Freuden, niederer Genüsse willen die hohen Pflichten des fürstlichen Berufes in den Wind zu schlagen. Dieses von liebevoller Sorge erfüllte Verhältnis zu seinem Sohn bildete die tief pathetische Saite in Kraußnecks Darstellung: der drückende Schmerz und nach den Kriegesstaten des Sohnes die stolze Freude des Vaterherzens, dann, bei den weiteren Ausschweifungen des Prinzen, die tiefe Verzagttheit, der Argwohn bei dem Verschwinden der Krone, daß kalte Gleichgültigkeit der Lohn für seine Liebe sei, und schließlich, als er die wahre Natur seines großen Sohnes erkennt, unbeherrschte Freude und Zärtlichkeit, vollstes Vertrauen, und ein Augenblick heller Zukunftshoffnung, reiner Seelenruhe als Lohn für ein dunkles, stürmisches Leben. Die Schwierigkeiten dieser Sterbeszene — die 4. und 5. Szene des 4. Aktes waren in eine zusammengezogen — wurden von Kraußneck durch die feine Nuancierung seines Spieles mit Leichtigkeit überwunden; die Aufmerksamkeit des Zuschauers erlahmte nicht einen Augenblick während der halben Stunde, welche der König in geringer Bewegungsfähigkeit auf seinem Sterbelager verbrachte. Diese Sterbeszene war unverfälschte, große Kunst, wie man sie selten auch auf den ersten Bühnen sieht; um ihretwillen allein sollte man den zweiten Teil von Heinrich IV. im Schauspielhause sehen.

Wir sind nun schon zu Heinrich IV. gelangt und haben noch nicht erwähnt, daß auch die Rollen zweiter Ordnung in Richard II., Gaunt (Molenar), York (Nesper), Northumberland (Rohl), Norfolk (Arndt) vorzüglich durchgeführt wurden, während der Aumerle des Herrn Wötcher doch nicht genug von der sittlichen Haltlosigkeit und Verschmitztheit dieses Charakters ans Licht brachte. Zu rühmen ist, wie immer auf der königlichen Bühne, die wundervolle Ausstattung, besonders im vierten

Akt, wo uns die Westminsterhalle in all ihrer bekannten Herrlichkeit entgegenleuchtete. Und bei dieser Gelegenheit sei den Anhängern der alten einfachen Bühnenausstattungen entgegengesetzt, daß die mächtige Wirkung der Entthronungsszene zum Teil durch die Raumverhältnisse dieser Bühne erreicht wurde, die es eben ermöglichten, diese Halle in ihrer gewaltigen Tiefe nachzuschaffen; und daß eine solche Wirkung auf der Drehbühne nie erreicht werden könnte.

Ueber Bohl's altbekannte prächtige Falstaff-Figur Worte zu machen, ist fast überflüssig; es ist eine der besten Leistungen dieses großen Künstlers und um so anerkennenswerter, als die Vielseitigkeit dieses vom Dichter so reich ausgestatteten Genußmenschen sonst doch nur in äußerst seltenen Fällen auf der Bühne erreicht werden kann. Um so erlaubter sind dann aber auch ein paar Ausstellungen im einzelnen. Falstaff's Wiß, Ironie, Satire und jener köstliche Jesuitismus, mit dem er allen seinen schlimmen Taten und Eigenschaften einen Nimbus der Vortrefflichkeit zu geben versteht, kommen neben der ausgesuchten Gemeinheit seiner Gesinnung zu vollendeter Darstellung; nur die tolle Fröhlichkeit, welche dieser Tavernen-Übermensch doch auch besitzt, scheint mir etwas zu kurz zu kommen. Dem Gespräch mit Bardolph (im I. Teil, III, 3) z. B. liegt nicht Bosheit oder Gereiztheit zugrunde, sondern einfach der ausgelassene Gedanke: Mit diesem lächerlichen Trunkenbold will ich mich jetzt einmal amüsieren; und während er uns dessen Persönlichkeit und ihr besonderes Merkmal, die Nase, in unerschöpflich mutwilligen Vergleichen schildert, müßte man ihm die Fröhlichkeit ansehen, in die ihn sein eigener Wiß und die Hilflosigkeit des stumpfen Gegners versetzt. Oder als (II, 3) seine Renommistereien über seine Tapferkeit bei dem Straßenraube vom Prinzen Heinz als Lügen aufgedeckt sind und er rettungslos blamiert dasteht, scheint es keine andere Lösung der unhaltbaren Situation zu geben, als ein markerschütterndes, unauslöschliches Lachen Falstaff's, das seine Lüge zu einem guten Wiß stempelt und in das die andern schließlich miteinstimmen. Es sei auch auf einen Fehler der Bühnendarstellung aufmerksam gemacht, der auf einem der tausend Mißverständnisse beruht, welche für Schlegel unvermeidlich waren. Es handelt sich um die Szene, in der Falstaff den Vater des Prinzen, den König spielt. Hier heißt es noch immer auf der Bühne: „Dieses Kissen ist meine Krone“, und dabei setzt sich Bohl ein ledernes Sitzkissen mit rundem Ausschnitt auf den Kopf — nebenbei bemerkt, eine Manipulation von zweifelhafter Aesthetik. Es steht aber seit einigen Jahren fest, daß cushion hier nicht „Kissen“ heißt, sondern die veraltete Bedeutung „Humpen“ hat. Schon Vultzhaupt machte vor Jahren den Vorschlag, daß Falstaff sich einen Humpen auf den Kopf setzen sollte, weil „Kissen“ — man denke nur an die weichen Federkissen jener Zeit — eine gar zu arge Ungereimtheit in sich schloße. Die Forschung hat ihm recht gegeben. Der Humpen paßt auch zu den folgenden Worten des Prinzen, der diese Krone a pitiful bald crown (Wortspiel zwischen *K r o n e* und *S c h ä d e l*) „eine

armelige kahle Krone“ nennt; der Humpen ist so haarlos wie Falstaffs Schädel.

Im zweiten Teile wurde der Charakter Falstaffs mit unverminderter psychologischer Konsequenz weitergeführt. Er scheint von den Krieges-
lorbeern, die er im ersten Teile so reichlich genossen hat, noch etwas dicker
geworden zu sein; schreitet mit majestätischem, dröhnendem Schritt einher
und hat sich, wie ein Ritter, der etwas zum übrigen hat, einen Pagen
angeschafft, der ihm das Schwert nachträgt. Alle Falstaff-Szenen gelangen
vortrefflich: die Unterredung mit dem etwas zu matt und zahm gehaltenen
Lord Oberrichter, der Verhaftungsversuch, der mit einer neuen Anpumpung
der Birnin als Klägerin endet, die Rekrutenbesichtigung, die herablassende
Anfreundung mit dem leicht zu brandischapenden Friedensrichter Schaal,
die gönnerhafte Anerkennung der Sangeskünste des betrunkenen Hille, in
dem er bereits ein zweites Finanzobjekt wittert, während jenes Banquets
im Garten, in welches die Nachricht von der Thronbesteigung des „tollen
Heinz“ wie ein Blitz hineinfährt, und schließlich die definitive Entthronung
des Fürsten der Toren durch den wirklichen König im Hofe des Westminster-
Palaites — diese letzte Szene mit ihrer Prachtentfaltung und ihrem leb-
haften Massenpiel war ein großartiger Abschluß dieses herrlichsten Ge-
wäldes des Renaissancelebens, das die Weltliteratur kennt.

Einen nicht geringen Teil seiner Wirkung verdankte das gewaltige
Falstaffbild dem Spiel des Pagen (Fräulein Hausner), das in seiner
Frische und Natürlichkeit unübertrefflich war. Denken wir zurück an den
Falstaffpagen der Beerbohm-Gesellschaft in den Lustigen Weibern, so
war der bloß quantitative, körperliche Gegensatz dieser beiden Figuren ja
auch etwas komisch, aber wenig. Jener Page war eine Null, dieser ist zu
der übermenschlichen Aufgeblasenheit seines Herrn ein Miniatur-Pendant
und eine Folie zugleich. Er ahmt in seinen kleinen Dimensionen Falstaffs
ungeheure Sicherheit und äußere Mannhaftigkeit nach, die freilich nach den
ersten Trinkererzittien von Onkel Bardolph ein wenig gestützt werden muß,
und erregt so fortgesetzt die Fröhlichkeit des Zuschauers, besonders in der
Musterungsszene, wo er mit geschäftsmäßiger Gleichgültigkeit die Körper
der Rekruten studiert, den ausgehobenen einen dicken Kreidestrich über den
Rücken macht und schließlich hoch hinauf in ihren Kragen greift, um sie
mit scheinbar großer Leichtigkeit auf die Seite zu schieben. Andererseits
kritisiert er diesen Haufen von schlechten Eigenschaften und guten Einfällen,
seinen Herrn, immerfort in Mienen und Worten — beißfällig oder frech
absprechend, meist auf leztere Art — und erreicht so den Pagen Motte
des großmächtigen Dummkopfes Armado, der wahrscheinlich auch um diese
Zeit entstand.

Was die Darstellung dieser überreichen Handlung so besonders lebendig
und wirksam gestaltete, war die feine Ausarbeitung vieler kleiner und
kleinster Rollen. So waren das tapfere Frauenschneiderlein Schwächlich
(Herr Platen) und David (Herr Zeisler), das stinke, schnellfertige Faktotum

des Friedensrichters Schaal, vollendet komische Charakterbilder; sehr be-
 lustigend war die weiche, fette, in ewigen Liedern schwelgende Gefühls-
 duselei des trunkenen Hille (Herr Eichholz). Nicht so gelungen war Schaal
 selbst; seine geistige Vorniertheit schien weniger auf natürlicher Anlage als
 auf temporärer Blutleere im Gehirn zu beruhen; gegen Altersschwäche
 spricht aber die Kraft der Phantasie, die er in seinen renommiistischen Auf-
 schneidereien betätigt. Frau Schramm würde die Wirtin tabellos
 gegeben haben, wenn diese bloß komische Alte wäre; sie hat aber außerdem
 einige recht schlimme und gemeine Eigenschaften, deren Gestaltung außer-
 halb der Kraft dieser bedeutenden Künstlerin liegt. Die philiströse Klein-
 bürgerin, welche Frau Schramm herauskehrt, reicht für den ersten Teil
 vielleicht hin; für den zweiten jedenfalls nicht. Wenn wir sie mit Falstaff
 und Dortchen Latenreißer aus einer chambre séparée ihres übelberufenen
 Hauses,*) in der sie sich alle berauscht haben, herauskommen sehen, ihre
 unzweideutigen Reden anhören; wenn der Büttel sie später zusammen mit
 dieser jugendlichen Freundin über die Straße schleift und ihr „eine ordent-
 liche Brüggeluppe“ auf der Plattform des Prangers verspricht, dann können
 wir nicht daran zweifeln, daß das zur Schau getragene Streben nach
 Respektabilität nur eine dünne Lünche ist, welche die natürlichen Eigen-
 schaften ihres verächtlichen Berufes nicht zu decken vermag. Es ist eine schwere
 Rolle, die beständiges Doppelspiel verlangt, und eine solche, für welche die
 Persönlichkeit der genannten Künstlerin nicht geeignet ist.

Ueberhaupt ist mir von all den lebensvollen Szenen der Heinrich-
 Tetralogie nur diese eine unsittliche Wirtshauszene in der Erinnerung als
 eine solche, welche eine tiefere Wirkung nicht erzielte. Es machte den
 Eindruck, als wenn man allseitig das Spiel dämpfte; als wenn man nicht
 wollte, was man wohl gekonnt hätte. Ein halbes Wollen aber mit halbem
 Erfolg ist, wie alles Zwecklose, unkünstlerisch. Man mag den zweiten Teil
 um dieser Szene willen nicht aufführen, wie das so oft geschieht; der erste
 Teil erscheint dreimal so oft auf der Bühne — leider; denn der zweite ist
 ebenso köstlich wie der erste. Wenn er aber aufgeführt wird, dann muß
 auch die Art des Realismus, die Shakspeare in diese Szene hineingelegt
 hat, auf der Bühne voll zur Geltung kommen: sie muß genau so derb
 gespielt werden, wie sie ist. Man kann sich zur Beruhigung sagen: so
 ging es einmal vor dreihundert Jahren in London zu.

*) Daß wir die nirgends bei Shakspeare genannte Weinschenke zum „Ebertopf“
 darin zu sehen haben, ist ein Irrtum. Das Boar's Head lag allerdings
 auch in Eastcheap (an der Ecke der heutigen King William-Street), wie
 das Stammlokal Falstaffs und seiner Genossen; es war aber ein stattliches,
 anständiges, nur von Männern besuchtes Haus, dessen männliche Besitzer
 in zwei Generationen dem Namen nach bekannt sind. Aber es gab damals
 überhaupt eine solche Unmasse von Wirtshäusern in London, daß sie nur
 noch von der Zahl der Tabakläden übertroffen wurde. Selbstverständlich
 gab es auch in Eastcheap mehrere, und darunter solche, in denen die in
 beiden Geschlechtern aller Stände verbreitete Unsittlichkeit ihre Befriedigung
 suchte.

Pistol, der Feigling, der so gern ein Eisenfresser sein möchte und sein edles Bestreben durch den angelesenen hohlen Bombast Marlowes stützt, wurde, wie zu erwarten, von Bollmer, einem unserer feinsten Charakterspieler, mit unübertrefflicher komischer Kraft gestaltet.

Der junge Herzog von Lancaster (Herr Geisendörfer), der die schlimmen Seiten seines Vaters, des Königs, geerbt hat, entsprach mit seiner inneren Unberührtheit bei dem nichtswürdigsten Verrat, den er begeht, und mit seinem metallisch harten Organ ganz dem von Shakspeare gezeichneten Bilde. Eine stattliche Leistung war der Percy des Herrn Zimmerer, der durch das feurige Temperament seines Spiels die Zuschauer mitriß; aber neben der überschäumenden Kraft und Kühnheit trat die ritterliche Seite dieser herrlichen Mannesnatur doch wohl nicht hinreichend hervor. Ritterliche Gesinnung ist eben im wesentlichen christliche Gesinnung, und diese ist ohne zartes Empfinden nach gewissen Seiten hin undenkbar. Die komplizierten und darum so realistischen Charaktergebilde Shaksperes verlangen von dem Darsteller sehr viel auf einmal. — Vorzüglich gelang ihm dagegen der einfachere Graf von Suffolk in Heinrich VI. Die Naturechtheit dieses sinnlichen und hartherzigen Egoisten ist mir beim Lesen niemals so überzeugend entgegengetreten als bei diesem Spiel. Freilich wurde es unterstützt durch das ebenfalls vorzügliche Spiel seiner Partnerin, der Königin Margarethe (Fräulein Lindner), deren kraftvolles Temperament für die Verkörperung von zarten, aus Schwäche fallenden Frauen, wie die Mutter Hamlets, sich nicht eignet. Diese gleichsinnlichen, hartherzigen und verbrecherischen Naturen müssen sich so notwendig anziehen, wie die Königin Elisabeth und Graf Leicester, welche die wahrscheinlichen, wenn auch vielleicht unbewußten Modelle sind. Schade, daß die dichterisch wunderhübsch gearbeitete Szene ihres Bekanntwerdens, in der Suffolk Margarethe gefangen nimmt, und der Tod des Grafen von den Händen der Seeräuber weggeschnitten waren. Das letzte von ihnen war ihr wenig angemessener, tränenfelliger Abschied, welcher dem jugendlichen Dichter aufs Konto zu setzen ist. —

Prinz Heinz wurde von Staegemann frisch und fröhlich und mit einem guten Einschlag von Humor dargestellt. Es scheint aber, als ob der Monolog des Prinzen (1, 2), in welchem er dem Publikum erklärt, daß er „ein Weilchen den wilden Launen eiteln Treibens“ nachgehen, dann aber plötzlich „wie die Sonne durch böse, garst'ge Rebel brechen“ wolle, damit man ihn „mehr bewundere“, und daß „sein Sündigen wohl berechnet“ sei, ihn veranlaßt hat, den Prinzen mehr herauszutehren, als der Sachlage nach gestattet ist.jene Worte muß man wohl sprechen, wenn sie nicht geistlichen sind, darf aber beileibe nicht nach ihnen handeln; denn die sittliche Unhaltbarkeit dieser Weißwäscher, welche der Dichter im Alter von etwa dreißig Jahren, nicht später, seinem geliebten Heinrich V. zuteil werden läßt, ist offenkundig. Dem nicht unberechtigten Jynismus dieses urwüchsigen Jünglings sind der Formenkrampf des Hoflebens und das ewige Vor-

nehm- und Tugendhaftschainen lächerlich und langweilig; er stürmt ins Leben wild hinein, er findet das tolle Treiben des Renaissance-London höllisch amüfant und taucht in dem Sumpfe, welcher so köstliche Pflanzen treibt wie den humorvollen Schwelger Falstaff und den Spotthelden Pistol, für eine Zeitlang unter, bis er einzieht, daß diesem, wie jedem Sumpfe, der feste Grund und der für alles Leben erforderliche Fluß fehlt. Der Straßenraub ist mit irgend einer Eigenschaft, die man prinziplich nennen könnte, unvereinbar. Der Dichter geht dann im zweiten Teile, nachdem Heinrich sich zu dem Könige und zu männlichen Taten wieder zurückgefunden hat, zu weit, indem er ihn aus der Vordellwirtschaft von Fräulein Latenreißer hinweg an das Sterbebett seines Vaters rufen läßt. Diese künstlerisch fehlerhafte Partie hätte Dechselhäuser in seiner sonst vortrefflichen Bearbeitung ausmerzen sollen.

Heinrich V. ist kürzlich an dieser Stelle ausführlich besprochen worden, und über Heinrich VI. möchte ich nur wenig sagen, weil ich seine Vorführung überhaupt und in dieser Form für verfehlt halte. Wir wissen nicht genau, was darin von Shakspeare, was von einem Unbekannten herührt: was haben wir dann für eine Veranlassung, die unbedeutenden Szenen eines Dichterlings als Shaksperesche Poesie vorzuführen? Ferner ist es unmöglich, eine dramatische Dichtung von 15 Akten, wie es Dechselhäuser getan, in fünf zusammenzupressen. Die in Frankreich spielenden Bühnenholzereien des ersten Teiles hat er richtig gestrichen; aber die des dritten Teiles kann er nicht weglassen, weil es sich in ihnen eben um das Schicksal der um die Krone kämpfenden Häuser Lancaster und York handelt; durch sie wird der halbe Abend verödet. Dazu kommt, daß schöne, echt shaksperesche Partien, wie die Gründung der beiden Rosen-Parteien im Tempelgarten, der Beginn und das Ende des Kloster-Suffolk-Spieles u. a. weggelassen werden mußten, wenn nicht die Dauer eines Bühnenabends überschritten werden sollte. Der Glanzpunkt des Abends war der Böbelaufstand unter Cade, den Pohl mit prächtigem Humor darstellte, und die eben zu stark verstümmelte Kloster-Suffolk-Tragödie; alles übrige ist — mit wenigen Ausnahmen, wie die ebenfalls zu sehr gefürzte Werbung Eduards um die Witve Elisabeth Grey — dramatisch interesselos. Gut gespielt wurde auch hier durchweg; neben den bereits genannten Figuren verdienen besonderes Lob Mespers *Kloster*, der *Heinrich VI.* Stagemanns, der es geschickt veranschaulichte, wie die von Natur schwache Geistes- und Willenskraft des harmlos guten Königs inmitten der fürchterlichen Menschen und Taten des Rosenkrieges immer tiefer ebbt, bis schließlich ein wahres Nichts von Persönlichkeit von dem Dolche des grausamen Richard vernichtet wird; und — last not least — das ungemein charaktervolle Bild, das Geisendörfer von dem jugendlichen Richard III. gestaltete.

Richard III. ist so oft in den letzten Jahren aufgeführt worden; die Titelrolle ist als eine Glanzleistung Pohls so bekannt, daß eine Besprechung sich nur auf die Neubefetzungen erstrecken darf. Für den plötzlich er-

franken Pohl war Herr Holtzhaus vom Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater eingetreten. Er erntete als Richard reichen und verdienten Beifall, und in der That muß man seine Leistung, unvorbereitet wie sie war, als erstaunlich gut bezeichnen. Etwas freilich vermißten wir, was Pohl für die Gestaltung des Bösewichtes besitzt: den Humor, durch den Shakspeare dieses Ungeheuer erträglich gemacht hat. In den ersten Szenen etwas zurückhaltend, ging er doch bald bis zu dem vollen Umfange seiner Kraft aus sich heraus und erzielte große, legitime Wirkungen; besonders anerkenntenswerth war das Ungemachte, ganz Natürliche seines Spiels. Die Sterbeszene am Sarge Heinrichs VI. gelang nicht ganz, und zwar nur zum Theil wegen der Befangenheit des Gastes, hauptsächlich infolge der falschen Bühnenveranstellung. Die Träger und das Leichengefolge blieben nämlich während des Dialoges zwischen Richard und Anna auf der Bühne, und infolgedessen mußte dieser — aus Discretion! — halbblaut geführt werden — eine reine Unmöglichkeit in Anbetracht des leidenschaftlichen Inhaltes der Reden. Die dämonische Gewalt, welche der furchtbare Richard entfalten soll, ertönt im Flüstertone, und der Zuschauer hört nicht alles und merkt viel zu wenig: so wird die Wirkung dieses dramaturgischen tour de force sorgfältig ausgeschaltet. Die unerläßliche Vorbedingung jeder Wirkung von der Bühne ist das Verständnis des Zuschauers; wo dieses durch den Realismus der Darstellung gefährdet wird, hat er kein Recht. Und was heißt bei dieser Szene Realismus? Ist es in Wirklichkeit denkbar, daß ein Weib unter solchen Umständen in fünf Minuten von dem begründetsten Haß zur Liebe bekehrt werden kann? Der jugendliche Dichter will die halblose Schwäche des Weibes zeigen, die ihm selbst schwere Leiden bereitet hat, und er tut es vermittelst einer krassen Erdichtung unter unmöglichen Umständen. Wo dieser Beweis geführt wird, ist ihm ganz gleichgültig: jedenfalls auf seinem Bühnenpodium; wenn wir eine Strafe dafür einlegen, so ist das unser Privatvergnügen. Wenn wir diese undenkbare Szene so realistisch wie möglich darstellen wollen, so darf sie eben nicht in Gegenwart des Leichengefolges stattfinden: eine Handbewegung Richards entfernt es von der Bühne vor der Werbung, eine andere ruft es nach ihr wieder zurück. — Frau Willig stellte Anna so impulsiv und hitzig dar, wie eine so leicht zu beeinflussende Frau sein muß.

Die furchtbare Szene, in welcher die eigene Mutter den Entsehligen verflucht, wurde von Holtzhaus vortrefflich gespielt. Sie kann nicht gut geübt werden, wenn die jugendliche Entgleisung, welche der Text des Dichters zeigt, hier beibehalten wird, wie das früher auf der königlichen Bühne leider geschehen ist. Shakspeare läßt nämlich unmittelbar auf diese Szene die Werbung Richards um seine Nichte folgen, woraus hervorgeht, daß selbst der mütterliche Fluch ihn kalt läßt. Da gestrichen werden muß, so muß diese überflüssige Wiederholung der Werbungsszene des ersten Actes fallen. — Die Kraft der Darsteller ebbt gewöhnlich bei der Traum-Szene; Shakspeare mutet seinen Darstellern ebensoviel zu wie

Wagner seinen Sängern. Gewöhnlich sind die Richarde am Ende ihrer Riesenrolle erschöpft; und doch dürften sie's nicht sein: der Dichter will eben den Verbrecher am Ende seiner Laufbahn durch die unerträglichsten Seelenqualen bestrafen. Daß die Traumgeister wenig zu hören und gar nicht zu sehen waren, war recht bedauerlich.

Zum Schluß muß es ausgesprochen werden, daß keine Bühne der Welt — das Wiener Burgtheater, das ich nicht kenne, vielleicht ausgenommen — die durchweg vollendete Ausgestaltung der gewaltigsten dramatischen That der Weltliteratur unserem königlichen Theater nachmacht.

—r—

Politische Korrespondenz.

Das Ergebnis der Landtagswahl.

Die eben vollzogenen Wahlen zum Abgeordnetenhaus haben eine sehr triste und eine überaus komische Seite. Betrachten wir diese zuerst. Es sind sieben Sozialdemokraten gewählt worden. Zum erstenmal ziehen Vertreter der Partei des Umsturzes in die Hallen des preussischen Landtages ein. Die bürgerliche Presse schaut etwas betroffen und mürrisch auf diese Erscheinung, die sozialdemokratische aber weiß sich gar nicht zu lassen vornehm und Entzücken. Die erste Bastion der Zwingburg ist genommen; die erste Bresche gelegt in die Mauer der Dreiklassenschmach; wir haben unsere Fahne aufgepflanzt im feindlichen Lager; bald wird die Feste ganz in unseren Händen sein.

So tönt es von allen Seiten aus der Heerschar der Genossen — und die Wirklichkeit ist geschehen, was die gegnerische Führung gewünscht und erwohlt hat. Als das alte Wahlrecht schlechterdings nicht mehr haltbar, nicht einmal physisch mehr auszuführen war, weil in den großen Wahlkreisen kein Saal die Wahlmänner mehr faßte, der Tag nicht mehr ausreichte zur vorgeschriebenen Abgabe der Stimmen, kein Wahlkommissar die Leitung mehr durchführen konnte, — da brachte die preussische Regierung einen Reformvorschlag ein, der das ganze System bestehen ließ und es durch allerhand Aushilfen wieder praktikabel machte, unter anderem auch die ganz großen Wahlkreise teilte und einige ganz neue Wahlkreise schuf. Ein Hauptvorwurf gegen das bestehende System war ja, daß es die riesig angewachsenen neuen Industrieorte in der Vertretung gar zu sehr benachteiligte und daß die zahlreichste Partei im ganzen Lande, die sozialdemokratische vermöge der Klasseneinteilung nicht in der Lage sei, auch nur einen einzigen Vertreter zu entsenden. Diese beiden Vorwürfe suchte man zu entkräften. Durch die Neueinteilung der Wahlkreise, die alle nur auf einen Abgeordneten zugeschnitten wurden, wurden einige geschaffen, die ganz vorwiegend von Industriebevölkerung bewohnt sind. Da nun überdies die Drittelung der Wähler nach der Steuerleistung innerhalb der Urwahlbezirke von 1500 Seelen berechnet wurde, so konnten hier auch viele kleine Leute in die zweite und sogar in die erste Klasse kommen. Es war also trotz des Klassensystems in einer kleinen Zahl von Wahlkreisen

die Möglichkeit geschaffen, auch Sozi in das Abgeordnetenhaus zu entsenden. Zwar die bürgerlichen Wähler in diesen Kreisen haben sich noch nach Möglichkeit gewehrt, um ihren Wahlkreis vor den Noten zu retten, aber der Gesichtspunkt der Regierung und der Parteiführer war gerade der umgekehrte: man wünschte, es möchten auch einige Genossen in die Volksvertretung kommen. Sie können dort keinerlei Schaden anrichten, aber sie setzen die eindrucksvollste Beschwerde gegen die Klassenwahl, daß sie die Arbeiterschaft von der Volksvertretung ausschließen, außer Kraft.

Zu diesem Zweck wurde die kleine Wahlreform gemacht; dieser Zweck ist erreicht, und wer darüber jubelt — das sind die Genossen!

Das Bild von der ersten Bastion der feindlichen Festung, die genommen, scheint wirklich recht verfehlt — räumt je ein Festungskommandant dem Feinde freiwillig eine Bastion ein? Wenn einmal ein Bild gebraucht werden soll, so schlage ich folgendes vor: die Sozialdemokratie ist der gefangene Tiger, dem der Wändiger, da er weiß, daß mit dem Hunger seine Gefährlichkeit wächst, ein Stück Fleisch zugeworfen: indem er es gierig herunterschlingt, knurrt er: bald kommst du selbst dran. Das Publikum aber darf ganz ruhig bleiben: jetzt tut der Wilde dem Wändiger erst recht nichts.

Sind die Sozi wirklich so töricht, sich so sehr über den Sachverhalt zu täuschen? Die Führer werden es doch wohl besser wissen, aber es ist der Partei gar zu schlecht ergangen in den letzten Jahren. Da mögen sie geglaubt haben, mangels eines wirklichen Triumphes, einmal wenigstens einen Scheintriumph vorführen zu müssen. Man darf die Partei doch nicht in Hoffnungslosigkeit kurzatmig werden lassen. So ist denn beiden Teilen geholfen: die Sozi haben mit ihren Siegesbulletins ihre Leute wieder angefrischt und die Konservativen schmunzeln: nun ist die Wahlreform überflüssig geworden.

Ohne Freude auf das Wahlergebnis aber blicken die ehrlichen Reformfreunde, die die Ungerechtigkeit des Wahlrechts in Preußen längst beklagen und ohne doktrinaire Verblendung oder demokratische Prinzipienreiterei gern ein neues Wahlrecht, das auf der Basis des historisch gewordenen dem Zeitgeist in billiger Weise Rechnung trägt, schaffen möchten. Fürst Bülow hat die Bereitwilligkeit der Regierung zu einer solchen Reform angekündigt, aber in überaus vorsichtiger Weise. Die Konservativen und das Herrenhaus sind der Reform sehr abgeneigt, und die Regierung ist darauf angewiesen, es mit diesen Mächten nicht zu verderben. Die Ankündigung des Ministerpräsidenten war also so gefaßt, daß wohl die prinzipielle Bereitwilligkeit zu erkennen war, aber das Wie und Wie weit abhängig gemacht wurde von dem Druck, der sich in der öffentlichen Meinung und im Landtag selbst zeigen würde. Das Ergebnis der Wahlen ist, daß ein irgend spürbarer Druck sich nicht eingestellt hat. Hätte die konservative Fraktion nur etwa dreißig Stimmen verloren, die an reformfreundliche Mitglieder der Mittelparteien und der Linken sich verteilt hätten, so würden

wir im Laufe dieser Legislaturperiode unzweifelhaft zu einer ebenso annehmbaren wie wohlthätigen Reform gelangt sein. Denn da auch das Centrum für die Reform ist, und ein Teil der Konservativen unter dem Eindruck eines solchen Wahlergebnisses ebenfalls darüber mit sich hätte reden lassen, so hätte man mit einiger taktischer Geschicklichkeit im Abgeordnetenhaus eine so große Majorität auf ein mittleres Programm vereinigen können, daß auch das Herrenhaus sich ihm nicht weiter widersetzt hätte. Nun ist das Gegenteil eingetreten. Die konservative Fraktion ist nicht geschwächt, sondern gestärkt aus den Wahlen hervorgegangen; die Freikonservativen, die Nationalliberalen haben verloren, die Freisinnigen haben nur dadurch einige wenige Stimmen mehr, daß die neuen Wahlkreise geschaffen sind, und um das Unglück voll zu machen, sind auch noch die sieben Sozialdemokraten in das Haus eingezogen. Wie sollen jetzt die Konservativen noch an die Reform herangebracht werden? Sie können sich darauf berufen, daß im Volke sich schlechterdings nichts von einer Bewegung zugunsten der Reform hat bemerken lassen, sogar eher das Gegenteil, und daß zugleich die Wahl der sieben Sozialdemokraten zeigt, daß auch das jetzige System keinen Teil, keine Klasse, keine Schicht des Volkes von der parlamentarischen Vertretung ausschließt. Auch unter den Freikonservativen und Nationalliberalen dürfte eine gewisse Abkühlung in der Reformfreundlichkeit eingetreten sein. Zwar ist es noch immer möglich, eine sehr erhebliche Majorität für die Reform mit Hilfe des Centrums und der Polen im Abgeordnetenhaus zusammenzubringen, aber ohne den Zutritt eines Teils der Konservativen ist sie doch nicht groß genug, um dem Herrenhause zu imponieren und dessen Widerstand zu überwinden, und weil dem so ist, wird die Regierung von vornherein wenig Neigung haben, ihren eignen Einfluß aufzubieten und dadurch die Reform in Gang zu bringen. Wir haben ja gesehen, wie schon vor den Wahlen es das deutliche Programm der Regierung war, sich nicht ungern schieben zu lassen, wenn geschoben würde, aber nicht selber zu schieben.

Wie anders würde Preußen dastehen, wenn die Wahlen zugunsten der Reform ausgefallen wären! Wir haben gesehen, daß dazu keineswegs eine schwere Niederlage oder gar Zerstörung der konservativen Partei nötig gewesen wäre. Nichts könnte auch unsern Wünschen mehr entgegen sein. Nur eine kleine Schwächung der Konservativen, die ein memento für sie gewesen wäre, sich der natürlichen Entwicklung nicht zu widersetzen, sondern lieber in verständiger Weise selbst daran mitzuarbeiten, das mußte bei diesen Wahlen der Wunsch eines klarsichtenden, patriotischen Preußen sein. Daß es nicht so gekommen ist, daß wir jetzt gar zu leicht in eine Periode der Stagnation eintreten können, das verdanken wir der Partei, die selber die radikalste Reform auf ihre Fahne geschrieben hat, der sozialdemokratischen. Unzweifelhaft wären die Parteien der Linken um dreißig bis vierzig Stimmen verstärkt worden, wenn die Genossen die Parole ausgegeben hätten, unter allen Umständen für die Reformfreunde einzutreten. Aber

sie taten das gerade Gegenteil. Nicht bloß durch Stimmenthaltung haben sie in zahlreichen Wahlkreisen den Reformgegnern zum Siege verholfen, sondern hier und da sogar direkt für die Konservativen gegen die Freijünger gestimmt. Die sozialdemokratische Partei hätte es in ihrer Hand gehabt, in den nächsten Jahren zwar keine radikale Reform, aber doch eine Reform, die ihr eine sehr viel stärkere Vertretung als jetzt im Landtage gesichert hätte, zustande zu bringen. Unter ungeheurer Geschrei, sie verlange die Reform und nichts als die Reform, hat sie die Reform mit vollem Bewußtsein verhindert. Wie diese Partei noch immer mit den Doktrinen und Schlagworten eines politischen Systems arbeitet, das längst von fast allen ihren Führern als in sich widerspruchsvoll und haltlos erkannt ist, so ist sie auch mit ihrer Wahltaktik in offenbarem Widerspruch zu sich selbst getreten. Die Sozialdemokraten sind heute die unehrlichste aller Parteien, theoretisch wie praktisch, — freilich, wie ich gleich hinzufügen will, nicht so sehr aus subjektivem bösen Willen, sondern weil sie durch die historische Entwicklung in eine unmögliche, in sich widerspruchsvolle Lage geraten sind. Die Partei war begründet als eine prinzipiell revolutionäre und glaubte allen Ernstes, daß die Revolution, die ihr die Herrschaft geben werde, binnen ganz kurzer Zeit bevorstehe. Daß diese Revolution nicht kommen wird, unterliegt auch in den Augen der Genossen schon so wenig mehr einem Zweifel, wie die Tatsache, daß sie bisher nicht gekommen ist. Aber man kann von einem solchen Glauben und von einer solchen Lehre so leicht nicht wieder los. Hat man die Massen einmal darauf eingeschworen und sie damit für alle praktische Politik unfähig gemacht, so kann man sie nicht mehr plötzlich den entgegengesetzten Weg führen. Das ist der Fluch aller Demagogie. Die deutsche Arbeiterschaft wird noch viel leiden, der Fortschritt in Deutschland sehr aufgehalten werden, manche Krisis durchgemacht werden müssen, ehe man mit diesen Schichten unseres Volks wird eine positive Politik machen können. Auch der Freijünger hat ja ein halbes Menschenalter gebraucht, ehe er sich von Eugen Richter zum Bloß durchgemausert hat.

Die praktische Hoffnung der Genossen ist natürlich, daß, je schlechter, je reaktionärer die Dinge in Preußen gehen, sie dafür desto bessere Geschäfte bei den nächsten Reichstagswahlen machen werden. Eine böse Rechnung, und die wohl nicht so ganz trügerisch sein dürfte. Bekämen wir jetzt in Preußen eine vernünftige Wahlreform (wenn auch nicht das Reichstagswahlrecht), so ist keine Frage, daß der Agitation damit viel Wind aus den Segeln genommen wäre. Umgekehrt wird die Verzögerung oder gar zu große Geringsfügigkeit der preussischen Reform den Genossen bei der Reichstagswahl wieder viel Mitläufer zuführen. Aber schließlich, wenn wir 100 Genossen im Reichstag haben und der Bloß in die Minorität geworfen ist — was ist der Erfolg? Wird das Reich daran sterben? Gewiß nicht: aber das Zentrum wird wieder aufleben — so kann man eigentlich nicht sagen, denn es ist ohnehin munter genug, also sagen wir: das Zentrum wird seinen Weizen wieder blühen sehen. Es wird die

demokratischen Allüren, die es heute, wie von je, wenn es in der Opposition war, angenommen hat, wieder ins Konservative umfrisieren, und wir haben das selbe Bild wie jetzt: heute haben die Sozialdemokraten, die Partei des Fortschritts und der Zukunft, durch ihr Verhalten bei den Wahlen den Konservativen in den Sattel geholfen, dann werden sie dem Zentrum in den Sattel geholfen haben. Alles natürlich nur bis die große Revolution kommt. Wer glaubt aber noch an diese?

Was in der neuen Situation die Aufgabe einer weitsehenden Regierung und einsichtiger Parteiführer im neugewählten Landtag sein muß, liegt auf der Hand: trotz allem den Gedanken einer ernsthaften Reform des preussischen Wahlrechts nicht fallen zu lassen, sondern ihn so kräftig wie nur irgend möglich weiter zu betreiben.

Mit Freuden kann man schon heute konstatieren, daß es an dieser Einmüchtheit nicht fehlt, sondern daß man die Aufgabe bereits praktisch ins Auge gefaßt hat. Der „Tag“ vom 21. Juni brachte einen Artikel des freikonservativen Abgeordneten v. Dewitz, der den Reformgedanken dem Wahlergebnis entsprechend zu gestalten sucht. Bisher sah man ziemlich allgemein als den Kern der zu erwartenden Reform die Ersetzung der Klassenwahl durch ein so oder so zu gestaltendes Pluralwahlrecht an. Die Konservativen jedoch legen großen Wert auf Beibehaltung der Klassen. Herr v. Dewitz schlägt vor, das so zu lösen, daß man künftig statt drei Klassen vier Klassen bilde. Er stellt fest, daß dadurch erstens der Einfluß des Mittelstandes, der ursprünglich in der Klassenwahl vorhanden und durch die Zunahme des Reichthums allmählich zurückgedrängt war, wieder hergestellt, ferner aber auch dem gehobenen Arbeiterstand, der sich immer mehr herausbilde und von dem eigentlichen Proletariat unterscheidet, eine angemessene Stellung gewährt werde. Namentlich diese letzte Betrachtung ist sehr bedeutsam und richtig: Arbeiter mit 6—8 Mark Tagesverdienst, wie wir sie jetzt vielfach haben, sind etwas ganz anderes als Arbeiter mit 2 Mk. bis 2.50 Tagesverdienst und noch weniger. Das sollte, meint Herr von Dewitz, auch im Wahlrecht zum Ausdruck kommen. Der Zweck kann aber meines Erachtens nur erreicht werden, wenn die jetzige Klassifizierung nach Bezirken (statt nach Gemeinden) erhalten bleibt. Es klingt ja sehr irrationell daß ein Minister, weil er in einem reichen Bezirk wohnt, in der dritten Klasse wählt, sein Kammerdiener aber, der zufällig in einem anderen Bezirk wohnt, in der zweiten oder gar ersten. In Wirklichkeit ist das System aber gar nicht so schlecht. Ob ich oder mein Gesinnungs- und Standesgenosse das Wahlrecht ausübt, ist für den Erfolg gleichgültig. Wir wollen nicht die Ausdehnung des allgemeinen gleichen Stimmrechts auf Preußen, weil dadurch den Besitzlosen ein gar zu großer Einfluß zufiele. Wir wollen aber auch die Besitzlosen keineswegs von allem Einfluß ausschließen. Deshalb ist es sehr gut, daß sie zwar nicht allenthalben, aber doch in einer Reihe von Bezirken auch in der ersten und zweiten Abteilung sind. Der anscheinende Widerspruch, daß einmal ein Reicher in der dritten, ein Armer

in der ersten Abteilung wählt, ist in Wirklichkeit gar kein Widerspruch, sondern eine sehr praktische Auskunft. Auf diesem Wege sind ja jetzt die sieben Genossen in den Landtag gekommen. Das System hat sich in diesem Punkt vortrefflich bewährt. Werden nun nach dem Dewitzschen Vorschlag vier Klassen gebildet, statt drei, so ist das eine weitere, erhebliche Konzession, die dem Pluralwahlrecht nahe kommt und doch die Konservativen vielleicht zu gewinnen vermöchte.

Eine Frage ist noch, wie weit die geheime Stimmabgabe mit dem Klassensystem und der indirekten Wahl zu vereinigen ist. Ich habe in diesen Heften mehrfach dargelegt, daß gerade dieser Punkt in der Reform mit der allerwichtigste zu sein scheint. Der Zwang der öffentlichen Stimmabgabe wird immer unerträglicher; die Heuchelei, die damit verbunden ist, der Gewissensdruck, die Gehässigkeit, die wirtschaftlichen Störungen, die Verfehlung am politischen Leben, die daraus entspringt, nimmt mehr und mehr zu. Die Konservativen waren trotzdem, weil sie von der geheimen Abstimmung die Untergrabung ihrer Autorität auf dem Lande befürchten, bisher für das Beibehalten der öffentlichen Abstimmung. Aber auch vielen Konservativen werden die Vorgänge bei diesen Wahlen wohl die Augen geöffnet haben. Der Terrorismus, den die Sozialdemokraten diesmal in den großen Städten entwickelt haben, konnte vom schärfsten Scharfmacher nicht übertroffen werden. Es ist vollkommen nachgewiesen, daß sie mehrere ihrer Wahlsiege in Berlin nur durch diesen Terrorismus, durch die angedrohte und schon ausgeführte Boykottierung der von ihnen abhängigen Geschäftsleute und Hausbesitzer erlangt haben. Da sich diese Methode für sie so fruchtbar erwiesen hat, so wird sie zweifellos bei den nächsten Wahlen in noch viel größerem Umfang geübt werden. Auch ein Mittel, das den andern Parteien nicht so zur Verfügung steht, die runde und nette Androhung von Prügelein soll in Anwendung gekommen sein. Wohin soll das schließlich führen? Es bleibt kein anderes Gegenmittel als die geheime Wahl, und auch bei indirekter Wahl ist diese, wenn schon praktisch nicht ohne allerhand Gucklöcher, doch einigermaßen durchzuführen.

Wenn die Blockparteien in dem neuen Landtag in diesem Sinne ihre Aufgabe auffassen und die Konservativen ihren Sieg nicht überschätzen, sondern im Hinblick auf die Verhältnisse im Reich der Linken mit verständigen Konzessionen entgegenkommen, so darf man die Hoffnung auf eine günstige Entwicklung unserer inneren Zustände immer noch aufrecht erhalten.

26. 6. 08.

D.

Akademische Wirren.

Die Versetzung des Professors der Staatswissenschaften Ludwig Bernhard von Kiel nach Berlin ohne Bestätigung der Fakultät droht einen sehr ernsten Konflikt zwischen dieser Fakultät und dem Kultusminister Herrn Hölle zu entzünden. Da ich als Mitglied der Fakultät selber amtlich mit der Sache befaßt bin, so bin ich nicht in der Lage, mich an dieser Stelle

frei zu äußern. Ich möchte es um so weniger, da ja das Verhältnis der Fakultäten zum Kultusministerium, auf dem die Blüte unserer Universitäten beruht, ein rechtlich nicht fixierbares ist. Alles hängt vom gegenseitigen guten Willen ab in dem Bewußtsein, daß ohne ein stetes Zusammenwirken unsere Hochschulen verderben müßten. Die formellen Rechte der Fakultäten in der Selbstverwaltung und Ergänzung des Lehrkörpers sind überaus gering. Sie haben die Zulassung der Privatdozenten und es ist ihnen gestattet, bei der Erledigung ordentlicher Professuren in motivierten Gutachten drei Kandidaten zum Ersatz vorzuschlagen. Der Minister ist aber nicht etwa gebunden an diese Vorschläge und für neuerrichtete wie für die außerordentlichen Professuren existiert nicht einmal ein statutarisches Vorschlagsrecht. Wenn nichtsdestoweniger auch für die außerordentlichen Professoren das Gutachten der Fakultät eingeholt zu werden pflegt und in der sehr großen Uebersahl der Fälle die Ernennungen tatsächlich auf Grund der Fakultätsvorschläge erfolgen, so ist das kein Rechtsverhältnis, sondern nur eine tatsächliche Gewohnheit. Die Verantwortung für die sachgemäße Besetzung der Professuren in staatsrechtlichem Sinne trägt allein und ausschließlich der Kultusminister. Dieser aber, wenn er ein Mann von Einsicht in das Wesen der Wissenschaft ist, kann nicht anders als mit dem Räte der Fakultäten sein Recht ausüben und sich an ihre Vorschläge halten, es sei denn, daß besondere Gründe ihn bewegen, sie in einzelnen Fällen beiseite zu setzen.

Um so mehr muß man also, wenn einmal ein Konflikt ausgebrochen ist, vermeiden, durch öffentliche Diskussion, die immer eine Provokation enthält, den Riß zu vertiefen.

Ich enthalte mich daher jeder Äußerung über den Fall Bernhard selbst und nehme hier nur das Wort, um mich mit einigen allgemeinen Betrachtungen, die anlässlich dieses Falles in der Presse erschienen sind, auseinander zu setzen und einige gar zu grobe Mißurteile und Entstellungen, die zum Schaden der Universitäten oder speziell der Berliner Universität und ihrer Professoren verbreitet worden sind, zurückzuweisen und richtig zu stellen.

Von der einen Seite hat man den Fakultäten und im besonderen den Berlinern vorgeworfen, daß sie liebedienersich, charakterlos stets nach oben schauten und sich von den Regierungen ohne den Mut der Selbständigkeit alles gefallen ließen. Von der anderen wird ganz umgekehrt ihre gar zu große Selbständigkeit getadelt, die ihnen erlaube, ganz exklusiv ihre eigene, spezielle Richtung zu pflegen und dabei eine persönliche Interessenwirtschaft zu führen, die nur Schüler und Schwiegerföhne der einmal im Besitz befindlichen zulasse. Demgemäß sind die einen wütend hergefallen über das Ministerium, daß es den Professor Bernhard oktroiert habe, die andern ebenso wütend über die Fakultät, daß sie sich das gefallen lasse, die dritten aber haben gejubelt, daß die Regierung den Klügel der Professoren einmal

Preussische Jahrbücher. Bd. CXXXIII. Heft 1. 12

durchbrochen und die Vierten gefordert, daß jetzt Mannesstolz vor Königsthronen gezeigt werden müsse.

Mit der Zusammenstellung dieser entgegengesetzten Urtheile könnte ich eigentlich schließen; sie ergänzen, kontrollieren und beschränken sich gegenseitig derart, daß ein verständiger Mann sich danach selbst ohne Schwierigkeit sein Urtheil bilden kann. Aber eine Reihe von Einzelheiten mögen noch angeführt sein.

Professor Biermer in Gießen vermutet im „Berliner Tageblatt“, daß die Ernennung Bernhards das Werk einer Galatisten-Intrigue sei. Er weiß vermutlich nicht, daß Bernhards Werk über das polnische Gemeinwesen in all seiner Objektivität die schärfste Kritik der galatistischen Politik enthält, die bisher erschienen ist. Es gipfelt in dem Satz, das Ergebnis unsrer zwanzigjährigen Politik sei, daß die Polen siegesprahlend auf ihre Erfolge blicken. Eher dürfte man daher das Urtheil umkehren und es dem preussischen Staat als ein Zeugnis höchster Unbefangenheit anrechnen, daß er einen Mann, der mit solchem Freimuth die Regierungsmassnahmen kritisiert hat, mit einer außerordentlichen Beförderung belohnt. Freilich, die Allerklügsten wissen auch hier noch einen Ausweg. Ein süddeutscher Professor in der „Frankfurter Zeitung“ (18. Juni) hat es herausgebracht: „Leute, welche einen intimen Einblick in die Zustände des amtlichen Ostmarken-Apparats getan haben, könnten außerhalb der preussischen Machtsphäre unbequem werden.“

Derselbe süddeutsche Professor preist die gute alte Zeit, wo die Professoren noch Charaktere waren, trägt allen möglichen Klatsch der unsinnigsten Art, besonders über die Berliner zusammen und verkündet schließlich, es geschähe diesen Menschen ganz recht, wenn sie so behandelt würden; sie seien selber schuld daran, daß ihre Professuren als Pfünden benützt würden, da sie einen anerkannt hervorragenden akademischen Lehrer von der Privatdozentur ausgeschlossen hätten. „Hinc illae lacrimae“ sagte ich mir, als ich bei diesem Satz angekommen war. Der „Ausgeschlossene“ ist nämlich ein naher Freund des süddeutschen Anonymus. Die Sache hängt aber so zusammen. Man beobachtete seit längerer Zeit, daß Privatdozenten von andern Universitäten sich gern nach Berlin umhabilitierten, um des größeren Hörerkreises willen, und daß auch Professoren von anderen Hochschulen sich entweder daneben an der Universität habilitierten oder sogar ihre Stellung an einer Provinzial-Universität aufgaben, um in Berlin als Privatdozenten zu leben, wo leicht ein Privatdozent viel mehr Zuhörer hat, als ein Ordinarius in der Provinz. Das konnte an sich eine ganz erfreuliche Verstärkung des Lehrkörpers geben, hatte aber den Nachteil, die Fakultät in die schwierige Lage zu versetzen, ob sie die Qualifikation eines Mannes, der anderswo bereits anerkannt war, nachprüfen und sich vielleicht mit dem Urtheil einer Schwester-Fakultät in Widerspruch setzen sollte, oder ob sie unbesehen jeden, der einmal irgendwo akademischer Lehrer geworden, auch in ihre Körperschaft aufnehmen sollte. Vor allem aber war diese Ent-

wirkung äußerst drückend für die wirklichen Privatdozenten, nämlich diejenigen jungen Gelehrten, denen die *venia legendi* die Vorbereitung für die Professur ist; diesen drohte das Einströmen von Elementen, schon älteren Herren, denen die *venia legendi* nur die erwünschte Gelegenheit zu einer Lehrtätigkeit sein sollte, Luft und Licht in einer ganz unerträglichen Weise zu beschränken. Schon rein physisch hat die Berliner Universität häufig Schwierigkeit gehabt, den Privatdozenten auch nur die nötigen Hörsäle zur Verfügung stellen zu können. Schon vor etwa acht Jahren hat deshalb die Berliner philosophische Fakultät beschlossen, und es dürfte gut sein, daß das bei dieser Gelegenheit allgemein bekannt wird, daß Privatdozenten und Professoren von anderen Hochschulen nur zugelassen werden dürfen, wenn ein Bedürfnis nachgewiesen wird. Auch hervorragende wissenschaftliche oder akademische Begabung, wurde einmal dem Ministerium erklärt, dürfe keinen Anspruch auf Ausnahme von dieser Regel geben. Mir scheint, es läßt sich fastlich schwer etwas gegen eine solche Bestimmung einwenden. Was soll man nun dazu sagen, wenn ein süddeutscher Professor eine wahre Flut von Schimpf über die Berliner Fakultät ausgießt, weil sie ihre Bestimmungen, vor etwa einem Jahre, auch einmal gegen einen seiner Freunde angewandt hat? Was würden andere gesagt haben, wenn für diesen Freund eine Ausnahme gemacht worden wäre?

Derselbe süddeutsche Professor hat sich auch nicht geschemt, eine gänzlich unbegründete Insinuation gegen einen „bekannten Theologen“ auf Grund irgend welcher unbeglaubigter Erzählungen in seinen Artikel einzuflechten, und als ihm dieser darauf schrieb, daß die Nachricht falsch sei, erlaubte er sich aus diesem Privatbrief die Ansicht jenes Theologen den Zeitungen mitzutheilen — und ist dabei noch so unvorsichtig gewesen, sie in dem wesentlichen Punkte unrichtig wiederzugeben. Auch sonst wimmelt der Artikel geradegu von tatsächlich unrichtigen Angaben, auf die dann Urteile und Verurteilungen mit vernichtender Sicherheit aufgebaut werden.

Die Berliner Fakultät wird daher die Ermahnungen und Ratschläge dieses Kollegen, was sie tun solle, müsse und werde als mehr von der Leidenschaft als von Ueberlegung eingegeben auf sich beruhen lassen dürfen. Ich will nur noch hinzufügen, daß die Ratschläge gipfeln in der Empfehlung des Beitritts zum Salzburger Hochschullehrertag zwecks Stärkung des Charakters. In Salzburg kamen bekanntlich im vorigen Herbst von den acht- bis neuntausend eingeladenen Hochschullehrern deutscher Zunge an die hundert zusammen und konstituierten sich als „Deutscher Hochschullehrertag“. Das nächste mal will diese Vereinigung mit dem stolzen Namen und dem schwachen Inhalt in Jena tagen. Ich habe mich über den Gedanken im Juliheft 1907 „Eine Professoren-Gewerkschaft“ genügend ausgesprochen. Es wird schon so sein, daß wie an allem in der Welt, so auch an deutschen Hochschulen manches zu bessern ist, aber eine sinnwidrigere Organisation zum Zweck dieser Besserung als diese Salzburger Vereinigung kann es garnicht geben. Wir müssen es daher schon ertragen, wenn der süd-

deutsche Kollege uns vormirft, wir Berliner wollen uns daran nicht beteiligen aus bloßem Hochmut.

Vollenden wir diese Blütenlese mit dem Bericht, daß ein außerordentlicher Professor empfiehlt, das Vorschlagsrecht der Fakultäten ganz abzuschaffen (man behauptet, ihm selber sei das Glück eines solchen Vorschlags nie zu teil geworden) und daß Professor Biermer das loyale Anerbieten Professor Bernhards, sein Amt niederzulegen, beantwortet mit der öffentlichen Belehrung, ein Professor könne garnicht seinen Abschied einreichen (in Wirklichkeit kann er ihm nicht verweigert werden, wenn er eingereicht wird).

Die meisten Vorschläge, die bisher für eine Reform der Universitäts- und Fakultäts-Verfassung gemacht worden sind, halten vor einer eindringenderen Prüfung nicht stand. Das hat Prof. Paulsen, dessen Unbefangenheit und Sachkenntnis niemand bezweifeln kann und niemand bezweifelt, eingehend dargelegt in der „Deutschen Liter. Zeitung“ (Nr. 24). Höchstens die Umwandlung gewisser Extraordinate in Ordinarie dürfte empfehlenswert sein, aber selbst hiergegen gibt es auch gewisse, nicht ganz leicht zu nehmende Bedenken.

Ein Hauptvorwurf, der den Fakultäten gemacht zu werden pflegt, ist, daß sie im Besitz ihres Lehrmonopols keine neueren Richtungen und originale Leistungen aufkommen ließen und daher in zünftlerische Erstarrung verfielen. Im einzelnen Fall ist das unzweifelhaft richtig; ich könnte selber recht krasse Beispiele dafür nennen; im ganzen ist es jedoch deshalb nicht richtig, weil die Zahl der Hochschulen und der Regierungen, die sie verwalten und ergänzen, viel zu groß ist. Wo so viele selbständige Kräfte fortwährend neben- und auch gegeneinander wirken, da ist eine wirkliche Erstarrung schließlich nicht möglich. Sollte sie an der einen Stelle, sagen wir z. B. Berlin, eintreten, so würden andere daraus sehr bald Vorteil zu ziehen verstehen und die studierende Jugend ist bekanntlich auch nicht ohne Sinn dafür, wo die wahre freie Wissenschaft blüht, und sucht sich den Platz auf, der ihr gefällt. Auch in den vorliegenden Streitfall hat die Behauptung von der Einseitigkeit der Schulen hineingespielt mit der Anklage, Professor Schmoller lasse nicht nur in Berlin, sondern in Preußen überhaupt keine andere Richtung aufkommen, als seine eigene. Gerade jetzt aber war die beste Gelegenheit, sich von der völligen Nichtigkeit dieses Gerüdes zu überzeugen. In peinlichem und zugleich erfreulichem Gegensatz gegen den Streit um die Professur Bernhard wurde eben im Kreise seiner Verehrer und Freunde der 70. Geburtstag dieses meines so hoch geschätzten wie lieben Kollegen gefeiert. War es etwa eine geschlossene Schule, die sich da zusammen fand? Ganz im Gegenteil, die stärksten Gegensätze waren hier zu einem Kranz dankbarer Verehrung verbunden. Denn das ist gerade die Charakteristik Schmollers, daß er bei eigener starker Persönlichkeit doch zugleich die Milde einer vermittelnden Natur hat. Er weiß ebensowohl an Junkern und Agrariern wie an Sozialdemokraten Gutes herauszufinden und zu schätzen. Im „Verein für Sozialpolitik“, der recht eigentlich sein Werk ist, ist jeder, der etwas zu sagen hat,

nicht nur zugelassen, sondern gern gesehen und die beiden Herren, die bei dieser Geburtstagsrede die Hauptansprachen hielten, Adolf Wagner und Lujo Brentano, stehen, der eine in der Methode seiner Forschung, der andere in den Zielen, die er anstrebt, in diametralem Gegensatz gerade zu Schmoller. So ist denn auch einfach unwahr, daß Schmoller andere wissenschaftliche Richtungen nicht aufkommen lasse. Ich weiß, daß er Leute direkt empfohlen hat, die ganz andere Ziele verfolgten als er, deren wissenschaftliche und persönliche Kraft er aber erkannt hatte und schätzte. Namen kann man dafür nicht wohl zur öffentlichen Diskussion stellen, aber wer die Behauptung nachprüfen will, in Berlin herrsche in den Staatswissenschaften eine einseitige Richtung, der braucht bloß die Namen der Vertreter dieser Wissenschaft im Universitäts-Verzeichnis nachzulesen, um sich, wenn er die geringste Fühlung mit der Wissenschaft hat, zu überzeugen, welche Fülle von ganz individuellen Richtungen hier meist friedlich, zuweilen auch im Kampfe miteinander, auf den Kathedern vertreten ist. Oder will Jemand verlangen, daß alle Richtungen einer so viel verzweigten Wissenschaft wie diese an einer einzigen Universität verbunden seien? Selbst für Berlin wäre das eine handgreifliche Unmöglichkeit. Hier mögen zum Schluß die Namen derjenigen folgen, die an der Berliner Universität staatswissenschaftliche und nationalökonomische Vorlesungen halten, wobei ich bei einigen ein Wort der Orientierung hinzufüge: Adolf Wagner, Schmoller, Sering, Meitzen, von Halle (Wirklicher Ad-ministrationsrat), Simmel (Soziologe), v. Bortkiewicz (Statistiker), Jastrow (Rektor der Berliner Handelshochschule), Jöpfl (Kolonien), Ballod, Dade (jüngst agrarisch-konservativer Reichstags-Kandidat), Eberstadt, Wilbrandt, B. Zimmermann (Redakteur der Sozialen Praxis) Spietthoff.

28. 6. 08.

D.

Deutschland zwischen England und Rußland.

In dem oben (S. 140) besprochenen Buche „Deutschland unter den Weltvölkern“ führt Rohrbach überzeugend aus, daß der Gegensatz zwischen Deutschland und England das charakteristische Merkmal der augenblicklichen Weltlage ist, daß insbesondere seit der Thronbesteigung König Edwards die englische Politik sich immer deutlicher als das Gegenpiel der deutschen zeigt. Es ist ja bekannt, daß der König persönlich mit großem Erfolge ein Bündnisystem angestrebt hat: Japan, Frankreich, Spanien und Italien sind ins englische Interesse gezogen worden; Rußland, der schärfste Wider-sacher seit einem halben Jahrhundert, verlor durch den japanischen Krieg und die Revolution an Aktionskraft und ließ sich zu der Abgrenzung der Interessensphären in Asien bewegen, so daß England auch nach dieser Seite gerückt ist. Außerhalb dieses Bündnis-kreises stehen Deutschland, Oesterreich-Ungarn und die Vereinigten Staaten. Die Vereinigten Staaten schließen bekanntlich kein Bündnis ab, sind aber augenblicklich durch die Spannung mit Japan gelähmt, können also England auch nicht gefährlich

werden. Die Mächte, gegen die sich das große Bündniswerk richtet, sind daher allein Deutschland und Oesterreich-Ungarn. Die allgemeinen Ursachen des deutsch-englischen Gegensatzes brauchen hier nicht mehr dargelegt zu werden, sein Hauptmoment in der gegenwärtigen Lage darf man wohl mit Nothbach in der Konkurrenz um das Bagdadgebiet sehen. England strebt ein Protektorat über Arabien, Südperisien und Südmesopotamien an, um eine Verbindung zwischen Indien und Aegypten herzustellen und ein neues entwicklungsfähiges Gebiet zu gewinnen, das zum Teil mit englischen Untertanen aus Aegypten und Indien zu bejuedeln wäre. Der natürliche Gegner dieses Plans ist außer dem Sultan, den England berauben will, Deutschland. Es ist, wie hier oft ausgeführt worden ist, weit entfernt von solchen Protektorats- und Kolonisationsgedanken, es will sich vielmehr nur die kapitalistisch-kommerzielle Ausnutzung dieser zukunftsreichen und für den deutschen Handel kaum entbehrlichen Gebiete offenhalten. Zu dem Zweck will Deutschland durch die Bagdadbahn diese Länder erschließen und die Macht des Sultans damit stärken. Dasselbe Interesse wie Deutschland hat Oesterreich-Ungarn an der Erhaltung und Befestigung der türkischen Macht, denn jede Schwächung der Pforte muß den Streit um ihre Länder, also insbesondere die alte Rivalität zwischen Wien und Peterburg, wieder aufleben lassen.

Es ist nun offensichtlich Englands Bestreben, mit Hilfe seines gewaltigen Föderativsystems Deutschland zum Verzicht auf sein Bagdadbahnprojekt und die Hebung der türkischen Macht zu zwingen, sei es durch einen Krieg, sei es durch eine bloße Einschüchterung. Wie vor vier Jahren versucht wurde, Deutschlands Stellung in Marokko zu brechen, so soll dasselbe jetzt in Südwest-Asien versucht werden; nur handelt es sich heute um ein für Deutschland ungleich wichtigeres Objekt, und die Ausschließungsaktion wird dementsprechend mit viel größerer Sorgfalt vorbereitet. Sofort leuchtet ein, wie überaus wichtig es für England ist, Rußlands Hilfe zu gewinnen: gegen Rußland und Deutschland ist ja die Verwirklichung eines solchen Protektorats über Südwestasien undenkbar, mit Rußlands Hilfe kann dagegen eine Niederwerfung Deutschlands erhofft werden. Seit dem japanischen Kriege ist daher die englische Regierung auf die Gewinnung Rußlands ausgegangen, und es ist gewiß, daß die Abgrenzung der asiatischen Interessensphären, insbesondere die Teilung Persiens, von England als Vorbereitung einer gemeinsamen Aktion im „näheren Orient“ angesehen worden ist. Der Preis, den England dem Zaren für die zukünftige Auslieferung jener südöstlichen türkischen Länder geboten hat, läßt sich leicht erraten: er kann nur in anderen türkischen Ländern, also in europäischen und kleinasiatischen Besitzungen des Sultans, bestehen.

Ist nun in Reval eine Verständigung hierüber gefunden worden und steht eine englisch-russische Aktion zur Verteilung türkischen Gebiets zum Schaden Deutschlands und Oesterreichs bevor? Stehen also Deutschland und Oesterreich vor der Alternative, entweder einen schweren Krieg gegen

eine große Koalition zu wagen oder auf ein vielverheißendes Expansionsgebiet auf eine bloße Kriegsdrohung hin zu verzichten und so eine schwere politische und materielle Demütigung hinzunehmen? Die Gefahr eines solchen Krieges aus Anlaß der orientalischen Frage ist ja nichts neues; sie hat die deutsche Politik beeinflusst vom Berliner Kongreß an bis zur Mitte der 90er Jahre, und wenige Politiker werden diesen Krieg für vermeidlich gehalten haben. Heute wäre die Lage Deutschlands gefährlicher als damals: damals stand Italien treu im Dreibund, heute ist es mit Oesterreich wegen der Balkanpolitik gespannt, und der alte Gegensatz zu Frankreich ist ausgeglichen; man wird es also auf der Gegenseite suchen müssen. Vor allem war damals England Rußlands Feind, also für Deutschland zum mindesten wohlwollend neutral, heut ist es der Führer der feindlichen Koalition.

In erster Linie hängt es von Rußland ab, ob diese Konstellation sich ergeben wird. Betrachten wir die Momente, die dafür sprechen. Die russisch-orientalische Politik hat seit Peter dem Großen zwei Spitzen: die eine richtet sich auf den „näheren“, die andere gegen den „fernen“ Osten. Freilich hat die Offensive gegen den türkischen Orient lange Zeit die andere weit überwogen, in der russischen Nation insbesondere galt die Eroberung Konstantinopels stets als das Ziel der eigentlichen nationalen Politik. Erst im 19. Jahrhundert, als sich vor diesem Ziel immer neue Hindernisse auf-türmten, trat die östliche Expansion in den Vordergrund; nach der Niederlage im Krimkriege tröstete sich Rußland durch die völlige Unterjochung des Kaukasus und die Eroberung der muhamedanischen Staaten im Gebiet des Amu- u. Syr-Darja; nach dem Berliner Kongreß unterwarf es die Turkmener, um eine Angriffsposition gegen Afghanistan und Indien zu gewinnen. Persien stellte es täglich mehr unter seinen Einfluß, und der Plan einer Eisenbahn nach dem Persischen Golf wurde bereits entworfen, endlich suchte es vermittelst der Sibirischen Eisenbahn nach dem Großen Ozean durchzudringen. Während dieser Bestrebungen verloren weder Nation noch Regierung die Eroberung Konstantinopels aus dem Auge; nur galt es, sie so lange zu vertagen, bis die asiatische Politik gesichert war. Bis dahin mußte jede Veränderung im türkischen Gebiet vermieden werden, damit Rußland bei Verteilung der türkischen Erbschaft mit gesammelten Kräften auftreten und den Löwenanteil an sich reißen konnte. In diesem Bestreben fand es die Unterstützung des alten Gegners Oesterreich; auch dies wünschte den status quo auf dem Balkan zu erhalten, um die mit einer größeren Umwälzung verbundene Gefahr eines europäischen Krieges zu vermeiden. Umgekehrt wollte England die Fesselung der russischen Kraft in Asien zur Regelung der türkischen Frage benutzen: gelang es in dieser Zeit die türkische Frage zur Entscheidung zu bringen, so war zu erwarten, daß das Einvernehmen zwischen Rußland und Oesterreich zerfiel und Rußland — in Europa und Asien engagiert — auf beiden Seiten empfindlich zurückgedrängt werden konnte. Vermittelst der kretischen, armenischen und besonders der mazedonischen Unruhen suchte die englische

Regierung dies Ziel zu erreichen; sie wurde nicht müde, Verwaltungsreformen für die leidenden Provinzen auszuarbeiten, und alle liefen auf eine Schwächung der Sultansmacht hinaus. Streng durchgeführt konnten sie den Zerfall der Pforte und damit den Streit um ihre Erbschaft zur Folge haben. Alle Versuche scheiterten an dem festen Zusammenhalten der zunächst beteiligten beiden Ostmächte; sie schlossen noch im Jahre 1903 das Würzsteger Abkommen, nur gemeinsam in der akuten mazedonischen Frage vorzugehen und jeden Krieg auf dem Balkan zu verhindern. Beide hatten dabei stets auf die Zustimmung ihrer Bundesgenossen Deutschland resp. Frankreich zu rechnen. So kam es zwar zu mannigfachen Verwaltungsreformen in Mazedonien wie der Einrichtung einer von Europäern geleiteten Gendarmerie und einer europäischen Verwaltungskontrolle, aber die Souveränität und militärische Macht des Sultans wurde hierdurch nicht vermindert und jede Verwicklung vermieden.

Jetzt hat sich die Situation für Rußland gründlich verändert. Der japanische Krieg mit seinen Konsequenzen hat ihm den Weg nach dem Großen und Indischen Ozean versperrt; damit fällt auch die Notwendigkeit dahin, am Balkan eine konservative Politik zu befolgen; die Niederlage gegen Japan und die trostlosen Verhältnisse im Innern geben vielmehr einen Ansporn, aufs neue eine Offensive gegen den Sultan zu eröffnen, um die Unzufriedenheit mit der inneren und äußeren Politik durch einen glänzenden auswärtigen Erfolg zu betäuben. Damit ist für England die Möglichkeit gewonnen, mit Rußland eine Verständigung über die türkischen Länder zu finden und Deutschland und Oesterreich auch im Osten einen Bundesgenossen an die Seite zu setzen. Die üble Beschaffenheit der russischen Finanzen wird ein solches Einvernehmen eher befördern als erschweren: ohne auswärtige finanzielle Hilfe ist Rußland nicht imstande, eine große militärische Aktion zu unternehmen; England vermag ihm diese Subvention zu verschaffen. Selbst wenn die russische Regierung wenig Neigung verspüren sollte, mit England gemeinsam die türkische Frage aufzurollen und demgemäß die Länder des Sultans zu teilen, so wird sie die Abhängigkeit von auswärtiger Geldhilfe in das englische Lager treiben, sobald sie nur einmal etwas gegen die Türkei unternehmen will. — Die Ereignisse der letzten Monate scheinen zu beweisen, daß in der Tat die englischen Werbungen in Rußland Erfolg gehabt haben. Den Ausgangspunkt für die Verständigungsaktion bot Mazedonien. England schlug im Dezember vorigen Jahres abermals Verwaltungsreformen vor, die die Macht des Sultans verringern sollten, Rußland wies sie erst getreu dem Würzsteger Abkommen zurück, aber nach allen Nachrichten hat man nun in Reval doch Grundsätze für ein gemeinsames Vorgehen gefunden. Hiernach soll die Gendarmerie in Mazedonien vermehrt werden und die Einnahmen Mazedoniens sollen zuerst zur Bestreitung der Kosten der Gendarmerie und der Zivilverwaltung dienen. Erst nachher soll die türkische Armee berücksichtigt werden. Eine europäische Kommission

soll die Verwaltung überwachen. Es ist der Kern der englischen Vorschläge vom Dezember. Der Erfolg einer solchen Reform ist klar: die Kosten der vermehrten Gendarmerie und der Zivilverwaltung würden die Einnahmen verschlingen, für die Truppen würde nichts übrig bleiben; die türkische Herrschaft wäre damit faktisch beseitigt. In diesem autonomen Mazedonien würde dann England mit seinen Bundesgenossen vermittelt der Kontrollkommission die Herrschaft führen: der wirtschaftlichen Expansion Deutschlands und Oesterreichs könnte so ein Niegel vorgeschoben werden. Die Bagdadbahn wäre verloren, und die österreichische Sandtschafbahn nutzlos. Der Widerstand des Sultans gegen diese Amputation kann nicht unüberwindlich sein, wenn es vorher gelingt, die beiden dissentierenden Großmächte durch Drohungen oder Krieg zum Schweigen zu bringen, und der Verteilung der Beute zwischen England und Rußland stände dann nichts mehr im Wege. Was dem Zaren für den Uebertritt zu England versprochen worden ist, ist oben bereits angedeutet worden. Daß der Zar in der Tat mit einer türkischen Verwicklung rechnet, dafür spricht, daß die russische Regierung ihre Armee in den kaukasischen Gebieten in den letzten Monaten beträchtlich verstärkt und gereizte Verhandlungen wegen der türkisch-persischen Grenzkonflikte in Konstantinopel begonnen hat.

Einer Aktion in der türkischen Frage darf man also entgegensehen: England und Rußland werden Reformvorschläge für Mazedonien machen, Italien und Frankreich werden zustimmen. Vermutlich werden sie begründet werden mit der Notwendigkeit, den bisherigen bürgerlichen Unruhen, den Bandenkämpfen und den Leiden der christlichen Bevölkerung ein Ende zu machen: da die türkische Regierung sich unfähig dazu erwiesen habe, müsse das europäische Konzert die Beruhigung versuchen. Welche Haltung Deutschland und Oesterreich einnehmen werden, ist klar: sie werden die Vorschläge ablehnen, sobald sie eine weitgehende Beschränkung der türkischen Macht enthalten. Denn, daß der Einschüchterungsversuch mißlungen ist, hat alle Welt durch die Döberitzer Kaiserrede, durch den offiziellen Artikel der „Nordd. Allg. Ztg.“ und durch die Aufnahme dieser Aeußerungen in der deutschen Nation erfahren: in ihrer übergroßen Mehrheit hat die öffentliche Meinung der Regierung zugestimmt und sich entschlossen gezeigt, einen von Rußland und England aufgezwungenen Kampf durchzuführen. Die Nation hat begriffen, daß es sich hier ebenso um die politische Ehre wie um materielle Vorteile handelt; sie hat ohne Zweifel seit der marokkanischen Verwicklung im weltpolitischen Verständnis große Fortschritte gemacht. Man darf auch annehmen, daß sich die deutsche öffentliche Meinung nicht durch jene anscheinend humane Begründung blenden lassen wird. Denn eine wirkliche Beruhigung Mazedoniens kann durch jene „Reform“ nicht erreicht werden. Da in Mazedonien Muhammedaner und Christen verschiedener Stämme und Bekenntnisses - Bulgaren, Griechen, Serben, Rumänen — durcheinander wohnen, die um die Vorherrschaft kämpfen, so wird eine Autonomie diese feindlichen Elemente nicht versöhnen. Sie werden

vielmehr erst recht gegen einander wüthen, und die Abwesenheit türkischer Truppen wird die Begehrlichkeit der kleinen Nachbarstaaten anstacheln und so zu endlosen Wirnissen Anlaß geben. — Daß die deutsche Regierung vor ihrer entschiedenen Aeußerung sich des Einvernehmens mit Oesterreich versichert hat, ist selbstverständlich, und gewiß ist diese Entschiedenheit geeignet, die zunächst bedrohte Macht, die Pforte, zum schärfsten Widerstande gegen solche Forderungen der englisch-russischen Koalition zu ermutigen. In der That sprechen Zeitungsnachrichten von neuen türkischen Rüstungen und dem Entschluß Abdul Hamids, in keine Verminderung seiner Truppen in Mazedonien zu willigen.

Ist also zu erwarten, daß bei dieser ablehnenden Haltung des europäischen Konzerts die Mehrheit zur Gewalt schreiten wird? Eine positive Antwort ist auf diese Frage nicht möglich, man muß sich begnügen, die Kräfte der Parteien abzuschätzen. Zur See wäre die Ueberlegenheit der großen Koalition erdrückend, zu Lande ständen Rußland, Frankreich und vermutlich Italien gegen Deutschland, Oesterreich-Ungarn und ihre Bundesgenossen unter denen die Pforte der stärkste wäre. Die Balkanstaaten würden sich ungefähr gegenseitig paralysieren. Es wäre eine Kombination, die Deutschland gewiß nicht zu scheuen hätte in Anbetracht der erwiesenen Minderwertigkeit der russischen Armee und der Schwäche der russischen Finanzen: man darf also wohl annehmen, daß der eigentliche Gegenstand des Kampfes, das türkische Gebiet, von den Gegnern nicht erobert werden könnte, und damit der Zweck des Krieges für England verfehlt wäre. England würde nur einen — freilich hochwichtigen — Nebenzweck, die Vernichtung der deutschen Kriegs- und Handelsflotte erreichen können, aber es würde auch dafür, wie an dieser Stelle oft ausgeführt worden ist, einen hohen Preis zahlen müssen: es würde einen seiner besten Kunden ruinieren, sich die Feindschaft Deutschlands auf Generationen zuziehen und zugleich die neutralen Konkurrenten, in erster Linie die ihm ohnehin gefährlichen Vereine. Staaten, durch die Vernichtung des deutschen Handels verstärken. — Aber es gibt noch andere Mächte von Bedeutung außer den organisierten Armeen und Flotten, die in dem Weltkriege für Deutschland und Oesterreich wirksam sein würden. Da ist zunächst die Gärung in Indien, die seit einigen Jahren der englischen Regierung große Sorge macht und natürlich durch die Fesselung der englischen Wehrkraft einen starken Antrieb empfangen würde, weit wichtiger ist aber die Möglichkeit einer allgemeinen islamitischen Bewegung. Sicher würde der Sultan im Kampfe um seine Existenz den Fanatismus seiner Glaubensgenossen anrufen und den heiligen Krieg verkündigen. An einer Stelle würde die islamitische Erhebung in Verbindung mit der großen europäischen Verwickelung sofort die Entscheidung bringen: in Marokko. Die schwachen französischen Truppen hätten dort keine Hilfe mehr von Hause zu erwarten, sie müßten zurückgezogen werden, oder würden von den Marrokkanern, zu denen natürlich europäische Offiziere und Waffen den Weg finden würden, weggejagt werden. Vermutlich würden auch die

Eingeborenen von Algier und Tunis den neuen deutsch-französischen Krieg benutzen und Frankreich mindestens zur Zersplitterung seiner Streitkräfte zwingen. In Rußland würde sogleich das mohamedanische Kaukasusgebiet in Flammen stehen, vielleicht würden auch in Transkaspien Unruhen ausbrechen; eine Offensive gegen Kleinasien würde jedenfalls so gut wie unmöglich sein, und zur See würde Konstantinopel bei der Demoralisation der russischen Flotte ebenfalls wenig zu fürchten haben. Vor allem wäre England von einer solchen mohamedanischen Bewegung bedroht: Egypten würde größere Aufmerksamkeit erfordern, und in Indien würde zu der Unruhe unter den Hindus die Revolution der Muhamedaner treten; auf die eingeborenen Truppen wäre kein Verlaß mehr, und der Emir von Afghanistan würde sich gewiß einer Unterstützung der insurgierten Indier nicht entziehen können. Zu alledem käme noch, daß, wie jede Koalition so auch diese die Keime inneren Zwistes in sich trägt. Sollte Italien, falls Frankreich seine Herrschaft in Tunis nicht oder nur mit Mühe behaupten kann, nicht Reigung verspüren, seine alten kolonialen Pläne dort zu erneuern? Könnte nicht Tripolis, über dessen Schicksal ja ebenfalls die Würfel geworfen werden müßten, ein Zankapfel zwischen den drei interessierten Staaten werden? Und sollte nicht Persien zwischen Rußland und England stehen? Schwerlich werden die Unruhen dort ohne englische oder russische Einmischung beendet werden können, und wenn die russischen Armeekorps erst in Teheran stehen, ist es gewiß nicht unwahrscheinlich, daß der Appetit mit dem Essen kommt und die Russen den Gedanken einer Verbindung mit dem persischen Golf wieder aufnehmen: mit dieser Unterordnung Persiens, die gewiß leichter als die Eroberung Konstantinopels zu erreichen ist, wäre dem heimischen Machtbedürfnis ebenfalls eine Genugtuung bereitet. Das Einvernehmen mit England wäre damit gründlich zerstört, denn einen russischen Hafen am persischen Golf kann England niemals dulden. Daß in der russischen Nation keine Begeisterung für einen Krieg an der Seite Englands herrscht, zeigen viele Aeußerungen der Presse und der Parteiführer; selbst die „Nowoje Wremja“ gibt Stimmen Raum, die sich für ein freundschaftliches Verhältnis zu Deutschland aussprechen. Sollte sich endlich nicht die russische Regierung der Besorgnis hingeben, daß die erste große Niederlage der russischen Waffen eine neue Revolution entfesseln würde? Denn einstweilen sind ja die revolutionären Elemente nur gebändigt, nicht verhöhnt.

Je fester die Haltung Deutschlands und Oesterreich-Ungarns ist, desto leichter werden die friedlichen Elemente in Rußland die Schwierigkeiten erkennen, die der von England inaugurierten Politik entgegenstehen. Deutschland und Oesterreich haben also keinen Grund die Sachlage pessimistisch zu betrachten, so ernst sie auch sein mag. Sie können der Ueberzeugung sein, für ein hohes Ziel, für Lebensbedingungen ihrer staatlichen Zukunft einzutreten und dabei zugleich ein Kulturwerk zu fördern. Denn nur durch die Erschließung Mazedoniens durch Eisenbahnen und ähnliche Mittel für den

europäischen Unternehmungsgeist kann die unglückliche Provinz und geistig gehoben werden; nur durch solche Mittel kann der Geschmack an geordneten Zuständen gewinnen. Gerade das aber handelt die englische Politik entgegen, um den Deutschen reichern den Zugang zur asiatischen Türkei zu verstopfen.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Begutachtung gegangen, verzeichnen wir:

- Brann, Lily.** — Im Schatten der Titanen. Ein Erinnerungsbuch aus dem Jahre 1870. Geh. M. 8,50. Braunschweig, George Westermann.
- Carpenter, Edward.** — Die Schöpfung als Kunstwerk. M. 5,—, geb. M. 6,—. Jena, Eugen Diederichs Verlag.
- Frost, Dr. J.** — Belgische Wanderarbeiter. Geh. M. 2,—. Berlin, Treutler & Wittenberg.
- Hochland.** — Monatschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. Herausgegeben von Karl Muth, 5. Jahrgang, 8. Heft. Vierteljährlich. M. 1,50. München und Kempten, Jos. Kösel.
- Kappstein, Theodor.** — Psychologie der Frömmigkeit. M. 4,50. Leipzig, M. Neust. Wilmelm. — Die Vorsokratiker in Auswahl übersetzt und eingeleitet von M. 5,—, geb. M. 6,50. Jena, Eugen Diederichs Verlag.
- Paquet, Alfons.** — Auf Erden. M. 4,—, geb. M. 5,50. Jena, Eugen Diederichs Verlag.
- Petzelt, Erich.** — Elternvereinigungen. Ihre Ziele und ihre Wege. 6. Heft. Süddeutsche Monatshefte, G. m. b. H.
- Plato's Apologie für Kriton.** Ins Deutsche übersetzt von Otto Kiefner. M. 3,—. Jena, Eugen Diederichs Verlag.
- Schmitt, Georg.** — Wirkliche Ueberzeugung oder Erkenntnis auf dem Wege der Kritik. Lampart & Co.
- Schütze, Woldemar.** — Schwarz gegen Weiss. M. 2,50, geb. M. 3,50. Berlin, Ernst Hofmann & Co.
- Solmi, Edm.** — Leonardo da Vinci. Band 57 der Biographien-Sammlung. M. 8,60. Berlin, Ernst Hofmann & Co.
- Spieker, Dr. Gideon.** — Vom Kloster ins akademische Lehramt. Ein Lebensbild eines ehemaligen Kapuziners. M. 2,—. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag.
- Wickersdorf.** — Erster Jahresbericht der Freien Schulgemeinde Wickersdorf. Jena, Eugen Diederichs.
- von Halle, Dr. E.** — Die Seemacht in der deutschen Geschichte. (Sammlung Göschen, Bd. 370.) M. 0,80. Leipzig, G. J. Göschen.
- Kirchner, Robert.** — Die mazedonische Frage. M. 2,—. Berlin, H. Schönerhans.
- Legband, Dr. Paul.** — Deutsche Literatur-Denkmäler des 17. und 18. Jahrhunderts. Klorstock, I. II. (Sammlung Göschen, Bd. 364.) Jeder Band M. 1,—. G. J. Göschen.
- Philipp, S.** — Über uns Menschen. M. 4,—, geb. M. 5. Leipzig, E. A. Sauer.
- Sauter, Dr. K.** — Betrachtungen über das Verfahren in bürgerlichen Streitigkeiten und Vorschläge zu dessen Aenderung. M. 0,60. Karlsruhe, I. C. Neumann.
- Schissel von Fleschenberg, Dr. Otmar.** — Das Adjektiv als Epitheton des zwölften Jahrhunderts. (Teutonia. Arbeiten zur germanischen Sprachwissenschaft, herausgegeben von Dr. Wilhelm Uhl, 11. Heft.) M. 3,50. Leipzig, E. Neumann.
- Schriften des Arbeitgeber-Verbandes für das Buchdruckgewerbe, No. 1.** Berlin.
- Schuchart, Dr. Th.** — Die volkswirtschaftliche Bedeutung der technischen Arbeiter der deutschen Zuckerindustrie. M. 5,—, geb. M. 6,—. Leipzig, Dr. W. Neumann.
- Schwartz, Rudolf.** — Jahrbuch der Musikbibliothek Peters für 1907. Leipzig, E. Neumann.
- Schwellenbach, Robert.** — Das Glaubensbekenntnis eines katholischen Priesters. Hermann Walther, Berlin.
- Sell, Karl.** — Katholizismus und Protestantismus. Geh. M. 4,40, geb. M. 5,—. Quelle & Meyer.
- Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde in den Provinzen Russlands aus dem Jahre 1906.** Riga, W. F. Häcker.
- Sperl, August.** — Die Söhne des Herrn Budiwoj. M. 6,—. München, O. Neumann.
- Stille-Gerke.** — Kohlenbergwerk. Leipzig, R. Voigtländer.
- Stille-Stedel.** — Eisenhütte. Leipzig, R. Voigtländer.
- Stoll-Lamer.** — Die Götter des klassischen Altertums. M. 4,50. Leipzig, E. Neumann.
- Tews, J.** — Wer wird die Volksschule betreiben? (Sammlung pädagogischer Aufsätze, herausgegeben von Wilhelm Mayer-Markau. Zweimonatlich ein Heft.) M. 2,—. Leipzig, E. Neumann.
- Thomas, Albert.** — Le Second Empire (1852—1870). Préface de Charles Albert Thomas. Socialiste (1789—1900) sous la direction de Jean Jaurès Tome 1. Paris, Editions Jules Rouff & Cie.

- Aebelin, Dr. Th. — Soziologie. (Samml. Göschen, Bd. 101.) M. 0,80. Leipzig, G. J. Göschen.
- Eisenberg, Franz. — Der akademische Nachwuchs. M. 2,80. Leipzig, B. G. Teubner.
- Trecher, Dr. E. — Vortragszöfle. Ihre Geschichte und Wirkung im internationalen Warenantausch. M. 3,00. Berlin, Franz Siemenroth.
- Tönnies, Dr. Ferd. — Die Entwicklung der sozialen Frage. (Samml. Göschen, Bd. 858.) M. 0,80. Leipzig, G. J. Göschen.
- Carak, Ernst von. — Herr Houston Stewart Chamberlain und die Weltgeschichte. M. 0,80. Leipzig, C. L. Hirschfeld.
- Valentin, Dr. W. — Ein unerschlossenes Kulturland: Nénquén und Rio Negro) Argentinien). Berlin, Hermann Paetel.
- Volkswohlfahrt. Die Zentralstelle für Volkswohlfahrt, ihre Organisation und ihr Tätigkeitsbereich. 45 S. Berlin, Carl Heymann.
- Wahrnand, Dr. Ludwig. — Ultramontan. Eine Abwehr in vier Artikeln. 41 Seiten. München, J. F. Lehmann.
- Wulken, Dr. Erich. — Der Strafprozess ein Kunstwerk der Zukunft. Ein Vortrag, gehalten im Gemeinnützigen Verein in Dresden. 41 S. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.
- Weißrecht, Carl. — Deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts. (Sammlung Göschen. Bd. 154.) M. 0,80. Leipzig, G. J. Göschen.
- X. I. Die Reaktion in der inneren Verwaltung Preussens. M. 1,80. Berlin-Schöneberg. Buchverlag der „Hilfe“.
- Arndt, P. — Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft (Aus Natur und Geisteswelt Bd. 179). M. 1,25. Leipzig, B. G. Teubner.
- Barrt, Theodor. — Der Freisinn im Block. Ein Kapitel aus der Entwicklungsgeschichte des Liberalismus. 28 S.
- Behrad, Dr. Felix. — Der freistudentische Ideenkreis. Programmatiscbe Erklärungen. Herausgegeben im Auftrage der Deutschen Freien Studentenschaft. 89 S. München, Bavaria-Verlag.
- Bitternaf, Th. — Napoleon I. (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 195.) M. 1,25. Leipzig, B. G. Teubner.
- Bosser, W. — Unser Gottesglaube. (Religionsgeschichtliche Volksbücher.) 70 Pf., geb. M. 1,—, feine Ausgabe M. 1,50, für Abonnenten 50 Pfg., kart. 75 Pfg. Tübingen, J. C. B. Mohr.
- Brunler, J. W. — Das deutsche Volkslied. Dritte Auflage (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 7) M. 1,25. Leipzig, B. G. Teubner.
- Brücker, Alexander. — Russlands geistige Entwicklung im Spiegel seiner schönen Literatur. M. 2,50. Tübingen, J. C. B. Mohr.
- Classen, W. — Die deutsche Landwirtschaft. (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 215.) M. 1,25. Leipzig, B. G. Teubner.
- Curt, Theodor, und Gleesen, Alexander. — Das Wahlrecht. Geschichte und Kritik. 90 S. Frankfurt a. M., Hütten & Loening.
- Deutsche Arbeit. — Monatschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Jahrgang 7, Heft 8. M. 1,20. Prag, Carl Beilmann.
- Drebnrg, Dr. Richard. — Heimatpolitik. 75 Pf. Bostock, Carl Boldt.
- Eisenberg, Franz. — Der „Akademische Nachwuchs“. M. 2,80. Leipzig, B. G. Teubner.
- Fahlbeck, Pontus. — La Constitution Suédoise et le Parlamentarisme Moderne. Paris, Alphonse Picard et fils.
- Fascht, Paul. — Steuerpflicht und Bodenrecht. Ein Bekenntnis aus der Gemeinle des Henry George und ein Geleitwort zu jeder Finanz- und Steuerreform. 45 S. Heilbrunn, Schellsche Buchdruckerei.
- Freie Studentenschaft. — Zur Einführung in das akademische Leben an der Kgl. Universität zu Berlin. Herausgegeben von Ausschuss der Freien Studentenschaft. 28 S.
- Glocke, Die — Monatshefte für Literatur und Wissenschaft. Heft XI. Jahrespreis 3 Dollar. Für das Ausland 4 Dollar. Einzelheft 25 C. Evanston-Chicago. U. S. A. Verlag der Glocke.
- Goll, A. — Verbrecher bei Shakespeare. M. 4,—. Stuttgart, Axel Juncker.
- Gottschalk, Hermann. — Onkel Erasmus. Eine Börsengeschichte. M. 4,—. Berlin, Gebrüder Paetel.
- Grabowsky, Adolf. — Recht und Staat. Ein Versuch zur allgemeinen Rechts- und Staatslehre. M. 2,—. Berlin, Dr. Walther Rothschild.
- Grosjahn, Dr. Alfred. — Luther. Ein Charakterbild aus seinen Werken. (Aus der Gedankenwelt grosser Geister. Eine Sammlung von Auswahlbänden, herausgegeben von Lothar Brieger-Wasservogel, Bd 9.) M. 2,50. Stuttgart, Robert Lutz.
- Harnman, Dr. Hermann Justus. — Die ökonomische Bedeutung der Technik in der Seeschifffahrt. (Technisch-volkswirtschaftliche Monographien. Herausgegeben von Dr. Ludwig Sinzheimer. Bd. II.) Geh. M. 2,—, geb. M. 3,—. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt.
- Kaschke, B. — Deutsche Kunst im täglichen Leben. (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 193.) M. 1,25. Leipzig, B. G. Teubner.
- Kaufmann-Akademie. — Kaufmannische 2-Wochenschrift. Heft 7. 50 Pf. Leipzig, Verlag der Handels-Akademie
- Kraus, Walter. — Die Dichterbörse. Roman. (Die Bücher des Deutschen Hauses. Herausgegeben von Rudolf Presler. Zweite Reihe, 28. Band.) 75 Pf. Berlin-Leipzig, Buchverlag fürs Deutsche Haus.
- Jahresbericht und Mitteilungen der Handelskammer zu Cöln 1903. Heft 1. Bericht über die wirtschaftliche Lage des Handelskammerbezirks im Jahre 1907. Cöln, M. Du Mont-Schauberg.

- Kade, Carl. — Klassenjustiz. 60 Pf. Berlin, Albert Nauck & Co.
- Kahle, B. — Henrik Ibsen, Björnstjerne Björnson und ihre Zeitgenossen. (Aus Natur und Geisteswelt Bd. 198) M. 1,25. Leipzig, B. G. Teubner.
- Kirchenrechtliche Abhandlungen. — Herausgegeben von Dr. Ulrich Stutz. 49. und 50. Heft. Joseph II. und die äussere Kirchenverfassung Innerösterreichs. M. 18,60. Stuttgart, Ferdinand Enke.
- Leub, Gertrud. — Charon's Nachen, Roman, M. 8.—. Berlin, Gebrüder Paetel.
- Linsbach, K. — König Friedrich Wilhelm I. und Fürst Leopold I. zu Anhalt-Dessau. (Ersieger des preussischen Heeres, Herausgeber Generalleutnant z. D. von Pelet-Narbonne. 2. Band.) Berlin, S. Behr.
- Magister F. Ch. Laubhards Leben und Schicksale. 2 Bände. Stuttgart, Robert Lutz.
- Meyer, Gertrud. — Tanzspiele und Singtänze. M. 1.—. Leipzig, B. G. Teubner.
- Michel, O. H. — Die Wohn- und Schlafverhältnisse unserer Schulkinder. (Sammlung pädagogischer Vorträge. Herausgegeben von Wilhelm Meyer-Markau. Zweimonatlich ein Heft. Bezugspreis für den Jahrgang Mk. 1,80. Bd. XVIII. Heft 2.) Minden i. W., C. Marowsky.
- Neue Weltanschauung. Monatschrift für Kulturfortschritt auf naturwissenschaftlicher Grundlage. Heft 1 1908. Stuttgart, Gesellschaft: Neue Weltanschauung.
- Nowak, D. W. — Amos und Hosea. (Religionsgeschichtliche Volksbücher.) Mk. 0,70. Geb. M. 1.—. Für Abonnenten Mk. 0,50, kartoniert Mk. 0,75. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
- Pfauder, Gertrud. — Helldunkel. Herausgegeben von Karl Henckell. Mk. 2,60, geb. Mk. 4.—. Bern, A. Francke.
- Pechhammer, Dr. L. — Zum Problem der Willensfreiheit. Mk. 1,20. Stuttgart, Max Kiehlmann.
- Prevost, Marcel. — Herr und Frau Moloch. Roman. Uebersetzt von F. P. Fischer. München, Albert Langen.
- Radenwill, Maria. — Beigen-Sammlung. Mk. 2,40. Leipzig, B. G. Teubner.
- Rehm, H. S. — Deutsche Volksfeste und Volksitten. (Aus Natur und Geisteswelt. Band 214.) Mk. 1,25. Leipzig, B. G. Teubner.
- v. Reibnitz, Dr. Kurt. — Familienfideikommiss. Ihre wirtschaftlichen, sozialen und politischen Wirkungen. Mk. 8.—. Berlin, Carl Heymann.
- Rosenberg, Dr. Emil. — Der deutsche Ausdruck beim Uebersetzen ciceronianischer Reden. (Königl. Gymnasium zu Hirschberg i. Schl. Programm Ostern 1905.) Hirschberg, Gebirgs-Zeitung.
- Sauter, Dr. K. — Betrachtungen über das Verfahren in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten und Vorschläge zu dessen Aenderung. Mk. 0,90. Karlsruhe, Friedrich Gutsch.
- Teutenberg, Ad. — Ueber Pfarrer Kutters Christentum und Sozialismus. Laiengedanken eines Apostaten. Zürich, Art. Institut Orell Füssli.
- v. Scheenkendorff und Helmrich. — Ratgeber zur Pflege der körperlichen Spiele an den deutschen Hochschulen. 80 Pf. Leipzig, B. G. Teubner.
- Spiegel, Der. — Münchener Halbmonatschrift für Literatur, Musik und Bühne Herausgegeben von Lion Feuchtwanger. 1. Jahrgang Heft 1 u. d. 2.
- v. Uhde, Fritz. — Eine Kunstgabe für das deutsche Volk mit Geleitwort von Alexander Troll. Herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege. Mainz, Jos. Scholz.
- v. Unger, W. — Blätter Zweiter Band: Von 1812—1819. Mit 12 Bildnissen und 29 Kartenskizzen. Geh. Mk. 9.—, geb. Mk. 10.—. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. Verlagsbericht des Königlich Preussischen Landesgewerbeamts 1907. II. Berlin, Carl Heymann.

Manuskripte werden erbeten an Herrn Dr. Gustav Roloff, Berlin-Charlottenburg, Königsweg 8.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginirt sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Der Nachdruck ganzer Artikel aus den „Preussischen Jahrbüchern“ ohne besondere Erlaubnis ist untersagt. Dagegen ist der Presse freigestellt, Auszüge, auch unter wörtlicher Uebernahme von einzelnen Abschnitten, Tabellen und dergl., unter Quellenangabe ohne weitere Anfrage zu veröffentlichen.

Goethe und Helmholtz.

Von

Adolf Mayer.

Die ganz Großen haben ja immer Beziehung zu einander; denn ein Mensch muß eben in vielen Stücken groß sein, um zu den ganz Großen zu gehören, und da ergeben sich die Vergleichspunkte aus den riesigen Dimensionen von selbst. Aber zwischen Goethe und Helmholtz bestehen noch ganz besondere, innige Beziehungen, die es interessant ist, bis in Einzelheiten zu verfolgen. Auch ist niemand unter allen Geistesheroen von dem jüngeren der beiden genannten so oft zitiert worden wie jener ältere, aber ewig junge. Seiner berühmten Tischrede zur Feier seines siebenzigsten Geburtstages legte Helmholtz das Thema unter, die Schlußstrophe aus dem Gedichte „an den Mond“:

„Was von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.“

Und einer seiner ausgezeichneten populären Vorträge, den er im Heidelberger Museum hielt, begann mit den Worten: „Ein Kerl, der spekuliert, ist wie ein Tier auf dürrer Heide, von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt, und ringsumher liegt schöne grüne Weide.“

Dieser Beginn ist dem Verfasser dieser Studie im Kopfe geblieben, weil Helmholtz, der auch schalkhaft sein konnte, seine Frau und Tochter damit geneckt hatte, er würde seine Rede mit den Worten „Ein Kerl“ beginnen, und die Damen ihm eine solche Banalität nicht zutrauen wollten. — Und ebenso war es bei hundert anderen Gelegenheiten; Goethes Dichterworte sind fast immer der Eingang oder der Ausgang und jedenfalls das Leitmotiv bei jeder vollstümlichen Darstellung.

Nun ja, wird man sagen: auch andere schöpfen aus dem unerschöpflichen Brunn. Groß und Klein trinkt sich daraus. Was beweist dies anders, als daß der größte Dichter für jedermann Erquickung bietet? — Gewiß, das ist so. — — Und dann steigt auch vor uns auf der ungeheure Gegensatz: Hier die volle Künstlerkraft in ihrem Schaffen einer neuen zweiten Welt, groß und weit genug, um uns die wirkliche vergessen zu machen, die Synthese eines herrlichen Kosmos; — dort dagegen die bewundernswert subtile Analyse der wirklichen Welt, nicht neue Schleier webend, sondern die alten undurchdringlichen zerreißend. — Selbst die Lebenskraft wird von dem Forscher als solch eine mystische Hülle erkannt; sie muß fallen: und herein leuchtet in die dunkelsten und bis dahin unzugänglichen Gebiete der Physiologie und gar der Psychologie die helle Fackel des souveränen Verstandes.

Die Welt, die ein Kosmos war, wird zum schnurrenden Räderwerk von potentiellen und aktuellen Energien: — mathematische höhere Analysis, klar aber gefühllos. — Wohl streiten sich (nach einem Worte Engelmanns) — wie um die Geburtsstätte Homers sieben Städte — sieben Wissenschaften um den großen Forscher. Aber die Streitenden sind eben ausschließlich Wissenschaften. Keine der Künste findet sich in dieser Reihe.

Dennoch halten wir unsere Hypothese fest, trotz dieses Gegensatzes, der ihr so wenig günstig scheint.

Aber das kann nicht in zwei Worten geschehen. Es gilt, eine kühne Brücke zu bauen, und dazu müssen von hüben wie von drüben Veranstaltungen getroffen werden. —

Von hüben sind sie bald geschafft, aber sie müssen vermehrt und vertieft werden. Goethes naturwissenschaftliche Bestrebungen sind ja weltbekannt. Seine Neigungen waren ganz bei diesem Wissensgebiete. Er botanisierte und mineralogisierte sein Leben lang. Sogar in der Sommerfrische in Karlsbad betrieb er außer der Beschäftigung mit den Felsarten und Geröllen ein sehr ernst gemeintes Studium der Wolkenbildungen. Selbst da ihn die Bottschaft von dem Tode des Sohnes ereilte, suchte der greise Dichter durch botanische Beobachtungen in seinem hinter Mauern versteckten Garten Vergessenheit von diesem Schmerze.

Und nun gar der Physik des gefährbten Lichtes, ihr werden die besten Stunden des Tages gewidmet. Sie gilt ihm als seine wichtigste Lebensaufgabe, indes er seine Gedichte, durch die er das Herz der Menschheit eroberte, bezeichnet als — Gelegenheitsgedichte. —

So war Goethe kräftig am Brückenbauen von seiner Seite hinüber. Was ihm gelang, was ihn hinderte, werden wir in der Folge sehen. Denn gerade dies ist durch die psychologische Analyse von Wissenschaft und Künstlerschaft und eben durch Helmholtz aufs deutlichste klargelegt, obschon auch nach ihm in dieser Beziehung noch bedeutende Funde gemacht worden sind.*)

Weniger bekannt oder doch weniger gewürdigt ist das Bauen von dem Jüngeren der beiden von der Wissenschaft zur Kunst hinüber. Erst sein kongenialer Biograph Königsberger wird ihm in dieser Beziehung ganz gerecht. Aber dessen Buch ist noch jung und hat noch nicht die Wirkung getan, die unzweifelhaft mit der Zeit von ihm ausgehen wird. Wer Helmholtz, wie dieser, persönlich kannte, hatte freilich schon einen Eindruck davon, wenn er nur Augen hatte zu sehen.

Da ist zunächst das Gewand, worein der große Forscher die Veröffentlichung seiner Entdeckungen kleidet. — Diese Gewandung ist eine Kunst für sich. Auch darin war er Meister und tonangebend für die folgende Zeit. Nicht bloß Klarheit herrschte in dieser durch die Schrift fixierten Rede, sondern Zierlichkeit und Wohlklang. Schon sein Gedächtnis zeigte eine künstlerische Prägung, wie er selber aus seinen Knabenjahren berichtet, daß er gute Poesie mit Leichtigkeit, mittelmäßige und gekünstelte Verse aber nur schwer auswendig hätte lernen können.

Zum Teil ist dies biographisch erklärlich. Sein Vater und Lehrer, ein Philologe, der großen Wert auf die Form und diese seinem genialen Sohne ans Herz legt; und der Sohn, der trotz seines großen Wachstums pietätvoll des Vaters Mahnung lauscht, — fragt, ob er es nun gut gemacht habe.

Aber der Vater doch nicht allein. Dieser konnte wohl die Aufmerksamkeit auf den wichtigen Punkt lenken; aber den Geschmack, den geläuterten Geschmack besaß doch Ferdinand Helmholtz selber nicht in genügendem Maße. Er selbst schreibt, wenn er seinen Sohn Hermann vor dem Materialismus warnt und ihm Fichte, den jüngeren, als philosophisches Leitgestirn anempfiehlt, wohl in gut konstruierten Sätzen — wann hätte ein Philologe anders getan — aber in dem fürchterlichen ciceronianischen Gymnasialdeutsch, das sich mit Kompliziertheit der Gedanken brüstet, und sich dadurch die Popularität verschertzt, statt sich bei jedem Leser, auch dem, der nicht

*) J. B. R. Magnus: Goethe als Naturforscher, 1906.

geneigt ist, geistige Turnübungen zu machen, durch Wohl laut einzuschmeicheln.

Hier ist noch einer andern Quelle nachzuspüren, und wie beim Intriguenspiel, so heißt es auch bei der Erörterung der Genesis der großen Männer: *Cherchez la femme*. Und da fällt denn sogleich in's Auge, daß die Mutter teilweise von französischer Abstammung ist, und dem philosophischen Ernste des Vaters jenen gefunden Menschenverstand und jene Grazie des Daseins hinzugefügt zu haben scheint, deren Zumischung überall, wo Hugenotten in Deutschland eingewandert sind, ihre günstige Wirkung erkennen läßt.

Die Mutter, ob schon nicht von höherer wissenschaftlicher Bildung, schrieb ein vorzügliches Deutsch in kurzen klaren Sätzen, das an die Briefe der Frau Rat erinnert, die in Weimar bei Hofe etwas galten, trotz ihrer orthographischen Unvollkommenheiten. Und beinahe möchte man in bezug auf die Genealogie von Helmholtz die Worte wiederholen, die aus Wahrheit und Dichtung weltbekannt geworden sind.

Als Verfasser dieses Aufsatzes im Jahre 1900 bei Gelegenheit von Kongressen in Paris weilte und die Ehre hatte, dem Expräsidenten Casimir Perier vorgestellt zu werden und ihn reden hörte, fiel ihm dessen wunderbare Ähnlichkeit mit Helmholtz auf. Dieselbe breite feltische Augenstellung, dieselbe Weise beim Reden, den Blick über die Hörer weg in die Ferne gerichtet, um gleichsam den Draht des Gedankens aus einem hochgelegenen Punkte abzuspinnen. Nur, daß bei Helmholtz der mächtiger gewölbte Schädel noch die Kapazität für einige Hirnwindungen mehr verriet, und die Gedanken kondensation zur gesprochenen Rede bei ihm etwas schwerfälliger aber auch wuchtiger sich zu gestalten pflegte.

Und zu dem Tropfen gallischen Blutes, der dem schwerbeweglichen Norddeutschen so gut tut, kam dann später die Heirat mit der Süddeutschen aus genialem Stamme und von internationaler und beinahe aristokratischer Erziehung. Ähnlich wie bei den Humboldts war die geistige Bedeutung in der Familie Mohl zu einem wahren Neste von ausgezeichneten Menschen kondensiert gewesen. Zwar die Münze hatte in dem vierzigjährigen Manne schon lange ihre Prägung erhalten. Aber nun kam noch die feinere Politur hinzu, die dem deutschen Gelehrten meist abgeht, und die gerade in künstlerischer Richtung etwas bedeutet. Anna von Mohl war, abgesehen von ihren geistigen Vorzügen, auch eine ausgesprochene Gegnerin • des Schlafrock- und Pantoffelwesens im Studierzimmer, und bei ihr

zipierte auch Gelehrsamkeit und wissenschaftlicher Ruhm nicht den ritterlichen Pflichten gegenüber den Damen der Gesellschaft des eignen Hauses. — Der feine Schliff wird ja in Deutschland für etwas sehr äußerliches gehalten, und er ist es ja auch. Hier, da wir von den Beziehungen zur Kunst reden, ist dieser nicht so untergeordnet, wie man meinen sollte. Denn die Formen, welche diese Frau dem Manne und dem Hause Helmholtz gab, wurde dies Haus schon in Heidelberg und in sehr größtem Maßstabe später in Berlin ein Mittelpunkt, beinahe es das Haus Goethes durch die Universalität des Olympiers, darin thronte, gewesen war. Im Hause Helmholtz verkehrten Künstler und Gelehrte auf dem gleichen Fuße. Es hatte seinen Ton im französischen Sinne des Worts, in den nicht gesellschaftliche Verpflichtung sondern geistige Bedeutung den Eingang gewährte. Inner wie Joachim und Lenbach gingen dort aus und ein.

Man schätze den Vorteil nicht gering, der dadurch für die Beziehungen von der Wissenschaft zur Kunst gegeben war. —

Eine vielleicht noch größere Bedeutung für diese Beziehungen hatten aber wohl die wissenschaftlichen Probleme selber, die sich Helmholtz stellte. — Nur der junge Militärarzt, der noch durch seine Umgebung gebunden war, hat sich eine zeitlang mit — freilich nicht wichtigen Gegenständen, denn alles wurde wichtig unter seiner Hand — Gegenständen abgegeben, die zu der Kunst in gar keiner Beziehung standen, die Entstehung der Muskelarbeit und der Nährungsprozesse. Aber sobald er die Flügel etwas freier regeln konnte, beschäftigten ihn wieder und immer wieder die Probleme, wie die äußere Welt in die unseres Geistes Einzug hält. Der Ergründung der Gesicht- und der Tonempfindungen war ein Trachten eigentlich sein ganzes Leben lang zugewendet, bis er sich endlich ganz in die letzten Fragen der Physik und Erkenntnistheorie vertiefte.

Schon unter der Schulbank im Gymnasium, wenn ihn Virgil und Cicero langweilten, zog er die ersten Linien — er hat es in einer Abschiedsrede von Heidelberg selbst bekannt — die ersten Linien zur Konstruktion des Augenspiegels, seiner praktisch wichtigsten Entdeckung. Und so blieb es eigentlich sein Leben lang. Immer lehrte er, obwohl er meist zwei oder drei Eisen auf dem Feuer hatte, und sich dazwischen mit den weit allgemeineren Problemen, die die ganze Natur umfaßten, zu beschäftigen Kraft und Muße fand, zu den beiden wichtigsten Sinnen zurück, bei deren Erörterung er mit

der Kunst der Malerei und der Musik notwendig zusammentreffen mußte. Und umsomehr war dieses Zusammentreffen unvermeidlich, weil diese Bearbeitung immer in der logisch notwendigen Dreiteilung geschah: Die physikalische Erscheinung, losgelöst von dem Wahrnehmenden — die Physiologie der Sinnesreizung, und die Psychologie der eigentlichen Wahrnehmung, in welchem letzten Falle es sich schon um unbewußte Schlüsse handelt. Hier findet eine völlige Berührung, ja Verschmelzung mit philosophischen Problemen statt, zumal aber mit ästhetischen, die ja ein Unterteil jener sind, und bald haben wir es in seinen Arbeiten auch mit Theorien der beiden genannten Künste zu tun.

Die Berührung von Kunst und Wissenschaft war hier so innig, daß die Musikschriststeller nun seit lange die Untersuchungen von Helmholtz über die Tonempfindungen als hochwichtig anerkannt haben. Schon aus der Heidelberger Zeit liegt eine Korrespondenz von D. Zahn mit Helmholtz vor, aus der die hohe Achtung des Aesthetikers vor der soliden Naturforschung auf Kunstgebiet deutlich hervorleuchtet. — Und auch die Maler hätten schon manchen Vorteil haben können von den Bemerkungen des Forschers, wenn nur überhaupt diese Klasse von Künstlern nicht meinte, den Sinn, der ihre Kunst vermittelt, herabzuwürdigen, wenn sie ihn zur Abwechslung auch einmal tränkten mit abstrakten Buchstaben, statt, wie sie gewohnt sind, mit der bunten Farbenwelt. Würde, um ein Beispiel zu nennen, die Freiluftmalerei wohl so viele Erzeße begangen haben, wenn die Worte, die Helmholtz in seinen populären Vorlesungen so deutlich gesprochen, zu den Malern durchgedrungen wären — die Worte, daß man auf der Leinwand nur einen kleinen Bruchteil der Intensitätsunterschiede, die das freie Licht bewirkt, nachzuahmen imstande ist? — Freilich stand aber der große Naturforscher als Künstlerbilletant der Musik weit näher als der Malerei. — Aber nicht bloß speziell für einzelne Künste; für die Philosophie aller Kunst wurde Helmholtz von Bedeutung. Ja sogar die besten Definitionen von dem Wesen des Künstlerischen gehen von Helmholtz aus. Welches Werk der Aesthetik müßte dem Folgenden etwas ebenso bezeichnendes an die Seite zu setzen?

„Was soll ein Kunstwerk wirken? — Es soll unsere Aufmerksamkeit fesseln und beleben; es soll eine reiche Fülle von schlummernden Vorstellungsverbindungen und damit verknüpften Gefühlen in mühelosem Spiele wachrufen und sie zu einem gemeinsamen Ziele hinlenken, um uns die sämtlichen Züge eines idealen Typus, die in

vereinzelt den Bruchstücken und von wildem Gestrüpp des Zufalls überwuchert in unserer Erinnerung zerstreut daliegen, zu lebensfrischer Anschauung zu verbinden. — Nur dadurch scheint sich die der Wirklichkeit so oft überlegene Macht der Kunst über das menschliche Gemüt zu erklären, daß die erstere immer Störendes, Zerstreutes und Verlegendes in ihre Eindrücke mengt, die Kunst alle Elemente für den beabsichtigten Eindruck sammeln und ungehemmt wirken lassen kann“.

Außer auf den Gegenstand seiner wissenschaftlichen Forschungen, in denen sich die Kunstader des großen Mannes zeigt, ist dann aber namentlich wieder auf die künstlerische Form zu weisen, in die er seine wissenschaftlichen Resultate zu gießen weiß. Helmholtz ist geradezu vorbildlich für die Kunst der populären Darstellung. —

In den Augen von Mancheinem und nicht der schlechtesten ist das freilich heute ein zweifelhaftes Lob, da so viel auf diesem Felde gesündigt worden ist. Was also sind die Tugenden und die Gefahren der volkstümlichen Schreibweise? — Heinrich von Treitschke pflegte für sie das Bild zu gebrauchen: die schweren Barren der Gedanken in die Scheidemünze des täglichen Lebens umschmelzen. Ein sehr faßlicher Vergleich und auch darum treffend, weil es dabei so viel Gelegenheit gibt zu allerlei Falschmünzerei. — Die große Menge hat ja nicht die Kenntnis des Goldschmieds und läßt allerlei Unehntes kursieren, wenn es nur äußerlich die gewohnte Farbe, den Klang und die bekannte Form hat. — Unzweifelhaft aber sind sie von künstlerischer Begabung die großen Träger der Naturwissenschaft in die volkstümliche Form, die Liebig in Deutschland, die Tyndall in England und gar die Fabulisten, wie Jules Verne in Frankreich, der selbst den Resultaten der Forschung die Romansform zu verleihen, die Phantasie hatte. Es gehört dazu, außer der Beherrschung des wissenschaftlichen Stoffes, auch eine plastische Gestaltungsgabe. Man muß das unvolkstümliche Abstrakte durch Gebrauch von passenden Bildern wieder in eine für die Sinne faßbare Form zu gießen verstehen. Und das ist nicht mehr analytisches, sondern synthetisches Schaffen, wie es die künstlerische Tätigkeit überall charakterisiert. —

Zu jenen Falschmünzern unter den volkstümlichen Darstellern der Naturwissenschaft, freilich größtenteils Falschmünzer wider Willen — rechnen wir aber namentlich Männer wie Carl Vogt und Moleschott, die aus unendlich viel kleineren positiven Erfolgen endgiltige Systeme der Weltordnung und meist natürlich solche von

materialistischer Konstruktion, da dieser Trugschluß der Naturwissenschaft am nächsten liegt, abzuleiten und dem Publikum als unausbleibliche Folgerung anzubieten unternahmen. — Der besorgte Vater von Helmholtz sprach wohl einmal die Befürchtung aus, daß dieser unter jene Geister geraten könnte. — Wie sehr hatte er doch geirrt! — Helmholtz, obwohl niemand mehr beigetragen hat zur Verbreiterung der mechanistischen Erklärung des Organischen, obgleich er — was damit im Zusammenhang steht — der gewissenhafteste Vertreter des Empirismus in der Sinneswahrnehmung war und die nativistischen Vorstellungen mit Glück bekämpfte, tat doch nie einen Schritt zu weit in dieser Richtung. Die Materialisten waren ihm Metaphysiker so gut wie Hegel und Schelling; und dies bedeutet bei ihm beinahe so viel als Leute, die über Dinge reden, von denen sie selber nichts wissen können. — Und in der That sind ja die Begriffe: Materie, Kraft, Atome, solche, die über die eigentliche Erfahrung hinausliegen und werden trotzdem durch den naiven Materialismus so behandelt, als wenn sie durch die Erfahrung unmittelbar gegeben wären. — Zwar hat Helmholtz nie mit der Emphase wie sein warmblütiger Freund du Bois Reymond sein „Ignoramus“ in die Welt hinausgerufen, aber ausgesprochen hat er es gelegentlich oft genug für jeden, der hören wollte. — Auch selbst für die kirchlichen Pflichten der höher Entwickelten hatte er Gefühl und handelte danach, so viel die Zeit ihm erlaubte.

In der volkstümlichen Darstellung im besten Sinne des Wortes nun ist Helmholtz ein Meister gewesen und zwar ein solcher, der wiedergab, was wissenschaftlich feststand, ohne Zuschlag von Hypothetischem, um die Masse flüssiger zu machen, oder von Unehtem, um billiger zu einem verblüffenden Effekte zu kommen und der Tendenz zu dienen: Er prägte mit derselben unverbrüchlichen Gewissenhaftigkeit, wie er forschend schaffte. — Aber um so höher ist die Kunst, das Spröde gefällig, das potenziert Abstrakte sinnlich greifbar zu machen. Meint man nicht ein Stück Idyllendichtung zu lesen, wenn man auf die Stelle stößt?

„Selten fehlt es dort — am Meere — an verschieden langen, in verschiedener Richtung sich fortpflanzenden Wellensystemen in unabschbarer Zahl. Die längsten pflegen vom hohen Meer gegen das Ufer zu laufen; kürzere entstehen, wo die größeren brandend zerschellen und laufen wieder hinaus in das Meer. Vielleicht stößt noch ein Raubvogel nach einem Fische, und erregt ein System von Kreiswellen, die, über die anderen hin auf der wogenden Fläche

schaukelnd, sich so regelmäßig erweitern, wie auf dem stillen Spiegel eines Landsees. So entfaltet sich vor dem Beschauer von dem fernen Horizonte her, wo zuerst aus der stahlblauen Fläche weiße Schaumlinien auftauchend die herankommenden Wellenzüge verraten, bis zu dem Strande unter seinen Füßen, wo sie ihre Bogen auf den Sand zeichnen, ein erhabenes Bild unermeßlicher Kraft und immer wechselnder Mannigfaltigkeit, die nicht verwirrt, sondern den Geist fesselt und erhebt, da das Auge leicht Ordnung und Gesetz darin erkennt.“

Und doch ist es kein Stück Novelle oder Roman, sondern der wohl lautende Bassus dient nur — das Spiel der Klangwellen zu veranschaulichen. Es ist ein Stück aus dem in Bonn gehaltenen populären Vortrag „über die physiologischen Ursachen der musikalischen Harmonie“.

So ist es auch ein wunderbar plastischer Vergleich, der dem Laien das schnell zu Verständnis bringt, was Helmholtz mit seiner empiristischen Theorie der Sinneswahrnehmungen eigentlich beabsichtigt, wenn er das Netzhautbild (oder die analogen Erscheinungen im Ohre) ein bloßes Zeichen nennt, das man zu lesen sich gewöhne. — Das eine Wort genügt, knüpft an allgemein Bekanntes an und läßt unmittelbar erraten, was gemeint ist.

Das steht ja freilich fest: Durch die Volkstümlichkeit geht immer etwas von dem edelsten Gehalte verloren, und die größte wissenschaftliche Freude an irgend einem Fund hat immer nur der, der Kraft hat und keine Mühe scheut, um bis zum innersten Kerne vorzudringen, wie der Hochtourist in die verborgenste Alpenwelt. So gibt zum Beispiel die niedere mathematische Analysis, die in den Mittelschulen gelehrt wird, nie die klaren, das wissenschaftliche Herz erfreuenden Beweise der Infinitesimalrechnung, deren Helmholtz sich nicht bloß bedienen konnte, sondern in der er gleichfalls ein großer Meister war. — Trotzdem ist die volkstümliche Darstellung, wenn sie mit der Gewissenhaftigkeit wie von Helmholtz geübt wird, doch nützlich, weil sie durch die Quantität ersetzt, was an Qualität verloren geht, nämlich durch die Quantität derjenigen, die nun an der Freude wissenschaftlichen Begreifens teil nehmen können.

Wir sehen also, wie sehr unser großer Naturforscher sich auch nach dieser Seite hin als der künstlerisch begabte zeigt, der von dem Gebiete der reinen Vernunft, auf dem seine Lebenstätigkeit begründet war, die Hand ausstreckt nach jenem andern Gebiete, wo glückliche Inspirationen herrschen, nach dem Reiche des Schönen. Und zwar

ist diese Begabung nicht bloß passiv, wie bei jedem Menschen höherer Bildung, der nach der trockenen Arbeit des Tages Musik und Theater oder die schöne Literatur genießt, sondern im eigentlichen Sinne produktiv. Ein schaffender auf beiden Gebieten ist Hermann Helmholtz; nur daß natürlich bei ihm das Schwergewicht auf die wissenschaftliche Seite fällt. —

Und nun zur Begegnung der Beiden. — Die Tonkunst lag Goethes Sinne ferner. Diese war ihm mehr der „angenehme Lärm“, an dem er sich gelegentlich, wenn er ihn so aus erster Hand wie bei den Besuchen des jungen Mendelssohn haben konnte, vergnügte, aber kein eigentliches Lebenselement. Ihm genügte und konnte genügen die Musik seiner eigenen Lyrik. Mit akustischen Versuchen hat er sich ganz und gar nicht abgegeben. — Das Auge, das große, dunkle, leuchtende Auge ist die Pforte von Goethes Sinnlichkeit gewesen, in die er die liebe Welt hineintrank. Ich erinnere mich hierbei an die Verse Stauffers an Eckermann:

„Auf Deinem Haupte ruhten seine Hände,
Und Deine Augen in die seinen schauten,
In die gewaltigen alten Feuerbrände“.*)

Wo er seine Begierde zu erkennen zur Naturforschung auszudehnen versuchte, da war es Farbe und Form der sinnlichen Welt, die ihn zur Erkenntnis reizte. Die Form der Pflanzen, die er verglich, führte ihn zur Hypothese der Homologie von Blumenblatt, Staubgefäß und Pistill, und schließlich zu der der Metamorphose dieser Teile ineinander. — Seine aufmerksame Vergleichung des Knochenbaus der höheren Tiere, angeregt durch die Betrachtung eines gebleichten Schöpfenschädels am Lido zu ähnlichen Gedanken inbezug auf die Gliederung der Wirbelsäule; in beiden Fällen grundlegende Gedanken von großer Fruchtbarkeit, und die auch in der Tat in der Wissenschaft Frucht getragen haben.

Wie sollte also den großen Liebling und Liebhaber der Natur nicht auch der schönste Reiz der sichtbaren Welt angeregt haben zu ähnlicher Untersuchung? — Aber hier scheiterte der Dichter, scheiterte trotz der unfäglichsten Anstrengung und trotz seiner festen Ueberzeugung, daß seine Leistung auf diesem Gebiete einen Faust und eine Iphigenie aufzuwiegen berufen seien. — Nichts ist interessanter

*) Berichtet von Fiolde Kurz: Deutsche Rundschau, 1904, Juni. S. 384.

als die Gründe dieses Scheiterns kennen zu lernen und nichts lehrreicher für die Absteckung der Grenzen zwischen dem Wesen künstlerischer und wissenschaftlicher Arbeitsweise. Auch hier ist es wieder kein Zufall, daß gerade Helmholtz als strenger Forscher auf dem Gebiete der physiologischen Optik, und der doch dem Künftertume so nahe stand, die Gründe bloßlegte, warum der große Dichter hier notwendig irren mußte. Helmholtz unterzog sich dieser Aufgabe mit aller Pietät, die seiner hohen Verehrung des dichterischen Genius entspringt, aber zugleich mit der Gerechtigkeit des unbeugsam wahrhaftigen Naturforschers. Es ist in hohem Grade rührend zu sehen, wie er dem Dichter den verdienten Lorbeer sorgsam erneuert, während er mit sanfter Hand ihn seines angemachten und längst verwelkten Ehrenzweiges entkleidet. Hören wir, wie er sich selbst über Goethes Farbenlehre und die Ursache dieses Mißlingens ausdrückt. Dies ist gerade in dem Werke von Königsberger auf das vortrefflichste hervorgehoben, und dieser gibt zu den entscheidenden Worten auch die Einleitung, die auf die Kritik des großen Naturforschers in der denkbar durchsichtigsten Weise vorbereitet.*)

„Helmholtz wirft die so interessante Frage auf, woher es kommt, daß dieser Geistesheros mit einer Schärfe ohne Gleichen gegen Newton, gegen die Physiker überhaupt vorgeht, seinen Gegnern nur bösen Willen vorwirft, und daß dieser größte aller Dichter seine Leistungen in der Farbenlehre für viel wertvoller hält, als alles das, was er in der Dichtkunst getan habe.“ Man denke hierbei an die Worte des Dichtergreises, wie sie uns von Eckermann aufbewahrt sind:

„Auf alles, was ich als Poët geleistet habe, bilde ich mir gar nichts ein. Es haben treffliche Dichter mit mir gelebt, es lebten noch trefflichere vor mir, und es werden ihrer noch mehr sein. Daß ich aber in meinem Jahrhundert in der schwierigen Wissenschaft der Farbenlehre der einzige bin, der das Rechte weiß, darauf tue ich mir etwas zugute, und ich habe daher ein Bewußtsein der Superiorität über viele.“

Königsberger fährt dann fort: „Mit der höchsten Schärfe des Verstandes, mit der größten Tiefe ästhetischen Gefühls, mit der nur einem großen, ruhig blickenden Geiste möglichen Abwägung der dichterischen und naturwissenschaftlichen Anlagen des Menschen, der deduktiven und induktiven Methode des Denkens und Schließens

*) L. Königsberger: Hermann von Helmholtz, 1902 I. S. 185.

erfaßt Helmholtz seine Aufgabe und führt sie in seiner unvergleichlichen Sprache voll Geist und Anmut durch, wie sie charakteristisch geworden ist für alle seine Vorträge und einzig dasteht für die allgemein verständliche Behandlung wissenschaftlicher Probleme. Er erblickt das Wesentliche der dichterischen wie jeder künstlerischen Tätigkeit darin, die Idee nicht als Resultat einer Begriffsentwicklung hervortreten zu lassen, sondern das künstlerische Material zum unmittelbaren Ausdruck der Idee zu machen. So findet Goethe auch in der Wirklichkeit den unmittelbaren Ausdruck der Idee, und preist die Versuche, die man im klaren Sonnenschein unter freiem Himmel anstellen könne, im Gegensatz zu den Spalten und Gläsern von Newton. Goethe konnte und wollte es nicht fassen, daß die reine Farbe des Weiß aus farbigem Licht zusammengesetzt sein sollte. Er suchte durch eine folgerichtige Anordnung der beobachteten Tatsachen eine Einsicht in den Zusammenhang zu gewinnen, um die Ursachen der Naturerscheinungen zu ermitteln, ohne in das Reich der Begriffe zu schreiten, während dem Physiker der sinnliche Eindruck keine Autorität ist, und derselbe sich immer mehr dessen bewußt wird, daß die Art und Weise der sinnlichen Wahrnehmung weniger von der Eigentümlichkeit des wahrgenommenen Gegenstandes als von denen des Sinnenorgans abhängt, durch welches wir die Nachricht bekommen. Daher sind auch alle Schlüsse und Erklärungen Goethes trügerisch, daß die Farben stets dunkler als das Weiß erscheinen, daß sie etwas Schattiges haben, daß sie durch eine gewisse Art der Zusammenwirkung von Licht und Schatten entstehen, dafür sucht er den Grund in den Erscheinungen schwach getrübler Medien, verwickelt sich aber dabei in unauflösbare Widersprüche; so muß er, um gegen Newton anzukämpfen, annehmen, daß das Prisma dem beobachteten Bilde von seiner Trübung, die er jedem durchsichtigen Körper zuschreibt, etwas mitteile, und muß schließlich bei den zusammengesetzten Erscheinungen völlig auf eine Analyse verzichten“.

Soweit Königsberger in seiner Biographie, und dann läßt er den Naturforscher selber zu Worte kommen. —

„Goethe kann nur da behaglich verweilen, wo er die Wirklichkeit selbst vollständig poetisch gestempelt hat. Darin liegt die eigentümliche Schönheit seiner Dichtungen, und darin liegt auch gleichzeitig der Grund, warum er gegen den Mechanismus, der ihn jeden Augenblick in seinem poetischen Behagen zu stören droht, kämpfend auftreten muß und den Feind in seinem eigenen Lager anzugreifen sucht. Wir können aber den Mechanismus der Materie

nicht dadurch besiegen, daß wir ihn weglegnen, sondern dadurch, daß wir ihn den Zwecken des sittlichen Geistes unterwerfen. Wir müssen seine Hebel und Stricke kennen lernen, um sie nach unserem eigenen Willen regieren zu können, und darin liegt die große Bedeutung der physikalischen Forschung für die Kultur des Menschengeschlechts und ihre volle Berechtigung begründet“.

Aber mit dieser Zurückweisung des Dichters auf sein eigentliches Terrain ist in bezug auf Goethe nun keineswegs das letzte Wort gesprochen, und nicht bloß das Urteil unserer Zeit, sondern Helmholtz selbst hat in dieser Beziehung eine Wandlung durchgemacht, die mit der erkenntnistheoretischen Vertiefung seiner Anschauungen in einem nachweisbaren Zusammenhange steht.

Vierzig Jahre später nämlich ergreift Helmholtz — und auch in bezug hierauf brauchen wir nur dem Biographen zu folgen — in einem in der Goethe-Gesellschaft zu Weimar gehaltenen Vortrage: „Goethe's Vorahnungen kommender naturwissenschaftlicher Ideen“, wiederum die Gelegenheit, um die Bedeutung des Dichters für die allgemeine Entwicklung der Naturwissenschaften in das glänzendste (ich kursiviere) Licht zu stellen: „Während sein Urteil über dessen optische Arbeiten unverändert geblieben, sucht er die Irrtümer und Vorurteile Goethes nunmehr auch schon aus dessen Abneigung gegen die Abstraktionen anschauungsloser Begriffe zu erklären, mit denen die theoretische Physik damals zu rechnen gewohnt war; er hält Goethe's Widerspruch gegen die Abstraktionen von Materie und Kraft nicht für unberechtigt, welche, wenn sie auch von den großen theoretischen Physikern des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts durchaus widerspruchlos und sinngemäß gebraucht wurden, doch den Keim zu den wüsten Mißverständnissen enthielten, die auch gelegentlich bei verwirrten und abergläubischen Köpfen sich laut machten. — Helmholtz sieht die Gedankenkeime, welche Goethe im Gebiete der Naturwissenschaften ausgesät hat, zu voller und reicher Entwicklung gelangt, indem sich Darwins Theorie von der Umbildung der organischen Formen vorzugsweise auf dieselben Analogien und Homologien im Bau der Tiere und Pflanzen stützt, welche Goethe als erster Entdecker nur in der Form ahnender Anschauungen seinen Zeitgenossen darzulegen suchte, während Darwin die dichterische Ahnung zur Reife des klaren Begriffes entwickelte; er findet das, was Goethe suchte, das Gesetzmäßige in dem Phänomen, ohne sich durch metaphysische Gedankengebilde verwirren zu lassen, am klarsten und entscheidendsten in

Kirchhoffs Vorlesungen über mathematische Physik ausgedrückt, in welchen dieser die Mechanik geradezu unter die beschreibenden Naturwissenschaften einreihet. Helmholtz betrachtet Wissenschaft und Kunst als innerlich verwandt, beide sollen Wahrheit darstellen und überliefern. Dem Künstler kann sein Werk nur gelingen, wenn er eine subtile Kenntniss der gesetzlichen Verhältnisse der dargestellten Erscheinungen und ihrer Wirkung auf Hörer oder Beschauer in sich trägt. „Wo es sich um Aufgaben handelt, die durch die in Anschauungsbildern sich ergebenden dichterischen Divinationen gelöst werden können, hat sich der Dichter der höchsten Leistungen fähig gezeigt, wo nur die bewußt durchgeführte induktive Methode hätte helfen können, ist er gescheitert. Aber wiederum, wo es sich um die höchsten Fragen über das Verhältnis der Vernunft zur Wirklichkeit handelt, schützt ihn sein gesundes Festhalten an der Wirklichkeit vor Irrgängen und leitet ihn sicher zu Einsichten, die bis an die Grenzen menschlicher Vernunft reichen.“

Das klingt schon besser, und beinahe darf man sagen: „Vor Eische las man's anders“. Doch wenn man erwägt, daß dieser Vortrag in der Goethe-Gesellschaft gehalten worden ist, wo es galt, die günstigsten Gesichtspunkte zu einer Lobrede zu vereinigen, dann wird man den Grundton der Ablehnung auch in dieser Aeußerung noch deutlich genug vernehmen.

Dazu kommt dann noch und beschwert dies wesentlich ablehnende Urteil die breite und geradezu langweilige Darstellung der naturwissenschaftlichen Versuchsergebnisse, auffällig bei einem Dichter von Goethes Sprach-Genie, — ja — wenn man so etwas von Goethe sagen darf — die Geschmacklosigkeit, wissenschaftliche Resultate in Verse zu setzen, worauf wir bei dieser Gelegenheit stoßen, während gerade den bedeutenden Forschern für die Darstellung ihrer Resultate oft eine prägnante und selbst bilderreiche Sprache zu Gebote steht. Goethe hat ja allerdings ein kleines Stücklein Pedanterie als väterliches Erbteil mitbekommen, aber warum zeigt sich dieses nie in seinen poetischen Leistungen? — Ich meine diese Frage so beantworten zu sollen, daß, wo der Mensch sich am Vergeblichen bemüht, auch die Hilfskräfte, die ihm sonst zu Gebote stehen, versagen. Die Begeisterung, welche die wirkliche Lösung einer Aufgabe mit sich bringt, verleiht dem Handelnden und Forschenden auch für Nebendinge sonst schlummernde Kräfte, die ihn manchmal über ihn selbst erheben. Wer aber am Vergeblichen sich müht, wird kleinlich, und

zeigt die Schladen seiner menschlichen Natur, die auch einem Geiste wie Goethe noch anhaften. —

Umgekehrt, wenn ein abstrakter Geist zu dichten unternimmt, schafft er in der Regel nur blutlose Werke auf die das Wort paßt: „Von des Gedankens Blässe angekränfelt.“ — —

So scheint es fast, als ob auf jenen Grenzgebieten zwischen Kunst und Wissenschaft Helmholtz die Palme gebühre und Goethe unterliegen müsse. — Aber das ist doch nicht unser Urtheil in letzter Instanz. — Wir können heute in dieser Untersuchung vielleicht noch einen Schritt weiter gehen. Die Einteilung der menschlichen Geistesrichtungen in konkret und abstrakt oder künstlerisch und wissenschaftlich, die bisher so in den Vordergrund geschoben wurde, ist ja hochwichtig. Aber man darf sich auch nicht blind starren auf diesen einen Punkt. — Jene Einteilung wird gekreuzt durch eine andere, als deren Endpunkte ich das Scholastische und Empirische bezeichnen möchte, und ich finde, daß die Uebergänge von konkret zu abstrakt weit häufiger sind als die in der letzteren Richtung, in der die angeborenen Geistesgaben sich weit deutlicher abscheiden. Und gerade Goethe ist durch und durch Erfahrungsmensch,*) der immer mehr seinen eigenen Augen traut als der autorativen Ueberlieferung. Daher ist er als Dichter Wirklichkeitspoet und zugleich ein Naturforscher von entschiedener Bedeutung, zu beiden ausgerüstet durch offene Sinne und die Gewissenhaftigkeit einer strengen Beobachtung. Dies ist meines Erachtens ein wichtiger Punkt, der noch deutlicher ins Auge springt, wenn man unseren Dichter mit jenem andern vergleicht, der ihm eine zeitlang den ersten Platz streitig zu machen schien; und diese Seite von Goethes Wesen wurde von Helmholtz vielleicht darum nicht in den Vordergrund gerückt, weil er sie selber in hohem Maße besaß und sie ihm darum selbstverständlich deuchte.

Schiller nämlich mit einer vielleicht ebenso großen plastischen Gestaltungskraft ausgerüstet und mit einer noch schöpferischeren Phantasie, ist ganz und gar der poetische Erschaffer reeller Bilder für überlieferte Weisheit, z. B. kantischer Philosophie. Man sucht bei ihm meist vergeblich nach Erfahrungstatsachen, die auf seinem eigenen Acker gewachsen sind. — Als er als junger Militär-

*) R. Magnus: Goethe als Naturforscher. „So ruhen meine Naturstudien auf der reinen Basis des Erlebten.“ Verwandt ist die Einteilung in zwei Kategorien, in Menschen, die mit den Augen leben, und die mit den Ohren. —

arzt den Puls der Fiebernden fühlte, führte ihn seine Phantasie weit ab an einen anderen Ort, der mit dem Krankenbette gar nichts zu schaffen hatte. — Goethe würde die Erfahrung an demselben der Ausgangspunkt gewesen sein für eine Dichtung, in der eben der Fiebernde das Bild gewesen wäre, um das sich die Handlung dreht, wie denn der Erfkönig tatsächlich seine Entstehung einer solchen Anschauung zu danken hat, und alle seine Sachen in einem gewissen Sinne als Gelegenheitsgedichte von ihm selber bezeichnet werden. — Mit der Ausgestaltung seiner Iphigenie mußte er warten, bis er klassischen Boden unter den Füßen, bis er das mittelländische Meer gesehen hatte. Daher auch Hermann von Grimm's Bezeichnung: „Goethe an freier Luft.“*)

Schiller dagegen benutzte den Spaziergang nur als Meditament für seinen kranken Unterleib und konstruierte seinen Wallenstein und seinen Tell nach der Geschichte und nach geographischen Aufzeichnungen und Mitteilungen anderer. — Die Karrikatur der scholastischen Kunst aber ist der Dichterling, der nachträglich die Blume kennen lernt, der er soeben seine Verse geweiht.**)

Das Verhältnis unserer beiden Dichterheroen ist umso charakteristischer, als beide durch die Umstände (Willen des Vaters, Armut) zu dem Studium eines ihrer Begabung gerade entgegengesetzten Faches genötigt waren, Goethe zu einer Geisteswissenschaft, der Jurisprudenz, Schiller zu einer Naturwissenschaft, der Medizin, in denen sie aber beide natürlich nicht aushielten.

Diese Orientierung ist auch für andere Fälle nicht ohne Nutzen; denn sie macht begreiflich, inwiefern ein Dichter auch wissenschaftlicher Forscher sein kann, und wie eine wenn auch schwierig gangbare Brücke vom Naturforscher zum Realkünstler hinüberreicht. Unter den scholastischen Künstlern werden aber keine Naturforscher gefunden werden; wohl aber neigen sich viele derselben den Geistes-

*) Auch durch die von Goethe beschriebene erste Annäherung an Schiller charakterisiert. Die Metamorphose der Pflanze, die Goethe für empirische Erkenntnis gehalten, wurde von Schiller als Idee bezeichnet. — Hieraus ergibt sich die erkenntnistheoretische Ueberlegenheit Schillers. Eine reine Idee war es freilich nicht, aber eine aus der Idee geborene Schöpfung, während Goethe sie ganz naiv als Wirklichkeit in Anspruch nahm. —

***) Wie Schiller autorativ Kantianer, so war seine autorativ Goetheaner. Auerbach aber war zu Anfang Empirist. Aber als der Kreis seiner persönlichen Anschauung erschöpft war und seine Begabung für Beobachtung der komplizierten städtischen und höfischen Verhältnisse nicht mehr ausreichte, wurde auch er autorativ und schuf mit nicht mehr ausreichender dichterischer Kraft die Lehrfäße Spionazas in schwächliche Produktionen um. —

wissenschaften zu. Schiller zur Philosophie, desgleichen die meisten schwäbischen Dichter, da ja dieser Volksstamm überhaupt an einer wenig ausgebildeten Sinnlichkeit leidet und mehr mit den Ohren lebt als mit den Augen.

Es ist nun gerade aus dieser erweiterten Perspektive ungemein interessant zu sehen, wie Goethe sich in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen verhält. Auch die Geschichte seiner Anerkennung ist in dieser Beziehung belangreich. Nachdem er lange verkannt worden war, arbeitet man gegenwärtig an einer Art von wissenschaftlicher — Ehrenrettung, hätte ich beinahe gesagt, wenn bei einem unendlich Gefeierten, der unter dem gehäuften Vorbeer erstickt, noch von Mehrung der Ehre die Rede sein könnte, an einer Bemühung, die aber wieder übertreibt, wie denn die Menschen nur selten Maß zu halten wissen.

In Wahrheit haben allerdings Künstler und Forscher höchst entgegengesetzte Eigenschaften, die auch die größten nicht völlig auszugleichen vermögen. Das Wesen der Wissenschaft bleibt immer die Abstraktion und das Operieren mit Abstraktem. Dies ist schon von Helmholtz in mustergültiger Weise dargelegt. Zuerst wird durch die Induktion aus Einzelheiten der allgemeine Satz abgeleitet, aber da das nicht glücken kann für die ganze zusammengesetzte Natur, so werden zunächst einzelne Dualitäten aus der Wirklichkeit abgezogen, Farben, Geräusche, Größen, Formen und dergleichen, und die induktive Schlussfolgerung für solche Dualitäten gemacht. Durch die deduktive Tätigkeit wird dann aus dem Allgemeinen das Besondere wieder gefolgert und aus den gefolgerten Besonderheiten das einzelne Konkrete konstruiert, — ein umständlicher, aber sicherer Weg, ein Weg der bewußten Analyse zunächst und — erst sekundär — der bewußten Synthese. —

Dieses Abstrakte ist nun aber dem Künstler ein Greuel. Er hängt an der Wirklichkeit mit allen seinen Sinnen. Sein Schaffen ist unbewußt, sozusagen intuitiv. Er schreitet, die wissenschaftlich notwendigen Stationen überspringend, fort von dem Konkreten zum Konkreten, nur vom Besonderen zum Allgemeinen und ähnelt dem Forscher nur in dem Ziele, insofern auch er aus dem scheinbar Zufälligen das Typische zu finden sucht, mit Hilfe dessen er seine künstlerische Welt aufbaut, die freilich einen anderen Zweck hat als die Befriedigung des Wissensdrangs, nämlich den der Befriedigung durch die bloße Anschauung.

Ich finde diesen Gegensatz zwischen Kunst und Wissenschaft auch gut in den folgenden Versen wiedergegeben. Es ist ja vielleicht verkehrt, solche Dinge in gebundener Rede zu behandeln, aber der Klingklang haftet nun einmal besser im Gedächtnisse.

Dem Dichter ziemt ein edler Stolz,
Der Wissenschaft Bescheidenheit;
Der bauet auf aus eignem Holz,
Die sammelt Baustoff Scheit um Scheit.

Der Forscher muß sich fort und fort
Der eignen Meinung ganz begeben;
Beim Dichter ist sie recht am Ort,
Eigne Idee der Dichtung Leben.

Der Forscher lauschet mit Geduld,
Was die Natur ihm offenbare;
Doch der Poet erobert ihre Huld.
Das was er fühlt, ist ihm das Wahre.

Dies alles in völliger Uebereinstimmung mit den Darlegungen von Helmholtz. Daraus folgt nun allerdings, daß sich Kunst und Wissenschaft bis zu einem gewissen Grade ausschließen, gegen welche Regel es nur wenige Ausnahmen gibt, und meist aus Zeiten, wo die Aufgaben der Wissenschaft noch einfachere waren und nicht den ganzen Menschen absorbierten (Leonardo).

Auch Goethe zeigt sich dieser Regel unterworfen; denn er geht auch als Forscher der Abstraktion so viel wie möglich aus dem Wege. Er fürchtet sich vor ihr, das ist seine eigene Aussage. Die mathematische Behandlung der Physik ist ihm eine Verirrung. Für Philosophie hatte er seiner eigenen Aussage nach „kein Organ“. Er sucht wohl überall nach dem Typus der Erscheinungen, aber dieser hat noch einen ganz konkreten Charakter. Er heißt die Urpflanze in seinem botanischen Studium, und man könnte ebenso seine vergleichenden anatomischen Studien als abzielend auf das Urwirbeltier bezeichnen. Wohl kommt ihm dabei die Idee: Alles ist Wirbel, alles ist Blatt. Aber dies eine Idee genannt zu sehen (durch Schiller) ist ihm beinahe Beleidigung; denn ihm ist es Anschauung.

Er sagt geradezu: „Wir sind weit genug gegen sie (Natur) vorgebrungen, wenn wir zu dem Urphänomen gelangen und uns sodann wieder rückwärts in die Welt der Erscheinungen wenden, wo das in seiner Einfachheit Begreifliche sich in tausend und aber-tausend mannigfaltigen Erscheinungen bei aller Veränderlichkeit un-

verändert offenbart“ und: „Theorien sind gewöhnlich Uebereilungen eines ungeduldigen Verstandes, der an die Stelle der Phänomene Bilder, Begriffe, ja oft nur Worte einschleibt.“

In der Farbenlehre ist es das Urphänomen am getrübbten Mittel,*) in der Geologie ist ihm der Granit das typische Urgestein. Aber Goethe erkennt dann doch als ausgezeichnete und gänzlich unvoreurteilte Beobachter, als jemand, der der sinnlichen Erfahrung wie keiner zugänglich war, die Beziehungen der Formen zum Medium, in dem sie sich entwickeln, und auf diesem Tatsächlichen konnte man fortbauen, ja hätte noch mit weit glänzenderen Ergebnissen fortbauen können, wenn die Resultate nicht in einer Weise dargestellt gewesen wären, an die die Naturforschung ihrer ganzen Denkungsart nach nicht gewohnt war.

Als vorurteilsfreier Geist erkennt er ferner das Pathologische als eine Erkenntnisquelle für das normal Physiologische, wovon seine Zeit noch nichts wissen wollte, und ebenso das Gesetz der Korrelation der Entwicklung eines Organes auf Kosten der anderen. Alles Gesichtspunkte von grundlegender Bedeutung.

Und selbst in der vielgeschmähten Farbenlehre. R. Magnus, dem es vergönnt war, die entscheidenden Goetheschen Versuche mit dessen eigenen Apparaten nachzuprüfen, weiß gar nicht genug zu rühmen, wie korrekt die Beschreibungen, die sich in der Farbenlehre finden, niedergegeben sind, und hebt auch das Ueberraschende der Erscheinungen hervor, ganz über die Vorstellungen hinaus, die sich sonst Naturforscher von diesen in ihren Augen so dilettantischen Dingen machen. Auch ist aus der Abtheilung von Beobachtungen über die sogenannten physiologischen Farben (namentlich inbezug auf den sogenannten Simultankontrast), wobei es sich wiederum am wenigsten um Abstraktion von der Wirklichkeit, sondern um genaue subjektive Beobachtung handelt, etwas übrig geblieben, was für die spätere Zeit noch als von Wert sich erwies, wenn es auch zu seiner Entstehungszeit beinahe ohne Einfluß auf den Fortschritt der Wissenschaft gewesen ist.

Also überall hat Goethe, wenn wir auch nicht, wie Johannes Müller tat,**) so weit gehen dürfen, seinen Ruhm als Naturforscher dem als Dichter gleichzustellen, als typischer Erfahrungs Mensch die

*) Dadurch wird hier der Grund des Irrthums bloßgelegt. Dieser mußte sein, weil hier das Urphänomen gar nichts zur Erklärung beitragen konnte und seine Lieblingsidee der kontinuierlichen Reihe verlagte. —

**.) R. Magnus: Goethe als Naturforscher, p. 318.

größte Geduld bewiesen in der Beobachtung der Natur; nur die, sich in die Betrachtungsweise seiner Zeitgenossen hineinzuleben, fehlt ihm. Doch das ist nur die Schattenseite seiner selbstherrlichen empirischen Natur, die eben allem Autorativen gründlich abhold war, so sehr, daß er auch der Malerei nicht von Seiten der ästhetischen Theorie, sondern von der des dilettierenden Adepten nahezu kommen suchte. Deshalb haben seine anderen naturwissenschaftlichen Leistungen, da wo die treue Beobachtung eines in der Natur ganz und gar Heimischen ausreichte, vor allem die Lehre von der Homologie der Pflanzenorgane und der Wirbelknochen, der Naturwissenschaft nicht bloß zum Korrektiv einiger Unterteile gedient, nein, sie sind vielmehr der Leitstern geworden für die Forschung einer ganzen Epoche.*) Darwin und seine Schüler haben darauf fortgebaut, ja gebaut als auf einem festen Grunde, nur (nach der Weise der sicheren Naturforschung) durch vielseitige Beobachtung ergänzend und ontogenetisch begründend, was durch einen kühnen Wurf gegeben war. — Auch hier stoßen wir wieder auf die Korrelation von Quantität und Dualität, nämlich von Sicherheit und Wichtigkeit, — eine Rückbezüglichkeit, der wir so oft im Leben begegnen.

Wenn man also aus weiterer Perspektive zuschaut, und die Gesamtergebnisse prüft, dann entsteht doch gerechter Zweifel, wohin sich die Palme neigen wird. Allerdings, die Naturwissenschaft schreitet sicher auf dem festen Boden der Wirklichkeit. Von Irrtum oder auch nur von Zweifel ist bei der gewissenhaften Arbeit, wie Helmholtz sie zu liefern pflegte, kaum mehr die Rede. Aber sie erreicht bei aller relativen Vollkommenheit doch nur den Sockel des Gebäudes der schönen Künste. Helmholtz hat es wiederholt in weiser Selbstbeschränkung ausgesprochen: seine Optik und Akustik dienen nur als willkommenes Korrektiv für die niedere Aesthetik. An die hohe Kunst reichen sie nicht hinan.

Und als selbständiger Künstler war es Helmholtz nur vergönnt, in bezug auf die Verbesserung des Profanstiles etwas hervorragendes zu leisten. — Die hohe Kunst ist ein Reich für sich und auch theoretisch nur demjenigen Teil der Psychologie mühsam erreichbar, der noch nicht Naturwissenschaft geworden ist und wohl niemals werden wird. — Andererseits ist der hohe Flug der künstlerischen

*) Freilich muß nach der modernsten Kritik Goethe dieses Verdienst mit Herder teilen. Vergl. A. Hansen: Saccels Welträtsel und Herders Weltanschauung. 1907.

Phantasie, die ja keinen festen Boden unter den Füßen hat, dem Sturzsfalle besonders ausgesetzt, und so fiel auch der Dichterkürst, da er es unternahm, die Wissenschaft meistern zu wollen. — Wir wollen also nicht darüber streiten, auf welche Seite die Wage schließlich sinkt. Wir wollen uns vielmehr freuen, daß es den ganz Großen doch möglich gewesen ist, Fäden anzuspinnen hinüber über die große Kluft, die Kunst und Wissenschaft für uns Mittelmäßige trennt.

Da sitzen wir sonst hüben und drüben am Ufer des uns scheidenden Stromes und bauen unsere Häuslein und schauen nicht herüber und nicht hinüber, wir Sklaven des ökonomischen Prinzips der Arbeitsteilung. — Spürhunde hat uns Wissenschaftler ein großer Individualist der Neuzeit genannt, da er sich selber einen Jäger wähnte. — Fledermäuse oder Schmetterlinge könnte man die anderen nennen, diesen Gedankengang für unseren Zweck verfolgend. — Uns aber paßt besser das Bild des Bauens, da wir dann die beiden Großen als Türme bezeichnen können, als Pfeiler an den Ufern des Stromes, groß und stark genug, daß sich Ketten hinüber und herüber legen lassen, eine Brücke zu tragen. — Diese Brücke aber ist bestimmt, die Menschheit zu erlösen aus dem Vanaufentum der Fachwissenschaft auf der einen Seite und von der haltlosen Phantasterei auch vom öden akademischen Pseudo-Klassizismus auf der andern.

Aber wie denn! — Ist es nicht die notwendige Folge der wirtschaftlichen Arbeitsteilung, die uns auf der einen Seite reich macht, andererseits uns die individuelle Beschränkung auferlegt, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt strenger wird und uns nur erlaubt, einen bestimmten Feilenstrich in der Fabrik zu tun, weil wir diesen zu tun uns eine sonst unerreichbare Virtuosität angeeignet haben? — Nein daran ist nichts zu ändern, wenn wir nicht mit Rousseau den Schritt der Kultur zurück machen wollen und umkehren zum Jäger- und Fischerleben.

Aber wir können von unseren Helden etwas anderes lernen, und hierzu eben haben sie uns den Weg gebahnt. Die Grenzen der Fachwissenschaft müssen gezogen bleiben. Ja, es werden neue dazukommen; denn heute schon ist es so weit, daß der Chemiker den Botaniker und dieser jenen nicht mehr begreift, wenn er die subtilsten Züge der Forschung darzulegen unternimmt.

Aber die Schranken dürfen nicht gezogen werden von außen mit obligatorischer Gewalt; sie müssen gezogen werden nach der

individuellen Begabung jedes einzelnen. Sie sind Scheuklappen, die das Umschauen verhindern, wie ein Peitschenschlag des Wagenlenkers, der die Stränge bestraft, sondern wie die Steuer, die sich bewußt nach dem Ziele richtet. Sie sind wie eine mechanische Kastenordnung, sondern eine Beschränkung.

Also nicht der Philisterpruch: „Schuhen die Leisten“, sondern die feste Tatsache: „Haben wir den Dichter, den Dichtermacher und Poet dazu.“

Eine breite allgemeine Bildung sowohl hinsichtlich der Persönlichkeit, als auch hinsichtlich der Wissenschaftlich, eine solche, die den Blick offen hält, trotz der Beschränkung auf eine eng umschriebene Richtung. Im Grunde will schon unsere sogenannte höhere Bildung nichts anderes im Gegensatz zu der niederen, als die freiwillig Scheuklappen umbindet, um ja nicht in die falschen Ziele abzuirren. Freilich ist die erstere vielfach durch die Beschränkung, die sie, obwohl den Humanismus auf ihre Fahnen geschrieben hat, dem Gesetzen des menschlichen Schlendrians sich unterwerfen muß, in der Scholastik vor Anker legte, und dem durch die Bücher, das dem Lehrenden so bequem ist, die Wissenschaft das wichtigste Organ der Wahrnehmung ist, durch die Scheuklappen entstehen ließ in Gestalt der Beschränkung. Auch speziell in dieser Beziehung verdanken wir die Wissenschaften Helmholz, die ja beide echte Freiluftmenschen sind, die deutlichsten Winke.

Jedenfalls lehren sie uns, natürliche Gesetze zu erkennen, sondern sie alle unbedenkenlich gebrauchen, um zu dem Zweck, den wir uns nun gerade vorgesetzt haben, zu gelangen. Das Wort: „Und wo man's packt, da ist es interessant.“, die geistliche Zusammendrängung dieses Gedankens, die Helmholz bekennt, ganz abweichend von jenen, die sich waffnet mit ihrem Handwerkszeug sich als Wissenschaftler zu fühlen, daß er in Heidelberg beim Ansehen der Berge, im freien Anschauen der Natur die Wissenschaft gefunden habe.

So kann es auch uns Kleinen und Mittlern nach unseren Kräften den Weg zu gehen, den die Wissenschaftlichen und die Kunst von der Wissenschaft.

Und schon zeigen sich die Folgen dieses größeren und freieren Verkehrs, da lange das Uebersetzen in das andere Land als zu gefährlich verboten war. Ein großer Physio-Chemiker, den Deutschland jetzt sein eigen nennt, hat, nachdem er schon in seiner akademischen Antrittsrede die Phantasie als ein wesentliches Moment der Forschung gepriesen hatte, trotz anfänglichen Spottes und Geringschätzung, es gewagt, derselben mehr Einfluß auf die Forschung zu vergönnen, als bis dahin erlaubt schien. So entstand seine *Chimie dans l'espace*, und die ganze moderne Chemie ist schon seit *Refulé*, dem der Architekt noch im Blute steckte, mehr ein synthetisches Bauen, als die nüchterne abstrakte Scheidekunst. „Etwas vom Schauen des Dichters muß der Forscher in sich tragen.“

Ebenso in der Kunst hat sich die Richtung, die sich anlehnt an die treuere und treuere Beobachtung der Natur, immer mehr Bahn gebrochen, und Schönheiten nach Schönheiten wurden da entdeckt, die früher auch nur zu sehen geradezu verpönt war, und an deren Darstellung sich niemand wagte, freilich hier mit großen Auswüchsen, die aber in der Malerei ihr Korrektiv gefunden haben würden in den noch treueren Beobachtungen eines Helmholtz auf diesem Gebiete, während andere Naturalisten wie *Zola* eben nicht Künstler genug gewesen sind, um sich vor handwerksmäßiger Manier zu schützen, oder vielmehr ein Geschäft daraus gemacht haben, den Modegeschmack des Publikums in dieser Richtung auszubeuten.

Freilich wird man sagen: Hat nicht die Antike und selbst das Cinquecento seine großartigen künstlerischen Leistungen ganz ohne ein tieferes wissenschaftliches Erkennen hervorgebracht? — Aber auch auf diesen Einwurf hat (der damals 27jährige) Helmholtz selber in seiner Probedorlesung an der Berliner Kunst-Akademie vom 19. August 1848 eine klärende Antwort gegeben in den Worten:

„Dann aber ist zu bedenken, daß die Alten eine viel reichere Gelegenheit hatten, ihre Anschauungen der menschlichen Körperformen auszubilden, als die moderne Zeit sie darbietet, und daß das Studium dem neueren Künstler die Ausbildung dieser Anschauung zu erleichtern suchen muß.“ Weiter ist dann von den einseitigen und zersplitternden Lebensrichtungen des modernen Menschen die Rede, die so vieles, was der künstlerischen Anschauung günstig ist, verderben. Wir bedürfen also in unserer Einseitigkeit des wissenschaftlichen Komplements zur Kunst, zu dem uns unsere Entwicklung Gelegenheit gibt, gerade nach Maßgabe dieser Entwicklung mehr und mehr.

Die Naturwissenschaft treibt die Kunst notwendig in die Richtung des Naturalismus, aber mit dem Verstande, daß sie dessen kopflose Auswüchse bald wieder beseitigt. Auch leistet die natürliche Auslese hier ihre vortrefflichen Dienste. Viel des Grotesken und Wunderlichen gibt es ja immer nach jeder neuen Orientierung. Auch bei der Kreuzbefruchtung im Tier- und Pflanzenreich ist es nicht anders; so in der Menschenseele, wenn sie von etwas ihr möglichst Fremdem befruchtet wird. So wird auch überall von den Erzeugnissen der modernen Kunst, über die wir jetzt manchmal den Kopf schütteln, nur das Brauchbare übrig bleiben.

Was aber Gutes in dieser Richtung ist, von der wir hoffen wollen, daß dadurch eine neue Renaissance in unserer Kultur heraufbeschworen wird, in welcher wieder die verschiedenen Fakultäten des Menschen näher beieinander wohnen, das haben wir zu einem großen Teile den beiden leitenden Diasturen zu verdanken, mit denen sich unsere Gedanken heute beschäftigt haben, dem großen Süddeutschen aus dem Lande der überwiegenden Phantasie und dem großen Norddeutschen aus dem Lande der überwiegenden Verstandestätigkeit, dem Dichter und dem Denker; von denen der letztere den ersten so vollständig gewürdigt hat, und von denen der erstere unzweifelhaft seinen Widerstand gegen eine rationelle Farbenlehre aufgegeben haben würde, wenn er die klaren und reifen Deduktionen des anderen noch hätte lesen können.

So sind uns die beiden Großen zugleich ein Sinnbild des gegenseitigen Durchdringens und Ergänzens von Nord und Süd in unserem geliebten Vaterlande. —

Die Kunst und ihre Strömungen.

Von

Heinrich von Schoeler.

Es ist das unvergängliche Verdienst Kants, durch seine gewaltige Vernunftkritik ein für alle Mal klargelegt zu haben, daß die Erkenntnis weder ausschließlich aus der Erfahrung geschöpft wird — wie der Materialismus behauptet —, noch auch allein ein Werk des Selbstbewußtseins ist — wie der Idealismus und Spiritualismus lehren —; sondern daß sie durch die wechselseitigen Beziehungen unseres Selbst zur Außenwelt zustandekommt. Das Außerachtlassen dieses kritischen Ergebnisses führt, was die einseitig materialistischen Systeme betrifft, zur Entseelung der Welt, hinsichtlich der einseitig idealistischen zu einem absurden Solipsismus. Erst die Trennung der objektiven, physischen Reizanlässe (der Phaenomena) von den subjektiven, psychischen Vorgängen (den Noumena) und die Einsicht, daß wir nur die durch die Naturreize in unseren Sinnesorganen hervorgerufenen Erregungen und Veränderungen perzipieren und diese Empfindungen zu bewußten, anschaulichen Vorstellungen umprägen und dadurch erst unsere Erfahrungswelt erschaffen — diese tiefe Einsicht löst allein das komplizierte Erkenntnisproblem. Nach Kant können wir nun wohl von einem gegebenen Empfindungsinhalt, niemals aber von den allgemeinen Formen abstrahieren, in denen die Welt unserer Anschauung, die Wirklichkeit, uns erscheint; daraus folgt, daß der Stoff der Empfindung ein zufälliger, hingegen ihre Form eine notwendige, mithin apriorische sein müsse. Deshalb sind die Anschauungsformen a priori noch keineswegs leere Schemen, sondern vielmehr Funktionen des wahrnehmenden subjektiven Bewußtseins, die bei der Einwirkung des Empfindungsinhalts wirksam werden.

Diese große Lehre Kants hat durch die Ergebnisse und den Verlauf des fortschreitenden Erkenntnisprozesses ihre vollkommene

Bestätigung erhalten. Wundt zeigt in seinem „System der Philosophie“, daß die ursprünglich materialistisch veranlagten Naturwissenschaften Schritt für Schritt dazu gedrängt worden sind, die gesamten Empfindungsergebnisse der objektiven Naturbeobachtung in das Subjekt hinüberzunehmen. In der Tat: die Physiologie sieht in allen Sinneswahrnehmungen durch Reiz hervorgerufene subjektive Vorgänge und die heutige Physik erklärt den Raum und die Zeit als etwas nicht außer uns Bestehendes, sondern (ganz im Sinne des Kantischen Kritizismus) als die Formen, unter welchen wir die Materie und ihre Bewegung wahrnehmen; und Ostwald definiert in seiner „Energetik“ die Materie geradezu als eine räumlich zusammengeordnete Gruppe von geistigen Energien. Ebenso, auf der Seite der Geisteswissenschaften, erklärt Theodor Lipps in seinem „Leitfaden der empirischen Psychologie“ (Schluß des V. Abschn.): „Darnach entscheidet also das denkende Ich oder der denkende Geist nach seinem Gesetze über die Tatsächlichkeit und Nichttatsächlichkeit, über Wirklichkeit und Nichtwirklichkeit . . . Auf dem Boden des individuellen Bewußtseins erfolgt der Urteilsentscheid über Gültigkeit und Ungültigkeit, Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit oder Gewißheit der Dinge. Dieses Gesetz ist nicht nur Norm für das Individuum, es ist zugleich auch Wesensgesetz des überindividuellen und überzeitlichen, des absoluten Ich. Dieses ist es also letzten Endes, das die wirkliche Welt geistig erschafft nach seinem Gesetze.“ Es braucht nicht hervorgehoben zu werden, daß auch diese Lehre nichts anderes ist als Kantianismus.

Aus objektiven Begriffen und subjektiven oder intuitiven Anschauungen baut sich also die Erkenntnis auf und der Denkprozeß ist somit ein zweifacher: ein rezeptiver, begreifender und ein produktiver, gestaltender. Das Denken in Begriffen, das Wissen schaffende, nennen wir die Wissenschaft und das Denken in Anschauungen, das formbildende, gestaltende Denken nennen wir die Kunst. Diese ist also das Organ der vorstellenden Kraft der Erkenntnis. Man kann somit die Kunst als diejenige geistige Schaffensweise definieren, deren Inhalt die Form des Seienden ist. Kunst ist also Darstellung der Form, im weitesten Sinne genommen, da auch Worte, Farben und Töne Formen der Empfindung, Ausdrucksweisen des Seelischen sind. Schon hieraus folgt, daß die Definition der Kunst als Darstellung des Schönen zu eng gefaßt ist, da das Schöne nur eine bestimmte Art der Wirklichkeitsform ist.

Die Kunst ist also, wie Wundt im „System“ überzeugend dar-

nut, nicht eine Vorstufe, sondern eine Ergänzung der Wissenschaft. Diese will das Leben begreifen, die Kunst will es darstellen. So arbeitet die Wissenschaft mit Begriffen und abstrakten Ideen, die Kunst mit Anschauungen. Beides gehört notwendig zusammen, sich vervollständigend und gegenseitig beeinflussend: wie die Phantasie das begriffliche Denken befruchtet, so wirkt dieses zurück auf die künstlerisch gestaltende Einbildungskraft. Jeder wahre Künstler ist Denker, ebenso wie der echte Denker der Phantasie nicht entbehren kann. Also Darstellung, nicht Abbildung der lebendigen Formenvwelt der Wirklichkeit ist die Aufgabe der Kunst. Die Darstellung unterscheidet sich von der Abbildung eben dadurch, daß zwischen der Wirklichkeit und dem Bilde der künstlerische Genius das vermittelnde Medium bildet. Er formt das Bild nach seinen Ideen, so also, daß es zwar der vollen Wahrhaftigkeit des wirklichen Lebens nicht entbehre, daß es aber diese Wirklichkeit stets im Lichte der gesanktenden Ideen erscheinen lasse. Darum scheidet die künstlerische Auffassung Wichtiges und Unwichtiges von einander, beseitigt das Störende und hebt das Bedeutsame hervor. Aber die Elemente des künstlerischen Schaffens müssen sich immer wieder zu einer lebensvollen Wirklichkeit zusammenfügen. Obgleich diese ideale Wirklichkeit nur im Geiste des Künstlers lebt, widerstreitet sie doch nirgends den Gesetzen des wirklichen Seins und Geschehens. Vielmehr geht sie darauf aus, diese Gesetze, ungetrübt von zufälligen und bedeutungslosen Bestandteilen, klarer hervortreten zu lassen.

Aus dem Gesagten ergibt sich die Ebenbürtigkeit der künstlerischen Produktion mit dem wissenschaftlichen Forschen, als Seiten des menschlichen Erkennens und hieraus die große, noch immer nicht genügend erfaßte Bedeutung der Kunst im geistigen Leben der Menschheit: ihr Erkennen ist ein Schaffen. Das Kunstwerk ist somit ein in sinnliche Formen umgesetztes Erkennen. Die Kunst ist also ein Prozeß der Externalisation, d. h. der Umwandlung unserer Gedanken- und Gefühlswelt in eine Formenvwelt, während das Wissen ein Vorgang der Internalisation ist. Das Wesen der Kunst besteht mithin in der Versinnlichung unseres Gemütslebens: denn sie gibt nicht sowohl den bloßen Eindruck der Dinge wieder, als sie vielmehr zur Darstellung bringt, was wir bei diesem Eindruck empfinden. Wer in seinem Denken über das gewöhnliche Maß des Wahrnehmens und begrifflichen Erkennens hinausgeht, wird dadurch zum Künstler, d. h. er wird sich der schöpferischen Natur der Geisteskraft bewußt. Er entdeckt, daß er das Beste, was er aus sich selbst schöpft, nicht

der Reflexion, sondern der Intuition verdankt und das Erlebnis der inneren geistigen Anschauung wandelt sich ihm in ein Abbild der Wirklichkeit, in das Kunstwerk um, das in sinnlichen Formen das Wesen der Welt ausdrückt.

Diese Bedeutung der Kunst ist sich stets gleich und durch alle Zeiten dieselbe geblieben, und bei richtiger Erfassung dieser Einsicht kann daher, streng genommen, weder von einer alten, noch von einer neuen Kunst, weder von Antike, noch Moderne gesprochen werden; alle Kunst ist nur eine: Offenbarung des inneren Fühlens, als Sinn des Lebens, durch die Form. Damit fällt auch der prinzipielle Gegensatz von schön und häßlich, als nicht zum Wesen des Kunstwerks gehörend, und es muß daher das Bestreben der modernen Kunststrichtung, diese Gegensätze auszugleichen, als berechtigt anerkannt werden. Denn der Kern der Natur kann weder schön noch häßlich sein; sein Wesen liegt jenseits von häßlich und schön, von gut und böse.

Nicht minder muß diese zweite Forderung der Moderne gelten: daß der Künstler aus dem eigenen Innern schaffen müsse, daß seine Werke der aufrichtige und unverfälschte Ausdruck seines subjektiven Empfindens und seiner individuellen Persönlichkeit sein sollen. Seine innere Welt will der Künstler zu sinnlichen Formen gestalten. Auf der anderen Seite werden wir aber die gleiche Achtung für das Schaffen der Künstler früherer Kunstperioden heischen müssen, die bewußt oder unbewußt, dasselbe Ziel im Auge gehabt haben; und zweitens werden wir im Geiste der früheren großen Kunststrichtungen das Verlangen stellen müssen, daß die Kunst einen Läuterungsprozeß in sich schließe, daß der Künstler also, um seiner Aufgabe zu genügen — wie es Böcklin forderte — sich eine höhere Bildung aneignen müsse: „Ich verlange vom Künstler, daß er einer der im besten Sinne Gebildeten seiner Zeit sei.“ Soll das Abbild seiner Individualität eine typische und vorbildliche Bedeutung gewinnen, so muß dem Künstler also ein auf reichster Geistesbildung begründetes, mit Anschauung gesättigtes Denken zu Gebote stehen und er muß schärfer sehen als der gewöhnliche Mensch, wenn er den tiefgründigen Zusammenhang alles Geschehens erfassen und die Dissonanzen und Widersprüche des Lebens durch seine Darstellung in einer höheren Einheit ausgleichen und auflösen will. In diesem Sinne definiert Björnstjerne Björnson, ein Dichter, der gewiß Anspruch auf Modernität erheben darf, die Kunst als den Drang nach dem Vollkommenen. Mit Recht! Denn die Kunst läßt, schöpferisch schauend, in der Form des Gleichnisses das Ewige hervorleuchten.

Nachdem wir in diesen Hauptgesichtspunkten gleichsam die Dominanten gefunden haben, auf welche die Auffassung der Kunst gestimmt, resp. denen sie untergeordnet werden muß, dürfte es verlohrend sein, den Verlauf des künstlerischen Schaffens hierzu etwas näher ins Auge zu fassen.

Von vornherein kann, als logische Folge, der allgemeine Grundsatz aufgestellt werden, daß die jeweilige Richtung der Kunstproduktion oder die Stilart sich um so mehr ihrer richtigen Bahn nähern oder sich von ihr entfernen wird, je mehr oder je weniger sie sich im Einverständnis mit diesen natürlichen, dem Begriff der Kunst entsprechenden Gesetzen bewegen wird. Ebenso läßt sich a priori folgern, daß den einzelnen Stilrichtungen aus der Außerachtlassung der in diesen Gesichtspunkten enthaltenen Warnungen, insbesondere aus der Uebertreibung der eigenen Standpunkte, Schaden erwachsen muß. So würde ein Werk des klassisch-akademischen Stiles durch eine allzu äußerliche Nachbildung der Naturobjekte oder durch die zu nüchterne Wiedergabe einer historischen Begebenheit, ohne individuelles Leben und Empfindungsgehalt, ebenso an Wert verlieren, wie eine moderne individualistische Schöpfung sich durch Grillenfängerei und uferlose Phantasterei den Boden einer gesunden Objektivität entziehen würde. Aus denselben Gründen aber müßten wir auch den in der Mitte zwischen Akademismus und Modernismus stehenden Veristen zurufen, wenn sie z. B. als Landschaftsmaler darangehen, die Natur „abzumalen“, daß ein Bild im höchsten Sinne nicht aus der Natur, sondern aus der Phantasie des Malers erwächst, handle es sich nun um die Stimmungspoesie eines Courbet, Millet, Cézanne, Carrière oder um den Zauber der Wirklichkeitswiedergabe eines Liebermann, Leistikow oder der großen französischen Pleinairisten. Denn der echte Maler dichtet seine Landschaften und malt sie nicht ab; auch die Farbe schreibt er nicht bloß ab, sondern sieht sie durch das Medium seines Temperaments. Der große Kolorist — man denke an Rembrandt oder Boecklin — träumt sein Bild. Was ist der angebliche Boecklinsche Verismus anderes, als realistische Darstellung des Unwirklichen, Traumwirklichkeit! Was das Rembrandtsche „Bild“ anderes als eine koloristische Märchendichtung?

Wohin wir auch blicken mögen, überall finden wir die oben festgelegten Gesichtspunkte bestätigt.

Fassen wir zunächst die Ziele der sezeßionistischen Strömung, ihre Errungenschaften und Verirrungen, ins Auge.

Die Sezession trat als eine Bewegung des Protestes gegen die akademische Kunstmacherei und die herkömmliche Ueberlieferung ins Leben. Die braune Asphaltfaucis des sogenannten Bildtones und der Kompositionsdrill in seinem konventionellen Schematismus — ich erinnere bloß an das unvermeidliche Stilleben im Vordergrunde der Pilotybilder — hatte die Geduld der heranwachsenden Künstlergeneration bis zum Ueberdruß erschöpft und eine ähnliche Opposition machgerufen, wie die sterilen Spekulationen und dialektischen Spielereien der nachkantischen Philosophie den Aufschwung der Naturwissenschaften zeitigten.

Das neue Ideal war die Rückkehr zur Vorurteilslosigkeit einer freien, durch keine Schulvorschriften und theoretische Direktiven beengten und beeinflussten Kunstproduktion. Die Umprägung aller geltenden Kriterien führte zu neuen Werten und Zielen des künstlerischen Schaffens: unbestechliche Echtheit und Aufrichtigkeit der Empfindung, Wahrhaftigkeit und impulsive Kraft des Gefühlsausdrucks bis zur Herbeheit und Gewalttätigkeit; Rücksichtslosigkeit und Vorurteilsfreiheit der künstlerischen Gesinnung, starke Betonung des Charakteristischen bis zum gemeinen Häßlichen; vor allen Dingen aber ein starker Wirklichkeitsjinn, Schwung, Werve und Kühnheit der Konzeption bis zur Verletzung des ästhetischen Gleichgewichts, endlich große Reichhaltigkeit aller sensitiven und technischen Mittel zur Erreichung der gewollten Wirkung; Darstellung der menschlichen Leidenschaften ohne Beschönigung, in unmittelbarer Naturauffassung, ohne Arrangement und Stimmungsmache. Dies war das Wesen des neuen, revolutionären Geistes in der Kunst, der unzweifelhaft einen Aufschwung des gesamten stagnierenden Schaffens herbeigeführt und, soweit sich das noch verworrene aber gigantische Ringen übersehen läßt, schon jetzt einen unschätzbaren Gewinn gezeitigt hat: die Befreiung von der Schablone und größere Lebenswahrheit in der Wiedergabe des Daseins. Das rückhaltlose Heraustreten der Persönlichkeit war der mächtige Hebel, der die Kunst auf eine höhere Stufe hob!

In diesem Sinne muß der zeitgenössische Umschwung als ein gewaltiger Fortschritt angesehen werden, der befruchtend auf die Kunst wirkte und durch die Regeneration der schöpferischen Kraft zu einer lebensvolleren Ausgestaltung des Lebensbildes führte. Die neue fröhliche Botschaft lautet: freie Bahn für jede Art der künstlerischen Ueberzeugung, nur kein Monopol für irrendwelchen

Doktrinarismus, Zurückweisung aller Angriffe auf die Gewissensfreiheit, von welcher Seite sie auch kommen mögen! . .

Aber die umwälzende, neubildende Kraft der modernen Kunstströmung hat vielfach die vernünftig eindämmenden Deiche ewig gültiger Gesetze überflutet und ist bisweilen in anarchistische Tendenzen verfallen. Indem sie hin und wieder die Grenzen eines gesunden Individualismus überschritt, artete sie mitunter zur Kundgebung eines widersinnigen Solipsismus aus! Diese ins Unkraut schießenden Uebertreibungen und Exzentrizitäten drohen oft die nutzbringende Entfaltung der jungen Triebe zu ersticken. Die Neukunst vergißt, daß sie sich wohl die lohnende Aufgabe setzen darf, den modernen Gemütsgehalt in sinnlichen Formen auszuprägen, nicht aber das abstruse und überspannte Empfinden jedes Sonderlings zum Verkündiger von neuen Kunstwerten zu erheben, ohne Gefahr zu laufen, aus dem Tempel der Kunst ein Narrenhaus zu machen. Das würde einer Proklamierung des Strumwelpeters zum Idealtypus und irgend eines verkommenen Bohemegenies zum Volkserzieher gleichkommen. Schon Graf Platen hat ähnliche Auswüchse des irrefeleiteten Kunstgeschmackes seiner Zeit im „Romantischen Oedipus“ blutig gezeißelt:

„Berrücktes wird

Gemütlich tief, Gedankenloses klar genannt

Und Plattes höchst natürlich!“

Mit Recht warnt darum der feinsinnige Kunstkritiker Ludwig Hartmann vor einer zu weit gehenden „Wiedergabe des Aktuellen“: „Da unser Dasein unter den sonnenverdunkelnden Telephondrahten neben der Städte, inmitten einer Mühle von Straßenbahnkreuzungen, elektrisch künstlich erhellten Nächten, riesigen Schlafwagenzügen, in welchen die Menschenhirne durcheinandergerüttelt werden, und fiebernden Berufsanstrengungen schon unheimlich nervös und angespannt ist, so ergibt sich von selbst, daß die Künste, wenn sie diesen Wust widerspiegeln wollten, ebenso verworren und düster werden müßten.“

Ebenso treffend charakterisiert Prof. L. Stein die nervöse Kunst eines ungesunden Geschmacks: „Kunst und Literatur, diese zartesten und vornehmsten Spiegelungen der Volksseele, stehen augenblicklich unter dem Zeichen ungezügelter Herrschaftslosigkeit. Zähne Sprünge, unvermittelte Uebergänge, nervöse Hast, peinigende Willkür, überstürztes Drauflosstürmen bilden das gemeinsame Kennzeichen der Modernität. Wir leben im Zeitalter des künstlerischen

und literarischen Faustrechts! Was ist es anderes als Gedanken-anarchie und künftlerischer Schwahn!"

Man muß daher Meier-Gräfe recht geben, wenn er in dieser übermäßigen Zersplitterung, Spezialisierung und Einschränkung der modernen Kunst und in dem sprunghaft Zufälligen und Experimentellen ihres Charakters ein bedenkliches Symptom von Defizienz erblickt, wogegen der Kunstinstinkt des Zeitalters ankämpfen sollte, damit die guten Seiten des Stils zu um so reicherer Entfaltung kommen können. —

Werfen wir nunmehr einen Blick auf die klassizistische und idealistische Richtung der Kunst, wie sie sich in den älteren Phasen ihrer Entwicklung und im Akademismus des verfloffenen Jahrhunderts dokumentiert hat.

Hier müssen wir nun gleich von vornherein diese wichtige Strömung des univervellen Kunstbewußtseins gegen zwei von der Moderne erhobene, durchaus unberechtigte Vorwürfe in Schutz nehmen: erstens, daß der Idealismus unvernünftig sei, die Wirklichkeit zu erfassen und daß es den idealistischen Künstlern an Individualität und persönlicher Eigenart gefehlt habe.

Es ist ein bleibendes Verdienst der scharfsinnigen Untersuchungen Wundts, wie sie besonders in den „Essays“, im „System der Philosophie“ und im „Grundriß der Psychologie“ ihren Niederschlag gefunden haben, nachgewiesen zu haben, daß die direkte Naturbeobachtung, wie sie die Naturwissenschaft befolgt, nur zu einer mittelbaren, bloß begrifflichen Erkenntnis führt, während ein unmittelbares, anschauliches Erfassen der Wirklichkeit allein durch die psychologische Methode vermittelt werden kann.

Dasselbe Gesetz gilt, in umgekehrter Relation, auch im Bereich der Kunst:

Dem Bestreben der Naturwissenschaften, die allgemeinen Naturphänomene und konkreten Einzelobjekte ohne Rücksicht auf das beobachtende Subjekt zu begreifen, entspricht innerhalb des Kunstschaffens der Idealismus, dessen auf die Erfassung der Universalität des Seins gerichtetes Streben darum eine hypothetische Ergänzung des Wirklichen durch die Idee erforderlich macht. Dem Bestreben der Psychologie hingegen, den Inhalt des Wirklichen in seiner vollen Aktualität samt allen ihm anhaftenden subjektiven Regungen in einer unmittelbaren und anschaulichen Erkenntnis zu erschöpfen, entspricht im Gebiet der Kunst die Moderne, die über den Wahrnehmungsinhalt der äußeren Sinne hinaus besonders auf

eine Ergründung der subjektiven Faktoren des Erfahrungsinhalts, also auf die Selbsterkenntnis und Selbstwesenheit (Persönlichkeit) des Individuums gerichtet ist.

Beide Auffassungen erschaffen — wie in der Wissenschaft, so in der Kunst — erst durch ihre Ergänzung das Vollbild der Welt; und wie die Naturforschung mit ihren auf die Außenwelt gerichteten Zielen den auf die Erforschung der Bewußtseinsphänomene abzielenden Geisteswissenschaften ebenbürtig gegenübertritt, so tritt auch der die Bedeutung des Subjektiven vorzugsweise berücksichtigenden, psychologischen Kunst der Moderne, der idealistische Klassizismus als eine jene notwendig ergänzende und ihr koordinierte Auffassung an die Seite, die deutlich erkennt, „daß ein Ewiges, Unendliches, nie ganz zu Umfassendes in allem Geistigen liege“ (Beethoven zu Bettina v. Arnim). In der Tat! Durch die übermäßige Betonung des individuell Charakteristischen und persönlich Typischen gelangt die Kunst zu einer einseitigen Erfassung des Naturbildes. Gerade das Bestreben, eine charakteristische Seite der Wirklichkeit zur Darstellung zu bringen, lahmt an dem Gebrechen, daß dadurch nur eine bestimmte Seite des Lebens zum Ausdruck gelangt. Die Gestaltung der Naturobjekte auf diesem Wege kann darum nur zu einem partiellen Abbröckeln, nie zu einem vollständigen Umfassen und Erfassen des Daseins führen. Eine solche Kunst vermag also den realen Gehalt der Wirklichkeit nicht zu erschöpfen.

Die idealistische Kunst erschafft darum das Symbol als Ersatz für das in seiner Unendlichkeit unfaßbare Wirkliche. Ein solches Symbol der Kunst nach der Seite des Imaginären ist das Schöne. Das Symbol ist daher innerhalb des künstlerischen Schaffens dasselbe, was die Hypothese im wissenschaftlichen Denken ist: ein unerläßliches, ausfüllendes Hilfsmittel des Erkennens. Es ist das Bestreben, die vorgestellte Wirklichkeit durch ein Gedachtes zu ergänzen und dadurch zu vervollständigen, ein Verfahren, das alle phantasiebegabten, schöpferischen Künstlernaturen, so die großen Plastiker der Antike und der Renaissance, wie die genialen Maler aller Zeiten bei der Verkörperung ihrer Ideale angewandt haben — „una certa idea“ nannte es Rafael — und das Goethe als die höchste Aufgabe einer jeden Kunst bezeichnet: die Erschaffung einer höheren Wirklichkeit. Er erklärt es ausdrücklich für ein falsches künstlerisches Bestreben: „die Wiedergabe der Natur so weit zu treiben, bis nur noch ein gemeines Wirkliches übrig bleibt.“ Umformung der Wirklichkeit gilt hiernach als das Wesen aller Kunst. Die Tat des symbo-

lisierenden Denkens und Empfindens schafft also eine ideelle Welt möglicher Wirklichkeiten, als Annäherung an das in seiner Totalität unerreichbare Naturganze. Auch Volkelt bezeichnet darum diese idealisierende Kraft der Kunst als ihre vornehmste Mission: „Die Kunst bietet den menschlich bedeutungsvollen Weltinhalt dem reinen Schauen dar, sie beglückt uns, indem sie unser Fühlen belebt und entlastet und den Drang unserer Phantasie nach freier, schöpferischer Gestaltung befriedigt.“

So erweist es sich also, daß jener engherzige Verzicht auf alles, was nicht dem unmittelbaren Wahrnehmungsinhalt der Wirklichkeitsbeobachtung angehört, auf einer Verkennung der wahren Ziele und Aufgaben des künstlerischen Schaffens beruht.

Durch die Anwendung einer idealisierenden und allegorisierenden Symbolik, wie sie besonders charakteristisch die Werke der alten Meister aufzeigen, bringt es dagegen die Kunst zustande, alle Arten und Eigenschaften eines möglichen Wirklichen an typischen Gestaltungen zu erfassen und dadurch der Manigfaltigkeit und Vielseitigkeit des universonellen Lebens näher zu kommen. So bilden also, wie Wundt in seinem „System“ zeigt, das Wirkliche und das Mögliche Grenzbegriffe, die durch ihre Ergänzung es der künstlerischen Produktion erst ermöglichen, das Dasein in seinem vollen Umfange darzustellen. Denn das Gesetz des unendlichen Fortschritts des Denkens führt zur Konstruktion einer denkmöglichen Wirklichkeit. Und der Uebergang vom empirisch Gegebenen zu einem in der Idee möglichen Sein erweist sich als ein Fortschritt, der, als durch die Gesetzmäßigkeit unseres Denkens bedingt, selbst eine reale Bedeutung besitzt. „Dieser hohe Wert des Imaginären“, sagt Wundt, „besteht darin, daß es auch die realen Begriffe von einem allgemeinen Standpunkte zu betrachten gestattet und so nicht selten eine tiefere und zugleich allgemeinere Auffassung derselben zuläßt.“ Und daß es sich dabei nicht bloß um eine leere Abstraktion handelt, dafür legt die Fruchtbarkeit des Imaginären auf wissenschaftlichem Gebiet Zeugnis ab; man denke an die imaginären Zahlen in der Mathematik, an die Atome in der Naturwissenschaft, an die Platonische Ideenlehre und an das Leibnizsche Monadensystem in der Philosophie! „Mindestens helfen sie die Wege durchmessen, die das menschliche Denken einschlagen kann, um das Einheitsbedürfnis der Vernunft zu befriedigen.“

Wir können hinzufügen, daß die Gedankengebilde der Imagination dem menschlichen Geist eine Annäherung an das Unbegreifliche

gestatten und ihm einen Ausblick in das Unendliche gewähren. Wir begreifen nun, weshalb das Symbolische von jeher ein unentbehrliches Hilfsmittel aller Kunstarten war und warum auch die angeblich veristische Moderne wieder zum Symbolismus und besonders zur Märchendichtung ihre Zuflucht nehmen muß! Das Märchen ist eben die veristische Form des Symbolischen. Die Geringschätzung, mit der sich der moderne Künstler oft den Werken und Zielen der klassischen Kunst entgegenstellt, erweist sich somit als durchaus unbegründet und unverständlich; ja, geradezu als irreführend, da, was damals entstand, vielleicht ein besseres Lebensrecht hatte, als die noch unreifen Spätlinge der Neukunst! —

Ebenso verkehrt ist auch seitens der Vertreter der Moderne oftmals die Auffassung der Individualität der Künstler der idealistischen Richtung, die bald als gelehrte Grübeleien versunken, bald als traumhaft inspiratorisch schaffend, jedenfalls aber als jedweder persönlichen Eigenart und Originalität entbehrend gedacht werden.

Aber von dem Privatleben der meisten berühmten Bildner der Vergangenheit wissen wir so gut wie nichts; doch werden wir kaum in der Annahme fehl gehen, daß auch ein Pheidias oder Polygnot ihre Künstlernatur nicht verleugnet haben werden. Und ein Michelangelo, ein Leonardo läßt gewiß an Eigenwilligkeit und Byzarrerie, kurz an der persönlichen Note in seinem Wesen nichts zu wünschen übrig. Ebenjowenig lassen auch die Niederländer, selbst die Akademiker unter ihnen, eine gehörige Dosis von Bohème vermissen und sogar Tizian, der Maler des „schönen Scheins“, entbehrt nach Temperament und Charakter nicht des Reizes der Seltsamkeit und Wunderlichkeit, wenn wir Borghini, dem Anonymus des Tizianello, und Rudolfi Glauben schenken wollen.

Aber auf Rafael, der von jeher die bête noire aller Unzufriedenen war, haben es ja unsere heutigen Kunstpropheten ganz besonders abgesehen! Doch auch er ist nicht der „Pfundfrische-Butter-Charakter“ — wie sich Carlyle einmal ausdrückt —, für den er von ihnen gehalten wird.

Denn, was man seinen Eklektizismus genannt hat, war nichts anderes als der mühsame Weg, den sein Genius notwendig wandeln mußte, um, indem er die Leistungen seiner Vorgänger zu seiner Voraussetzung machte, dadurch zur Ueberlegenheit über sie und zur Erfüllung der obersten Aufgaben der Kunst überhaupt zu gelangen. Die Einzigkeit des Urbinaten besteht gerade darin, daß er einer jener großen Vollender war, die die Kunst nur äußerst selten

hervorbringt. Rafael löste die höchsten Probleme, die andere nur aufwarfen: er sprach das letzte entscheidende Wort durch Erschaffung des Vollendeten. Da der Betrachter den vollkommensten Grad des Kunstgenusses erreicht, wenn er im Kunstwerk die Seele des Künstlers bewundert, die sich darin erschließt: wie muß die Seele eines solchen höchsten Vollenders beschaffen gewesen sein! Die Ansicht, als ob er, als Ausfluß eines angeborenen Instinkts, gleichsam spielend alles erreichte, ohne daß damit ein angestregtes Streben verbunden gewesen wäre, eine solche Anschauung ist eine durchaus irrige. Einem so feinfühlenden und gewissenhaften Künstler, der in spekulativer Gedankenarbeit und gelehrter Diskussion unaufhörlich zur Klarheit über sich selbst und über die verwickeltesten fachwissenschaftlichen Fragen sich durchzuringen strebt, eine solche Naivetät der Produktion zuzumuten, wäre geradezu lächerlich! Es genügt, auf jenen Brief des Celio Calcagnini an Jakob Ziegler hinzudeuten, der die Lernbegierde Rafaels schildert, „der sich durch die familiaritas potentium nicht blenden lasse, sondern vielmehr in Gesprächen und Disputationen etwa über die Vorzüge und Fehler des Vitruv mit dem freundlichsten Entgegenkommen sich eines besseren belehren lasse, wo es ihm notwendig erscheine.“ Ebenso veranschaulicht uns eine Stelle aus dem „Traité de la peinture“ von Richardson (III.), welche über den Inhalt eines leider verloren gegangenen Briefes Rafaels an Ariost berichtet, den Wissensdrang und das Bestreben des großen Malers, nicht bloß in unbestimmten, vagen Allgemeinheiten sich bei der Komposition seiner Fresken zu ergehen, sondern vielmehr tief in den Kern des darzustellenden Gegenstandes einzudringen. Von einer Ausübung der künstlerischen Produktion als gleichsam eines instinktiven, unbewußten Dranges kann bei Rafael also nicht die Rede sein. Damit soll natürlich die Inspiration nicht geleugnet werden, soweit diese zum Wesen des Genies gehört und das unterscheidende Merkmal zwischen dem Kunsthandwerker und dem schöpferischen Künstler bildet. Und was hier von Rafael gesagt wurde, gilt von allen großen Meistern der Renaissance; dafür ist jene Stelle in Leo Albertis Schrift „Della Pittura“ charakteristisch, auf die Jakob Burckhardt in seiner „Geschichte der Renaissance in Italien“ aufmerksam macht: „Ich sehe,“ sagt Alberti, „daß alles Große nicht bloß Gabe der Natur und der Zeiten ist, sondern von unserem Streben und unserer Unermüdbarkeit abhängt. Die Alten hatten es leichter, groß zu werden, da eine Schultradition sie erzog zu jenen höchsten Künsten, die uns

jezt so große Mühe kosten; aber um so viel größer soll auch unser Name werden, da wir ohne Lehrer, ohne Vorbild, neue Künste und Wissenschaften finden, von denen man früher nichts gehört, noch gesehen hatte!" Die Männer der Renaissance fühlten sich also als moderne Künstler, die aus sich heraus Neues von unvergänglichem Wert erschufen.

Daß sich Alberti in diesem Ausbruch eines berechtigten Stolzes und Selbstbewußtseins nicht getäuscht hat, darüber belehrt uns ein Blick auf die Wertschätzung, die die Werke der Renaissance heute, und zwar in klingender Münze, genießen! Die enormen Preise, welche diese Werke erzielen, bilden wohl die beste Gegenkritik gegenüber der geringschätzigen Art, mit der ihre Leistungen von unseren zeitgenössischen Künstlern oft angesehen werden! So wurde die Madonna Ansidei (Vlenheim) von Rafael, bei ihrer 1900 erfolgten Ueberführung aus dem Besitz des Herzogs von Marlborough in die National Gallery zu London von einer Kommission von Künstlern und Kunstkennern auf 1 400 000 Mark geschätzt. Und Rafaels „Madonna des heil. Antonius von Padua“, für die Nonnen dieses Heiligen in Perugia gemalt, ein Jugendwerk des Urbinaten etwa von 1506, wurde 1900 an Pierpont Morgan in New-York für 2 000 000 Mark verkauft! Und welche Summen würden erst die Madonna della Seggiola, die „Perle“ in Madrid oder die Sixtiniſche Madonna in Dresden erzielen? —

Wenn wir nun das bisher Gesagte überblicken und zusammenfassen, so lassen sich die beiden sich bekämpfenden Hauptrichtungen in der Kunst — der Verismus, wie er, individualistisch gefärbt, in der Neukunst unserer Zeit wieder zutage tritt, und der Supernaturalismus der idealistischen Kunstrichtungen, also charakterisieren: Die erstere, die veristische, proklamiert die Kunst zum Selbstzweck, ohne irgendwelche, außerhalb des Kunstwerks liegende Nebenzwecke, und ohne Tendenz, da „wer in die Kunst Tendenz bringe, kein Künstler sei“ (Boecklin); und innerhalb dieser, „von jedem Zweck und jeder Tendenz genesenen“ Kunst (Liebermann), als oberstes Gesetz den Wirklichkeitsſinn und die Herrschaft des Persönlichen. Sie will sich auf das Leben beschränken, wie es uns zu einem täglichen Ereignis wird und es darstellen, wie es ist, ohne Beschönigung noch Verurteilung. In diesem aktuellen Leben des Individuums, in seinem Wollen, Fühlen und Begehren, erblickt sie den höchsten Wert des Daseins. Die Persönlichkeit, die in ihrem Willen das Weltgesetz trägt, erklärt sie als das

wahrhaft Maßgebende und die Welt für ihr Eigentum. In der Welt gilt, als oberstes Gesetz, allein der Wille zur Macht und als Grundsatz: nichts ist wahr und darum alles erlaubt. Die Formen sind, so wie sie der einzelne konkrete Fall zeigt, typisch für das Individuelle und charakteristisch für die wahre Natur des universellen Seins. Jede Zeit besitzt die Kunst, die ihrer Kultur gemäß ist, und der Physiognomie unseres Zeitbewußtseins gibt die persönliche Note und die Wiedergabe des Aktuellen ihr Gepräge. Darum spricht die Moderne dem Begriff des Schönen für die Kunst seine fundamentale Bedeutung ab. In der Natur sieht sie nur das Milieu, in dem das Individuum lebt. Für die Hauptaufgabe der Kunst hält sie: dem tausendfältigen Wechselspiel der Formen und Farben die volle Aufmerksamkeit zuzuwenden, das Charakteristische der einzelnen Erscheinungen zu erfassen, den Reizen des Farbenspiels der Lichter und der Schatten nachzuspüren, die formen- und farbenauflösende Wirkung der Atmosphäre wiederzugeben, mit einem Worte: zu beobachten. Der Inhalt dieser Kunst ist also das individuell angeschaute künstlerische Erlebnis. Darum weg — so predigt sie — mit der zeichnenden Malkunst, aus der die Farbe verbannt ist! Hinaus aus der Stubenluft unserer Verstandesbildung in die Frühlingsluft der farbigen Welt, in das sonnige Pleinair der Impression! Hinweg mit unseren Einbildungen und Abstraktionen: der Himmel der Modernität ist götterlos! —

Dem tritt die idealistische Kunst mit ihrer Tendenz zum Supranaturalismus gegenüber. Sie verwirft den Geist voll krankhafter Subjektivität, von dem sie im Ideal Erlösung sucht. Die Ewigkeit ist schon hier in der Zeit — sagt sie: wir müssen uns nur aus den engen Schranken unseres Ich befreien und hinaustreten in die Welt des Schönen! Darum heißt sie als Fundament des Kunstschaffens das Schönheitsgefühl und als seine Hauptziele den rhythmischen Wohlklang der Komposition und die formale Vereblung des Körperlichen. Ihre höchsten Taten sind die feinsinnigen und tiefgründigen Analysen der menschlichen und kosmischen Psyche, hohes Schicksalsgefühl, Erkenntnis der Naturnotwendigkeit, Einsicht in den Schmerz des Daseins, Selbstüberwindung und, als tröstender Ausgleich, der Unsterblichkeitsgedanke und das Gottesbewußtsein. Als Korrektive und Waffen gegenüber der herrschenden Naturgewalt erblickt sie das schöpferische Selbstbewußtsein, den Prometheusfunken, der dem Menschen zum Aufschwung über das Leben verhilft und die Idealität des Gefühls, die ihn zur Erschaffung be-

seligender Schönheit befähigt, deren Gewinn Glücksgefühl ist. Das Ziel einer solchen Kunst ist darum, über dem Leben zu stehen, dessen abstoßende Seiten zu mildern und seine Brutalitäten zu verhüllen. Ihr Inhalt ist die Idealisierung und Symbolisierung des Daseins. Denn die uns innewohnende Geisteskraft besitzt im künstlerischen Vermögen die Fähigkeit, über die individuellen Schranken hinaus, von transzendenten Einheitsideen aus, die unter dem Zusammenwirken logischer und ethischer Motive gewonnen wurden, durch die unermesslichen Kombinationen der Einbildungskraft die Wirklichkeit zu ergänzen. Hierbei tritt besonders, wie wir schon gesehen haben, das Symbolische in Kraft, nicht als bloße abstrakte Idee, sondern (mit Goethe zu reden) „als lebendig augenblickliche Offenbarung des Unerforschlichen“. Das also erschaffene Ideal soll uns über die Engherzigkeit, Beschränktheit und Ohnmacht unseres Selbst hinaus in reinere, sonnigere Regionen einer geistigen Welt versetzen, wo das Schöne ein Sinnbild der Befreiung, des Trostes und der Beglückung ist. Denn die Freude am Schönen ist eine hohe Seligkeit, die von allen tiefen Geistern als Entschädigung für die Leiden der Existenz angesehen wird! —

Es hat nun den Anschein, daß diese beiden Hauptströmungen der Kunst, die idealistische und die veristische, berufen seien: gleich der konservativen und liberalen Parteirichtung im politischen Leben der Staaten, einander in der Führung der Geister abzulösen und es ist ein Hauptgesetz der Kunstentwicklung, daß diese Stilarten mit ihren Verzweigungen durch die Aenderung des Zeitgeschmacks und den Charakter der öffentlichen Meinung zur Herrschaft gelangen. In diesem wechselseitigen Sichverdrängen besteht die Bewegung und der treibende Kampf um den geistigen Fortschritt des Kunstprozesses.

Das jeweilige Moderne ist darum nichts anderes, als das jedesmalige Einsetzen dieses Umschwunges der Stilrichtung und das Neue besteht nur in der Aenderung des herrschenden Kunstgeschmacks, so daß zu Zeiten der Idealismus den Charakter der Modernität annehmen und der Naturalismus abgewirtschaftet haben kann und umgekehrt: das absolut Neue existiert so wenig in der Kunst, wie es im Bereich der Wissenschaft und des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens auftritt.

So trug die hellenische Kunst in ihrem heiteren Realismus gegenüber dem starren babylonischen, assyrischen und ägyptischen Schematismus ebensowohl den Stempel der Modernität, wie die zwanglosen Bolognesen, das wilde Barocco und das kapriziöse Rococo

einen Protest der Phantasie gegen die kalte Korrektheit und den Doktrinarismus der Renaissance bildeten. Und die hier bekämpfte Renaissance, bedeutete sie nicht einstmals den Kampf des modernen, weltfreundigen Geistes gegen die finstere, lebensfeindliche Asteje des Byzantinismus und die schattenhafte Unkörperlichkeit und weltflüchtige Ueberfönnlichkeit der Gothik? So ist auch die heutige Moderne eine Auflehnung des künstlerischen Selbstgeföhls gegen den Untergang alles Persönlichen in Theorie und Konvention.

Wie im politischen Leben der Staaten die herrschende Partei an ihren Fehlern und Auswüchsen zugrunde geht, wie der Konservatismus durch seine Rückbildung bis zu einem reaktionären Obskurantismus, der Liberalismus durch sein Vorwärtsdrängen bis zu einem revolutionären Anarchismus das Wohl der Nation gefährden und darum eine Reaktion des Volksbewußtseins hervorrufen kann, so vollzieht sich auch im Gebiet der Kunst der Umschwung der Geschmacksrichtung, wenn der Idealismus zur leeren Schablone verknöchert, der Verismus zur anarchischen Stilllosigkeit verwildert, wodurch jedes Kunstgeföhls getötet wird. Denn Manier, wie Stilllosigkeit zerstören die echten Kunst!

Betrachten wir zunächst den Verfall des Idealismus. Sobald die Kunst in gewissen Formen erstarrt und, in der einseitigen Betonung des Ideellen, zu abstrusen Allegorien oder moralischen Erbauungen verflacht — „moralische Zwecke vom Künstler fordern, heißt ihm sein Handwerk legen“ verkündete Goethe — und sich dadurch von den eigentlichen hohen Aufgaben der Kunst entfernt, dann wendet sich das Geföhls der heranwachsenden Generation von ihr ab und fordert an Stelle der abgenutzten Klischees die unmittelbare Wiedergabe des Lebens. Der erste kühne Impuls führt dann leicht im Sturm und Drang des Neuschaffens zu exzentrischen Uebertreibungen. Wir erhalten also zunächst ein Stadium gärenden Ueberganges zu einer neuen Fassung des Ideals, d. h. des in seiner Vollkommenheit Gedachten, ohne das es keine Kunst gibt! Daher das Taften, Suchen, Abirren vom Wege und das Hinneigen zum Aparten, Sondergeistigen, Ueberspannten, Bizarren als Fanfare gegen die absterbende Tradition; dann aber auch als Reizmittel, der Technik Raum und Gelegenheit zu verschaffen, sich an neuen Stoffen zu betätigen. Allmählich klärt sich der gärende Most, das neue Ideal erstarrt, erhebt sich sieghaft und schließlich knüpfen die „Modernen“ auf dem Höhepunkte wieder an, bis zu dem die Früheren die Kunstentwicklung gebracht hatten. Nunmehr wird die neue Strömung

erst befähigt, den bleibenden künstlerischen Ausdruck für das Zeitbewußtsein zu prägen. Die neue Weltanschauung hat ihren Stil gefunden.

Aber ebenso ergeht es auch dem Verismus, wenn er über sein Ziel hinauschießt, wenn er zum Zynismus verroht und sich in der Darstellung des Widerwärtigen, Ekelhaften und Unflätigen gefällt; wenn die Geringschätzung eines ernstern Studiums zur Herabsetzung des künstlerischen Könnens und zum Deckmantel der Unfähigkeit und Talentlosigkeit wird, wenn die Verwerfung jeder Empfindsamkeit zur Plattheit und Geistlosigkeit, der Haß gegen alles Vernunftgemäße, Korrekte und Gesundnormale zur Verschommenheit, Saloppheit und zu einem ungesunden Hysterismus, der Widerwille gegen alles Moralisieren zur Verwerflichkeit führen und die Verkennung des Schönen so weit geht, daß das Wort der Hegen im Macbeth „soul is fair“ zum Wahrspruch erhoben wird, — dann schlägt auch für den Modestil die Stunde der Abrechnung! Dann lechzt die Menschenseele wieder nach Sonnenschein und blauem Himmel, nach den satten, glühenden Farben und der Seelentiefe der alten Meister, nach innerem Schauen und edlem Raum- und Formeninn! Die in den Tiefen des menschlichen Gemüts verankerte Ueberzeugung, daß die Kunst mehr sei, als ein bloßer Sinnenrausch, daß sie unser Herz ergreifen und unseren Geist anregen soll, wird wieder lebendig und der Sinn für die erlösende Mission des Schönen in der Welt bricht sich wieder Bahn.

Wäre das Schöne nichts anderes als eine niedere oder verhüllte Form des Vernünftigen, also gleichsam nur eine Vorstufe des wissenschaftlichen Erkennens —, wie es von philosophischer Seite definiert worden ist — so müßte das abstrakte, begriffsmäßige Erfassen ungleich mächtiger und tiefer das Gemüt ergreifen. Das ist aber nicht der Fall: im Gegenteil, die Kunst steht der Erkenntnis des wirklichen Lebens unendlich viel näher. Sie hat aber zugleich das Bestreben, die Natur auf eine höhere Stufe zu heben, weil, wie Schiller (Ueber den Gebrauch des Chores in der Tragödie) treffend bemerkt, „das Wirkliche nachahmend wiederbringen noch nicht die Natur darstellen heißt“. Durch die künstlerische Auffassung vollzieht sich darum eine Reinigung der rohen Wirklichkeit von ihren Schlacken: aus der Durchdringung von Erkennen und Anschauen erhebt die Idealwelt des Schönen, die Wirklichkeit und Idee zugleich ist. Diese Verschmelzung ist das Werk der Kunst. Das Kunstwerk gehört also einer ästhetisch realen und doch einer idealen Welt an, die vom

Wirklichkeitszusammenhang vollkommen losgelöst ist. Theodor Lipps hat nun gezeigt, wie durch die Einfühlung in den Gegenstand dieser idealen Welt, in das Kunstwerk, unser Ich eine Läuterung und dadurch eine Steigerung über den Zwang und die Grenzen des empirischen Daseins hinaus erfährt. Erst in der freien ästhetischen Sphäre vermag sich die ideale Wesenheit unseres Ich zwanglos zu betätigen und dadurch über die gegenwärtige Stufe emporzuschwingen. In dieser erhebenden und fördernden Wirkung besteht das Verdienst der Kunst um die Fortentwicklung der Kultur.

Dieser geistige Gewinn darf für die Menschheit nicht verloren gehen.

An die beiden Hauptkunstströmungen knüpft sich also — mit Nietzsche (Geburt der Tragödie) zu reden — die Erkenntnis, daß nach Ursprung und Zielen ein ungeheurer Gegensatz im Kunstschaffen besteht: beide so verschiedene Triebe — Darstellung des Wirklichen und Offenbarung des Ewigen, Verismus und Idealismus — gehen nebeneinander her, zumeist im offenen Zwiespalt miteinander und sich gegenseitig zu immer neuen, kräftigeren Geburten reizend, um in ihnen den Kampf jener Gegensätze zu perpetuieren, die das gemeinsame Wort „Kunst“ nur scheinbar überbrückt. Vielleicht gelingt es dem Menschengeniste dereinst in weiter Ferne sie miteinander zu paaren und aus ihrer Verschmelzung das Werk einer universonellen, unbedingt gültigen Kunst erstehen zu lassen!

Einstweilen aber müssen wir abwägen, was die jedesmalig herrschende Kunstströmung an brauchbaren, die gesamte Kunstentfaltung fördernden Werten und treibenden Kräften hervorgebracht habe; dieses Neue, Moderne können wir freudig als wertvolle Er rungenschaft des schöpferischen Kulturbewußtseins anerkennen. Allein wir brauchen darum die in ihrer Eigenart historisch begründeten und als Stufen der Kunstkenntnis höchsten Wert behaltenden Werke der alten Meister nicht zu verwerfen, gleichviel ob sie, je nach der Strömung, der sie angehören, die Darstellung der Natur einer läuternden Idee anpassen, oder sich mit einer wahrheitstreuen Abbildung der Wirklichkeit begnügen.

Nur unter dieser Voraussetzung ist uns die jeweilige Moderne der Ausdruck des Fortschritts in der allgemeinen aufsteigenden Entwicklung der Kunst.

Wie Steiermark, Kärnten und Krain wieder katholisch wurden.

Skizzen aus der Zeit der Gegenreformation
nach gleichzeitigen Akten und Korrespondenzen.

Von

J. Loserth (Graz).

1. Die Ausweisung der protestantischen Prediger und Lehrer. *)

Mit begreiflicher Mißstimmung hatte die protestantische Bevölkerung in allen drei Ländern Innerösterreichs die Nachricht von der italienischen Reise Ferdinands II. aufgenommen. Was konnte auch daraus für die Protestanten Gutes erwachsen? Diese Leute, sie wußten es nicht, daß schon seit Jahren Denkschriften ausgearbeitet waren, die sich damit befaßten, wie dem Kegertum hier zu Lande ein Ende gemacht werden könne. Die Pläne hierfür waren bis in die Einzelheiten fertig gestellt. Auch ohne sie zu kennen, trat allerorten tiefste Entmutigung bei den Protestanten zutage. Die Worte des schneidigen Vorkämpfers der steirischen Protestanten Mathes Amman aus den achtziger Jahren des 16. Jahrhunderts schienen sich bis zum letzten Buchstaben zu erfüllen: „Du mußt von Staffel zu Staffel steigen, bis du auf dem Boden liegst.“ Die letzte, schwerste Phase der Verfolgung war gekommen. Wie schreibt doch Johannes Kepler: „Alles zittert vor der Wiederkunft des Fürsten. Man jagt, er bringt italienische Hilfe mit. Unsere (protestantischen)

*) Akten und Korrespondenzen zur Geschichte der Gegenreformation in Innerösterreich unter Ferdinand II. 1. Teil, Wien 1906, CII und 821 SS. (enthält Nr. 1 - 1032). 2. Teil, Wien 1907, CXXIII und 971 SS. samt Index (enthält Nr. 1033 - 2822). Herausgegeben von J. Loserth. Die Sammlung, die joeben in den Schriften der kaiserlichen Akademie in Wien (Fontes, Bb. LVIII und LX) erschienen ist, die Frucht 14jährigen Sammelns, bildet nunmehr die urkundliche Grundlage, von der aus Fragen, wie die obige, beantwortet werden müssen. Die obigen Blätter sind zum meist der Einleitung des zweiten Bandes entnommen.

Stadtbehörden sind abgesetzt, die Bewachung der Thore und des städtischen Zeughauses Papisten anvertraut.“ Den großen Schlag erwartete man demnach mit der Heimkehr Ferdinands II.; und er erfolgte nun auch, freilich von unerwarteter Seite. Seit zwei Monaten war einer der jesuitischen Heißsporne, Lorenz Sonnabenter, Stadtpfarrer in Graz. Erst Kaplan des Erzherzogs, den er nach Ingolstadt begleitet hatte, dann Lehrer in der Familie der Erzherzogin Maria, hierauf Pfarrer von Hartberg, war er schließlich nach Graz gelangt. Ihm war die Aufgabe gestellt worden, jenen unsäglich bitteren Kampf zu eröffnen, der das Ende des, wie es den Anschein hatte, für immer eingewurzelten Luthertums im Lande bedeutete. Am 13. August 1598, in einer Zeit, in der kein einziger der hervorragenderen Protestanten in Graz verweilte, der junge und tatkräftige Teil des protestantischen Herren- und Ritterstandes im Felde lag, und die Landesvertreter nicht vollzählig versammelt waren, wandte sich Sonnabenter an die protestantische Geistlichkeit in Graz mit der Forderung, sich der von ihnen bisher angemakten, an diesem Orte ihm allein zustehenden pfarrlichen Rechte zu begeben. Sie dürften fortan nicht mehr nach ihrer Manier taufen, beichtören, das Abendmahl reichen, Brautleute kopulieren, begraben oder predigen. „Bitt Euch“, schreibt er ironisch, „daß Ihr in meiner Pfarr von heut ab solche Exerzizien unterlasset“.

Es war ein ganz eigenartiges Verlangen, das der Stadtpfarrer stellte, denn es enthielt, wenigstens mittelbar, für die protestantische Geistlichkeit die Aufforderung in sich, den Wanderstab in die Hand zu nehmen. Und in der That, konnte nicht das Beispiel des Grazer Pfarrers allerorten nachgeahmt werden? Von den protestantischen Geistlichen abgewiesen, wandte Sonnabenter sich an die Kircheninspektoren, an die Landesverordneten und von diesen an den Landtag gewiesen, schließlich an den Landesfürsten. Der erste Schritt war getan. Bei Hofe zögerte man einen Augenblick, vorwärts zu gehen; man war unschlüssig, nicht über das Ziel, denn das stand fest, wohl aber über die Mittel. Und man hatte allen Grund. Hatte nicht in dem Kampf um den Glauben das Haus Habsburg die reichen Niederlande verloren? Stand nicht noch vor wenigen Jahren diese betäubende Tatsache als warnendes Beispiel vor den Augen der erzherzoglichen Berater? Und wenn man die Kampfmittel der Protestanten in Rechnung zog! Man staunt ja in vielen Kreisen, die den Dingen nicht auf den Grund sehen, noch heute, wie das Unternehmen überhaupt gelingen konnte. Wer, wenn nicht die pro-

testamentlichen Stände, gebot über die finanziellen und militärischen Kräfte des Landes? Gewiß hatte sich in Städten und Märkten seit einem Jahrzehnt manches zu Ungunsten der Protestanten geändert: aber die Bürgerschaften waren doch, wie z. B. Klagenfurt noch ganz oder wie die Mehrzahl der Städte und Märkte, zum größten Teil protestantisch geblieben und die Bauernschaften, wo sie sich einmal der neuen Lehre zugewandt hatten, bereit, sie, wenn es sein mußte, mit den Waffen in der Hand zu verteidigen. Ja noch mehr! Konnte man sich denn auf die katholischen Bauernschaften protestantischer Herren verlassen? Noch klang an den katholischen Höfen in Süddeutschland die alte Verleumdung nach, daß der steirische Herrenstand lieber zu den Türken als zu seinem Herrscherhause halte. Gewiß Gründe genug, die zur Vorsicht mahnten. Und so war es im letzten Augenblick noch Georg Stobäus, der Bischof von Lavant, der mit richtigem Blick, so sehr er sonst auf die Pläne des Hofes einging, davor warnte, den Bogen allzu straff zu spannen: der Erzherzog stütze sich fest auf seine landesfürstliche Autorität. Ihr müßte sich jeder fügen und kraft ihrer werde verordnet, daß in Zukunft nur Katholiken im Lande geduldet werden. Der Bürgerstand werde sich fügen, wenn ihm materielle Vorteile winken. Für den Augenblick darf die Gegenreformation freilich keine allgemeine sein; denn der Vereinigung aller gegnerischen Elemente wäre der Landesfürst nicht gewachsen. Man beginne mit Graz, und auch hier nur mit den protestantischen Geistlichen, den Prädikanten, den Wortführern des Aberglaubens. So die Ratschläge des Lavanter Bischofs, die jetzt, freilich kräftiger und rücksichtsloser als sie gedacht waren, in die Wirklichkeit umgesetzt wurden. So erschien denn gerade einen Monat nach dem ersten Schreiben Sonnabenters das verhängnisvolle Dekret, das dem protestantischen Schul- und Kirchenwesen in Steiermark das Lebenslicht ausblies, die Verordnung an den Landeshauptmann und die Berordneten, die Prädikanten abzuschaffen und das ganze evangelische Stifts-, Kirchen- und Schulerzetzium in Graz und Judenburg und allen landesfürstlichen Städten und Märkten binnen 14 Tagen aufzuheben. Da sie dem Ansuchen des Stadtpfarrers keine Folge geleistet, habe der Erzherzog, wozu er als katholischer Fürst verpflichtet gewesen, ihn bei seinen alten Rechten schützen müssen. Man mag sich in die Stimmung der Berordneten versetzen, denen der Landeshauptmann am 16. September das Dekret, „eine Sache voll von Schmerz und Trauer“ vorlegte. Was werden da bescheidene, was geschärfte Proteste

helfen? Damit der Ernst der Lage einem jeden klar wird, straft man den protestantischen Zeugwart, der sein Kind bei seinem Pfarrer taufen läßt, um 100 Dukaten, läßt kein lutherisches Buch in die Stadt und verschiebt, um der Einsprache der Land- und Hofrechte, die eben tagen sollten, zu entgehen, ihren Zusammentritt auf Dreikönige. Alle Eingaben gegen dies Vorgehen bleiben erfolglos, ja die Antworten werden immer gereizter. Dazu das seltsame Spiel mit Worten: Der Erzherzog bekunde nicht die Absicht, jemanden in seinem Gewissen zu bedrängen. Wenn man nun aber die evangelischen Kirchendiener aus dem Lande abschob, was mußte dann aus diesem Wesen für die Protestanten anderes erfolgen, als die ärgste Gewissensnot? In diesem Sinne wenden sich die Verordneten nochmals an die Regierung. Diese hatte, noch ehe das Gutachten des Lavanter Bischofs eingelaufen war, alle Maßregeln für die Sicherung der Hauptstadt getroffen: die Bewachung der Stadttore und des Zeughauses wurde verlässlichen Katholiken anvertraut, das Hauptschloß von einer starken, meist aus Italienern bestehenden Truppe bewacht und noch in letzter Stunde Musketiere geworben und der Befehl dem Erblandjägermeister Christoph Paradeiser anvertraut. Das Anwachsen dieser Truppenmacht erregte das Bedenken der Verordneten. Auch sie entboten nun ihren Hauptleuten, sich, wenn der Befehl ergehe, „in aller Still“ nach Graz zu befördern, denn die Zeitläufte seien gefährlich, allenthalben schleiche sich fremdes Gesindel ein, und niemand könne wissen, worauf es abgesehen sei.“ Es hatte den Anschein, als sollte es zu einem offenen Kampfe kommen. Am Hofe war alles in tiefster Erregung. Am 25. September schrieb der Vizekanzler Wolfgang Föchlinger an den Landeshauptmann: „Gestern, zwischen 8 und 9 Uhr nachts, hat der Erzherzog sich die bewußte Schrift, vor seiner Frau Mutter kniend, von mir vorlesen lassen. Er bleibt fest auf seiner Meinung. Es wäre zu raten, daß sich die Evangelischen fortan ihres Exerzitiums enthalten.“ Das geschah ohnedies. Die letzte öffentliche Taufe — es war Jörg Lachner, das „Kindl“ eines Lederers — hatte der evangelische Geistliche noch an demselben 23. September vorgenommen, an dem das Dekret erschienen war. Drei Tage zuvor hatte die letzte Trauung stattgefunden. Seit den großen Konzeptionen des Jahres 1578 hatten die Stände in Steiermark, Kärnten und Krain in allen wichtigen kirchlichen Fragen als ein einziger Körper gehandelt. An eine Zusammenkunft von Abgeordneten aller drei Länder konnte aber jetzt in Anbetracht der Sterbefälle im Lande

nicht gedacht werden. Die Berordneten von Steiermark hatten inzwischen 52 Herren und Landleute zu einer Beratung zusammenberufen. Noch ehe sie zusammentraten, erschien die schon von Töschlinger angekündigte Resolution des Landesfürsten auf die Eingabe der Berordneten: „Vor Gottes Richterstuhl und allen Heiligen könnte er es nimmer verantworten, wollte er die lutherischen Exerzitionen vor seinen Augen und Ohren mit Betrübniß, Jammer und Herzeleid noch länger ansehen, hören und dulden.“ Die von den Berordneten berufenen Herren und Landleute versammelten sich in Graz. Nur die äußerste Not hielt den einen und anderen ab, zu erscheinen. Auch diese dachten nicht daran, „das Feuer zu fliehen und den Kopf aus der Schlinge zu ziehen“. Die Beratung dürfte einen stürmischen Verlauf genommen haben. Ihr Ergebnis war eine umfangreiche Bittschrift, welche die Berechtigung der Protestanten, im Lande zu weilen, darlegte und die Zurücknahme der Ausweisungsbefehle bezweckte. Ihres Exerzitiums, schreiben die Versammelten, können sie sich nicht begeben: Gott verhängt über sie, was er wolle. Statt der gewünschten Erleichterung kam eine Verschärfung der früheren Dekrete. Die protestantischen Kirchen- und Schuldiener erhalten den Befehl, noch an diesem Tage bei scheinender Sonne Graz und binnen acht Tagen alle Erblände des Erzherzogs zu verlassen. Die Antwort auf die Eingabe warf nicht nur die geringen Hoffnungen zu Boden, die sie hegen mochte, sondern enthielt eine Anzahl von Drohungen und Ironien, die in einer so harten Lage doppelt schmerzen. Als dann die Berordneten in einer neuen Eingabe Beschwerde führten, daß man die den Prädikanten und Schuldienern gegebene Frist verkürzt habe und sich gegen die wider sie vorgebrachten offenen und verdeckten Anschuldigungen wehrten, wurden sie in schroffer Weise bedrohet, sich zur Ruhe zu begeben und den Erzherzog der Prädikanten wegen nicht weiter zu behelligen. Es war, als könne man ihren Abzug nicht mehr erwarten, und doch waren sie es, die noch vor Ablauf des „blutigen“ Termins die Berordneten baten, sie ziehen zu lassen. Am 28. September zogen dann die evangelischen Prediger und Lehrer aus dem Stifte und dem Rauberhof, begleitet vom Schmerz und Groll ihrer Glaubensgenossen, doch nicht ohne die Hoffnung baldiger Wiederkehr. Die meisten wandten sich nach Ungarn; einige fanden in deutschen Ländern ein Unterkommen. Von ihnen erweckt Replers Name unser Interesse; er hatte Beziehungen zu den jesuitischen Kreisen der Stadt, und es galt nicht als ausgeschlossen, daß er sich zum katholischen

Glauben begeben würde. Er war zwar mit den übrigen Amtsgenossen in die Verbannung gezogen, kehrte aber wieder zurück, als ihm ein Sicherheitsbrief des Erzherzogs zugestellt wurde. Bei Hofe atmete alles auf, als die Prädikanten die Stadt verlassen hatten, in der sie seit einem Menschenalter eine so hervorragende Rolle spielen durften, als sich kein Arm des Widerstands regte. Man erzählte sich, daß Erzherzog Ferdinand der Vorfeier des Michaelsfestes in der Grazer Burgkapelle beiwohnte, als die Nachricht kam, die Prädikanten seien abgezogen. Da brach er in die Worte aus: Nicht uns, o Herr, nicht uns — deinem Namen gebührt die Ehre.

Noch freudiger erregt war die Erzherzogin Maria, die Mutter des Erzherzogs. Sie wäre nicht früher aus Graz hinweggezogen — sie begleitete eben ihre Tochter Margarete, die Braut Philipps III. nach Spanien — ehe sie die frohe Botschaft empfangen. Die heißesten Wünsche ihres Lebens waren damit in Erfüllung gegangen. Wie sehr sie im Mittelpunkt aller gegen den Protestantismus in Innerösterreich gerichteten Bestrebungen stand, wie sie, viel heftiger noch als die Jesuiten und die übrigen katholischen Korporationen des Landes auf die Vertreibung, ja selbst auf die Austilgung der Prädikanten bedacht war, und wie ihr für diese Zwecke je nach der Lage freundliche und drohende Worte jederzeit zur Verfügung standen, das lehren ihre Briefe, die sie während ihrer Reise von und aus Spanien in die Heimat sandte, und deren lebensvoller Inhalt den Leser, er mag die Richtung billigen oder nicht, sympathisch berührt. Fast in keinem fehlt ein Hinweis auf die Prädikanten. Hier tritt die lebhafteste Freude hervor, wenn sie aus einem Orte ausgetrieben sind, dort die Sorge, falls sie sich irgendwo verbergen, in allen der Haß, von dem sie gegen die Regier erfüllt ist, denen sie aber nicht selten die Hand des Nachrichters wünscht. Sie ist es denn auch, die ihren Sohn fort und fort zu rücksichtslosem Vorgehen in der Religionsache anspornt. Indem ihre Abreise nahezu mit der Ausweisung der Prädikanten zusammenfällt, kommt sie in ihren Briefen immer wieder auf diese zurück, gegen sie antreibend und zu festem Ausharren mahnend. Es bedurfte dessen kaum. Wohl fürchteten manche die Verhandlungen des nächsten Landtags. „Ich habe“, schreibt sie dem Sohn, „keine Sorge. Habe Du nur frischen Mut, es wird alles gut werden.“ Sie kannte ihre Landeskinder. Es wird nicht bloß gut, es wird in ihrem Sinne noch besser gehen. Nur der erste Schritt war schwer.

Bald wird sie imstande sein, das ohne dies schon weit ausgreifende Programm noch zu erweitern.

Während man solchergestalt in den katholischen Kreisen des Landes Triumphe feiert, werden zunächst noch die Rückstände aus der Gegenreformation Erzherzog Karls II. aufgearbeitet: Da werden die Prädikanten aus den landesfürstlichen Städten und Märkten, wo sie noch zu finden sind, unbarmherzig verjagt. — So erhält der Landeshauptmann von Kärnten den Befehl, den Prädikanten Georg Wehe aus St. Veit und aus allen Erblanden auszuweisen und ihn, wofern er sich daselbst betreten läßt, ohne alles weitere „Berechten“ auf den ersten besten Baum aufzuknüpfen. Wie das Grazer wird nun auch das Judenburg (3. Oktober) und drei Wochen später das Laibacher Schul- und Kirchenministerium aufgehoben. Nur dem von Klagenfurt ist noch eine Gnadenfrist gewährt. Den Verordneten wird untersagt, etwas zu tun, was einer Unterstützung der Ausgewiesenen gleichkäme, Bürgern und Bauern verboten, den evangelischen Gottesdienst in den Schlössern und Kapellen des protestantischen Adels zu besuchen, dem Adel endlich, den Katholischen in ihrem Exerzitium den mindesten Eintrag zu tun. Die Prädikanten, die der Adel auf seinen Schlössern hält, trifft unverzüglich die Ausweisung, falls sie Bürgern und Bauern ihre Sakramente spenden. Die gesamte Organisation des evangelischen Schul- und Kirchenwesens verschwindet von der Bildfläche. Die Prädikanten, welche die Landschaft in jedem Viertel gehalten hatte, ziehen ihre Wege, und mit allem Eifer wird die Restitution der den Klöstern und Kirchen im Lauf der letzten Jahrzehnte abhanden gekommenen Güter in Angriff genommen. In Städten und Märkten wird die Bürgerschaft mit allen Mitteln durch katholische Mitglieder verstärkt. Anfangs haben diese in protestantischer Umgebung einen harten Stand, aber die kräftige Unterstützung der Regierung hilft ihnen über die ärgsten Schwierigkeiten hinweg. Wehe dem Protestanten, der jetzt noch sein Kind durch einen Prädikanten, den er etwa noch auf dem Schlosse eines steirischen Herrn aufreiben kann, taufen läßt: er verfällt derartig harten Strafen, daß seine wirtschaftliche Existenz in den meisten Fällen bedroht ist. Bald ist der katholische Kultus im Lande wieder der alleinherrschende. Daß die Herstellung dieses Zustandes nicht ohne arge Gewalttätigkeiten ablief, war zu gewärtigen, wie es, um nur einen Fall zu nennen, Karl von Kronegg auf seinem Schlosse Wasoldsberg erfuhr. Von allen Seiten wurden die Verordneten mit Hiobsposten heimgesucht. Wie hätten sie Rat

schaffen können? Die Stadt und das Schloß waren stark besetzt, und schon erfuhr man, daß Christoph Paradeiser beauftragt sei, noch ein Fähndel Knechte anzuwerben und nach Graz zu bringen; schon liefen Beschwerden über Gewalttaten ein, die sie den Untertanen einzelner Herren und Landleuten zugefügt hatten. Die Verordneten sandten eine Bittschrift an den Hof, das Fähndel abzdanken. Noch hatten sie die Antwort nicht erhalten, als sie erfuhren, daß Gottfried von Stadl beauftragt sei, das für die Stadtguardia bestimmte Fähndel in Gleisdorf mustern zu lassen. Diese Leute benehmen sich roh und zerschlugen das Eigentum der Bauern. Zum Zahlen, sagen sie, seien sie nicht hergekommen. Die Knechte seien gemorben zur Unterdrückung der der Augsbürgischen Konfession angehörigen Herren und Landleute.“ Das Ansuchen der Verordneten wurde zurückgewiesen, und als sie nun daran gingen, auch ihrerseits das Landhaus durch eine Besatzung zu sichern, wurde ihnen dies strengstens untersagt. Die vom Erzherzog in Graz gehaltene Truppenmacht sei ausreichend, auch zu ihrem Schutze zu dienen. Die für landschaftliche Truppen bestimmten Lokale müßten geräumt werden, damit, wie es hieß, die Bürger von Einquartierungen nicht belästigt würden. In einer Schrift an den Erzherzog sprachen die Verordneten mit anerkennenswerter Offenheit davon, die Wacht im Landhause gerade in dieser gefährvollen Zeit der Persekution zu behalten, um dieses Gebäude mit der darin befindlichen Landes- und Schranzenkanzlei, mit den so teuer erworbenen Privilegien und der jetzt freilich leeren Landeskasse vor dem zu besorgenden Auflauf des gemeinen Mannes zu schützen. Erzherzog Ferdinand nahm solche Eingaben ungnädig auf. Die Verordneten waren in einer verzweifelten Stimmung, von der ihre Zuschriften an die Stände von Ober- und Niederösterreich Kunde geben. Die Nachricht von diesem Vorgehen des Erzherzogs brachte in ganz Deutschland große Aufregung hervor: ein freudige an den geistlichen Höfen, und in Bayern, wo ja die innerösterreichische Gegenreformation ihren Ursprung hatte, eine schmerzliche bei den Angehörigen der Augsbürgischen Konfession, vornehmlich an jenen deutschen Hochschulen, mit denen die steirischen Stände seit mehr als einem Menschenalter rege Beziehungen unterhalten hatten. Man sah einen Bau einstürzen, auf den man auch dort oft genug mit Stolz hingewiesen hatte, man stand vor einem Ereignis, dessen Folgen die Mitwelt vorläufig noch nicht übersehen konnte. Zunächst bedauerte man das Geschick der Ausgewiesenen, denen das traurige Los zuteil wurde, nicht bloß durch die vom

Partisanatismus wider sie ausgesprengten Märchen, sondern auch von manchen ihrer eigenen Glaubensgenossen als die wahren Urheber ihres und des Verderbens ihrer Kirche bezeichnet zu werden. Ob sie jemals die ihnen lieb gewordenen Stätten ihrer Wirksamkeit wiedersehen würden, hing davon ab, ob die Aktion, die nun naturgemäß den Landtagen aller drei Länder zufiel, ein günstigeres Ergebnis zeitigen würde, als die der steirischen Landesverordneten, die alles versucht und nichts erreicht hatten.

2. Die Feldzüge gegen die Protestanten.

Die schweren Schläge waren auf die Protestanten Innerösterreichs in einer Zeit niedergegangen, in der die Landtage nicht versammelt waren. Ein harter Kampf zwischen dem Landesfürsten und den Landtagen stand bevor, und die Sache bot bei der Lage den Türken gegenüber besondere Schwierigkeiten. Schon seit der Erzherzog die provisorische Regierung antrat, hatte die Erzherzogin den Sohn in der gezeichneten Weise gemahnt, die Landtage nicht zu fürchten. Dieser Mahnung bedurfte es auch jetzt nicht. Menschenfurcht war ein Wort, das dieser Fürst nicht kannte. Aber Grund zu Besorgnissen war genugsam vorhanden. Wie stand es um die Landtagsbewilligungen? Den wenigen Stimmen der Prälaten im Landtag stand eine erdrückende Majorität protestantischer Herren und Ritter gegenüber, und wenn Städte und Märkte jetzt auch katholische Abgeordnete in die Landtagsstube entsandten; sie verfügten bei Abstimmungen nur über eine Stimme. Der katholischen Restaurationspartei kam der Umstand zugute, daß die protestantischen Stände nicht wie noch sieben Jahre zuvor am Kaiser eine Stütze fanden, denn Rudolf II. förderte jetzt selbst in seinen böhmischen Landen die Gegenreformation. Daher blieben auch die Bitten der Landesverordneten an den Kaiser um eine Intervention in ihrer schweren Lage ohne Erfolg. Je näher die Eröffnung der Landtage heran kam, um so schärfere Erlässe ergingen wider die Protestanten. So begann denn der steirische Landtag, der in jenen Tagen stets auch für die in Kärnten und Krain maßgebend war, unter schlechten Auspizien. Außer den steirischen Landboten hatten sich Abgesandte aus Kärnten und Krain in Graz eingefunden. Am 19. Januar 1599 stellten sie eine ausführliche mit Motiven versehene Beschwerdeschrift gegen die Aufhebung des evangelischen Kirchen- und Schul-

ministeriums zusammen, die in der Bitte ausklang, es wieder aufrichten zu dürfen. Auch mögen die Angehörigen der Augsbургischen Konfession in ihrem Gewissen nicht bedrückt werden. Drei Tage später wurde die Bittschrift überreicht und ihr ein Exemplar des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses beigegeben. Der Erzherzog möge daraus ersehen, daß ihre Religion keine ketzerische sei. Die Bittschrift zählte nicht weniger als 128 Unterschriften und Siegel fast des gesamten steirischen Herren- und Ritterstandes und einer Anzahl von Herren aus Kärnten und Krain. Der Erzherzog nahm sie kühl auf, wies die Kärntner und Krainer nach Hause und versprach den Steirern die Erledigung ihrer Beschwerden für eine spätere Zeit. Durch eine dilatorische Behandlung der Sache meinte er über die Schwierigkeiten des Augenblicks hinüber zu kommen. Aber die Stände wollten von einem Eingehen auf die Forderungen der Regierung nichts wissen, Repliken und Dupliken hatten kein Ergebnis, die Stimmung wurde eine erbitterte. Man vernahm Worte aus dem Munde des Erzherzogs, die seiner Mutter Besorgnis einflößten. Wenn die Landleute, soll er gesagt haben, etwas anfangen wollen, werde er vom Schlosse herab ins Landhaus schießen lassen. Und stärker noch lautete eine andere Aeußerung Ferdinands, von der ein Jesuit auf der Kanzel Kunde gab: der Erzherzog werde sich eher alle Adern aus dem Leibe reißen, als sich von seinem Vorhaben abwenden lassen. Und so ging die Verfolgung selbst noch während der Tagung des Landtags ihren Weg, und neuerliche Bitten um ihre Einstellung fanden eine schroffe Abweisung. Es ist uns nicht möglich, auf den ganzen Inhalt der gewechselten Schriften hier einzugehen: er ist ja in der Hauptsache bekannt. Aber von großem Interesse sind namentlich die katholischen Stimmen, die sich in der Landtagsdebatte vernehmen lassen. Bei einer Verufung, die am 6. Februar stattfand, sprach der Bischof Martin Brenner: „Ein jeder begehrt in seinem Gewissen unbetrübt gelassen zu werden. Warum nicht auch unser Landesfürst; daß er das *negotium religionis* betreibt, kommt es nicht in aller Welt vor? Sachsen hat oft die Religion gewechselt, Württemberg und die Pfalz den Kalvinismus eingeführt, und doch haben dort die Landstände dagegen nichts unternommen. Man hat's geschehen lassen, denn die Disposition über die Religion steht niemandem zu, als dem Landesfürsten. Die Gewissen lassen sich darum nicht zwingen; denn in Württemberg finden sich Katholische genug und so auch in Sachsen. Wenns hier dazu käme und ein anderer Fürst da wäre, der einer

anderen Religion wäre, sie müßten es auch gedulden“. Nun, in dem, was der Bischof von den Vorgängen in Sachsen und Württemberg sagt, ist er ja im Recht: seine Worte zeichnen das ganze Elend dieser und anderer Länder jener Tage, aber man wird doch auf die starken Zusagen und Versicherungen hinweisen müssen, die hiezulande den Protestanten aus landesfürstlichem Munde gemacht worden waren. Was der Fürstbischof von der Gewissensfreiheit sagt, ist gewiß sehr edel gedacht —, aber wie lange wird man die Gewissensfreiheit noch hier zu Lande dulden? Werden nicht schon binnen Jahresfrist militärische Feldzüge veranstaltet, um dieser Gewissensfreiheit ein Ende zu machen. Man mag der Aeußerung des Fürstbischofs vielleicht entnehmen, daß an ein *Compelle intrare* — an die Einführung des Gewissenszwanges bei Bürgern und Bauern vorläufig noch nicht gedacht wurde. Schließlich, was ist Gewissensfreiheit? Wie kann man, sagt Herberstein, von Gewissensfreiheit sprechen, wenn man die Leute zwingt, die Kinder katholisch taufen zu lassen, die Ehen katholisch zu kopulieren. Bald wird man zu Eiern beichten müssen. Oder, wie Franz von Ragnitz sagt, wenn man Vater und Gevattersleut' zwingt, vor der Taufe der Kinder zu kommunicieren. „In der Türkei, läßt ein Saurau sich vernehmen, müßt' man den Zehnt geben, hier nimmt man die Seelen.“

Statt zu einer Einigung kam es zu einer gesteigerten Erbitterung. Man vertagte den Landtag; aber wird es beim nächsten besser gehen? Da hört man noch schärfere Worte. Ein Windischgrätz läßt sich vernehmen: „Freie Steirer will man zu leibeignen Knechten machen, was der Hof will, soll geleistet werden, und was man hinaufschreibt, wird übel gedeutet.“ Wenn man schließlich unter gewissen Bedingungen auf die verlangten Bewilligungen einging, geschah es nur mit Rücksicht auf den auswärtigen Feind. Noch hoffte man, daß die Resolution des Landesfürsten auf die Beschwerdeschrift vom 19. Jänner der kirchlichen Noth abhelfen werde: man erlebte eine grausame Enttäuschung; denn die Hauptresolution, die am 21. Juli erschien, bereitete allen Hoffnungen der Protestanten ein Ende und drückte bei allem Unglück, das sie den Adressaten brachte, noch das Salz des Spottes und Hohnes und des bittersten Sarkasmus in die schmerzende Wunde. Da fand sich nicht ein einziges trostvolles Wort, nicht ein Lichtstrahl, der den Weg erhellt hätte, um aus dem Labyrinth zu kommen. Vielmehr setzt die Gegenreformation mit einer noch stärkeren Wucht ein, die jeden Widerstand unmöglich macht. Jetzt wird, wer einem ausgewiesenen

Präbikanten ein Asyl bietet, mit Strafen belegt, deren Höhe überrascht: Achaz von Thurn zahlt 5000, Herbert vom Lamberg 3000, Sabine und Elisabeth von Lamberg 2000 Dukaten. Jetzt beginnt der Feldzug gegen die Protestanten im oberen Ennstal, wird die sofortige Uebergabe des teuersten Kleinodes, der protestantischen Stiftskirche begehrt, jetzt erscheint das Patent, das nicht bloß die unverzügliche Ausweisung aller noch im Lande weilenden Präbikanten verfügt, sondern auch ihre Schützer mit Leib- und Lebensstrafe bedroht, sektische Bücher dürfen weder gekauft noch verkauft, sondern müssen vertilgt werden, jetzt werden Religionsreformationskommissionen nach auswärts gesandt und wie sie in Obersteier wirthschaften, lehren ihre eigenen Berichte, so über die Gegenreformation in Aulsee, Gröbmung, Schladmigg und Eisenerz. Nicht anders liegen die Dinge in Untersteier. In Krain werden, wie die dortige Landschaft den steirischen Ständen berichtet, die Präbikanten ausgeschafft, Kirchen und Friedhöfe mit Geschütz und Pulver zer Sprengt, die Gebeine der Toten aus den Gräbern gerissen und verbrannt usw. Wir übergehen Einzelheiten wie die Prozesse gegen Kandelberger und Gabelkover, gegen Herbart von Auersperg usw., nur über die militärischen Feldzüge gegen die protestantischen Bürger- und Bauernschaften mögen noch einige Worte gesagt werden, nicht um effektvolle Schilderungen zu bringen, sondern weil dies Kapitel uns auf jene Reformationsordnungen führt, die den Städten und Märkten gegeben wurden und die bestimmt waren, deren katholischen Charakter für alle Zukunft zu sichern.

Es werden im ganzen neun solche Feldzüge aufgezählt. Zum ersten rechnet man die Abschaffung des protestantischen Kirchen- und Schulministeriums in Graz, Judenburg und Laibach. Die zweite Kommission ging nach Eisenerz und ins Ennsthal, die dritte nach Radfersburg und Marburg, die vierte nach Judenburg und Muran, die fünfte abermals nach Radfersburg und ins Viertel Muran, die sechste wiederum nach Eisenerz und Obersteiermark, die siebente nach Kärnten, die achte nach Krain und die neunte, die aber schon einer späteren Zeit angehört, nach Klagenfurt.

Es mag von Interesse sein, Ausrüstung und Zusammensetzung solcher Reformationskommissionen zu beleuchten. Der zweiten, die nach Eisenerz abging, wird eine „Guardia“ beigegeben: ein Fähndel windische und deutsche Knechte, denen Ferdinand II. noch 316 deutsche Schützen zu Hilfe sendet. Der dritten, die gegen Radfersburg abgejandt wird, und die aus 150 guten Musketieren

besteht, sind 170 Untertanen des Bischofs beigegeben. Sie sind „mit langen Röhren“ und „in ander Weg“ wol bewehrt. Nicht genug daran, werden am 19. Dezember nach Mitternacht noch 500 landesfürstliche Harnien (bewaffnete Bauernhausen) eingelassen, die aus dem Kadfersburger Zeughaus ihre Waffen erhalten. So auch die übrigen Kommissionen. Es sind nach damaligen Begriffen ganze Heere, denen die kleinen schlecht befestigten Städte, Märkte und Dörfer keinen Widerstand leisten.

An der Spitze der nach Eisenarz entsandten Kommission stehen der geheime Rat Andreas von Herberstorff, ein Mann von ebenso streng katholischer Gesinnung, wie seine Brüder eifrig der protestantischen Richtung angehörten, dann der Abt Johann von Admont, der Kammerrat Alban von Mosheim und Hans Friedrich von Paar, ein Mann, der weniger gut beleumundet war und dem für die bei der Durchführung der Gegenreformation geleisteten Dienste am 20. Februar 1600 aus den Strafgefällen die bedeutende Summe von 1200 Talern angewiesen wird. Die Kommission versammelt sich am 14. Oktober in Leoben.

Der Vorgang ist fast bei allen Kommissionen der gleiche. Nachdem die Soldaten in einen Ort eingerückt sind, werden Bürgermeister, Richter und Rat zitiert, die Schlüssel zur Kirche und zum Pfarrhofs abgefordert; dann wird der Gemeinde ihr Ungehorsam verwiesen, ihre Freiheiten werden aufgehoben und nur zurückerstattet, wenn sie zur Annahme des Katholizismus bereit ist. Hartnäckige Widersacher werden gezüchtigt und nach Graz ins Gefängnis geschleppt, lutherische Bücher Haus für Haus abgefordert und (denn in den meisten Fällen wird ein Hochgericht aufgestellt) unter dem Galgen verbrannt. Gibt es irgendwo eine protestantische Kirche, so wird sie mittels Pulver zersprengt, die Mauern der Friedhöfe eingerissen und Hab und Gut der Präbikanten der Plünderung preisgegeben. Besonders scharf wird gegen die Kirchen und Gräfte jener Familien vorgegangen, die wie die Hoffmann in Obersteier (die „Könige“ im Ennstal) und die Amman in der Leibnitzer Gegend Führer der Protestanten gewesen sind. Das Ende ist, daß jedem reformierten Ort eine Reformationsordnung aufgenötigt wird, die das Eindringen des protestantischen Giftes fortan unmöglich macht. Den Bürgern wird der sogenannte katholische Bürgereid abgenommen, in welchem sie schwören, sich „vor allen Dingen keiner verführerischen sektischen Lehre und Opinion, sondern des allein seligmachenden christlichen, katholischen, alten Glaubens

teilhaftig zu machen, auch alle Zusammenkünfte gänzlich zu meiden, darinnen wider die katholisch römische Religion gehandelt wird.“ Ein Stadtanwalt und in dessen Ermanglung der Pfarrer, hat für die genaueste Aufrechterhaltung der Reformationsordnung zu sorgen. Die Kosten der Kommissionen werden aus den bei den nicht bekehrten Protestanten erhobenen Strafgeldern gedeckt, die, wenn sich Fälle von Ungehorsam ergaben, sehr bedeutend waren. Wie es den Anschein hat, sind alle Städte und Märkte mit solchen Ordnungen versehen worden,*) erhalten haben sich aber nur die von Judenburg, St. Veit in Kärnten, Vellach, Leoben (I.), Rabfersburg, Knittelfeld, Marburg, Unterdrauburg, Fronleiten, Vorderberg, Leoben (II.), Judenburg (II.), Gmünd (I.), Rottenmann, Mürzzuschlag, Murau und Gmünd (II.). — Gmünd III. und Mureck gehören einer späteren Zeit an. Eine solche Reformationsordnung behandelt: 1. das künftige Verhalten der Bürger in Glaubenssachen, 2. Einstellung aller gewerblichen Arbeiten während des Gottesdienstes an Sonn- und Feiertagen, 3. Verbot des heimlichen Lesens kezerischer Postillen und des Singens kezerischer Lieder, 4. Verbot des Aufenthaltes kezerischer Predikanten. 5. Aufhebung kezerischer Schulen, 6. Wiederaufrichtung der eingegangenen Zünfte, Zechen und Bruderschaften, 7. Feierliche Ausstattung des Gottesdienstes an Sonn- und Feiertagen mittels Gesang und Musik, 8. Verbot der Begräbnisse ohne Vorwissen des Pfarrers, 9. Verbot der Aufnahme und Duldung lutherischer Bürger, 10. Verbot und Bestrafung der Verspottung von Neubekehrten, und enthält endlich noch einige markt- und sanitätspolizeiliche Bestimmungen.

Bei diesen allgemeinen Verordnungen hatte es nicht sein Verwenden. Um eine katholische Bürgerschaft zu erzielen, genügte schließlich schon das Gebot, daß kein anderer als nur ein Katholik das Bürgerrecht erlangen könne; nur mußte Vorseeung getroffen werden, daß nicht ein solcher Katholik späterhin etwa sein Glaubensbekenntnis aufgab und in der Stadt verblieb. Dies konnte verhindert werden, indem man in die Ordnungen der einzelnen Zünfte solche Punkte einschob, die ein rechter Protestant nimmermehr annehmen konnte. Zu dem Zweck wird angeordnet, daß die Zünfte helfen müssen, den katholischen Gottesdienst an hohen Festtagen zu

*) Sie sind jetzt unter dem Titel „Die Reformationsordnungen der Städte und Märkte Innerösterreichs aus den Jahren 1587—1628, mitgeteilt und erläutert von J. Loserth in den Schriften der kaiserlichen Akademie (Wien 1907 in Kommission bei Alfred Hölder)“ gedruckt.

zieren. Im Festaufzuge muß fortan dem katholischen Hauptfeste — Fronleichnam — beigewohnt werden. In solcher Weise setzt z. B. die Innungsordnung der Müllerbruderschaft zu Leoben die Teilnahme an den kirchlichen Hauptfeiertagen ebenso fest, wie die für die Grazer Leineweber oder für die Bäcker in Bruck. In solcher Weise wurde die Gegenreformation weitergeführt; wir können ihre einzelnen Phasen nicht ausführlich erörtern; schon im Jahre 1600 hatte es eine Zeitlang den Anschein, als werde der Feldzug auch gegen den Herrenstand angehen. Die Protestanten versuchten es mit neuen Bittgesuchen an den Kaiser: sie erhielten die gröbliche Antwort, man werde in Prag leeres Stroh dreschen, die Steirer mögen sich an ihren Landesherren halten. Es folgten die schweren Aktionen der Landtage, die Interzessionen auswärtiger Fürsten: sie alle blieben erfolglos. Im Jahre 1609 schien es zu einem allgemeinen Aufstand zu kommen: schon wurde Tiroler Hilfe erbeten. Wohl verzog sich die Gefahr und ging die Gegenreformation unter der Führung der tatkräftigen Bischöfe von Scedau, Lavant und Laibach ihren Gang weiter. Wenn man alle die Verordnungen, die allgemeinen sowohl, die eine ganze Bürgerschaft, als auch die besonderen, die eine einzelne Innung betreffen, wenn man die kaum übersehbare Zahl von Einzelmandaten übersieht, die seitens der Regierungsbehörden fast Tag für Tag durch eine ganze Reihe von Jahren ausgeschied wurden, wenn man dazu noch die zahlreichen Maßregeln hält, die zum Zwecke der Erhebung und Erhaltung des katholischen Wesens im Lande getroffen wurden: die Einführung neuer Orden, die Refuperation entfremdeten Kirchengutes, die Begünstigung der Konvertiten in allen Ständen, wenn man namentlich im Auge behält, daß der Gewaltige in jeder Stadt nicht mehr der Bürgermeister und der ihm beigeordnete Stadtrat, sondern der Pfarrer ist, der über das Leben und Treiben der Bürger wacht, so daß kein Fremder mehr, er sei ein Adelliger oder ein Bürger oder ein zuwandernder Geselle, die Stadt berühren kann, ohne daß der Pfarrer als Stadtanwalt davon Kunde erhält: so sollte man meinen, daß sich das ganze Wesen der Städte binnen kurzem vollständig ändern müßte. Und von obenhin und rein äußerlich betrachtet mochte es auch so sein. Jetzt, gerade ein Jahrhundert, seit das katholische Wesen im Lande abgekommen, Pfarreien und Klöster von ihren Bewohnern verlassen, die Bibel in die Hände der großen Menge gekommen war, füllten sich wieder die Klöster und wurde der Gottesdienst mit festlichen Prozessionen begangen. Wer freilich in die

Tiefe blickte, gewahrte ein anderes Bild: er konnte bemerken, wie gering die Fortschritte waren, die das katholische Wesen in Städten und Märkten in Wirklichkeit machte. Was war die Ursache davon. Um dies deutlich zu machen, scheint es uns notwendig zu sein, die Erfolge der Gegenreformation überhaupt zu betrachten, wie sie beim Abscheiden Ferdinands II. zutage traten. Man wird hierbei, wenn auch nur in den allgemeinsten Zügen, auf die einzelnen Stände, Adel, Bürgertum und Bauernstand und nicht zuletzt auf den Klerus einzugehen haben: wobei manches von dem, was bisher nur angedeutet wurde, ausführlicher zu erläutern ist.

3. Die Gegenreformation und der innerösterreichische Herrenstand.

Während der ganzen bisherigen Regierungstätigkeit Ferdinands II. hat es keinen Augenblick an Versuchen gefehlt, den protestantischen Herren- und Ritterstand vollständig auf die katholische Seite zu ziehen: aber alle die Mittel der Schmeichelei und Verführung, der Drohungen und Strafen hatten bei den tonangebenden Männern der ältesten Herrengeschlechter, den Stubenberg und Windischgrätz, Rhevenhüller, Auersperg usw. nicht das mindeste erreicht. Gewann man einen und den andern von jenen jungen Adelligen, die als Waisen nach dem Tod ihrer Eltern an katholische Verhabenen und auf katholische Schulen gegeben wurden, so zog der Adel gesinnungstüchtige Präzeptoren in seine Burgen, wo sie oft genug die Stelle ausgewiesener protestantischer Geistlichen ersetzten. Ihnen standen die Gutsverwalter — Pfleger — zur Seite, die diese Aufgabe bei den Bauernschaften auf sich nahmen, während die Landesbeamten, die man jetzt, damit sie nicht gleichfalls der katholischen Reformation unterzogen würden, aus den Mitgliedern des Ritterstandes wählte, wenigstens in den Landeshauptstädten, vor allem in Klagenfurt, ihre schützende Hand über der Bürgerschaft hielten. Aus hundert und aber hundert Berichten, die bei der Regierung einliefen, entnahm man immer wieder die niederschlagende Gewißheit, daß alle die bisherigen Maßregeln nur wenig gefruchtet hätten. Und fragt man nach dem Grund — er führt fast immer auf die Haltung des Herrenstandes zurück, bei dem die Verfolgten Schutz suchten und fanden. Gewiß gab es ja auch noch andere Schranken, die einer allgemeinen Durchführung der Gegenreformation in dem Weg standen. Da sind es die ersten Jahre des dreißigjährigen Krieges; — der böhmische Aufstand, er zittert ja auch in Innerösterreich nach; seit lange gehen da wieder

die Wogen der ständischen Bewegung hoch; die aus Anlaß der böhmischen Königswahl gegen Ferdinand II. gerichteten Pamphlete finden in Innerösterreich ihre Verbreitung, wie andererseits die Gegenreformation, die Ferdinand II. in seinen Erblanden durchgeführt hat, mit den Grund abgeben muß, aus dem er von den böhmischen Ständen als König abgelehnt wird. Aufrufe, Proklamationen, Pasquille u. a. werden in den drei Ländern verbreitet, Präbikanten, die seit zwei Jahrzehnten verwiesen sind, schleichen sich wieder ein und werden in den Schlössern des Adels aufgenommen. Da hört man mitunter die hitzigsten Predigten, in denen wider die Gegenreformation gewettert wird und die die bäuerliche Zuhörerschaft in heftige Erregung versetzen. Im Schlosse Landskron predigt ein Schulmeister wider den Kaiser und fordert die Anwesenden auf, zu den Waffen zu greifen. Da fliegen auch Verdächtigungen der Treue des innerösterreichischen Herrenstandes in der Welt herum. Man spricht von Hochverrat. Jener Karl von Egg, der an der Tafel des Grafen Ambros von Thurn in Bleiburg sitzt, soll gesagt haben, wenn er dem Kaiser mit seinem Schwerte den Kopf abhauen könnte, er würde sich glücklich schätzen und keinen weiteren Wunsch auf Erden hegen. Die Untersuchung wird eingeleitet, sie ergibt aber so wenig wie der frühere Hochverratsprozeß gegen Hans Georg Kandelberger und Hans Adam Gabelhofer. Das eine aber entnimmt man selbst den falschen Nachrichten, daß auch der Herrenstand in tiefster Erregung ist und diese auf die Bürger, vor allem auf die Bauernschaften zurückwirkt. Wenn nun dieser Herrenstand das Hindernis ist, an dem alle die Mittel, das Land zur Ruhe zu bringen, scheitern, warum wird das Compelle intrare nicht auch gegen ihn angewendet? Dieser Herrenstand ist freilich mächtig. Fürchtet man vielleicht das von den Niederländern gegebene Beispiel? Da konnte man ruhig sein. Wohl gab es eine Zeit, in der man diesen adeligen Herren nachsagte, sie spielen um Szepter und Kronen. In einem Schreiben, das Ferdinand II. am 7. Mai 1601 an den Herzog Maximilian II. von Bayern richtete, liest man: „Es wurde uns kein Respekt mehr erzeigt, als wären wir nur ein gemalter Landesfürst.“ Aber abgesehen davon, daß das eine Phrase ist, die einem älteren Aktenstück Karls II. nachgeschrieben ist, ist der Vorwurf durchaus ungerecht und unwahr. Die steirischen Stände haben die schwierigsten auswärtigen Lagen Ferdinands II. nicht ausgenutzt, um kirchliche Konzessionen zu erzwingen, und während man am Hofe vor einem Aufstand dieses Adels im Jahre 1609 zitterte, dachte keiner daran, zu

den Waffen zu greifen, und da war es auch der Kärntner Adel, der Andeutungen seiner Prädikanten, die dahin zielten, schroff ablehnte. Das sind eben keine Calviner, aus denen die Cromwellschen Eisenreiter, die scharfen Hugenotten, die kühnen Holländer, aufstehen: Hier folgt man der Lehre der Augsburgerischen Konfession, dem Räte des Theologen Andreae, an den sich schon in den Achtziger Jahren des 16. Jahrhunderts der steirische Adel in den Tagen der Not gewandt hatte, und der ihnen sagte: „Mit Gewalt dürften sie sich nicht gegen ihre Obrigkeit setzen, denn ob man wohl Gott mehr gehorchen muß als den Menschen, so ist man doch verpflichtet, in allen politischen Dingen der Obrigkeit zu gehorchen.“ Nein — dieser innerösterreichische Herren- und Ritterstand war in seiner unentwegten Treue gegen das angestammte Fürstenhaus zu einem Versuche, die festen Bande gewaltsam zu sprengen, nicht zu bewegen. Ferdinand II. kannte diese Treue. Aber das war es nicht, was ihn bewog, den Herrenstand länger zu schonen, als die übrigen Stände. Auch nicht die Zusagen, die ihm sein Vater gemacht hatte, denn diese konnten nicht, wie die an die Bürger, bestritten werden. Die ganze Sache hängt hier wesentlich mit der großen auswärtigen Politik zusammen.

Wohl hatten die Mitglieder des innerösterreichischen Herren- und Ritterstandes anfänglich Grund zu dem Glauben, die katholische Reformation würde überhaupt nicht auf sie ausgedehnt werden. Andeutungen dieses Inhaltes waren ihnen mehrfach gekommen. Um so größer war freilich das Gefühl der Enttäuschung über den Gang, den diese Reformation nahm. Ein Versprechen des Landesfürsten, den Adel zu schonen, war niemals gegeben worden, vielmehr konnte man aus einer Antwort auf eine Bitte der Kärntner seine Absicht merken, eine „durchaus gehende Gleichheit zu erhalten“ und bald konnten sie in einem Dekrete lesen, daß er niemanden in seinen Landen dulden werde, der nicht seiner Religion zugetan sei. Und schon am 26. Juni 1604 wurde laut betont, daß man gleich von Anfang an auch an die Reformation des Herren- und Ritterstandes gedacht habe. Hier konnte jeder zwischen den Zeilen lesen, welches Schicksal den Herren und Rittern bestimmt ist, falls sie sich weigern, ihr Glaubensbekenntnis aufzugeben: sie müssen zum Land hinaus. Man entnimmt dem Gesagten, daß auch die Gegenreformation im Herren- und Ritterstande nur eine Frage der Zeit und der Umstände war. Sie vollzog sich in einer großen Zahl von Etappen. Indem die vom Lande besoldeten Prädikanten der einzelnen Viertel

des Landes verjagt worden, sind die ärmeren Mitglieder des Ritterstandes, die außerstande sind, einen eigenen Prädikanten zu halten, ihres Exerzitiums beraubt. Dann werden evangelische Damen zwangsweise mit Katholiken verheiratet, keinem minderjährigen Herrn oder Ritter darf ein protestantischer Verhab gesetzt werden, dem Adel wird die Verwaltung der Kirchenlegate aus der Hand genommen; endlich verliert er durch das Patent vom 1. März 1601 die Freiheit, einen Prädikanten zu halten. Wer nun aber etwa sein Kind jenseits der Grenze von einem Prädikanten taufen läßt, wird mit schweren Strafen belegt. Wenn also der biedere Hans Jakob von Steinach in einer offenen Beratung sagt: Man geht schrittweise vor, bis man an den Adel kommt, so hat er nicht ganz recht, denn man ist schon beim Adel angelangt. Massenhaft strömt das Volk über die ungarische Grenze: da ist es ein harter Schlag, daß die Regierung am 23. Juli 1603 ein strenges Verbot erläßt, den protestantischen Gottesdienst jenseits der Grenze zu besuchen. Schon die Höhe der Strafe — 15 Mark in Gold — sagt, gegen wen das Verbot gerichtet ist, und der protestantische Herren- und Ritterstand erklärt sich in einer von 238 Mitgliedern gefertigten Eingabe an den Landesfürsten bereit, unter solchen Umständen aus dem Lande abzugehen, falls ihm seine Güter abgelöst würden. Wie man sieht, steht jetzt schon — ganze 25 Jahre vor der Ausweisung — die Frage der Emigration des protestantischen Adels auf der Tagesordnung. Und diese Frage wird durch immer schärfere Dekrete immer wieder zur Diskussion gestellt. Da ist vor allem das Verbot, die Jugend an auswärtige, d. h. nichtkatholische Schulen zu schicken, das von Zeit zu Zeit und stets mit Verschärfungen wiederholt wurde.

Aber erst als Ferdinand II. auf der Höhe seiner politischen und militärischen Erfolge im Reiche stand, und es das Ansehen hatte, daß auch dort die katholische Restauration überall zum Siege gelangen müsse, wurde in Steiermark, Kärnten und Krain die Ausweisung des protestantischen Adels verfügt. Das Mandat ist vom 1. August 1628 datiert. Man habe, so sagt es, bisher noch hoffen dürfen, daß sich der Adel freiwillig zur katholischen Religion begeben und hierdurch die alte kirchliche Eintracht im Lande herstellen werde. Da dies nicht geschehen und der Landesfürst wünschen muß, daß die Mitglieder dieser adeligen Geschlechter, die sich zu jeder Zeit, auch in den gefahrvollsten Lagen der letzten Jahre durch ihre unentwegte Treue ausgezeichnet haben, nicht an ihrem Seelenheile Schaden nehmen, so müsse er auch sie in seine Kirchenreformation

einbeziehen. Zu diesem Zwecke wird einem jeden die peremptorische Frist von einem Jahr angefetzt, um sich zum katholischen Glauben zu begeben. Wer dies nicht will, muß die Erblände verlassen, seine Güter verkaufen oder, wenn dies in Jahresfrist nicht geschehen könnte, einem katholischen Bevollmächtigten übergeben; würden sie von diesem nicht an den Mann gebracht, so müßten sie von Amtswegen veräußert werden. Ausgenommen sind nur die Fideikommißgüter, von denen den Abziehenden der Nutzgenuß bleibt. Im Hinblick auf die treue, in allen Lagen erprobte patriotische Haltung des innerösterreichischen Adels, wird ihm die Zahlung der 10% Nachsteuer (der zehnte Pfennig) erlassen. Damit war der große Wurf getan. Dieser Erlass bedeutet das Ende der protestantischen Ständemacht im Lande. Die maßgebenden Kreise waren sich der Wichtigkeit des Augenblickes bewußt: unter Trompeten- und Pausenschall wurde das Patent im ganzen Lande, selbst in der letzten Pfarre von der Kanzel herab verkündet. — Jetzt erst konnte von einer wirklichen Durchführung der Gegenreformation gesprochen werden; denn jetzt verloren die protestantischen Bürger und Bauern, zumal in den dem Adel gehörenden Städten und Märkten, den festen Rückhalt, den sie bisher an diesem besaßen. Jetzt werden sich nur jene Protestanten im Laufe der Zeiten noch behaupten, die an der ungarischen Landesgrenze oder hoch im Gebirge wohnen. In beiden Fällen ist ihnen schwer beizukommen, und hier werden sich Kryptoprotestanten noch Jahrzehnte hindurch vorfinden.

Aus den neuen Verordnungen heraus folgten die verschiedenartigsten oft recht verwickelten Rechtsstreitigkeiten; daher bestimmt das Dekret vom 29. August 1628, daß die Prozesse der abziehenden Personen rasch und summarisch erledigt werden. Die Abziehenden hatten zunächst ihre Angelegenheiten zu ordnen oder sie katholischen Verwandten zu überlassen. Wer von ihnen nicht in glänzender Vermögenslage und darum genötigt war, in der Fremde Dienste zu suchen, bewarb sich bei der Landschaft um ein Zeugnis für sein Wohlverhalten, das ihm unter schmeichelhafter Anerkennung seiner und der Verdienste seiner Ahnen bereitwillig gegeben wird. Solche Zeugnisse liegen — um nur der Steirer zu gedenken — noch vor von den Familienangehörigen der Teuffenbach, Eibiswald, Galler, Leyffer, Gloyach, Föbzl, Wagen, Amman, Herberstorff, Bach, Heritsch, Radnitz, Sauer, Windischgrätz, Herberstein, Welz, Rauchenperger, Brunner, Kottal und Speidel. Freilich nicht alle Emigranten hatten es nötig, sich um solche Zeugnisse zu bekümmern. Da ist

manches Geschlecht, das noch in die Zeit der stauffischen, oder wie die Stubenberge in die der salischen Kaiser zurückreicht. Aus dem Hause Stubenberg selbst ist uns ein Zeugnis erhalten, wie schwer dem Scheidenden von seiten seiner katholisch gewordenen Verwandten und seitens seiner Diener der Abschied gemacht wird. Georg der ältere, Herr von Stubenberg auf Kapfenberg und Mureck, dessen Vater Wolfgang dem Vater des jetzigen Landesfürsten so nahe gestanden, und der die Fahne des Protestantismus im Steirerlande während der gefährlichsten Situationen hochgehalten — er zog jetzt ab, nachdem er über sein liegendes Hab und Gut verfügt. In rührendster Weise nimmt sein Pfleger Sebastian Saupach von seinem guten alten Herrn Abschied. Georg selbst hat das Leben fern von der steirischen Heimat nicht vertragen. Er starb schon im nächsten Jahre. Mit den genannten Herren ist die Zahl der Emigranten noch lange nicht erschöpft, hier fehlen noch alle Kärnthner und Krainer und noch viele vom steirischen Herren- und Ritterstand. Schon in den Tagen der Emigration unterließ man nicht, die Akten über den ganzen Verlauf der Gegenreformation zu sammeln und Emigrantenlisten anzulegen, von denen sich einzelne erhalten haben. Von den Emigranten mochte mancher schon in der nächsten Zeit in Not und Elend geraten sein. Manche fügten sich nur widerstrebend der Not der Zeit, andere trieb das Heimweh nach Hause, und es fehlt nicht an Andeutungen, daß einer und der andere an gewaltfame Mittel dachte, den Gang der Dinge zu ändern. Daß die Lage der meisten Emigranten eine ungünstige war, entnimmt man den Akten. Es mögen hier nur einzelne Beispiele angeführt werden. Indem das Verbot ausgesprochen wird, protestantischen Eltern die Kinder oder die ihnen anvertrauten Pupillen mit auf die Wanderung zu geben, werden nicht selten die natürlichen Bande zwischen Eltern und Kindern zerrissen. Da bittet eine Brandch — es ist Frau Marusch — ihren Sohn nur auf einige Jahre zu sich nehmen zu dürfen. Sie wird abgewiesen, „weil diese blühende Jugend an so unkatholischen Orten, wie es Nürnberg ist, leicht verdorben werden kann.“ Da bittet mancher hochbetagte Ritter, die paar Jahre, die er noch zu leben hat, in der Heimat bleiben zu dürfen. Es ist umsonst. Mancher hat, um die teure Heimatscholle nicht verlassen zu müssen, angegeben, katholisch geworden zu sein, in Wirklichkeit ist ers nicht. Wehe dem, der heimlich ins Land kommt, um Heimat und Verwandte wiederzusehen. Auf solchen Leuten lastet nicht selten der Vorwurf der Proselyten-

macherei. Allgemein menschliche Rücksichten werden nur selten genommen: so wenn der Witwe Esther von Galler gestattet wird, ihrer in Kindsnöten befindlichen Tochter beizustehen. Die größte Schwierigkeit bot die Ordnung der Besitzverhältnisse. Da zog mancher ab, ohne seine Vormundschastsachen in Ordnung gebracht zu haben; mancher erhielt, schon in der Fremde, die Nachricht vom Tod seiner Mutter. Will er in seinen Rechten ungeschädigt bleiben, so muß er trachten, in die Heimat zu kommen. Seine Bitte, ihm die Rückkehr zu gestatten, wird abgeschlagen. Ein anderer hat den Verkauf seines Gutes eingeleitet und ist abgezogen, nun wird der Kauf rückgängig. Selten wagt es noch einer, sein Kind an eine nichtkatholische Schule zu schicken, denn er gefährdet seinen Besitz. Wer seinen Besitz nicht selbst losschlagen kann, dem hilft die Regierung nach; eine eigene Kommission wird zu dem Zwecke eingesetzt. Wie schwer es aber oft hielt, Sazposten, die auf den verkauften Gütern haften, in die Fremde bezahlt zu erhalten, wird man der ergreifenden Bitte der Emigrantin Regina Haag, geb. Teuffenbach entnehmen, „die mit ihrem Eheherrn und ihren vielen Kindern keinen handbreiten Fleck besitzt, der ihr eigen ist, und selbst das liebe Wasser erkaufen muß.“ Die Kapitalien aus dem Land zu ziehen, ist bei dem Mangel an Geld verpönt und von dem winzigen Zinsenertrag kann sie nicht leben. Nach harter Mühe erreicht sie, daß ihr der kleine Besitz — es sind 2500 Gulden — ausgefolgt wird, doch auch dies kann nur ratenweise geschehen. Das Verbot, das Geld aus dem Lande zu lassen, erging am 21. Juni 1631 als allgemein gültige Maßregel. Alles in allem — hatten es die Zurückgebliebenen unvergleichlich besser; freilich mußte Ferdinand II. gar bald den Religionsreformationskommissionen bedauernd mitteilen, daß sich in Kärnthen — und da ist wohl auch zunächst an den Adel zu denken — viele Personen befinden, die sich nur pro Forma zur katholischen Kirche bekennen. Solcher „Muskatholiken“ hat es zweifellos viele gegeben, sie hatten aber im Kreise ihrer Standesgenossen nur geringes Ansehen. Die meisten Emigranten bewiesen auch noch in ihrem Elende eine rührende Anhänglichkeit an die heimische Dynastie, und nur wenige Fälle sind bekannt, wo etwa ein Angehöriger des österreichischen Herrenstandes in die Dienste der Schweden getreten wäre. Gesah es doch, so geriet die ganze Verwandtschaft in Gefahr, in ihrem Besitz geschädigt zu werden. Es hat nahezu ein ganzes Jahrzehnt gedauert, bis die Regierung den Emigranten gegenüber, soweit sie im Lande noch Besitz

hatten, eine versöhnlichere Haltung einschlug. An den verschiedenartigsten Prozessen hat es ja auch in den folgenden Jahren nicht gefehlt, und noch nach dem Ende des großen deutschen Krieges gewahrt man in Steiermark, Kärnten und Krain Zudungen, die mit den Ereignissen von 1628 in Zusammenhang stehen. Wenn man die Sache genau betrachtet und den Standpunkt der Regierung erwägt, so war das Vorgehen von 1628 eine Nothwendigkeit, sollte das, was 1598 begonnen wurde, seinem Ende zugeführt werden. Man wird aus den folgenden Ausführungen entnehmen, wie wenig Erfolge die Gegenreformation in den anderen Schichten der Bevölkerung aufzuweisen hatte, so lange eben noch diese starren protestantischen Elemente des innerösterreichischen Herrenstandes im Lande verweilten.

4. Die Gegenreformation und der Bürgerstand in Innerösterreich.

Einfacher als in den zum Theil recht verwickelten Verhältnissen des Herren- und Ritterstandes lagen die Dinge in Städten und Märkten. Man ist meistens der Meinung, daß das protestantische Wesen daselbst nicht sonderlich weit und tief in die Massen eingedrungen sein kann, weil es mit so leichter Mühe wieder ausgerottet wurde. Wie unrichtig dies letztere ist, haben schon die vorhergehenden Ausführungen erwiesen. Ueber die Ausbreitung des Protestantismus in Städten und Märkten im 16. Jahrhundert liegt uns ein klassisches Zeugnis in einem Briefe vor, den der Bischof Urban von Gurk am 15. Jänner 1572 an den Herzog Albrecht von Bayern geschrieben hat. Damals wurde ein sogenannter Winkel-landtag zu Bruck an der Mur gehalten, d. h. Erzherzog Karl wollte sich mit Städten und Märkten allein, ohne Beiziehung der übrigen Stände über strittige Fragen verständigen, die mit der kirchlichen Frage aufs engste zusammenhingen. Die steirischen Städte haben wie immer auch diesmal ihren Vertretern mit Siegeln ausgestattete Vollmachten mitgegeben. Die Grazer Vollmacht war mit 259 Pettschaften gesiegelt. Eine Anzahl von Städten hat, wie der Bischof schreibt, ihre „vermeinte“ Religion von Artikel zu Artikel ihrer Vollmacht einverleibt und das Verlangen gestellt, sie bei ihrer evangelischen Lehre unbetrübt bleiben zu lassen. Die steirischen Städte, die sich damals öffentlich zum Protestantismus bekannten, und die Bischof Urban als solche aufzählt, waren: 1. Graz, 2. Marburg, 3. Leoben, 4. Judenburg, 5. Radkersburg, 6. Fürstenfeld, 7. Rotten-

mann, 8. Voitsberg, 9. Auße, 10. Neumarkt, 11. und 12. Eisenerz (Bordernberg, Hindernberg), 13. Weißenkirchen, 14. Feldbach, 15. Oberzeiring und 16. Markt Obdach. Er fügt dann das Verzeichnis jener 10 Städte und Märkte an, die sich „noch nicht“ anders erklärt, d. h. mit anderen Worten, auch ihre Erklärung war jeden Augenblick zu gewärtigen. Noch viel hoffnungsvoller für den Protestantismus lagen die Dinge in Krain, wo die kirchlich-slovenische von den steirischen Ständen unterstützte Propaganda einen Erfolg nach dem andern errang und in Klagenfurt, dessen Hauptstadt nicht landesfürstliche sondern landständische Stadt war und als solche einen ausschließlich protestantischen Charakter trug. Wir erfahren aus einem Briefe, daß sie selbst nach 1598 noch kaum einen und den andern katholischen Mitbürger in ihrer Mitte zählte. In all diesen Städten sind alle Ämter, das des Bürgermeisters, Stadtrichters, Stadtschreibers, Einnehmers usw. und alle Ratsstellen in den Händen der Protestanten. Man wird so die Klage des Landesfürsten begreifen, daß er bei seinem Regierungsantritt kaum noch die Reliquien der alten Lehre vorgefunden habe. Hier, in Städten und Märkten, setzte vornehmlich die gegenreformatorische Tätigkeit Erzherzog Karls ein und erzielte ihre ersten Erfolge. In den Jahren 1582—1585 ist es die Gegenreformation in Graz, welche die protestantische Welt in Deutschland in Aufregung versetzte. Die „katholische“ Reformation, die schon seit 1578, zunächst ohne festeren Plan und auch mit geringem Erfolg, seit 1582 in durchaus methodischer Weise betrieben wurde, war schon damals daran, einen vollständigen Sieg zu erringen. Da starb der Erzherzog. Ferdinand II. konnte in Städten und Märkten im Allgemeinen in jenem Geleise fortfahren, das Karl II. betreten hatte. Die viel maßvollere Art des Vorgehens Karls II. hätte zu demselben Ziele geführt, wie die Ferdinands II.; es hätte weder eines so großen Aufwandes von Mitteln noch die Anwendung solcher von gewaltiger Art bedurft. Wer die Ratsprotokolle aus den steirischen Städten im letzten Jahrzehnt Karls II. durchsieht, wird bereits einen Rückgang protestantischer Gesinnung und ein wenngleich noch nicht rasches Anwachsen des katholischen Elementes wahrnehmen. Unter Ferdinand II. nimmt die Sache von vornherein eine viel schärfere Form an. Wie man den einzelnen Feldzügen entnehmen konnte, wird mit viel größeren Mitteln gearbeitet, und die Methode, wie in Graz, Klagenfurt und Laibach gearbeitet wurde, wäre unter Karl II. niemals zur Anwendung gelangt. Wir sind über die Gegen-

reformation in Graz durch eine Reihe von Briefen und Akten, über die von Klagenfurt durch die Aufzeichnungen des Historiographen Regiser in trefflicher Weise, weniger genau über die in Laibach unterrichtet und können ihre Fortschritte fast von Stunde zu Stunde beobachten. Wir wollen uns indes bei Einzelheiten nicht aufhalten. Die Gegenreformation wurde in Graz in den letzten Tagen des Juli und den ersten des August durchgeführt. Am 31. Juli und 1. August hielt Bischof Martin seine eindringlichen Predigten gegen die Kommunion unter beiden Gestalten, denn noch ist sie in den breiten Schichten der Protestanten das rechte Kriterium für den gereinigten Glauben. Dann wird zum Examen geschritten. Schon ist der Rat katholisch. Die früheren Ratsherren und Procuratoren werden ausgeschafft und von ihnen und den andern, die der Bürgerschaft angehören, der 10. Pfennig genommen. Man entnimmt der amtlichen Korrespondenz, mit welcher grausamen Wut namentlich auch den Lehrbehelfen der Protestanten an den Leib gerückt wurde. Man muß es gelesen haben, mit welcher Freude und Mühe, mit welchen Kosten die Landschaft daran gegangen war, eine stattliche Bibliothek an der Landschaftsschule aufzurichten, wie der Eifer, evangelische Bücher zu besitzen, nicht bloß den Schloßherrn und Gelehrten, sondern auch den Bürger erfüllte, um zu wissen, mit welcher Trauer die Bürgerschaft dem Vulkan dies Opfer brachte. Die Gegenreformation in Klagenfurt ist durch den einzigen leisen Versuch der evangelischen Geistlichkeit von Interesse, die Frage des bedingungslosen Gehorsams der Obrigkeit gegenüber auf die Tagesordnung zu stellen. Auch diesmal weicht der protestantische Herren- und Ritterstand nicht um Haarsbreite von der dem Landesfürsten schulbigen Treue ab, und so sehr der eine und der andere dieser protestantischen Geistlichen nach dem Martyrium strebte, es widerstrebt dem Herrenstande, Märtyrer zu schaffen, und eine Insurrektion unterblieb, die vielleicht das ganze Reformationswerk über den Haufen geworfen hätte. Der Satz vom leidenden Gehorsam war auch diesmal siegreich geblieben, und es wäre dem Herren- und Ritterstande nicht eingefallen, über die in den Achtziger Jahren von Andrea bezeichnete Linie auch nur einen Schritt hinauszugehen. Im November 1600 war auch in Klagenfurt das Wesentlichste getan: der Krieg im großen und kleinen ging aber hier noch Jahrzehnte fort. In Laibach fällt die Durchführung der Gegenreformation in die letzten Tage des Dezember; wie in Klagenfurt, wurden auch hier haufenweise Bücher verbrannt, um jene, die der Land-

schaft gehörten, gab es noch jahrelang Streit. Wir besitzen über die Durchführung der Gegenreformation in Krain höchst wertvolle Notizen, die der Feder des Bischofs von Laibach und Präsidenten der Kommission Thomas Krön entstammen. Wie in Steiermark und Kärnten wird auch in Krain der Bürgerschaft eine Reformationsordnung — sie heißt hier Instruktion — eingehändigt, nach der sich fortan das bürgerliche Leben zu regeln hat.

Die Zitationen, Verhöre, zwangsweisen Befehlungen und Ausweisungen gehen in allen drei Ländern unausgesetzt weiter. Auch die nobilitierten Personen und Landschaftsbeamten, die in Städten und Märkten daheim sind, werden dieser Reformation unterzogen. Seit 1602 war von einem öffentlichen Bekenntnis der protestantischen Stände in den landesfürstlichen Städten Innerösterreichs keine Rede mehr, was aber nicht hindert, daß sich in allen noch ein erheblicher Prozentsatz von Protestanten vorfindet, welcher der Regierung noch lange Jahre hindurch zu schaffen gibt. Und das ist begreiflich genug, denn in den meisten Fällen war die Bekehrung der protestantischen Bürger in Städten und Märkten nur eine ganz äußerliche. Nicht wenige von den Anhängern der neuen, jetzt im ganzen Lande verpönten Lehre erwarteten einen Umschwung der Dinge, wie er aus der jeweiligen politischen Lage, z. B. während des großen Fuldigungstreites in Niederösterreich in den Jahren 1608 und 1609 oder als Ergebnis des Bruderstreites im Hause Habsburg, immerhin möglich war. Bedenkt man, daß der Protestant bisher in Ober- und Niederösterreich und den angrenzenden Landschaften Ungarns seine kirchlichen Bedürfnisse befriedigen konnte, so läßt sich erklären, daß die Gegenreformation in den bürgerlichen Kreisen vorerst nur geringe Fortschritte machte. Man kann da von Städten wie Klagenfurt zunächst absehen: dieses behielt noch Jahre — fast Jahrzehnte — seinen protestantischen Charakter. Die größte Mühe hatte die Gegenreformation von Anfang an in Oberkärnten; aber auch in anderen Gegenden hatten die Dinge sich nur unwesentlich gebessert. Daher werden die Maßregeln der Gegenreformation immer umfassender. Seit dem April 1604 werden in Laibach von Haus zu Haus Weichtzettel abgefordert. Wer sich mit einem solchen nicht ausweisen kann, zahlt zunächst ein Strafgeld von 10 Dukaten. Von den Bürgern ziehen abermals viele ab: manche ohne den 10. Pfennig erlegt zu haben; haben sie freilich Schuldner im Lande, so hält sich der Fiskus an diesen schadlos. Besser geht es den Protestanten in jenen Städten, deren Herr ein Mitglied des protestantischen Herren-

standes ist, und noch besser, wenn er, wie z. B. Georg, Herr von Stubenberg, ein Ansehen im Lande hat, das auch von seinen Gegnern anerkannt ist. Daher ist es der Gegenreformation so schwer, mit den Protestanten in Mured fertig zu werden. Im November 1604 war ein Schreiben an die Regierung gekommen; da hieß es: In der Pfarre Mured sind nichtkatholisch — fast alle Bürger. Das ist fast sieben Jahre nach den ersten Ausweisungsbekreten. Es ist selbst nach weiteren 20 Jahren nicht viel anders. Oder in Unzmarkt: da heißt es: Alle Mühe der Kommissäre will nicht versangen. Und das war schon in einer Zeit, da den Verordneten in Steiermark aller Mut entsunken war, da sie ihre letzten Prädikanten entlassen hatten, weil es ja doch keine Hoffnung mehr gäbe. Diese kleinmütigen Vertreter einer im wesentlichen auch jetzt noch protestantischen Körperschaft, wußten eben nicht, wie stark sie noch waren. Sie hätten von ihren Gegnern — den Jesuiten — lernen müssen, deren Angriffe sich bereits auf das Privateigentum richten. Mutiger waren jedenfalls die Bürger: noch 1607 fanden sich in Graz nicht bloß Emigranten, sondern selbst ein Prädikant aus Regensburg ein. Seit 1610 wird dann der Kampf gegen das Ketertum mit neuer Schärfe aufgenommen, und man erfährt z. B. aus den zugemessenen harten Strafen, wie eingewurzelt es in Städten und Märkten noch ist. Bezeichnend sind besonders die Strafen, die den Leobnern und Pettauern auferlegt werden. Die letzteren waren immer als gut katholisch gerühmt worden, jetzt erwiesen sie sich als sehr unkatholisch, und der Pfarrer, der diese Dinge nicht rechtzeitig angemeldet hat, erhält einen scharfen Verweis. Bezeichnend für die Stärke der Ueberzeugung ist auch die Verantwortung einzelner Protestanten: Marusch Marengin, Frau eines Gemeinderates, ist evangelisch von Jugend an. Wegen der Beichte gefragt, sagt sie: der Bischof habe sie beschieden: sie soll nur kein Aergerniß geben. An einem Weib sei wenig gelegen. Gefragt, was sie von der Bekehrung abgehalten, sagt sie: „Nichts als ihr Herz.“ Sie will evangelisch sterben. So wie in Pettau, ist es in vielen anderen Städten und Märkten. Und wo man es mit Neubekehrten zu tun hat, ist ihr Glaube schwach. In Neuberg und Mürzzuschlag wird im Jahre 1611 nur ein Lutherischer samt seiner Hausfrau zur Anzeige gebracht, aber die Zahl derer, die sich zur Beichte und Kommunion nicht einstellen, ist sehr groß. An einzelnen Orten, wo die unkatholischen Elemente beim Herrenstande Schutz finden, weigern sie sich, vor den Kommissären zu erscheinen. Von

größtem Interesse sind da die Leibacher Reformationsprotokolle von 1615, da sie einen genauen Einblick in die Methode der Bekehrung gewähren; aber auch das Gutachten des Kärntner Landeshauptmanns Christoph David von Urschenbeck aus dem Frühjahr 1616 ist sehr bezeichnend, denn es erweist, daß die Gegenreformation in Klagenfurt und im übrigen Kärnten im Bürgerstand noch keine Wurzel gefaßt hat. Am 4. Januar 1617 sendet der Erzbischof Marg Sittich von Salzburg ein dringendes Schreiben an Ferdinand II., das den langsamen Fortschritt der Bekehrung, wenigstens nach einigen Seiten hin, aufklärt: die Geistlichkeit verübe schwere Exzesse, das Konkubinat herrsche allerorten vor, aber auch die Visitatoren tun ihre Pflicht nicht und finden schließlich auch nicht die Unterstützung der weltlichen Obrigkeit. Am schlimmsten steht es mit den an Oesterreich angrenzenden Orten, nicht viel besser freilich auch an den ungarischen Grenzen. In einzelnen Orten, selbst in der Mitte des Landes, muß mit der Gegenreformation förmlich von neuem begonnen werden. So wird im November 1619 aus St. Veit berichtet: Man werde da nicht mehr als zwölf recht katholische Bürger finden, viele sind offenkundige Lutheraner, halten lutherische Bibeln, und der Magistrat zieht ihnen durch die Finger. Und am 15. Januar 1621 befiehlt Ferdinand II. den Religionsreformations-Kommissären, auf jene Verkäufer zu achten, die nun wieder allerhand ketzerische, ärgerliche und hochverbotene Bücher in das Land schleppen. Mit großem Schmerz muß der Landeshauptmann von Kärnten berichten, daß in Klagenfurt bei der Bürgermeisterwahl dieselbe wieder auf einen Unkatholischen gefallen sei. Man entnimmt daraus, daß das protestantische Wesen in Klagenfurt noch zwei Jahrzehnte nach der erstmaligen Durchführung der Gegenreformation nur wenig geändert war. Wie es um Leibach stand, entnimmt man einem Befehl vom 9. August 1623. Und ebenso in Graz: Noch 1626, also fast ein Menschenalter nach der Aufhebung des protestantischen Kirchenministeriums, werden in der Hauptstadt Innerösterreichs Handwerker gefunden, die mit unwilligem Herzen der katholischen Religion gefolgt sind und es dulden, daß ihr unkatholisches Gesinde und die Handwerksgefelln in ihren offenen Handwerksläden allerlei „sektische“ und verbotene Lieder ihren katholischen Nachbarn zum Troße singen, ja selbst in Glaubenssachen spöttische Reden führen. Von großem Interesse ist der Befehl vom 14. Mai 1626, worin die Regierung mitteilt, man habe das Werk der Reformation bisher unvollendet gelassen, wolle es aber jetzt fortsetzen. Dieses Dekret bildet schon

die Einleitung zur Ausweisung des protestantischen Herren- und Ritterstandes; aber es hat auch eine positive Seite: die Reformation soll diesmal auch die katholische Geistlichkeit umfassen, weil sie es sein muß, die den andern voranzuleuchten hat. Die Bischöfe von Gurk und Seckau, Lavant und Laibach und die Erzpriester in allen drei Ländern werden daher die ihnen unterstellte Geistlichkeit nach eigens gefertigten Instruktionen zu mahnen haben, daß sie streng ihre Pflicht tun, in Handel und Wandel unsträflich leben und alle Mängel zur Anzeige bringen, die sich in ihren Gemeinden finden.

Selbst jetzt gibt es unter den Bürgern noch Leute, die „den Stein des Anstoßes“ für das ganze Bekehrungsgeschäft in ihrer Stadt bilden, und wie ihr Pfarrer sagt, noch länger auf ihre Erlösung warten wollen, denn „das Blattel werde sich noch wenden“. Noch gibt es Leute, die sich in ihren legerischen Büchern erbauen und sich in keiner Weise in die katholischen Fastengebote fügen wollen: „Hätten sie wissen können, was sie nunmehr sehen müssen, nie und nimmer hätten sie die katholische Religion angenommen, ja sie verfluchen Tag und Stunde, an dem sie dies getan.“

Man wird begreifen, daß solche Vorkommnisse da häufiger sind, wo, wie in Mureck, der Protestant, soweit es noch geschehen kann, den Schutz eines mächtigen Herrn genießt, weil die Stadt ihm gehört und er in Rechtsachen erste Instanz ist. Daher wird noch einmal eine allgemeine Reformationsordnung für alle Städte und Märkte in Steiermark angeordnet, in der der politische Charakter, den sie vordem neben dem kirchlichen getragen, in den Hintergrund tritt und das konfessionelle Moment fast ausschließlich betont wird. Aber einen rechten Erfolg können alle diese Maßregeln doch erst dann haben, wenn endlich auch dem protestantischen Herrenstand der Aufenthalt in der Heimat abgestrichen wird. Die entscheidende Maßregel für die Austilgung der Protestanten in Städten und Märkten ist daher die, welche die Ausweisung dieses Herrenstandes verfügt.

Erst jetzt mindert sich die Zahl der in Städte und Märkte abgehenden Erlässe von Jahr zu Jahr und die Zahl der daselbst vorhandenen Protestanten nimmt nun rasch ab. Am längsten dauert der Prozeß in Klagenfurt, wo sich noch 1632 zahlreiche Protestanten finden: Abgeschlossen ist er aber auch da beim Tode Ferdinands II. immer noch nicht.

5. Die Gegenreformation und der innerösterreichische Bauernstand.

Früher noch als der Bürgerstand hatten die Bauern in den drei innerösterreichischen Ländern die Gefahren und Leiden der Gegenreformation zu verkosten; schon in den Tagen Karls II. traf die Verfolgung die Bauern viel härter als den Bürgerstand. In Innerösterreich hatten die geistlichen Fürsten von Freising und Salzburg, Bamberg und Brixen reichen Besitz, und diese Hochstifter waren es, die den Bauernschaften zuerst an den Leib rückten. In Leibnitz, das dem Salzburger Erzbistum gehörte, wurde schon 1586 stark reformiert; in Laak, das zu Freising, in Welbes, das zu Brixen gehörte, wird in demselben Jahre gegen die protestantischen Bauernschaften vorgegangen und da die Versuche, diese Leute zu bekehren, erfolglos sind, zwingt man sie, ihre Hufen und Ansitze abzutreten; ein Verfahren, das bis zum Tode Karls II. (1590) fort dauerte. In den Jahren der Regentschaft für Ferdinand II. trat etwas Ruhe ein, aber je näher dessen Regierungsantritt in die Erscheinung tritt, desto eifriger werden in den regierenden Kreisen die Beratungen darüber gepflogen, wie bei den protestantischen Bauernschaften in kirchlichen Dingen Wandel geschaffen werden möchte. In der ausgiebigsten Weise geschah dies durch die Ausweisung der Prädikanten, die am 12. November 1599 verfügt wurde. Zuerst kamen die Bauern in Ennsthal daran. Die Urbarsholden, Berg- und Pfannarbeiter, sowie die Holzknechte mußten Wehr und Waffen ablegen und die Kaufbriefe über ihre Häuser und Güter dem von der Reformationskommission bestellten Verweser in Verwahrung geben.

Die an die Landschaft einlaufenden Berichte sind voll von Angaben über die von den Soldknechten wider die Bauern verübten Freveltaten. Schon das umfangreiche Bittgesuch der Stände aller drei Länder vom 24. Februar 1600 führt Klage, daß die Bürger und Untertanen der Herren, „ja ganze Bürger-, Gewerk- und Bauernschaften mit aufgedrungenen Eiden von ihrer Konfession zu weichen, gedrungen werden.“ In einer Eingabe, die der steiermärkische Landmann Hans Adam Schratt den Landesverordneten erstattet, wird bereits darauf hingewiesen, daß er nicht imstande sein werde, seine Steuern zu erlegen, „denn die armen bedrängten und verfolgten evangelischen Untertanen geben lauter vor, wenn sie so wenig Schutz von ihrem Grundherrschaft erhalten, könnten sie keine Abgaben bezahlen; schon gebe es Leute, die ihre Güter heimsagen und bedacht sind, je nach Gelegenheit sich durch die Flucht aus dem

Land zu retten.“ — Nicht viel besser lautet ein Bericht, den Ernreich von Rainach am 25. August den Landesverordneten erstattet: „Den Untertanen, die nicht katholisch werden wollen, wird mit gefänglicher Wegführung und Verwüstung ihrer liegenden und fahrenden Güter gedroht, so daß sie gezwungen werden, auf und davon zu gehen und ihre Güter öde liegen zu lassen. Was werde das für eine Wirkung auf die Steuereingänge haben? Wie werde man die abgedödeten Güter bei dem Mangel an bäuerlichen Käufern wieder anbringen?“

Es kam noch viel ärger. Am 28. August meldeten die steiermärkischen Verordneten, nach Kärnten: Die beschwerlichen Prozesse nehmen ihren Fortgang. Wer von den Ausgeschafften sein Gut nicht in bestimmter Frist verkauft, dem wird es eingezogen; verpachtet darf es nicht werden; wer abzieht, ohne den zehnten Pfennig gezahlt zu haben, wird für ehrlos erklärt. Und so manchem wird es gehen, wie dem Bauer Mert Hueber, der den Auftrag erhält, sich binnen drei Tagen bei dem Pfarrer in Gröbming einzustellen, also katholisch zu werden, oder den Burgfrieden von Deblarn zu meiden. Das hätte er gewiß gethan, wo konnte er aber für seinen Besitz augenblicklich einen Käufer finden? Man scheut sich nicht, an Bauern, die sich nicht befehren, Hand anzulegen. Bei der Smündter Gegenreformation werden Bürger und Bauern, und unter den letzteren ansehnliche Leute, zum Eidschwur angehalten. Weil ihn die Bauern nicht leisten wollten, werden sie mit Schlägen übel traktiert, von den Schergen in Eisen und Banden geschlagen und schließlich zum Eid gezwungen. Ueber diese und ähnliche Vorkommnisse richten die Stände Kärntens ein gehorames Anbringen an den Landesfürsten mit der Klage, daß man verarmte Landleute, Bürger und Bauern, als wären sie Landesfeinde, mit Kriegsvolk überziehe und sie unter Auflegung eines kurzen Termins und nach Zahlung des zehnten Pfennigs aus dem Land schaffe. Die Stände erhielten eine Antwort voll von Fronie, daß man dem Landesfürsten in Steiermark und Kärnten für diese Reformation Dank wisse. Man sandte Landboten an Kaiser Rudolf und bat um seine Vermittlung. Sie führten aus, daß so viele Güter abgedödet würden, der Feldbau ganz einginge usw., wenn sich der ausgewiesene Bauer verlaufe. Wie hoch die Geldstrafen sind, die den ungehorsamen Bauern treffen, darüber finden sich in den eigenhändigen Aufzeichnungen des Bischofs Krön manche Belege; sie bieten ein gutes Seitenstück zu den barbarischen Strafen, die von diesem Kirchenfürsten auf die Angehö-

rigen höherer Stände gelegt wurden. Von den Bauern wird nun strengstens verlangt, daß sie an Sonn- und Feiertagen den katholischen Gottesdienst besuchen. Wer etwa daran verhindert ist, muß zum wenigsten sein Gesinde schicken. Die Pfarrer haben von nun an genaue Verzeichnisse über die Bauern zu führen und anzumerken, aus welcher Ortschaft sie stammen, ob sie katholisch sind oder nicht. In der Gegend von Gmünd ist die Zahl der protestantischen Bauern 1602 eine sehr große. Von vielen wird bemerkt, daß sie infolge der Gegenreformation ihren Besitz verlaufen oder ihre Güter (was allerdings gleich anfangs verboten wird) verpachten und ihren Abzug nehmen. Leider liegen genaue Verzeichnisse über die Zahl der Abziehenden, ihrem Besitzstand usw. nicht vor. Gemiß waren jene Bauern, die noch vor der Ankunft der Religionsreformationskommission Grund und Boden verkauft und ihren Abzug genommen hatten, in einer besseren Lage als jene, denen die Aufforderung der Kommission beim Examen zu erscheinen oder gar militärische Einquartierung ins Haus gesandt wurde; denn sie erzielten nicht bloß bessere Ablösung, sondern ersparten auch noch den zehnten Pfennig. Auch fehlte es nicht an Denunzianten, an Agents provocateurs, um protestantische Bauernschaften zur Anzeige zu bringen. Hierdurch sollten die „beständigen“, d. h. die glaubensfesten Bauern ins Verderben gebracht werden. Daß dagegen der protestantische Herrenstand den abziehenden Bauern jede nur mögliche Erleichterung verschaffte, ihnen unter Umständen auch die Fürsprache der Landesverordneten nicht fehlte, ist begreiflich genug. Wie wenig Erfolge die Gegenreformation in den zwei ersten Jahrzehnten in den oberkärnthnerischen Bauernkreisen davontrug, entnimmt man dem Bericht des Landeshauptmanns Freiherrn von Urtschenbeck an Ferdinand II. aus dem Jahre 1616; da heißt es, daß man bei den Bauern unter tausend Seelen kaum eine Handvoll katholischer Christen finde, eine Tatsache, die in Wahrheit zu beweinen sei. Die Hauptschuld daran wird den Verwaltern der Adelsgüter beigemessen, die nicht nur ausgewiesene Bauern auf erledigte Güter und Hufen setzen, sondern in ihren Landgerichten auch noch Prädikanten dulden. Wenn da — man bedenke 1616 — nicht eine abermalige Reformation durchgeführt werde, „werde diese Infektion im Lande unheilbar bleiben.“ Wie man dem Gesagten entnimmt, war für die wirksame Befehung der protestantischen Bauernschaften die vorhergehende Ausweisung des evangelischen Herren- und Ritterstandes gleichfalls das entscheidende Moment. Und selbst dann mögen die Bauern, die protestantisch

geblieben waren, in vielen Fällen noch die Unterstützung ihrer Gutsherren gefunden haben, da deren eigene Bekehrung in den seltensten Fällen eine aus innerer Ueberzeugung entsprungene war. Jetzt wird indes der Kampf gegen den Protestantismus in den Kreisen des Bürger- und Bauernstandes mit erneuter Kraft aufgenommen, vornehmlich in den obersteirischen und oberkärnthnischen Landesteilen, wo die neue Richtung noch am wenigsten durchgegriffen hat. Es sind vornehmlich die protestantischen Frauen, die den Kommissären zu schaffen machen. Der Vertilgungskampf gegen protestantische Bibeln, Erbauungs- und Gesangbücher wird nun unausgesetzt weiter geführt, die Weichzettel von den Untertanen mit Strenge eingefordert und die Fastengebote immer wieder eingeschärft. Trotz alledem bleiben zunächst die gewünschten Ergebnisse aus. Aus dem am 8. Juli 1632 und ebenso aus vielen noch später erlassenen Patenten entnimmt man, daß es immer noch viele Unkatholische in Obersteier gebe und auch in Untersteier gehen die Ausweisungen ihren alten Weg. Ja, geradezu erschreckend ist, was die Regierung aus Kärnten vernimmt, „daß da viele, die man schon für bekehrt hielt, ihrem alten Irrtum verfallen.“ Da wird z. B. am 26. April 1633 das Gut Siegmund Maganders von Oberkrams und seiner Frau Magdalena abgeschätzt. Abgesehen davon, daß man aus dem noch erhaltenen Akte sieht, daß auch vermögende Bauern das Ihrige hingeben, um ihrem alten Glauben zu leben, sind die Angaben über das Verhalten für ihr Festhalten an ihren Ueberzeugungen lehrreich. Danach hat die Maganderin sich niemals vor die Obrigkeit stellen wollen, sich wiederholt auf die Flucht begeben und ihrem Manne, der ihr zu bleiben riet, geantwortet: „Sie habe ihm nur den Leib verheiratet, nicht auch die Seele.“

Da die Bauernschaften nunmehr ihre kirchlichen Bedürfnisse in der Heimat nicht mehr befriedigen können, denn nur selten noch mag sich ein Prädikant in das Land gewagt haben, suchen sie auf Schleichwegen ins Ungarische zu gelangen, wohin sich nun auch die protestantischen Bauern aus Oberösterreich begeben. So wie in Steiermark und Kärnten wird auch in Krain jahraus, jahrein „fleißig Inquisition“ gehalten. Noch die letzte Verfügung, die Ferdinand II. im Sinne der Gegenreformation trifft, ist dem Bauernstand gewidmet. Man erkannte allmählich, daß es mit drakonischen Maßregeln allein, mit Güterkonfiskation und Kerkerstrafen nicht getan, sondern daß es vor allem notwendig sei, daß ein tüchtiger Stab gebildeter, sittlich hochstehender Männer die Bekehrung dieser Leute in die Hand

nehme. Jetzt — beim Abscheiden Ferdinands II. — ist alles noch im Fluß; die Gegenreformation war auch im Bauernstande noch lange nicht vollendet.

6. Streiflichter auf die wirtschaftlichen Folgen der Gegenreformation.

Eines der schwierigsten Probleme der Forschung auf dem Gebiete der Gegenreformation wird es immer sein, deren Ergebnisse in allen Wirtschaftsangelegenheiten festzustellen; zu untersuchen; welche Schäden der Grundbesitz durch den Abzug so vieler tüchtigen Elemente, das Handwerk und die Industrie durch die Ausweisung von Leuten erlitten haben, die erwiesenermaßen nicht bloß zu den gebildetesten, sondern auch zu den vermögendsten des Landes gehörten. Mehr als auf politischem versagt auf wirtschaftlichem Gebiete der Quellenstoff. Vom Anfang an wurden entweder Aufzeichnungen hierüber nur in ganz lückenhafter Weise oder überhaupt nicht gemacht, und wir sind auf Andeutungen ganz allgemeiner Natur angewiesen, aus denen man nur schwer gesicherte Ergebnisse gewinnen kann. So läßt sich schon über die Ziffer der Emigranten, mochten sie nun dem Herren- oder Ritterstande oder dem Bürger- oder Bauernstande angehören, ebensowenig wie über deren Vermögensverhältnisse etwas Sicheres sagen. Auch über die Nachsteuer, den sogenannten zehnten Pfennig, beziehungsweise seine Höhe und die Art seiner Eintreibung, ist nichts Bestimmtes festzusetzen. Alle Versuche, eine Statistik hierüber aufzustellen, versagen deshalb, weil die über die Einzählung des zehnten Pfennigs gemachten Angaben ganz unvollständig sind. Daher kommt es auch, daß man selbst in neueren Büchern grobe Verstöße hierüber findet. Man sollte freilich meinen, daß es bei der ungeheuer großen Anzahl von Akten und Korrespondenzen, die anlässlich der Protestantenausweisung erhalten sind, nicht schwer halten könnte, die Eingänge und die Verwendung des zehnten Pfennigs festzustellen. Aber man versuche es einmal, dies aufgrund des vorhandenen Quellenstoffes zu tun; man wird bald sehen, wie wenig dabei herauskommt. Viele der von mir mitgeteilten Akten sprechen ja viel vom zehnten Pfennig; aber es ist doch eine bezeichnende Tatsache, daß die landesfürstliche Kammer nach einer nahezu zehnjährigen Tätigkeit der Religionsreformations-Kommissionen nicht weiß, wiewiel am zehnten Pfennig eingegangen ist. Es war der Hofbuchhalter Jakob Habelzhofer, der es dem Landesfürsten mitteilte, daß seit der Durchführung der heilsamen Reformation zwar

ein namhafter zehnter Pfennig gefallen, bisher aber nicht verrechnet worden sei. Jetzt erst — es war am 30. Juli 1607 — wird ein landesfürstlicher Befehl an alle Städte und Märkte und jede insbesondere herabgegeben, zu berichten, was an jedem Orte am zehnten Pfennig eingegangen, wer ihn eingenommen und wie er verwendet worden sei. Erst jetzt also sucht man eine Uebersicht zu gewinnen, um die Leute, die mit seiner Einhebung betraut waren, zur Rechnungsfrage anhalten zu können. Im Jahre 1606 ist es einzelnen landesfürstlichen Behörden noch nicht klar, ob sie berechtigt sind, auch von Mitgliedern des Herren- und Ritterstandes den zehnten Pfennig zu erheben. Sie machten den Versuch, erfuhren aber scharfe Opposition. Der Landesfürst hat es dagegen zweifellos als sein Recht angesehen, auch vom Herren- und Ritterstande den zehnten Pfennig einheben zu lassen, daher wird es in dem Ausweisungspatent vom 1. August 1628 geradezu als eine ihm für seine unentwegte Treue erwiesene Gnade bezeichnet, daß ihm die Nachsteuer erlassen ist.

In Innerösterreich hatten die Behörden anfänglich an die Auswanderung größerer Massen nicht gedacht. Die ganze Aktion sollte ja zunächst nur auf die Ausweisung protestantischer Geistlicher und Lehrer beschränkt sein. Da gab es naturgemäß noch keine Normen für die Einhebung des zehnten Pfennigs. Erst im August 1599 merkt man die Absicht, solche aufzustellen. Jetzt wird zunächst verordnet, daß ohne Vorwissen des Landesfürsten niemand des Bürgerrechtes entledigt werde, zweitens, daß kein Bürger sich unter die Herrschaft eines Adelligen begeben dürfe, da hierdurch das landesfürstliche Kammergut geschmälert würde. Will aber jemand abziehen, so ist von seinem Vermögen der zehnte Pfennig als Nachsteuer an die landesfürstliche Kammer abzuführen. Seit dem Sommer 1600 ist dessen Zahlung infolge von Landesverweisung nicht bloß in den Städten, sondern auch auf dem Lande allgemein üblich. Da auch die Bergwerksbesitzer, soweit sie protestantisch waren, von der Maßregel betroffen wurden, mögen wohl bedeutende Beträge eingegangen sein, aber man darf nicht übersehen, daß von diesen Gewerken manche sich noch im letzten Augenblick zur Konversion bequemten. Wieviel da einkam, wird nirgends erwähnt. Man ließ sich an den Abzugsgeldern sicherlich kaum ein Namhaftes entgehen, daher wurden Verzeichnisse der Ausgewiesenen angelegt und deren Besitztümer inventarisiert. In Gmünd gehen beispielsweise von 16 von der Ausweisung betroffenen Personen im Oktober 1600 gegen 150 Gulden

Strafgelder ein. Die entsprechenden Dekrete werden allenthalben an den gewöhnlichen Stellen angeschlagen, damit sich jeder danach richten kann. Wer an einen Ausgewiesenen Forderungen zu stellen hat, muß hier rechtzeitig anmelden. In äußerst seltenen Fällen wird die Zahlung des zehnten Pfennigs erlassen. Häufiger freilich sind Fälle von Uebergreifen der Kommissäre erwähnt, wenn diese die Nachsteuer z. B. nicht bloß vom wirklichen Besitz, sondern auch von den darauf lastenden Schulden einfordern. Auch Bedienstete der Landschaft sind von der Zahlung nicht befreit. Man klagt, daß man den zehnten Pfennig nur in Geld, nicht auch in Naturalien nehmen wollte, oder daß es nicht gestattet werde, erzherzogliche Schuldbriefe in Abzug zu bringen. Wir vernehmen Klagen der Rhevenhüllerischen Untertanen, daß ihnen zum Abzug und zur Zahlung des zehnten Pfennigs kaum soviel Zeit gelassen werde, daß sie ihr Hab und Gut verkaufen können. Rhevenhüller bittet den Landesfürsten, seiner Not zu gedenken, falls seine Güter unbesezt blieben. Vor allem die Bergwerke, die doch des Landes Kleinod seien. Manchem gelang es, aus dem Lande abzuziehen, ohne den zehnten Pfennig zu zahlen; dann forschte man nach, ob er nicht Schuldner im Lande habe, an denen man sich schadlos halten könne; manchmal gingen geringere Beträge ein, als man erwartet. Da die Kammer bis zum 30. Juli 1607 nicht wußte, was für Eingänge der zehnte Pfennig ergab, wurden entsprechende Erlässe an alle Städte herabgegeben. Manche unterließen es, zu antworten. In manchen Städten sagt man, es sei niemand oder vielleicht nur einer abgezogen. Danach müßte man glauben, daß es z. B. im Jahre 1600 in Leoben keine Protestanten mehr gab, und jene, die bis dahin in der Stadt verweilten, insgesamt bekehrt waren. Die Akten weisen das Gegenteil aus. So geht es in Bruck, Mürzzuschlag und vielen anderen Orten. Wie fest das protestantische Wesen selbst in den südsteirischen Städten wie in Pettau eingewurzelt war, daß dort eine zweite scharfe Reformation notwendig wurde: von Eingängen am 10. Pfennig erfährt man nichts. Man weiß, daß die Behörden mitunter in einer Stadt mit der Ausweisung vorgingen, aber nicht, wie es mit dem Eingang des zehnten Pfennigs stand. Ein einziger genauer Bericht hierüber liegt uns aus Krain aus den Jahren 1614—1618 vor, aber solche Register wurden erst infolge wiederholter Weisungen der Regierung vorgelegt. Von diesen eingehenden Geldern wird ein Teil für Zwecke und Bedürfnisse katholischer Kirchen verwandt, ein anderer, wohl der bedeutendere, muß die Kommissionskosten bestreiten. Die

Regierung erläßt von Zeit zu Zeit Weisungen, darauf zu sehen, daß vom zehnten Pfennig nichts defraudiert werde: sie mochte wohl Grund zu solchen Verordnungen haben. Höhere Beträge dürften von den nobilitierten Personen und landschaftlichen Beamten eingegangen sein. Wie aber steht es um den alten Adel? Wir wissen, daß ihm inanbetracht seiner dem Hause Habsburg stets bewiesenen Treue der zehnte Pfennig erlassen wurde. Da aber auch nach seiner Emigration von seinen protestantischen Untertanen noch viele im Land blieben, der konvertierte Adel mit seinen Sympathien noch lange auf ihrer Seite stand, so fehlt es auch in der nächsten Zeit nicht an obrigkeitlichen Verordnungen, welche die Einhebung des zehnten Pfennigs zum Ziele haben. Eine schließliche Verrechnung hat aber weder jetzt noch später stattgefunden.

So wenig sich etwas völlig Verlässliches über die Höhe des zehnten Pfennigs sagen läßt, ebenso ungenau sind die Angaben über die Strafgeelder, die aus Anlaß der Weigerung, den betreffenden landesfürstlichen Verordnungen zu gehorchen, über Mitglieder des Herren- und Ritter-, des Bürger- und Bauernstandes verhängt worden sind. Man kennt eine sehr große — gewiß aber nicht die ganze — Zahl von Straffällen; und wenn man sie auch kennen würde: es ist ja keine Sicherheit gegeben, daß die Gelder auch wirklich eingegangen sind; denn wie das in Oesterreich bis in die jüngste Zeit geübt wurde, waren die Strafansätze zumeist so hoch, daß die betreffenden Gelder kaum eingebracht werden konnten und in den meisten Fällen Ermäßigungen der ursprünglichen Ansätze vorgenommen werden mußten. Wie soll beispielshalber ein einfacher Diener der Landschaft ein Strafgeeld von 100 Dukaten bezahlen, das ihm zubiktirt wird, weil er sein Kind außerhalb der Stadt, d. h. bei einem protestantischen Geistlichen taufen läßt? Da müßte, sagen die Landesverordneten, wohl mancher Vater sein Kind ungetauft lassen. Ein Adelliger, Herr Christoph Gall, der eine auf dem Friedhof zu Neuhäusel beerdigte unkatholische Näherin nicht wieder ausgraben und die Kirche neu weihen läßt, wird um 500 Dukaten und der Hofbuchhalter Salomon Bürker um eine gleiche Summe gestraft, weil er sein Kind einem ausgewiesenen Prädikanten zur Taufe brachte. Für einen einmaligen Kirchenbesuch eines Knittelfelders bei einem auswärtigen Prädikanten werden 15 oder 20 Taler Strafgeeld genommen. Wenn Radkersburger Bürger bis zu 4000 Gulden Strafe zahlen, wird man sich über gleich hohe Strafgeelder beim Adel nicht wundern. Aber nicht nur die Menge dieser Strafen

läßt sich nicht aufzählen, kaum die einzelnen Motive, um derenwillen sie verhängt worden sind. Und das ist ganz begreiflich. So viele Gebote und Verbote waren unter Ferdinand II. erlassen worden, welche die sogenannte „heilfame Reformation“ direkt oder indirekt berühren und deren Uebertretung mit den härtesten Strafen bedroht wurde: da sind Gebote, den evangelischen Gottesdienst abzuschaffen, sich vor die Reformationskommission zu stellen, den zehnten Pfennig zu zahlen; Verbote, protestantische Bücher zu lesen, solche Lieder zu singen usw. Am schwersten hielt es, die einstigen, vielleicht auch noch jetzigen, Protestanten an die katholischen Fastengebote zu gewöhnen. Oft werden die Kryptoprotestanten nur durch deren Uebertretung als solche erkannt und das ist wohl ein Grund, weshalb hierauf so hohe Strafen gesetzt sind. Da muß nun die sorgsam instruierte Behörde aufs genaueste aufmerken, wer am Freitag oder Samstag oder während der ganzen Fastenzeit Fleisch kocht, sein Kraut mit Fleisch kocht, Fleisch ißt usw. Bei einzelnen solcher Fleischesser wird, damit kein Zweifel übrig bleibt, ausdrücklich vermerkt, daß deshalb zu vermuten ist, daß er nicht katholisch sei. Die Straf gelder dieser Fleischesser sind sehr erheblich. Freilich weiß man in den meisten Fällen auch hier nur, daß die Strafe ausgesprochen, nicht aber, ob die Straffumme gezahlt wurde.

Auch bei der Frage über die wirtschaftlichen Schäden der Gegenreformation kommt man über ganz allgemeine Bemerkungen kaum hinaus. Schon in den Achtziger Jahren des 16. Jahrhunderts wird in Landtags- und Staatschriften und in Korrespondenzen über Schäden geklagt, welche die Ausweisung von Bürgern und Bauern im Gefolge hat. Mit bitterer Ironie klagt der Februarlandtag 1587, mit welchem Eifer die Leute zu Felde ziehen werden, wenn sie an der Seite von Leuten kämpfen, die ihnen daheim Häuser und Güter aböden oder niederreißen. Oder wenn diese Stände dem Kaiser Rudolf II. vor Augen stellen, wie denn diese Landschaften Bewilligungen leisten sollen, wenn in Stadt und Land niemand weiß, wo dies Wesen hinaus will, wenn die Gewerbe erliegen, der Kredit verloren geht usw. Diese Beschwerden werden fast auf allen Landtagen erhoben, aber sie gehen über ganz allgemeine Anschuldigungen selten hinaus. Ein einzigesmal finden wir ziffernmäßige Angaben, und da ist der Erzherzog in der Lage, den Nachweis zu führen, daß die Rechnung nicht stimmt. Gewiß, es kann nicht geleugnet werden, daß die gegenreformatorischen Maßregeln Ferdinands II. auch eine große wirtschaftliche Bedeutung

hatten. Wenn der Adel so viele Bauern verlor, die ihm zu zinsen hatten, war er ganz zweifellos geschädigt. Aber kamen solche Abödungen wirklich vor? Und wurden verlassene Hufen nicht sofort wieder besetzt? Ramen Rad- und Hammerwerke nicht unmittelbar wieder in andere Hände? Man sehe nur in Städten und Märkten nach. Die Zahl Ausgewiesener steht zu jener der wirklichen Protestanten in keinem Verhältnis. Wenn aus Graz z. B. 61 Personen ausgewiesen werden, ist dies gewiß eine hohe Ziffer, aber von den 61 ist nur eine kleine Anzahl aus dem Bürgerstande. Wenn aus Leoben und Mürzzuschlag je ein Bürger abzieht, wiewohl wenigstens drei Viertel der Bürgerschaft protestantisch waren, wenn aus Bruck a. d. M., das gewiß eine protestantische Mehrheit unter seinen Bürgern hatte, kein einziger abzog, so mag man daraus schließen, daß auch die wirtschaftlichen Schädigungen nicht derartige gewesen sein können, als sie in der Bittschrift der steirischen Herren und Landleute vom 14. August 1600 angeführt werden.

Es klingt gewiß sehr grausam, wenn den Bauern, die ihre Güter in festgesetzter Frist nicht verkauft haben, ihr Besitz konfisziert wird; aber zwischen der Publikation des Dekretes und seiner Durchführung verstreicht eine geraume Zeit. Die Abzugstermine werden nicht eingehalten, über Ansuchen immer aufs Neue verlängert, nicht selten in der Absicht, daß der zum Abzug Verurteilte bei reiflicher Erwägung seiner materiellen Lage ganz im Lande bliebe: daher die ungeheure Zahl von Neukatholiken, die in Wirklichkeit Protestanten sind und dieses neue Wesen im Lande für eines der vielen Provisorien halten, die in Oesterreich zum Sprichwort geworden und nicht erst neueren Datums sind. Was folgt daraus? Alle die Klagen in den Eingaben an Ferdinand II., an Rudolf II. usw., Klagen, die vom Verfall der Bergwerke, Städte und Märkte, der Verschleuderung der Güter infolge des erzwungenen Abzugs der Protestanten sprechen, sind mit großer Vorsicht aufzunehmen. Sie sind meist so allgemein gehalten, daß sich kaum etwas Sicheres darüber sagen läßt. Vieles davon hat eine typische Gestalt gewonnen, ohne sachlich berechtigt zu sein. Man messe daher den Niedergang, der in wirtschaftlichen Dingen ein halbes Jahrhundert später auch dem blödesten Auge ersichtlich aber doch eine Erscheinung des allgemeinen Niedergangs im ganzen Reiche während und wegen des großen deutschen Krieges ist, nicht einseitig der Gegenreformation zu. Von der wirtschaftlichen Seite betrachtet, lagen die Dinge noch 1620 nicht schlechter als in den

achtziger Jahren, in denen die protestantischen Bürgerschaften sich auch schon in einer kirchlichen Notlage befanden. Aber jetzt hatte man sich in Städten und Märkten mit den Dingen abgefunden, sich äußerlich zur katholischen Konfession bekannt, ohne ihr in Wirklichkeit anzugehören. Man kann eben, wie der Laibacher Bischof dem Landesfürsten schreibt, den Leuten nicht ins Herz sehen.

In hohem Grade bezeichnend ist es, daß man durch mehrere Jahre keine Klagen über wirtschaftliche Schäden vernimmt. Wenn man in gut evangelischen Kreisen, wie in denen der Stände von Ober- und Niederösterreich, oder in Korrespondenzen mit ihnen und sonst an Stellen, wo es frei und ungehindert geschehen kann, von der Gegenreformation spricht, wird wohl über Einschränkung der Gewissens- und politischen Freiheit, nicht aber über wirtschaftlichen Druck geklagt. Man findet nicht, daß die blühende Eisenindustrie an den Orten, wo sie bestand, infolge des Abzugs der Gewerken eingegangen wäre: man hatte ja an Stelle des abziehenden Protestanten einen zuziehenden Katholiken zur Hand; aber das mag richtig sein, daß der abziehende Arbeiter ungleich besser war als der zuziehende, und nach dieser Seite hin mag wohl von einer Schädigung der Industrie gesprochen werden. Uebrigens ist es auch in diesem Fall nicht leicht, etwas Sicheres zu sagen. Geschädigt waren in jedem Fall die Abziehenden: da war zunächst der wohl in den meisten Fällen nur unter schweren Verlusten erfolgte Verkauf der liegenden und fahrenden Habe, der zehnte Pfennig, der an den Landesfürsten, die Leistungen, die an die Grundherrschaft, falls diese eine katholische war, gemacht werden mußten, all das verschlang einen guten Teil des Vermögens der Abziehenden, und so war auch der Adel, als er zum Wanderstab greifen mußte, in jener schwierigen Lage, die aus einer großen Anzahl von Akten bekannt ist.

7. Die Gegenreformation und der katholische Klerus. Jesuiten und ältere Orden. Kein äußerlicher Erfolg der Gegenreformation.

Daß der Sache der Gegenreformation durch die Verkündigung der zahllosen gegen die Anhänger der Augsburger Konfession gerichteten Maßregeln nur wenig gedient sei, wenn damit nicht auch eine durchgreifende Reformation des katholischen Klerus selbst verbunden würde, darüber bestand in den Kreisen der Regierung nicht der mindeste Zweifel. Schon in den Tagen Karls II. hat es denn auch an Versuchen, die wirtschaftlichen und sittlichen Zustände im

innerösterreichischen Klerus zu verbessern, nicht gefehlt. Diese Reformation war umso dringender geboten, als noch jetzt laute Klagen über das unpriesterliche Verhalten einzelner katholischer Weltgeistlichen erhoben wurden. Da gab es Dinge, die, wie man in einem Altensstück liest, wohl einen harten Stein erweichen konnten, geschweige denn einen Christenmenschen. Daß die Regierung diesen Schäden beizukommen die ernste Absicht hatte, darüber geben zahlreiche Erlässe Auskunft. Aber wie schwer war es, an die Stelle untauglicher und unwürdiger Priester geschickte und würdige zu erhalten? Man half sich die längste Zeit mit der Berufung von Ausländern. Alle die besseren Stellen in der geistlichen Hierarchie sind mit Ausländern besetzt. Zwei der Führer der Gegenreformation, Bischof Martin Brenner von Seckau und Georg Stobäus, der Bischof von Lavant, sind keine Inländer. Aber gegen die unausgesetzte Beförderung von Ausländern zu den gut dotierten Kirchenstellen regte sich schließlich der Widerspruch der einheimischen Geistlichkeit, die ihre Zurücksetzung bitter empfand. Was sollte man freilich mit Geistlichen beginnen, die sich, wie z. B. der Pfarrer von Aufsee, lieber ihrer Pfarre entledigen wollten als ihrer Weiber? Man lese die beweglichen Klagen des Abtes Emerich Molitor von Arnoldstein. Da gibt es Pfarrer, die ein so skandalöses Leben führen, daß die Pfarrleute in der Kirche vor ihnen zurückschrecken. Es konnte da an einen raschen Erfolg aller von Ferdinand II. getroffenen Maßregeln nicht gedacht werden, es sei denn, daß erst diese Hemmnisse der Gegenreformation beseitigt würden. Schlimmer als in den Kreisen der Weltgeistlichkeit sah es im Regularklerus aus. Was uns da über die Zustände in innerösterreichischen Klöstern berichtet wird, die Porträts, die von guten zeitgenössischen Schilderern von den Prälaten von Rottenmann, Böllau, Griffen u. a. entworfen worden, all das nimmt sich geradezu grauenvoll aus, und man wäre geneigt, solche Zeugnisse als tendenziöse Uebertreibungen parteiischer Stribenten zu bezeichnen, lägen uns nicht ausführliche Visitationsprotokolle aus einzelnen Klöstern oder genaue Schilderungen des am Grazer Hofe weilenden Nuntius vor. — Wenn nun aber dieser Regularklerus versagte, was lag da näher, als an seiner Stelle jenen Orden zu berufen, der durch seinen Kampfes-eifer und seine bisher erzielten Erfolge die anderen überflüssig zu machen schien. Die Jesuiten werden denn schon von Erzherzog Karl und seiner Gemahlin Maria mit Günst und Gnaden, Ehren und Besitz geradezu überschüttet: nur daß ihre Stellung in den beiden ersten Jahr-

zehnten noch keine so gefestigte ist, um den entscheidenden Kampf mit dem Protestantismus mit Aussicht auf Erfolg aufnehmen zu können. Da half die Regierung nach. Zunächst tat sie auch das wesentliche für die Reform des Sekularklerus, mochte sich der Erfolg auch erst später zeigen. Jetzt wurden, wo es möglich war, schlecht-beleumdete Pfarrer durch bessere ersetzt, wobei städtische Magistrate nicht selten schon mitwirken oder selbst die Anregung geben. In vielen Fällen ist an einen Erfolg freilich nicht zu denken: der eifrige Abt von Arnoldstein spricht von einem Pfarrer, welcher der Sache der Gegenreformation eifrig ergeben ist. Er ist ja, sagt er, ein Konkubinariuss, weil das Laster aber allgemein ist, kann ich's derzeit nicht ändern. Die Pfarrer, die sich bewähren, werden in jeder Weise begünstigt. Man kommt ihnen in ihren Steuernöten zu Hilfe. Ueberall wird entfremdeter Besitz wieder an die Pfarren gezogen. Dem Adel wird sein Vogteirecht über die Kirchen nicht entzogen, aber er darf keine anderen als katholische Pfarrer präsentieren. Ferdinand II. ist der oberste Vogt aller in seinen Landen gelegenen Gotteshäuser und als solcher gehalten, auf die rechte Besetzung der Pfarren zu achten. Daß sich aus solchen Verfügungen anfangs schwierige Prozesse entwickelten, welche die Interessen der angesehensten Familien des Landes berühren mußten, liegt auf der Hand. Es konnte vorkommen, daß gegen ein Mitglied aus dem angesehensten Teile des Herrenstandes, wie es das Haus Auersperg war, die Acht ausgesprochen wurde; der Bedrängnisse des Hauses Rhevenhüller nicht zu gedenken; und das Haus Dietrichstein konnte sich aus seinen Nöten nur retten, weil es in seiner Mitte einen Kardinal hatte, der des Hauses Rechte schützte.

Zu den neuen Verfügungen gehört es, daß kein Protestant mehr auf dem Ortsfriedhofe begraben wird, dabei ist es den Protestanten verboten, eigene Friedhöfe aufzurichten, und die bestehenden werden zerstört. Was bleibt ihnen übrig, als ihre Toten „auf freier Straße“ zu beerdigen. Aber auch das geht nicht an, denn wenn sie es tun, verlangt das Pfarramt Bericht, wer ihnen die Erlaubnis dazu gegeben. Der Grundsatz, daß niemand im Lande dem Pfarrer in seine pfarrlichen Rechte greifen dürfe, und in seiner Pfarre hat sie kein anderer, daß demnach nirgends eine Taufe, eine Kopulation, ein Leichenbegängnis, kurz irgend ein kirchlicher Akt von einer anderen Stelle verrichtet werden dürfe als dieser allein zuständigen, ist im Hochsommer des Jahres 1598 von dem Grazer Stadtpfarrer Laurentius Sonnabenter durchgesetzt worden. Da

nach hat kein protestantisches Exerzitium im Lande auch nur die mindeste Berechtigung, und wenn es dem Adel noch auf kurze Frist gelassen wird, ist es ein Akt der Gnade. Wehe aber, wenn sich ein anderer Angehöriger der Augsbургischen Konfession in einem Herrenhause einfindet, um etwa da sein Kind taufen zu lassen. Er verfällt einer harten Geldstrafe und der Herr muß den Prädikanten abschaffen. Wie lautet doch der Lehrsatz Sonnabenters? Und wenn Ihr, sagt er den protestantischen Geistlichen, sonst auch bestens qualifiziert wäret, es gebührt Euch nicht, in meiner Pfarre nach Eurer Manier zu taufen usm. Das Dekret vom 13. September 1598 zieht aus diesem Grundsatz die Folgerungen, indem es die Ausweisung der Prädikanten verfügt. Jetzt müssen eben für alle Kirchen im Lande, die vakant sind, „taugliche“ Priester bei sonstigem Verlust des Kollationsrechtes präsentiert werden, und die Prädikanten müssen abziehen. Daß bei ihrem Abzug keine Revolte entsteht, dafür haben die Stadtmagistrate zu sorgen. Bei der Rekuperation der den Kirchen entfremdeten Güter darf man noch einen Augenblick verweilen. Wer da weiß, wie just die landesfürstlichen Behörden in den Jahren der großen Türkennot und des allgemeinen Geldmangels Hand auf das Kirchengut legten und trotz des Widerspruches der Geistlichkeit solche Entfremdung beförderten und durch spätere Verfügungen vermehrten, der weiß, daß solches Gut zumeist durch den kräftigsten Rechtstitel in die Hände der neuen Besitzer gekommen war. Die mochten jetzt zusehen, ob ihre Besitztitel beachtet würden. Das Günstigste war es noch, wenn der Käufer ohne Rücksicht auf die Steigerung der Werte und der vorgenommenen Meliorationen die ursprüngliche Kaufsumme wieder erhielt. Jetzt werden auch die von den Protestanten lektwillig für ihren Kirchen- und Schuldienst gestifteten Legate eingezogen: „der Landesfürst selbst wolle hierüber verfügen, d. h. zugunsten und zur Förderung des katholischen Gottesdienstes verwenden. So wird nun in Städten und Märkten der Pfarrer die erste Persönlichkeit; und nun wird auch darauf gesehen, daß der Prälatenstand in der Landesverwaltung, was ihm Jahrzehnte hindurch verwehrt gewesen, wieder seine Rolle spielen darf. Die Landboten werden genötigt, ein Mitglied dieses Standes in die Zahl der Berordneten (Landesausschüsse) aufzunehmen, ja es wird ihnen gleich bedeutet, daß die Wahl des Abtes von Admont dem Landesfürsten genehm sei. Bald verlangt der Prälatenstand und die vorerst noch wenigen katholischen Herren und Landleute, daß ihren Glaubensgenossen bei den Aemtern über-

haupt, es seien Verordneten-, Justiz-, Kriegsstellen oder andere Landesämter, der gleiche Zutritt gestattet werde, wie den Mitgliedern der Augsbургischen Konfession. „Die gebührende Gleichheit“ — sagen diese Prälaten hier, wo sie sich noch in der Minderheit sahen, so schön — „sei das goldene Band, das nicht verwarhlost werden dürfe.“ Wird diese Gleichheit zuerst in Steiermark eingeführt, so dürfen Krain und Kärnten nicht zurückbleiben. So wird die Landesverwaltung den protestantischen Ständen erst teilweise, schließlich ganz aus der Hand genommen; daß dagegen protestantische Herren unter die Hofbeamten aufgenommen worden wären, davon ist natürlich keine Rede. Es dauert nicht lange, und die Geistlichkeit will auch von einer Unterordnung unter die weltliche Gerichtsbarkeit nichts mehr wissen. Der Heißsporn der ganzen Partei ist im ersten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts der Bischof Thomas Krön; bedeutendere Staatsmänner und Kirchenfürsten als er waren Martin Brenner und Georg Stobäus, aber keiner ist so schneidig gegen das Protestantentum im allgemeinen und gegen den protestantischen Herren- und Ritterstand zu Felde gezogen wie er. Man sieht diesen kraftstrotzenden Kirchenfürsten, wie er in Krainburg vor der versammelten Menge das volle Weinglas in die Hand nimmt und mit den Worten leert: „dieser Trunk Wein soll mir das Herz abstoßen, wenn es mir nicht gelingt, die Herren und Landleute binnen drei Monaten zu reformieren oder aus den Erblanden des Landesfürsten zu treiben.“ So weit gebiehn hier die Dinge, daß der Krainische Herren- und Ritterstand neben einem solchen Gegner im Landtag nicht mehr sitzen wollte. Ferdinand II. hatte Mühe, die erregten Gemüter zu beschwichtigen, er konnte nicht umhin, so hart es ihm ankam, dem Bischof die gebührende Mäßigung aufzutragen.

Trotz aller dieser Fortschritte, die der Klerus der Gunst der Regierung verdankte, waren die tatsächlichen Erfolge der Gegenreformation noch nach zwei Jahrzehnten äußerst geringe. Noch 1617 zeigte sich die Notwendigkeit einer abermaligen Reformation.

Man wird fragen: Wo waren da die Erfolge der Jesuiten geblieben, die seit dem Beginn der Gegenreformation die ganze Aktion geleitet hatten? Waren nicht sie es, die in jeder Weise begünstigt wurden und denen Ehren und Reichthümer in überströmendem Maße zufflossen? In Steiermark, Kärnten und Krain hatten sie ihre Kollegien und vom Anfang an dahin gestrebt, mit den Gütern jener älteren Orden ausgestattet zu werden, die ihrer Ansicht nach ihre kirchlichen Aufgaben nicht erfüllt hatten und auch nicht zu er-

füllen vermochten. Es ist nicht ohne Interesse zu sehen, wie dieser Orden, dem sein Stifter ganz andere Ziele gesteckt hatte, gleich anfangs in diesen Landen in allerhand Streitigkeiten um irdischen Besitz verflochten ist. Und die Rolle, die er dabei spielt, ist selten eine schöne. Schon in den achtziger und neunziger Jahren des sechszehnten Jahrhunderts hatte der Orden sich der vollsten Rücksichtnahme des Hofes zu erfreuen; die Kammerbücher Karls II. weisen es aus. Die einzelnen Klöster hatten zu ihren Gunsten schwere Opfer zu bringen. Jetzt erheben sie, um nur einige Fälle aus Krain vorzubringen, als Besitzer des aufgelösten Klosters Pletrach den Anspruch, Sitz und Stimme im Landtag zu erhalten. Zwei Jahre später begehren sie in den Besitz der Prädikantenhäuser gesetzt zu werden, die die Landschaft an sich genommen hatte. Selbst der Dompfropst stimmt hier gegen sie. Man wundert sich denn auch nicht, daß man wie in anderen Städten, so auch in Laibach die Kapuziner lieber sieht als die Jesuiten. Man hat jenen gegenüber eine offene Hand. Dagegen ist der Landesfürst geradezu unermülich in Gnadenrweisungen. Und so hielt es auch schwer, gegen offenkundige Uebergriffe der Jesuiten Recht zu bekommen. Wie wenig oder wie viel sie sich um die wirkliche Bekehrung der Protestanten zu schaffen machten, darüber haben wir leider keine ausreichenden Belege, denn auch ihre Jahresberichte bieten nicht immer sichere Anhaltspunkte, und die von ihnen herrührenden Gesamtdarstellungen behandeln ihren Gegenstand nur von der allgemeinsten Seite aus. Dagegen wird man, gestützt auf das gesamte nunmehr vorliegende in voraussetzungslosen Absichten — es seien denn rein wissenschaftliche — zusammengestellte Aktenmaterial sagen dürfen, daß diese sogenannte heilsame katholische Reformation eine sehr einseitige war, die die Volksseele kaum berührte und deren Wirkung kaum auf die nächste Stunde reichte. Wie konnte es auch anders sein: Man sehe sich nur die Arbeit einer solchen Reformationskommission etwas näher an. Sie kommt in eine Stadt, und weil die Bürger die Ausschreitungen der die Kommissäre begleitenden Soldateska fürchten, für den Fall, daß sie nicht gehorchen, erscheinen sie auf das erste Geheiß. Es wird ihnen vorgehalten, dem Landesfürsten gehorsam zu sein, die rechte Lehre bei dem ordnungsmäßigen Pfarrer zu suchen, darüber einen Eid zu schwören, sodann sich binnen drei Monaten zur katholischen Beichte zu stellen oder das Land zu räumen. „Und das alles, sagt ein Pfleger des Hauses Stubenberg nur geschwind und eilend; ist keiner zu einer Red' zuge-

lassen worden. Haben also die armen, einfältigen Leut' gedrungener Not die Finger aufgerecht, aber wie ich am rechten Ort versteh' wüßten sie schier selber nit, was sie geschworen haben."

So ging die Sache, um noch ein Beispiel zu nehmen, auch in Klagenfurt vor, wo den Leuten gesagt wird, sie dürften sich nicht fürchten. Es ist nur um eine Viertelstunde zu tun." Dann wird noch verlangt, daß man „sich der Prädikanten enthalte" und ihnen keinen Unterschlupf gewähre. Damit ist die Sache erledigt, und nun werden die Siegesbulletins in die Welt hinausgeschickt und in den Juggerschen Zeitungen veröffentlicht. Nicht anders in Krain. Wenn der in diesen Dingen so erfahrene Bischof Krön am 17. Januar 1601 nach Laak kommt, am 18. nachmittags einen Vortrag hält, so glaubt er damit Gott weiß wie viel katholische Seelen gewonnen zu haben. Welche Täuschung! An eine wirkliche innere Bekehrung dieser Seelen wird nicht gedacht und so ist denn auch, so lange der Herren- und Ritterstand an der protestantischen Lehre festhielt und im Lande verblieb, an einen wirklichen Anschluß der protestantischen Elemente an den Katholizismus nicht zu denken. Die Regierung machte denn auch hierin geradezu bittere Erfahrungen und es mag gestattet sein, hier noch einige Einzelheiten anzufügen. Wie es in den dem Herrenstande gehörigen Städten und Märkten der Steiermark aussah, darüber belehrt uns die Verordnung Ferdinands II. vom 4. Juli 1625. Sie ging an die Reformationskommissäre. So viele Dekrete, liest man da, seien bereits erlassen, um die Bekehrung dieser Protestanten zu erzielen. Sie haben keine Frucht getragen. Aber auch nach dieser neuen Anstrengung und wiederholten Befehlen ist das Ergebnis ein klägliches. Ganz abgesehen davon, daß der Herr der Stadt, Herr Georg von Stubenberg gegen verschiedene Punkte der neuen Ordnung als gegen einen Eingriff in seine Rechte protestiert, ist das Wesen der Stadt auch in den nächsten Jahren nicht um ein Haar gebessert, und der Pfarrer betont die Notwendigkeit, der Sache ein Ende zu machen. Von der Stärke des Protestantismus in der Gurker Diözese legt eine Liste von Unkatholischen Zeugnis ab, die aus dem Jahre 1634 stammt, demnach volle acht Jahre nach der Ausweisung des protestantischen Adels abgefaßt ist. Aber geradezu grotesk ist, was man — es ist nur wenige Monate vor dem Abscheiden Ferdinands II. aus Oberkärnten zu hören bekommt. Mit dem größten Unwillen teilt die Regierung im Namen des Kaisers dem

Hauptmann mit, daß ein aus dem Ungarischen — den Bathyanys — stammender Präbikant namens Wilhelm in des Grafen von Schwarzenberg Landgericht gekommen bei einem Untertanen der Herrschaft Wernburg durch neun undurch aufgehalten und in dieser kurzen Zeit nicht weniger 100 Personen mit Beichte und Kommunion versehen, zwei Taufen und eine Taufe vorgenommen und jeden Tag vor- nachmittags gepredigt habe. Es gab da einen ungeheuren Zu- aus allen Bevölkerungsschichten: selbst Standespersonen fanden — freilich in bauerlicher Gewandung. In Friesach, St. Veit, Sankt Pölten, Villach, Gmünd, Millstadt, Paternion, Feldkirchen und in diesen Orten konnte man seine Wirksamkeit verfolgen, aber gefangen werden konnte man ihn nicht.

Soweit war man sonach mit der Gegenreformation in Österreich gekommen. Es ist eben nicht anders: am Ende der Regierung Ferdinands II. — noch war das Kriegsglück ein wechselndes — war in den Kreisen des Herren-, Bürger- und Bauernstandes die Hoffnung auf eine Restauration der früheren Zustände nicht erloschen. Erst die Entwicklung der Dinge in den nächsten und den folgenden Generationen brachte es mit sich, daß die Protestanten in allen Schichten der Bevölkerung bis zu unbedeutende Reste den neuen Verhältnissen fügten.

Ideale der deutschen Realschule.

Vortrag, gehalten in der Gesellschaft zur Beförderung
gemeinnütziger Tätigkeit zu Lübeck am 14. Januar 1908.

Von

Dr. Sebald Schwarz,

Direktor der Realschule i. E. zu Lübeck.

Viele von Ihnen werden noch die erbitterten Kämpfe, die in den letzten Jahrzehnten um die Gestaltung unserer höheren Schule ausgefochten sind, erlebt haben; und Sie werden mit Genugtuung den Friedensschluß von 1900 begrüßt haben, den Frieden, dessen Inhalt lautet: alle drei Arten höherer Schulen, die sich in Deutschland entwickelt haben, sind gleichwertig, sollen gleichberechtigt sein: das Gymnasium, das Realgymnasium, die Oberrealschule. Schwer hat unsere Realschule und ihre heute selbstverständliche Fortsetzung, die Oberrealschule, sich diese Gleichberechtigung erkämpfen müssen.

Auf den ersten Realschulen sollten die zukünftigen Techniker und Kaufleute gesondert von den werdenden Gelehrten ausgebildet werden. Diesen Gedanken hat am längsten Süddeutschland verfolgt; hier entstand neben einem streng humanistischen Gymnasium eine Oberrealschule, die wesentlich technische Fachschule war. Aber einerseits wurden die alten Sprachen auf unsern Universitäten immer mehr von einer Vorbedingung allen Studiums zu einer Hilfs- wissenschaft für einige historische Studien, und andererseits war es nur in größeren Städten möglich, genug Schüler für Schulen beider Art zu finden; je mehr die Menschheit im 19. Jahrhundert ins Wandern geriet, um so mehr verlangte sie nach einer höhern Schule, die möglichst weit allen künftigen Berufen gerecht würde.

Am stärksten wurde dies Verlangen in einem großen Staat wie Preußen empfunden, der den verschiedensten Interessen gerecht werden muß. Hier hatte man daher zuerst im Realgymnasium eine Kompromißanstalt entwickelt, die am Latein festhielt, und daneben

höhere Bürgerschulen, die ein Mittelding zwischen Volksschule und höherer Schule sein sollten; man erhob hier ein kleineres Schulgeld, stellte geringere Ansprüche an den Lehrkörper, wollte sie sozial und wissenschaftlich niedriger halten.

Das ging aber nicht. Die Entwicklung der Wissenschaften, die auf ihr gelehrt wurden, wie die allgemeine Hebung des Standes der Techniker und Kaufleute gab der Realschule eine viel breitere und tiefer fundierte Grundlage, und so mußte sie aus ihrer inneren Kraft heraus den Anspruch erheben, den zwei älteren Schwestern gleich zu stehen. Es entstand die Oberrealschule als allgemein bildende Anstalt, wie sie jetzt auch in Sachsen und Süddeutschland durchgeführt wird.

Indem unsere Realschule so wuchs, stieß sie aber, durch die eigentümlichen Verhältnisse des deutschen Berechtigungswesens, zusammen mit der Schule, die bisher allein die Stellung einer höheren Schule einnahm, mit dem Gymnasium. Es entstand ein Kampf um die Berechtigung zu den verschiedenen Berufen.

In diesem Kampf ist, wie es im Kriege nun einmal geht, unendlich viel Unrecht geschehen. Sicher die Hälfte aller Vorwürfe gegen das Gymnasium ist an die falsche Adresse gerichtet gewesen: man rechnete ihm alles zu, was man an Schulbeschwerden hatte: Dinge, die in Wahrheit die Folge unserer Großstadtkultur sind, andere die aus dem Wesen alles und jedes Schulwesens stammen, wie ich es Ihnen vor einem Jahr als Grenzen der Schule geschildert habe*); alle Schattenseiten unserer omnipotenten Staatsschule, unseres Berechtigungswesens; die Mißstände, die daraus entstehen, daß die Söhne mancher Familien, die sozial noch hochstehen, an Blut und Erziehung degeneriert sind, oder die so natürliche Tatsache, daß tadeltüchtige Lehrer auch von den ewig grünen Wiesen Platons und Homers nichts als Heu zu ernten wußten: all das schrieb man dem Gymnasium als solchem aufs Schuldkonto.

Dafür ist das Gymnasium selbst in neuer Kraft aus diesem Kampf hervorgegangen: eingetreten war es in ihn als ein rechtes Kind der Romantik, seine Idee war gewesen, wenigstens in der Phantasie unserer Jugend die selige goldene Zeit eines idealen Altertums wieder aufleben zu lassen; heute will es in wissenschaftlicher, geschichtlicher Arbeit an den Resten jener Zeit für das Leben in unserer Zeit erziehen. Wenn es ihm gelingt, sich so zu verwirklichen, gelingt, sich zu erhalten, trotzdem seine äußeren Lebensbe-

*) Preuß. Jahrbücher, Februarheft 1907.

dingungen sich weniger bevorzugt gestalten werden müssen als sie jetzt sind, so wird es für das geistige Leben unserer Nation gewiß ein reicher Gewinn sein, daß wir immer wieder Männer haben, die von der antiken Welt aus gelernt haben, ihre Welt zu sehen.

Das aber kann heute niemand mehr leugnen, der offenen Auges die Welt sieht: eine Schule, die ohne Studium der alten Sprachen unsern Kindern eine höhere Schulbildung gibt, mußte entstehen, und diese Schule mußte bis zur Universität führen; ist das humanistische Gymnasium heute gewiß berechtigt, so ist die Oberrealschule notwendig. Ich will hier nicht von den praktischen Vorteilen sprechen, die die neue Art der höheren Schule bietet: nicht, daß praktische Vorteile etwas Verächtliches wären — im Gegenteil, Gott lebt in unserm Tun wie in unserm Denken, und es gibt keinen schwächeren, feigeren Gedanken als den, daß die Dinge um so edler wären, je weniger nützlich sie sind —, aber ich will nicht davon sprechen, weil diese praktischen Vorteile auf der Hand liegen; weil kein Mensch sie bestreitet. Aber schwerer als neues Tun lernt sich neues Denken und Fühlen; und deshalb scheint es mir wohl von Wert, einmal zu zeigen, wie tief unsere neue Schule im Geistesleben unserer Zeit wurzelt, was ihre ideale Bedeutung ist.

Ich möchte die Idee unserer Realschule so formulieren: Sie entspricht der Gestalt, die unser Weltbild und unsere Wissenschaft im 19. Jahrhundert gewonnen hat.

Ein bedeutamer Zug, der sich in dem Antlitz unseres Geisteslebens in dieser Zeit herausgebildet hat, ist der Blick für die Natur. Nicht nur haben die Naturwissenschaften und als ihre Begleiterin die Mathematik sich für sich selbst einen viel weiteren Raum erobert, sondern auch in den andern Wissenschaften begegnen wir ihnen; unsere Philosophie ist durchsetzt damit, und in unserer Geschichtsforschung wie in unserer Philologie kommen wir ohne die zählenden und messenden Methoden nicht mehr aus. In heißem Bemühen suchen wir die Beziehungen zwischen Geistesleben und Naturleben tiefer als unsere Väter zu ergründen, die Grenzen zwischen Freiheit und Naturgesetz neu zu bestimmen.

Folge zugleich jenes Aufschwunges der Naturwissenschaft und seine Bedingung ist dann ein zweites: die plötzliche Ausdehnung der Welt des Menschen: eine Ausdehnung im Raum und in der Zeit.

Zunächst im Raum: Denn was das Zeitalter der Entdeckungen begann, hat das des Verkehrs erst verwirklicht: die Eroberung der

und aus der breiteren und tieferen Kenntnis fremder nigeren Verkehr mit ihnen entsprang uns eine Quelle s. In gemeinsamer Arbeit, die das, was eine Nation nell zum Eigentum aller machte, nahm nicht nur die ern auch jede Wissenschaft einen großen Aufschwung; t, die das wirtschaftliche Dasein des einzelnen so un- dem aller Menschen verknüpfte, die Wirkungen fernster wenigen Jahren, ja Tagen für uns eintreten ließ, e der Welt notwendig, um uns zu behaupten. So urwissenschaftliche Zeitalter zugleich ein geographisches; n Einzelzug dieses feines Charakters, daß neben das bium der alten Sprachen das der neuen trat.

o aber, als unsere Welt sich so im Raum ausdehnte, auch in der Zeit: Seit 50 Jahren haben wir unser mehr in den Kreis der westeuropäischen Geschichte allein mit der Eroberung der ganzen Erde ist die Geschichte tgeschichte geworden. Und auch in unserm engern alten is hat sich das Verhältnis der einzelnen Perioden zu schoben. Hatte das römisch-griechische Altertum, wie es n Historikern darstellte, bisher die Hälfte der Geschichte wurde es nur ein Teil davon; neue Quellen der Historie ich, wie die Ausgrabungen, die Sprachvergleichung, die schung aller Art, die Anthropologie und Kultur-

Wir lernten, wie vieles, was bisher spezielles Eigen- lten Griechen und Römer schien, von andern Völkern ie vieles andere gemeinsamer Besitz der Indogermanen Menschen früherer Zeiten ist; in bisher finstere Perioden enen Zeit, in unser Altertum, in unser Mittelalter fiel liebevollen Studiums, und zugleich zerstörte die ein- forschung den Begriff der Antike als eines einheitlichen ndes. Selbst in der Weltanschauung und dem Kultur- omerischen Gedichte lernten wir verschiedene Schichten zu ie das Grabsteine des Forschers es tat an der stolzen Priamos.

hrumpfte die Bedeutung des Altertums zusammen, und des geschichtlichen Weltbildes, wie wir es seit der e gesehen hatten, verschoben sich; wer den Spuren ältester ie Höhlen Frankreichs gefolgt ist, wer in unsere Meister alters oder in Rembrandt sich vertieft hat, dem ist der ht mehr, was er für Winkelmann und Lessing war.

Mit dem Streben, das uns hinausführte über die ganze Erde und durch die ganze Geschichte, kam aber die Gegenwirkung zugleich; um nicht fortgerissen zu werden in diesem neuen Wirbel, mußten wir uns um so fester klammern an Heimat und Gegenwart.

Das Jahrhundert der internationalen Beziehungen war zugleich das nationalen Zusammenschlusses; unsere eigene Sprache, unsere eigene Dichtung, unser Land und unser Volk studieren wir mit Eifer und Erfolg; und in derselben Zeit, wo das Studium der Geschichte einen so großen Aufschwung genommen hat, wenden wir alle Mittel und Methoden der Wissenschaft an, um das Werden in unserer Gegenwart zu verstehen.

Diesem Weltbild, dieser Entwicklung der Wissenschaft will nun die neue Form unserer höheren Schule entsprechen. Naturwissenschaften und Mathematik, Geographie und lebende Sprachen, gleichmäßiges Interesse für alle Zeiten der Geschichte und dies alles in steter Beziehung auf unser Volk und unsere Zeit: das sind die Säulen, auf denen sie ruht.

Mit Mißtrauen wurde der Eindringling empfangen; als banausisch, dem Idealen abgeneigt und von ihm abwendend wurde er gescholten; und mit stolzem Wort hieß es: wir wollen nicht eine Nation von Zeitungslesern erziehen.

Ja, das war gar keine Frage mehr; die Menschen des 19., des 20. Jahrhunderts sind das einmal, und wir sagen daher: ein Volk von Zeitungslesern sollen wir erziehen, erziehen zu Menschen, die in ihren Tagen lebendig wirken und das Ewige in ihren wechselnden Stunden tief erfassen.

Wie kann unsere Realschule dieser Aufgabe dienen? Nachdem ich Ihnen die Ideen entwickelt habe, denen sie entstammt, möchte ich Ihnen nun zeigen, wie sie aus diesen Ideen Ideale gewonnen hat.

Es scheint mir dafür einfach praktisch zu sein, wenn ich von der Form der höheren Schule ausgehe, die Sie alle kennen, die doch für die meisten von Ihnen noch die höhere Schule ist, vom humanistischen Gymnasium, und mit Ihnen die Fächer durchgehe, in denen unsere Eigenart hervortritt. Ich muß dabei zweierlei vorausschicken, und ich bitte Sie, sich das immer gegenwärtig zu halten. Das eine: es muß bei diesem Gang zurücktreten, was beiden Schulen gemeinsam ist, und das andere: So sehr ich von dem praktischen und idealen Wert der Schule überzeugt bin, der ich die Arbeit meines Lebens gewidmet habe, ich stehe unserm Gymnasium nicht

mit der blinden Verkennung des Revolutionärs gegenüber; ich glaube nicht nur, daß das alte romantische Gymnasium für seine Zeit oft eine vortreffliche Schule gewesen ist, ich glaube auch, daß das neue, wie es seine edelsten Vertreter heute wollen, das Gymnasium, das am historisch-philologischen Studium der Antike unsere Zungen und Jünglinge für die Gegenwart bilden will, eine ebenso vortreffliche Schule für unsere Zeit sein kann.

In welchen Zügen sehen wir also am schärfsten die Eigenart der deutschen Realschule?

Ich möchte da zunächst mit einem Wort darauf hinweisen, welche Bedeutung für uns die Geographie hat.

Nicht, daß unsere Stundenzahl dafür so erheblich wäre; wir haben hier 14 Stunden gegen 9 im Gymnasium. Aber die Geographie nimmt in der Realschule eine Art von zentraler oder verbindender Stellung ein. In zweierlei Hinsicht: zunächst ist sie der Punkt, wo die zwei großen Ströme der geistigen Arbeit zusammen treffen, aus denen wir für unsere Schüler schöpfen: die mathematisch-naturfundiichen Wissenschaften und die sprachlich-historischen; Natur- und Geisteswelt, beide muß verstehen und verknüpfen, wer den lebendigen Begriff eines Landes gewinnen will. Und ferner: was ist denn das Ziel alles dessen, was wir Bildung nennen? es ist das Hinausstreben des Individuums, des Ichs, über die Enge und Bedingtheit seines Daseins zum Ganzen der Welt, zum Ewigen, zu Gott; und der Weg dazu ist: andere Individuen, seien es Menschen, Berufe, Nationen, Zeiten, liebend zu verstehen. Unser Gymnasium tut dies vor allem durch Versenkung in eine Welt der Vergangenheit: wir greifen hinaus in die gegenwärtige Welt um uns und studieren Sprache und Sitte fremder Völker. Man hat dies Verhältnis wohl dahin gefaßt: Das Gymnasium gibt die Welt im Längsschnitt, die Realschule im Querschnitt. Damit kommen wir zum zweiten Fach, von dem wir zu sprechen haben, der Geschichte; und stellen fest: sie ist auf dem Gymnasium stärker betont. Die Stundenzahlen des eigentlichen Geschichtsunterrichts sagen uns das freilich nicht; die sind gleich; aber das Gymnasium treibt in jeder griechischen und lateinischen Stunde Geschichte; bei all dem Herumhohlen an *μεν* und *δε* und *απα*, das so oft angegriffen und verhöhnt ist, sehr oft zu Unrecht verhöhnt ist: es ist ganz durchtränkt von historischer Auffassung und Anschauung. Und dieser Geschichtsunterricht ist nicht einfache Ueberlieferung eines fertigen Stoffes, er ist nicht Vortrag und Erzählung, sondern Studium, eigene Arbeit:

aus den Quellen erwerben sich die Schüler selbst ihre Vorstellung vom Altertum.

Das können wir nicht in dem Maße leisten; das Mehr, was wir auf anderem Gebiete haben, müssen wir mit einem Minder an Geschichte erkaufen.

Immerhin aber: Auf unsere Geschichtsstunden allein sind auch wir nicht angewiesen.

Als das geringere sehe ich an, daß die Lektüre im Französischen und Englischen auch in die Geschichte jener Länder und ihrer Beziehungen zu uns einführt. Vor allem haben wir ein reiches Gebiet historischen Lernens im Deutschen. In diesem Sinne müssen wir die größere Stundenzahl für dieses Fach ausnützen. Mindestens auf manchen Stufen, so vor allem in U III, wo deutsche Geschichte des Mittelalters gelehrt wird, in O II, wo die Geschichte des Altertums zum erstenmal ernsthaft politisch behandelt wird, sollten wir, wenn möglich, Deutsch und Geschichte in eine Hand legen, ja so zusammenarbeiten, daß sie zu einem Fach werden; daß wir hierbei in etwas die Zersplitterung unserer Lehrstoffe mindern können, wäre ein weiterer Gewinn.

Wie ich das verstehe, darf ich Ihnen vielleicht an der U III andeuten: Wir haben hier 2 Stunden Geschichte des Mittelalters und 3—4 Stunden Deutsch. Schon die Grammatik, wie wir sie hier treiben können, entwickelt historischen Sinn, denn seit den Grimms ist Grammatik nicht mehr eine Sammlung von Regeln über falsch und richtig sprechen; sie ist auch nicht mehr ein Turngerät, an dem wir Logik lernen; Grammatik ist heute das Auffassen der Sprache als eines Lebendigen, eines Gewordenen und eines Werdenenden: sie ist Geschichte. Heißt es: du fragst oder du fragst! Wir Deutsche oder wir Deutschen? daß ich sei oder daß ich wäre? — wir können solche Fragen nicht mehr beantworten, ohne von dem Werden unserer Sprache zu erzählen. Weiter aber möchte ich die deutsche Lektüre, zu der wir auf der Realschule die doppelte Zeit haben, in den Dienst der Geschichte stellen. Jetzt schleppen unsere Lehrbücher einen bunten Stoff aus allen Gebieten der Welt zusammen; wie wäre es nun, wenn wir uns in einer U III darauf konzentrierten, ihn so zu wählen, daß der Schüler an seiner Hand sich in die Welt des Mittelalters hineinfühlen kann?

In das deutsche Altertum würde uns eine Uebersetzung von Tacitus' Germania und Stücke aus der Edda einführen; von der Zeit der Völkerwanderung und der höfischen zugleich könnten wir ein Bild gewinnen durch eine scheidende Lektüre des Nibelungen-

unbedingt sollten wir ein geeignetes Heiligenleben lesen, um einen wichtigen Teil der Geisteswelt des Mittelalters zu kennen, von dessen Bedeutung uns hier in Lübeck jeden Tag eine Geschichte erzählt: daß alle großen Käfte jener Zeit kirchlich sind. Auch geeignete Stücke aus G. Freytag und anderen dichterischen Schilderungen jener Zeit, wie sie unsere Lehrbücher heute meist bieten, gehören hierher, oder die Lektüre einiger vortrefflichen Volksbücher. Ebenso können wir die Wahl der Gesetze, die wir behandeln, diesem Gang anpassen; solche sachliche Anordnung ist im Grunde mehr dem Geist der Poesie gemäß, als die alte Schachtelung nach Dichtungsarten oder Dichtern. Solchen Stoff in schulmäßiger Form zu sammeln, ist z. T. noch eine Aufgabe für uns. Vorhanden ist er schon in mehreren vortrefflichen Sammelwerken für die Geschichte des klassischen Altertums in O II. Besonders reizvoll wäre es, ihn nach der ortsgeschichtlichen Seite zu dehnen; und ich habe die Hoffnung, daß wir hier in Lübeck in absehbarer Zeit ein Hilfsmittel haben werden, das unsern Schülern gleich macht, an der Hand unserer Geschichtsschreiber in ähnlicher Weise ein Bild einer Zeit zu verarbeiten, wie es Gymnasiasten ihrem Cäsar und ihrem Cicero möglich ist.

Gerade von einer intensiveren Behandlung des deutschen Mittelalters hoffe ich auch etwas für die politische Bildung unserer Jugend. Wir leben in einer Zeit, da Deutschland wieder zu einer Weltmacht in der Welt sich emporarbeitet, wie sie unserer Volkszahl und unserer Kultur entspricht, und da stehen wir vor ähnlichen Problemen wie die früheren Glanzperioden unserer Nation. Ich will nur eins nennen: Unsere Gesellschaft ist von den politischen Verhältnissen des 18., vom Verkehr des 19. Jahrhunderts atomisiert worden, in Berufsständen sucht sie sich wieder, national und international, zusammenzuschließen; wie viel könnten wir dafür lernen aus dem Mittelalter, aus der klassischen Zeit der Genossenschaften und der Gemeinschaften! Dafür kann ein Geschichtsunterricht, wie er uns ihn vorhin vorgestellt haben, an seinem Teil wirken: direkt, indem wir unsern Schülern ihre wirtschaftliche politische Schulung an diesem Stoff geben; indirekt: durch den belebenden Einfluß, den unsere Wissenschaft an den Universitäten dadurch gewinnen würde, daß sie uns die Lehrer dafür ausbilden müßte.

Indem wir von der Geschichte auf unserer Realschule sprechen, haben wir unvermerkt die Stellung berührt, die auf ihr der Unterricht in der Muttersprache, die das Deutsche einnimmt. —

Preussische Jahrbücher. Bd. CXXXIII. Heft 2.

19

26 Stunden werden ihm auf dem Gymnasium zuteil, 34 auf der Oberrealschule, eine Zahl, die durch eine Vermehrung im Unter- und Mittelbau stellenweise auf 38 steigt.

Diese Vermehrung der Unterrichtszeit für die Muttersprache, von den Laien als etwas Selbstverständliches gefordert und begrüßt, brachte die Lehrer zuerst in eine gewisse Verlegenheit; man mußte oft erst nicht recht, was in dieser Zeit anfangen. So waren wir dessen entwöhnt, was natürlich ist.

Da war zuerst die Grammatik. Die hatte man am Lateinischen gelernt. Wir Schüler des Gymnasiums kennen alle den Weg: in den unteren Klassen wurde jeder Satz erst grammatisch zerlegt und dann ins Lateinische übersetzt. Nun sollte die erste Operation von der zweiten getrennt werden; die Einsicht in das grammatische System unserer Sprache, etwas durchaus Notwendiges, sollte an ihr allein erworben werden. Ein sentimentales Behegehrei erhob sich: unsere edle Muttersprache ist zu schade, um durch Zergliederung entweiht zu werden. Als wenn die Muttersprache nicht ein lebendiges wäre, das sich nicht zerlegen läßt, wie eine Leiche; das sich ewig aus sich selbst erneut. Nein: die Muttersprache leidet nicht darunter, wenn wir deutsche Grammatik um ihrer selbst willen treiben, aber: die Grammatik selbst wird etwas Höheres und Vertrauertes. Sie ist nicht mehr eine fremde Norm, die uns unverständlich von außen auferlegt wird, nicht mehr ein Haufen seltsamer Regeln und Begriffe, sondern ein inneres Gesetz, Naturgewordenes und historisches Gebilde zugleich. Das Material zur Erkenntnis dieses Gesetzes haben wir allezeit bei uns, es gilt nur längst empfundenenes, angewandtes zum Bewußtsein kommen zu lassen, und was in ihm unser Verstand erkennt, ist erst deshalb recht unser Eigentum, weil unser Gemüt es zugleich fühlt.

Auch eine andere Funktion des Unterrichts in den alten Sprachen muß bei uns der in der Muttersprache übernehmen: die sprachlich-logische Schulung.

Das Verhältnis zwischen Logik und Grammatik ist verschieden aufgefaßt worden: vor 30 Jahren noch galt die Grammatik vielfach als identisch mit der Logik, und es kamen solche unsinnigen Aussprüche auf, wie daß das Lateinische oder Französische logischer als das Deutsche sei. Dann kam ein Gegenstoß: die Sprache sei alogisch, ja antilogisch, hieß es. Wir können hier die Frage nicht erörtern, ich möchte nur kurz meinen Standpunkt dahin feststellen: die Sprache hat, neben andern Bestrebungen, immer den Wunsch,

logische und grammatische Kategorien in Einklang zu bringen; aber da die Sprache ein Werdendes ist, so wechselt sie ihre Absichten dabei und verläßt heute den Weg, den sie gestern gegangen ist.

Aus diesem Wechsel der Wege kommen die Unterschiede zwischen den verschiedenen Sprachen wie viele Unregelmäßigkeiten innerhalb der einzelnen. Auf dem ersteren Unterschiede, auf dem Vergleich einer fremden Sprache mit der eigenen beruht die bisherige Methode. Ein Beispiel wird das klar machen: Wir haben im Deutschen, seit wenn und wann wieder zusammengefloßen sind, denselben Ausdruck für das konditionale und das temporale Verhältnis; wir sagen: Wenn du kannst, komm, im Sinne von: im Fall daß du kannst, und: zur Zeit da du kannst; andere Völker trennen: si und cum, si und quand; und indem die Schüler in der fremden Sprache logische Gesichtspunkte beachtet sehen, welche die eigene nicht verfolgt hat, werden sie sicherlich logisch gebildet. Heute aber hat uns die historische Sprachforschung gelehrt, in den Unregelmäßigkeiten unserer Sprache die Reste gleichen Wechsels in der logischen Richtung zu finden; wir brauchen die fremden Sprachen nur gelegentlich heranzuziehen, und es wird uns nicht mehr so leicht passieren, daß unsere Schüler zwar über den lateinischen und französischen Konjunktiv vortrefflich orientiert sind, aber vom Sinn der Tempora und Modi im Deutschen keine Vorstellung haben. Was wir aber so aus der Muttersprache an logischer Einsicht gewonnen haben, ist uns eigener, innerlicher, weil wir es am Eigenen, Innersten gewonnen haben; und es ist uns wirklicher, denn wir haben nicht Form mit Form verglichen und dabei nebenher das Verhältnis zum Inhalt gefunden, sondern wir haben den Ausdruck unmittelbar mit dem Inhalt in Verbindung gesetzt.

Uns Lehrern geht es aber unter diesem Zwang, die grammatische Erkenntnis und sprachlich-logische Schulung unserer Schüler auf die Muttersprache zu gründen, wie ich es schon von der Geschichte sagte: Uns werden neue Probleme gestellt und damit wird die Wissenschaft im engeren Sinn gefördert; wer von uns so in der Schule gearbeitet hat, weiß wie viel lockende Wege der Forschung, in der Syntax, der Bedeutungslehre, der Sprachpsychologie sich vor uns auftun.

In einem neuen, eigenen Geist muß auch die Lektüre in den deutschen Stunden unserer Realschule betrieben werden.

Auch auf diesem Gebiet war erst eine gewisse Verlegenheit da, was mit der vermehrten Stundenzahl anzufangen sei: und es kam

wohl vor, daß z. B. in einer O III. Schillers 30jähriger Krieg behandelt wurde, indem die Jungen einer nach dem andern je einen Absatz vorlasen bis es läutete — ein Verfahren, dessen Haupterfolg doch wohl war, daß der Kollege in der nächsten Stunde eine wohl ausgeruhte Klasse vorfand. Eine andere Art der Behandlung schloß sich eng an die Lektüre der römischen und griechischen Schriftsteller an: langsames Lesen, eingehendes Behandeln nach allen Seiten in der Klasse. Und dabei erwuchs oft ein gewaltiger alexandrinischer Eifer: Der Lehrer suchte seine Aufgabe darin, Erklärungen, sprachliche und sachliche Anmerkungen, Material für gelehrte Erörterungen über Ursprung und Behandlung des Stoffes z. B. in einem Gedicht herbeizubringen, und da die Zeit dafür nie reicht, kam der kuriose Brauch auf, daß wir unsern Jünglingen ihren Goethe oder Schiller in kommentierten Ausgaben mit Anmerkungen und Einleitungen meinten in die Hand geben zu müssen.

Alle diese Wege mögen ja unter Umständen wohl gangbar sein: zu dem eigentlichen Charisma der selbständigeren und stärkeren deutschen Lektüre in der Realschule führen sie nicht. Um dies zu finden, lassen Sie mich wieder vom Alten und Bekannten, von unserm Gymnasium, ausgehen und feststellen: der Gymnasialunterricht ist seinem innersten Wesen nach ein philologischer Unterricht; alles, was in ihm gewonnen wird an historischer, ästhetischer, ethischer Bildung, an Kenntnis von Menschen und Leben, wird gewonnen in genauer, eingehender Betrachtung des Wortes. Dieser philologische Charakter des Gymnasiums ist von den Kurzsichtigen unter seinen Verächtern aufs heftigste angegriffen worden. Mit großem Unrecht; denn hier gerade liegt seine Stärke.

Kommen Sie ins Ausland und sehen Sie sich um, was man vor allem an uns Deutschen schätzt, warum man uns beneidet: es ist die Andacht zum Kleinen, die Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, mit der wir arbeiten — nicht nur unsere Gelehrten, sondern auch unsere jungen Kaufleute und Techniker; und glauben Sie mir: gelernt haben Sie das zum guten Teil von den pedantischen Philologen auf dem Gymnasium.

Aber auf der andern Seite: Man sieht da draußen auch den Schatten dieser Tugend; wir gelten für kleinlich und rechthaberisch, und diese Kleinlichkeit möchte ich nicht nur auf die frühere Enge unserer politischen Verhältnisse zurückführen, sondern auch auf die einseitig philologische Schulerziehung unserer höheren Stände.

Einen Zug mehr ins Große — das ist's, was wir haben müssen; und dafür sehe ich ein vortreffliches Mittel auch in der Umgestaltung unseres Deutsch-Unterrichtes, wie er von der Realschule ausgehen kann.

Es ist doch seltsam: auf unseren höheren Schulen — auch die Realschule schleppt hier noch ihre gymnasiellen Eierstichen mit sich herum — treiben wir in U III, ja IV in den fremden Sprachen schon die Lektüre geschlossener Schriftsteller; im Deutschen fangen wir erst in O III damit an, ganz vorsichtig ein oder zwei Dramen zu lesen — bis dahin kümmern wir uns an einzelnen Gedichten und Lesebüchern hin.

Eine verkehrte Welt! Erst recht eine verkehrte Welt in unsern Tagen. Denn wir müssen, man mag es beklagen oder preisen, wir müssen viel und schnell lesen, viel mehr und viel schneller als unsere Väter; und dazu müssen wir unsere Jungen erziehen. Sie müssen lernen bei allem, was sie lesen, die Hauptfachen rasch und sicher zu erfassen, Wesentliches von Unwesentlichem zu scheiden, Neues mit Bekanntem schnell zu verknüpfen; sie müssen den Sinn gewinnen fürs Ganze und Fähigkeit zu selbständiger Arbeit.

Darum lassen Sie uns fest dies Ziel ins Auge fassen: von der untersten Klasse an sie gewöhnen, selbständig erst kleinere, dann immer größere Abschnitte aufzunehmen und bald durch Erzählung oder Vortrag, bald als Antwort auf unsere Fragen, davon Rechenschaft zu geben; und bald, so bald wie es eben nur in der Muttersprache möglich ist, ein ganzes: das Buch.

Solche Erziehung zum Lesen stellt hohe Anforderungen an den Lehrer: an seinen Fleiß, an seine Gewandtheit; auch an seine Vorsicht, denn wenn zu schnell vorgegangen wird, droht die ganze Arbeit oberflächlich zu werden. Aber auch: gerade weil der moderne Mensch so sehr dazu neigt, Werke seiner Sprache leichtthin zu lesen, muß es ihm aberzogen werden; dazu ist aber nicht der Weg, daß er in der Schule nur lernt, sich langsam fortzuwühlen.

Solche Lektüre braucht ein reiches und billiges Material; und sie ist erst möglich geworden, seit wir das besitzen. Zwei Kräften danken wir das: Verlegern wie Reclam, Hendel, Meyer, und der gemeinnützigen Tätigkeit von Volksbildungsvereinen, wie den Herausgebern der Wiesbadener Volksbücher oder der segensreichen Arbeit unserer Volksschullehrer in ihren Vereinen für künstlerische Bildung.

Bei dieser Lektüre werden wir uns nicht auf die deutsche Literatur beschränken. Was Goethe mit dem Seherblick des Genius geschaut hat, die Bildung an der Weltliteratur, das kann heute

Wirlichkeit werden; und dabei wird das Wort desselben Goethe eine Rolle spielen: daß wir sie, auch die Alten, hauptsächlich in Uebersetzungen uns aneignen sollten*).

Die Uebersetzungen fremder Schriftwerke werden auf unserer Realschule eine größere Rolle als auf dem Gymnasium spielen; erlauben Sie mir darum ein prinzipielles Wort dazu.

Daß eine Uebersetzung nicht dasselbe bietet wie das Original, ist eine Selbstverständlichkeit; daß sie darum immer etwas geringeres sei, ist ein sophistischer Schluß, der nur zu gern daraus gezogen wird. Vergessen wir doch nicht: steht sie dem Verfasser ferner, so steht sie dem Leser näher; wenn wir die fremde Sprache nicht ganz suverän beherrschen, so werden doch in der Uebersetzung durch jedes Wort tausend Nebenbeziehungen für den Verstand wie das Gemüt erweckt, die das fremde Wort nie in uns wachruft. Der Lehrer täuscht sich über diesen Mangel der Original-Lektüre nur zu leicht, indem er vergißt, daß dem Schüler all die Assoziationen fehlen, die in ihm auf Grund seiner reicheren Kenntniss erwachen. Ich muß gestehn, mir sind Homers Gestalten innerlich viel mehr geworden, seit ich ihn mit meinen Obertertianern in einem halben Jahr deutsch lese, als in den vier Jahren, die ich ihn eingehend präpariert habe. Und so bleibt es dabei: Die Uebersetzung ist nicht etwas geringeres als das Original, sie ist nur etwas anderes.

Damit kommen wir zu einer Frage, die ich schon lange in Ihren Augen sehe: Wie ist es mit den fremden neueren Sprachen? Gilt es doch im allgemeinen als das Eigentümlichste unserer Realschule, daß sie diese statt der alten lehre; meint man ihren Begriff doch oft zu fassen mit dem Namen: Gymnasium mit Französisch und Englisch. Daß man diese Begriffsbestimmung machte, ist aus der Geschichte unseres Schulwesens wohl zu verstehen; aber sie ist darum nicht weniger falsch. Sie werden vielmehr aus dem bisher Gesagten schon gesehen haben, daß die zwei fremden Sprachen bei uns doch eine andere Rolle spielen als die alten auf dem Gymnasium; einen Teil von deren Funktionen haben andere Unterrichtsfächer übernommen. Ihre Stundenzahl ist denn auch viel geringer: gegen 104 Stunden Latein und Griechisch bringen wir 72 Französisch und Englisch. Dazu wollen sie in anderer Art betrieben werden; nicht philologisch, sondern mehr praktisch, nicht so sehr aufs Wissen hin,

*) Edermann, 10. Januar 1825. In dem Wort eine Gelegenheits- und Höflichkeitswendung zu sehen und ihm damit seine Bedeutung zu nehmen, erlaubt m. E. weder die Stelle noch Goethes Gesamtanschauung.

als aufs Können. Die Wege dazu sind noch lange nicht so geöhant, wie wir es wohl möchten, auf diesem Gebiet ist noch viel Kampf und viel Versuchen; aber gerade in den letzten Jahren sind wir ein gut Stück weitergekommen. Ueber eins sind wir uns alle klar: daß diesem Unterricht die Idee fehlen würde, wenn er nur aufs Parlieren hinauswollte; wir finden diese Idee darin, daß der Stoff, von dem die Sprache gewonnen wird, unsere Schüler in das Leben dieser Völker einführen soll. Ganz Problem ist aber noch folgendes: eine lebende Sprache soll ihrer Natur nach gesprochen werden; mindestens vom Lehrer, womöglich vom Schüler; wie und wie weit ist das in dem engen Raum eines Massenunterrichtes in wenigen Stunden zu erreichen? Und ein anderes: Es ist einfach eine Folge unserer modernen Verkehrsverhältnisse, daß unser Unterrichtswesen im Lauf des 19. Jahrhunderts stark zentralisiert und uniformiert wurde; man mag das in mancher Hinsicht beklagen, aber es mußte so kommen. Damit haben nun die Prüfungen und Inspektionen und Revisionen auch zugenommen, und diese wieder haben einen gewissen pädagogischen Materialismus erwachsen lassen: bei Revisionen gilt es, „Resultate“ zu zeigen. Für unsern Sprachunterricht, in den alten wie in den neuen Sprachen, hat das eine sehr bedenkliche Folge gehabt; es spielt in ihm das Extemporale, und zwar das auf Grammatikregeln zugeschnittene, mit grammatischen Schwierigkeiten gespickte Uebersetzungs- und Extemporale eine unheilvoll große Rolle; es ist in der Praxis — trotzdem die Behörden, z. B. in den preussischen Lehrplänen von 1901, dagegen ankämpfen — so recht das Ziel des Unterrichts geworden. Mit Unrecht; denn es ist weder ein Prüfstein für den Verstand — es ist wesentlich Aufmerksamkeits- und Gedächtnisfrage — noch für das Können in einer Sprache; ich kenne Sekundaner, die z. B. für Englisch ein sehr feines Sprachgefühl haben und doch unausgefüßt Vieren schreiben; das Schlimmste aber ist, daß bei diesem Betrieb die eigentliche Quelle der Sprachkenntnis: reichliche Lektüre — ganz unverstündig zurückgedrängt wird. Hier werden wir unsern Unterricht sehr besonnen, aber auch sehr entschieden entwickeln müssen, um wieder Raum für wirkliches Können in den Sprachen zu gewinnen.

In einem gewissen Gegensatz zu denen, die unsere Realschule als neusprachliches Gymnasium betrachten, stehen andere, die seine Eigenart darin sehen, daß sie rein mathematisch-naturwissenschaftlich sein solle.

Wie stellen wir uns dazu?

Daß auch auf unserer Realschule die sprachlich-historischen Studien einen Teil der Zeit beanspruchen dürfen, habe ich Ihnen schon ausgeführt; es ist aber damit nicht gesagt, daß ihr Umfang zu den mathematisch-naturwissenschaftlichen für alle Zeiten im gleichen Verhältnis stehen muß. Wir geben ihnen denn auch einen kleineren Raum, als die letzten Jahrhunderte es getan haben: wir rechnen 36 Stunden für Naturwissenschaften gegen 18 auf dem Gymnasium, 47 für Rechnen und Mathematik gegen 34. Wie sehr das praktischen Bedürfnissen dient, ist so selbstverständlich, daß ich es nicht auszuführen brauche; daß wir damit der Entwicklung unserer gesamten Wissenschaft entsprechen, ist schon vorhin gezeigt, als wir die heutige Struktur dieses Baues andeuteten. Nur auf einiges möchte ich hinweisen, das weniger am Wege liegt. Zunächst wie auch hier sich das Naturgesetz zeigt, daß dieselben Funktionen im Organismus durch andere Glieder übernommen werden als in einem andern; so sehen wir, wie bei uns die Mathematik und die Naturwissenschaften in hohem Maße dazu dienen, jene Schulung der logischen Fähigkeiten im Menschen zu ersetzen, die der Gymnasiast an seinen Sprachstudien hat. Begriffe und Urteile scharf erfassen und klar formulieren lernt man hier vorzüglich, und diese Gewöhnung an sachliches Denken bildet ein vortreffliches Gegengewicht gegen die gefährliche Neigung zur Sophistik und Phrase, zu der das einseitige Arbeiten an Worten und mit Worten immerhin leicht führt.

Dann noch einiges über die beiden Fächer einzeln: Was die Naturwissenschaften angeht, so müssen wir auf einen Vorwurf eingehen, der ihnen von philologischer Seite oft gemacht wird: daß der Unterricht in ihnen nur die rezeptiven Kräfte im Schüler ausbilde. Der Schüler sehe und höre, was ihm der Lehrer überliefere, aber er arbeite nicht selbst, wie es die ganze Klasse bei Ergründung einer schwierigen Schrift tue. Der Vorwurf war früher vielleicht nicht ganz unbegründet, wenn auch gespanntes Zusehen und Zuhören auch Tätigkeit ist; in letzter Zeit fängt aber dieser Unterricht an sich ganz neu zu gestalten; zuerst in der oberen Stufe der Chemie, jetzt aber auch von Anfang an in der Physik und Biologie verwandelt man einen guten Teil des Unterrichts in Schülerübungen, in denen die Jungen systematisch dazu geführt werden, selbst zu versuchen und zu finden. Es ist ein weiterer Gewinn dieser arbeitenden Unterrichtsmethoden, daß hierdurch zugleich die Menge des Stoffes zugunsten intensiver Tätigkeit, d. h. das Lernen zugunsten der Erziehung vermindert wird, weil die Schüler in eigener Arbeit nicht

so viel bewältigen, wie ein gewandter Lehrer vordemonstrieren kann. Ein anderer Vorwurf betrifft die Mathematik. Diese sei, so heißt es, nur gewissen auserwählten Geistern zugänglich; ihr Verständnis könne man nicht von jedermann fordern.

Das wäre eigentlich seltsam, denn vor allen Wahrheiten der Welt sind doch keine so allgemein anerkannt, keine so wenig von den Eigenheiten des individuellen Lebens abhängig, wie die mathematischen; wer kann sich ihnen entziehen?

Nach meiner Erfahrung als Lehrer — ich bin nicht Mathematiker — ist es auch so; und der schlechte Ruf der Mathematik hat andere Gründe.

Zunächst hat die einseitige Auslese nach der sprachlich-grammatischen Anlage hin, wie sie unser Gymnasium seiner Natur gemäß vornimmt, in den ersten Jahren eine große Zahl der einseitig für Mathematik begabten so gründlich eliminiert, daß der Rest im Durchschnitt zurückbleibt; und ferner mußte unser mathematischer Unterricht so gut wie der naturwissenschaftliche sich entwickeln, um seinen erweiterten Aufgaben gerecht zu werden. Er ist auf dem besten Wege dazu: Bestrebungen, wie sie heute vor allem Klein in Göttingen vertritt, räumen nicht nur im Stoff mit veraltetem oder für die Schüler zu fernliegendem auf, sondern werden auch die Art der Behandlung natürlicher und so allen zugänglicher gestalten.

Zur Zeit ist unsere Realschule jedenfalls noch keineswegs zu einseitig mathematisch-naturwissenschaftlich; im Gegenteil, ich fürchte, auf ihr kommen auch jetzt noch die Jungen, die nicht für sprachlich-grammatische Arbeit veranlagt sind, zu kurz; vor allem in den unteren Klassen scheitert noch mancher, der in seiner Art sehr wohl der höheren Schulbildung fähig wäre.

Wie kann die Realschule hier jedem das Seine geben?

Zur Beantwortung dieser Frage möchte ich noch einmal auf den Gemeinplatz zurückkommen, daß für Mathematik eine spezielle Begabung nötig sei. Wenn Sie einmal eine größere Zahl Zeugnisse in diesem Fach durchzusehen hätten, würden Sie bald merken, wie oft der Unterschied wiederkehrt: Arithmetik genügend, Geometrie mangelhaft oder umgekehrt. Also innerhalb der Mathematik selbst finden Sie die Verschiedenheit der Anlagen. Und wenn wir nun von dieser Betrachtung aus in allerlei Unterricht die Scheidung der Geister versuchen, so kommen wir zu dem Ergebnis: Die Trennung zwischen Natur- und Geisteswelt, zwischen sprachlich-geschichtlicher und mathematisch-naturwissenschaftlicher Wissenschaft ist nicht geeignet,

die Begabungen der Menschen zu scheiden; sondern es heißt: Neigung zur Abstraktion oder Sinn für Konkretes? Gedankenmenschen oder Anschauungsmenschen? Und dieser Unterschied scheidet nicht nur die Erwachsenen von den Kindern, sondern auch die Erwachsenen und die Kinder unter sich.

Wenn wir das Problem der Begabung und Auslese so fassen, kommen wir zu einer der wichtigsten Aufgaben, die unsere Realschule hat: den nach der Seite der Anschauung veranlagten zu ihrem Recht zu helfen.

Dazu müssen wir dann auch nicht nur die Naturwissenschaften und die Mathematik zu Hilfe rufen, sondern vielmehr das letzte Fach, von dem wir heute noch zu reden haben: Das Zeichnen.

Seine Stundenzahl ist bei uns nicht unbedeutend größer; wir haben 16 gegen 8 Pflichtstunden und 8, oft sehr schlecht besuchte, wahlfreie am Gymnasium, und dazu können wir noch 10 Stunden wahlfreies gebundenes Zeichnen geben.

Aber mit der größeren Stundenzahl allein ist es nicht getan. Wir haben hier vor allem noch zwei Aufgaben. Die eine ist, daß wir in allen Fächern, wo es irgend geht, die Anschauung und ihre Wiedergabe im Formen und Zeichnen und andern Gestalten mehr zur Geltung kommen lassen; wer von Ihnen dem Leben in unserer Volksschule gefolgt ist, weiß, daß dort jetzt gleiches erstrebt wird. Schwieriger ist die zweite Aufgabe: die Prüfungen und Besetzungen, kurz das ganze Fortrücken in der Schule so zu gestalten, daß beide Teile zu ihrem Recht kommen, die Denker und die Gestalter, die Redner und die Zeichner.

Wie uns das gelingen soll, kann erst die Zukunft lehren; muß doch erst die Erkenntnis noch viel weiter durchbringen, daß hier ein gut Teil der Kulturaufgabe unserer Realschule liegt, und nicht nur in der Entscheidung der Frage: Sprachen oder Mathematik, alte oder neue Sprachen? Es gilt hier mitzutreten in dem großen Kampf, in dem die Kunst sich in unserer Zeit neben der allmächtigen Wissenschaft ihr Feld erobern will. Wenn uns etwas stutzig machen kann gegen die einseitig philologisch-historische Schulung unserer höheren Stände, so ist es die fürchterliche Barbarei, die zur Zeit ihrer Blüte auf dem Gebiet der gestaltenden Künste eingerissen ist; wer die gefinnungslose Gelehrsamkeit unserer Fassaden, den unfruchtbaren Prunk unserer Wohnungen, die himmelschreiende Verwüstung unserer Dorf- und Stadtbilder mit Bewußtsein täglich erleidet, der stellt sich unwillkürlich die Frage: wieviel Schuld an

diesem Glend trägt der alte Humanistenwahn, daß von den Dingen reden können heiße die Dinge besitzen?

Was ich Ihnen von unserer Arbeit erzählt habe, ist kein geschlossenes Bild unseres Wesens, es sind nur einzelne Züge daraus; vor allem haben wir nichts von dem praktischen Wert der Realschule gehört. Daß wir dem Tage und seinen Forderungen dienen können, ist eben so selbstverständlich und so allgemein anerkannt, daß es nicht lohnt, davon zu sprechen; daß wir aber Ziele verfolgen über die der Stunde und des Tages hinaus, daß von unserer Zukunft sprechen heißt von Idealen künden, das werden Sie mir nun, hoffe ich, glauben.

An Einwürfen im einzelnen wird es nicht fehlen; auf zwei möchte ich noch mit einem Wort eingehen, weil ich sie mit Sicherheit erwarte. Mancher von Ihnen wird sagen: Vieles von dem, was wir gehört haben, ist noch nicht Wirklichkeit, sondern nur Plan, Hoffnung, Aufgabe; und manches davon wird auch das Gymnasium für sich verwirklichen können.

Es wäre jämmerlich um uns bestellt, wenn dem nicht so wäre; gerade daß wir die Zukunft unserer Schule als Aufgabe auffassen, zeigt uns, daß sie eine Zukunft ist; und daß von dem, was wir als die jüngste unter Deutschlands höheren Schulen leichter neu gestalten mögen, die älteren auch für sich Anregung und Kraft schöpfen können, ist unsere Pflicht und unser Stolz.

Wie das geschehen wird: ob es bleiben wird wie heute, daß, in lebendigem Wettstreit sich gegenseitig fördernd, die drei historisch gewordenen Arten höherer Schulen gleich neben einander stehen, oder ob sie sich doch wieder einmal ganz oder teilweise zu einer Einheit zusammenschließen werden; und weiter, wie uns dabei das große und notwendige Werk gelingen wird: die höhere Schule in engeren, lebendigen Zusammenhang mit der Volksschule zu bringen: das wollen wir der Zukunft anheimstellen, das ist Gottes Sache. Wir Diener an der Jugend in der Realschule aber, die wir Kraft in uns fühlen und Leben, wir wünschen uns nur das eine: Raum, um zu sein, was wir werden wollen und werden müssen.

Die preußischen Städteordnungen und die städtischen Finanzen.

Von

F. Hüpeden,

Geheimer Medizinalrat in Hannover.

Motto: Pro bono publico!

Am 19. November d. J. werden 100 Jahre seit dem Inkrafttreten der epochemachenden Städteordnung des Freiherrn vom Stein verfloßen sein. Seit jener Zeit sind infolge des mächtigen Aufschwungs der ganzen Kulturentwicklung die Städte an Größe und Einwohnerzahl in ungeahnter Weise gewachsen. Demgemäß haben ihre Verwaltungsaufgaben zugenommen. Aber nicht das allein. Neue sehr erhebliche Aufgaben sind hinzugetreten, deren Lösung namentlich in den größeren Städten an die Intelligenz und Arbeitskraft der Kommunalbeamten früher unbekannte Anforderungen stellt. Ich weise auf die meist in die Verwaltung der Städte übergegangenen großartigen Anlagen für Wasserbeschaffung, Elektrizitätswerke, Kanalisationen, Markthallen und Straßenbahnen hin. Eine Untersuchung, wie die Steinsche Städteordnung sich bewährt und welche Wandlungen sie im Laufe der Zeit erfahren hat, wird deshalb des Interesses nicht entbehren. — Stein fand damals das Volk unmündig erhalten unter einem wenig aufgeklärten Regimente, die Städte bezüglich ihrer finanziellen Verhältnisse vollständig abhängig von den Anweisungen königlicher Kommissarien (Steuerräte). Er sah ein, daß es dem absoluten Willen der Fürsten allein nicht gelingen konnte, die schweren Ketten des forstlichen Eroberers zu zerbrechen, daß dazu die opferfreudige und nachhaltige Begeisterung eines freien Volkes nicht entbehrt werden konnte. Dieser Gedanke war es, der die Städteordnung von 1808 ins Leben rief. Damals zuerst wurde mit Nachdruck die für die Städteverwaltung bestimmende Tätigkeit der Vertreter der Bürgerschaft vorangestellt.

interessieren, dem gegenüber zu hören, welche Stellung ein Jahrhundert früher unter Friedrich Wilhelm I. ein-
 In dem Stadtverordneten-Reglement für die Magde-
 Städte vom 15. Juni 1717 heißt es unter 5 und 6:
 Sie entweder von dem Kommissario loci oder Magistrat er-
 werden, sind sie verbunden, jedesmal zur bestimmten Zeit
 inen und sich sonder ehehafte Ursachen davon nicht zu ent-
 uch sich dabei fein ehrbar und modest aufzuführen und was
 kamen der Bürgerschaft vorzubringen, bescheidenlich vorzu-
 Weil auch die Ehrbarkeit und der Respect gegen den
 t als ihre unmittelbare Obrigkeit erfordert, daß, wenn ent-
 er ganze Ausschuß oder nur ein oder ander von denen-
 on dem Kommissario loci oder dem Rath convociret worden
 demselben etwas vorzutragen hat oder dieselben an denen
 wo es hergebracht, mit einem Mantel erscheinen, als ist es
 öniglichen Majestät ernster Befehl, daß in Zukunft dieselben
 die bisher fast durchgehends geschehen, mit einem Stock,
 mit einem Mantel beim Rathhause erscheinen, bei Strafe
 galers so oft jemand dagegen handeln und darüber betroffen
 wird.“

ß rückläufige Strömungen sich später bezüglich der Stein-
 Städteordnung geltend machten, ist bei der nach den Freiheits-
 dominierenden politischen Ebbezeit leicht erklärlich. Die
 Ordnung von 1808 sollte durch jene von 1831 ersetzt werden.
 er wurde erheblich größeres Gewicht auf das Oberaufsichts-
 Regierung gelegt. Es ist von Interesse, daß Stein selbst
 diesen Veränderungen einverstanden erklärte. Zum Ver-
 sse ich die wichtigsten Paragraphen hier folgen: „Die Städte-
 von 1808 sagte § 1: Dem Staate und den von solchem
 neten Behörden bleibt das oberste Aufsichtsrecht über die
 ihre Verfassung und ihr Vermögen, in so weit nicht in der
 rtigen Ordnung auf eine Teilnahme an der Verwaltung
 lich Verzicht geleistet ist, vorbehalten.“ und § 189: „Der
 at besorgt nach dieser Geschäftsorganisation mit Konkurrenz
 gerschaft und unter der Kontrolle der Stadtverordneten die
 Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten und es ist daher in
 elnen Administrationsfällen die Einholung der Genehmigung
 vinzial-Polizeibehörde nicht weiter erforderlich.“
 imgegenüber sagte die Städteordnung von 1831, daß jede
 de Veränderung in dem Bestande des Stadtvermögens, Ge-

meinheitsteilungen, Besteuerung der Einwohner, Verwandlung von Gemeindevermögen in Kammereivermögen, dessen Ertrag bisher an einzelne verteilt ward, von der Genehmigung der Staatsbehörde abhängig sei (§ 177 ff.). Außerdem bestimmte sie, daß der Bürgermeister bezw. Ober-Bürgermeister das Recht erhalte, Beschlüsse des Magistrats, welche für gesetzwidrig oder gemeinschädlich gehalten würden, zu suspendieren (§ 108b). Der König behielt sich das Recht vor, eine nachlässige oder parteifüchtige Versammlung von Stadtverordneten aufzulösen und die Schuldigen auf gewisse Zeit oder auf immer für unfähig zur neuen Wahl zu erklären. — Wie man sieht, ist in diesen Bestimmungen eine genaue Feststellung des Oberaufsichtsrechts enthalten, welche die Städteordnung von 1808 vermiffen läßt.

Dem Widerwillen gegen diese Beschränkungen und vor allem der wachsenden Scheu vor der in den Provinzialständen öfter zur Sprache gekommenen Einmischung von Regierungsbehörden in das Gemeinderecht ist die Abneigung derjenigen Städte des Königreichs zuzuschreiben, welche bereits im Besitze der Ordnung von 1808 waren. Da ihnen die Wahl freigestellt wurde, so gingen sie deshalb einen Tausch mit der neuen Ordnung nicht ein. Bessere wurde zunächst allein in den zum provinzialständischen Verbande der Mark Brandenburg und des Markgrafentums Niederlausitz gehörenden Städten eingeführt, in welchen wegen ihrer Abtrennung von Preußen infolge des Tilsiter Friedens die Städteordnung von 1808 bisher nicht eingeführt war. Sie hat aber später außer vielen zur Provinz Bosen gehörigen Städten auch in den Provinzen Sachsen und Westfalen nach und nach Gesetzeskraft erhalten; dagegen, was die Rheinprovinz betrifft, nur in Weßlar 1839. (Dahlmann Politik, Bd. 1, S. 254 und 255.) Der beiden Städteordnungen trotz der soeben eingeführten Aenderungen des Jahres 1831, zum Grunde liegende Gedanke, daß im Interesse der Städte selbst, sowie indirekt in dem des Staats größere Unabhängigkeit von der Centralgewalt zu gewähren sei, kam auch in den andern deutschen Staaten nach dem Vorgange Preußens zur mehr oder weniger raschen Geltung und fand in entsprechenden Städte- bezw. Gemeindeordnungen seinen Ausdruck; so in Bayern, Württemberg, Baden und Kurhessen. Im Königreich Hannover war dies erst im Jahre 1851 der Fall; doch waren bereits seit 1819 eine Reihe von Verfassungsurkunden und Reglements für die einzelnen Städte erlassen. Schon 1858 wurde die unter Stube 1851 veröffentlichte Städteordnung durch eine neue

Fassung unter von Borries ersetzt, die noch heute in Geltung ist. Stüve selbst hat sich über das frühere, besonders seiner Initiative zugeschriebene Werk später wenig anerkennend geäußert; er bezweifelte, daß damit den Hannoveranern ein gutes Geschenk gemacht sei. (S. C. B. Stüve's Biographie, Bd. II, S. 224 und 225.) Abgesehen von einer größern Anzahl weniger wesentlichen Aenderungen und redaktionellen Verbesserungen sind es besonders zwei Punkte, in denen beide Städteordnungen sich unterscheiden. Zuerst darin, daß nach der neuen Fassung alle Magistratsmitglieder, auch die sogen. bürgerlichen Senatoren, auf Lebenszeit gewählt werden, während letztere früher auf 6 Jahre gewählt wurden (§ 44); dann, daß die Verweigerung der Bestätigung der Magistratsmitglieder durch die königliche Regierung nach der neuen Fassung nicht motiviert zu werden brauchte, während 1851 als Grund der Verweigerung angegeben war: „Der Mangel einer der nach diesem Gesetze erforderlichen Eigenschaften oder der für die Stelle besonderen Befähigung.“

Bei dem geringen Beifall, dessen sich die Städteordnung von 1831 erfreute, entschloß man sich in Preußen zu nochmaligen, in verschiedenen Beziehungen der ursprünglichen Steinschen Fassung sich wieder nähernden Aenderungen. Insbesondere kamen die in § 177 im einzelnen aufgeführten und oben mitgetheilten wichtigen Verwaltungsgegenstände in Wegfall, welche bisher von der Genehmigung der Staatsbehörde abhängig gemacht werden sollten. In diesem Sinne wurde die Städteordnung für die 6 östlichen Provinzen vom 30. Mai 1853, dann die für Westfalen vom 19. März 1856 und schließlich für die Rheinprovinz vom 25. Mai 1856 erlassen. Nach dem Jahre 1866 schlossen sich diesen die Ordnungen für Frankfurt a. M. (1867), für Schleswig-Holstein (1869), für Hessen-Nassau (1897) und die Hohenzollernsche Gemeindeordnung (1900) an. Wenn nun auch in allen diesen Gesetzen der Grundgedanke der Steinschen Reformation im Gegensatz zu den Einrichtungen des 18. Jahrhunderts seinen entschiedenen Ausdruck erhalten hat, so ist doch nicht zu verkennen, daß nicht allein in nebenjächlichen, in lokalen Eigentümlichkeiten begründeten Punkten, sondern auch in andern für die Verwaltung hervorragend wichtigen Einrichtungen verschiedene Auffassungen zur Geltung gekommen sind. Ohne den Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, führe ich nur folgendes an. Während in den 6 östlichen Provinzen und Westfalen der Magistrat in seiner Gesamtheit die Obrigkeit der Stadt repräsentiert, haben in der Rheinprovinz der Bürgermeister

und die Stadtverordneten die Vertretermeister ist ihre Obrigkeit; er ist es, der verwaltet. Diese Einrichtung ist als eine Gesetzgebung zurückgeblieben. Auf Frankfurt kann jedoch auch dort der Magistrat eine kollegialische Verfassung erhalten, die die Bürgerschaft das direkte Stimmrecht während alle andern preussischen Städte des Magistrats aus indirekter Wahl hat und Verwaltungsorganisation der Städte.

Während in andern Städteordnungen der Bürgermeister durch den König für die Stadt ist, wird in Frankfurt a. M. der Bürgermeister ernannt.

Im Jahre 1859 wurde im Reichsrath beschluß gefaßt, dem Staatsministerium die Städteordnung zur Revision unterworfen und zur Förderung der Selbstverwaltung die Frage einer Revision werde, welche in jener Städteordnung der Selbstverwaltung ohne Verletzung der Interessen aufgehoben werden könnten. Darauf an, daß einzelne Bestimmungen der Städteordnung der Selbstverwaltung der Reichsorgane nicht genügenden Revisionsperiode von 1862 hat darauf wurde einer Städteordnung für die Städte. Derselbe ist indessen infolge der bald nicht weiter zur Beratung gekommen. Ein entsprechender Gesetzentwurf vorgelegt die Codification scheiterte an dem Widerstand der Volksvertretung hinsichtlich der Grundrechte für die Stadtverordneten-Verfassung hinsichtlich der Magistratsverwaltung Städteordnung der sechs östlichen Provinzen.

Bis zum heutigen Tage ist eine neue geltende Bestimmungen für die Verfassung zu finden. Zurzeit gelten daselbst verschiedene Städteordnungen:

1. für die sechs östlichen Provinzen (1853),
2. für Neu-Vorpommern und Rügen (1853),
3. für Westfalen (1856),
4. für die Rheinprovinz (1856),
5. für Frankfurt a. M. (1867),
6. für Schleswig-Holstein (1869),
7. für Hessen-Nassau (1897),
8. für Hohenzollern (1900),
9. für Hannover (1858).

Durch spätere Gesetze sind mit der einzigen Ausnahme Hohenzollerns sämtliche Städteordnungen mehr oder weniger modifiziert worden. In Betracht kommen hier das Landesverfassungsgesetz (1883), das Zuständigkeitsgesetz (1883), die Steuergesetzgebungen der 90er Jahre, insbesondere das Einkommensteuergesetz (1890), das Kommunalabgabengesetz (1893), die Landgemeindeordnung (1891), das Kommunalbeamtengesetz (1899) und das Gesetz betreffend die Bildung der Wählerabteilungen bei den Gemeindevahlen (1900). Ledermann bemerkt in seinem Werke über die Städteordnung der sechs östlichen Provinzen, daß, wenn man dieselbe in ihrer geltenden Gestalt betrachtet, kaum noch ein anderes preussisches Gesetz gefunden werden kann, das ein ähnlich geformtes und gestückeltes Aussehen aufweist. Mehr oder weniger teilen mit Ausnahme Hohenzollerns denselben Uebelstand die übrigen Städteordnungen Preußens.

In der Provinz Hannover hat, abgesehen von den oben genannten, die Städteordnungen auch der andern Provinzen verändernden Separatgesetzen, eine Revision seit 1858 nicht stattgefunden, obgleich der Inhalt dieser Städteordnung in einer Anzahl wesentlichster Punkte von den gültigen Bestimmungen der alten Provinzen und auch der später hinzugekommenen Landesteile abweicht. An äußerer Veranlassung hat es nicht gefehlt. — Schon vor dem Inkrafttreten im Jahre 1858 wurde von den Bürgervorstehern mehrerer Städte des frühern Königreichs gegen die neue Fassung Protest erhoben. Daß dieser unter dem Ministerium von Borries und seinen Nachfolgern keinen Erfolg hatte, ist begreiflich. Nach der Annexion bis zum Anfange der 90er Jahre kam es zu keinen allgemeinen Kundgebungen, wiewohl es nicht an Stimmen fehlte, welche ihrer Unzufriedenheit Worte liehen. Ohne Zweifel darf dafür der Verlauf der politischen Ereignisse und seine umwälzende Bedeutung für die Gestaltung Deutschlands als ausreichender Grund angesehen werden. Erst im Jahre 1893, nach

dem die Unzufriedenheit bereits jahrelang bestanden hatte, ohne sich für weitere Kreise nach außen geltend zu machen, beginnt eine methodische Agitation durch den damals gegründeten Provinzialverband der hannoverschen Bürgervereine. Dieser hat sich in wiederholten Eingaben an das Herrenhaus und das Haus der Abgeordneten gewandt, um Aenderungen zu erreichen. Dabei ist zu beachten, daß diese Agitation niemals ernstlich dahin gerichtet ist, die Städteordnung der altpreussischen Provinzen vom Jahre 1853 für die unsrige einzutauschen, wenn auch vereinzelt ein dahingehender Vorschlag gemacht wurde. Als Grund hierfür ist namentlich das für die Stadtverordnetenwahlen in Preußen eingeführte Dreiklassen-Wahlssystem verantwortlich zu machen. Die Wünsche der Bürgervereine schließen sich im übrigen eng an die bereits in Preußen eingeführten Bestimmungen an. Sie sind in einer demnächst an den Landtag zu richtenden Eingabe folgendermaßen formuliert:

1. Es möge der Kreis der Bürger wesentlich erweitert werden unter Beseitigung des Freibürgertums der Beamten und unter Wahrung des gleichen und geheimen Wahlrechts und des Spielraums für die ortstatutarische Regelung. Hierzu ist zu bemerken, daß in früheren Eingaben das Aufgeben jedes Bürgerrechtsgeminn-geldes beantragt ward, wodurch das sogenannte Freibürgertum der Beamten selbstverständlich fortfiel.

2. Es möge die Höchstzahl der Bürgervorsteher nach der Einwohnerzahl bestimmt werden.

3. Es möge der Grundsatz der Oeffentlichkeit für die Versammlungen der Bürgervorsteher und der vereinigten Kollegien einen bestimmteren Ausdruck finden.

4. Es möge die Amtsdauer der juristischen Magistratsmitglieder auf 12, die der bürgerlichen auf 6 Jahre festgesetzt und die Wahl der Magistratsmitglieder den Bürgervorstehern allein übertragen werden.

Neben den Eingaben hat die hannoversche Städteordnung in einer Anzahl von Flugschriften zum Teil gründliche Beleuchtung resp. Vergleichung mit den anderen Städteordnungen der preussischen Monarchie erfahren.

Auch die Bürgervorsteher-Kollegien der hannoverschen Städte haben sich wiederholt mit dieser Angelegenheit beschäftigt; zuerst im Jahre 1893. In jüngster Zeit beabsichtigen dieselben im Verein mit dem Provinzialverbande der Bürgervereine eine Eingabe an die gesetzgebenden Körperschaften zu richten, in der Erweiterung des

Wahlrechts, d. h. des Kreises der wahlberechtigten Bürger auf dem Wege eines unter Mitwirkung des Magistrats zu erlassenden Ortsstatuts, dann Beseitigung des Bürgereides und des Freibürgertums der Beamten und schließlich die Wahl der Magistratsmitglieder auf Zeit nach Vorgang der Preussischen Städteordnungen allein durch die Bürgervorsteher beantragt wird. Sicherem Vernehmen nach beabsichtigt der Provinzialverband nicht, dieser Eingabe sich anzuschließen, sondern zieht es vor, selbständig vorzugehen. — Wie man sieht, fehlt in den Anträgen der Bürgervorsteher der Wunsch größerer Öffentlichkeit bei den Verhandlungen der städtischen Kollegien, der Vergrößerung der Zahl der Bürgervorsteher, sowie der Aenderung des Wahlmodus (gleiches und geheimes Wahlrecht), während die anderen Punkte, wenn auch nicht dem Wortlaut, so doch dem Sinne nach übereinstimmen.

Für die Gewinnung des Bürgerrechts ist eine durch das Ortsstatut näher zu bestimmende Gebühr in die Stadtkasse zu entrichten (§ 28 der hannoverschen Städteordnung). Für die Stadt Hannover beträgt dieselbe etwa 180 M. (mit Einschluß der Ehefrau). Die Höhe dieser Summe genügt, um die Zahl der wahlberechtigten Bürger ganz erheblich herabzusetzen; sie beträgt kaum den 6. Teil derjenigen Personen, welchen nach den Bestimmungen der übrigen preussischen Städteordnungen das Bürger- und damit das Wahlrecht zustehen würde. Sie würde noch geringer sein, wenn nicht für besondere Kategorien der Einwohner (Hausbesitzer, Ausübende einer Kunst oder Wissenschaft oder eines bürgerlichen Gewerbes) der Zwang bestände, das Bürgerrecht zu gewinnen (§ 22 a. a. D.). Von großem Einfluß ist in dieser Beziehung auch die Gleichgültigkeit im allgemeinen, besonders auch in den Kreisen der sogenannten Gebildeten. Das Gefühl der solidarischen Verpflichtung, für das Wohl des Ganzen einzutreten, fehlt, und man vermeidet deshalb, ein Recht zu erwerben, das bezahlt werden muß und vielleicht den Inhaber in die Lage versetzt, unbefoldete Ehrenämter übernehmen zu müssen. Auch von den Staatsbeamten (Königlichen Dienern) wird von der Erlaubnis, ohne Bürgerrechtsgewinnung sich das Bürgerrecht übertragen zu lassen, im allgemeinen wenig Gebrauch gemacht; ausgenommen sind solche Zeiten, in denen oben auf die Abgabe ihrer Stimmen besonders Gewicht gelegt wird. Die Beseitigung des Freibürgertums stimmt mit dem Prinzipie möglicher Freiheit der Selbstverwaltung, der Grundlage der Stein'schen Städteordnung, überein und würde nach Lage der Sache bei neuer Kodifizierung

vielleicht seitens der Regierung keinen Widerspruch erfahren. So sehr man wünschen muß, daß ein taktvoll angewandtes Aufsichtsrecht der Regierung gewahrt werde, so ist der indirekte Einfluß derselben auf die Wahlen der städtischen Vertretung durch die Beamten zu beklagen.

Auf den Fortfall des Bürgereides, durch welchen Gehorsam dem Magistrate gelobt wird, würde wohl von keiner Seite Gewicht gelegt werden.

Die von den Bürgervorstehern in Gemeinschaft mit den Bürgervereinen erstrebte Wahl der Magistratsmitglieder auf Zeit und durch die Bürgervorsteher allein hat sich in den alten Provinzen eingebürgert und bewährt. Daß sie bei den im Besitze lebenslänglicher Anstellungen sich sicher fühlenden Magistratsmitgliedern keinen Beifall hat, darf man wohl in der Hauptsache auf persönliche Motive zurückführen, wenngleich nicht geleugnet werden soll, daß größere Freiheit von der wechselnden Gunst der Menge und größere politische Selbständigkeit Vorteile sind, welche für die Einrichtung der Lebenslänglichkeit nicht ohne Grund ins Feld geführt werden. Immerhin dürften die Vorteile der Einrichtungen in den alten Provinzen überwiegen; sie stimmen mit dem Geiste des Steinischen Werkes am besten überein.

Nach den jüngsten Erfahrungen im Landtage ist die Aussicht auf Erfolg der Bestrebungen, welche auf Einführung des gleichen und geheimen Wahlrechts bei den Wahlen der städtischen Vertretung gerichtet sind, zur Zeit wohl gering. Es ist hier nicht der Ort, dieser Frage in so eingehender und gründlicher Weise näher zu treten, wie sie es verdient. Die Erfahrung lehrt, daß die zeitige Zusammensetzung der Bürgerschaft die Teilnahme der Arbeiterparteien an der Verwaltung der Stadt Hannover ausschließt — ohne Zweifel in Folge des hohen Bürgerrechtsgewinneldes, während in jenen Provinzen, wo nach dem Dreiklassenwahlsystem gewählt wird, beispielsweise in Berlin und Kiel, Sozialdemokraten in die städtische Verwaltung Eingang gefunden haben. Bei Fortfall des Bürgerrechtsgewinneldes und Einführung des geheimen Wahlrechts würde man mit einer durch größere Bildung gerechtfertigten Modifikation der Stimmberechtigung (Pluralsystem) eine größere Berücksichtigung des Arbeiterstandes und der hannoverschen Einrichtung gegenüber immerhin einen Fortschritt im freiheitlichen Sinne erreichen. Neben dem Pluralsystem könnte noch das Hinaufschieben der Altersgrenze der Wähler, auch die Berücksichtigung der Zeitdauer ihrer Anfähig-

keit im Interesse der Fernhaltung fluktuierender Elemente in Frage kommen. Ich unterlasse es, auf diese wesentlich durch Klasseninteressen beeinflussten Kontroversen näher einzugehen und beschränke mich auf die Bemerkung, daß es einer weisen und vorsichtigen Politik entspricht, bei allen wichtigen Veränderungen möglichst schrittweise vorzugehen. Sprünge ins Dunkle sind häufig dadurch entstanden, daß berechnete Forderungen der Zeit zu lange unberücksichtigt geblieben sind. Ich kann es nicht für eine weise Politik halten, daß eine Volksklasse, die neben großer numerischer Stärke von größter Bedeutung für die Entwicklung unseres Nationalreichtums ist, grundsätzlich von der staatlichen und kommunalen Verwaltung ausgeschlossen wird. Dabei ist zu bedenken, daß dem Arbeiterstande durch unsere Volksschulen und durch die Tagespresse ein nicht kleiner Teil von Bildung zugänglich gemacht wird, daß er der allgemeinen Dienstpflicht unterworfen ist und daß er einen großen Teil der indirekten Steuern trägt. Zur Hebung patriotischer Gefinnungen kann ein solches Verhältnis nicht führen; ebenso ist es nicht zu bezweifeln, daß es die ganze Stellungnahme der Sozialdemokratie in bedauerlicher Weise beeinflusst und viele in ihre Arme treibt, die ihr sonst gleichgültig gegenüber stehen würden. Die völlig verschiedene Stellung der sozialdemokratischen Partei in der Schweiz, wo sie das gleiche Wahlrecht, wie die übrigen Einwohner ausübt, läßt erkennen, wie damit auch ihre Stellung zur Regierung eine ganz andere ist. Ich zitiere hier einen Satz aus einem Aufsatz über Verfassung und Verwaltung der Stadt Zürich von C. Escher und Max Huber: „Die sozialdemokratische Partei tritt in Zürich und der Schweiz überhaupt nicht in der schroffen, regierungsfeindlichen Weise auf, wie dies vielfach in anderen Staaten, z. B. im Deutschen Reiche, der Fall ist. Sie arbeitet neben den bürgerlichen Parteien an der Fortentwicklung des Gemeinwesens mit, wobei freilich unentschieden bleiben soll, ob sie nicht lieber rascher vorgehen und den Staat auf eine neue Grundlage stellen würde.“ Wegen dieser letzten Eventualität scheint man sich in der Schweiz noch keine Sorge zu machen.

Der sozialdemokratischen Bestrebungen feindlich gesinnte Geheimrat Dr. Löning äußerte sich in den Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik des vorigen Jahres in dieser Beziehung folgendermaßen: „Meines Erachtens gibt es kein besseres Mittel, um den Gefahren der sozialdemokratischen Agitation entgegen zu wirken, als die Gewöhnung der Sozialdemokraten, gemeinsam mit der von ihr

verachteten „Bourgeoisie“ zum Wohl der Gesamtheit und insbesondere zum Wohl der arbeitenden Klassen zu arbeiten. Sie davon fern zu halten, ist ebenso ungerecht wie kurzichtig.“

Nach der hannoverschen Städteordnung sollte die Zahl der Bürgervorsteher nicht über 24 betragen. Jedoch ist nach kürzlich erfolgter Eingemeindung mehrerer Vororte mit einer Einwohnerzahl von etwa 20 000 Seelen durch Gesetz die Zahl auf 36 erhöht. Nach der altpreussischen Städteordnung würde die Zahl mehr als das Doppelte betragen. Mit einer größeren Zahl von Vertretern wird das Interesse an städtischen Angelegenheiten in weitere Kreise getragen. Die Beeinflussung der Bürgervorsteher durch den Magistrat wird dadurch erschwert; oft auch die Abwicklung der Geschäfte. Hätte man es mit idealen Verhältnissen zu tun, so wäre eine Vergrößerung der Anzahl der Bürgervorsteher vielleicht überflüssig; leider ist das nicht der Fall. — Daß die Bürgervorsteher sich für die Vermehrung ihrer Zahl nicht erwärmen, ist unschwer zu erklären. Nicht einmal die Arbeit wird durch die größere Anzahl stets vermindert; der einzelne läuft aber Gefahr, von seinem Einfluß einzubüßen.

Bezüglich des Ausschlusses der Öffentlichkeit bei den Verhandlungen der städtischen Kollegien habe ich folgende Bemerkung in meiner 1904 erschienenen Broschüre „Die Finanzen der Stadt Hannover im Lichte der Statistik“ gemacht, welche hier ihren passenden Platz finden möge: „Die Aufrechterhaltung des Geheimnisses vertraulicher Verhandlungen wird mit der Zahl der Teilnehmer schwieriger. Das allein wird dazu beitragen, bei einer größeren Anzahl von Bürgervorstehern die vertraulichen Verhandlungen zu beschränken. Ohne Zweifel müssen manche Angelegenheiten vertraulich behandelt werden. Aber man kann diese Art der Verhandlung auch mißbräuchlich anwenden. Was soll man beispielsweise dazu sagen, daß von den zahlreichen Gehaltserhöhungen des letzten Jahres bis zum Erscheinen der Haushaltspläne nichts in die Öffentlichkeit gedrungen ist? Meiner Ansicht nach hat der Steuerzahler ein Recht, zu erfahren, wie und an wen die Gelder der Stadt zu Gehälterzahlungen verwandt werden. Bei dem System der Vertraulichkeit ist man nicht in der Lage, beurteilen zu können, ob die Ausgaben angemessen sind oder nicht, weil man die Gehalte der einzelnen Beamten nicht erfährt. — Es ist nicht zu bezweifeln, daß eine zu große Beschränkung der Öffentlichkeit in den Verhandlungen der städtischen Behörden auch zur Beförderung

mißbräuchlicher Verwendung der gemachten Erfahrungen (gefaßten Beschlüsse) im Privatinteresse einzelner Mitglieder dienen kann.“ Ich glaube nicht, daß der die Oeffentlichkeit der Verhandlungen bestimmende Paragraph der hannoverschen Städteordnung unklar gefaßt ist. Daß indessen von dem Ausschluß der Oeffentlichkeit mehr Gebrauch gemacht wird, als nötig und nützlich wäre, ist nicht zu bezweifeln. Soll es doch in einer kleinern Stadt der Provinz vorgekommen sein, daß während eines ganzen Jahres die Vertraulichkeit der Verhandlungen fortgedauert hat. Die nächste Zukunft wird lehren, ob die Klagen der hannoverschen Bürgervereine, denen sich jetzt die Bürgervorsteher wenigstens zum Teil angeschlossen haben, nunmehr Erfolg haben werden. Die Provinz wird sich mit der früher den Delegierten der Bürgervereine im Ministerium gewordenen Vertröstung auf eine demnächstige allgemeine, neu zu redigierende Städteordnung nicht beruhigen. Diese gewiß höchst begründete Absicht hat nicht verhindert, daß in Hessen-Rassau, in Sigmaringen und Hechingen in den Jahren 1897 und 1900 neue Städteordnungen erlassen wurden, also zu einer Zeit, als bereits die Buntscheckigkeit infolge abändernder Gesetzgebung die Fertigstellung einer neuen allgemeinen Städteordnung erwägen ließ.

— Die Hannoveraner können mit Recht darauf hinweisen, daß fast alle ihre Wünsche — eine Ausnahme bildet das gleiche und geheime Wahlrecht — seit bereits über 50 Jahren in Preussischen Städteordnungen ihre Verwirklichung gefunden und, wie man annehmen darf, sich bewährt haben. Daß es sich hier um sehr wesentliche Aenderungen handelt, darüber kann wohl nach dem Mitgetheilten kein Zweifel bestehen. Ein Gefühl von Erbitterung in der Bevölkerung ist zu begreifen, nachdem seit mehr als 40 Jahren Einrichtungen ihr vorenthalten werden, deren andere preussische Provinzen sich erfreuen. Die Frage liegt nahe: Wie kommt es, daß alle Bemühungen, Aenderungen zu erreichen, bis jetzt vergebliche gewesen sind? Der Grund ist wohl in politischen Erwägungen und den besondern Verhältnissen Hannovers zu suchen. Die Furcht, regierungsfeindlichen Parteien, der welfischen und der sozialdemokratischen, durch Aenderungen der Städteordnung größern Einfluß zu verschaffen, wird den Hemmschuß angelegt haben. Man wird in dieser Annahme kaum irren. Es fragt sich nur, ob der Schaden, welchen gerechte Unzufriedenheit mit der Politik des Hinausschiebens anrichtet, nicht größer ist, als die Teilnahme einiger Elemente an der städtischen Verwaltung, deren politische Grundsätze mit denen der Regierung nicht übereinstimmen.

Schon der eine Umstand, daß die zur Zeit gültigen Städteordnungen zum großen Teil durch eine spätere Gesetzgebung erheblich modifiziert sind, würde allein mit Rücksicht auf bequemere praktische Benutzung genügen, eine neue Codification zu rechtfertigen. Es gibt indessen noch andere Gründe und diese sind in dem großartigen Wachstum der Städte und in den Fortschritten der Kultur zu finden. Seit dem Erlaß der nach den Grundsätzen Steins entworfenen Städteordnungen hat sich die Verwaltungstätigkeit der größeren Städte, entsprechend ihrer Einwohnerzahl und auch dadurch vergrößert und verändert, daß ihr Bereich durch Uebernahme bedeutender Unternehmungen verschiedener Art auf eigene Rechnung und in eigene Regie außerordentlich erweitert ist. Ich nenne hier Wasserwerke und Kanalisation, Elektrizitätswerke, Straßenbahnen. Durch diese und andere Anlagen, von denen gleich die Rede sein wird, ist eine große Schuldenlast unvermeidlich geworden, da die Gegenwart allein den finanziellen Anforderungen unmöglich genügen konnte. Einige dieser Anlagen, ich nenne hier insbesondere Elektrizitäts-, Gas- und Wasserwerke, sind indessen häufig lukrative Geschäfte und können als bedenkliche Belastung der städtischen Finanzen nicht betrachtet werden, wenn wie es geschehen muß, für regelmäßige Verzinsung und Tilgung der nötig gewordenen Anleihen gesorgt wird. Sie sind vielmehr als Quellen nicht unbedeutender Einnahmen, als ausgiebige indirekte Steuern anzusehen. Leider veranlassen sie im allgemeinen nur den geringern Teil der Schuldenlast. Der größere Teil wird durch Kanalisationen, Klär- und Rieselanlagen, Krankenhäuser, Schul- und Museumsbauten und Luxusanlagen verursacht. — In einer Zusammenstellung, welche ich über die Schulverhältnisse von 28 preussischen Städten für das Jahr 1900 bezw. 1900/01 gemacht habe, belief sich die Schuldenlast auf über eine Milliarde Mk. (1 148 202 225). Es waren die Städte Aachen, Barmen, Berlin, Bochum, Breslau, Cassel, Charlottenburg, Köln, Grefeld, Danzig, Dortmund, Düsseldorf, Duisburg, Eberfeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Görlitz, Halle a. S., Hannover, Kiel, Königsberg i. P., Liegnitz, Magdeburg, Posen, Potsdam, Spandau, Stettin und Wiesbaden. Die Kopfquote der Schulden dieser Städte schwankt zwischen 72 Mk. (Potsdam) und 370 Mk. (Frankfurt a. M.). Der Durchschnitt der Kopfquote betrug $179\frac{4}{7}$; die höchste Kopfquote nächst Frankfurt hatten Eberfeld mit 300 Mk. und Hannover mit 292 Mk. Diese Zahlen gewinnen erst ihre volle Bedeutung, wenn man bedenkt, wie klein die Zahl

der Einwohner einer Stadt ist, welche überhaupt in der Lage sind, einer größeren Schuldenlast gerecht zu werden. — Der Herr Finanzminister teilte im März d. J. im Herrenhause mit, daß die Verschuldung der Kommunen in den letzten 9 Jahren um fast zwei Milliarden zugenommen habe.

In der Stadt Hannover stieg die Schuldenlast in den Jahren 1875 bis 1904 von 4 843 581 Mk. auf 66 034 446 Mk. Für Tilgung und Verzinsung der Schulden mußten im Jahre 1902/03 4 123 814 Mk. aufgebracht werden. Daß unter diesen Umständen weise Sparsamkeit in allen Zweigen der Verwaltung herrschen sollte, liegt auf der Hand. Leider sehen wir oft das Gegenteil. — Von den seit 1875 bis 1904 gemachten 61 Millionen Schulden ist der größere Teil mit 36 446 311 Mk. auf oben erwähnte größere Anlagen (Wasserwerke, Kanalisation, Elektrizitätswerke, Markthalle, Friedhofsanlage, Krankenhaus) verausgabt. Immerhin bleibt eine Summe von 24 744 554 Mk. übrig, die unverhältnismäßig groß erscheint. Freilich darf man nicht vergessen, daß in dieser Summe Ausgaben Platz finden, die, wenn auch nicht im gewöhnlichen Sinne produktiv, doch wichtigen und notwendigen Kulturaufgaben gerecht werden, z. B. Schulen und Museumsgebäude. Immerhin würde diese Summe auch dann zu erheblichen Bedenken Veranlassung geben, wenn es an Beweisen fehlte, daß hier ein weises Maß der Sparsamkeit nicht eingehalten wird. Wenige Beispiele mögen genügen. Für Luzusanlagen der Stadtgärtnerei werden ganz erhebliche Aufwendungen gemacht mit dem Erfolge, daß wenige Privatleute in ihren Gärten mit den Leistungen der Stadtgärtnerei wetteifern können. Für das Jahr 1907/08 waren ihre Ausgaben mit 170 434 Mk. veranschlagt. Der Stadtgärtner (Gartendirektor) bezieht ein Gehalt von ansteigend 6000 bis 8000 Mk. Ein Rathaus, das nach dem Bauprogramm von 1895 mit innerer Einrichtung auf $4\frac{1}{2}$ Millionen veranschlagt war, wird nach seiner bevorstehenden Vollendung fast 10 Millionen Mk. (9 950 000 Mk.) kosten.

Die Gehälter der juristischen Magistratsmitglieder sind unverhältnismäßig groß und übertreffen beispielsweise jene in den rheinischen Städten, insbesondere auch Kölns.

Der Herr Finanzminister hat in den Verhandlungen des Landtages wiederholt über die zunehmende Schuldenlast der Städte gesagt. Diese nicht zu bestreitende Tatsache wird zum größten Teil durch notwendige Kulturaufgaben veranlaßt, deren Lösung den Stadtverwaltungen zur Ehre gereicht. Insofern es sich indessen

um Luxusausgaben handelt, wird man dem Herrn Finanzminister beipflichten müssen, wenn er sagt, daß diese nicht auf Kredit genommen, sondern von den laufenden Einnahmen bestritten werden müßten. Hier sollte eine vorsorgliche städtische Verwaltung nicht anders, wie der Privatmann nach den Grundsätzen solider Haushaltung handeln. Man wird sich nicht verhehlen dürfen, daß es sich mit Rücksicht auf die Bedeutung der Städte für das Gesamtwohl des Staates nicht lediglich um lokale Gefahren handelt.

Die Leiter der inneren Verwaltung haben daher allen Grund, Uebelständen, wo sie sich bemerkbar machen, entgegen zu treten. Wenn dies bislang mit genügendem Erfolge nicht der Fall gewesen ist, so wird man sich die Frage vorlegen müssen: Aus welchem Grunde? Sind es etwa die Bestimmungen der Städteordnungen, deren Mangelhaftigkeit ungesunde Finanzzustände verschulden können?

Dem Aufsichtsrechte des Staats über die Gemeindeverwaltungen in den alten Provinzen wird nach Ledermann (Städteordnung S. 468) durch kein gegenwärtiges Gesetz eine zutreffende und erschöpfende Begriffsbestimmung gegeben. In der Praxis werden die Bestimmungen der Städteordnung von 1831 verwendet, welche besagten, daß die Aufsichtsbehörden berechtigt wie verpflichtet wären,

a) sich Ueberzeugung zu verschaffen, ob in jeder Stadt die Verwaltung nach den Gesetzen überhaupt und nach gegenwärtiger Ordnung insbesondere eingerichtet sei;

b) dafür zu sorgen, daß die Verwaltung fortwährend in dem vorgeschriebenen Gange bleibe und angezeigte Störungen beseitigt werden;

c) die Beschwerden einzelner über die Verletzung der ihnen als Mitglieder der Gemeinde zustehenden Rechte zu untersuchen und zu entscheiden. Außerdem bedarf es nach der Bestimmung der Städteordnungen für die alten Provinzen (Ledermann S. 172) der Genehmigung

1. zur Veräußerung von Grundstücken und solchen Gerechtigkeiten, welche jenen gesetzlich gleich gesetzt sind;

2. zur Veräußerung oder wesentlichen Veränderung von Sachen, welche einen besondern wissenschaftlichen, historischen oder Kunstwert haben, namentlich von Archiven;

3. zu Anleihen, durch welche die Gemeinde mit einem Schuldenbestand belastet oder der bereits vorhandene vergrößert wird; und

4. zu Veränderungen im Genuß von Gemeindenußungen.

Die hannoversche Städteordnung gibt in § 119 genaue Bestimmung über das Bereich der Obergewalt zugleich mit der Angabe der vorgängigen Genehmigung unterworfenen finanziellen Maßnahmen. Er lautet: Die Obergewalt darf sich nicht weiter erstrecken, als dahin, daß das Vermögen erhalten, bei Anordnung und Umlegung der Gemeindeabgaben angemessene Grundsätze befolgt und begründete Beschwerden über die Gemeindeverwaltung beseitigt werden. Die vorgängige Genehmigung ist erforderlich.

1. bei freiwilligen Veräußerungen von Gerechtigkeiten und Grundstücken;

2. bei Aufnahmen von Geldanleihen, wodurch der Schuldenbestand vergrößert wird;

3. bei Einführung neuer oder der Veränderung bestehender Gemeindeabgaben.

Ohne Frage können auch solche Bestimmungen der Städteordnungen für die Behandlung der Finanzen von Bedeutung sein, welche nicht direkt auf dieselben sich beziehen. Die Wahl der Magistratspersonen auf Zeit z. B., wird der Lebenslänglichkeit gegenüber Gelegenheit bieten, Unregelmäßigkeiten in dem Rammereibetriebe früher zu entdecken.

Wenn man die oben mitgeteilten Bestimmungen überblickt, wird man den Eindruck haben, daß sie nach Sinn und Wortlaut genügen müßten, gegen Ueberschuldung der Städte ausreichenden Schutz zu gewähren. Wenn trotzdem die Tatsache der Ueberschuldung als richtig anerkannt werden muß, so wird neben dem Vorgehen der Stadtverwaltungen die Handhabung des Aufsichtsrechts verantwortlich gemacht werden können. Fände in der Stadt Hannover allein Ueberschuldung statt, so würde man sich vielleicht veranlaßt sehen, in besonderen, von den alten Provinzen abweichenden Einrichtungen die Veranlassung zu suchen. Dehnt man seine Betrachtungen indessen über einen weitem Kreis von Städten und einen längern Zeitraum aus, so kommt man zu dem Ergebnis, daß die Veranlassung anderweitig zu suchen ist. Ich lasse zum Beweise hier ein Zitat aus meiner Broschüre: *Wohin steuern wir?* folgen: „Ich würde übrigens den Einfluß der hannoverschen Städteordnung höher eingeschätzt haben, wenn mir nicht die der jetzigen Zeit der übertriebenen Luxusausgaben vorhergehende Periode kleinlicher Sparsamkeit in Erinnerung wäre, als durch den dominierenden Einfluß der Behreschen Partei manchen oft notwendigen und zeitgemäßen Neuanlagen unter der Parole der Sparsamkeit Hindernisse in den

Weg gelegt wurden. Man hat auch bei uns damals wie jetzt die Erfahrung bestätigt gefunden, daß Zeitströmungen und Eigenschaften leitender Persönlichkeiten oft mehr Einfluß auf den Lauf der Dinge ausüben, als Gesetze und Verordnungen.“

In der Stadt Hannover ist auf Kosten einer soliden Finanzverwaltung die Neigung zu Glanz und Repräsentation an leitender Stelle zur Zeitströmung hinzugekommen, welche unter dem Einflusse des mächtigen Aufschwungs des kommerziellen und industriellen Lebens mit Hilfe des Milliardensegens sich entwickelte. Zum Teil dürften ähnliche Betrachtungen auch in anderen Städten Anwendung finden. Verschiedene Umstände mögen in einzelnen Fällen zusammengewirkt haben, das Aufsichtsrecht weniger wirksam hervortreten zu lassen. Die Vertreter der Stadtverwaltungen freilich sind, wie es scheint, ziemlich einig in der Behauptung, der Staat mache vom Aufsichtsrecht zu häufigen Gebrauch.

Dem gegenüber äußerte sich der Oberbürgermeister Lenze aus Magdeburg auf dem Kongreß des Vereins für Sozialpolitik des vorigen Jahres folgendermaßen: Was die Staatsaufsicht betrifft, so stehe ich auf dem Standpunkt, daß, soweit die Finanzen der Stadt in Frage kommen, die staatliche Aufsicht nicht entbehrt werden kann. Ich habe gefunden, daß in manchen Städten das Bestreben herrscht, alles auf Schuldenkonto zu nehmen, jede größere Ausgabe sofort auf Anleihe abzumwälzen, damit momentan ein geringerer Betrag zu leisten ist und das übrige der Zukunft überlassen wird. Da ist es absolut notwendig und wohlthätig, daß der Staat als Regulator wirkt und Normativbestimmungen erläßt, in denen er vorschreibt, daß Ausgaben, die regelmäßig wiederkehren, von denen man bestimmt annehmen kann, daß die Gemeinde sie immer wieder von neuem leisten muß, sowie Ausgaben, die zum Ersatz von Veraltetem erforderlich sind, aus den laufenden Mitteln genommen werden müssen.“

Geheimrat und Professor Büchner aus Leipzig äußerte ebenda: „Nur auf einem Gebiete möchte ich die Selbstverwaltung in den engsten Grenzen gehalten wissen. Es ist das Gebiet der Vermögensverwaltung. — — — Hier, glaube ich, hat der Staat sehr häufig sein Aufsichtsrecht zu milde gehandhabt; ja oft hat er da, wo er hätte eingreifen sollen, nicht eingegriffen.“

Zunächst muß man sich daran erinnern, daß wiederholt über Einmischungen der Regierungsbehörden in das Vorgehen der städtischen Verwaltungen geklagt worden ist und auch seitens der

Zentralinstanz anerkannt wurde, daß in der Städteordnung der alten Provinzen Bedingungen enthalten seien, welche dem Prinzip der Selbstverwaltung nicht genügenden Raum gewährten. Der Wunsch, Konflikte zu vermeiden, konnte bei dieser Stellungnahme der höchsten Behörden nur verstärkt werden. Allgemeine politische Gründe mögen hinzukommen, welche die Harmonie der Staatsregierung mit den Kommunalvorständen erwünscht erschienen ließen. Es mußte der Staatsregierung daran liegen, in den städtischen Verwaltungen eine zuverlässige Stütze den regierungsfeindlichen Parteien gegenüber fest zu halten. Deshalb konnte es erwünscht sein, Konflikte möglichst zu vermeiden. Dazu kommt die Schwierigkeit, über die finanziellen Verhältnisse im einzelnen sich Klarheit zu verschaffen. Denn wenn auch im allgemeinen durch den jährlich aufgestellten Etat und die Schlussrechnung der Regierung Kenntnis von den Verhältnissen gegeben wird, so ist damit die Kontrolle im einzelnen nicht ermöglicht, und in vielen Fällen wird es erst hierdurch erweislich, daß Unzulänglichkeiten vorgekommen sind. Welche Garantie ist dafür gegeben, daß die für bestimmte, als notwendig erkannte Zwecke bewilligten Anleihen nicht auch für andere Ausgaben verwendet werden? Dies im einzelnen nachzuweisen, würde eine Genauigkeit der Kontrolle voraussetzen, zu der die Regierungen schwerlich Neigung und in vielen Fällen auch nicht einmal die disponiblen sachverständigen Kräfte bereit haben würden. Wenn aus laufenden Einnahmen für Luxus große Ausgaben gemacht sind, wird für unentbehrliche Erfordernisse manchmal das Geld fehlen. Unter solchen Umständen wird die Regierung in die Lage kommen, Anleihen genehmigen zu müssen, die vermeidbar gewesen wären. Nach der hannoverschen Städteordnung hat die Regierung zwar das Recht, Einsicht in die vollständige Rechnung zu verlangen (§ 124). Im allgemeinen wird die Neigung dazu aus angegebenen Gründen nicht groß sein. Man wird sich also, besondere Ausnahmefälle abgerechnet, auf die durch die Kommunalbehörden selbst ausgeübte Ueberwachung verlassen.

Sehr wichtig ist in dieser Beziehung das System, nach welchem die Rechnungsführung angelegt ist. Bestimmte Vorschriften nach dieser Richtung sind für die Städteordnungen nicht gegeben. Dagegen fehlt es nicht an solchen bezüglich der Revisionen. In großen Städten, z. B. in Hannover, ist für dieselben ein besonderes Bureau eingerichtet. Von welcher Bedeutung es hier sein muß, geht daraus hervor, daß der Voranschlag für 1905/06 seine Ausgaben auf

55 226 M. berechnet. In kleineren Städten pflegt eine solche Einrichtung zu fehlen; man rechnet darauf, daß der Bürgermeister oder sonstige städtische Oberbeamte diese Funktion übernehmen. In der Praxis wird dem aber meistens der Mangel an Zeit und auch an fachmännischer Vorbildung entgegen stehen und daher häufig den Revisionen der Vorwurf der Oberflächlichkeit gemacht werden können. Aus diesem Grunde hat man in der Provinz Hannover einen Revisionsverband gebildet, welcher den Zweck hat, durch einen von den einzelnen Kommunalverwaltungen unabhängigen Fachmann regelmäßige Revisionen und zwar nicht allein in rechnerischer, sondern auch in materieller Beziehung stattfinden zu lassen. Der Anschluß ist nicht allein von kleinern, sondern auch von Mittelstädten (Celle, Göttingen, Harburg, Lüneburg) erfolgt und auch von verschiedenen Städten ins Auge gefaßt, welche bereits eigene Revisionsbureaus haben (Bürgermeister Schrader auf dem Städtetage zu Leer). Der Redner äußert unter anderm: „Ich bin überzeugt, daß allmählich alle Städte die Segnungen des Verbandes so sehr schätzen lernen, daß sie auf keinen Fall ganz darauf verzichten mögen.“ Uebrigens bestehen derartige Verbände bereits in Schleswig-Holstein, Posen, Westpreußen und im Königreich Sachsen. Die Nützlichkeit derselben auch für solche Städte, welche bereits eigene Revisionsbureaus haben, leuchtet ein, wenn man bedenkt, daß der Verband-Revisionsbeamte grundsätzlich frei von jeder Beeinflussung der betr. Kommunalbehörden dastehen, also jede Rücksichtnahme ausgeschlossen sein soll, wozu bei der engen Verknüpfung der Kämmererei mit einem ständigen Revisionsbureau gefährliche Gelegenheiten geboten ist.

Wenn in der hannoverschen Städteordnung (§ 121) die Leitung der Rechnungs- und Kassenführung zunächst dem Bürgermeister obliegt; außerdem aber der ganze Magistrat zur Aufsicht darüber und zur Haftung für Vernachlässigungen verpflichtet ist, so liegt in dieser solidarischen Verpflichtung keine ausreichende Garantie, wenn die Oberaufsicht versagt. Im Gegenteil könnte sie zur Verheimlichung Veranlassung geben, wenn die Vernachlässigungen zu spät entdeckt werden. In der altpreussischen Städteordnung ist eine solche Verpflichtung nicht ausgesprochen. In der Sache selbst wird dadurch wenig geändert sein. Wie groß die Mühewaltung einer gründlichen Revision städtischer Rechnung sein kann, wird man beurteilen können, wenn man erfährt, daß die Ausgaben der Stadt Hannover mit Einschluß der Separatverwaltungen über 20 Millionen M. im Jahre betragen.

bedanke liegt nahe, solche Verbände obligatorisch zu der Tat liegt meiner Ansicht nach hier eine Gesetzgebung vor. Ohne Zweifel hat der Staat Interesse am finanziellen Gedeihen der Städte. Man darf nicht mit Klagen begnügen dürfen, sondern hat das Mögliche zu tun, um der vorhandenen Gefahr zu treten. Allerdings wird der Ausführung manche Schwierigkeiten, insbesondere auch in der Größe der Aufgabe für die Städte, entgegen stehen. Unmöglich ist indessen die Einführung in einer oder andern Form nicht. Seit einer langen Reihe von Jahren hat die Finanzverwaltung des Preussischen Staats eine sorgfältige Rechnungsführung sich ausgezeichnet und nicht der geringste Erfolg ist diesem Umstande zuzuschreiben. Sollte es nicht auch bei den preussischen Städten dieselben Grundsätze der Genauigkeit durchzuführen? Im übrigen will ich hervorheben, daß der Nutzen der hier empfohlenen obligatorischen Rechnungslegung bezüglich der Aufklärung der Aufsicht führenden Behörden darin sehe, daß die städtischen Behörden selbst und die Öffentlichkeit über den wirklichen Stand der Vermögensverhältnisse aufgeklärt werden.

Die Stadt Hannover hat sich dem Revisionsverbande der Städte angeschlossen, angeblich weil sie ein eigenes Revisionsamt hat. Und doch hätte gerade sie allen Anlaß zum Anschluß. Daß die Höhe ihrer Verschuldung Grund zu schweren Bedenken ist, habe ich bereits gesagt. Es kommt indessen noch ein anderer Punkt hinzu.

Wegen der vielfachen Beschäftigung mit den Haushaltsangelegenheiten der Stadt waren mir Unvollkommenheiten der Rechnungsführung aufgefallen. So fanden sich z. B. unter den wirklichen Einnahmen des Jahres 1902/03 31 093 Mk. als „Einnahmen“, unter den wirklichen laufenden Einnahmen des Jahres 1902/03 65 350 Mk. unter Pos. XVI. „Zinsgemein“. Derartige Ungenauigkeiten sind mit einer genauen Rechnungsablage nicht vereinbar. Von andern Ungenauigkeiten bemerkte ich: Bezüglich der Sparfassenschuld der Markthalle, daß dieselbe im Jahre 1902/03 mit 531 374 Mk., dagegen mit 595 000 Mk. im Jahre 1895/96 berechnet ist.

In einer Broschüre: „Wohin steuern wir?“ bemerkte ich, daß es nicht zu bezweifeln, daß unter den alljährlich außerordentlichen Einnahmen sowohl die Anleihen bei der

Sparkasse, als auch die an der Börse gehandelten Anleihen ihren Platz finden sollten, soweit sie auf Konto des Rammereiregisters und nicht auf das der Separatverwaltungen gehen. Da der Schuldenbestand bei der Sparkasse (frühere Leihkasse) vom Ende März 1897 bis dahin 1898 um fast 14 Millionen Mark gestiegen und außerdem in diesem Jahre die Anleihe für Schulzwecke mit fast $1\frac{1}{2}$ Millionen M. aufgenommen war, so hätten diese Summen unter den wirklichen außerordentlichen Einnahmen des Jahres 1897/98 erscheinen müssen. Es finden sich indessen nur 4 037 101 Mark Anleihen „von der Sparkasse und sonstigen Kapitalien“. Auch in andern Jahren sind die Anleihen mit Sicherheit und im einzelnen nicht zu verfolgen, weil meist der Herleiher nicht genannt wird oder, wie es mit den Sparkassenanleihen verschiedentlich geschehen ist, die Anleihen mit andern zusammen, nicht getrennt aufgeführt werden. Auch bei den zum Teil bedeutenden Rückzahlungen fehlt in den außerordentlichen Ausgaben meistens die Adresse des Gläubigers.

Zu besondern Bedenken gab mir eine Untersuchung der Jahre 1899 ff. bezügl. der wirl. außerordentlichen Einnahmen und Ausgaben Veranlassung, welche in der hier herauskommenden Grundbesitzerzeitung veröffentlicht wurde. Auf Grund eingehenden Studiums und rechnerischer Prüfung kam ich zu dem Schluß: es ist bei dem Mangel logischer Anordnung und genauer Nachweise nicht allein schwierig, sondern oft unmöglich, sich in dem Zahlenlabrynth der Haushaltspläne zurecht zu finden. Unter den vielfachen zahlenmäßig belegten Beweisen der Ungenauigkeit und Unverständlichkeit sei nur das Eine erwähnt, daß in den Jahren 1899/1900 bis 1902/3 Ueberschüsse und Fehlbetrag nicht wie in andern Jahren zum Vortrag im folgenden Jahre gekommen sind. Ich schloß meine Veröffentlichung mit dem Vorschlage einer gründlichen Revision durch einen unabhängigen Fachmann und eventueller Neueinrichtung der Rammereibücher. Aus den mangelhaften Haushaltsplänen schien mir ein Schluß auf die Beschaffenheit der Buchführung gerechtfertigt.

Nachdem mehrere Monate seit Erscheinen des bezeichneten Artikels verfloßen waren, ohne daß eine Antwort oder Aufklärung, sei es in der Oeffentlichkeit, sei es privatim, erfolgt wäre, veröffentlichte ich in derselben Zeitung eine zweite Aufforderung unter der Ueberschrift: „Ueber die Notwendigkeit einer baldigen Revision der städtischen Rechnungsführung durch unabhängige Sachverständige.“

Dieselbe enthielt folgenden Satz: „Entweder sind die von mir mitgeteilten Zahlen und die auf sie begründeten Schlüsse fehlerhaft, dann wäre es die städtische Verwaltung sich selbst und der Bürgerschaft schuldig, die Fehler öffentlich zu bezeichnen und damit den Beweis der Unrichtigkeit der aus ihnen gezogenen Schlüsse zu liefern, oder das von mir mitgeteilte Zahlenmaterial mit seinen Folgerungen ist richtig — dann kann es auch nicht zweifelhaft sein, daß diese Angelegenheit für die finanziellen Verhältnisse Hannovers von hervorragender Wichtigkeit ist und der weiteren Behandlung dringend bedarf.“

Zu gleicher Zeit richtete ich an die Bürgervorsteher (Stadtberordnete) zu Händen ihres Vorsitzenden eine schriftliche Aufforderung, sich der Angelegenheit anzunehmen. Wie ich später hörte, ist die Eingabe zwar an den Vorsitzenden gelangt, aber den Mitgliedern des Kollegii nicht vorgelegt. Ich selbst blieb ohne Antwort.

Im Jahre 1907 entdeckte ich, daß ganz erhebliche Differenzen in den Angaben sich vorfinden, welche über Zuschüsse bezw. Ueberschüsse einer Anzahl von Separatverwaltungen einerseits in der allgemeinen Kammereirechnung, andererseits in den Rechnungen der Verwaltungen selbst gegeben wurden. Eine Erklärung war in den Haushaltsplänen nicht zu finden. Nach den gemachten Erfahrungen hielt ich es für richtig, der Kgl. Regierung hiervon speziell, daneben aber auch über die Rechnungslegung der städtischen Finanzverwaltung im allgemeinen in zwei Eingaben Mitteilung zu machen mit der Bitte, das Zweckdienliche veranlassen zu wollen, um mir Aufklärung bezüglich der von mir bezeichneten Dunkelheiten und Widersprüche zu verschaffen. Ich erhielt eine kurze und abweisende Antwort mit der Bemerkung, daß die Prüfung der Rechnungen der hiesigen Stadt ein in jeder Beziehung befriedigendes Ergebnis gehabt habe.

Zur Erklärung muß ich folgendes mitteilen: Nachdem über zwei Monate seit meiner ersten Eingabe an die Regierung ohne Antwort verfloßen waren, hielt ich es für geraten, den Regierungsreferenten in Stadtsachen aufzusuchen, um mich über die Aussichten einer Beantwortung meiner Eingaben zu informieren. Ich erhielt dort bezüglich des Hauptpostens der auffälligen Differenzen der Kammerei- und Separatrechnungen eine, wenn auch nicht vollständige, so doch im allgemeinen befriedigende Erklärung, andere diesbezügliche Posten wurden zum Teil im Gespräche nicht berührt zum Teil war ihre Erklärung ungenügend. Bezüglich einer Summe von über 20000 Mk., welche in der Kammereirechnung fehlte,

während sie die Separatverwaltung als Ueberschuß aufführt, wurde erklärt, sie sei vergessen. Bezüglich der Veröffentlichungen der Grundbesitzerzeitung, die wirklichen außerordentlichen Einnahmen und Ausgaben der Jahre 1899 ff. betreffend, wurde mitgeteilt, der Stadtdirektor habe gesagt, er hätte keine Kenntnis dieser Angelegenheit, da er diese Zeitung nicht lese. Ich bemerke, daß die Grundbesitzerzeitung ein in Hannover viel gelesenes Blatt ist. Zweifel bezüglich der Richtigkeit meiner rechnerischen Aufstellungen wurden nicht geäußert.

Offenbar ist die Kürze der Antwort des Herrn Regierungspräsidenten auf meine Eingaben durch das derselben vorhergegangene Gespräch mit dem Herrn Referenten zu erklären. Man hat geglaubt, nach diesen Eröffnungen nicht nötig zu haben, eine weitere Motivierung dem Bescheide hinzuzufügen. Die Antwort des Herrn Regierungspräsidenten konnte mir begreiflicherweise nicht genügen; um so weniger, als das Vorhandensein vielfacher Differenzen in den einzelnen Rechnungsaufstellungen und das Vergessen eines Postens von über 20000 Mk. in der Kammereirechnung von dem Herrn Referenten zugegeben werden mußte. Ich wandte mich also an den Herrn Minister des Innern mit der Bitte, veranlassen zu wollen, daß mir durch Königliche Regierung über die dunkeln, von mir bezeichneten Punkte Aufklärung werde. Dieser Eingabe waren als Anlagen sämtliche Schriftstücke beigelegt, welche als Grundlage für mein Ersuchen dienen konnten. Meine Eingabe wurde von dem Herrn Minister dem hiesigen Oberpräsidium zur instanzmäßigen Verfügung abgegeben. Von dem Herrn Oberpräsidenten wurde ich unter Billigung der Entscheidung der Königlichen Regierung beschieden, daß er nicht in der Lage sei, auf eine Abänderung jener Entscheidung hinzuwirken.

Da ich nun diese Angelegenheit für eine nicht allein für die Stadt Hannover, sondern auch für die Städteverhältnisse Preußens im allgemeinen wichtige halte und keinen Grund habe, dieselbe als eine vertrauliche zu behandeln, übergebe ich sie hier der Beurteilung durch die Öffentlichkeit.

Bald nach Abgang meiner Eingabe an den Herrn Minister des Innern fand sich im hiesigen Tageblatt die Notiz, der Magistrat der Stadt Hannover sei seitens des Kgl. Oberpräsidiums gefragt, ob man sich nicht dem Revisionsverbande für Kammereiverwaltungen der Provinz anschließen wolle. Vielleicht liegt eine indirekte Antwort in der jüngst erfolgten Aenderung des Titels Kämmerer in Kammereidirektor.

geglaubt, in allgemeinem Interesse meine in mehreren gewonnenen Erfahrungen bezüglich der Finanzen der Stadt Hannover hier mitteilen zu sollen, weil sie die Möglichkeit obligatorischer Revisionen städtischer durch unabhängige Sachverständige in helles Licht zu werfen. Die hier vertretene Ansicht ist auch dann festzuhalten, wenn sie für Hannover, wie ich annehmen darf, nicht als maßgebend betrachtet sind.

im Jahre 1908.

Hüpeden.

Runo Fischers Frühzeit.

Von

Hugo Falkenheim.

I.

Es war ein lange gehegter Plan Runo Fischers, die literarische Arbeit seines Lebens durch die Niederschrift seiner Erinnerungen zu beschließen. Als er im achtzigsten Lebensjahre, nach Vollendung seiner großen Werke über Hegel und über Goethes Faust, an die Verwirklichung seiner Absicht ging, hatte jedoch schon das Altersleiden, dem er erliegen sollte, Besitz von ihm ergriffen: so blieb der Versuch leider in den ersten Anfängen stecken. Sicherlich ist unsere Memoirenliteratur dadurch um einen wertvollen Beitrag ärmer geworden. Runo Fischer war ein ungemein fesselnder Erzähler: die lebendige Anschaulichkeit, mit der die Objekte ihm selber vor Augen standen, übertrug sich mit zwingender Gewalt auf den Hörer. Zudem hatte er, der in der Gegenwart stets die werdende Geschichte sah, Menschen und Ereignisse jederzeit mit ungewöhnlichem Scharfblick beobachtet und würde in ihrer Schilderung nicht nur ein aus reicher Erfahrung geschöpftes Urtheil bewährt, sondern seinem Bericht auch durch die Beziehung auf die bewegenden Ideen seines Lebens eine charakteristische Bedeutung verliehen haben. Denn wie in der Geschichte, so war auch im Leben sein Interesse gleichermaßen dem individuellen Charakter der Erscheinungen und den treibenden Kräften ihrer Entwicklung zugewandt.

Wohl den aufschlußreichsten Teil von Fischers Erinnerungen hätte die Darstellung seiner Werdejahre gebildet. Sie waren in jeder Hinsicht die bewegteste Zeit seines Lebens: niemals später hat er persönlich wieder so tiefgehende Eindrücke empfangen wie in dem Jahrzehnt, das vom Ende seiner Studienzzeit bis zu seiner Berufung nach Jena reicht; niemals später auch hat er dem öffentlichen Leben mit so leidenschaftlicher Theilnahme gegenübergestanden, so unmittelbar publizistisch in die geistige Bewegung seiner Zeit eingegriffen.

Von der großen Mehrzahl dieser Veröffentlichungen aus seiner Frühzeit ahnt heute niemand mehr etwas; während Runo Fischers Lebenswerk sonst verhältnismäßig klar vor seinen Zeitgenossen steht, sind die ältesten Dokumente seines Bildungsganges bisher für die Öffentlichkeit gänzlich in Dunkel gehüllt geblieben: in längst verschollenen Zeitschriften muß man die denkwürdigen Anfänge seiner Produktion auffuchen. Und doch sind diese frühesten Versuche nicht nur biographisch überaus interessant, insofern sie verheißungsvoll auf Fischers nachmaliges Wirken hinweisen; sie gewähren überdies einen höchst lehrreichen Einblick in die philosophischen Bestrebungen und Wirnisse der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. So kann ihre sachgetreue Wiedergabe vielleicht einen gewissen Ersatz bieten für den Ausfall der direkten autobiographischen Belehrung: waren doch die vorliegenden Aufzeichnungen ursprünglich dazu bestimmt, dem Heidelberger Philosophen selber authentisches Material an die Hand zu geben zur Neubelebung einer Periode seiner Tätigkeit, deren Einzelheiten ihm vielfach entschwunden waren! Als ich sie ihm aus Anlaß seines achtzigsten Geburtstages überreichte, war er ergriffen von den Bildern längstverflossener Tage, die ihm aus der Vergegenwärtigung seiner Jugendarbeiten aufstiegen. Ihre jetzige Publikation möchte die Anregung zu einer Sammlung und erneuten Drucklegung dieser zerstreuten Arbeiten geben.

Bei dem Unternehmen, diese Zeugnisse einer inhaltvollen Vergangenheit durch eine das Wesentliche klarlegende Berichterstattung aus der Ruhe von Jahrzehnten zu erwecken, müssen wir uns freilich vor Augen halten, daß viele der Voraussetzungen, die dem damaligen Publikum ohne weiteres geläufig waren, unserem veränderten Gesichtskreise mehr oder minder fremd geworden sind. So ergibt sich für uns die Nötigung, Inhalt und Form der vorliegenden Arbeiten durch vorsichtige Uebertragung in die Sprache des heutigen Denkens leichter verständlich zu machen: das gilt vor allem im Hinblick auf ihre Berührung mit den Gedanken und der Ausdrucksweise der Hegelschen Philosophie. Diese leise modernisierende Auffrischung macht jedoch ein für allemal da Halt, wo sie der bequemeren Zugänglichkeit Hauch und Farbe des Originals hätte opfern müssen, wie sie denn aus gleichem Grunde auch auf alle kritischen Randbemerkungen verzichtet.

1.

Unser Quellenmaterial besteht aus genau einem Duzend meist umfangreicher Abhandlungen; zu ihnen haben wir noch Fischers

Promotionschrift und sein Buch „Diotima“ hinzuzunehmen. In dem „Literatur- und Kunstblatt“, das Oswald Marbach in Leipzig herausgab, finden wir am Anfange des Jahres 1846 den damals 21-jährigen Runo Fischer zum ersten Male schriftstellerisch tätig. Bedenkt man, daß er erst seit Herbst 1844 in Halle unter Leitung der beiden geistvollen Hegelianer F. Ed. Erdmann und Julius Schaller sich endgiltig der Philosophie zugewandt hatte, so muß man füglich erstaunen, über welchen Umfang wissenschaftlicher Sachkenntnis und welchen Grad begrifflicher Schulung der rasch gereifte junge Student bereits verfügt. In der Ueberschrift dieses ersten Beitrages überrascht uns sogleich eine nahezu programmatische Voraussetzung der Quintessenz seiner Lebensarbeit; wir lesen da nämlich wörtlich: „Philosophie der Geschichte in der Geschichte der Philosophie“. Zur Anknüpfung dient ihm ein neuerlich entdecktes gebiegenes Werk von Gladisch, das einen Parallelismus zwischen den philosophischen Systemen der Völker des Orients und denen des vorsofratischen Griechenlands entdeckt zu haben glaubte. In seinen Einzelheiten begreiflicherweise heute vergessen, behandelte es immerhin ein Problem, das in der wissenschaftlichen Diskussion zeitweilig wieder aufgetaucht ist und von dem jugendlichen Autor damals mit unzweifelhaftem Recht als willkommenes Mittel zur Erweiterung unserer weltgeschichtlichen Erkenntnis begrüßt wurde. So gewissenhaft und präzise Fischer aber den Kerngehalt dieser achtungswerten Untersuchungen herauszuschälen bemüht ist, er verhehlt sich doch nicht, daß er „mit den historischen Zusammenhängen der orientalischen und griechischen Welt ein Chaos von Hypothesen betritt“, und richtet deshalb sein Augenmerk in erster Linie auf die prinzipiellen Gesichtspunkte, die der Historiker der Philosophie dem neugewonnenen Stoffgebiet zu entnehmen vermag. Namentlich ist es ihm um die Charakteristik des Verhältnisses zu tun, in welchem die Publikation zu der von Hegel begründeten Einsicht in das Wesen des Werdeganges der Philosophie stehe; und da erkennt er schon damals unumwunden an, daß Hegels bahnbrechende Konstruktion sehr wohl eine Ergänzung und Berichtigung durch methodische empirische Erforschung der spezifischen Eigentümlichkeit der geschichtlichen Phänomene brauchen könne. Mit der Formulierung „Durchdringung der Spekulation und Empirie“ erfaßt er klar und bestimmt das dringendste Postulat der Folgezeit. Aber ebenso nachdrücklich betont er, wie sich bei diesem Anlaß die Ueberzeugung von der inneren Notwendigkeit und Vernünftigkeit der geschichtlichen Entwicklung von neuem bewährt

habe: denn nicht um äußere Beeinflussung, sondern lediglich um ein spontanes Ereignis des hellenischen Geistes könne es sich bei der Wiedergeburt orientalischer Ideen in der griechischen Philosophie handeln, um ein weiteres redendes Zeugnis für die überall nach dem gleichen immanenten Gesetz sich auswirkende Bestimmung des menschlichen Denkens. Wenn Ideen, die dort dumpf die Menschen beherrschen, hier in plastischer Klarheit ans Licht treten, so offenbare sich darin eine Bergeistigung unfreier und gebundener Zustände, deren volles Verständnis erst auf dem Wege spekulativer Geschichtsbetrachtung zu erreichen sei, dieser aber die gewisse Bestätigung ihrer Wahrheiten verheißt.

Ein anderes Antlitz trägt Fischers nächste, vielleicht interessanteste Veröffentlichung an gleicher Stelle, der geistvolle Essay „George Sand und Ida Gräfin Hahn-Hahn“. Einen verwandten Zug prägt beiden nur die eindringende Zeichnung der zeitgeschichtlichen Elemente auf, mit deren Hilfe das eine Mal eine neue Bestrebung der philosophisch-historischen Forschung, das andere Mal zwei merkwürdige Erscheinungen der Belletristik erläutert werden. In der Tat darf die Doppelcharakteristik als Vorbild dafür gelten, wie literarische Leistungen von symptomatischer Bedeutung aus der Verflechtung allgemein-kultureller und subjektiv-künstlerischer Potenzen herzuleiten und demgemäß kritisch zu würdigen sind. Die schwere Rüstung der Hegelschen Kategorien freilich, mit der sich diese literaturpsychologische Studie zur Verfechtung ihrer tiefgehenden Erwägungen gewappnet hat, dürfte ihr sogar vor sechzig Jahren ein von den landläufigen Dichterporträts erheblich abweichendes Aussehen gegeben haben. Eindrucksvoll werden die französische und die deutsche Erzählerin kontrastiert: dort der Freiheitsdrang der modernen Welt das weibliche Gemüt in der Tiefe ergreifend und zu genialem Trotz gegen die Fesseln der Tradition entflammend, hier die Inkongruenz von Ideal und Wirklichkeit durch ironische Blasiertheit und tatlosen Selbstgenuß übertüncht. Die schöpferische Originalität der sozialen Romane der Sand macht aber den Kritiker nicht blind gegen ihre Grundmängel. Die Quelle der letzteren findet er in der durchgehenden Tendenz einer doktrinären Feindseligkeit gegen die objektive Welt: dadurch gerate sie zu den konkreten Lebensformen der Gesellschaft von vornherein in einen abstrakten Gegensatz und beraube ihre Konflikte jener überzeugenden poetischen Wahrheit, die nur aus der Versenkung in die gegebene Wirklichkeit und die in dieser selbst wahrnehmbaren Triebkräfte entspringen kann. Wie Fischer diesen

Gedanken an einer bezeichnenden Stelle ausdrückt: das Leben selber sei der Befreiungsprozeß von den Unvollkommenheiten der Entwicklung, George Sand wisse nicht, daß sie nicht außerhalb, sondern mitten in dieser Bewegung stehe; deshalb empfinde sie die Weltordnung als dunkel lastendes Schicksal: auf der einen Seite das unschuldig leidende Weib, auf der anderen die brutale Unterdrückung. Notgedrungen müsse unter solcher gewaltsamer Starrheit die künstlerische Vollendung ihrer Dichtungen leiden: nie bringe sie es zu tragischer Befriedigung oder zum wirklichen Siege der von ihr so reich und tief erfaßten Liebe, sondern nur zu wehmütiger Resignation und schmerzlichen Dissonanzen; daher auch das Zerrissene und Tumultuarische, das so oft in ihrer Darstellung störend überhandnehme. Wo Fischer Ansätze zur Versöhnung der Gegensätze erblickt, erkennt er zugleich das bessere künstlerische Gelingen.

Ungünstiger muß bei aller Unparteilichkeit das Urteil über die Gräfin Hahn-Hahn ausfallen. „Das Ich“, so heißt es über sie, „ist vornehm geworden, und die ganze Breite des sittlichen Daseins zieht sich zusammen in die monotone Sphäre des Salons“. Und nun zeigt eine schlagende Vergleichung, wie zwar die Gräfin auch ihrerseits von dem Rechte des Weibes und der weltüberwindenden Macht seiner Liebe durchdrungen sei und in echt poetischer Intention „das monologisch leere Ich durch den Dialog der Liebe zu begeistern“ und zu erfüllen trachte, wie sie aber zu vornehm sei, ihren eigenen Vorsätzen treu zu bleiben, und infolgedessen statt der Selbstentäußerung wahrer Ergriffenheit nur die sublimen Selbstgefälligkeit schwächlicher aristokratischer Neutra schildere, denen man „nicht auf drei Schritte“ trauen könne — in recht unerfreulichem Zurückbleiben unter der Höhe weiblichen Weltbewußtseins, zu welchem ihre französische Rivalin die Liebe erhoben habe. Die Analyse ihrer Blasiertheit, womit Fischer schließt, ergibt zusammen mit der drastischen Verspottung ihrer reaktionären Paradoxien und der feinen Karikierung ihres manierten Stils mit seiner „renommistischen“ Einmischung französischer Brocken ein überaus ergögliches und lebensvolles Bild der gräßlichen Autorin. Bei alledem blickt durch seine scharfen kritischen Glossen in anziehender Weise nicht nur die Ritterlichkeit der Gesinnung gegenüber der Dame, sondern auch die ausgesprochene Wertschätzung für ihr Talent hindurch. Mit Wärme weist er vor allem auf diejenigen ihrer weiblichen Gestalten hin, die wirkliche Charaktere von menschlich-natürlichem Gefühlsleben sind und in ihrem Handeln durch eigene Innerlichkeit getragen werden, nach

Möglichkeit rühmt er daneben die mannigfachen poetischen Details ihrer Schilderungen wie auch die ihre politische Weisheit weit überragende Bildung ihres Geistes, so daß er sich schließlich doch dahin resumieren kann: „Man darf in ihr eine deutsche Schriftstellerin anerkennen und wird die „Frau von Stande“ zu ihren unbedeutendsten Prädikaten rechnen.“

Sind die beiden ersten Beiträge Fischers historisch-kritischen Inhalts, so liegt in seinem dritten Artikel eine ausschließlich theoretische Erörterung vor, die freilich mit den bewegenden Fragen des Zeitalters im engsten Zusammenhange steht. Nebstdem stellt die gemeinsame philosophische Grundansicht, die sich durch alle drei hindurchzieht, die innere Kontinuität zwischen den äußerlich verschiedenartigen Gedankengängen her: durchgehends sehen wir den Verfasser für den weltoffenen konkreten Idealismus im Sinne Goethes und Hegels, der die ewigen Züge menschlichen Wesens und Strebens aus der Wirklichkeit selbst herauszuläutern weiß, energisch sich einsetzen gegen die abstrakte Ueberspannung idealistischer Forderungen, die dem Reichtum der realen Welt das unverföhnlich strenge Gesetzbuch ihrer moralischen Normen entgegenhält. Diesmal handelt es sich um die Besprechung der Erstlingschrift des nachmaligen Literaturhistorikers Rudolf Haym, einer popular philosophischen Broschüre mit dem Titel „Die Autorität, welche fällt, und die, welche bleibt“. Wir haben eine jener für die vormärzliche Zeit so bezeichnenden und so ehrenvollen Bemühungen vor uns, über eine dringende Frage des öffentlichen Lebens auf dem Wege einer tiefbohrenden prinzipiellen Prüfung zur Klarheit zu kommen — zugleich ein Ausdruck des schönen Bedürfnisses, durch Einordnung der Einzelfrage in einen umfassenden Ideenkomplex eine Bürgschaft für die Wichtigkeit der Beantwortung zu gewinnen. Fischer hat die Tüchtigkeit des wenig älteren Schriftstellers sogleich hoch genug eingeschätzt, um seinen Ausführungen eine eingehende Anzeige zu widmen. Er setzt auseinander, daß Haym die kritische Auflösung des überlieferten Autoritätsbegriffs, der nur in naiven Zeitaltern sein natürliches Herrschaftsrecht haben konnte, vortrefflich gelungen sei, seine positive Konstruktion einer neuen bleibenden Autorität jedoch nicht auf gleiche Zustimmung Anspruch erheben könne. Denn wenn wirklich die praktische Autorität des selbstherrlichen Gewissens, der Haym seine Hulldigung darbringt, als oberster Richter über den Weltlauf gesetzt würde, so wäre die Folge entweder ein extremer Individualismus, der alle objektiven Werte in Frage stellen müßte, oder aber es führe

diese zwischen Welt und Mensch aufgerichtete Scheidewand zu Idealen von der Art der Askese und der Sentimentalität der schönen Seelen. Das Wichtigste ist nun, daß Fischer mit bloßer Ablehnung des Irrtümlichen sich nicht begnügt, sondern aus seiner dialektischen Durchprüfung die Richtschnur für die Herbeiführung einer gesunden und haltbaren Auffassung zu gewinnen weiß. Er legt nämlich dar, daß in ihrer konsequenten Weiterentwicklung die Ansicht Hayms über sich selbst hinausdränge: aus jenem gegensätzlichen Verhältnisse stelle sich eine neue Harmonie her, da das Gewissen allmählig als die Macht des Individuums zutage trete, sich in der sittlichen Tat zur Hingabe an die objektive Wirklichkeit zu erschließen, und erst in dieser freien Versöhnung mit den Grundlagen des geschichtlich gewordenen Weltzustandes sein wahres Ziel erreiche. Deutlich hört man in diesen polemischen Reflexionen Hegels Lösungswort von der Vernünftigkeit des Wirklichen hindurchklingen. „Die Autorität, welche fällt“, schließt Fischer, „ist alle äußerliche, bloß dogmatische Objektivität, die ihre momentane Bedeutung zur prinzipiellen zu erheben d. h. sich zu fixieren sucht; die Autorität, welche bleibt, ist die Entwicklung der konkreten Freiheit, welche die wahre Macht aller einzelnen Subjekte und deren Erscheinung der Prozeß der Geschichte ist.“ Das Gewissen als solches sei in diesem Prozesse ein wesentliches Moment, das zwar ausgelebte Zustände zerstören zu helfen, aber nicht reformatorisch eine neue Welt zu erzeugen vermöge.

Kuno Fischer hat wohl vorübergehend die Absicht gehabt, in dem Marbachschen Organ ein ständiges Tribunal über die Neuerscheinungen der Philosophie und ihrer Nachbargebiete aufzuschlagen, das den geistigen Strömungen der Zeit in fortlaufender kritischer Uebersicht aktueller Literatur folgen sollte. Nach den löblichen Proben, die er in den beiden Artikelreihen „Philosophische Literatur“ und „Theologische Fragen“ vorgelegt hat, muß man bedauern, daß der Schiffbruch der Zeitschrift diesem Plane ein vor schnelles Ende bereitet hat; mindern wird sich freilich dies Bedauern insofern, als man gestehen darf, daß ein so gründlich verfahrenendes, fast jede Rezension zu einem kleinen Kunstwerk abrundendes Bemühen auf die Dauer die Kräfte des Referenten hätte aufreiben und an umfassenderen Arbeiten hindern müssen. Die erste Besprechung betrifft die Herausgabe der Jahrbücher für spekulative Philosophie, die Ludwig Noack — gewissermaßen als wissenschaftlichen Ersatz für die vom Schauplatz verschwundenen, zuletzt durch

die eigene fanatische Ueberhitzung diskreditierten Hallisch-Deutschen Jahrbücher — ins Leben gerufen hatte, um den fortschrittlichen Ideen der zeitgenössischen Philosophie eine Art Mittelpunkt zu schaffen. Fischer gibt eine prägnante Kennzeichnung der Situation und der Aufgaben der Gegenwart: „Noch wechseln im Vordergrund der Bühne die Parteien ihre Stichworte, während in der Tiefe ihres Hintergrundes die Spekulation zu einer tieferen Durchbildung ihrer Prinzipien, zu einer intensiveren Vermittlung ihrer Antithesen fortstrebt.“ Wohl habe das systematische Denken aus seiner olympischen Einsamkeit hinaustreten müssen in die Brandung der Zeitkämpfe, allen aufstrebenden Tendenzen zu autonomer Entfaltung verhelfend, alle unfreien Gebilde dem Untergange preisgebend; aber im Gewirr der Parteien habe man vergessen, daß zur Schlichtung des Widerstreits der Tagesmeinungen die Philosophie auf ihre wissenschaftlichen Kriterien zurückzugreifen habe. Als Vorbilder einer eindringlich tiefen Behandlung zentraler Probleme, als „das Beste vom Guten“ stellt Fischer mit rückhaltloser Entschiedenheit die Werke zweier damals keineswegs nach Gebühr anerkannter Theologen hin, W. Vatkes und A. C. Biedermanns — gewiß ein überraschender Beweis für den Scharfblick, mit dem der 22jährige Kritiker die Spreu vom Weizen zu sondern gewußt hat. Diese beiden Namen deuten schon darauf hin, daß er selber durch den Gegenstand sich zu Erörterungen von ausgesprochen esoterischer Haltung veranlaßt fühlte, deren kompliziertes Detail sich einer kurzen Wiedergabe naturgemäß entzieht. Das Thema brachte das so mit sich: um Angriffe Noacks auf Hegels Religionsphilosophie abzuwehren, muß er die schweren Kardinalfragen der Transzendenz und Immanenz, der Identität und des Dualismus, der Entzweiung und Versöhnung in ihrem verborgenen Kern entwickeln. Das vollbringt er mit so schneidiger Dialektik und so sicherer Linienführung, daß sein Aufsatz als sachlich fördernde Erläuterung wichtiger Positionen des Hegelschen Systems noch heute lehrreich ist, zumal da er durchaus nicht kritiklos auf den verehrten Meister schwört. Mancherlei Beachtenswertes ließe sich aus seinen Ausführungen herauslösen, das ihn als ebenso vertraut mit den philosophischen Grundproblemen wie zu ihrer literarischen Behandlung berufen erweisen würde. — Unter seinen kritischen Äußerungen über den sonstigen Inhalt jener Zeitschrift ist von besonderem Gewicht die Auseinandersetzung mit dem Tübinger Philosophen Reiff, die sich hauptsächlich um das Verhältnis des Endlichen zum Absoluten dreht — man sieht, die wichtig-

sten, aber auch schwierigsten Ideen nehmen fortwährend sein Hauptinteresse in Anspruch; in diesem Falle kommt es ihm darauf an, einen allzu geradlinig ausgefallenen Versuch zur Ueberwindung des Pantheismus als unzureichend zurückzuweisen. Leichtere Ware wird dann abgefertigt in mehr oder minder zustimmenden Bemerkungen über einige anregende Bücher halbpopulärer Art; schweres dialektisches Geschütz aber muß noch einmal das Schlußkapitel auffahren, das zu einer religions philosophischen Kontroverse in einer wirksamen Mischung von Ernst und Satire Stellung nimmt.

Vielleicht wird mancher verwundert sein, in Runo Fischers Jugend der Beschäftigung gerade mit religiösen Gegenständen einen so vorherrschenden Platz eingeräumt zu sehen. Aber wenn man sich vergegenwärtigt, daß in den Tiefen, in welchen die Spekulation Hegels ihre Heimat hatte, die Wurzeln der letzten, der Philosophie und Religion gemeinsamen Schicksalsfragen lagen, daß zudem seit dem Erscheinen des „Lebens Jesu“ von D. Fr. Strauß (1835) — Fischer nennt es „tiefgelehrt, klar, kritisch unerreicht“ — das geistige Ringen der Besten sich mit immer mächtigerem Anteil der Ergründung des gewaltigen Gebiets zugewandt hatte, so wird man die alles andere absorbierende Wichtigkeit dieser Debatten begreifen, ja bei der Lektüre ihrer literarischen Denkmäler sich unwillkürlich selber in den heftigen Streit der Geister hineingerissen fühlen. In Fischers Abhandlung „Theologische Fragen“ markiert sich mit zunehmender Deutlichkeit der bewegte zeitgeschichtliche Untergrund, dem diese Arbeiten entstammen mehr und mehr werden sie zu einem historisch-philosophischen Spiegelbild der entscheidenden Vorgänge innerhalb der Hegelschen Schule, in der nach zeitweiligem Schwanken der Zug nach abwärts unverkennbar die Oberhand gewann. Fischer hat zur rechten Zeit mit voller Besonnenheit eingesehen, daß die rapide Ueberwindung eines Standpunktes durch einen angeblich vorgeschritteneren von gestern auf heute, wie sie sich bei den ultraradikalen Ausläufern des Hegelianismus als unerquidliches Schauspiel vollzog, der Philosophie Hegels selbst zur Last gelegt werden und ihren unaufhaltsamen Verfall nach sich ziehen müsse. Zwar betont er ausdrücklich: auch seines Erachtens sei der Friedensschluß von Philosophie und Religion durch Hegel allzu früh stipuliert worden, der Protest gegen die schwächliche Nachgiebigkeit des rechten Flügels der Hegelianer innerhalb der Theologie deshalb durchaus im Recht und die eingetretene Krisis unvermeidlich gewesen. In einem meisterhaften Exposé führt er zugleich den Nachweis, wie bei Strauß

Feuerbach die einschneidendste Kritik doch immer noch
 Fundament habe, das sie vor der Antastung des
 Wesens der Religion schütze: bei jenem, der überhaupt
 Theologie befehle, stehe im Hintergrunde ein echtreligiöser
 Kern, bei diesem im Vordergrund die Idee der menschlichen
 Natur, die zwar zur völligen Würdigung des eigentlichen Pathos
 nicht ausreiche, aber mit der Forderung der
 einen überindividuellen Humanität ihr wenigstens nahe-
 kommenen Urheber dieser Theorie mitunter wider Willen als
 „der Religion“ erscheinen lasse. Erst durch Bruno
 Broussier's Proklamation der Willkür des souveränen Individuums,
 die Berranttheit Max Stirners und seiner Nachtreter
 haben, sei die sinnlose abstrakte Vernichtung ohne
 jeden Rückhalt zum alleinigen Zweck der Kritik gemacht
 worden. Wir können über diese in festen Strichen hingeworfene
 der unhaltbar gewordenen Situation hier verhältnismäßig
 hinweggehen, da sie nur das harmlose Vorspiel einer tief-
 und wuchtigen Durchführung des gleichen Themas bildet,
 dem begegnet wird. Die beiden Broschüren, durch die sie
 geworden ist, hätten ihrem sachlichen Werte nach eine nähere
 Beachtung kaum verdient, wenn Fischer sie nicht als üble Beispiele
 der allgemeinen Kopflosigkeit obenauf gekommenen, mit halb-
 fertigen Phrasen um sich werfenden Dilettantismus hätte züchtigen
 müssen, was er denn auch mit allem Nachdruck besorgt.

Im gleichen Jahre 1846, in welchem Runo Fischer an der
 hiesigen geistigen Bewegung in so vielseitiger Betätigung
 that, hatte er seine Promotionschrift „De Platonico
 Platonismo“ abgeschlossen — zum augenscheinlichen Beweise, wie
 seinem Geiste neben dem Bedürfnis nach geschichtlich
 Auffassung der Gegenwart das Streben innewohnte, in
 der Vergangenheit das gewesene Leben zu schauen. Diese Dissertation
 gab seinem Lehrer Ed. Erdmann Anlaß zu dem später oft
 zitierten Ausspruch: Runo Fischer besitze die Fähigkeit,
 die Bedeutung des springenden Punktes in einer Lehre sich völlig
 zu identifizieren. Für den nach dem eleatischen Denker
 benannten Dialog Platons — der, von Hegel als
 dialektischer Genialität gepriesen, bis heute ein Gegenstand
 der widerstreitenden Hypothesen und Interpretationen von
 Sophisten wie philologischer Fachmänner geblieben ist —
 hat Eduard Zellers epochemachende „Platonische Studien“

neue Gesichtspunkte des Verständnisses eröffnet. In seine Fußstapfen ist der Hallenser Doktorand getreten; bloß insofern möchte er die vorzügliche Untersuchung seines Vorgängers modifizieren und weiterführen, als er das kunstvolle dialektische Geflecht des Dialogs als noch enger und unzerreißbarer erweisen zu können und dadurch dem Urtheile Hegels gleichsam den Rang einer feststehenden Wahrheit zu erobern hofft. In dieser Zuversicht begibt er sich mit sichtlicher Freude an die genaue Analyse des dunklen Werkes. Es ist nun keineswegs eine wohlfeile Prophezeiung aus der Perspektive der späteren Leistungen Runo Fischers, wenn der Referent in diesem Probestück den Verfasser schon im Vollbesitz seiner außerordentlichen Vorzüge findet und von der frühen Meisterschaft der scharfsinnigen und kristallklaren Behandlungsweise geradezu betroffen ist. Oder muß man nicht die erstaunliche Tatsache rühmen, daß der junge Philosoph, ohne sich eine Schwierigkeit zu ersparen, die Entwicklung der Gedanken wahrhaft spannend zu gestalten und bei der gewöhnlich so ermüdenden Begriffszerfaserung den Leser in förmlich erregter Teilnahme zu erhalten weiß? D. Fr. Strauß hat für diese hervorstechende Eigentümlichkeit von Fischers Art und Kunst den treffenden Lobspruch geprägt, über die von Fichte für sich beanspruchte Gabe, den Leser zum Verstehen zu zwingen, verfüge Fischer wirklich. Daß wir ihr Hervortreten nicht zu früh datieren, dafür könnten wir uns auf ein gelegentliches Zeugnis seines Kommilitonen Constantin Röhler berufen, der seine hohe Meinung von Fischers Talent ausdrücklich auf die Erfahrungen der Studentenzeit zurückführt. Und so fühlt man bei diesem Erstlingsbuch in der That den begreiflichen Wunsch hindurch, ein ungewöhnliches Können an einem des Schweißes würdigen Thema zu erproben. Man beachte, daß es sich um so tiefsinnige, aber vorerst so unlebendige Abstraktionen handelt, wie das eleatische Prinzip des Einen Grundwesens und sein Verhältnis zu der daselbst geleugneten Vielheit der sinnlichen Erscheinungen, daß in dieser Prüfung der Begriffe des Einen und des Vielen sich das Für und Wider der überaus subtilen Argumentation in vierfacher Steigerung wiederholt — so wird man die haarscharfe Exaktheit, mit der Fischers sorgfältige Deutung das feine Geäder der Komposition bloßlegt und den leisesten Windungen des Gedankenganges nachgeht, um schließlich das Gesamtergebnat in epigrammatisch zugeschliffenen Sätzen zusammenzufassen, mit steigendem Genuße aufnehmen. Wie Fischer Platons Ueberwindung der eleatischen Lehre durch die Aufzeigung ihrer Konsequenzen als das Muster einer

schphilosophischen Kritik kennzeichnet, die mit der Widerlegung des Verfehlten zugleich die Rechtfertigung des wahren Kerns biete, wie er die indirekte Begründung der eigenen Ideenlehre Platons aus seiner Kritik des Parmenides ableitet, wie er in selbständiger Ausführung die Bedeutung der Grundzüge des so entstandenen Systems erfasst — das alles zeugt von vollkommener Stoffbeherrschung und hätte auch später in seinen ausgereiften Werken weder klarer gedacht noch schöner gesagt werden können. Denn auch die formelle Seite verdient Berücksichtigung: die Arbeit ist in dem vorschriftsmäßigen, elegant genug gehandhabten Latein geschrieben; aber wo dies Idiom es nicht zur Ausprägung der feineren metaphysischen Begriffe gebracht hat, greift der Verfasser kurz entschlossen „gleichsam zur Erholung“ zur Unterbrechung durch deutsche Abschnitte. Somit wird man bei dem unzweifelhaften instruktiven Werte, den die Dissertation als sichtvolle Erläuterung einer so verwickelten philosophischen Schrift besitzt, ihr gänzlich Verschwinden aus dem Buchhandel nur bedauern können. Daß im übrigen die von Hegels Dialektik inspirierten Folgerungen, die Fischer aus Platons Ergebnissen zieht, mehr eine geistreiche und freie Ausdeutung als einen buchstabengetreuen Bericht geben, würde ihr Urheber später vermutlich lächelnd gutgeheißen und in dieser Hinsicht auf seiner Abweichung von Zeller nicht weiter bestanden haben. Ihre Bedeutung behalten aber gerade diese letzten Darlegungen trotzdem — nicht nur als Zeugnis für die unerschöpflich anregende Kraft des platonischen Genius, sondern daneben als Beitrag zu der so schwierigen und fruchtbaren Erforschung des Verhältnisses der Philosophie Platons und derjenigen Hegels in ihren Berührungspunkten und ihren Differenzen.

2.

Inzwischen war das Hinabgleiten der philosophischen Bewegung auf der schiefen Ebene, vor dem Runo Fischer mit erhobener Stimme gewarnt hatte, immer ärger geworden. Ein hohles Treiben, aus welchem fortwährend die phantastischsten Absurbitäten ans Licht traten, erfüllte den Markt mit wüstem Lärm: es gipfelte in dem größt-wahnsinnigen Nihilismus des Uebermenschentums der berüchtigten „Berliner Freien“. Jetzt übte Fischer nicht länger Schonung: in der „Leipziger Revue“ hielt er 1847 in dem Artikel „Moderne Sophisten“ eine erbarmungslose Abrechnung mit dem zynischen Unwesen der ganzen Coterie; das Gewitter, dessen Grollen wir vernommen haben, entlud sich in dieser geistig hochstehenden Polemik

in vernichtenden Schlägen. Bedeutungsvoll setzt die Kampfschrift ein mit einer vorbereitenden Betrachtung über die kulturgeschichtliche Rolle sophistischer Tendenzen. Die Sophistik, meint Fischer, verhalte sich zur Philosophie ähnlich wie Mephisto zu Faust: ihr berechtigter Einfluß mache sich da geltend, wo sie teils als Durchgangspunkt zur Ueberwindung eines weltlosen Idealismus aufträte teils erstarrte substantielle Formen zu zersetzen habe; so sei z. B. die antike Erscheinung dieses Namens die notwendige Voraussetzung höherer Bildungsstufen gewesen. Von der modernen Sophistik könne das nicht behauptet werden: sie sei vielmehr eine Reaktion der bloßen Willkür gegen die Macht des freien philosophischen Gedankens, und nur durch die eine Eigentümlichkeit ziehe sie das Interesse des Historikers auf sich, daß in ihr das antiphilosophische Prinzip von der Philosophie selbst eine Art philosophischer Kultur entlehnt habe und ihre eigene Waffe gegen sie lehre. Natürlich schalte es mit diesem Besitz in entgegengesetztem Sinne: „Es kennt für die Geschichte selbst, für jede Erhebung des Geistes, für jeden Enthusiasmus des Gedankens nur eine Grabschrift.“

Für Fischer gilt es nun, den festen Standpunkt gegenüber dieser Sophistik zu begründen durch eine Aufdeckung ihrer Genesis. Diese unternimmt er in einer in großen Zügen gehaltenen Schilderung der „kritischen Sturmperiode der nachhegelschen Zeit“, der das nicht zu unterschätzende Verdienst zukommt, die Scheidegrenze zwischen der innerlich notwendigen Weiterbildung Hegelscher Ideen und einer bloß die Formeln des Meisters mißbrauchenden herostratischen Zerstörungssucht endgültig festgelegt zu haben. Uebereinstimmend mit den Auffassungen seines früheren Nachweises, aber in weit größerer Ausführlichkeit entwickelt er, wie die von Hegel (dessen System die tiefsten Gegensätze versöhnt hatte) zunächst ausgegangenen Denker bei aller Unbefangenheit der Kritik doch an der Grundlage einer über dem einzelnen Individuum stehenden objektiven Macht festgehalten hätten. In diesem Sinne erwähnt er wiederum David Strauß, seine „siegreichen Feldzüge“, seine ernste pantheistische Anerkennung des absoluten Geistes, gedenkt er weiterhin auch hier mit möglichstem Wohlwollen Feuerbachs, seiner „künstlerischen Genialität“, seiner auf das Wesen der menschlichen Gattung gestützten humanistischen Weltanschauung, mit dem entschuldigenden Zusatz: wenn sich bei ihm die Ansätze zur Erhebung des Individuums auf Kosten des Allgemeinen nicht verkennen ließen, so werde doch die Gefahr sophistischer Verirrung durch glücklich ausgleichende positive Züge

beseitigt. Selbst die unsinnige Verneinungswut eines Bruno Bauer, wenn man sie an den Ungeheuerlichkeiten der Allerneuesten messe, scheine noch einen letzten Halt im Glauben an die kritische Allmacht des Selbstbewußtseins zu finden, ja sogar der rabiate Utopismus Edgar Bauers werde noch am Rande des Abgrunds durch einen schwachen Rest kritischer Sehnsucht von dem Sturz ins Bodenlose zurückgeschreckt — wohl herrsche in diesen Männern der sophistische Trieb, aber noch wider Wissen und Willen. Die extreme Entfesselung dieses Triebes, die atomisierende Auflösung aller und jeder geistigen Objektivität durch die Willkür des Individuums, die bewußte Proklamation des nackten Egoismus sei das Heldenstück von Max Stirner, an dessen Manifest „Der Einzige und sein Eigentum“ sich dann abermals mancherlei Metamorphosen und übertriebene Variationen angeschlossen hätten, denen seine Einzigkeit noch immer nicht einzig genug war. Nach seiner Verkündigung ist jede gleichwie beschaffene Macht des Geistes über den Menschen knechtende Hierarchie, auch das Ideal der Gedankenfreiheit nichts anders als versteckter Despotismus — „Stirner versteht es, Philipp und Posa zu versöhnen“, sagt Fischer mit beißendem Spott. Um so drastischer wirkt nun Fischers mit überlegenem Humor durchtränkte Enthüllung des Nestes von Widersprüchen, in die Stirner mit seiner vertriebenen Selbstherrlichkeit gerät: wenn er seinen Standpunkt als eine historisch und philosophisch begründete, dem Belieben des Einzelnen entrückte Notwendigkeit beduziert, wenn er als echter und gerechter Dogmatiker des Egoismus seine Lösung als unantastbaren Glaubenssatz hinstellt, wenn er zur Realisierung seines grandiosen Gedankens einen „Verein von Egoisten“ stiften will, wenn er den objektiven Mächten, denen er doch nur illusorische Existenz zuspricht, den Krieg bis aufs Messer erklärt, so sind das lauter Selbsttäuschungen und Donquigoterien, die im Lichte der Vernunft wie Gespenster beim Hahnschrei zerfliegen. Als einziges greifbares Resultat dieses blauen Montags weißagt Fischer den Ragenjammer des Dienstags. Ähnlich zeigt er den „Kleinen von den Seinen“, den auf der Wildbahn des Unsinnns geradezu ins Tierreich hincintaumelnden Dekadenten, daß nicht einmal sie sich im Grunde von der Anerkennung der objektiven Weltmächte losmachen können und recht eigentlich betrogene Betrüger sind, daß übrigens — wie er zu dem seltsamen Produkt Karl Bürgers „Liebesbriefe ohne Liebe“ bemerkt — im ironischen Selbstgenuß leßthin die unfreie Sehnsucht nach Autorität und Philisterium sich verbirgt, weil eben der ganze

sophistische Hebensabbath in der Schwäche und Unfähigkeit zur Wahrheit seine Wurzel hat.

Das berechtigte Aufsehen, das dieser durchschlagende Waffengang mit den Verrätern im Hegelschen Lager und die Abschüttelung der kompromittierenden Elemente hervorrief, ist es offenbar gewesen, was die Augen des „jung hegelischen“ Feldhauptmanns Arnold Ruge auf den schlagfertigen Kämpen lenkte und den letzteren in eine willkommene persönliche und literarische Verbindung mit dem führenden deutschen Publizisten des Vormärz brachte. Der Briefwechsel Ruges, den Paul Merlich 1886 herausgegeben hat, enthält einen interessanten Meinungsaustausch zwischen den beiden damals sinnesverwandten Männern. Triumphierend weist Ruge schon in einem Neujahrsbriefe von 1847 einen Korrespondenten auf den Essay des „prächtigen Jungen“ über die Sophisten hin; in der Folgezeit ist er eifrig bestrebt, den neu gewonnenen Freund zur Mitarbeiterschaft an seinen verschiedenlichen periodischen Unternehmungen aufzumuntern. Ueber den Eindruck der Fischerschen Polemik auf den Angegriffenen berichtet er nach stattgehabter Aussprache mit Stirner: „Der Mohr ist unzurechnungsfähig. Vorzüglich verbrießlich ist es diesen Leuten, wenn man ihnen Mangel an Genialität und Witz nachweist, denn zuletzt läuft es darauf hinaus, daß sie genial und die anderen Esel sind.“ In der That erfolgte aus der Stirnerschen Partei eine höchlichst gereizte Entgegnung gegen Fischer in einem Eingefandt von G. Edward „Die philosophischen Reaktionäre“, das im vierten Bande von Otto Wigands Zeitschrift „Die Epigonen“ 1847 erschien (wofelbst im Jahre darauf auch der Aufsatz Fischers gegen Stirner mit Rücksicht auf seine fortbauernde Bedeutung von neuem abgedruckt wurde). Wohl dank der freundschaftlichen Vermittlung Ruges war Fischer in der Lager noch im selben Bande eine geharnischte und ausgiebige Replik folgen zu lassen, die er eigentlich überschreiben wollte: „Ein Sophist, der sich ärgert“, dann aber mehr philosophisch betitelte: „Ein Apologet der Sophistik und ein philosophischer Reaktionär“. Mit spielender Gewandtheit führt er die Klinge gegen den Ritter der egoistischen Doktrin, ohne jedoch den Ernst der Streitfrage zu unterschätzen; vielmehr hält er es für angebracht, in konzentrierter Form nochmals den reaktionären Charakter des Stirnerschen Phantoms sichtbar zu machen und sein prinzipielles Verdikt mit verschärfter Entschiedenheit zu wiederholen. Er führt aus, die Empörung des partikulären, in den Zufälligkeiten seines Daseins befangenen Individuums gegen

die schöpferische Energie der Wahrheit und ihre bindenden Gesetze könne nur durch die nebelhafte Unbestimmtheit, worin sie ihr Weltbild verschwimmen lasse, einen augenblicklichen Schein von Berechtigung erzeugen. Sobald man den Unterschied der Launen des Einzelnen von dem Verufe des Menschen als solchen einsehe, gelange man notwendig zu der Ueberzeugung der Solidarität von Individuum und Gesamtheit, aus der erst der Begriff der wahren Freiheit resultiere, zu der unumstößlichen Gewißheit, daß gerade im Dienste der allgemeinen Idee die individuelle Bestimmung sich erfülle und auslebe. Wir sind hierbei in nachdenklich stimmender Weise erinnert an die Aufstellungen, mit welchen sich Fischer ehemals gegen die Gefahren der soviel gründlicher durchdachten und edler gemeinten Berufung von Haym auf den entscheidenden Wahrspruch des Gewissens gewandt hatte — eine in ihrer Verwandtschaft und ihrer Gegensätzlichkeit gleich lehrreiche Beziehung, die wir jedoch hier auf sich beruhen lassen müssen. In ruhiger historischer Betrachtung führt Fischer es des weiteren auf eine rein zufällige Lage der Dinge zurück, daß eine so rückläufige und rohe Velleität wie die moderne Sophistik sich heute breit machen können: sie habe eine vorübergehende Ohnmacht des Zeitbewußtseins gegenüber der vorhandenen Wirklichkeit ausgenutzt, die Schwäche des kritischen Denkens sei ihre Stärke gewesen. Aber das barbarische und dogmatische Gebahren dieser „Skaven in der Löwenhaut“ verbürge ihr demnächstiges Wiederverschwinden; der Name Sophist sei noch zu ehrenvoll für sie, eigentlich seien sie doch nur verunglückte Scholasten und Pedanten. Das Buch Stirners würde als flüchtiges Erzeugnis einiger Wochen des Kaufmanns vorteilhaft auf das Talent seines Verfassers haben schließen lassen, als nüchterne Tat der besten Mannesjahre sei es einfach kindisch; wenn anfangs hier und da eine kühne Wendung wie der ehrliche Ausschrei einer gedrückten Seele zu klingen scheine, so grenze die unaufhörliche Repetition der nämlichen banalen Phrasen nachgerade hart an Monomanie. Ueber solche Nichtigkeiten werde die Geschichte zur Tagesordnung übergehen.

Auch dieser Abfertigung zollte Ruge ungeteilten Beifall. Anscheinend hat ihn Fischer, als er Ostern 1847 nach Winzig in seine schlesische Heimat reiste, in Leipzig besucht und sich über die im Vordergrund stehenden Angelegenheiten der Nation einläßlich mit ihm verständigt. Durch die nächsten Briefe geht eine Vorahnung der herannahenden Revolution, die erregte politische Stimmung der Zeit spricht sich in ihnen unmittelbar aus. Wir hören Ruge einem

bitteren Urteile Fischers zustimmen über die Rolle, die der Vereinigte Landtag spiele; ein anderes Mal fordert er den jüngeren Genossen auf, die preussische Thronrede durch eine politisch-philosophische Untersuchung über „die Logik der ethischen Welt“ zu beleuchten. Resigniert muß er dann freilich einem Fingerzeige Fischers betreffs der tieferen politischen Bildung des Publikums Recht geben: „Wenn Sie ganz klare Prinzipien verlangen, so verlangen Sie zu viel.“ Als einige Monate später die Nachricht über den Ausbruch der Revolution aus Berlin eintrifft, ist Fischer der erste, dem Ruge sie in größter Aufregung übermittelt: „Alles überstürzt sich. Welche Ereignisse! Es ist jetzt nötig, eine Zeitung unserer Partei zu gründen. Wären Sie noch hier, so müßten Sie mithelfen.“ Diese dem Tage dienende Beteiligung würde jedoch schwerlich den Reigungen des jungen Philosophen entsprochen haben; die Aufgabe, zu der er in sich den Beruf fühlte, bestand nicht in einem solchen direkten Eingreifen in das Getriebe des Parteilbens, sondern in der Aufklärung und Erziehung der führenden Schichten zu tieferem Verständnis der geschichtlichen Grundlagen des Zeitbewußtseins, bei eigener rastloser Durchprüfung seiner Anschauungen. Im Mittelpunkt seines Strebens stand eben doch unwandelbar die Wissenschaft; Ruge selbst bezeichnet einmal die Universität als den ihm natürlich zufallenden Wirkungskreis. Nach dem Scheitern der Bewegung von 1848 war es ohnehin mit der Möglichkeit einer blühenden Publizistik für lange vorüber; in charakteristischer Weise sollte sich das ein paar Jahre später zeigen, als sich in Heidelberg Gervinus vergeblich die Gründung einer neuen Zeitschrift anlegen sein ließ, für die neben den bedeutendsten Köpfen auch Bruno Fischer sich zur ständigen Mitwirkung erboten hatte. Unter diesen Umständen hat Fischer desto schneller das wahre Feld seiner Lebensarbeit gefunden in der Erforschung des Entwicklungsganges, den die Probleme der großen Weltanschauungen der Neuzeit und ihre Lösungsversuche im gesamten Verlaufe der letzten Jahrhunderte genommen haben; erst der lekterschienene Band seines monumentalen Werkes, der Hegel gewidmet ist, mündet am Schlusse in die Periode jener Vorgänge wieder ein, deren Zeuge sein Jünglingsalter gewesen war, und wirft auf sie das kühle, klare Licht historischer Erkenntnis. Von den Hauptträgern der geistigen Bewegung hat er hier eine Schilderung entworfen, die von der Erinnerung verflungener Zeiten eigentümlich durchzogen ist; es ist ungemein reizvoll, die weitgehende sachliche Uebereinstimmung zu gewahren zwischen

ten Zeichnung des greisen Geschichtschreibers und den es Kampfes geschriebenen, streitbar einerschreitenden riken „Arnold Ruge und der Humanismus“ und Feuerbach und die Philosophie unserer Zeit“, die eine 1848 für die „Epigonen“ beigeuert wurde, e andere das wertvollste Stück in dem gleichzeitig von usgegebenen philosophischen Taschenbuch „Die Akademie“

dem Abdruck des Aufsatzes über Ruge hat Fischer dem en eine herzliche Freude bereitet. Inhaltlich bildet er Gegenstück zu der kurz vorher Stirner erwiesenen Auf- ; gerade das, was Fischer an diesem vermifste, nimmt ancher Differenzen für jenen ein — das unbedingte Auf- der von ihm vertretenen Sache der Freiheit, in die er le gelegt“ habe: so eindrucksvoll formuliert die Abhand- äußerlich als Besprechung der gesammelten Schriften auf- Wesen dieses Mannes, dessen Tätigkeit als geschichtlich e Erfüllung einer ihm zugefallenen Mission aufgefaßt und wird. Ruge verkörpert nach Fischers Urteil innerhalb der chen Bestrebungen den zeitlich geforderten Uebergang aus en Höhe der Theorie auf den heißen Boden der politischen n ihm lebt „die Selbstgewißheit des Geistes, der in sich einer neuen Geschichte trägt“; sein kraftvolles Wirken einer Gesamtheit der Idee des weltgeschichtlichen Humanis- sie als Resultat unserer poetisch-philosophischen Blütezeit gelangt ist. Diese ganze Ausführung Fischers ist durch- dem Atem einer leidenschaftlichen Ueberzeugung, die sich schicksalvollen Wendepunkt im nationalen Leben der Gegen- langt fühlt; den schnelleren Herzschlag spürt man auch in philosophischen Abschnitten, die das Herauswachsen der Ruges aus Hegels Theorie des geschichtlichen Prozesses be- und hier namentlich für den Gedanken eintreten, daß der Geist, nachdem er in den Gestaltungen der Geschichte sein rodukt erkannt habe, nun auch seiner Schöpferkraft zur ng zukünftiger Formen sich habe bewußt werden müssen. lute Wissen sei erst am Ziele, wenn es sich auch in staat- stitutionen ausgewirkt habe, wenn es „die plastische, sich hftichtige Wirklichkeit einer sittlichen Welt“ geworden sei; che der historische Fortschritt, den Ruge erstrebe und in er Aufrüttelung der Gemüter aus dem Banne des Quie-

tismus propagiere. Damit habe er in großem Sinne die Erbschaft des achtzehnten Jahrhunderts angetreten: „Diese Tat soll ihm die Geschichte nachrühmen. Die Bedeutung des Kampfes, dessen hegemonisches Verdienst ihm gebührt, geht über die Kategorien der Literaturgeschichte hinaus.“ Unter diesem Gesichtspunkte gibt Fischer eine ins einzelne gehende, so feinsinnige wie liebevolle Darstellung von Ruge's schriftstellerischem Naturell. Er hebt die glückliche Vereinigung aller erforderlichen Gaben hervor, auf der seine imperative publizistische Stellung beruht, er geleitet den Leser durch die Hauptstadien seiner literarischen Entwicklung, wobei er manches wichtige Ereignis der neuesten Geschichte streift, um sodann alle Strahlen zu sammeln in der warmen Würdigung des glänzenden Anteils von Ruge an den Hallischen Jahrbüchern, denen er den Ruhm zuerkennt, „selber ein Stück Zeitgeschichte, die Philosophie wieder zu einer öffentlichen Macht, zu einer solidarischen Angelegenheit Aller erhoben zu haben“; nach Gebühr rühmt er namentlich das gewaltige Manifest gegen die Romantik, den unstreitigen Höhepunkt seiner literarischen Laufbahn. Diese ganze urkundliche Schilderung ist recht geeignet, einen imponierenden Eindruck von Ruge's Talent und Wissen hervorzurufen; es ist wohl begreiflich, daß Mercklich sie in seiner Briefpublikation mit besonderem Lobe erwähnt. Nicht in gleichem Grade wird man sich mit der Schlußpartie befreunden können, die von der späteren Ueberleitung der Jahrbücher ins kosmopolitische Fahrwasser berichtet; mehr als sonst greift hier eine abstrakt-ideologische Konstruktion Platz, die den unvermeidlichen Mangel an praktischer Erfahrung hinsichtlich der Motive und Ziele des politischen Lebens deutlich verrät. Eins freilich tritt uns darin handgreiflich vor Augen: in wie gründlicher und angespannter Geistesarbeit jene ältere philosophische Generation sich zum Verständnis konkreter nationaler Aufgaben zu erziehen bemüht gewesen ist, wie viel redlichen Ernst sie daran gewandt hat, sich aus ihrer theoretischen Sphäre in die neue Welt harter Realpolitik hineinzufinden und so zum notwendigen Bindeglied zwischen Vergangenheit und Zukunft zu werden. Als anschauliches Dokument dieser denkwürdigen Uebergangsperiode gewinnt die Betrachtung Fischers für den, der historisch-gerecht abzuwägen gewillt ist, typische Züge, bei denen er nicht ohne Rührung verweilen wird.

Neben Ruge stand auf anderem Gebiete die Persönlichkeit Ludwig Feuerbachs so gebieterisch überragend im Vordergrund des öffentlichen Interesses, daß Fischer auf natürliche Weise der

Entschluß nahegelegt war, seine frühere skizzenhafte Zeichnung dieses Denkers zu einem farbenreichen Gemälde zu erweitern. D. F. Strauß hatte, wie er in seinen „Literarischen Denkwürdigkeiten“ erzählt, beim Anblick desselben sogleich den bestimmten Eindruck, die beste aller Würdigungen Feuerbachs kennen gelernt zu haben. Wir verstehen dies vollkommen und setzen hinzu: wenn die Abhandlungen über Stirner, Ruge und Feuerbach zusammenhängend abgedruckt würden, so besäßen wir darin ein Gesamtbild jener Zeitströmungen, das gleichermaßen die Bedeutung einer authentischen Quelle und einer vortrefflichen Bearbeitung beanspruchen dürfte. In der Studie über Feuerbach vernehmen wir aus Fischers Munde zum erstenmal eine Art wissenschaftlichen Selbstbekenntnisses in einer Kennzeichnung der Vorbedingungen echter Historiographie: kongeniale Einfühlung in den fremden Geist, intime Aufnahme des Gegenstandes in das eigene Selbst — so formuliert er hier seine Ansicht über das Geheimnis historischer Kunst; selbst aber wird er gleichzeitig seiner Forderung gerecht in einer Schilderung Feuerbachs voll Wärme und Leben, die — trotz einiger entbehrlicher Anleihen bei der griechischen Mythologie — in ihrer stilistischen Schönheit vielleicht die bestgelungene seiner Jugendarbeiten ist. Mit unverhüllter Sympathie für die großen Seiten ihres Helden, anmutig und würdevoll in der Erörterung seiner Mängel, verteilt sie mit unbestechlicher Wahrheitsliebe Lob und Tadel: „Es ist das Schicksal jeder großen Kraft, in ihrer Stärke zugleich ihre Schwäche zu haben; ich habe die Tugend dieses Mannes erkannt und dadurch ein Recht, seine Einseitigkeit zurückzuweisen.“ Auf diese Stärke und diese Tugend richtet er zunächst seinen Blick: den Philosophen stellt er vor uns hin in seiner leidenschaftlichen seelischen Bewegtheit, von seinen Problemen im Innersten ergriffen und sie mit voller Hingabe von Gemüt und Phantasie ergreifend, seine Gedanken mehr durchlebend als entwickelnd. Anziehend werden die Wandlungen Feuerbachs vorgeführt von seinem anfänglichen Standpunkte eines seelenvollen Pantheismus bis zum immer entschiedeneren Bruche mit dem Idealismus Hegels; diesen Bruch sehen wir aus der an Rousseau gemahnenden Sehnsucht entspringen, die Wahrheit nicht im abstrakten Denken, sondern in ungeteilter sinnlicher Gegenwärtigkeit ans Herz zu drücken. Mit rühmlicher Unparteilichkeit macht Fischer die Gesichtspunkte geltend, unter denen der Gesinnungswechsel verdienstvoll erscheinen darf: was in der Aufweckung der Mächte der Natur gegen den Terrorismus des Gedankens zum Ausbruch kam, war der Sturm

eines genialen Naturalismus, der die Bollwerke einer in toten Schulformen verschanzten Metaphysik hinwegfegte; die dadurch erzeugte Gärung war durchaus wohltätig, vor allem die Aufdeckung des täuschenden Spiels, das eine unfreie und sterile Scholastik mit dem Namen Hegels trieb, eine wackere Tat: „So war es mindestens komisch, wenn Göschel sogar Goethes Gedichte nicht mehr genießen konnte, ehe er sie bekreuzt und eingesegnet hatte; aber diese Tatsache war charakteristisch.“ Durch diesen frischen, fröhlichen Vorstoß habe Feuerbach die Philosophie aus einem Fachinteresse wieder zu einer Sache des Herzens gemacht; ferner liege darin ein unzweifelhafter sachlicher Fortschritt, daß er mit seinen Angriffen das fundamentale Problem der Philosophie erfasst und ins Vordertreffen gerückt habe: die Frage nach dem Verhältnis von Idee und Wirklichkeit. Auch trenne ihn Intelligenz und Temperament weit von dem üblichen platten Naturalismus: ihm werde die Natur tatsächlich ein ideales Reich, ein polytheistisches Leben, und was ihm im letzten Grunde vorstüebe, sei das der Fülle der Welt geöffnete Individuum in der harmonischen Vollendung seiner Anlagen. Den verführerischen Reiz dieses Ideals weiß Fischer in wahrhaft sonnigem Glanze vor uns aufleuchten zu lassen. Das alles hindert ihn aber nicht, den von Feuerbach dargebotenen Schlüssel als unbrauchbar abzulehnen. Jener Rückgang auf die Empfindung als den entscheidenden Kern des menschlichen Wesens, so entwickelt er mit zwingender Logik, gründe sich auf eine unbewiesene Voraussetzung, die überdies nicht allein zu unentwirrbaren Widersprüchen, sondern weiterhin zum geraden Gegenteil der erwarteten Konsequenzen führe. Indem nämlich diese Doktrin den Geist als bloßes abhängiges Attribut der Sinnlichkeit in Rechnung stellt, wird sie zu der Alternative gedrängt, entweder die Tätigkeit des Denkens als überflüssige Wiederholung eines schon bekannten Inhalts zu betrachten oder sie als neuartig, d. h. selbständig anzuerkennen und somit ihre eigene Behauptung umzu stoßen: „Jeder Gedanke, der über den Charakter der Empfindung hinausgeht, ist entweder ein unbegreiflicher Einfall oder, wenn er das Gesetz der Wirklichkeit enthält, der vollgültige Beweis für die Freiheit des Denkens.“ Das Geheimnis, das die Theorie Feuerbachs der Empfindung zuschreibt, ist ihm in Wahrheit durch das Denken verraten worden. Schließlich verfällt diese Ansicht infolge der unvermeidlichen Doppelstellung des Denkens gerade dem Dualismus, den sie zerstören will: nur jener von Feuerbach verleugnete konkrete Idealismus, der das Natürliche im Geistigen zugleich auf-

hebt und erhält, ist die wahre Lösung des Zwiespalts, denn nur er lehrt das Individuum im gesamten Leben des Universums die Gesetze seines eigenen Geistes erkennen und überwindet damit die Fremdheit zwischen Mensch und Welt. Wo dieser Idealismus durch Erdrückung der individuellen Freiheit oder durch Verflüchtigung des Reichthums der Erscheinungen gefehlt hat, liegt die Schuld nicht an seinen Prinzipien, sondern an Mängeln der Ausführung; allerdings darf man sich nicht auf den blutlosen Formalismus einer abstrakten Logik berufen, sondern auf jenes lebendig pulsierende Begriffssystem, das in der Durchdringung von Natur und Geschichte seinen Triumph gefeiert hat. Dies sind die Hauptgedanken der Widerlegung, die in der Ausdrucksweise des Originals mehrfach eine absichtliche, in Kürze leider nicht reproduzierbare Hegelsche Tönung aufweisen. Nur beiläufig konnte der bedeutsamen Religionstheorie Feuerbachs Erwähnung geschehen, deren spezielle Erörterung vom Thema zu weit abgeführt hätte; treffend wird sie als psychologisch-genetische Kritik in Zusammenhang zur immanenten Begriffsentwicklung gebracht und ihr Zusammenhang mit seinen philosophischen Grundlehren angedeutet.

Vollständig wird diese Beurteilung Feuerbachs erst durch einen Epilog, den Fischer wenige Jahre darauf der Vorrede zu seiner Logik einfügte, nachdem Feuerbach reißend schnell dem Materialismus entgegengesprochen war. Auch jetzt noch bekundet er seine alte Achtung vor dem „selbständigen Charakter“ des tapferen Mannes und bewundert nach wie vor die „leidenschaftliche Begisterung“, womit er sich gegen alle unwahren und naturwidrigen Abstraktionen empört habe, ja er findet sogar neue Ausdrücke des Lobes für seine gelehrte Kenntniss der philosophischen Literatur und sein eminentes schriftstellerisches Talent. Aber rückhaltlos verurteilt er die „pathologische“ Wendung von Feuerbachs Denken, sein alles logische Maß verachtendes zügelloses Ungeflüm, das ihn dem naturalistischen Dogma in die Arme getrieben und unter dem verdächtigen Namen der Abstraktion auch die notwendigen und naturgemäßen Gedanken habe ächten lassen. In dieser Feindschaft gegen die Philosophie sei Feuerbach ein tragischer Anachronismus: „Ein Jahrhundert früher wäre dieser Mann der Apostel des Naturalismus, der deutsche Rousseau geworden; als ein Sohn dieses Jahrhunderts, das seine philosophische Entwicklung von Kant und Fichte datiert, wurde er nur ein Apostat der Philosophie.“ „Indem Feuerbach die Philosophie verneint, endet nicht die Philosophie, sondern ein Philosoph.“ Sollen's seine schülerhaften Nachbeter seien lediglich lächerliche

„Moger“: Feuerbachs Formeln mögen sie nach Belieben ausbeuten — gerade das eigentümlich Bedeutende an ihm, seine Individualität, sei ihnen verschlossen und unnachahmlich.

Hat Fischer in diesem Fall, unbeirrt durch agitatorische Schlagworte des Augenblicks, der überscharfen Zuspitzung Hegelscher Ideen Widerstand geleistet, die mit einer völligen Umkehrung ihres Sinnes geendet hatte, so fand er fast gleichzeitig Veranlassung, eine abschwächende Korrektur markiger religions philosophischer Sätze Hegels mit nicht geringerer Energie zurückzuweisen. Im fünften Bande der „Epigonen“ unterzog er das Buch des verdienten liberalen Theologen Carl Schwarz „Das Wesen der Religion“ einer eingehenden Besprechung, die wir nicht anstehen aus dem Gesichtspunkte philosophischer Systematik als den wichtigsten seiner Jugendaufsätze zu bezeichnen. Gerade deswegen läßt sich, wie man uns schwer verstehen wird, der differenzierte Gedankengang, der aus der verwickelten Dialektik Hegels die dem Kenner wertvollsten, aber auch heikelsten und unnahbarsten Grundbegriffe ins Feld führt, hier unmöglich erschöpfend darstellen. Der Schwerpunkt seiner Kritik beruht in der tiefen Wahrheit, daß jede Auffassung des Verhältnisses des Menschen zu Gott, die die Versöhnung nicht als eine durch Entzweiung und Prüfung hindurchgegangene Errungenschaft ansieht, d. h. m. a. W. das Prinzip der Entwicklung nicht in den Mittelpunkt stellt, notwendig an der Oberfläche verharren muß. Diesen verhängnisvollen Irrtum enthüllt er als das untilgbare Gebrechen in der Behauptung eines unmittelbaren Aufgehens des Individuums im Absoluten, mit der Schwarz Hegels Zurückdrängung des individuellen Faktors zurechtrücken will; gerade dadurch bleibt das Individuum spröde und gleichgültig abgeschlossen gegen den Ernst der der Lösung bedürftigen Gegensätze, und nur von vorübergehender Usurpation des Zieles, nicht aber von dauernder Versöhnung im religiösen Sinne kann hier die Rede sein. Auch der Gottesbegriff, sobald er nicht als schöpferische Selbstverwirklichung des unendlichen Geistes in den endlichen Erscheinungen erfaßt wird, verfällt unentrinnbar der Trübung durch das Einschleichen dualistischer und anthropomorphistischer Vorstellungen, gegen die sich Schwarz bei allem Scharfsinn und guten Willen vergeblich zur Wehr setzt; für Gott bleibt hier die Welt in undurchdrungenem Gegenüber bestehen, statt als integrierendes Moment in ihn hineingenommen zu werden, und so läßt der Mensch „den Sonntag neben dem Werktag stehen“. Wieder sind es also in letzter Instanz die ewigen Menschheitsfragen

der Transzendenz und Immanenz, die in ihren Tiefen aufgerührt werden, die beiden zusammengehörigen Seiten der religiösen Funktion, in deren inniger Durchdringung Fischer — in erschütterlichem Anschluß an Battes tiefsinniges Werk über die menschliche Freiheit — den Prüfflein des Wahren erblickt. Auf diese knappen Hinweisungen müssen wir uns hier beschränken. Ihre prinzipielle Tragweite erhält Fischers Abhandlung durch den von ihm versuchten Nachweis, wie schief Hegels Religionsphilosophie durch den Vorwurf des einseitigen Intellektualismus charakterisiert ist, wie vorsichtig derselbe zum mindesten formuliert sein will, wenn er nicht zurückprallend die entgegengesetzte Schwäche im Standpunkte des Angreifers bloßlegen soll. Bei erneuter Ausbreitung der Hegelstudien müßte sie schon wegen dieser leitenden Tendenz der Vergessenheit entrissen werden. Auch im einzelnen fehlt es nicht an treffenden Bemerkungen; daß z. B. die Mystik ernstlich Rede stehen und sich ihrer Unzulänglichkeit überführen lassen muß oder das Verhältnis von Idee und Erscheinung durch die Analogie von Staat und Individuum überzeugend illustriert wird, sind gehaltvolle Exkurse, die nebenher Erwähnung verdienen.

(Schluß folgt.)

Notizen und Besprechungen.

Zum Eherecht des Bürgerlichen Gesetzbuchs.

Eine Entgegnung

von

Marianne Weber.

Es ist naturgemäß gewagt, wenn ich mir erlaube, an den kritischen Ausstellungen, die eine Autorität wie Professor Friedrich Paulsen in der Juni-Nummer dieser Zeitschrift an meiner Stellungnahme zu unserem gegenwärtigen Eherecht gemacht hat, Gegenkritik zu üben. Dies um so mehr, als mein Kritiker nicht nur in durchaus sachlichem, sondern in direkt wohlwollendem Ton polemisiert hat. Allein gerade angesichts dessen möchte ich seine Ausführungen nicht unwidersprochen lassen. Einerseits hoffe ich ihn zu überzeugen, daß ihm einige Mißverständnisse des von mir Gesagten widerfahren sind. Andererseits möchte ich einigen Irrtümern entgegen treten, die, wie mir scheint, darauf beruhen, daß er die reale Wirkung gewisser Bestimmungen unserer Gesetzgebung unrichtig einschätzt. Angesichts der praktischen Folgen, welche das geltende Recht in unharmonischen oder zerrütteten Ehen — und nur in solchen tritt es ja überhaupt in Funktion — mit sich führt, habe ich mich naturgemäß nach den feinen Bestimmungen zu grunde liegenden Motiven gefragt. Dabei habe ich ausdrücklich anerkannt, daß da, wo sachlich-praktische Gründe — z. B. die Verschiedenartigkeit des den Gatten vom Gesetz zugewiesenen Pflichtenkreises — die Zuerteilung bestimmter Sonderrechte an den Mann verlangen, gegen solche nichts einzuwenden ist. Was wir Frauen den kritisierten Bestimmungen des Gesetzes vorwerfen ist eben das Fehlen solcher sachlichen Gründe, also die Wirkung unsachlicher Motive. Von solchen „unsachlichen“ Motiven fand ich in den sorgsam studierten „Motiven“ zum B. G. B., den gutachtlichen Äußerungen der juristischen Fachgelehrten und den Stenogrammen der Reichstagsverhandlungen wesentlich zweierlei: Einmal die übliche Selbsttäuschung der „nationalen“ Romantik, welche bestimmte Herrenrechte des Mannes, die sich bei den aller verschiedensten, zum Teil bei allen Völkern gefunden haben, als spezifisch „deutsche“ und deshalb zu erhaltende Institution stempelt. Ueber den Unwert solcher Begründungen scheint zwischen Prof. Paulsen und mir keine Meinungsverschiedenheit zu bestehen. Daneben aber

finden sich Bestimmungen, deren Schema folgender, auch in meinem Buche erwähneter Fall illustrieren mag: Wenn eine Frau gegen ihren Mann, es sei wegen Ehebruchs oder ehrlösen Verhaltens oder aus welchem Grunde immer, die Scheidung durchgesetzt hat, er für den schuldigen Teil erklärt ist und sie also die Pflege der Kinder erhält, so behält nicht nur trotzdem der — schuldige! — Mann allein die volle elterliche Gewalt über die Kinder, also das alleinige Recht, sie gerichtlich zu vertreten, das Recht, ihr Vermögen zu nutzen und zu verwalten, sondern die Frau muß auch in diesem Fall aus ihrem etwaigen Vermögen oder Erwerb ihren Beitrag zur Bestreitung der Kinder, die sie pflegt, an den von ihr getrennt lebenden Mann auszahlen, um ihn alsdann hinterher von ihm zurückzufordern. (Ausnahme nur wenn nachweislich erhebliche (!) Gefährdung der Kinder zu befürchten ist.) Und auch wenn sie die vollen Elternrechte über die Kinder hat, weil der Mann als Trunkenbold oder Verschwender entmündigt ist, behält trotz allem dieser Mann die Nutznießung des etwaigen Vermögens der Kinder. Für derartige, praktisch doch geradezu hirnerbrannte Bestimmungen würde Prof. Paulsen in den „Motiven“ (S. 818) lebiglich die Begründung finden: es würde „eine unbillige Härte“ sein, dem Mann in diesen Fällen jene „Vermögensvorteile“ zu entziehen. Das Bedürfnis, den Herrn zu spielen, wird also vom Gesetz auch noch in dem schuldhaft geschiedenen oder entmündigten Ehemann gespart, gleichviel wie Frau und Kinder in ihren Interessen — von ihren Empfindungen ganz zu schweigen — dabei fahren. Ich bezweifle, daß Prof. Paulsen gegenüber solchen Bestimmungen und Motiven seine Behauptung wird aufrecht erhalten wollen, die „aus der Lage der Dinge geschöpfte Einsicht in das Notwendige“ habe die Verfasser des B. G. B. gelenkt. Hier liegt das Gegenteil besonders offen zutage. Aber ich habe an einer ganzen Reihe der wichtigsten Bestimmungen unsres Eherechts das gleiche nachgewiesen. Die dabei zutage tretenden unsachlichen Motive habe ich Berücksichtigung männlicher „Geschlechtsseitigkeit“ genannt. Der Ausdruck ist mir für jeden besseren feil. Auch habe ich ausdrücklich betont (Anm. S. 412), daß ich damit diese Eigenschaft keineswegs dem männlichen Geschlecht als solchem, im Gegensatz zum weiblichen, anheften wolle. Ich glaube, daß beide Geschlechter sich in dieser Hinsicht nichts vorzuwerfen haben. — Gewiß bin ich mit Prof. P. darin einig: die Mehrheit der Frauen, und zwar einschließlich der „modernen“, will Männer, die eben „Männer“ sind. Es ist unser Stolz, wenn sie „imstande“ sind, die Stellung, die ihnen, wie ich selbst hervorhob — auf Grund der faktisch größeren Gebundenheit der Frau durch die Hausstätigkeit und ihre Gattungsfunktionen, normalerweise zufällt, auch aus eigener Kraft auszufüllen. Aber ich kann auch hier nur wiederholen: Ein Mann, der Gesetzesparagrafen braucht, um sich diese Stellung zu sichern, und der zu schlaff ist, um ohne die Stütze von Privilegien seine führende Stellung zu behaupten und andererseits zu eitel, um die Frau als gleichberechtigte Kameradin anzuerkennen — einem

derartigen „Mann“ wird eine vollentwickelte Frau keine Achtung entgegenbringen können. Wir beanspruchen schlechthin gar nichts weiter, als daß für die Verteilung der Rechte in der Familie praktisch-sachliche Gesichtspunkte maßgebend sein sollen, daß also das Eherecht dem Mann nur soweit dies praktisch unentbehrlich ist Sonderrechte verleiht.

Es scheint nun, daß Prof. Paulsen dieser Forderung im Prinzip zustimmt. Denn er kritisiert mich wesentlich durch den vermeintlichen Nachweis, daß die von uns Frauen verlangten Änderungen praktisch undurchführbar seien. Wenden wir uns diesen Einwänden einen Augenblick zu. Da zeigt sich, daß Prof. Paulsen bei Niederschrift seiner Kritik meine Vorschläge in manchen Punkten nicht mehr gegenwärtig waren. Er illustriert die Unmöglichkeit des Prinzips des „liberum veto“ in Ehefachen (beide Gatten müssen einer Maßregel zustimmen, statt des jetzigen ehemännlichen Alleinentscheidungsrechts) drastisch an der Schilderung des resultatlosen Verlaufs einer ehelichen Diskussion anlässlich eines notwendigen Wohnungswechsels, bei dem die in bezug auf die Wahl der neuen Wohnung — natürlich — höchst unvernünftige Frau, durchaus ihren Willen dem — natürlich — höchst vernünftigen — Gatten nicht unterordnen will, und die Familie sich deshalb am 1. April auf dem Straßenpflaster befindet.

In der Tat, Prof. P. hat recht. Raum läßt sich ein anderer Fall konstruieren, bei dem das liberum veto so völlig versagt wie hier. Zweifellos wird er mit seinem Beispiel die Lacher auf seiner Seite haben, ob aber das Recht, ist mir zweifelhaft. Denn mein Kritiker hat offenbar ganz übersehen, daß ich die Forderung nach Beseitigung des alleinigen ehemännlichen Entscheidungsrechts ausdrücklich auf freiwilligen Wohnungswechsel beschränkt habe, also auf Fälle, die von seinem Beispiel gar nicht betroffen werden. Ich habe dagegen auf S. 428 meines Buches (vgl. auch S. 430, 442) ausdrücklich anerkannt, daß die Bestimmung über Wohnort und Wohnung normalerweise dem Mann gebührt, und zwar aus dem Grunde, weil er die primäre Unterhaltspflicht hat und normalerweise durch seine Berufsarbeit den Hauptteil der Haushaltungskosten trägt. Eben deshalb bin ich aber der Ansicht, daß dies Alleinbestimmungsrecht ihm nur insoweit zustehen sollte, als er seiner primären Unterhaltspflicht auch wirklich nachkommt, andernfalls aber nicht. Erhält die Frau durch ihre Erwerbstätigkeit die Familie, so soll sie Wohnort und Wohnung bestimmen. — Alle meine Vorschläge zur Grenzregulierung der Rechtsphären der in der Familie vereinigten Individuen, die nun einmal in Wirklichkeit keine „organische Einheit“ sind und auch vom Gegenseitigkeitsrecht durchaus nicht mehr als solche betrachtet werden, basieren ja auf dem Gedanken, daß die rechtliche Konstruktion des ehelichen Gemeinschaftslebens (ebenso wie die ethische), statt wie bisher auf dem Prinzip der generellen Unterordnung der Frau, auf dem Prinzip der Arbeitsteilung zwischen den Gatten aufzubauen ist, und ich suche zu zeigen, daß sich zufolge der Verschiedenartigkeit ihres Pflichtenkreises auch aus diesem Prinzip keine schematische Gleichstellung

der Gatten, sondern gewisse, ihren Sonderpflichten entsprechende, sachlich notwendige Sonderrechte ergeben. — Nach jezigem Recht kann der Mann der Frau in allen Dingen, deren Erledigung allein auf ihren Schultern liegt, bis zur Säuglingspflege, maßgebende Vorschriften machen.

Praktisch weit wichtiger als die Beseitigung des ehemännlichen Entscheidungswortes ist natürlich die Erhebung des Systems der „Gütertrennung“ zum gesetzlichen Güterrecht und seine Ergänzung durch die Bestimmung, daß 1. der Frau ein Rechtsanspruch auf Vereinbarung eines angemessenen Wirtschaftsgeldes und 2. falls sie vermögenslos ist und im Interesse der Familie auf selbständigen Erwerb verzichten muß, auf einen bestimmten Bruchteil des ehemännlichen Einkommens für ihre persönlichen Bedürfnisse zu steht. Prof. Paulsen stimmt — und das ist erfreulich — der zweiten Hälfte des obigen Vorschlags zu und hält auch jede Sicherstellung des Frauenvermögens „gegen Leichtsinns, Unberatenheit, Uebelwollen, Verschwendungssucht des Mannes“ für in Ordnung. Aber obwohl nun gerade dies bei dem gegenwärtigen System der Verwaltung und Nutznießung des Mannes, bei dem eben der Mann das Frauengut ohne Kontrolle verwaltet und über dessen Einkünfte, die sein Eigentum werden, faktisch frei verfügt, unmöglich ist, will Prof. Paulsen dies System doch nicht fahren lassen, weil es „im ganzen“ „den tatsächlichen Verhältnissen, den herrschenden Anschauungen und den Interessen der Familie“ entspricht. Der „Familie“? Das muß doch wohl heißen: des Mannes, denn zweifellos ist es für ihn angenehm, wenn der Gesetzgeber ihm das Portemonnaie der Frau in die Hand drückt. Aber in allen nicht ideal assortierten Ehen ebenso zweifellos gegen das Interesse der Frau und häufig auch gegen die Interessen der Kinder. Ich habe eingehend darzulegen versucht, in welcher Weise die sachlichen Zwecke, welche das System des B. G. B. verfolgt, bei dem System der Gütertrennung mindestens ebenso wirksam und technisch einfacher erreicht werden können. Und verstehe nicht recht, was Prof. Paulsen mit den Worten meint, daß die Frau vielfach durch ihre eigene Schuld von der Verwaltung ihres Vermögens ausgeschlossen sei — wo doch das Gesetz sie von jeher davon ausgeschlossen hat und ihr auch jetzt nicht einmal einen Anspruch auf Rechnungslegung — wie Prof. Paulsen zu glauben scheint —, sondern nur auf „Auskunft“ verleiht. — Ich habe nachdrücklich betont, daß ich es für das Richtige ansehe, wenn jedes Ehepaar seine Güterrechtsverhältnisse individuell durch Vertrag regelt. Dies wird dann am sichersten eintreten, wenn der Gesetzgeber, wie es in Ländern verschiedensten Gepräges geltendes Recht ist, der Ehe als solcher einen Einfluß auf die Vermögensverhältnisse einfach verjagt. Dann mögen in jedem Fall, wo die Beteiligten es für nötig halten, sie selbst, im Anschluß an die vom Gesetzgeber zur Verfügung gestellten Schemata, vereinbaren, was Rechtens sein soll. Auch heute ist der Abschluß solcher Verträge, z. B. auch die Vereinbarung der Gütertrennung erlaubt. Aber infolge der Statuierung des Systems der ehemännlichen Verwaltung und Nutznießung

als gesetzlichen Güterstandes liegen die Dinge heute so, daß der Bräutigam es als ein Mißtrauensdootum ansehen muß, wenn die Braut oder ihre Familie ihm zumutet, etwas von der Herrenstellung, die das Gesetz ihm einräumt, zu opfern, weil seine Eitelkeit durch das Gesetz engagiert ist. Es ist doch kein Zufall, daß gegenüber dem „Besserwissen“ der Sachjuristen Männer des praktischen Lebens, wie der wohl nicht im Verdacht des „Radikalismus“ stehende Freiherr von Stumm in ebenso nachdrücklicher Weise wie die Vertreter der Arbeiterklasse für die Gütertrennung eintraten, und daß, wie die Reichstagsstenogramme zeigen, sachliche Gegenargumente überhaupt nicht vorgebracht wurden.

Und was besagt nun dem gegenüber die Berufung auf die „tatsächlichen Verhältnisse und die herrschenden Anschauungen“? Soli etwa der Kampf gegen Alkoholismus und Prostitution deshalb aufgegeben werden, weil diese Dinge tatsächliche Verhältnisse sind und sehr verbreiteten Interessen entgegenkommen? Ist mit dem Hinweis auf das Tatsächliche irgend ein brauchbarer Maßstab zur Bewertung jener Rechtsform gewonnen und eine Antwort gegeben auf die Frage, ob sie unter rein sachlichen Gesichtspunkten den bestmöglichen Ausgleich zwischen den Interessen von Mann, Frau und Kindern garantiert? Selbst die Motive zum B. G. B. geben ungeschminkt zu, daß das dem System der Gütertrennung am nächsten stehende römische Dotalrecht für die Sicherung und Selbständigkeit der Frau weitaus das beste und die Forderung der Frauen danach prinzipiell berechtigt sei, glauben aber doch, lediglich mit Berufung auf „die geschichtliche Entwicklung“, das dem Manne angenehmere dem der Frau günstigere, keinerlei Interessen des Mannes schädigende System vorziehen zu sollen, während andere Länder den Uebergang zum neuen Recht vollzogen haben, obwohl dabei der Bruch mit der „geschichtlichen Entwicklung“, wie ich in meinem Buche eingehend dargestellt habe, für sie ein weit schärferer war, als er bei uns gewesen wäre, und obwohl dort ganz dieselben Argumente gegen die bevorstehende Umwandlung geltend gemacht und nach vollzogener Umwandlung — vergessen wurden, weil keiner der behaupteten Schäden eingetroffen ist. — Auf Prof. Paulsens Abrechnung mit denjenigen nach seiner Ansicht spezifisch „weiblichen Schwächen“, welche die Frau zur Vermögensverwaltung unfähiger machen könnten als den Mann, möchte ich hier nicht näher eingehen. Wir kämen sonst aus den „Retorjionen“ nicht heraus. Was ich unter Geschlechtsungleichheit verstehe, habe ich sowohl oben wie in meinem Buche gesagt. Was die „Eitelkeit“ im allgemeinen betrifft, so ist sie nach meinen Beobachtungen eine bei beiden Geschlechtern verbreitete Eigenschaft. Doch genug davon. Es genügt mir festzustellen, daß jedenfalls dem Bedenken: es könne bei Gütertrennung der Mann gegenüber der Willkür einer genußsüchtigen, eifren Frau, der es einfällt, ihr Geld nach ihrem Belieben für ihr Vergnügen zu verausgaben oder sich „mindestens darum bitten zu lassen“, ebenso schutzbedürftig werden wie die Frau heute bei „Verwaltungsgemeinschaft“ gegenüber einem durch

und noble Passionen oder auch durch Geiz beherrschten Manne, —
 an dem entscheidenden Punkte der Rechtsordnung zugrunde liegt.
 kann bei dem jetzigen Güterstande ja nicht nur sein eigenes
 sondern auch die Einkünfte des Frauenguts nach Belieben ent-
 wenden oder auch aufhäufen. Nicht nur, wenn sie aus seinem,
 wenn sie aus ihrem eigenen Vermögen eine Ausgabe machen
 sie ihn um Erlaubnis dazu bitten — eine Situation in welche
 bei Gütertrennung niemals kommen könnte. Mir sind Ehen be-
 zogen, die an der tiefen inneren Verbitterung, welche dieser
 zugrunde liegt, innerlich zugrunde gerichtet wurden, und ich habe Grund
 zu glauben, daß dies weit häufiger geschieht, als man gemeinhin an-
 nimmt, daß der Mann überdies bei Gütertrennung schon jetzt durch
 W. G. B. gegen zweckwidrige Willkür und Laune der Frau
 geschützt und daß nicht die geringste Schwierigkeit besteht, diesen Schutz,
 welchem natürlich wünschenswert ist, zu verstärken, habe ich schon erwähnt
 in § 483 meines Buches ausgeführt, — was Prof. Paulsen offen-
 zogen hat.

Die Urtheile gehen Prof. P.'s und meine Anschauungen in der Beur-
 theilung der außerehelichen Geschlechtsverkehrs bei Mann und Frau und in
 abgeleiteten rechtlichen Forderungen auseinander. Und hier
 geht es sich möglicherweise um eine Verschiedenheit sittlicher Maßstäbe,
 in Kürze nicht diskutieren läßt. „Ein Mann, der sich eine
 erwehnt gehen läßt, ist wohl gar kein Mann.“ Also sexuelles Frei-
 sein ein spezifisches Merkmal der „Männlichkeit“, und trotzdem —
 deshalb mögliche Belastung der Frau mit den Folgen des
 außerehelichen Geschlechtsverkehrs als einzig wirksamer „Gegendruck“ gegen
 den des Mannes. Der Kern dieser Ausführungen ist auf dem
 „doppelten Moral“ gewachsen, gegen die wir Frauen immer
 protestieren müssen, nicht in erster Linie im Interesse der „armen
 Mädchen“ (diese habe jedenfalls ich nicht herbeizitiert), sondern
 im Interesse der auf alle Fälle „armen unschuldigen“ Kinder,
 welche die Sicherung doch schließlich der einzige objektive Maßstab
 der Beurteilung ihrer Rechtslage sein kann. Allein Prof. P. will nun
 auf dem Boden der „Realpolitik“ diskutieren. Auch da aber zeigt
 er an, daß der Glaube, die stärkere Belastung des Mannes mit
 der seiner „Eroberungen“ werde der Erzeugung unehelicher Kinder
 entgegenwirken, denn doch kein so verkehrtes weibliches Rechenexempel ist,
 wenn man annimmt. Das Zahlen der Alimente und das Bewußtsein davon,
 welche Verpflichtung eintreten kann, wirkt schon jetzt notorisch als ein
 wirksames Dammzettel, und der volle Erbrechtsanspruch der unehelichen
 Kinder wirkt erst recht in gleicher Richtung wirken, wie jeder in diesen
 Bestimmungen zugeben muß.

Wenn Prof. Paulsen das Verlangen nach Abschaffung der *exceptio*
 §. 3. B. in Oesterreich nicht gilt, auch nur unter dem Gesichtspunkt
 des Jahrbücher. Bd. CXXXIII. Heft 2.

punkt betrachtet, inwiefern sie für liederliche Mädchen als verstärkter Anreiz zur Verführung zahlungsfähiger Jünglinge wirkt — einer Konsequenz, der sehr leicht durch gesetzliche Bestimmungen vorzubeugen wäre —, so zeigt dies, daß ihm offenbar unbekannt ist, 1. daß das Fehlen dieser „Rechtswohltat“ in andern Ländern keineswegs in fühlbarem Maße die von ihm befürchteten Folgen gehabt hat, 2. aber und vor allem, daß er nicht weiß, zu welcher schamlosen Praktiken die Zulässigkeit der Einrede heute faktisch die Männer verleitet. Nicht nur, daß bei fast jeder Alimentsklage versucht wird, mit ihr zu operieren und Zeugen bedenklicher Art zu gewinnen. Es ist eine alltägliche Erfahrung, daß der Mann das von ihm verführte Mädchen mit den raffiniertesten Mitteln an gute Freunde zu verkuppeln sucht, um sich die *exceptio plurium* zu sichern. Selbst unter Gymnasiasten ist die Bedeutung dieses Rechtsmittels bekannt und erzeugt die selbstverständliche Wirkung: da das Gesetz diese Niederträchtigkeit zuläßt, wird sie begangen. — Und wenn Prof. Paulsen gerade die polizeiliche Verfolgung des Konkubinats als rationelles Mittel zur Beschränkung der unehelichen Geburten und Beförderung der Eheschließungen ansieht, so weiß er offenbar nicht, daß die Hauptquelle der unehelichen Geburten schlechterdings nicht der Konkubinat, sondern teils die Antizipation der Ehe, teils aber der gelegentliche Geschlechtsverkehr ist, den zu verbieten jedermann lächerlich finden würde. Die in ihm erzeugten Kinder stehen aber offenbar in jeder Hinsicht weitaus unsicherer als etwa die im Konkubinat geborenen, denn dessen spezifisches Merkmal ist ja gerade die — freilich rechtlich nicht gesicherte — Lebensgemeinschaft der Eltern.

Ich habe in meinem Buche überall versucht, die sachlichen Interessen von Mann und Frau, von Vater, Mutter und Kindern sorgsam gegeneinander abzuwägen und Rechtsformen zu suchen, die für Konfliktfälle einen möglichst gerechten Ausgleich garantieren. Dabei mußte allerdings das Dogma von der Unantastbarkeit der gesetzlichen Vorherrschaft und eheberrlichen Autorität des Mannes fallen, weil es ganz offenbar das Finden solcher Formen gehindert hat. Den Vorwurf geschichtslosen Radikalismus, der heutzutage jeden trifft, der das Bestehende kritisiert und Neuordnungen verlangt, muß ich und mit mir eine wachsende Schar von Frauen und Männern aller Parteien — ich erinnere für das Ehegüterrecht nur nochmals an den konservativen Frhn. v. Stumm — tragen. Jedenfalls können uns auch Prof. Paulsens Ausstellungen nur dazu anregen, uns nicht damit zu trösten, daß die „Vernunft der Geschichte“ schon von selbst den richtigen Weg gehen und das Ziel erreichen werde. Die Geschichte ist doch kein Wesen, welches irgend etwas „will“, sondern wird ihrerseits von wollenden Menschen „gemacht“. Und was wir in ihr von „Vernunft“ finden, läßt sich doch nicht aus ihr selbst ablesen, sondern hängt von unseren Idealen ab, an denen wir sie messen. Und so viel ich sehe, steckt auch die immanente Vernunft, der es gelingt, „das Schwergewicht der Masse vorwärts zu bringen“ nirgends als in den Köpfen lebendiger Menschen, die sich ernstlich

mühen, das „Seinsollende“ zu erkennen und die doch stets aus einem Gemisch unsinniger und sinnvoller Elemente bestehende Wirklichkeit danach zu gestalten.

K u n s t.

Zwei Publikationen über Matthias Grünewald.

Endlich scheint die Gleichgültigkeit, mit der die Kunstfreunde dem größten malerischen Genius der Lutherzeit bisher fern geblieben sind, einer besseren Erkenntnis zu weichen.

Die Gründe, weshalb Matthias Grünewald so lange auf seine Auferstehung hat warten müssen, sind z. T. äußerlicher Art. Es gibt nur einen Platz in der Welt, wo man ihn fassen kann; sein Meisterwerk steht außerdem nicht in einem Museum, sondern in einer Kapelle im kleinen Colmar. Aber gibt es nicht viele gutbekannte Bilder der Verborgenheit? Ich erinnere an Giorgiones Madonna in Castelfranco, an Sebastiano del Piombos Pietà in Viterbo — wer kennt sie nicht und den Zauber der kleinen Städte, die ihr Kleinod mit anspruchloser Selbstverständlichkeit hüten? Das sind freilich italienische Bilder; die muß der gebildete Deutsche kennen, der dagegen vom Isenheimer Altar Grünewalds und Pachers Wolfgangaltar am Mondsee nie etwas gehört hat. Der Grund der Verkennung liegt aber in diesem Fall doch tiefer. Es geht nicht an, Grünewalds Bedeutung zu erfassen, ohne das Dürerurteil zu modifizieren. Nicht als ob Dürer nun schleunigst herabgesetzt werden sollte! Aber man kann ihn nicht länger auf dem einzigartigen Piedestal lassen, auf das ihn die deutsche Romantik im Anfang des vorigen Jahrhunderts gestellt hat und von dem ihn herabzubemühen sich die fortschreitende Forschung wohlweislich hütete. Denn wer möchte sich an der undankbaren Aufgabe beteiligen, einen Genius zu verkleinern, wo schon so viel Dumpsheit und Mattigkeit in der Welt herumliegt, daß dem Großen alle Lebensluft genommen wird. Aber man muß sich doch zur Revision auch der Verehrung entschließen, wenn sie Verlehnung eines Andern, Gleichgroßen oder —? bedeutet. Ich hüte mich, das Wort auszusprechen; denn natürlich stehen wir jetzt im lichterlohen Brand der Entdeckungswonne. Aber auch das vorsichtige Urteil darf jetzt schon sagen: wir sehen neben Dürer einen Andern, der als Maler größer war als er. Ob als künstlerische Potenz, ist noch die Frage. Der Vergleich ist deshalb so schwer, weil Dürers Größe ja vor allem in seiner Graphik liegt und in den Zeichnungen: er selbst hat es am lautesten ausgesprochen, daß er nicht malen könne. Wie nun auch immer das Urteil später lauten wird, wir müssen Grünewald ebenso gut kennen wie Dürer. Zwei große Publikationen, die soeben fast gleichzeitig erschienen sind, helfen uns dabei.

Heinrich Alfred Schmid hat durch einen Aufsatz im Basler Jahrbuch vor vierzehn Jahren die Fragen zuerst formuliert; diesem Aufsatz und Bayer-

dorffers mündlichen Worten verdanken die Kunsthistoriker es, wenn sie seit 1895 dafür sorgten, möglichst oft in Colmar auszustiegen. Schmid hat nun endlich jenem Aufsatz die große Publikation folgen lassen; zunächst ist eine Mappe mit 62 Lichtdrucktafeln (bei W. Heinrich in Straßburg zu dem sehr niedrigen Preise von 60 M.) erschienen, die sämtliche heute bekannten Bilder (bis auf die von E. Lange im vorigen Jahr entdeckte Madonna von Stuppach), die Zeichnungen und einige Schulbilder abbildet. Der Textband soll im nächsten Jahre erscheinen. Herrliche Detailaufnahmen zeigen Einzelheiten, die das menschliche Auge bei den Originalen kaum entdecken kann. Das Hauptwerk, der Isenheimer Altar in Colmar, umfaßt allein 27 Tafeln. Dieser Altar ist um 1514 entstanden; früher ist eine Kreuzigung in Basel (um 1500) und zwei Flügel im städtischen Museum in Frankfurt a. M. (um 1510, vermutlich die Flügel zu Dürers 1509 gemaltem Sellerschen Altar). Von einem für Wschaffenburg um 1519 gemalten Altar ist der alte Rahmen in der Gallerie, ein Flügel im Museum in Freiburg i. Br. erhalten. Spätwerke sind die beiden Bilder der Kreuzigung und Kreuztragung in Karlsruhe (für Tauberbischofsheim gemalt), eine um 1525 gemalte Predelle in Wschaffenburg und das für den Kardinal Albrecht von Mainz um 1525 gemalte Bild Mauritius und Erasmus in der Münchener Pinakothek. Dazu kommen noch 12 Zeichnungen.

Das sind die echten Arbeiten, wie sie nach dem Consensus der Beurtheiler das heute bekannte *Deuvre* des Mainzer Hofmalers umfassen. Die Versuche, schwächere Arbeiten diesem Namen anzuhängen, sind vergeblich gewesen. Eine solche Kontamination war nicht nötig, da Grünewald nicht leicht zu verkennen ist; sie wird nicht dadurch richtiger, daß sie immer wieder abgedruckt wird. Für den großen Kreis der Kunstfreunde steht der Altar in Colmar so sehr im Vordergrund, daß sich auf ihn zunächst alles Interesse konzentrieren sollte. Alle diejenigen Reisenden, die bisher in Straßburg des Münsters wegen ausgezogen sind, sollten in den nächsten zehn Jahren bis Colmar durchfahren; denn dort sind Dinge zu sehen, die größer sind als die sogenannten Apostel Dürers.

Bei Grünewald kommt alles auf die Farbe an. Von dieser Erwägung ausgehend drang Bayersdorffer schon immer darauf, daß der Colmarer Altar farbig reproduziert werden müsse. Jetzt hat der Verlag Bruckmann in München diese Bitte würdig erfüllt. In sehr großen Dreifarbenlichtdrucken (auf Grund der mit dem Farbenfilter aufgenommenen Photographien) ist der ganze Altar in Colmar abgebildet (120 M.). Der neue Direktor des Berliner Kupferstichkabinetts, Dr. Max J. Friedländer, hat einen sehr sympathischen Text dazu geschrieben, der nicht nur orientiert, sondern auch sagt, wo die Schönheit und Größe zu suchen ist. Diese liegt nämlich, wie bei allem Charaktervollen, nicht auf der Oberfläche. Das wilde Temperament, die Maßlosigkeit der inneren Erregung haben Grünewald einen Flammenstift in die Hand gegeben; mit elementarer Wucht prasseln die Funken und fallen wie fressendes Feuer in Auge und Seele. Können wir uns einen

besseren Dolmetscher der Lutherzeit wünschen? Erscheint nicht alle andere Malerei daneben wie Kleingerät der Goldschmiede, wie Strichelei und Bangigkeit? Doch wir können hier in die Sache nicht eingehen: die Reinigung des Referenten ist im Text der Grünewald-Mappe des Kunstwarts ausgesprochen werden. Hat diese schon manchen Pilger nach Colmar geführt, so werden die beiden großen Publikationen dem großen Namen Grünewald erst recht zum Siege verhelfen. Wir dürfen nicht raufen, bis dieser Maler ebenso tief und sicher in der Liebe und Bewunderung des deutschen Volkes ruht wie Dürer oder Rembrandt.

Das Gebetbuch Kaiser Maximilians.*)

A. Dürers Zeichnungen zum „Gebetbuch Kaiser Maximilians“, die heute leider getrennt auf den Bibliotheken von München und Besançon aufbewahrt werden, gelten seit langem als einer der kostbarsten Schätze der deutschen Buchillustration; abgesehen von der Schönheit der Arbeit, dem Reichtum der Erfindung, der Klarheit der Anordnung, waren sie uns auch deshalb besonders bemerkenswert, als sie zu einer Zeit (um 1515) entstanden, in der die Buchdruckerkunst und der Holzschnitt die Illustration der Feder und des Pinsels zu verdrängen suchte. Der Sieg des gedruckten Buches über das geschriebene traf eben in erster Linie die Illuminatoren. Mit schönem Trotz widersetzten sie sich dieser Verdrängung, und sie fanden wohl auch Fürsten wie den Herzog von Urbino, der nicht duldete, daß in seine Bibliothek ein gedrucktes Buch komme, „da dieses auch jeder seiner Untertanen kaufen könne“. In der Tat haben die Illuminatoren nie Vollernteres geleistet als zu der Zeit, in der es ihnen an den Krügen ging. Man braucht nur an die französischen livres d'heures, an den niederländischen Codex Grimaldi, an die ferrareser Illuminatoren des endenden 15. Jahrhunderts zu erinnern — unerreichte Buch- und Bilderherrlichkeit gliedert uns von diesen Pergamenten entgegen, und mit leisem Seufzer denkt man an die demokratische Kunst des Druckes, der diesem zarten Dekor schließlich den Varaus gemacht hat.

Als solch ein Spätling der noch nicht erdroffelten Hand-Dekoration der Bücher wurde auch das Gebetbuch von Kaiser Max angesehen, das zwar gedruckten Text hat, aber auf dem breiten Rand Federzeichnungen von Dürer, Cranach, Hans Baldung, Jörg Breu, Hans Burgkmair, Hans Dürer und vielleicht Albrecht Altdorfer enthält. Man nahm an, daß es sich um ein Gebetbuch für den Privatgebrauch des Kaisers gehandelt habe; da es rasch fertig gestellt werden sollte, hätten verschiedene Künstler die „Druckbogen“ zum Bemalen und Umzeichnen bekommen. So sah es Goethe an, der in den 23. K. Fr. und in mündlichen Vorträgen seiner Bewunde-

*) K. Sieglow: Kaiser Maximilians I. Gebetbuch mit Zeichnungen von Albrecht Dürer und andern Künstlern. München, Bruckmann, 1907. Geleitwort und 324 Photolithographien, 28 X 19 cm groß in Kassette. In 350 Exemplaren gedruckt, Subskript.-Preis 425 M.

rung 1809 starken Ausdruck verlieh, so urtheilte auch noch der jüngste Dürer-
 Biograph, Heinrich Wölfflin, obwohl Karl Giehlow schon 1899 eine gegen-
 teilige Ansicht ausgesprochen hatte. Die Federzeichnungen („Federspiele“
 sagt Wölfflin mit Recht) sind nach Giehlow Grundlagen für Holzschnitte
 gewesen. Es gab in Augsburg ausgezeichnete Holzschnneider, namentlich
 den in Schnörkeln geübten Joest de Negker aus Antwerpen, so daß man
 der Offizin des Johannes Schönsperger auch den zartesten Druck zutrauen
 kann. Die Annahme einer Druckvorlage wird zur Gewißheit, wenn wir
 von einer doppelten Ausgabe des Gebetbuches hören, das überhaupt nicht
 für den Privatgebrauch des Kaisers allein bestimmt war, sondern für den
 vom Vater des Kaisers gegründeten Georgsorden: zu dem Zweck wurde
 eine Folioausgabe auf Pergament und eine Quartausgabe auf Papier vor-
 bereitet. Die Arbeit verzögerte sich, weil über den beizufügenden Kalender
 Verhandlungen mit dem Vatikan geführt werden mußten, die zu keinem
 Ende kommen wollten. Den Text der Gebete hat der Kaiser selbst zu-
 sammengestellt. Das Ganze sollte ein Mittel sein, um die ritterliche Laien-
 bruderschaft des Georgsordens enger zusammenzuschließen; denn ihre Dienste
 wurden für den nahen Türkenkampf begehrt, in dem der Orden als Elite-
 truppe sich bewähren sollte. Kaiser Max hat nicht nur die Schlacht von
 Mohacz 1526 nicht mehr erlebt; auch das Gebetbuch ist trotz allen Drängens,
 trotz aller Arbeitsteilung nicht mehr fertig geworden. Wir haben den ge-
 druckten Text der Gebete, (nicht des Kalenders), wir haben die Federzeich-
 nungen Dürers, Cranachs und der andern oben genannten Künstler, wir
 haben also wohl alles, was überhaupt gemacht worden ist. Aber das Ganze
 ist doch eben ein Torso geblieben, dessen Verstümmelung wir um so mehr
 empfinden, als die Zeichnungen in München und Besançon getrennt liegen
 und wohl nie vereinigt werden können.

Da ist es nun hocherfreulich, daß Karl Giehlow eine große Facsimile-
 Ausgabe aller Blätter herausgegeben hat, die das Original aufs genaueste
 wiedergibt. Er hat keine Opfer an Zeit, Geld, Arbeit und Reisen gespart,
 um diese Ausgabe, für die er 80000 M. aufgewendet hat, zu ermöglichen.
 So viel Hingabe ist aber auch einem Werk zu Gute gekommen, das es
 verdient. Ich brauche Dürers Zeichnungen nicht zu rühmen; jeder Kunst-
 freund unterschreibt Goethes Worte an den Präsidenten Jacobi vom
 7. März 1808: „Man hätte mir soviel Dukaten schenken können als nötig
 sind, die Platten zuzudecken, das Geld hätte mir nicht so viel Vergnügen
 gemacht als diese Werke.“ Wobei man an Rubens denkt, der sich anbietet,
 die heute im Berliner Museum hängenden Tafeln Simon Marmions mit
 der Legende des Hl. Bertin mit Gold zu bedecken, wenn die Mönche ihm
 die Bilder geben wollen. Goethe hatte noch dazu nur die Striznerschen
 Reproduktionen in Stein druck vor Augen — wie hätten seine Augen
 gestaunt, wenn er unsere neue Facsimile-Ausgabe gesehen hätte!

Bei der Wiedergabe war vor allem darauf zu sehen, daß das ur-
 sprüngliche Format wiedergegeben und daß der Text, den z. B. die Hirth-

ion der Münchener Blätter wegläßt, als Hauptspiegel der Seite
 ruck faktimiliert werde. Photographie und Lithographie haben
 gebracht, daß wir jetzt die volle künstlerische Einheit der
 der Reproduktion wiederfinden. Die Federzeichnungen ohne
 n sich wie der Epheu, dem der Stamm fehlt. Sie stehen
 engster inhaltlicher Beziehung, die oft sehr humorvoll ist; je
 e festen Mauern der Buchstaben, um daran hochzuklettern, um
 umzubiegen und Schnörkel fortzusetzen. Erst neben dem Ernst
 Druckbuchstaben wird die ganze Heiterkeit, die Zierlichkeit und
 t all dieser Ranken, Schnörkel, Blättchen und Zipsel empfunden.
 es Gesichter schallt um ernste Festungsbastionen. Mit schwerer
 en sich die Gottesworte herunter; unverkennbar wie die dunkle
 er Buchstaben ist Gottes Befehl. Die männlichen Tugenden
 werden gepriesen, der seine Frömmigkeit im Kampf mit den
 beweisen soll. Die Zeit der Kreuzzüge scheint wiederzukehren;
 Rücksicht auf die Gebete dieses Buches darf man Kaiser Max
 Ritter" nennen. Turnier- und Kampfspiel, Schlacht und
 Eisenpanzer und Lanzenstich — das sind die Bilder, die beim
 Textes auftauchen. Um diesen kriegerischen Ernst tummelt sich
 lustiges Völkchen. Orientalen und Kamele, Kranich und Fuchs,
 und Perlhuhn, Hanse und Schnörkel ziehen vorüber; Fabeln des
 nen dargestellt, im Gehege des uralten deutschen Geriemels.
 erschreckendste ist die Leichtigkeit der wie nur hingehauchten Zeich-
 ners, neben denen die der andern Meister schwer erscheinen.
 t wohl das berühmte A auf dem Titelblatt von Dürers Apota-
 stolz dieser Buchstabe im Laub seiner Zweige, im Geflatter
 nörkel steht. Nehnlich laufen hier die Schnörkel, freilich nicht
 e Buchstaben, sondern um den festgefügten Text. Ob die Ueber-
 f Holz nicht auch diese Federzeichnungen solidiert haben würde?
 el solcher Umformung ist Methels Totentanz; die Zeichnungen
 a lange nicht die altdeutsche Kraft und Herbigkeit der ausgeführten
 e. Dürer hat wohl mit der unwillkürlichen Umformung der
 n beim Schnitt gerechnet. Uebrigens fehlt es neben den humo-
 und skurrilen Dingen keineswegs an ernstern Bildern wie der
 g, der Trinität u. a.

ein Wort über die Schnörkel. Sie sind so spezifisch deutsch, daß
 ch von den sog. „vincianischen Knoten" stark abheben. In der
 rdo da Vinci gegründeten Mailänder Akademie wurden nämlich
 hlingungen zu großen ornamentalen Mustern geordnet. Aber dies
 untersteht der strengsten Regel und die Ueberraschungen der
 ie fehlen. Bei Dürer zipselt und flackert, schießt und krümmt sich
 ; große Bogen stehen neben kleinstem Kollwerk, enge Maschen
 nem Zug. Aus einem Schnörkel wächst eine Tanne, auf dünnsten
 hoden dicke Affen. Umständlichkeit und Querköpfigkeit spricht aus

dem Schnörkelgewirk; Verbohrtheit und Verbissenheit wird von Grazie und Flinkheit abgelöst. Gibt es ein treueres Spiegelbild für die deutsche Seele jener Lutherzeit, in der die „Melencolia“ gestochen wurde? Dürers Gemüt ist in den Jahren 1514—20 nicht heiter gewesen. Der Tod der Mutter hat ihn tief getroffen; schmerzlicher die Erkenntnis, daß er trotz allen Suchens die reine Form nicht finden könne, die jeder Italiener spielend und selbstverständlich darbot. Ohne die Reise nach den Niederlanden gäbe es in Dürers Leben keinen großen emphatischen Schluß. Aber es ist vielleicht wieder ein besonderes Charisma des Deutschen, daß er in aller Not und Unzufriedenheit gerade das Allerbeste macht. Denn aus diesen Jahren stammen außer dem Gebetbuch die Meisterstücke, der Triumphbogen für Kaiser Max, die Zeichnung der sterbenden Mutter, die beiden Apostelköpfe in Florenz. Es sind Dinge, für die wir die Arbeiten der 20er Jahre, namentlich die sog. Apostel und den Holzschuhler, mit Vergnügen hingeben. Wie denn immer deutlicher die Erkenntnis sich Bahn bricht, daß Dürers Bedeutung in den Zeichnungen und in der Graphik liegt, nicht in der Malerei. In dieser kann er sich mit Grünewald und Holbein nicht messen.

Man hat gesagt, man müßte die Dürerschen Holzschnitte und Kupferstücke ebenso gut auswendig können wie die Schillerschen Balladen. Wie viel mehr die Zeichnungen, die noch diesseits der technischen Vergrößerung stehen! Die Publikation Karl Giehlow's ist so wundervoll, daß sie fast den Zauber des Originals ausströmt. Wir sehen Dürer in seinem Stübchen sitzen, wie den Hieronymus im Gehäuse. Die Feder geht hurtig und lustig über das Pergament; sicher hat er sich Vorzeichnungen gemacht; aber nun gibt es noch hier einen Schnörkel, da ein Fährchen und endlich einen starken Linienzug in die rechte Ecke. So entsteht langsam Blatt für Blatt. Und nicht nur in dem Nürnberger Haus am Tiergartentor; in Wittenberg, Regensburg, Straßburg sitzen die andern Meister und heimlich wünscht jeder, den andern beim Kaiser auszustechen. In Rom erleben wir das ähnliche Schauspiel, wenn auf Befehl Julius II. Raffael an den Stenzen, Michelangelo gleichzeitig an der sistinischen Decke malt. Und da denkt man wohl wehmütig darüber nach, warum der Kaiser Max nur Papier und keine Wände für seine Künstler bereit hielt? Aber es wäre ungerecht, derartiges zu verlangen; jedenfalls wäre ein Dürersches Fresco sicher nicht so gut geworden wie die Federzeichnungen zu dem Gebetbuch.

Paul Schubring.

Literatur.

Die neue Göttin. Roman von Arthur Brausewetter (A. Sewett).
Berlin. Verlag von Otto Janke. 1908.

Diesem Roman liegt ein Problem zugrunde, das zur Zeit mündlich und schriftlich viel besprochen wird und an das sich vor kurzem auch die französische Schriftstellerin Colette Iver in einem schnell berühmt gewordenen

Werte „Princesses de science“ gewagt hat: ob es einer studierten Frau möglich ist, zu gleicher Zeit einen Beruf auszuüben, der sie zwingt, einen großen Teil des Tages über außer dem Hause zu sein, und zugleich ihre Pflichten als Gattin und Mutter zu erfüllen. In beiden Romanen handelt es sich um ebenso hochbegabte wie hochgefinnte Frauen, die Medizin studiert haben und die, als der geliebte Mann wünscht, daß sie ihren Beruf aufgeben, sich dazu nicht entschließen können und es auch erreichen, daß er nachgibt und sie lieber mit der Wissenschaft teilen als gar nicht besitzen will. Die französische Ärztin, eine wirkliche *princesse de science*, erkennt, noch ehe es zu spät ist, daß sie ihren Mann nicht so glücklich macht, wie sie doch gern möchte, obgleich er zu zartfühlend ist, niemals darüber zu klagen, daß sie nie Zeit für ihn hat, und daß der den Diensthofen überlassene Haushalt Unsummen verschlingt. Seit dem Tode ihres Kindes, dem sie trotz seiner Bitten eine Amme gegeben hat, durch deren Schuld es stirbt, wird er innerlich ein anderer gegen sie, obgleich er äußerlich derselbe rücksichtsvolle Gatte bleibt, und um sein Herz nicht ganz zu verlieren, kommt sie nach schwerem Kampf zu dem Entschluß, ihre Praxis aufzugeben und nur noch ihren Frauenpflichten zu leben. Es kommen in dem Buch noch zwei andere Ärztinnen vor, eine *accoucheuse*, die zu spät einzieht, daß es besser gewesen wäre, sich mit dem kärglichen Gehalt ihres Mannes einzurichten, als diesen, dem die behagliche Häuslichkeit gefehlt hat, verlumpen und ihre Kinder verwahrlosen zu lassen, und eine dritte, auch eine *princesse de science*, die auf die Ehe verzichtet, um nicht im Studium und der ärztlichen Tätigkeit gehindert zu werden. Das glänzend geschriebene Buch hat in Frankreich um so mehr Aufsehen erregt, als seine Verfasserin durchaus kein Vorurteil gegen studierende Frauen hat. In dem Roman von Arthur Brausewetter ist die Heldin eine pommerische Gutsbesitzerstochter, die sehr schwer die Einwilligung ihrer Eltern zum Studium erlangt, dann aber, als sie ein Examen nach dem andern glänzend besteht, ohne ihre weibliche Anmut einzubüßen, der Stolz der Familie wird. Noch ehe sie ihre Studien beendet hat, verlobt sie sich mit einem Privatdozenten der deutschen Literatur an der Berliner Universität und erlangt von ihm das Versprechen, daß er warten will, bis sie ihr Staatsexamen bestanden und ihr praktisches Jahr an einem Krankenhause durchgemacht habe. Zunächst sind sie beide wunschlos glücklich; nach und nach aber steigen Zweifel in ihm auf, ob ihr rastloses Vorwärtstreben, ihre glühende Liebe zu ihrem eigenen Studium, ihr geringes Interesse für das feine, das ihr mangelnde Verständnis für das Höchste und Schönste in der Dichtkunst es in der Ehe zu der vollkommenen Seelengemeinschaft werden kommen lassen, die für hochgefinnte Menschen deren Grundbedingung ist, und er fängt an zu wünschen, sie hätte nicht studiert und wäre nichts weiter als ein begabtes, warmherziges Mädchen wie ihre jüngere Schwester. Obgleich sich die Kluf zwischen ihrem Denken und Fühlen mehr und mehr erweitert, wird sie doch immer wieder durch ihre gegenseitige Liebe überbrückt, und die Wolken.

die zuweilen den Himmel seines Glücks verbüßern, verschwinden vor der Sonne der Hoffnung, daß sich alles zum Guten wenden werde. Aber als sie im Staatsexamen steht, fangen ihre Nerven an, unter der großen geistigen Anstrengung und den Bemühungen, den Forderungen des Brautstandes zu genügen, erschützlich zu leiden, und einer ihrer klinischen Lehrer, der ihr besonders wohl will und ihre steigende Mattigkeit sorgenvoll beobachtet hat, macht sie darauf aufmerksam, daß sie sich nach seiner Ansicht umsonst bemühe, Unvereinbares zu vereinen, und von nun an kann auch sie sich des unbestimmten Angstgefühles nicht erwehren, daß ihre Ehe nicht so glücklich werden könne, wie sie es bisher gedacht. Sie kann nicht vergessen, daß der gütige Mann, der ebenso reich an Welt- und Menschenkenntnis wie bedeutend in seiner Wissenschaft ist, zu ihr gesagt hat: „Die geistige Selbständigkeit und Bedeutung des Weibes kommt für den Mann immer erst in zweiter Reihe. Beglückt will er sein, das ist ihm die Hauptsache. Die Frau, die er liebt, soll ihm gehören und ihn lieben. Was sie treibt und tut, soll mit ihm und seinem Hause in innerem Zusammenhange stehen. Er sucht bei ihr Empfänglichkeit für seine Ideen, für sein Wollen und ist unglücklich, wenn er die nicht findet, wenn eigene, selbständige Wege ihr die Hingabe an seine Gedanken unmöglich machen.“ Mit heißem Bemühen sucht sie, ihrem Verlobten und ihrer Wissenschaft gerecht zu werden, sie muß es aber erleben, daß er die geistige Gemeinschaft, die er bei ihr vergebens gesucht hat, mehr und mehr bei ihrer Schwester findet, und endlich fällt die Binde von ihren Augen: sie erkennt, wenn auch unter tausend Schmerzen, was sie zu tun hat, streift den Verlobungsring vom Finger, gibt den Geliebten frei mit schmerzlicher Dankbarkeit für alles, was sie in unvergeßlichen Jahren an Glück und Freude durch seine Liebe erfahren hat, und geht nach London, wo der Chefarzt des deutschen Hospitals ihr eine Stelle angeboten hat. — So kommen die geistreiche Französin und der deutsche Schriftsteller zu dem gleichen Resultat: daß die Göttin der Wissenschaft keine anderen Götter neben sich duldet und das Weib, das sie sich zum Eigentum erlesen hat, ganz besitzen will. Hat die erstere in ihrem Roman die Ninie der Schönheit zuweilen überschritten, indem sie das tendenziöse Element zu stark hervortreten läßt, so ist es dem letzteren gelungen, die Anschauung, die er vertritt, ohne alle Aufdringlichkeit aus dem Lebensbilde, das er uns gibt, hervorgehen zu lassen und die Harmonie von Form und Inhalt, die ein Kunstwerk verlangt, überall zu wahren. Daß die Handlung straff durchgeführt, die Charakterisierung klar und die Sprache rein ist (nur der schreckliche Pleonasmus Taftgefühl stört den, dessen Ehr noch nicht dagegen abgestumpft ist), versteht sich bei A. Sewert von selbst, dem wir schon mehrere Romane verdanken, die sich von dem Durchschnitt der herkömmlichen Unterhaltungsliteratur wohlthuend abheben.

Die Söhne des Herrn Budiwoj. Eine Dichtung von August Spert.
Volksausgabe in einem Band. Der Gesamtausgabe sechstes bis

tes Tausend. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Ostarr. Beck.
München 1908.

Urteilsfähige meinen, daß der historische Roman, der das Ge-
r längst vergangenen Zeit vor uns entrollt und am Gesche-
nen zeigt, wie das Fühlen, Denken und Handeln der Menschen
Kultur der Epoche bedingt wird, in der sie leben, keine Zukunft
unser Historiker so seine Psychologen und so große Meister des
werden sind, und daß er dem Zeitroman weichen müsse, der das
Gegenwart nach allen Richtungen hin erfasst und deren Kultur
ill. Wird diese Ansicht dadurch widerlegt, daß dann und wann
wie das vorliegende, das uns in die zweite Hälfte des dreizehnten
orts und nach einem uns ziemlich fern liegenden Schauplatz,
nach Böhmen, verlegt, in kurzer Zeit fünf Auflagen erlebt hat
Volksausgabe in einem Bande wünschenswert erscheinen läßt?
re es fast glauben. Jedenfalls ist es dem Verfasser der Söhne
Budiwoj gelungen, Zeit und Schauplatz mit so realistischer
schildern, daß sie vor unsern Augen wirklich lebendig werden
andlung so kunstvoll zu spannen, daß wir ihrer Entwicklung bis
steigendem Anteil folgen. Es ist aber wohl nicht allein die un-
e Gestaltungskraft, sondern auch die darin zu Worte kommende
Lebensanschauung, die dem Roman so viele Leser verschafft hat.
nen sind jederzeit bereit, ihr Leben für das einzusetzen, was sie
und Pflicht erkannt haben, und sterben lieber auf dem Blut-
daß sie ihre Ideale verleugnen. Wir fühlen alle, wenn manche
dunkel, daß der Erfolg kein Maßstab für den sittlichen Wert
lung und das Leben nicht der Güter höchstes ist, und so freuen
Helden und Heldentaten kennen zu lernen, die diese Wahrheit
a, und ziehen ihre Geschichte den Bildern aus dem Alltagsleben
sie umgibt und dessen Leiden und Freuden sie genau zu kennen
Marie Fuhrmann.

Geschichte.

der neuesten Zeit vom Frankfurter Frieden bis zur Gegen-
e. Von Dr. Gottlob Egelhaaf, Oberstudienrat. Stuttgart,
Krabbe. 452 S.

Buch ist eigentlich zu harmlos, um wissenschaftlich besprochen zu
Ohne durchgreifende Kritik, ohne rechte Vorstellung von histori-
ammenhängen werden viele, viele Tatsachen erzählt und unter die
g des patriotischen deutschen Wiedermanns und Bismarck-Ver-
ellt. Die Stimmung, die auf diesem Wege erzeugt wird, ist
ruende; die alte Zeit war die gute, die Gegenwart erfüllt mit
nd läßt keine rechte Freude für die Zukunft aufkommen.
nung wäre vielleicht, da sie recht verbreitet ist, nicht ganz un-
wenn sie nicht so über alle Maßen philiströs wäre. Aber die

Philistrität, wie sie der Mutterboden für die Stimmung des verärgerten Patriotismus ist, macht sie auch schließlich unschädlich: der Klagen über die vergangene Schöne wird weder Taten erzeugen noch verhindern. Im übrigen ist das Buch als Uebersicht der Geschichte der neuesten Zeit wohl zu empfehlen.

Man könnte mit dieser Bemerkung abschließen, wenn das Buch nicht einen sehr interessanten Passus enthielte: ein neues Zeugnis für den Staatsstreichplan des Fürsten Bismarck, der im Jahre 1890 zu seiner Entlassung führte. Für jeden, der mit historischer Kritik zu lesen versteht, steht dieser Plan ja deutlich genug in den Memoiren des Fürsten Hohenlohe — man wird sich aber des wilden Geschreies erinnern, das sich erhob, als ich gelegentlich der Besprechung dieses Memoirenwerks in diesen Jahrbüchern (November- und Dezember-Heft 1906) die Tatsache, die ja ohnehin in ziemlich weiten Kreisen bekannt war, offen aussprach.

Egelhaaf hat nun ebenfalls aus einer Quelle, die er nicht nennt, die er aber offenbar mit Recht als zuverlässig bezeichnet, erfahren, daß Bismarck diesen Plan dem Kaiser vorgetragen hat, und fügt dem von mir schon Erzählten noch hinzu (was ich als richtig bestätigen kann), daß außer der Ausweisklausel des Sozialistengesetzes auch die Verdytsche Militärvorlage als Konfliktobjekt in Aussicht genommen wurde. Diese Vorlage setzte sich ganz wie die zwei Jahre später herausgebrachte Caprivische die wirkliche Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht, die Einstellung aller brauchbaren jungen Männer zum Ziel, aber mit dem Unterschied, daß die dreijährige Dienstzeit beibehalten werden sollte, die Last also außerordentlich viel schwerer geworden wäre. Da selbst Caprivi trotz der großen Konzession der zweijährigen Dienstzeit seine Vorlage nur nach einer Auflösung mit knapper Majorität (11 Stimmen) unter Zuhilfenahme der Polen durchbrachte, so ist es klar, daß die Verdytsche Vorlage auf keine Weise durch den Reichstag zu bringen gewesen wäre. Eine solche Vorlage mit Ernst und unter ausdrücklicher Ausschließung jedes Zurückweichens, wie Egelhaaf erzählt, ins Auge gefaßt, war der Konflikt und der Staatsstreich.

Höchst drollig ist es nun zu sehen, wie sich der Autor dieser Enthüllung selber zu ihr stellt. Sie steht mit allem, was er wünscht, will und behauptet, in unerträglichem Widerspruch. Er will und hat sein ganzes Buch darauf gestimmt, daß der Kaiser den Fürsten Bismarck ohne jeden objektiven Grund aus der Kanzlerschaft entfernt habe und alles Uebel bis auf den heutigen Tag auf diesen Unglücksentschluß zurückzuführen sei. Nun kann er aber doch die Tatsache des beabsichtigten Staatsstreichs, die ihm nun einmal zuverlässig bekannt geworden ist, nicht unterschlagen. Wie also hilft er sich? Er versichert uns, „wenn immer möglich“, sei Bismarck ganz gewiß im Rahmen der Reichsverfassung geblieben. Er habe keineswegs sofort zum Neukaiser schreiten wollen. Vielleicht hätten wiederholte Auflösungen doch noch eine willfähige Reichstagsmehrheit ergeben. Aber wenn nicht, wenn dann schließlich im Konflikt mehr auf dem Spiel stand,

oße Heeresbudget, so habe Bismarck als der bis in den Tod ge-
ll bis zum bitteren Ende gehen wollen.

recht — wird der Leser dazu sagen, —, aber etwas selbstverständ-
zu selbstverständlich. Sollte etwa schon jemand Bismarck be-
aben, ohne Not, aus bloßer Freude am groben Unfug den Um-
Verfassung von heute auf morgen betrieben zu haben? Oder
ne einen bedeutenden konkreten Streitpunkt zum Äußersten ge-
äre? Die Kombination einer großen nationalen Frage wie einer
age mit dem Angriffsplan ist daher von vornherein wahrschein-
Ausweisungsklausel allein genügte nicht recht. Aber daß der
freiwillig die Mehreinstellung von 60 000 Rekruten jährlich bei
g der dreijährigen Dienstzeit bewilligt hätte, ist natürlich ausge-
nd kann ein Mann von Bismarcks Scharfblick auch niemals er-
ben, so wenig wie die Annahme der Ausweisungsklausel, die
Kartell = Reichstag abgelehnt hatte. Wenn Egelhaaf das
nicht nur für möglich, sondern sogar für wahrscheinlich er-
zeigt das nur, daß er von der damaligen Lage in Deutschland
wirkliche Vorstellung hat. Der Staatsstreich stand also vor
und war so nah, daß der Reichskanzler dem Kaiser darüber
vortrag gehalten hat. Wenn das einmal zugestanden ist, so
nichts, daß als Zweck des Planes nicht sowohl die Aenderung
rechts als die Vermehrung der Armee hingestellt wird.
rivi hat gezeigt und eine zwölfjährige Erfahrung hat es be-
die Armeeverjüngung in annehmbarer Form auch ohne Ver-
uch zu erlangen war. Wie kann also Herr Egelhaaf unter solchen
die Entlassung des Fürsten Bismarck noch immer als das
bloßen Intrigue und Laune darstellen? Den Staatsstreich = Ge-
wei beinahe ausschalten? Den Großherzog von Baden, der uns
bar gerettet hat, als einen bloßen höfischen Giftmischer darstellen?
damit zu seiner eigenen Erzählung in direkten Widerspruch. Um
da er, um auch das noch hinzuzufügen, sogar die Möglichkeit ins
daß Bismarck nicht nur das Wahlrecht irgendwie reformiert,
sogar den Reichstag ganz abgeschafft, das Deutsche Reich wieder
nd ein bloßes „Zoll- und Kriegsbündnis“ an seine Stelle ge-
Sollte man es für möglich halten, daß ein Historiker heute
Politik, die ein solches Ende, wenn auch als noch so entfernte
t ins Auge faßte, verteidigt? Daß er die Weigerung des Kaisers
y zu betreten und seinen Entschluß, sich von dem Staatsmann,
nriet, zu trennen, im Ton des Schmerzes und der Entrüstung

die Wendung, der eigentliche Zweck sei die Armeevermehrung,
streich nur das Mittel dazu gewesen, nicht geeignet ist, die
ische Kunst des Fürsten Bismarck zu heben, hat bereits in
Weise ein Regensent des Egelhaaf'schen Buches im Lit. Centr. Blatt

(v. 11. Juli) hervorgehoben. „Bei dieser Auffassung, sagt er, erscheinen uns die politischen Fähigkeiten des greisen Kanzlers doch in sehr ungünstigem Lichte. Nur um die, wenn auch noch so wichtige, Heeresreform zu retten, die doch sein kleinerer Nachfolger, zwar unter Schwierigkeiten und Opfern, auf gesetzmäßigem Wege im wesentlichsten durchgebracht hat, hätte Bismarck Deutschland mindestens hart an den Rand der Revolution bringen wollen? Dann hätte sein politischer Scharfblick, der sonst alle Chancen, Einfluß und Gewinn genau abzuwägen wußte, bei seinem Ausgange ganz versagt.“

In der Tat ist es nicht bloß die wahre, sondern auch die einzige der staatsmännischen Größe angemessene und seiner weltgeschichtlichen Stellung würdige Auffassung, daß Bismarck das Reichstagswahlrecht grundsätzlich für so schädlich gehalten hat, daß er als sein letztes Lebenswerk seine Reformierung, selbst um den Preis eines Staatsstreichs ins Auge gefaßt hat. Die Armee auf die Stärke zu bringen, die Deutschland nötig hatte, gab es auch andere Mittel; ein Staatsstreich läßt sich nur rechtfertigen durch die Ueberzeugung, daß das Reich mit einem so extrem demokratischen Reichstagswahlrecht prinzipiell auf die Dauer nicht zu regieren sei. Man hat, wie ich das schon in jenen meinen früheren Artikeln ausgeführt habe, nur die Wahl, anzunehmen, entweder daß Bismarck alt geworden war und überhaupt kein positives Programm mehr hatte (das habe ich früher selbst geglaubt und darauf kommt auch Lenz' Biographie hinaus), oder daß er in den tragischen Konflikt geraten war, von seinem eigenen Volk, dem Reichstag des allgemeinen, gleichen, geheimen Stimmrechts überwältigt zu werden, und noch die Kraft in sich spürte, diesen Konflikt aufnehmen zu wollen und ihn gewaltfam zu lösen. Als Heros, kämpfend ist er in diesem Streite gefallen, und wer moralisierend den Konflikt verstecken möchte, hebt den Gründer unseres Reiches nicht, sondern setzt ihn herab, grade wie jene Moral säufeler, die Friedrich den Großen glauben dagegen verteidigen zu müssen, daß er den siebenjährigen Krieg begann, um Sachsen zu erobern.

Was nun Bismarck an die Stelle des jetzigen Reichstagswahlrechts zu setzen beabsichtigte, weiß auch Egelhaaf nicht anzugeben. Irgend eine authentische Kunde ist darüber bisher nicht an den Tag gekommen. Ich glaube allerdings, daß es sich durch Kombiniierung gewisser Äußerungen mit ziemlicher Sicherheit sagen läßt, will aber diesmal nicht darauf eingehen. Absurd ist natürlich Egelhaafs Meinung, daß auch die völlige Abschaffung des Reichstages und die Reduzierung des Deutschen Reichs auf ein bloßes Zoll- und Kriegsbündnis in Frage gekommen sei. Der Verfasser, der doch in Bismarck unsern nationalen Helden verehrt, ist sich vermutlich der Tragweite dieses Gedankens nicht bewußt geworden, als er ihn niederschrieb. So weit hätte Bismarck sein Lebenswerk niemals verleugnet. Seine Idee war vielmehr, wie gelegentliche Äußerungen zeigen, daß der Kaiser, wenn die Krisis eingetreten, erklären sollte, er könne die Verantwortung, unter diesen Bedingungen an der Spitze des Reiches zu stehen,

nicht länger tragen und lege die Krone nieder, lade aber gleichzeitig als König von Preußen die souveränen Fürsten und freien Städte ein, mit ihm einen neuen Bund zu gründen, der ganz das alte Reich mit seiner Verfassung gewesen wäre, ausgenommen den einen Punkt des so oder so reformierten Wahlrechts zum Reichstag.

Das Egelhaaßsche Buch ist bereits vor fünf Monaten erschienen, und die interessante Mitteilung über den Staatsstreich-Plan ist mir natürlich sofort aufgefallen. Aber mit Absicht habe ich es verschoben, mich darüber sofort zu äußern. Man wird sich erinnern, daß geradezu eine Art Sturm in der sog. nationalen Presse gegen mich losbrach, als ich, ich kann gar nicht sagen, den Zusammenhang enthüllte, sondern nur das aussprach, was für den Geschichts- und Menschenkundigen in den Hohentloheischen Memoiren deutlich genug gesagt ist. Ich war also begierig, was diese selbe sog. nationale Presse jetzt wohl zu dem neuen, so offenbar auf guten Informationen beruhenden Zeugnis, um so zuverlässiger als der Veröffentlichter es selber gar nicht verstanden hat, sagen würde. Lange Zeit nahm man von der Nachricht, die doch nicht so ganz bedeutungslos erscheint, überhaupt keine Notiz. Jetzt aber hat eine der Zeitungen, die damals im Vorderkampf gegen mich standen, die „Deutsche Tageszeitung“, sich herbeigelassen, zu erklären, sie habe ja immer nur behauptet, „in dieser Form“ könne meine Enthüllung nicht richtig sein: so wie Egelhaaf die Sache erzähle, komme es „dem tatsächlichen Sachverhalt immer schon näher“. Wenn man bedenkt, daß ich nur behauptet habe, Bismarck habe das bestehende Wahlrecht gewaltiam reformieren wollen, Egelhaaf aber auch die Möglichkeit in Betracht zieht, er habe den Reichstag ganz abschaffen, das Reich überhaupt auflösen und durch einen bloßen Bund ersetzen wollen, so ist der Ausdruck „der Wahrheit schon näher“ wohl recht wenig zutreffend. Aber ich will darüber nicht rechten. Die Hauptsache ist, daß die „Deutsche Tageszeitung“, die damals von „Erzeugnis der Phantasie“, „Unhaltbarkeit“, „Erfindung“ sprach, jetzt alles auf einen bloßen Fehler „in der Form“ meiner Mitteilung bezogen haben will, und andere Blätter, wie z. B. die „Deutsche Zeitung“, die damals ihren Artikel überschrieb „Was Delbrück erfand“, die neue Auffassung jetzt mit Ergebung nachdrucken. Da ja von Zeitungen wie von Damen gilt, daß die Wendung „ich habe es nicht gesagt“, so viel bedeutet wie „ich nehme es zurück, daß ich es gesagt habe“, so kann ich mich auch mit der Erklärung der „Deutschen Tageszeitung“ zufrieden geben. Den Zeitungen habe ich es überhaupt, so viel böse Worte auch gegen mich fielen, nicht so sehr verdacht, daß sie für die Aufklärung unempfindlich waren: der Tagespolitiker arbeitet und kann nicht anders arbeiten, als auf dem Boden des Moralismus. Die Bismarck-feindlichen Blätter also glaubten meine Enthüllung, weil sie meinten, es werden ihrem großen Feinde damit etwas angehängt, und die Bismarck-freundlichen bestritten sie wenigstens zum größten Teil) aus demselben Grunde. Mehr habe ich mich damals gewundert, daß auch Herr von Mottenburg die Erzählung bekämpfte und

dadurch bewies, nicht bloß, daß er tatsächlich nicht so sehr im intimen Vertrauen des Fürsten gewesen ist, wie man vielfach annahm, sondern auch, wie wenig er sein Wesen wirklich erkannt und durchschaut hat; man kann es auch vielleicht so ausdrücken: wie wenig sich Bismarck selbst von den ihm Nächststehenden wirklich hat durchschauen lassen.

Am meisten habe ich mich übrigens damals gewundert, daß selbst die „Historische Zeitschrift“, wo man doch meinen sollte, daß Empfindung für wahre historische Größe und Persönlichkeit zu Hause sei, den Zusammenhang nicht zu verstehen vermochte.

Obgleich, nachdem nun sogar die „Deutsche Tageszeitung“ ihren Widerspruch hat fallen lassen, Zeugnisse eigentlich nicht mehr vonnöten sind, will ich doch die Gelegenheit benutzen, noch ein weiteres, das mir nachträglich bekannt geworden ist, der Öffentlichkeit zu übergeben. Es ist eine Stelle aus einem Briefe (vom 9. Februar 1907), den ich im Anschluß an die damals geführte Kontroverse von Herrn v. Hellendorff-Wehra erhielt. Sie lautet:

„Etwas erstaunt bin ich gewesen über Rottenburgs Behauptung, daß Fürst Bismarck niemals habe das allgemeine Wahlrecht beseitigen wollen. —

„Daß es anders liegt, habe ich öfter, und ich glaube auch einmal im Herrenhaus, ausgesprochen. Nicht aus gelegentlichen Gesprächen oder dergl., sondern aus ernsten unter vier Augen zwischen mir und dem Fürsten geführten Diskussionen weiß ich dies — namentlich in der Zeit vor Auflösung des Reichstags wegen des Septennats etc., die dann zu der Wahl des sog. Kartellreichstags führte. — Er hat damals in hoher Erregung und höchstem Ernst mir einmal gesagt, „ich will die letzten Jahre meines Lebens daran setzen, den schwersten Fehler wieder gut zu machen, den ich begangen“, und das war eben die Einführung des allgemeinen Wahlrechts. —

„Rottenburg war damals schon bei Bismarck, und die einzige Erklärung der Behauptung, die er jetzt aufstellt, könnte nur die sein, daß Bismarck ihn in diese Pläne nicht eingeweiht hat.“ Delbrück.

Politische Korrespondenz.

Ungarn und die deutsche Presse. — Für die
"Autonomie." — Allslawenkongreß. — Orientalische
Fragen. — Der Kampf gegen den Kossuthismus.

bedarf doch eigentlich keiner besonderen Rechtfertigung, wenn man
politischen Zeitschriften, denen die Aufgabe zufällt, in verschiedensten
Darstellungen ein möglichst getreues Gesamtbild vom Kulturleben der
Nation zu geben, die politischen Ereignisse der Nachbarstaaten
verfassen läßt, soweit diese Ereignisse eben in Beziehung stehen zur
Nation, zu den Geschicken der interessierten Nation als eines Ganzen.
In diesen Kreisen Oesterreich-Ungarns weiß man sich mit diesem selbst=
ständigen Gesichtspunkt vielleicht am schwersten abzufinden. Da ist man
auf den Unterschied der besonderen cis- oder transleithanischen Staats=
zugehörigkeit — oft recht empfindlich, wenn wir hier über diese
"Austriaca beziehungsweise Hungarica" pflichtgemäß unsere an=
merkungen machen. Andererseits klingt allerdings auch die Zu=
kunft von drüben doppelt lebhaft herüber, wenn unsere Auffassung der
Welt in diesem oder jenem Lager mit Befriedigung aufgenommen wird.
Unsere Erscheinungen sprechen offenbar dafür, daß man innerhalb der
Grenzen und der rot-weiß-grünen Grenzpfähle, auch dort wo man es
nicht eingesteht, gerade das Bedürfnis hat, gelegentlich auch die un=
terschiedliche Meinung solcher Zeitgenossen zu hören, die nicht mitten im
Strom des Habsburgerreiches stehen und deshalb wohl manches
aus dem ferneren Auge ansehen, als es für den von der Leidenschaft des
Kampfes getrübbten Blick des Kombattanten möglich ist. Für diese An=
forderung kommt uns eben ein Eideshelfer in Gestalt eines bekannten
österreichischen Parlamentariers zu Passé, indem er an den Herausgeber
der "Preussischen Jahrbücher" schreibt: . . . „Unsere Parteiverhältnisse
sind es mit sich, daß höchst selten ein österreichisches Blatt aus einem
andere politischen Blatte etwas entnimmt. Daher kommt es, daß man meist
ein Parteiblatt liest und hineinschreibt, — kleine, seltene Ausnahmen
ausgenommen. Anders werden die auswärtigen Blätter behandelt. Man liest
ihnen mehr Achtung und nennt sie und nimmt öfter ihre Stimmen auf.
Unsere sind sachkundigere, nicht von der vertrusteten Gemeinschaft der her=
kömmlichen Jahrbücher. Bb. CXXXIII. Heft 2.

förmlichen Auslandsberichterstatter stammende Briefe wichtiger, als ihr Inhalt auf den ersten Blick erkennen läßt." Solche Briefe, die als subjektiv verlässliche Situationsberichte von aufrichtig persönlicher Prägung für den Chronisten von großem Wert sind, können auch für das Lesepublikum ein willkommener Maßstab sein für den Grad der in der Darstellung geübten Unbefangtheit und finden eine angemessene Ergänzung durch mündliche Berichte hier durchreisender Politiker, die grade der Sommer häufig nach Berlin führt, wo sie sich gerne ihr Herz erleichtern. Beide Quellen, schriftliche und mündliche, werden an dieser Stelle stets sorgfältig benützt, und so kommt es auf diesem neutralen Boden, auch ohne daß es in jedem Falle ausdrücklich verraten wird, zu mancher freieren Meinungsäußerung unserer Gewährsmänner in der Donaumonarchie, als es ihnen daheim ihr besonderer Parteistandpunkt gestattet. Ich hielt es für notwendig, dies einmal hier beiläufig auszusprechen, damit man nicht, wie das in Wien und Pest und an kleineren politischen Kristallisationspunkten schon geschehen ist, vermute, die Verhältnisse in Oesterreich-Ungarn würden von uns lediglich aus spezifischem Berliner Gesichtswinkel beurteilt, der natürlich in Jahrbüchern, die sich preußisch nicht nur nennen, sondern auch sein wollen, ebenfalls zu seinem Recht kommen muß.

*

*

Der parlamentarische Arbeitsplan in Oesterreich steht unter dem Zeichen des eingeführten allgemeinen Wahlrechts; soziale Reformen von tiefgreifender Wirkung stehen in Aussicht und sind zum Teil schon ins Leben gerufen. Alters- und Invaliditätsversicherung, Reform des Steuerwesens sind die beiden wichtigsten Programmpunkte für die Herbstsession. Da kann die Sozialdemokratie tüchtig mithelfen, und sie wird es auch tun; seit sie in größerem Ausmaß reichsratsfähig geworden ist, läßt sich mit ihr, wie die Erfahrungen der letzten Monate zeigen, vernünftig arbeiten, — ihre zu weit gehenden Forderungen werden durch das parlamentarische Parallelogramm der Kräfte ganz von selbst entsprechend zurückgeschraubt. Die Hauptaufgabe harret aber noch der Sozialdemokraten. Sie sind in erster Linie berufen, durch einen kräftigen Vorstoß der Massen der „nationalen Autonomie“ zum Leben zu verhelfen. Die nationalen Gruppen sind in dieser Frage zu sehr durch ihr Parteiinteresse engagiert; die Sozialdemokraten werden am ehesten Glauben finden, wenn sie, unbeeirrt durch nationale Gegensätze und Verührungspunkte, in kulturellen Fragen die Forderung aufstellen: jedem das Seine. Ihren Grundsätzen widerspricht es schnurstracks, sich für die „historischen Rechte“ in Böhmen und andern Kronländern einzusetzen und die kulturelle Verdrängung des einen Volkselements durch das andere zu befürworten. Wenn jede Nation sich ihre Bildungsbedürfnisse aus eignen Mitteln befriedigt, so muß mit einem Schlag die ermüdende Klage über die von Staats wegen betriebene Bevorzugung des einen und des andern Volkes aufhören. Die Sozialdemokratie ist in dieser Frage am wenigsten Partei; sie muß den Mut haben, mit aller

Dacht für den Gedanken der nationalen Autonomie ins Feuer zu gehen, wenn sie nicht das Prinzip verleugnen will, worauf sie ihre Existenz stellt. Die nationale Autonomie ist das Summum internationaler Gerechtigkeit, sie ermöglicht zugleich den einzelnen Nationen den edelsten Wettbewerb und ist insoweit berufen, den Nationalitätenstreit zu mildern; darum gibt es für die Sozialdemokraten, die sich grundsätzlich keiner Nation als solcher verpflichten, kaum eine wohlangebrachtere und — man darf für Oesterreich bebüßigt das Wort wagen — keine erhabenerere Mission, als ein solches Drängen der Völker Oesterreichs auf neue, zukunftsverheißende Bahnen. Dies Ziel darf die österreichische Sozialdemokratie nie aus dem Auge verlieren, und sie muß ihm gerade in allernächster Zeit mit zähester Ausdauer zusteuern, wenn das Ministerium sein Sprachengesetz für Böhmen vorlegt. Da muß der bis zur Starrköpfigkeit entschiedene Wille einer unverbrauchten Partei den Weg weisen, der weiter abführt von dem fruchtlosen Kleinkrieg der Völker und sie Geschmack und Freude finden läßt an dem großen, das Wohlergehen der Staatsgemeinschaft fördernden Ringen ihrer lebenswertesten Kräfte.

Daß der Gedanke der nationalen Autonomie in gewisser Beschränkung sogar auf dem Gebiete des Verwaltungs- und Justizwesens zur Anwendung gebracht werden kann, bewiesen unlängst die 12 deutsch-böhmischen Stadtverwaltungen, die allen deutschen Hoch- und Mittelschülern, die sich böhmischen Staatsdiensten widmen wollen, eine jährliche Unterstützung von wenigstens 400 Kronen zuzuwenden beschloßen. So verhindert man wirksamer die „Einschmuggelung der internen tschechischen Amtssprache“, als durch Protestversammlungen und Resolutionen; wenn die Regierung nicht mehr sagen kann, es stehe ihr kein ausreichender deutscher Beamtennachwuchs zur Verfügung, dann ist schon ein gut Teil auch dieser heiklen Sprachenfrage gelöst.

* * *

Weit über die Grenzen Böhmens hinaus interessiert der Allslawentongreß, der in diesen Tagen in Prag abgehalten wurde. Wohl hat sich auch diesmal gezeigt, daß die slavischen Völker unmöglich alle unter einen Hut zu bringen sind. Serben und Kroaten gerieten aneinander. Die von den Polen an die Wand gedrückten Ruthenen ließen dem Kongreß eine scharfe Abgabe zukommen, und die Verständigung zwischen Polen und Russen stößt auf innere Schwierigkeiten, die wohl kaum gänzlich zu überwinden sind. Aber es fehlt nicht an ernstest Bemühungen, gerade diese beiden Völker einander näher zu bringen, und die preußische Polenpolitik dient den Verfechtern dieser Idee als willkommenste Verständigungsgrundlage. Der Petersburger „Rusj“ hat sie auf die einfache Formel gebracht: „Die russisch-polnische Annäherung soll der Grundstein des slavischen Programms sein, sie soll zum Dogma des Slawenbundes werden. Und noch in einem panslawistischen Programm des Jahres 1906 heißt es nicht minder deutlich: „Die größte slavische Tat, eine Tat, welche für die uralten Feinde des Slawentums eine Katastrophe bedeuten würde, welche der bei Grun-

wald erlittenen nicht nachstünde, würde beruhen in der Gewährung der größtmöglichen Selbstverwaltung und Bewegungsfreiheit in andern Provinzen Rußlands an die Polen (in der Ukraine). Diese würde jede Gefahr eines deutschen Dranges von Rußland fernhalten, und Rußland könnte sich mit der ganzen Freiheit weiter entwickeln und organisieren, und die Slawenwelt würde eine kräftige Stütze finden.“ Wenn nun auch die russisch-polnische Freiheit und Brüderlichkeit nicht unmittelbar in die Tat umgesetzt werden wird, so ist doch der Versuch, in den beiden Völkern eine gewisse Gefühlsgemeinschaft zu erzeugen, der Beachtung wert. Der Deutschenhaß und die Furcht vor dem Deutschtum hat schon manche widerstrebenden Elemente in politischen Einklang von mindestens vorübergehender Bedeutung gebracht. Der Kongreß beriet bei verschlossenen Türen; nur die politischen Ausstattungstücke wurden vor geladenen Gästen gespielt. In camera caritatis wird man schon auch deutlicher verraten haben, wie man sich auf preußisch-deutsche Kosten polnisch-russisch versöhnen könne. Man bediente sich dabei der französischen oder einer slawischen Sprache, nicht mehr der deutschen, wie bei früheren Gelegenheiten. Gerade weil das unfählich viel Mühe gemacht haben wird, kann dieser Aeußerlichkeit eine symptomatische Bedeutung nicht abgesprochen werden.

Die positiven Beschlüsse des allslawischen Kongresses — Errichtung einer allslawischen Bank und eines dito Telegraphenbureaus — brauchen nicht zu tragisch genommen zu werden. Die „Rössische Zeitung“, die in österreichischen Dingen gut Bescheid weiß, meint ganz richtig, die Realisierung dieser schönen Pläne werde an der traditionellen „allslawischen Schlamperei“ scheitern. Selbst das Verlangen nach gegenseitiger Anerkennung der auf russischen und österreichischen Universitäten zugebrachten Semester wird wohl in Wien kein Gehör finden, da Oesterreich, auch soweit es slawisch ist, sich hüten dürfte, mit eigener Hand das Niveau seiner ersten Bildungsstätten so energisch herunterzudrücken. Und endlich die beabsichtigte Gründung einer Petersburger allslawischen Zeitschrift nach Art des Londoner „Athenäums“ oder der „Deutschen Literaturzeitung“ ist ein harmloses Unternehmen von kaum nennenswertem praktischen Nutzen, solange nicht für alle slawischen Nationen eine gemeinsame Sprache erfunden ist.

* * *

Werkwürdig kalt lassen den Oesterreicher die Orientfragen. Das Publikum, auch das zünftig politische, nimmt kaum Kenntnis davon, was drunter in der Türkei und in den bescheideneren Balkanstaaten vorgeht. Die kleinen Parteisorgen und die nationalen Einzelgefechte lassen solche Gedankenrichtung gar nicht aufkommen. Freilich, es wäre ja nicht ausgeschlossen, daß die erbittertsten innerpolitischen Feinde sich auf diesem Gebiet verständten, und Politik heißt bei gar Vielen hauptsächlich: sich mit seinem Volks- oder Staatsgenossen nicht verstehen . . . Wenn man einen Oesterreicher, der mitten im Fluß der politischen Ereignisse steht, gelegentlich fragt, was man in Wien über Mazedonien, über etwaige künftige Ver-

vidlungen größeren Stils auf dem Balkan denke, dann antwortet er bloß mit einem resignierten Lächeln: „Darum kümmert man sich bei uns nicht, das ist dem Durchschnittsösterreicher weniger als Hefuba!“ Vielleicht ist es auch besser so, weil die Parteien und Völker sonst die Verpflichtung fühlen würden, das Gegenseitliche zu wollen, und vielleicht hat so im Ernstfall die gemeinsame Regierung um so leichteres Spiel. Hoffentlich beschäftigt sie sich desto intensiver mit diesen Problemen, die heute, morgen zu Lebensfragen der Monarchie werden können.

* * *

Grade im Hinblick auf die auswärtige Lage ist im Habsburgerreiche Eines vor allem notwendig: die straffe Zusammenfassung der beiden Reichshälften. Und in diesem Punkte nähern sich die Anschauungen der zisleithanischen Völker zusehends. Man unterschätzt in Oesterreich die ungarische Frage nicht mehr, wenn auch hier und dort die pessimistische Auffassung noch deutlich durchklingt. So heißt es in einem Wiener Brief, der den „Preussischen Jahrbüchern“ von seiten eines durchaus maßvollen österreichischen Politikers unlängst zugeht, u. a.: „Ob ich darin irre, weiß ich nicht, aber mir erscheint das Verhältnis zu Ungarn bei weitem das wichtigste. Die Mehrzahl der Parlamentarier glaubt allerdings den Kampf mit den Magnaten „auf zehn Jahre“ beendet (durch den Abschluß des Ausgleichs). Sie betrachten nämlich diesen Kampf als parlamentarisches Penium, das für sie nur als „Vorlage“ Bedeutung gewinnt. Für die Magnaten dagegen ist das parlamentarische Wesen doch nicht die Hauptsache, sondern nur ein Mittel zum Zweck, ein Ausschnitt ihres ewigen Kriegs gegen das Reich, dessen größte Erfolge sie auf den Hintertreppen der Burg und der Ministerien erringen. Jetzt stehen für sie die Wiederherstellung ihres tief erschütterten Kredites und die Niederzwingung der Kroaten und übrigen Nichtmagnaten im Vordergrund. Zu beiden brauchen sie „Wien“. Daher sind sie so friedlich, versuchten in der Delegation das europäische Gesicht zu zeigen, schoben Wexlerle vor, den sie eigentlich hassen und als Renegaten geringschätzen; drängen sich an die österreichischen Kreditinstitute, umschmeicheln die entscheidenden Leiter der Banken, bieten bedenklich hohe Provisionen für Verkauf ihrer Wertpapiere durch Wechselgeschäfte. Daneben geht dann — zur Unterstützung der Freunde, Abschreckung der Feinde, besonders Einschüchterung der vielen Jaghaften — der Theaterdonner. Vielleicht noch wirksamer ist die „Bernadierung“ (Denunziation), indem sie, offen und noch mehr geheim, Slaven und Deutsche des Abfalles vom Reiche zeihen, zu dessen Untergrabung seit 20 Jahrhunderten niemand entfernt soviel getan hat, als die Clique des magyarischen Adels“. Und wenn man dem ungarischen Handelsminister, Kossuth dem Jüngeren, Glauben schenken soll, so ist diesem Intriguenspiel der Regierung wieder ein schöner Erfolg beschieden. Er hat vor einigen Wochen in der Unabhängigkeitspartei erklärt: „Ich kann sagen, daß man in solchen Kreisen, wo bisher die Unabhängigkeitspartei gar nicht erwähnt

wurde, heute von derselben gerne spricht. Es sind große Errungenschaften knapp vor ihrer Verwirklichung, an die ich selbst noch vor einigen Tagen nicht im Entferntesten gedacht hätte!" Und der Innenminister Andrássy behauptete: „Wenn die Offiziersgagenfrage gelöst ist, werden wir nationale Konzessionen bekommen.“

* * *

Eine der bedenklichsten „nationalen Konzessionen“ an die Magyaren wäre die Korruption der in der Thronrede vom Jahre 1906 versprochenen noch immer unterwegs befindlichen allgemeinen Wahlrechts. Der frühere Ministerpräsident Koloman Szell hat darüber neulich in einer Kongresssitzung der ungarländischen „Kulturvereine“ sehr merkwürdige Eröffnungen gemacht; er sagte, die Kulturvereine hätten die Aufgabe, „die Nationalitäten der magyarischen Kultur näher zu bringen“, und „ein besonderer Schritt in dieser Richtung bedeute die in kürzester Zeit durchzuführende Wahlrechtsreform, welche sich nicht gegen die Nationalitäten richtet, sondern nur die Stärkung des einheitlichen magyarischen Staates bezweckt“. Das wäre ja allerdings ein ganz hervorragendes Kunststück magyarischer Politik, wenn diese Reform, die endlich eine Art Rechtsgleichheit unter den Völkern und Klassen des ungarischen Staates anbahnen sollte, die Omnipotenz des „einheitlich magyarischen Staates“ noch steigern würde! Graf Andrássy hat versprochen, den bereits fertiggestellten Gesetzentwurf im Herbst dem Abgeordnetenhaus vorzulegen; er hat ihn nicht schon jetzt veröffentlicht, um zu verhindern, daß „die Gegner der Vorlage, insbesondere die Fachorganisationen, den Sommer anstatt zur Arbeit, zu einer massiven Agitation benützen.“ Auch das klingt nicht eben vertrauenerweckend. Aber der Minister dürfte sich in seinen Erwartungen täuschen. Der Herbst wird auf die erhitzten Gemüter nicht zu abkühlend wirken. Bis dahin haben die Sozialdemokraten großangelegte Geldsammlungen zu Ende geführt, um durch hunderte von Volksversammlungen und hunderttausende von Flugschriften die Agitation auf denkbar breiter Basis zu entwickeln. Die Rumänen, Slowaken, Serben und auch die Deutschen werden die Hände ebenfalls nicht in den Schoß legen. Handelt es sich doch für sie in diesem Kampf um politisches Sein und Nichtsein.

Auf die Mithilfe des Hofes, wenigstens des gegenwärtigen Monarchen, rechnet man in nichtmagyarischen Kreisen immer weniger; es verlautet nämlich, daß die Koalition mit „Wien“ einen neuen Pakt geschlossen habe, wonach vonseiten der Koalitionsregierung die Genehmigung des nächsten Wahlgesetzes — ohne militärische Zugeständnisse an die Magyaren — gegen eine „erleichterte Wahlreform“ in Aussicht gestellt worden sei. Hier ist der Punkt, wo auch Oesterreich sich, wenn auch nur mittelbar, in innere ungarische Angelegenheiten einzumischen hätte. Um solchen Preis darf es sich von Ungarn kein Wehrgesetz schenken lassen, denn mit dem Triumph des Rossuthismus in der Wahlrechtsfrage würde dieser für unabsehbare Zeiten ein ungeheures Uebergewicht über die diesseitige Reichshälfte er-

ringen. Die ungarische Wahlreform ist so auch eine Reichsfrage, die nicht einseitig vom Hof und auch nicht von den Ministerien allein zu lösen ist. Daß der künftige Herrscher daran in eminentem Maße interessiert ist, wurde hier schon wiederholt erörtert. Ob ihm auch der gehörige Einfluß gewährt wird, der ihm von rechtswegen zusteht, weiß heute niemand. Die politische Welt in Oesterreich kann sich aber solchen Einfluß erzwingen; das Wiener Abgeordnetenhaus des allgemeinen Wahlrechts ist eigentlich moralisch dazu verpflichtet. Und all die Faktoren, die an der Niederringung des Kossuthismus interessiert sind, sänden sogar inmitten des magyarischen Volkes Zustimmung. Der Vater der unverfälscht gedachten Wahlreform, der frühere Innerminister Kristoffy, brauchte nur das Banner der Rechtsgleichheit zu entfalten, am wirksamsten natürlich in leitender politischer Stellung und ausgestattet mit weitestgehenden Machtbefugnissen, und man würde staunen, wie schwach fundiert heute der Kossuthismus in den Herzen des unabhängig denkenden Magyarentums ist. Ein eben aus Pest gemeldeter, überaus bezeichnender Vorfall im Ständigen Ausschuß des karnaguarischen Schümegher Komitates gibt da zu denken. Auf Antrag eines Grafen Hoyos wurde von dieser Körperschaft der Beschluß gefaßt, es solle für die geplante Errichtung eines Ludwig Kossuth=Denkmals in Kaposvar nicht ein Kreuzer bewilligt werden, und begründet wurde dieser aussehenerregende Beschluß mit dem Hinweis darauf, daß das Schümegher Komitat keinen Grund habe, das Andenken Ludwig Kossuths zu feiern, da dies Komitat gleich einer Reihe anderer Komitate durch Einführung der Kossuthbanknoten materiell zu Grunde gerichtet wurde. Die Ernüchterung beginnt also auch in stochmagyarischen Kreisen. Es wäre natürlich verfehlt, überspannte Hoffnungen an derartige vereinzelte Erscheinungen zu knüpfen, aber die Tatsache muß doch frappieren, daß solche magyarische Kriegserklärung an den Kossuthkultus juist in die Blütezeit der regierenden Kossuthpartei fallen kann. Die Magyaren, von denen es jetzt mehr denn je gilt: „Feinde ringsum!“ könnten fürwahr nichts Klügeres tun, als zur Feier der sechzigjährigen Wiederkehr von 1848/9 sich mannhaft zu befreien von den Illusionen ihres gefährlichsten Verführers und Thronstürzers Ludwig Kossuth. Dieser Vernunft müßte aber von unten und oben, dies- und jenseits der Leitha gleichermaßen kräftigst nachgeholfen werden!

24. Juli.

Luz Korodi.

Schwüle in der internationalen Politik. Die deutsche Finanzfrage. Der neue Flottenverein.

Die internationale Stimmung ist schwül seit der Zusammenkunft König Eduards mit dem Zaren Nikolaus in Neval und die Schwüle will nicht weichen. Daß der französische Präsident jetzt dieselbe Reise macht wie der König von England, ist weiter keine Verschärfung der Situation,

da das russisch-französische Verhältnis nicht neu ist, aber es bestätigt doch die gespannte Lage und zwingt die öffentliche Aufmerksamkeit immer wieder in dieselbe Richtung. Kaiser Wilhelm hat unbekümmert seine gewöhnliche Nordlandsreise angetreten, und die gesamte deutsche Eschlachflotte, 16 Linien-schiffe und 10 Kreuzer, manövriert weitab im Atlantischen Ozean bei den Azoren, aber statt sich dadurch beruhigt zu fühlen, schaut der Deutsche ihnen nicht ohne Sorge nach. Was hat die offensichtliche Einkreisung Deutschlands zu bedeuten? Handelt es sich nur um ein diplomatisches Spiel, um Demonstrationen, die einem schließlichen Ausgleich dienen sollen, oder stehen wir vor einem Ausbruch wie 1870? Vor einem Jahr hat einer der hervorragendsten englischen Militärs, der General French, den Drang verspürt, den europäischen Osten kennen zu lernen, und ist durch die russischen Garnison-Orte gereist. Jetzt verspürte der preussische General v. d. Goltz, der als Goltz-Pascha die türkische Armee reorganisierte, den Drang, seine alten Freunde am Goldenen Horn einmal wiederzusehen und reiste nach Constantinopel. Die journalistische Heze gegen Deutschland in der englischen Presse, die sich im letzten Jahr unter der Einwirkung der verschiedenen Massenbesuche allmählich beruhigt hatte, hat wieder mit aller Macht eingesetzt und die neue Form der „Spionitis“ gefunden, mit der ehemals die Nerven des französischen Volkes gequält wurden, und unter der jetzt auch die sonst robusteren Nerven der Engländer zu zittern anfangen. Eine ungeheure englische Flotte fährt an der dänischen und norwegischen Küste entlang und wirkt auf die Phantasie der nordischen Völker. Ein allslawischer Kongreß in Prag erregt die slawischen Völkerschaften Oesterreichs gegen das Deutschtum.

In Marokko versichern die Franzosen nach wie vor, daß sie sich streng an die Algeiras-Akte halten würden und bleiben nichts desto weniger mit ihren Truppen im Lande, besetzen neue Orte, unterstützen den einen Sultan gegen den andern und warten ab, wann und ob Deutschland ihnen sagen werde, daß das gegen die Algeiras-Akte sei.

Sollte es zum Kriege kommen, so würden Deutschland und Oesterreich auf der einen Seite mit den Marokkanern, auf der anderen mit den Türken verbündet sein. Da ist es eine neue Komplikation, daß in der türkischen Armee die jungtürkische Bewegung in einer großen Meuterei zum Ausbruch gekommen ist. Die Jungtürken wollen moderne europäische Ideen auf das muhamedanische Reich übertragen, im besonderen den Konstitutionalismus; zugleich aber wollen sie die türkische Herrschaft in dem jetzigen Umfange mit aller Entschiedenheit aufrechterhalten. Die Pläne der Engländer und Russen also, die auf dem Wege von Verwaltungsreformen Macedonien vom Körper des osmanischen Reiches allmählich loslösen möchten, haben an den Jungtürken ebenso entschlossene Gegner wie an dem Sultan selbst, und es ist die Frage, ob diese Bewegung mehr dazu beitrage, das Reich weiter aufzulösen, oder aber ihm neue Kräfte des Widerstandes zuzuführen.

Es ist unabsehbar, wie weit ein Krieg, der heute, sei es um Marokko, sei es um die Türkei, ausbräche, sich erstrecken würde. Persien würde hineingezogen werden und Indien, und England, auf seiner Insel so unangreifbar wie je, würde sich in Egypten und am Suez-Kanal zu verteidigen haben. Die Bahn von Damaskus nach Mekka, die der Sultan hat bauen lassen, ermöglicht die Heranführung eines großen türkischen Heeres durch Syrien, wenn Oesterreich und Deutschland dem Sultan dazu die Hand färten.

Weshalb diese unheimliche Spannung? Woher stammt das Gespenst dieses Welt-Krieges, den auszudenken uns das Blut in den Adern starren macht? Sollte es wirklich möglich sein, daß die großen Kulturvölker sich um Marokkos oder einiger türkischer Provinzen willen gegenseitig vernichten und ringsum den Erdball mit Blut und Brand erfüllen? Sollte gar etwa auch der Brand zwischen den Vereinigten Staaten und Japan auflösen, so hätten wir in ungeheuer vergrößertem Maßstab eine Konstellation wiederholt, wie vor zweihundert Jahren, wo gleichzeitig der Spanische Erbfolgekrieg und der Nordische Krieg zwischen Karl XII. und Peter dem Großen nebeneinander Europa verwüsteten und schließlich sein Antlitz umgestalteten.

Der letzte Grund aller Unruhen ist nicht Marokko und nicht die Türkei — über solche Einzelfragen würde man schon zu irgend einer Einigung kommen —, der letzte Grund ist auch nicht mehr der Nebanche-Durst der Franzosen oder die Begier der Russen nach Konstantinopel: der letzte Grund ist kein anderer als die Eifersucht Englands auf Deutschland. Ist hier Beruhigung geschaffen, so werden sich alle anderen Fragen friedlich ordnen lassen: bleibt diese Spannung, so wandeln wir Jahr für Jahr weiter am Abgrund der Kriegsgefahr.

Immer wieder sinnt und forscht man in Deutschland, was eigentlich die Ursache der Feindschaft zwischen diesen nach Rasse, Religion und Geschichte einander so nahestehenden Völkern, den Deutschen und Engländern, sei. Noch eben sind wieder zwei gelehrte Abhandlungen darüber erschienen von dem Berliner Geschichtsprofessor Otto Hinzge*) und dem Freiburger Nationalökonom von Schulze-Gaeverniß**), und beide kommen, wie schon andere vor ihnen, auf nichts anderes als die rapide wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands, die die überlieferte Vorherrschaft Englands auf diesem Gebiet bedrohe. Aber auch nach der Ansicht dieser beiden Autoren ist mit diesem rein wirtschaftlichen Moment, was zuletzt also auf den bloßen Kon-

*) Otto Hinzge, der britische Imperialismus und seine Probleme. (Zeitschrift für Politik, herausgegeben von Dr. Richard Schmidt, Freiburg i. B., und Dr. Adolf Grabowsky, Berlin, Juni 1908) Berlin, Karl Heymann.

**) v. Schulze-Gaeverniß, England und Deutschland, eine wirtschaftspolitische Studie. (Festschrift zur Feier des Geburtstages Seiner Königl. Hoheit des Großherzogs Friedrich, des durchlauchtigsten Rector Magnificentissimus der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg im B.) Freiburg i. B., F. R. Poppen u. Sohn.

kurrenz= oder Brodneid hinauskäme, die Sache doch nicht erschöpft. Die Engländer sind ja alte Freihändler und lernen von Jugend auf den Satz, daß der wohlhabende Nachbar, wenn er auch Konkurrent ist, doch auch zugleich einen vorzüglichen Kunden und Abnehmer gibt, und englische wie deutsche Statistiken tun gleichmäßig dar, einen wie großen Teil ihres Exports und Imports (ein Siebentel etwa) gerade diese beiden Völker untereinander austauschen. Die Sache liegt vielmehr so, daß mit der ungeheuren Steigerung von Deutschlands Volksmenge und Wohlstand auch Deutschlands politische Macht in demselben Maße gewachsen ist: wir sind seit langem die stärkste Landmacht auf dem Kontinent und nähern uns mit schnellen Schritten der Stellung einer bedeutenden Seemacht. Gerade die rapide fortschreitende Technik, die ältere Schiffe schnell wertlos macht, bringt es mit sich, daß eine junge Seemacht, wenn sie einige Jahre mit Anstrengung baut, der älteren, wenn sie sie auch noch lange nicht erreicht, doch scharf auf den Leib rückt. Nun baut Amerika noch viel mehr als Deutschland, und auch Frankreich ist Deutschland erheblich voraus. Dennoch richtet sich die englische Eifersucht naturgemäß in erster Linie auf Deutschland. Denn selbst wenn in Amerika kein Rückschlag erfolgen sollte und die Amerikaner schließlich England im Stillen Ozean etwas bedrängen und selbst Kanada an sich ziehen, so ist das für England noch keine Lebensfrage. Vor Frankreich aber fürchtet sich England überhaupt nicht mehr, denn mit ihrer stagnierenden Bevölkerung muß diese ehemals „Grande nation“ im Wettstreit der Völker mit Naturnotwendigkeit tiefer und tiefer sinken. Was ist ein Volk, das auf einem Areal ebensogroß wie Deutschland und mit viel gesegnetem Boden, nur 39 Millionen Menschen ernährt und auf dieser Zahl stehen bleibt, während Deutschland heute 63 Millionen hat und Jahr für Jahr fast um eine Million wächst? Selbst sein so umfassendes Kolonialreich wird Frankreich in späteren Generationen kaum zu behaupten vermögen. Das hat man in England begriffen, und alle patriotische Sorge richtet sich deshalb auf Deutschland, dessen unaufhörliches Wachsen einmal die Briten auf ihrer eigenen Insel bedrohen könnte.

Die Erfindung der lenkbaren Luftschiffe trägt dazu bei, die Nervosität im englischen Volke zu steigern. Zwar sind sich die Fachmänner darüber klar, daß diese Erfindung weder als Waffe noch als Transportmittel eine wesentliche Bedeutung erlangen könne: die entscheidende und überaus wichtige, eingreifende Bedeutung hat die Erfindung als Mittel der Rekognoszierung. Die ungeheure Tragweite der modernen Waffen und die Ausdehnung der modernen Aufmärsche hat die rechtzeitige Erkundung, die von je eins der wesentlichsten Elemente der Strategie war, mehr und mehr erschwert, ihre Bedeutung also gesteigert, und da bietet sich nun das lenkbare Luftschiff als neues Hilfsmittel. In der Volksmeinung aber sieht man schon Armeen durch die Lüfte fahren und die feindlichen Länder von oben her angreifen. Wenn nächstens einmal ein Zeppelin von Ostfriesland über die Nordsee führe, über der Stadt London einige Kreise zöge, die deutsche Fahne

schwenkte und heimkehrte, so würde das englische Volk sich schwerlich so leicht darüber beruhigen lassen, daß das Zeitalter der Seeherrschaft bald dem Zeitalter der Luftherrschaft Platz zu machen und der Ehrgeiz Deutschlands es fertig gebracht habe, sich abermals mit einer neuen furchtbaren Waffe auszurüsten.

Was hat man Deutschland nicht schon alles für Pläne untergelegt! Früher hieß es, wir wollten Deutsch=Oesterreich oder die Deutsche Schweiz oder Holland annectieren. Dann hieß es, der deutsche Kaiser erstrebe einen europäischen Staatenbund unter seiner Hegemonie. Jetzt glaubt man bereits die Vorbereitungen zu einer Landung in England zu beobachten. Wir lachen darüber in Deutschland und sehen in solchen Verdächtigungen nichts als böswillige Verhezung, aber es ist nötig, darin noch etwas mehr zu sehen, nämlich das Symptom der Furcht vor unserer Zukunft. Diese Furcht ist eine so reale Tatsache und eine so reale Macht wie irgend eine andere und die wahre und letzte Quelle der Kriegsgefahr. Der Engländer, der das zukünftige Deutschland fürchtet, kann gar nicht anders als auf den Gedanken kommen, ob es nicht geraten sei, dieser Gefahr vorzubeugen, indem man die deutsche Handels= wie Kriegsflotte zerstört, ehe sie zu stark geworden ist. Auf diesem Wege hat England im siebzehnten Jahrhundert die niederländische, unter den Ludwigen und Napoleon die französische maritime Konkurrenz niedergezwungen, ist zur Herrscherin der Meere geworden und regiert heute über den vierten Teil der Menschheit.

Bismarck gründete seinerzeit den Dreibund, um Deutschland gegen die Möglichkeit eines gleichzeitigen russischen und französischen Angriffs zu schützen. Damals galten noch als die eigentlichen Rivalen Englands in den andern vier Weltteilen eben diese beiden Mächte, und Deutschland durfte deshalb bei einem europäischen Kontinentalkrieg auf die Neutralität, vielleicht sogar die wohlwollende Neutralität Englands rechnen. Wie sehr hat sich die Welt seitdem verändert! Wie falsch urteilen die, die noch immer verlangen, daß unsere Politik in den bewährten Pfaden des Reichs=begründers wandeln solle oder nichts als verkehrte Diplomatie darin erbliden, daß wir in der Gefahr sind, von den anderen eingekreist zu werden. Es ist richtig, daß wir in dieser Gefahr sind, aber kein Bismarck könnte uns davor bewahren, denn wir sind die relativ stärkste aller Mächte, und gegen den Stärksten verbinden sich naturgemäß die Mindermächtigen. Wir können und wollen nicht mehr die bescheidene europäische Kontinentalmacht sein, die sich nicht darum kümmert, wie die anderen großen Nationen die Welt unter sich verteilen. Wir sind Weltmacht und also auch Seemacht geworden und wollen es bleiben, mag es England lieb oder leid sein. Die einzige Großmacht, die durch die Natur der Dinge auf dauernde Anlehnung an das Deutsche Reich angewiesen ist, ist Oesterreich=Ungarn, und ebenso ist umgekehrt das Deutsche Reich nur im Bunde mit Oesterreich=Ungarn in der Lage, seine Weltstellung zu behaupten.

Die Entscheidung, ob es einmal zum Kriege kommt, liegt bei Ruß=

land. England hätte bei einem Kriege gegen uns im Bunde mit Rußland und Frankreich so wenig zu riskieren und so viel zu gewinnen, daß kein Ministerium sich von Humanitätsgedanken zurückhalten lassen würde, sobald die Möglichkeit der Offensiv-Koalition gegeben ist. Zwar geht nicht weniger als etwa ein Siebentel des britischen Gesamthandels nach Deutschland, aber was wäre der Verlust dieses Siebentels und alle sonstige Störung gegen die Sicherung der Meeresherrschaft für alle Zeiten! Die Franzosen, wenn auch die Revanche aus dem Bewußtsein stark zurückgetreten ist, würden sich dennoch nicht halten lassen, sobald ihnen das Bündnis mit England und Rußland gänzlich die Ueberlegenheit zu sichern scheint. In Rußland selbst lebt so viel Haß gegen die Deutschen, daß es nicht schwer wäre, die öffentliche Meinung zu einem Kriege fortzureißen. Auf den Entschluß des Zaren und seiner Staatsmänner kommt es an. Ende der 80er Jahre zweifelte kaum jemand, daß der Entschluß, Konstantinopel in Berlin zu erobern, über kurz oder lang gefaßt werden würde. Man sah das als so sicher an, daß nicht nur Waldersee, sondern auch Moltke glaubten, zum Präventionkrieg raten zu sollen. Dann trat 1894 die Wendung ein. Die Russen faßten statt des nahen den fernen Orient ins Auge. Dort sind sie von Japan zurückgeschlagen worden. Sollten sie jetzt ihre alten Pläne auf Konstantinopel wieder aufnehmen? Früher war England dabei einer ihrer Hauptgegner. Jetzt, seit es sich in Egypten festgesetzt, den Suez-Kanal sicher in die Hand bekommen, Arabiens zukünftige Erwerbung ins Auge gefaßt, ist es bereit, Konstantinopel preiszugeben, um dafür die moskowitzische Hilfe gegen Deutschland zu gewinnen.

Die Versuchung für Rußland, hier mit Hilfe Englands und Frankreichs wieder aktive Politik zu machen, ist nicht so ganz gering. England wird das Geld geben, und es wäre ja gar nicht nötig, daß die deutschen und österreichisch-ungarischen Heere wirklich niedergelämpft würden; es würde genügen, ihnen die Wage zu halten, durch die englischen Schiffe aber Deutschland jede Zufuhr von Lebensmitteln abzusperren. Wir können ja unsere Bevölkerung schon lange nicht mehr mit der Produktion unserer Landwirtschaft ernähren, und in Oesterreich-Ungarn hält sich Produktion und Konsum nur so ungefähr die Wage. Allein Rumänien könnte einen Zuschuß leisten, der aber nicht genügen würde.

Die Versuchung für Rußland, im Bunde mit Frankreich und England den Strauß zu wagen, ist wirklich nicht gering. Aber ist nicht auch die Schlagkraft der verbündeten mitteleuropäischen Heere furchtbar, und wäre der schließlich Gewinner nicht am Ende doch bloß England? Würde nicht vielleicht Frankreich zerschmettert, ein großer Teil Rußlands in den Händen deutscher, österreichischer, rumänischer und türkischer Truppen sein, eine innere Bewegung ihnen entgegenkommen, ehe die Aushungerung Deutschlands durch die Absperrung von der See wirksam wird? Und ist diese Absperrung überhaupt so vollständig durchzuführen? Auch alle die kleineren

neutralen Staaten, Schweden, Norwegen, Dänemark, Holland, Belgien müßten ja abgesperrt werden.*)

Während die vorstehenden Zeilen geschrieben wurden, ist die Nachricht eingetroffen, daß der russische Premierminister Stolypin dem deutschen Reichskanzler jetzt in Nordrney und König Eduard in vierzehn Tagen dem deutschen Kaiser einen Besuch machen werde. Das dürfte als Symptom dafür gelten, daß wir vorläufig den Frieden noch als gesichert ansehen dürfen. Zugleich kommt die Nachricht, daß die jungtürkische Offiziersmeuterei den Sultan veranlaßt hat, die im Dezember 1876, kurz vor Ausbruch des russischen Krieges proklamierte konstitutionelle Verfassung von neuem einzuführen, ein Ereignis, von dessen Tragweite und Nachwirkungen man mit weniger Sicherheit sprechen kann. Es mag ein bloßer bedeutungsloser Zwischenfall bleiben, es mag dem alternden türkischen Reiche für eine Zeit eine gewisse Schwungkraft verleihen, es mag auch den Anfang vom Ende bedeuten. Wer zu hoffen wagt, daß dieses muhamedanisch-christliche Misch-Parlament sich zu einer wenn auch nur leidlich funktionierenden Institution ausbilden werde, etwa wie die russische Duma, der darf darin eine für die deutsche Politik überaus günstige und erfreuliche Wendung erblicken, denn gerade das deutsche Bestreben ist es, die muhamedanischen Reiche nicht aufzulösen und zu zerstören, sondern sie innerlich zu heben und dem Wesen Kultur-Europas anzunähern.

Beharren wir um so mehr in der Hoffnung, daß der Krieg uns erspart bleibt, rüchsen uns aber darüber nicht, daß an die Stelle des Blutvergießens der wirtschaftlich-militärische Wettkampf tritt, das Bestreben der unqualifizierenden Völker, durch Ueberbieten in der Rüstung den andern zurückzudrängen, ihn zu erschöpfen und dadurch zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Vielleicht ist es gerade dieser Rüstung auf die Dauer zu tragen, die die englischen Staatsmänner schließlich bestimmt, von der unmittelbaren Anwendung der Gewalt abzusehen und der Welt den Frieden zu erhalten. Es ist ja für den englischen Steuerzahler, der bisher so gemächlich dahingelebt hat, keine so erfreuliche Aussicht (so wenig wie für den deutschen), höhere Lasten auf sich nehmen zu müssen, aber das Wettrüsten ist doch schließlich ein humaneres Kriegsmittel als Seeminen, Panzergranaten und Geschosse, und haben die Engländer denn schließlich so unbedingt Unrecht mit ihrer Hoffnung uns niederzurüsten?

Schon zu Bismarcks Zeit hat das Deutsche Reich angefangen auf Borg zu leben und unter der Regierung Wilhelms II. ist die Schuldenlast mit einer unheimlichen Geschwindigkeit gestiegen. Schon ist die vierte Milliarde erreicht und die fünfte steht in Aussicht. Vor 30 Jahren waren es 140 Millionen, so viel wie jetzt an Zinsen aufgebracht werden müssen.

*) Vgl. über diese Frage „Zukunftskrieg und Zukunftsfriede“ in meinen „Erinnerungen, Aufsätzen und Reden“.

Obgleich erst vor drei Jahren recht erhebliche neue Steuern eingeführt sind, wird der jährliche Fehlbetrag schon wieder auf 400 bis 500 Millionen berechnet, während England aus dem regelmäßigen Eingang seiner Steuern jährlich 300 bis 360 Millionen Schulden tilgt. Daß das deutsche Volk nicht wohlhabend genug sei, seine Land- und Seerüstung zu tragen, davon kann keine Rede sein. Der Wohlstand hat bei uns von Jahrzehnt zu Jahrzehnt so zugenommen, daß mit Leichtigkeit höhere Steuern getragen werden könnten. Allein das im Ausland angelegte Vermögen wird von Einigen auf 26, von Anderen sogar auf 40 Milliarden Mark geschätzt. Der jährliche Vermögenszuwachs im Deutschen Reich wird auf 4 Milliarden Mark berechnet und das veranlagte Vermögen in Preußen ist 1895 bis 1908 von 63,9 auf etwa 90 Milliarden gestiegen.*) Ist es nur die Ungeschicklichkeit der Regierung, die Niedertracht der Fraktionen im Reichstag, die bei solchem Volkswohlstand eine so unerhörte Finanzwirtschaft im Reich hat eintreten lassen? Hinter den Fraktionen im Reichstag stehen die Wähler. Hat Adolf Wagner recht, wenn er die Deutschen die unpatriotischsten, filzigsten Steuerzahler der Erde nennt? Daß der Deutsche dem Staate gegenüber zwar mit Worten höchst national, im Zahlen aber höchst knickerig ist, ist wohl richtig, aber es sind doch auch noch tiefere Gründe vorhanden. Die historische Entwicklung unsres Steuersystems hat es mit sich gebracht, daß die Gegenstände, die hauptsächlich die indirekten Steuern tragen müssen, Tabak, Branntwein und Bier gewerblich so ausgestaltet sind, daß eine starke Belastung leicht die ganze derzeitige Struktur des Gewerbes umstürzen kann. Um den Branntwein zu belasten und doch das Brennerergewerbe zu schonen, hat man ja seiner Zeit die für sich betrachtet beinahe groteske Gestalt der Branntwein-Liebesgabe erfinden müssen. So ist es gekommen, daß während England aus alkoholischen Getränken und Tabak fast eine Milliarde bezieht oder 24,2 Mk. auf den Kopf, Deutschland 253 Mill. Mk. (1903) oder 4,8 Mk. auf den Kopf nahm.

Weiter aber bringt es das konstitutionelle System mit sich, daß die Parteien im Reichstag nicht das volle Gefühl der Verantwortung haben. In England und Frankreich regieren die Parteien selbst und müssen dafür sorgen, daß der Staat bestehen kann, in Deutschland ist die Verantwortung zwischen den Parteien und der Regierung geteilt, und geteilte Verantwortung ist bekanntlich keine Verantwortung. Die Regierung schilt auf die Fraktionen. politisch im Reichstag, die Fraktionen erklären immer, gerade das, was die Regierung vorschlägt, nicht annehmen zu können. Nicht einmal die Erbschaftsteuer und die Beschränkung des Erbrechts der entfernten Seitenverwandten, was beides seit Jahren zur Einführung reif gewesen wäre, hat sich durchsetzen lassen.

Ohne eine kräftige Mithilfe der öffentlichen Meinung wird es auch im nächsten Jahr sehr schwer sein, zu einem befriedigenden Ergebnis zu gelangen

*) Grenzboten, Jahrg. 67, Heft 28. (9. Juni 1908.)

te ich mit einem Vorschlag erlauben. Wir haben eben die Kistenverein erlebt, die mit dem Ausscheiden eines Teiles der Mitglieder geendigt hat. Man hat davon gesprochen, daß die einen neuen Flottenverein gründen sollten, da der alte vermehrt nicht mehr viel leisten werde. Ich halte diese ganze Aufangung ungerechtfertigt. Die Leistungen im Ausbau unsrer Flotte sind, die Taktik des Chefs der Admiralität, des Admirals von Forderungen durchzusetzen, war so klug, weit ausschauend, daß man mit vollem Vertrauen auch weiter seiner Führung natürlich ist es leicht, immer noch einen Grad mehr zu verschaffen geschieht, und es ist vielleicht auch nicht so übel, daß wir, die diese Stellung einnehmen und dadurch immer weiter gehen, sie nur die Vorsicht beobachten, das Vertrauen zu den Vorgesetzten im Marinewesen nicht zu untergraben. Heute kann auf dem so weniger etwas weiteres erreicht werden, als der kaurige Reichsfinanzen sich jeder noch weiteren Erhöhung der Ausgaben wehrt. An dieser Stelle also müßte der neue Verein unter dem Namen und dem General Reim einsetzen. Nicht sowohl ein Flottenverein gilt es zu begründen, als vielmehr einen Verein zur Förderung des deutschen Steuergeizes gegen alle Parteien gleichmäßig. Die Volksersammlung heute für den weiteren Ausbau der deutschen Flotte zu gewinnen, ist nicht so schwer. Die wahre Aufgabe aber ist, die deutschen Bürger zusammenzurufen und ihnen ins Gewissen zu reden, daß sie Steuern bezahlen müssen, wenn das Deutsche Reich eine starke und eine Flotte haben will.

68.

D.

neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zuzeichnen wir:

- Gesammelte Werke in fünfzig Bänden. I. bis III. Band. Leipzig, 1900.
- van. — Jean Paul und Michael Sailer als Ersieher der deutschen Pädagogik. München, C. H. Beck.
- anz. — Der Staat (Die Gesellschaft Bd. XIV/XV). M. 3.—, gebunden. Frankfurt a. M., Rütten & Loening.
- iterarische Monatsschrift der Breslauer Dichterschule. Jährlich M. 4.—, 1900. Jauer, Oskar Hellmann.
- Landchaft. — Ausserordentlicher 48. General-Landtag der Ostpreussischen Landchaft. Vorlage 2. Kolonisations- und Landarbeitervorlage. i. Pr.
- ns. — Das Ausstellungsproblem in der Volkswirtschaft. M. 7.—. Jena, G. Fischer.
- Gedichte. Zweite Auflage. M. 4.—. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta.
- nd Landarbeiterfrage. Deutscher Mahnruf aus der Ostmark gegen das Gesetz. M. 0.50. Berlin, Hermann Walther.
- nd Bildung. Bändchen Nr. 50. Das Christentum. M. 1.25. Leipzig, G. Fischer.
- 7. — Das Lichtbild und seine Verwendung im Rahmen des regelmässigen Unterrichts. M. 1.—. Leipzig, Quelle und Meyer.
- lm. — Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur. 28. Lieferung. München, Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H.

- Reichs-Arbeitsblatt.** Herausgegeben vom Kaiserlichen Statistischen Amt. Berlin, Carl Heymanns Verlag.
- Bühlmann, Dr. P.** — Politische Bildung. Ihr Wesen, ihre Bedeutung, eine Grundfrage unseres öffentlichen Lebens. Mk. 2.80. Leipzig, Quelle und Meyer.
- Ich weiss Bescheid in Berlin, M. 1.—, geb. M. 1.50.** Berlin, B. Behr's Verlag.
- v. Hoffmann, Dr. R. Edler.** — Verwaltungs- und Gerichtsverfassung der deutschen Schutzgebiete, M. 2.70. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung.
- Breviere ausländischer Denker und Dichter.** Herausgegeben von Dr. Carl Hagmann und Dr. E. A. Regener. Band VIII: Worte Mohammeds. Herausgegeben von Hermann Krüger. Westend. Gebunden M. 2.50. Minden i. W., J. C. C. Brunns.
- König, Dr. Joseph.** Karl Spindler, M. 5.—. Leipzig, Quelle & Meyer
- Andreas, Willh.** Die venezianischen Relaxationen und ihr Verhältnis zur Kultur der Renaissance, M. 3.50. Leipzig, Quelle & Meyer.
- Giese, Dr. Friedrich.** Das katholische Ordenswesen nach dem geltenden preussischen Staatskirchenrecht. München, J. Schweitzer Verlag.
- Glagau, Hans.** — Reformversuche und Sturz des Absolutismus in Frankreich 1774—1788. Mk. 7.50. — München, E. Oldenburg.
- Grosz, H.** — Die Schule im Dienste sozialer Erziehung. — Mk. 1.20. — Leipzig, Quelle und Meyer.
- Lagerlöf, Selma.** — Schwester Olives Geschichte. (Kleine Bibliothek Langen, Band 99) Mk. 1.—, geb. Mk. 1.50. München, Albert Langen.
- Lodge, Oliver.** — Leben und Materie Haeckel's Weltätsel. Mk. 2.40. Berlin, Karl Curtius.
- Reichs-Arbeitsblatt.** — Herausgegeben vom Kaiserlichen Statistischen Amt, Abteilung für Arbeiterstatistik. Sechster Jahrgang, No. 1. 10 Pf. Berlin, Carl Heymann.
- Röder, Adam.** — Saloma. 50 Pf. Wiesbaden, Emil Behrend.
- Bohrbach, Paul.** — Die Kolonie. (Die Gesellschaft Bd. XIX.) M. 1.50, geb. M. 2.—. Frankfurt a. M., Rütten & Loening.
- Salt, Henry S.** — Das Recht der Tiere. Uebersetzt und mit einer Einleitung versehen von Professor Dr. Gustav Krüger. Herausgegeben von der Gesellschaft zur Förderung des Tierschutzes und verwandter Bestrebungen, Sitz in Berlin. 101 S. Berlin, im Kommissionsverlag des Geschäftsleiters Magnus Schwantje.
- Salszer, Dr. Anselm.** — Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur. 25. Lieferung Mk. 1.—. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.
- Statistisches Jahrbuch für den Preussischen Staat 1907.** Herausgegeben vom Königl. Hohen Statistischen Landesamt Berlin 1908.
- Spanenberg, Hans.** — Hof- und Zentralverwaltung der Mark Brandenburg im Mittelalter (Veröffentlichungen des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg) M. 14.60. Leipzig, Duncker & Humblot.
- Seneca.** — Sentenzen, M. 5 geb. M. 6.50. Jena, Eugen Diederichs.
- Schmeißer, Gustav.** — Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich, 83. Jahrg. 1. Heft M. 10.—. Leipzig, Duncker & Humblot.
- Schirmacher, Käthe.** — Dantsiger Bilder. Ein Kinderbuch. Geb. M. 2.—. Leipzig, B. G. Teubner.
- Schoek.** — Bericht über die Schoek-Konferenz der mitteleuropäischen Wirtschaftvereine in Deutschland, Oesterreich und Ungarn. (Veröffentlichungen des Mitteleuropäischen Wirtschaftsvereins in Deutschland, Heft V.) 176 S. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht.

Manuskripte werden erbeten an Herrn Dr. Gustav Boloff
Berlin-Charlottenburg, Königsweg 8.

Einer vorübergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer fachliche Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Rezensitions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Der Nachdruck ganzer Artikel aus den „Preussischen Jahrbüchern“ ohne besondere Erlaubnis ist untersagt. Dagegen ist der Presse freigestellt Auszüge, auch unter wörtlicher Uebernahme von einzelnen Abschnitten, Tabellen und dergl., unter Quellenangabe ohne weitere Anfrage zu veröffentlichen.

Wilhelm Roscher an Leopold Ranke.

Ein Stück Wissenschaftsgeschichte. (1842.)*

Hochverehrtester Herr Professor!

Es ist eine Bitte, mit der ich vor Ihnen auftrete: eine Bitte freilich, von der Ihr lieber und verehrter Herr Bruder mir bereits versichert hat, daß Sie darum wissen und sie gütig aufnehmen würden. Ich lasse gegenwärtig an einem größeren Werke drucken: „Alto, Beiträge zur Geschichte der historischen Kunst.“ Der erste Band, welcher die Prolegomena und den Thukydides enthält, ist bereits zum 19. Bogen vorgerückt. Der zweite Band, Monographien über den Herodot und Xenophon, sowie der dritte, die fünf großen römischen Historiker behandelnd, soll später nachfolgen. Werden Sie es nicht verschmähen, die Zueignung dieses Buches anzunehmen?

Ich würde dieselbe Bitte tun, auch wenn ich nicht das Glück gehabt hätte, Ihres näheren unmittelbaren Unterrichtes zu genießen. Ein Menschenkenner, wie Sie, wird den Ausdruck inniger, wohl geprüfter Ueberzeugung von Schmeichelei unterscheiden können. In Ihnen verehere ich nicht bloß den ersten lebenden Historiker, sondern auch, mit Niebuhr zusammen, den ersten Historiker unseres Volkes: einen der wenigen Neueren überhaupt, welche der Größe des Altertums mit Erfolg nachgerungen haben. Es würde mir um so mehr Bedürfnis sein, Ihnen öffentlich einen Zoll meiner Bewunderung abzutragen, als gerade jetzt die reine Wissenschaft mehr und mehr in den Strudel der Tagesparteien gezogen wird, und Unfähigkeit, Ihr Verdienst zu begreifen, Eifersucht und Verblendung selbst Ihren Namen zu verlästern wagen.

Ich selbst würde eine solche Deditation gleich beim Anfange meines literarischen Wirkens als ein Schiboleth ansehen, daß ich weder zu den „gründlichen“ Sylbenstechern gehören möchte, die vor lauter Bäumen den Wald nicht sehen, noch auch zu den „geist-

*) Mitgeteilt von Ministerialdirektor Dr. C. Roscher-Dresden.

reichen“ Philosophen, die von ihrem Gerüste herab, weil ihr Auge zu schwach ist, die Dinge auf ebener Erde gar nicht unterscheiden können. Zu diesem Allen kommt noch, daß Sie mein Lehrer sind, gerade derjenige Lehrer, dem ich entschieden das meiste verdanke.

Mein frühester Lehrer war der alte Heeren; seine Ideen das erste neuere Geschichtswerk, das mich schon als Gymnasiasten mit Liebe erfüllte. Sie werden mir wohl Recht geben, daß niemand besser geeignet ist, die fernher wirkenden Alten einem jugendlichen Gemüthe näher zu bringen. Auch werde ich das wohl mein ganzes Leben hindurch mit Heeren gemein haben, daß ich das Altertum und die letzten, lichtesten Jahrhunderte der neueren Geschichte vorzugsweise bearbeite.

Mein zweiter Lehrer war Gervinus. Ich bin für die Schwächen dieses Mannes keineswegs blind. Wäre ich nicht später noch in Ihre Schule gekommen, hätte er mir in mancher Hinsicht schädlich werden können: aber so wie es wenig liebenswürdigere Menschen gibt, so gibt es auch nur Wenige, die als Lehrer so viel anregen, so viel Ideen erwecken. Er hat mich vorzugsweise angeleitet, die verschiedenen Seiten der historischen Entwicklung, namentlich der Staats- und Literaturgeschichte, gleichmäßig zu studieren. Ihm verdanke ich die Methode, durch fortwährende Analogien in das Wesen der Geschichte einzudringen. Ein gefährliches Ding, die Analogie; das verkenne ich durchaus nicht. Wer wird es billigen, wenn Gervinus, Schloffer u. a. häufig genug, statt die Sache selbst zu geben, sie den Leser nur durch Analogien gleichsam betasten lassen? Wenn sie heute die Türkei vielleicht mit dem Deutschen Reiche des 15. Jahrhunderts vergleichen, morgen mit der napoleonischen Monarchie; den Petrarca heute mit Hutten, morgen mit Lessing? Aber ein Messer, das niemand verletzen kann, wird auch der Wundarzt nicht brauchen können. Unbewußt, meine ich, bedient sich jeder der Analogie. Ich habe mir zwei Prinzipien gebildet für die Anwendung dieses Werkzeuges. Erstens, sie nie als Zweck zu betrachten, sondern immer nur als Mittel für mich selbst, den gerade vorliegenden Gegenstand schärfer und lebendiger kennen zu lernen. Sodann aber, nur die entsprechenden Entwicklungsstufen der Völker zusammenzustellen: das Mittelalter der Griechen mit dem Mittelalter der neueren Völker, den heutigen Zustand der Türkei mit den letzten Zeiten des alten Perserreichs zc. Diese Prinzipien, glaube ich, sind recht, wenn es auch in der Anwendung oftmals schwer hält, ihnen treu zu bleiben. —

bin ich denn zuletzt in Ihre Schule gekommen; und ich
 im anzugeben, ob ich Ihren Vorlesungen, Ihrem Seminare
 Schriften mehr verdanke, ob ich mehr Sporn oder mehr
 Ihnen empfangen habe. Alles aber, was ich irgend von
 orte und las, hat einen Stachel in meiner Seele zurückge-
 Wenn ich auch zur Teilnahme an Ihren Jahrbüchern jeden-
 spät kam, so seien Sie doch überzeugt, daß keiner ihrer
 mit größerer Liebe und Ehrfurcht an Ihnen hängt, mehr
 Ihnen nicht nachzuahmen, sondern nachzueifern und sich
 zeitlebens als Ihren Schüler bekennen wird. Wollte
 es mir gelänge, diesem Namen keine Unehre zu machen!
 werden es verzeihen, mein hochverehrter Lehrer, wenn ich
 Art, wie ich die letztverflossenen zwei Jahre benützt
 nen noch etwas weiter Rechenschaft ablege. Ich stehe gegen-
 dritten Semester meiner Vorlesungen, die sich bisher auf
 Staatswirtschaft, Statistik, Geschichte der alten Historiker
 ichte der politischen Theorien erstreckt haben. Mit po-
 Vorlesungen habe ich angefangen, weil ich so am ersten hoffen
 in Göttingen festen Fuß zu fassen, den, wie leicht begreiflich,
 wächten Sinn der hiesigen Studierenden für die Geschichte
 m Teile allmählich wieder erwecken zu helfen. Ich muß
 klar erkennen, daß ich bis jetzt durch einen verhältnismäßig
 reichen und fleißigen Besuch meiner Kollegien ermutigt bin.
 Winter, so Gott will, denke ich alte Geschichte zu lesen.
 in Göttingen bekanntlich seit Schölzers Zeiten immer Sitte
 historische und politische Studien zu verbinden: wie ich
 ch nur dadurch eine wahrhaft glückliche Bearbeitung der
 issenschaft für möglich halte. Mir ist die Politik die Lehre
 Entwicklungsgesetzen der Staaten überhaupt, die politische
 ie von den Entwicklungsgesetzen der Volkswirtschaften; ins-
 e durch Vergleichung aller mir bekannten Volksgeschichten,
 usammenstellung des Gleichartigen, durch Erklärung des Un-
 gen suche ich diese Gesetze aufzufinden.

Das nächste Buch, das ich mir erlauben werde, Ihnen vorzu-
 soll eine Staatswirtschaft sein; und wenn ich meinen
 dabei auch nur einigermaßen erreiche, so hoffe ich, daß Sie
 uch für ein historisches erkennen werden. In Deutschland,
 ch weiß, ist diese Richtung der Staatswirtschaft zuerst von
 reuten worden, nicht ohne Geist, aber auch vielfach inkonse-
 mit Chalanterie sogar, und nur inbezug auf einen einzigen

Punkt, die Lehre von den Prohibitivsystemen. Ich würde meinen Thukydides, wovon die ersten Reime ja bereits in Ihrem Seminare entstanden sind, viel früher beendigt haben, wenn mich diese politischen Studien nicht oftmals unterbrochen hätten. Gestört aber, hoffe ich, haben sie mich nicht, vielmehr auch im Altertume weiter gefördert.

Wieviel ich in kurzem durch den Abgang Ihres Herrn Bruders verlieren werde, können Sie am besten ermessen, der Sie den edlen, lebenswürdigen Charakter des vortrefflichen Mannes und seine freie, lebensvolle Auffassung des Altertums am besten zu würdigen verstehen. Um so mehr, als jetzt in Göttingen leider kein großer Ueberfluß an solchen Tugenden zu finden ist. Ich würde Ihnen viele Grüße und Nachrichten aus seinem Hause bestellen können, wenn er nicht selbst noch einige Zeilen einlegen wollte. —

Zum Schluß noch eine Bitte. Ich kenne Ihre Freundschaft für den Hofrat Heinrich Ritter. Er ist es, dem ich die Bekanntschaft mit Ihnen verdanke, der mich noch immer mit Freundlichkeit und Wohlwollen überhäuft hat. Erlauben Sie mir, auf der Dedication meines Buches seinen Namen hinter den Ihrigen zu stellen.*)

Da ich zu Ostern den Druck werde unterbrechen müssen, so kann ich erst im Junius hoffen, Ihnen mein Buch vollendet vorzulegen. Ich habe ihre gütige Erlaubnis um deswillen so früh erbeten, weil der Buchhändler die erste Annonce schon im diesjährigen Osterkataloge vornehmen will. Indem ich noch um Verzeihung bitte, Ihre kostbare Zeit mit einem so langen Briefe so sehr in Anspruch genommen zu haben, füge ich die Versicherung der herzlichsten und unwandelbaren Ehrfurcht und Dankbarkeit hinzu, mit der ich zeitlebens verharren werde

Ihr

Göttingen, 27. Febr. 1842.

treuergebener Schüler
Wilh. Roscher.

*) Die Widmung des Thukydides, dessen Vorwort vom Ende Juli 1842 datirt ist, lautet:

„Meinen geliebten Lehrern

Leopold Ranke

und

Heinrich Ritter

in ehrfurchtsvoller Dankbarkeit gewidmet.“

Die Umbiegung der christlichen Grundbegriffe in der modernen Weltanschauung.

Von

Professor Lic. Adolf Meß.

Jedes Gefühl, in dem ein Teil- oder Gliedverhältnis des Einzelnen zu einer Gemeinschaft bewußt wird, ist religiöser Art. Im eigentlichen Sinne reden wir von Religion, wo das Teil- oder Gliedverhältnis sich auf das Ganze der Welt bezieht. Ob dieses Weltganze als selbständige lebendige Einheit gefaßt oder einem persönlichen außerweltlichen Vertreter untergeordnet wird, ist ein bloßer Unterschied der mehr abstrakt logischen oder mehr fantasiemäßigen Vorstellungsart. Da die drei Richtungen seelischer Tätigkeit: Fühlen, Denken, Wollen immer in engster Verschlingung mit einander auftreten, so wird auch das religiöse Gefühl alsbald das Denken anregen und es auf die Art des religiösen Verhältnisses richten; und es wird ebenso den Willen mit Beschlag belegen und ein entsprechendes Verhalten auslösen. Das heißt: Religion wird immer mit einem bestimmten Vorstellungssystem und mit einer entsprechenden Regel des Handelns verbunden sein. Das Vorstellungssystem wird sich nach dem allgemeinen Weltbild richten, das in einer Kultur-epoche, in einem Volke gilt. Als daher das Christentum vor zweitausend Jahren in der Seele eines jüdischen Mannes in einem Winkel des Orients aufging, konnte kein Zweifel sein, daß es sich mit einem Vorstellungskomplex verbinden mußte, der der umgebenden, also jüdischen Kultur entnommen war. Die kirchliche Sprache erinnert noch heute daran. Diese Verbindung in der Seele des Stifters erfolgte unwillkürlich und naiv mit den mehr volkstümlichen Vorstellungen; erst Paulus, der gelehrte Theologe, faßte es systematisch in die Formen der jüdischen Theologie. Mit diesen behaftet, kam es zu den Hellenen und ging nun ebenso notwendig durch die Denkformen des griechischen Geistes (Mythus und Philosophie), woraus

die Dogmen von der Trinität und dem Gottmenschen hervorgingen. Aus dem Römertum nahm es gleichzeitig den politischen Gedanken auf und entwickelte sich an ihm zur mittelalterlichen Weltkirche mit ihrem internationalen weltherrschenden Priesterstand. So zog es nacheinander gewissermaßen drei Häute an: die jüdische, die hellenistische, die römische. Mit Luther begann der Ablösungsprozeß. Er erkannte den Widerspruch zwischen christlichem Wesen und römischem Kirchentum und löste zunächst die politische Haut ab. Denn die äußeren Gemeinschaftsformen konnte er nur als irdischen Notbehelf und darum als wechselnden Faktor gelten lassen. Weiter hat die Aufklärung und die aus ihr hervorgegangene historisch-kritische Forschung die Ablösung auch der hellenistischen und der national-jüdischen Haut in Angriff genommen, um endlich zum ursprünglichen Kern, dem einfachen religiösen Grundgefühl, wie es in Jesu Seele lebte, wieder vorzudringen. Wir sehen aber, daß auch hier schon das Grundgefühl sich in vorgefundene Darstellungsformen kleiden mußte. Auch auf die Äußerungen des Stifters muß daher noch die Unterscheidung von Form und Wesen, von Schale und Kern angewendet werden, bis wir auf solche Darstellungsformen stoßen, die das Grundgefühl nicht mehr in voll- und zeitlich bedingter, sondern in einer allgemein-menschlichen, darum für alle Zeiten und Völker giltigen, notwendigen Form aussprechen. Diese allgemein-giltige Form hat Adolf Harnack gefunden in der Doppel-Darstellung von „Gott dem Vater“ und dem „unendlichen Wert jeder einzelnen Menschenseele“.*)

In der Tat lassen sich die beiden Pole des Religionsbegriffs, Abhängigkeit und Gemeinschaft, nicht einfacher ausdrücken als durch das Bild der Familiengemeinschaft, wo das Kind dem Vater untertan ist und doch alle Interessen mit ihm gemeinsam hat, und wo die Interessengleichheit sich ohne weiteres auf alle Familienglieder untereinander ausdehnt. Was sonst als das Wesen des Christentums angesprochen zu werden pflegt — die Verbindung von Gottes- und Menschenliebe oder die Trias Vertrauen, Liebe, Gehorsam —, ist in dieser Fassung des religiösen Verhältnisses schon eingeschlossen, indem es nur deren notwendige Wirkung auf den Willen hervorhebt. Das Bewußtsein aber der Wertschätzung vor dem Vater (der im Kinde die Widerstrahlung des eigenen Wesens anschaut und schätzt) verleiht dem Kindesgehorsam das Freudige eines sieghaften Optimis-

*) A. Harnack, Wesen des Christentums, S. 40 ff.

muß, der dem Christentum so charakteristisch ist. Wenn neuerdings das Christentum und alle Religion vielfach auf eine pessimistische Weltbetrachtung zurückgeführt wird, so kann das doch nur von der Beurteilung der materiellen Welt und ihrer Güter gelten. In dieser Beurteilung stimmt aber die Religion mit der Philosophie, überhaupt mit jeder geistigen Erhebung überein, die eine „Erhebung“ ja eben deswegen ist, weil und insofern das Sinnliche an sich als das Niedere, Wertlose empfunden wird, das als solches nicht geeignet ist, zum wesentlichen Zielpunkt des Willens gemacht zu werden. Eben deshalb flüchten sich Religion und Philosophie gleichermaßen ins Geistige, weil nur in der geistigen Betätigung der Mensch Ruhe, Frieden und damit stetige Freude erfahrungsgemäß findet. Als die „Religion des Geistes“ erweist sich das Christentum aber dadurch, daß es zum erstenmal Gott und den Menschen in denselben Begriff des Geistes zusammenbindet und eben auf diese Wesenseinheit das Kindesverhältnis begründet. Wo daher der Apostel Paulus die christlichen Tugenden zusammenstellt, fehlt niemals die „Freude im heiligen Geist“. Man kann geradezu sagen: Ohne Freude kein Christentum! Ohne Freude aber auch keine Religion. Denn in der Religion sucht der Mensch doch eben den sicheren Boden, auf dem er getrost seine Kräfte entfalten kann, ohne fürchten zu müssen, daß sein Leben ein Luftthieb oder ein Schlag ins Wasser sei. Man wird daher Harnack nicht nur darin zustimmen müssen, daß wir in der angegebenen Fassung die einfachste Grundform des Urchristentums haben, sondern auch darin, daß diese Urform zugleich die einfachste Einkleidung der Religion überhaupt, das Urchristentum also, so gefaßt, die geschichtliche Erscheinung der Religion an sich sei.

Ist dies so, dann muß sich die gefundene Formel ebenso gut, wie einst in das jüdische und später in das hellenistische, so jetzt in das moderne Weltbild, wie es die Wissenschaft seit Copernicus und Spinoza aufgebaut hat, ohne Widerspruch und wesentlichen Verlust einsetzen lassen. Das ist's, was hier versucht werden soll. Als die Angelpunkte der modernen Welterklärung muß dabei die Vorstellung einer durch alles Weltgeschehen hindurchgehenden Kausalität und die Auffassung dieses Geschehens selbst als einer ununterbrochenen Entwicklung angesehen werden. Auf eine bestimmte Formulierung des Kausalitätsgesetzes kommt es für unseren Zweck nicht an. Genug, daß alles Zufällige und Willkürliche verbannt und die ausnahmslose Gesetzmäßigkeit alles Geschehens angenommen wird. Die Entwicklung aber, der diese Kausalität dient, ist nicht nur als

quantitativer Fortschritt von einfachen Erscheinungen zu zusammengefügteren, sondern auch als (dadurch bedingte) qualitative Steigerung von den bloß mechanischen zu den organischen und von diesen zu den geistigen Lebenserscheinungen zu denken, die dann ihrerseits in der Geschichte ununterbrochen weiter gesteigert werden mit der Wirkung, daß in dieser ganzen einheitlichen Entwicklung das verborgene Grundwesen der Welt sich mehr und mehr enthüllt, offenbart, entfaltet.

An diesen Prinzipien wären nunmehr die gefundenen christlichen Grundvorstellungen zu messen, zunächst also die von Gott dem „Vater“. Das Neue an dieser ist nicht sowohl die Anwendung der Vorstellung überhaupt, als vielmehr die Art, wie sie in den Mittelpunkt gerückt und die ganze Frömmigkeit an ihr orientiert wird. Die Menschen bilden eine Familie, in der Gott die Stelle des Hausvaters einnimmt. Verfolgt man dieses Bild in seine theoretischen Voraussetzungen und Folgerungen, so läßt sich ein ganzes System religiös-sittlicher Lehren daraus entwickeln; aber auch wer sich mit einfachem Kindersinn der darin beschlossenen Gefühlsrichtung hingibt, der wird damit alle Wirkungen der Frömmigkeit aus sich erzeugen. Die ganze Religion wird aus dem ältesten, elementarsten Menschengefühl entfaltet, dem Gefühl der Liebe, wie sie zwischen Familiengliedern sein soll. Sie ist Liebe Gottes zu den Menschen, Liebe der Menschen zu Gott, Liebe der Menschen untereinander.

Wir fassen zunächst die Liebe Gottes zu den Menschen ins Auge. Wie in der Familie der Vater für das Wohl der Kinder sorgt, so sorgt Gott für das Wohl der (frommen) Menschen. Dieses Wohl spaltet sich nach der Doppelnatur des Menschen in das leibliche und das geistige; in beiderlei Hinsicht gewährt die Liebe des Vaters die notwendigen Lebensbedürfnisse. Diese kommen uns freilich zu aus den umgebenden Natur- und Gesellschaftszuständen; es bedarf also der Allmacht und weisen Voraussicht Gottes, um diese auf den gewünschten Zweck hin anzuordnen. So führt die Vatervorstellung in gerader Richtung auf die sogenannte „spezielle Vorsehung“.

Im Vaterunser spricht sich das zunächst aus in der Bitte ums tägliche Brot. Diese schließt aber die gesamte Lebensbehütung und -förderung in sich, wie sie Luther mit Recht in seine Erklärung aufnimmt: die Haare auf jedem Haupte sind gezählt, keins fällt zur Erde ohne den Willen des Vaters; er gibt Nahrung und Kleidung, wie schon den Vögeln des Himmels und den Lilien des Feldes; er gibt gute Gaben denen, die ihn bitten, nicht Steine statt Brot.

Zu den geistigen Bedürfnissen gehört nach unserer Art zu denken vor allem die Entwicklung der intellektuellen Kräfte; aber hier verrät das Christentum seinen volkstümlichen Ursprung darin, daß diese Seite nicht weiter in Betracht gezogen wird. Nicht durch Erkenntnis, sondern durch sittliche Kraft wird der Mensch vollendet. Geistige „Erleuchtung“ tut ihm nur not, soweit sie das religiöse Verhältnis betrifft. Soweit ist sie aber in der Eingangsanrede des Vaters schon enthalten. Dagegen wird weiterhin aller Nachdruck auf die Bitte um Bewahrung vor Versuchung und um Erlösung von dem Bösen gelegt.

Der Hintergrund dieser Vorstellungsweise ist der persönliche allmächtige Schöpfer und Herr, der im Himmel ist und schaffen kann, was er will, der auch zu den Steinen sprechen kann, daß sie Brot werden, kurz das beständige Wunder. Das Wunder wird noch wunderbarer dadurch, daß es ausgelöst werden kann durch das Gebet des Frommen, der demnach imstande ist, auf dem Umwege über Gott die Natur seinen Bedürfnissen und Wünschen zu unterwerfen.

Damit ist auch schon gesagt, daß im Sinn dieser speziellen Vorsetzung die Vaternvorstellung im modernen Weltbild keinen Raum hat, eben weil wir uns die Welt als einen lückenlosen Kausalzusammenhang vorstellen, in dem jedes Einzelne an seiner Stelle mit unabänderlicher Notwendigkeit gesetzt ist. Uns scheint nicht, wie einer kindlichen Vorstellungsweise, die Willkür, sondern gerade die Notwendigkeit das Kennzeichen des Göttlichen zu sein. Auch lehrt die Erfahrung, daß der Mensch der Natur nur durch Anschmiegen an ihren festbestimmten Gang etwas abgewinnen kann, indem er dabei nur ihre Kräfte nach seinen Zwecken anordnet. Versteht oder vermag er das nicht, so gibt es über der Natur keine Hilfe gegen die Natur. Kein Gebet hält zwei Eisenbahnzüge, die in demselben Geleise einander entgegen eilen, vom Zusammenstoß zurück oder rettet den unfundigen Segler im Sturm, kein Sieg wird anders als durch überlegene Waffen errungen. In den Aeußerungen Jesu, der doch denen, die nach der Gerechtigkeit trachten, verheißt, daß ihnen Nahrung und Kleidung „und solches alles zufallen“ werde, findet sich doch auch die Bemerkung, daß Gott seine Sonne aufgehen und daß er regnen lasse über Gerechte und Ungerechte. Mit anderen Worten, er weiß, daß die Natur gegen die sittlichen Unterschiede gleichgültig ist, so daß Tugend oder Untugend ihre Wohltaten nicht herbeizieht, vor ihren Schrecken nicht bewahrt. Aber er hat daraus

keine prinzipiellen Schlüsse gezogen, weil er die Natur nicht mit dem Auge des Forschers, sondern mit dem Kinderauge des Mannes aus dem Volke betrachtete, der seine Eindrücke ausspricht, ohne sich um prinzipielle Widersprüche zu sorgen. Und dann war sein Blick so überwiegend der sittlichen Seite zugewendet, daß er für die sinnlichen Güter keine Schätzung hatte. Er stand ihnen mit der „heiligen Indifferenz“ gegenüber, die sich genügen läßt, Gutes und Böses als Gabe Gottes anzusehen. Wie man in ihren Besitz komme, war für ihn kein ernstlicher Gegenstand des Nachdenkens.

Aber auch dem Gebet um sittliche Bewahrung widerspricht unsere Weltkenntnis. Denn dieselbe Gesetzmäßigkeit, wie für die Natur, nehmen wir für das geistig-sittliche Leben in Anspruch. „Versuchung“ ist ein Anreiz für den Willen, durch eine äußere Wahrnehmung vermittelt. Welche Wahrnehmung aber an einem bestimmten Ort zu einer gewissen Zeit in meine Sinne fällt, das hängt ausschließlich vom Kausalzusammenhang ab. Ob ein Knabe früher oder später sexuell „aufgeklärt“ und dadurch schweren sittlichen Gefahren preisgegeben wird, das liegt an zufälligen Begegnungen, die im Kausalzusammenhang vorbestimmt, also unvermeidlich sind. Aber auch abgesehen von diesen notwendigen Zufällen: das Seelenleben ist ein Mechanismus, in dem eine ebenso strenge Gesetzmäßigkeit herrscht, wie in der äußeren Natur. Um auf dem sittlichen Gebiet zu bleiben: der Wille ist in jedem Augenblick die (unter Voraussetzung aller Daten) rechnerisch festzustellende Resultante aller gleichzeitig wirkenden Motive, und er folgt unabänderlich demjenigen Motiv, das am stärksten wirkt. Welches das ist, entscheidet sich allemal nach dem, was F. E. Beneke die „Vielräumigkeit“ nennt. Je öfter ein Gefühl oder eine Vorstellung wiederholt wird, desto größer wird gewissermaßen der Raum, den ihre zurückbleibenden „Spuren“ in der Seele einnehmen, desto größer aber auch das Massengewicht, mit dem sie auf die Waagschale der Motive drücken, weil jedes Gefühl, jede Vorstellung immer mit dem gesamten Gefolge ihrer Spuren auftritt. Die Wiederholung seelischer Erregungen, und damit die Häufung der Spuren, hängt aber ab von Anlage, Erziehung, Lebensumständen, geschichtlichem Ort. Hat sich z. B. eine sinnliche Leidenschaft zur Vielräumigkeit in die Seele eingefressen, ohne daß die entgegenstehenden sittlichen Motive durch Erziehung zugleich gestärkt wurden, so wird sie ohne Widerstand den Willen jedesmal unterjochen und den Menschen mit hinabziehen. Kein späteres Zauberwort kann da helfen, wo die Arbeit zur rechten Zeit

verfümt wurde. Unsere methodische Erziehung, die ja nichts will, als vorbeugend die guten Motive anhäufen, damit die späteren „Verfuchungen“ ihr natürliches Gegengewicht schon vorfinden, hat diesen psychologischen Tatbestand längst zur stillschweigenden Voraussetzung und wäre ohne sie sinnlos. Aber auch beim Stifter des Christentums findet sich die zutreffende Beobachtung, daß der unsaubere Geist, wenn er vom Menschen ausgefahren ist und sich eine Zeitlang in der Wüste (dem gewöhnlichen Wohnplatz der Dämonen im Volksglauben) aufgehalten hat, dann sieben andere unsaubere Geister zu sich nimmt und mit ihnen in seine verlassene Wohnung zurückkehrt, worauf es „mit diesem Menschen siebenmal ärger wird als zuvor“. Kann man die aussichtslose Rückfälligkeit in gewohnte Leidenschaften drastischer beschreiben? Aber auch hier werden aus der vereinzeltten Beobachtung keine prinzipiellen Schlüsse gezogen; sie tritt ganz harmlos neben Äußerungen, die eine übernatürliche Bestimmbarkeit des Willens außerhalb des Motivationsgesetzes zur Voraussetzung haben. Wer dagegen, wie wir heute, an diesem Gesetz unverbrüchlich festhält, für den muß die Bitte um Hilfe in sittlichen Nöten ebenso hinfallen, wie die um das tägliche Brot: Gott gibt und hilft nur durch den Kausalzusammenhang, mit dem sein Wille identisch ist, der aber zu unseren besonderen Wünschen und Bedürfnissen keinerlei Beziehung hat.

Fällt sonach die Vorsehung als die Fürsorge für das Glück oder die zweckmäßige Entwicklung des Einzelnen, so bleibt sie doch vielleicht bestehen als Fürsorge für die Entwicklung des Ganzen der Menschheit? Dies wäre dann die „allgemeine Vorsehung“ im Sinne unserer großen Historiker, eines Ranke, Häusser. Die Betrachtung der Geschichte lehrt nämlich, daß das Hervortreten großer Menschen, daß kriegerische Bewegungen, technische Erfindungen, geographische Entdeckungen das Auf- und Absteigen der Völker beeinflussen und daß dabei die Kulturbewegung stets zunimmt, kein gewonnenes Ergebnis jemals verloren geht. Es liegt also nahe, darin Absicht und Berechnung zu sehen: die allgemeine Vorwärtsbewegung wird zum gewollten Zweck, die sie bestimmenden Ereignisse zu den ebenso gewollten Mitteln Gottes. Die Vorsehung, früher auf jedes einzelne Geschehen ausgedehnt, würde jetzt eingeschränkt auf diejenigen Einzelheiten, die auf den Gang des Ganzen Einfluß gewinnen sollen. Nicht das Leben jedes Menschen, sondern nur das der Jahrhundertmenschen wäre Gegenstand der göttlichen Fürsorge, und zwar auch nicht ihr Glück (Gefühl), sondern ihr Dienst, ihre Kraftentfaltung

für das Ganze. Aber der Gewinn dieser Ansicht ist doch nur scheinbar. Denn die Kraftentfaltung der Großen ist doch abhängig von Widerstand und Unterstützung der vielen Kleinen. Damit aber diese ihre Wirkung an ihrem Plage ausüben können, muß wieder die ganze Kausalkette in Raum und Zeit daraufhin gestaltet sein, von der ihr Da- und Sosein abhängt. Und so würde auf einem Umwege doch wieder die spezielle Fürsorge für jedes Einzelne ohne Ausnahme eingeführt, nur eben nicht mit der Richtung auf das Glück der Menschen, sondern auf ihre Leistungsfähigkeit für den Fortschritt des Ganzen. Dabei tut sich aber ein Bedenken anderer Art auf. Auch die anreizende Wirkung des Bösen nämlich, die einen so großen Anteil an der Vorwärtsbewegung der Kultur hat, wäre damit in den göttlichen Weltplan aufgenommen und folglich das Böse selbst — Not, Tod und Verbrechen — von Gott gewollt und hervorgebracht. Stellt man sich auf den Standpunkt, daß der Gegensatz Gut und Böse nur für unsere menschliche Auffassung gelte, dagegen vom Standpunkte Gottes aus gesehen, das Böse nicht böse, sondern nur ein bestimmt geartetes Mittel zum Zweck sei, so läßt sich daraus allerdings eine widerspruchsfreie Weltansicht aufbauen.*) Aber von dem christlichen Vater-Gott ist diese Art Vorsehung doch weit entfernt. Denn zum Menschen verhält sie sich absolut egoistisch, sie sieht in ihm lediglich das zu verbrauchende Werkzeug. Dieser Gott ist kein solcher, den der Mensch anrufen kann in seiner Not. Er ist eine kalte, fühllose, ja feindliche Macht, ein Tyrann, der das Glück seiner Untertanen einer kalten Staatsraison opfert. Er ist hart wie Goethes „unfühlende“ Natur, nur daß seine Härte, weil bewußt und gewollt, zur Grausamkeit wird. Die Räder seiner Geschichte gehen über gebrochene Herzen und durch Seen von Blut. Nicht mit Ehrfurcht, noch weniger mit Liebe, sondern mit Schauer, ja mit Haß**) blicken seine Opfer zu ihm auf, mit der Ergebung jener Gladiatoren: *morituri te salutant!* Eine solche Vorsehung ist auch nichts weniger als christlich. Und doch ist sie ein notwendiger Niederschlag allgemeiner Lebenserfahrung, dem sich auch der Stifter des Christentums nicht entziehen konnte. Die Geschichte muß in der Tat in jedem Beobachter den Eindruck erwecken, daß die Menschenmassen ein Vorrat von Wirtschaftsmaterial sind, das für unbekannte Zwecke verbraucht wird, ohne Rücksicht auf

*) So bei C. W. Dyzoomer, Die Religion. Uebersetzt von F. Roof 1868. Abschn. II Gottes Weltregierung, bes. S. 26—28.

**) Einen solchen Haß schildert Enking in dem Roman „Die Darnelower“.

Wohl- und Wehegefühl des Einzelnen. Werden jene Zwecke als Zwecke Gottes betrachtet, so müssen sie freilich dem Frommen heilig sein und ihm höher stehen als sein eigenes Wohl. Sie müssen daher zu jedem Gebet um Lebensbehütung als einschränkende Bedingung hinzugebracht werden. Die klassische Form dafür ist das Gethsemane-Gebet: „Nicht wie ich will, sondern wie du willst!“ Das heißt: jede Bitte an Gott muß den lauten oder stillen Vorbehalt ihrer Einstimmung in die göttliche Weltregierung enthalten. Damit wird aber auf den Vater, der die Hungrigen speist und die Nackten kleidet, verzichtet, denn so viel wie er leistet auch der bloße Kausalzusammenhang: auch er liefert die Bedürfnisse des äußeren und inneren Lebens, wenn es gerade in seiner Richtung liegt. Mit der Vaterliebe wird diese Unerbittlichkeit des Weltprozesses nur notdürftig vereinigt durch die Hoffnung auf den Ausgleich der besondern und der allgemeinen Zwecke im Jenseits oder durch die Berufung auf den unerforschlichen Ratsschluß Gottes. Denn dabei bleibt das Problem als unlösbar stehen; man geht nur mit geschlossenen Augen darum herum.

Es zeigt sich also, daß die Vorstellung einer väterlichen Vorkehrung, folgerichtig zu Ende gedacht, sich selbst auflöst. Aber die Schwierigkeiten entstehen doch nur dadurch, daß sie aufgetragen ist auf den Hintergrund der hebräischen Gottesvorstellung. Diese stellt Gott und die Natur dualistisch einander gegenüber und setzt Gott als den Herrn, der die Natur mit allmächtiger Willkür beherrscht, gleich einem orientalischen Despoten. Wird diesem Herrn Vaterliebe zu den Menschen zugeschrieben und er erfüllt die eudämonistischen Erwartungen nicht, die sich notwendig damit auf Seite der Frommen verknüpfen, außer sofern es auch ohne deren Bitten in seinen Plan paßt, so kommt entweder die Allmacht oder die Liebe in Gefahr. Entweder der Vater ist nicht allmächtig — er kann nicht, wie er will — oder der allmächtige Gott ist nicht der Vater — er will nicht, wie er könnte. Eigentlich führt diese Art des Dualismus zur Leugnung der Natur, und der Hebraismus bewegt sich beständig an dieser Grenze: das Gesetz der Schwere, der Gang des Schattens, die Bewegung der Himmelskörper sind nichts vor dem Willen Gottes, der im Naturnidrigen gerade seine Triumphe feiert. Wo darum im Schicksal des Frommen oder des Volkes die Vaterhand sich verbirgt, kann zur Entlastung Gottes nicht auf eine Naturnotwendigkeit zurückgegriffen werden, sondern es muß die Erklärung in einer solchen Motivierung des göttlichen Handelns gesucht werden, wie

das Familienverhältnis sie zuläßt: das Uebel erscheint als Strafe, als Prüfung, als Erziehung. Aber die Regelmäßigkeit der Naturerscheinungen drängt sich denn doch zu gebieterisch auf; das ganze Leben des Menschen ist ja darauf gebaut, daß die Erde „beständig“ bleibt. Es ist unmöglich, den Wechsel von Tag und Nacht, die gleichmäßigen Wandlungen im Sonnenlauf, den sicheren Gang der Gestirne, das regelmäßige Eintreten der Wirkung, wo die Ursache vorhanden ist, auf immer wiederholte Einzelbefehle eines persönlichen Willens zurückzuführen. Mindestens in ihrem gewöhnlichen Gang muß die Natur als selbständig gelten. Das Eingreifen Gottes wird darum mehr und mehr auf Ausnahmefälle beschränkt, diese erscheinen nun als die „Wunder“, als Unterbrechungen des natürlichen Ganges, denen die Natur sogar einen gewissen Widerstand entgegensetzt. Und wie sich nun bei fortschreitender Erkenntnis das Feld ihres Wirkens erweitert und der Eindruck ihrer Selbständigkeit sich befestigt, wird sie endlich für die Allmacht sogar zur wirklichen Schranke. Es ist wohl kein Zufall, daß es die sternkundigen Völker des Orients waren, die sie zu einem persönlichen Gegengott verdichteten, der im hebräischen Satan und im christlichen Teufel noch heute weiter lebt. Auch die Götter Griechenlands fanden im ewigen Schicksal die unzerbrechliche Schranke ihres Willens; und welche Mühe hatten die englischen Deisten, ihren modernen Naturbegriff mit der persönlichen Allmacht, das Gesetz mit der Willkür in Uebereinstimmung zu bringen! Seitdem vollends die strenge Auffassung der Natur durch die wissenschaftliche Forschung zum Allgemeingut geworden ist, scheint es, als müsse der Gottesgedanke vor ihr endgiltig die Segel streichen. Die Formeln *deus aut natura*, *deus et natura*, *deus sive natura* stehen unveröhnlich neben einander. Endigt die Entwicklung mit diesem Streit zwischen Glauben und Erkennen? Muß der Mensch auf eins von beiden verzichten?

Die Fehlerquelle war der Dualismus, die Versöhnung muß also durch Ueberwindung des Dualismus gesucht werden, also in einer Weltauffassung, die man heute Monismus nennt. Er geht in der neueren Philosophie auf Spinoza zurück. Spinoza faßt die geistigen und die körperlichen Erscheinungen der Welt in den Begriff der Natur zusammen, zieht diese ganz in Gott hinein und faßt ihre Notwendigkeit als Gottes eigene Notwendigkeit auf. So verschwindet zwar die Natur in Gott, aber sie teilt ihm ihre eigene wesentliche Eigenschaft, eben die gesetzmäßige Notwendigkeit, mit. Dadurch wird Gottes Wesen von Haus aus der Willkür entkleidet und die Gesetz-

mäßigkeit zum erstenmal zum Merkmal des Göttlichen gemacht. Von da an entwickelte sich der Monismus in einer materialistischen und einer idealistischen Richtung. Der Materialismus sieht das Grundwesen der Welt im gesetzmäßig bewegten Stoff, wobei nach der Herkunft der Bewegung und ihrer Gesetze nicht gefragt werden darf. Der Geist fällt dabei als ein zufälliges (im Begriff des bewegten Stoffes nicht enthaltene) Nebenprodukt ab, das für das Ganze ohne Bedeutung, ein bloßer „luxus naturae“ ist. Hierbei bleibt doch eine auffallende Tatsache unerklärt. Der Stoff, seine Bewegungen und seine Gesetze bleiben dasselbe von Ewigkeit zu Ewigkeit; es gibt nur Veränderungen der Form, d. h. Umlagerung der kleinsten Stoffteile, aber keine Entwicklung, wodurch der Stoff über sich selbst hinaus käme. Ob die Form einfacher oder verwickelter ist, ein Rangunterschied wird dadurch nicht begründet; denn der Stoff verhält sich zur Form überhaupt gleichgültig, sie ist ihm begrifflich zufällig und historisch durch den Zufall aufgedrängt. Dagegen der Geist, nachdem er einmal aus dem Stoff hervorgeprungen ist, entfaltet nicht nur, sondern steigert auch sein Wesen fortwährend in der Geschichte. Hier gibt es nicht nur kaleidoskopartige Umgruppierung, nicht nur quantitative Vermehrung, sondern Ueberhöhung von innen heraus, qualitative Vertiefung. Die geistige Selbsterfassung des Menschen ist heute ohne Frage eine ganz andere als in den Anfängen der Geschichte; ja der erstarkende Geist wirkt sogar auf sein körperliches Organ umbildend zurück, denn das Gehirn des Kulturmenschen ist feiner durchformt als das des Wilden. Das alles leitet doch zu dem Schlusse, daß der Geist nicht das bedeutungslose, zufällige Nebenprodukt, daß er vielmehr das Bleibende sein muß, um dessen willen das andere da ist, daß er das Ziel, der Stoff und seine Bewegung das Mittel ist. Ist der Geist aber die Zweckursache der Welt, so muß er auch die bewegende Ursache des Stoffes sein; denn welches Wesen würde sich selbst disziplinieren zum Mittel für sein Gegenteil? Die Disziplin muß ihm von außen auferlegt sein, und da es außer dem Stoffe nichts anderes gibt, so muß sie ihm vom Geiste her auferlegt sein. Dieser ist's daher, den wir in der Bewegung des Stoffes und seiner zunehmenden Durchformung als die wirkende Kraft zu erkennen haben, und das Ziel seines Wirkens ist kein anderes als wieder die Erzeugung des Geistes im Menschen, der die letzte Form auf Erden ist. Soll also jetzt die Welt monistisch aufgefaßt werden, so werden wir sagen müssen: Nicht der Stoff, sondern Geist ist das Grundwesen, aus dem alles,

einschließlich des Stoffes, seinen Ursprung hat und dem es wieder zustrebt. Damit langen wir bei einem idealistischen, oder besser spiritualistischen Monismus an. Setzen wir aber den Geist als das Grundwesen, so setzen wir die Natur zu einem Moment (Durchgang, Begleiterscheinung) der Selbstbewegung des Geistes herab. Nehmen wir dazu den für Spinoza noch nicht vorhandenen Begriff der Entwicklung, die vom Geist wieder zum Geist führt, so würde dieser ganze Gang freilich ein Schlag ins Wasser, die Natur umgekehrt ein *luxus spiritus* sein, wenn der Geist am Ende der Entwicklung in demselben Sinne wieder herauskäme, wie er am Anfang schon war. Er muß doch auf seinem langen Weg etwas gewonnen haben, was ihm ursprünglich nicht zukommt und um dessentwillen er den Gang unternahm. Welches sind nun die Merkmale des naturerzeugten Geistes? Es sind Bewußtsein und Persönlichkeit. Folglich müssen wir beides dem Urgeist absprechen: Persönlichkeit, weil deren Begriff, vom Menschen genommen, auf die Selbstunterscheidung eines Einzelwesens gegenüber anderen Einzelwesen geht; Bewußtsein, weil es die Unterscheidung getrennter innerer Einzelzustände und deren zusammenfassende Wahrnehmung voraussetzt. Gerade um zum Bewußtsein zu gelangen, hat der Urgeist sich in die Stofflichkeit eingelassen, hat sich mittels ihrer — denn sie ist das *principium individui* — in getrennte Einzelzustände begeben.

Aber dieser Gewinn hat seinen Preis. Bewußtsein ist, weil nicht ohne Entgegensetzung, nur in der Form des Einzelbewußtseins möglich. Indem also der Allgeist die Bewußtheit gewann, mußte er die Einheit und Geschlossenheit — seine „Totalität“ — opfern. Er zersplitterte sich in eine Vielheit von Einzelbewußtseinen, deren jedes, wie die Leibnizschen Monaden, nicht das Ganze, sondern nur seine Umgebung spiegelt. Wäre nun diese Zersplitterung das letzte Wort, so würde dadurch der Gewinn wieder in Frage gestellt. Hier aber greift die Geschichte ein und setzt das Werk der Natur fort. Sie bringt zunächst die Einzelbewußtseine in die mannigfachsten Beziehungen und Entgegensetzungen und erweitert dadurch für jedes den Umkreis seiner Umgebung und damit den Umfang des Bewußten. Dann aber heilt sie die Zersplitterung, indem sie durch Mitteilung die Ausgleichung und Vereinerlichung des Bewußtseins herbeiführt in einer gemeinsamen „Kultur“. Daß diese einmal zur Bewußtseinseinheit der Menschheit führen werde, in der Gott selbst gewissermaßen Person geworden wäre, ist aber doch nur eine scheinbare Konsequenz des Gedankens. Sie ist abzuweisen nicht so-

wohl deshalb, weil wir kein Recht haben, die irdische Menschheit mit der Gesamtheit der Offenbarungen des Geistes gleichzusetzen, zumal wir nicht einmal wissen, ob auch nur auf der Erde der Mensch das letzte Wort der göttlichen Selbstoffenbarung ist, sondern aus dem Grunde, weil Bewußtsein an jeder Stelle der Welt an die stoffliche Vermittlung gebunden sein wird, der Stoff aber ein sprödes Werkzeug bleibt und niemals rein in Geist aufgehen kann. Dies nötigt zu der Annahme, daß die Welt als der Prozeß der niemals rein vollendeten Bewußtwerdung des Geistes wenigstens zeitlich unendlich sei. Denn der Drang zum Bewußtsein muß zum Wesen des Geistes gerechnet werden; da er nicht zur Vollendung gelangen kann, kann er auch nicht zu Ende kommen, und weil der Geist an sich ewig, d. h. außer Raum und Zeit ist, kann auch kein Anfang gedacht werden. Auf den einzelnen Schauplätzen der Welt mag der Prozeß Anfang und Ende haben, z. B. auf der Erde mag er mit dem Aufbrauch oder der Zerstörung ihrer Kräfte zu Ende kommen, in der Welt als Ganzem geht er fort von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Freilich, wie der Materialismus die Entstehung der Bewegung nicht erklären kann, so muß der spiritualistische Monismus darauf verzichten, den Uebergang vom Geist zum Stoff zu erklären. Daß der Stoff eine Willenswirkung des Geistes, gleichsam zu seiner eigenen Inkrustierung, sein muß, folgt zwar unmittelbar aus der Grundanschauung. Wie aber ein Willensakt diese Wirkung haben konnte, daß aus dem Unräumlichen das Räumliche plötzlich hervorsprang — „zum Erstaunen bin ich da“ — das bleibt ewig Geheimnis. Denn auch unsere abstraktesten Begriffe sind doch nur Bilder des raumzeitlichen Daseins und bleiben daher auf dieses beschränkt; was außerhalb davon liegt, bleibt ihnen grundsätzlich verschlossen. Jeder Versuch daher, die Entstehung des Raumes selbst und damit des Stoffes vorstellbar zu machen, z. B. mittels der Atome, muß scheitern. Er verlegt meist das Problem nur zurück und kommt dann doch über die Aussage des mosaischen Schöpfungsberichts nicht hinaus, daß die Atome ein schöpferischer Akt des absoluten Willens seien. *)

*) Auch E. v. Hartmanns Versuch, der die Atome selbst noch als punktuelle, also unräumliche Willenskräfte ansieht und den Raum erst aus ihren sich schneidenden Wirkungsrichtungen erklärt, setzt doch im Begriff der Richtung, ja schon in der Vielheit der Atome, die doch ein gleichzeitiges Nebeneinander fordert, den Raum schon voraus, der erklärt werden soll.

Aus demselben Grunde müssen wir darauf verzichten, uns den unbewußten Urgeist in seinem Fürsichsein vorzustellen. Wir müssen uns begnügen, ihn als die reine Möglichkeit, als die absolute Potenz aufzufassen und festzustellen, daß die Potenz geistig, daß aber ihr Aktus immer stofflich ist. Wir können nur so viel sagen: Der Uebergang von Potenz zu Aktus nötigt uns, das Vermögen, diesen Uebergang zu verursachen, dem Urgeiste zuzuschreiben. Das Vermögen geistiger Verursachung nennen wir Willen. Das Ziel des (unbewußten) Urwillens kann kein anderes sein, als die Selbstverwirklichung. Die Welt in Raum und Zeit ist diese Selbstverwirklichung, die, da vom Geiste die Rede ist, gleich Bewußtwerdung ist; und die Natur ist der Mechanismus, den sich der Wille erschafft zur Erzeugung des Bewußtseins, das im Menschen endlich erscheint. Sie arbeitet in zweckmäßiger Annäherung an das Ziel, d. h. in Form der Intelligenz — und doch nicht einer die ganze Reihe von vornherein entwerfenden Intelligenz. Denn diese Reihe stellt keineswegs einen geraden Weg zum Ziel dar, sondern auf jeder Stufe wird anscheinend die ganze Reihe möglicher Formen erst in die Breite durchlaufen, ehe in der aufsteigenden Linie die nächst höhere gefunden wird. Auch Abirrungen kommen vor, Formen, die wieder fallen gelassen werden, weil sie dem Zwecke nicht dienen. Dies erweckt doch den Eindruck, daß der Urwille auf seinem Wege sich gleichsam durchtastet und durchprobiert und in jedem Augenblick zwar die gerade mögliche Form mit unfehlbarer Sicherheit findet, aber nicht in jedem Augenblick die am geradesten auf das Ziel zuführende. Es ist, als ob unter dem allgemeinen Druck des Willens, der ins Dasein drängt, sich jedesmal die vorhandenen Möglichkeiten nach den vorhandenen Bedingungen zu bestimmten Formen ordneten. In diesem Herauspringen der notwendigen Form aus dem Möglichen kommt eben die Intelligenz zur Erscheinung, die man demnach nicht als ein auswählendes Vorauswägen — diskursiv und theoretisch — denken darf. Die Reihe wird nicht voraus, sondern entlang vorgestellt, d. h. es wird immer nur das Geschaffene vorgestellt und das Vorgestellte geschaffen. Oder: Wollen, Vorstellen und Schaffen fallen zusammen, sind ein und derselbe Akt, der Urgeist denkt immer nur die Möglichkeit, die er verwirklicht, und verwirklicht die, die er denkt; das eine ist auf das andere beschränkt. Sein Denken reicht soweit und nicht weiter als sein Schaffen, es umfaßt nur die jedesmal erreichte Stufe, auf der es stehen bleiben müßte, wenn nicht der Wille unaufhaltsam vorwärts drängt und neues Denken

und Schaffen bis zur Erschöpfung der nach Ort und Zeit vorhandenen Möglichkeiten erzwänge. Treffend hat man dieses Denken ein Denken in Tatsachen genannt. Nun ordnen sich diese Tatsachen durchaus nach dem, was wir Naturgesetz nennen, das ja auch nicht vor, sondern nur in seinen Wirkungen erscheint. Folglich müssen wir das göttliche Denken mit den Gesetzen der Natur identisch setzen. In dieser Gleichsetzung — Deus sive natura — hebt sich auch der scheinbare Widerspruch auf, daß der absolute Geist nichts als sich selbst verwirklichen will — was eine Handlung der freien Selbstbestimmung ist — und daß diese Selbstverwirklichung denn doch gebunden erscheint an die Gesetze der Natur. Auch der menschliche Künstler oder Denker stellt sich in seinem Werke mit Freiheit selbst dar, aber er ist doch gebunden an die Gesetze der Form oder des Gedankens, die aber seine Freiheit nicht sowohl hemmen, als ihr dienen, ohne die es überhaupt nicht zur Selbstdarstellung käme. Ja sie dienen ihm nicht nur, sondern führen ihn auch, und zwar oft an Punkte, die er vorher nicht im Auge hatte; und so, an ihrer Hand sich weiter tastend, wird er oft erst vollends inne, was er vorher dunkel empfunden oder gedacht hatte. Nehmlich — könnte man sagen — tastet sich der Urgeist an den Gesetzen der Natur, die seine Intelligenz sind (wie die Gesetze des künstlerischen und logischen Schaffens doch nur des menschlichen Geistes eigene Gesetze sind), gebunden und frei zugleich, weiter und findet endlich im Menschen die unter den irdischen Bedingungen mögliche höchste Form seiner Selbstverwirklichung.

Ist nun, wie wir sagten, die Natur der Mechanismus zur Erzeugung des Bewußtseins und der Mensch davon nur die höchste Form, so folgt, daß die Vorstufen des Menschen Vorstufen des Bewußtseins und daher alle in irgend einer Form beseelt oder begeistert zu denken sind. Dabei muß aber das Denken Gottes, mit dem er schaffend die einzelnen Stufen denkt, unterschieden werden von dem Denken, das er mittels der auf jeder Stufe erzielten Form vollzieht. Das Denken jener ersten Ordnung geht in jedem einzelnen Akt des Schaffens auf (mit dem es identisch ist) und bleibt darum unbewußt. Wäre es bewußt, so müßte jedes Wesen die Kenntnis seines eigenen organischen Baues mitbringen. Das Denken der zweiten Ordnung wird nicht mehr vom Schaffen absorbiert, sondern, frei geworden, richtet es sich vielmehr — theoretisch — auf das Geschaffene umher und nimmt es wahr, d. h. mittels seiner nimmt Gott sein eigenes Schaffen, demnach sich selbst wahr: er wird sich

seiner bewußt. Daß dieses Bewußtsein jedesmal auf den Standpunkt des Individuums beschränkt bleibt, in dem es gewonnen wurde, und daß es erst durch Ansammlung und Ausgleichung der Standpunkte im Lauf der Geschichte einem einheitlichen Gesamtbewußtsein angenähert werden kann, ist schon gesagt worden. Wichtiger an dieser Stelle ist, festzuhalten, daß der göttliche Allgeist, da die Individuen aller Stufen nur Formen seiner Selbstverwirklichung sind, in ihnen allen das handelnde Subjekt bleibt. Denn daraus folgt unmittelbar weiter, daß kein Wesen auf Erden für sich, als Selbstzweck, da ist, daß vielmehr jedes in jedem Augenblick seines Daseins nur ist als Lebensorgan Gottes, der Mensch insbesondere als das Werkzeug seiner bewußten Selbsterfassung. In dieser Bestimmung, Werkzeug zu sein, ist aller Wesen Daseinszweck beschlossen. —

Treten wir nun mit diesem Ergebnis an die erste der beiden oben aufgestellten christlichen Grundanschauungen heran, so ist soviel gewiß: von einem gnädigen Willen, von Güte, Barmherzigkeit und der ihnen verwandten Begriffssphäre kann mit Bezug auf Gott nicht gesprochen werden. Sie setzen ein menschlich = persönliches Wesen voraus, das die Kluft zwischen sich und anderen ähnlichen Einzelwesen durch derartige Gefühle, die eine Gleichrichtung des Willens in getrennten Einzelwesen anzeigen, überbrücken mag. Gottes Verhältnis zu seinen Geschöpfen ist aber nicht das von Individuum zu Individuum, sondern er verhält sich zu ihnen als der metaphysische Wesensgrund (der nur durch Denken erreichbar ist) zu seinen physischen Einzelbarstellungen. Er hat daher zu ihnen kein Gefühlsverhältnis, sondern nur dieses metaphysische des Wesensgrundes zu seinen Erscheinungen, die hinsichtlich seiner Selbstverwirklichung seine Lebensorgane sind. In allen seinen Organen will Gott aber nur sich. Auch der Mensch kommt in Betracht nur als dieses Werkzeug; als solches wird er ge- und verbraucht. Wohl- oder Schmerzgefühl kommen dabei überhaupt nicht in Anschlag, sondern nur die Dienlichkeit. Um anthropomorph zu reden: Gott verhält sich zum Menschen völlig egoistisch. Und dieser Egoismus hebt nicht etwa den Begriff Gottes auf, sondern er setzt ihn erst. Das Sein aller Dinge, der Wesensgrund alles Daseins, kann gar nichts anderes als sich selbst wollen, sein Egoismus ist das Dasein selbst. Er würde das Dasein nicht wollen, wenn er nicht sich wollte. Nur vermöge dieses Egoismus sind alle Dinge und sind wir da. Das Band aber, das die Erscheinung mit ihrem Wesensgrunde ver-

bindet, heißt nicht Liebe, sondern Notwendigkeit; es ist gegeben in der Notwendigkeit der Natur. So ist's denn die Natur, die alles, auch den einzelnen Menschen an seiner Stelle ins Dasein setzt, das Maß seiner sinnlichen und geistigen Energie bestimmt, sein Leben, Leiden und Wirken anstößt, erweitert und wieder abbricht, lediglich nach ihrem eigenen Maße. Das heißt: der Mensch wird, wie alle anderen Dinge verbraucht nach Maßgabe der Natur und ihres gegebenen Kausalzusammenhanges. Verlangen, daß die Natur dabei die Wünsche der Einzelnen, die sie hervorbrachte, zum Maßstabe nehme — wie es im Vorsehungsglauben geschieht — heißt das wahre Verhältnis umdrehen und Gott zum Werkzeug des Menschen machen. In der Tat ist das die Religion sehr vieler, um nicht zu sagen der meisten Menschen: dem Fürsten soll er seine Macht, dem Besitzenden seinen Reichtum, dem Ehrgeizigen seinen Einfluß, dem Liebenden den Gegenstand seiner Liebe erhalten, und wer nichts von dem allem im Einsatz liegen hat, der glaubt sich nur zu oft von vornherein aller Pflichten entbunden.

Gottes Sein kann zur Liebe erst werden in seinen Geschöpfen, zunächst im Menschen, aber sie wendet sich dann entweder weiter zu den Mitgeschöpfen oder rückwärts zum eigenen Urgrund als die Liebe der Menschen zu Gott. Diese letztere ist aber eigentlich die Liebe Gottes zu sich selbst, denn sie ist nichts als die im Menschen zum Bewußtsein gelangte Einheit und Dieselbigkeit Gottes in allem, was ist. Diese im Geschöpf gefühlte Einheit Gottes in allen seinen Geschöpfen ist die Religion, und die Religion als Liebe zu Gott ist demnach nichts anderes als der Zug des Teils, der der Anziehungskraft der Masse folgt, der er gleichartig ist. Dieser Zug ist eine metaphysische Tatsache; er ist der Instinkt des Geistes, der als geheimer Trieb selbst da noch wirkt und oft unerwartet hervorbricht, wo das Leben eines Menschen überwuchert wurde durch die Anziehungskraft der näheren irdisch-sinnlichen Umgebung. Er macht sich bemerkbar in der inneren Unseligkeit des Wollüstlings, der sein Leben vergeudete, des Verbrechers, den die größten Erfolge nicht trösten über den Verlust des inneren Zusammenhangs mit der moralischen Ordnung, auch wenn der äußere Zusammenhang mit ihr, das soziale Deforum, der gute gesellschaftliche Anschein, nicht unterbrochen ist; als das böse Gewissen nagt und peinigt er, bis der heimliche Verlezer der Ordnung offen gesteht hat, was er geheim verbrach. Es ist doch eine der wunderbarsten Tatsachen, daß die Strafe, die den Verbrecher der Früchte seiner Taten beraubt, von ihm selbst

als Befreiung und Erlösung von Schuld ersehnt wird. So tief und unverlierbar ist dem Menschen das Gefühl in die Seele gesenkt, daß er nicht Selbstzweck, überhaupt nichts für sich ist; daß er „etwas“ nur ist als Glied eines großen geistigen Zusammenhangs: kurz, daß er als Einzelwesen in der „schlechtthinigen Abhängigkeit“ steht und alles positive Wesen nur empfängt durch die Hingabe ans Allgemeine, und daß das Allgemeine eben der Geist ist, der als der tiefste Grund des gesamten und so auch des eigenen Daseins gefühlt wird.

Aber dieser geistige Trieb steht freilich weder im einzelnen Menschen noch in der Geschichte der Menschheit klar umrissen an der Spitze der Entwicklung. Vielmehr nach dem Gesetz, daß alles Geistige der sinnlichen Vermittlung bedarf, ist er zunächst unter den sinnlichen Trieben so tief verborgen, daß er nur im Lichte der späteren Entwicklung unter ihnen zu erkennen ist. Wir dürfen den Fortpflanzungstrieb und sein höheres Korrelat, den Gesellschaftstrieb, als seine ersten dunklen Träger ansehen, denn sie weisen zuerst den Naturmenschen über sich selbst und seine Sonderbedürfnisse hinaus. Noch heute ist ja die Zeit der beginnenden Geschlechtsreife auch die Zeit der hingebenden Freundschaftsgefühle und der Empfänglichkeit für allgemeine Lebensprobleme. Auf beide Triebe begründen sich denn auch geschichtlich die Anfänge aller Gemeinschaftsbildung, und in der Gemeinschaft erwacht jene Willenszucht, die durch die Sitte ganz allmählich zur Sittlichkeit führt, in der endlich die Persönlichkeit grundsätzlich sich von ihren sinnlichen Sonderzwecken scheidet und sich zum Gefäß allgemeiner geistiger Zwecke macht. Man sieht aber: auf diesem Wege muß schon eine erhebliche Strecke zurückgelegt, es muß schon eine öffentlich giltige Sittlichkeit herausgebildet sein, ehe im Einzelnen der geistige Trieb ein Ziel findet, an das er sich hinanranken und so wirksam werden kann. Und auch dann wirkt er doch ganz anders, als die sinnlichen Triebe. Diese werden mit dem Leben selbst in Betrieb gesetzt; wenn dann jener erwacht, findet er das Feld von ihnen schon besetzt und den Willen in ihre Richtung gewöhnt. Nun muß er von der sittlichen Idee aus, wie sie in der Gemeinschaft schon gilt, den Willen für sich gewinnen, ohne daß doch dieser Gang jemals in die maschinelle Selbstverständlichkeit übergehen könnte, die den Sinnen eigentümlich ist. Im Kampf gegen diese also muß er sich durchsetzen, und dieser Kampf muß in ununterbrochener Wachheit des Bewußtseins geführt werden. Aber weil die sittliche Idee dem Wesen des Geistes gemäß ist, wie sie

sein Produkt ist, so wirkt sie nicht bloß als fremde Forderung, sondern auch als eigener Trieb: das erstere, sofern sie aus der Gemeinschaft, also von außen an den Einzelnen herantritt, das letztere, sofern er als deren Glied ihre Zwecke in sein Bewußtsein aufgenommen hat. Aber ob nun der Mensch das höchste Geistorgan bleibt, oder ob noch ein höheres auf Erden zu erwarten oder auf anderen Weltkörpern schon vorhanden ist: kein Geistorgan kann gedacht werden, das anders als durch den Kampf gegen die Sinne zur sittlichen Vollendung durchdränge. Dafür scheidet sich aber auch die sittliche Persönlichkeit als ein unvergleichlicher Wert von allem Irdischen aus; nur in ihrer Umrahmung gewinnt jede andere Größe — wissenschaftliche, künstlerische, politische — ihre volle Geltung. Und so dürfen wir abschließend sagen: Die sittlich vollendete menschliche Persönlichkeit ist der Gipfel der irdischen Entwicklung und stellt diejenige Daseinsform dar, in welcher der göttliche Allgeist sich, wenn nicht von der Verbindung, so doch von der Umklammerung des Sinnlichen befreit und für sich seiend, d. h. im höchsten erfahrbaren Sinne wirklich wird. Sie ist die höchste Selbstdarstellung Gottes, das Ziel, zu dem er durch die Schöpfung der Welt den Gang angetreten hat. Dennoch ist in jedem einzelnen Falle diese Darstellung sowohl quantitativ (durch die Enge der menschlichen Persönlichkeit) als qualitativ (durch die Unzulänglichkeit des sinnlichen Werkzeugs) beschränkt. Die unbeschränkte Darstellung würde eine einheitliche Versittlichung der Menschheit erfordern, und zu dieser kann der Weg nur durch gemeinsame Entwicklung in Wissenschaft, Kunst und Politik auf dem Grunde des religiösen Verhältnisses gehen. Dieses Ziel also müssen wir der menschlichen Geschichte setzen, und im Hinblick auf diesen letzten Zweck bildet die Menschheit aller Zeiten und Zonen eine einzige geistige Interessengemeinschaft.

Und dies ist nun die eigentliche Entdeckung des Christentums, der neue Gedanke, den es, in der religiösen Fassung, zum Allgemeingut gemacht hat. Denn sieht man sich die von ihm geforderte Nächstenliebe auf ihre Bedeutung näher an, so erhellt sofort, daß sie nichts mit den Zärtlichkeitsgefühlen des Familienlebens zu tun hat, die auf der Gemeinsamkeit des Bluts, der Gewohnheit und der wirtschaftlichen Interessen beruhen. Sie gehört vielmehr zu den Achtungsgefühlen, vermöge deren ich dem Mitmenschen dieselben Lebensrechte einräume wie mir. Begründet wird zwar die Forderung mit den vom Familienleben hergenommenen Anschauungen: der Nächste ist Kind Gottes wie ich, folglich steht er zu mir wie Bruder oder

Schwester und hat den ähnlichen Anspruch auf meine Tat wie auf mein Gefühl. Aber das ist doch mehr Veranschaulichung als Begründung; auf den gedanklichen Hintergrund dieser Bildersprache kommt es an. Was ist nach christlicher Anschauung Gott und was ist der Mensch? Gott ist der vollkommen sittliche Geist, und die Kindshaft ist die Anlage und Bestimmung des Menschen zum gleichen Geistdasein, das, in den Vielen verwirklicht, Reich Gottes heißt. Die Liebe zum Nächsten ist dann die Achtung der gleichen Anlage und Bestimmung im anderen und betätigt sich in ihrer Förderung, damit Gottes Reich komme. Der Nächste ist Gegenstand der Liebe eben nur als mögliches Glied dieses Reiches, als Mitwerkzeug gemeinsamen Geistdaseins. Was ist das aber anders als die Erklärung einer geistigen Interessengemeinschaft, an der alle Menschen ohne Unterschied der Rasse und des Geschlechts Anteil haben? — Die christlich-theistische Anschauung hat nur das Besondere, daß sie das vollendete Geistdasein im persönlichen Gott schon an den Anfang stellt, so daß das Reich Gottes davon eine abgeschwächte Wiederholung wird, deren Notwendigkeit niemand begreift, — wie denn der Zweck Gottes bei der Menschenschöpfung den Theologen aller Zeiten viel Kopfzerbrechen verursacht hat, denn sie widerspricht doch stracks seiner Selbstgenugsamkeit. Verständlicher und einfacher ist es, Gott als den unbewußten Geist voranzustellen, der durch die Welt zum bewußten Dasein drängt und es in Kultur und Geschichte der Menschheit, diesem immer im Werden begriffenen Reich Gottes, erreicht. Hierbei steht aber die sittliche Persönlichkeit nicht am Anfang, sondern am Ziel, freilich nicht als Einzel-, sondern als Kollektiv-Persönlichkeit; denn nach der hier vertretenen Anschauung bedarf es keines Beweises mehr, daß der göttliche Geist sich nur in einer Mannigfaltigkeit sittlicher Einzelpersönlichkeiten annähernd entfalten kann, die, als das Produkt von Kultur und Geschichte, mit deren zunehmenden Vereinheitlichung ebenfalls einer zunehmenden Vereinheitlichung ihres geistigen Gehalts entgegengehen.

Der scheinbare Widerspruch, daß die Verwirklichung des Geistes, die früher als Gottes Selbstverwirklichung erschien, jetzt als Aufgabe der Menschheit aufgefaßt wird, gleicht sich durch Berufung auf den schon gefundenen Satz, daß in allen seinen Organen Gott das handelnde Subjekt bleibt, ohne weiteres aus. In der Tat ist ja auch die Selbstverwirklichung Gottes auf Erden im Gange, lange bevor es eine Menschengeschichte gab, und in dieser, lange bevor der menschliche Geist die Aufgabe erkannte und mit

Bewußtsein ergriff. Hat dieser aber, unbewußt des Zweckes, schon auf den Zweck hingearbeitet, so bedeutet das, daß sein Handeln unter der Leitung des Instinktes stand; denn im Instinkt handelt das Individuum nach einem Zwecke, der außerhalb seines Bewußtseins fällt, der ihm aus dem allgemeinen Lebenswillen zufließt. Hier beweist sich also ganz unmittelbar die reine Werkzeugnatur alles Existirenden. Im Machtinstinkt insbesondere erkennen wir den Diener, der stets den höheren Zweck beförderte, indeß er das Niedere wollte. Er war der Gründer der großen Weltreiche, die, zunächst nur auf Ausbeutung Unterworfenener berechnet, zu großen Kulturzentren wurden, in denen sich ein gemeinsames Kulturbewußtsein bildete als Vorbereitung noch höherer Kulturen, in letzter Linie einer Menschheitskultur. Diesen höchsten Zweck hat das Christentum durch die Idee des Reiches Gottes erfaßt, dem Machtinstinkt eingepflanzt und das geschichtliche Handeln der Menschheit dadurch aus dem Zustand des instinktiven in den des bewußten Schaffens übergeführt. Heute schmückt sich jede Eroberung mit dem Kulturzweck und muß ihm, auch wider Willen, dienen. — Und hier tritt zutage, wiefern der Geschichtsforscher in dem Gang der Geschichte die Hand einer Vorsehung erblicken kann. Es ist die Einheit des Inhalts der Geschichte, der zu keiner Zeit und an keinem Ort, trotz der größten Mannigfaltigkeit und scheinbaren Zufälligkeit ihrer Erscheinungen, ein anderer sein kann, als die Fortbewegung des Geistes. Ihr müssen alle Ereignisse, Menschen, Völker dienen, und welches Volk auch aufkommen mag, es muß in diese Bahn einschwenken, oder es wird überrannt. Denn über sie alle hinweg und durch sie hindurch steuert die Bewegung ihrem fernen Ziele zu. Ja, je mehr Völker abwechselnd an ihr beteiligt werden, desto reicher und mannigfaltiger muß sich die Entfaltung des Geistes gestalten, woraus wieder folgt, daß kein Volk sich als das auserwählte betrachten darf, an dessen Bestand der Zweck der Geschichte geknüpft, in dessen Schicksalen die Hand der Vorsehung vorzugsweise zu ersehen wäre. Gott will nur sich, er will sich zwar durch die Menschen und Völker, aber durch welche, — dagegen verhält er sich gleichgültig. Sie alle sind nur Werkzeuge und müssen fallen, sobald sie untauglich werden. Wer sich gesättigt zum Mahle niederzulassen gedenkt, der schaltet sich selber aus. Oder vielmehr: er wird ausgeschaltet, — nicht durch den übernatürlichen Akt einer rechnenden Intelligenz, sondern auf dem natürlichen Wege des irdischen Wettbewerbs, der die Erscheinung des göttlichen Lebensgesetzes selbst ist. Darum darf kein Volk auf

das Streben nach Macht verzichten. Warten auf die Vorsehung und Beten sind als politische Mittel untauglich, sind das Bekenntnis der Unkraft. Ein Friedrich der Große, ein Napoleon fühlte die „Vorsehung“ als treibende Kraft in sich, nicht als hemmende Schranke außer sich.

Aus dem Gesagten läßt sich nunmehr mit Bezug auf die erste der beiden aufgestellten christlichen Grundanschauungen die notwendige Umbiegung mit Leichtigkeit ablesen. Sie vollzieht sich als Uebergang von der Vorstellung zum Begriff, wobei zunächst die Persönlichkeit im Gottesbegriff aufzugeben ist unter Anerkennung der Geistigkeit des Weltgrundes. Was demnach nur als Attribut persönlichen Lebens gelten kann, wie die anthropomorphen Gefühle der Liebe, Güte, Nachsicht, Gnade, kann von Gott nicht ausgesagt werden; ebensowenig kann der Begriff der Vorsehung auf ihn angewandt werden, weil er ebenfalls eine Zweck und Mittel diskursiv berechnende Bewußtfeinstätigkeit anzeigt. Wird nunmehr das religiöse Verhältnis unter dem Bilde der Vater- und Kinderschaft dargestellt, so ist der bildliche Charakter der Rede zu unterstreichen und ihr begrifflicher Inhalt auf die Wesenseinheit des Menschen mit Gott zu beschränken. Erstreckt sich diese in der christlichen Anschauung nur bis zur „Ebenbildlichkeit“, d. h. bis zur Ähnlichkeit, wie sie zwischen persönlichen Wesen statthat, so ist sie zu steigern zur Identität in dem Sinne, daß das Menschliche der Aktus der göttlichen Potenz, der Mensch die Erscheinung des Göttlichen selbst ist. Aus beiden Auffassungen folgt indessen für die praktische Lebensführung des Menschen die gleiche Richtschnur: er hat das Göttliche in sich aus der Sinnlichkeit herauszuarbeiten bis zur Darstellung der freien sittlichen Persönlichkeit, mag diese Aufgabe nun als der übernatürliche Wille des persönlichen Gottes gefaßt werden, oder als die natürliche Evolution des in der Welt lebenden unpersönlich Göttlichen, das sich eben dazu im Menschen die persönlichen Kräfte herangerafft hat. Da nun das Göttliche in allem Menschlichen demselben Ziel zustrebt und die Aufgabe von der menschlichen Seite aus nur in gegenseitiger Wechselwirkung gelöst werden kann, so ergibt sich ohne weiteres die geistige Interessengemeinschaft Aller, einerlei, ob diese als das werdende Reich Gottes, oder als die werdende Gottheit selber verstanden wird; in beiden Fällen findet sie in dem Bilde der Brüderlichkeit der Menschen ihren angemessenen Ausdruck, der keiner Umdeutung oder Einschränkung bedarf.

Beide, die bildliche und die begriffliche Fassung, gehen, wie man sieht, in allem Wesentlichen parallel und können friedlich nebeneinander bestehen. Eine Bedingung ist jedoch zu stellen: Die Glücks- und Seligkeitswartungen müssen überwunden werden. Sie sind zu denken nur für die erste Erziehung der Unmündigen; sonst widersprechen sie der Erfahrung und fälschen das Weltbild, in das sie das Wunder wieder einsetzen. Sie fälschen aber auch das religiöse Gefühl, denn sie machen Gott zum Werkzeug für die sinnlichen Zwecke des Menschen, anstatt den Menschen zum Werkzeug der geistigen Ziele der Gottheit. Der Mensch nichts als Werkzeug Gottes: — das muß der Grund- und Eckstein des religiösen Verhältnisses bleiben.

* * *

Wir kommen nun zu der zweiten Grundanschauung des Christentums, die den unendlichen Wert jeder einzelnen Menschenseele behauptet. Wert beruht im allgemeinen auf der Wirksamkeit für einen Zweck. Der Zweck der Menschenseele ist im Christentum die abbildende (nach unserer Auffassung die verwirklichende) Darstellung Gottes, woraus, bei der Vielfachheit der Darstellungen, das „Reich Gottes“ wird. Unendlich wird ihr Wert, wenn diese Wirksamkeit unendlich, d. h. ohne Grenzen oder Schranken ist. Grenzen kommen aus Raum und Zeit. Nun lassen sich die räumlichen Grenzen vom persönlichen Wirken nicht trennen, sie sind mit dem Begriff der Persönlichkeit gegeben; es bleibt also nur das Wirken in unbegrenzter Zeit. So kommt die Behauptung eines unendlichen Wertes hinaus auf die der persönlichen Unvergänglichkeit, der „Unsterblichkeit“, als eines unendlichen Weiterwirkens der Seele für das Reich Gottes durch unendliche Fortentwicklung ihrer selbst nach dem Ideal, d. h. nach Gott hin.

Die gewöhnliche christliche Ansicht, die auch das Neue Testament beherrscht, faßt die Unsterblichkeit allerdings etwas anders auf. Sie vereinigt die Seelen der Frommen im christlichen Himmel nicht sowohl zum Wirken als zum ewigen Lobgesang; sie rechnet gewissermaßen mit der Dankbarkeit Gottes, der seinen Dienern bei sich einen ewigen Ruhestand nach vollbrachter Arbeit bewilligt. Der Wert wird hier gewonnen als Wertschätzung Gottes auf Grund des auf Erden abgeschlossenen Wirkens und drückt sich aus in der Zulassung zur genugsamen Repräsentation im göttlichen Hoffstaat als ein göttliches Geschenk.

Daneben gibt es aber im historischen Christentum noch eine andere Auffassung, die auf den Apostel Paulus zurückgeht. Danach ist ein Christ derjenige, der den sittlichen Lebensgeist Christi in sich aufgenommen und zum Kristallisationspunkt einer sittlichen Persönlichkeit gemacht hat, die nun, weil der göttlichen Substanz gleichartig, nicht mehr vergehen kann. Diese Auffassung kommt der Goethischen ganz nahe: der Kern der menschlichen Seele ist ein unzerstörbarer immaterieller Kraftpunkt — Entelechie oder Monade —, der sich an der Reibung mit der Welt im irdischen Leben zu einer Fülle von Anschauungen, Ideen, Gefühlen, Willensrichtungen erweitert; gelingt es, diese alle unter der Herrschaft des sittlichen Zweckes so zu vereinigen, daß sie in die allgemeine Fortbewegung des Geistes (in der Geschichte) eingehen, so bildet sich aus dieser Vereinigung von Individual- und Gattungsleben die Monade zur sittlichen Persönlichkeit, deren Einheit nicht mehr aufgelöst werden kann, die den Weg einer unendlichen Selbstvervollkommnung angetreten hat. In beiden Auffassungen erscheint die Unsterblichkeit nicht als ein *donum superadditum*, sondern als die notwendige Folge einer — während des leiblichen Lebens erworbenen — Beschaffenheit. Goethe drückt das so aus: „Die Natur kann die Entelechie nicht mehr entbehren.“

Unleugbar gehört der Unsterblichkeitsglaube zum ältesten Bestand menschlicher Kulturideen. Er ist die ursprünglichste Form der Selbstbehauptung des menschlichen Geistes, der sich darin vom Schicksal der sinnlichen Welt lossagt und sich als etwas Andersgeartetes, Höheres erfafst, dessen Wesen er noch nicht anders als durch den Gegensatz des Dauerhaften zum Vergänglichen ausdrücken kann. Seelenwert und Unsterblichkeit sind nachgerade Wechselbegriffe geworden. Aber die Idee bleibt in sich selbst widerspruchsvoll, und alle Beweise, die man im Lauf der Zeit zusammengetragen hat, versagen.

Welche Seele ist denn nun wertvoll? Sind darin Eskimo, Kaffer, Europäer gleich, oder bleibt der Wert der christlichen Seele vorbehalten? Und welche Seele ist christlich? Entscheidet darüber die Zugehörigkeit zu einer kirchlichen Gemeinschaft? Die katholische Kirche nimmt bekanntlich den ganzen Himmel für ihre Angehörigen auf Grund der äußeren kultischen Gemeinschaft in Anspruch; sie steht damit noch auf dem Standpunkt der griechischen Mysterien, deren Teilhaber auch durch die bloße Teilhaberschaft die Anwartschaft auf ein glücklicheres Los im Hades zu erwerben glaubten.

Wie ganz anders klingt es doch, wenn der Apostel Paulus die Christen die allein zum seligen Leben mit Gott Berufenen, die Heiden dagegen schlechtweg die „Menschen ohne Hoffnung“ nennt; denn er konnte angesichts der damaligen Welt das Christentum noch mit der besseren Sittlichkeit identifizieren. Und so ist ihm die christliche Seele schlechtweg die sittliche Seele und lediglich dadurch, wie oben gezeigt, zur Auferstehung befähigt. Bei dem Worte Sittlichkeit denken wir heute (und dachte Goethe) unwillkürlich an das System sittlicher Anschauungen, das dem europäischen Kulturkreise eignet, dem das Christentum Erzieher und die Kirche Schulmeister gewesen ist. Was ist aber das Wesen dieser Sittlichkeit? Doch die Hervorbildung des Geistes aus der Sinnlichkeit? Für diese ist aber das Kultursystem, mit dem sie sich verbindet, gleichgültig; daher muß jedes Kultursystem (z. B. das chinesische oder indische), das jene Hervorbildung befördert, hierin mit dem christlichen gleichgeordnet werden. Ganz allgemein hätte also der Satz zu gelten, daß die sittliche Seele die wertvolle sei. Das subjektive Kennzeichen des Sittlichen ist aber ferner nicht die Vollendung, sondern das Streben nach der Vollendung. Wo ist nun die Grenze, wo eine Seele noch strebend genannt werden kann, und wo sie als hoffnungslos verloren gegeben werden muß? Soll ihr Schicksal von dem zufälligen Zustande abhängen, in dem der Tod sie überraschte, wie der alte Hamlet „in seiner Sünden Maienblüte“ zur ewigen Qual hinweggerafft wurde? Müßte man dann nicht mindestens fordern, daß allen die gleiche Zeit und die gleichen Umstände der irdischen Entwicklung bewilligt würden? In der Tat hat diese Ueberlegung zu der sinnreichen Erfindung des Fegefeuers geführt, um von anderen Ausgleichversuchen hier abzusehen. Allen solchen Fragen kann man schließlich nur entgehen, wenn man es aufgibt, die Fortdauer von der sittlichen Beschaffenheit abhängig zu machen und sie als eine ursprüngliche Wesenseigenschaft der Seele als solcher ansieht. Auch Goethe legt zuletzt doch der Monade als solcher, nicht erst der sittlichen Persönlichkeit, die Unzerstörbarkeit bei. Der sittliche Wertunterschied kommt dann allenfalls in einer verschiedenen Art von Unsterblichkeit zutage, die sich dem kirchlich Frommen in dem Gegensatz von Himmel und Hölle, für Goethe darin darstellt, daß die aufstrebende Seele im Jenseits die hier abgebrochene positive Entwicklung einfach fortsetzt, wobei natürliche Stärke oder Schwäche der „Entelechie“ sich dort wie hier in verschiedenem Umfang und Tempo der Weiterentwicklung offenbart. Was aber wird — so muß man auch hier fragen —

wenn die Seele gar keine Ansätze zur Entwicklung gemacht hatte oder die gemachten wieder zerstört waren? Dann — so muß man Goethes Gedankengang fortsetzen — wird die Monade in ihren ersten einfachen Zustand zurücksinken, bis sie zu neuem Leben und neuem Kreislauf aufgerufen wird. Denn die Seelenwanderung ist, weil ruhende Keime in der Natur nicht denkbar sind, die unausweichliche Ergänzung dieser Auffassung.*) Sofort aber erheben sich neue Fragen: werden diese Seelen nach einem gewissen Plane wieder aufgerufen oder müssen sie warten, bis irgendwo ein Menschenpaar sich verbindet und ihnen einen Körper erzeugt? Und müssen sie dann vorlieb nehmen mit dem, was gerade an der Reihe ist: Tagelöhner, Fürstenkind, Bettler, Millionär, schwarze, weiße, gelbe, rote Rasse? Und hängt es also jedesmal von den bereits wieder verkörperten Seelen ab, wie viele von den noch nicht verkörperten ins Dasein gelangen sollen? Und wie kommt es, daß diese Seelen im neuen Leben doch immer die Eigenschaften der Eltern ihrer Körper zeigen? Gehen diese erst nachträglich von den Körpern in sie über, welcher Begriff bliebe dann für die feilische Monade als solche übrig? Keiner als der einer leeren, abstrakten Seelenkraft, die allen wirklichen Inhalt doch vom Körper empfangt und — mit dem Körper natürlich auch wieder verliert!kehrte aber somit die Monade immer so leer aus dem Leben zurück, wie sie es leer betrat, wo bliebe ihre unendliche Entwicklung? Sie würde zum ewigen, ergebnislosen Kreislauf, von dem es keine Rettung gibt, als entweder der buddhistische Gedanke, daß die Monade irgend einmal während eines Lebens sich über das Sinnliche hinaus entwickeln werde, nämlich hinauf in die unterschiedslose Einheit des Seins — das Nirwana — oder der Platonische Gedanke einer allmählichen Abnutzung und endlichen Todes der Monade, womit die Unsterblichkeit aber wieder preisgegeben wäre.

So ist der Fragen und Flichthypothesen kein Ende. Daß dennoch gerade die Großen in Dichtung und Wissenschaft so fest an der Unsterblichkeit halten, ist nicht unerklärlich. Wer seinen Geist so bereichert, so viele Bildungsschätze in sich zur organischen Einheit eines persönlichen Lebens vereinigt hat, dem mag der Gedanke unerträglich sein, daß diese gesammelte Einheit je wieder in Nichts

*) Goethe (wie Lessing) spielt denn auch mit diesem Gedanken. Vor einiger Zeit wurde in diesen Blättern sogar dessen Aufnahme unter die Dogmen eines modernisierten Christentums gefordert. S. Andresen, Zur Weiterentwicklung der christl. Religion. Preuß. Jahrb. Bd. 124, Heft 2 (1906.)

zerfallen könne. Damit ist das treibende Motiv des Unsterblichkeitsglaubens aufgedeckt. Es ist der „Durst nach Leben“, das *ἄλιξιον* τῷ ζῆν des Sokrates, das in edlen Menschen die edlere Form des Verlangens nach Leben und Wirken annimmt. Damit ist aber auch auf die Fehlerquelle gewiesen, die in jenem Glauben verborgen liegt. Sie zeigt sich offenkundig, wenn Goethe den unmittelbaren Beweis so aufbaut: „Es sei einem denkenden Wesen durchaus unmöglich, sich ein Nichtsein, ein Aufhören des Denkens und Lebens zu denken; insofern trage jeder den Beweis der Unsterblichkeit in sich selbst und ganz unwillkürlich (= unmittelbar).“*) Er wechselt hier die subjektive Nötigung des Denkens mit der objektiven Notwendigkeit des Gedachten. Allerdings kann ich mich selbst gar nicht anders denn als seiend und denkend (d. h. lebend) denken, wenn ich mich denke. Aber folgt daraus, daß niemals ein Augenblick kommen wird, wo ich aufhören werde, mich zu denken? In Wirklichkeit kann ich mir auch meinen Körper nicht anders als lebend vorstellen. Dennoch ziehe ich nicht die Folgerung, daß mein Körper unsterblich sei. Warum? Weil die Analogie der Erfahrung dazwischen tritt, und nur, weil diese hinsichtlich der Seele fehlt, kann das Verlangen, zu leben, hier die Gedanken ungebremst beherrschen.

Was ist überhaupt die Seele? Gegeben ist doch nur im Individuum eine Summe von Lebenserscheinungen, die von materiellen Bewegungen artlich verschieden sind und die alle von Einem Punkte aus und auf denselben Punkt wieder zurückzugehen scheinen. Dieser Punkt ist das Ich. Das „Ich“ verhält sich zur „Seele“ etwa wie der Zellkern zur Zelle. Es gilt als der innere Erzeuger und Träger jener Bewegungen, diese sind seine Tätigkeiten, mit ihnen zusammen macht es die „Seele“. Was aber ist das Ich? Die Monadenlehre sieht darin eine ursprüngliche geistige Substanz. Sie kommt aber von vornherein durch die Annahme ihrer uranfänglichen Vielheit mit sich selbst in Widerspruch. Denn die Monaden sollen doch raumlose Kraftpunkte sein. Eine gleichzeitige Vielheit kann aber, weil der Raum das eigentliche principium individui ist, nur als Nebeneinander, also in räumlicher Trennung, vorgestellt werden. Also wird durch die ursprüngliche Vielheit der Monaden der Raum zugleich gezeugnet und vorausgesetzt. Wird aber mit der Raumlosigkeit Ernst gemacht, so fehlt das trennende Prinzip, und die

*) Müller, Unterhaltungen S. 118.

vielen Monaden rinnen unaufhaltfam in eine einzige zusammen, die den ganzen Substanzbegriff allein auf sich zieht. Und so muß es auf dem Boden der hier vorgetragenen Grundanschauung wirklich gedacht werden. Die geistige „Substanz“ ist Eine — wir haben sie den Ur- oder Allgeist genannt — und die Seelen sind ihre materiell bedingten Auswirkungen. Die Auswirkungen aber sind die notwendige Folge des im Unbewußten liegenden Dranges zum Bewußtsein. Er machte die Individualisierung und diese, weil der Raum (oder die Materie) das principium individui ist, die Materialisierung notwendig. Jeder Stufe in der dann folgenden Organisation der Materie entspricht eine Stufe individuellen Bewußtseins; der im menschlichen Körper erreichten Stufe entspricht das höchste irdische Bewußtsein oder die menschliche Seele. Der Materialismus hat ganz recht, wenn er den (bewußten) Geist eine Funktion des Körpers nennt. Aber um seine Wahrheit legt sich, wie der Okeanos um die Erdscheibe, die Wahrheit des Spiritualismus und lehrt uns, daß der Körper selbst das vom (unbewußten) Geist in langer Entwicklungsgeschichte erzeugte Werkzeug dieser Funktion ist. Wie die zusammengepreßte Luft im Windkasten der Orgel die Möglichkeit aller Töne und Harmonien enthält, sie aber nur mittels der Tasten und Pfeifen hervorbringen kann; wie aber auch, wenn die Tasten gesenkt und die Pfeifen geöffnet werden, der gepreßte Wind einströmen und die Töne und Harmonien hervorbringen muß: so steht überall hinter den sich organisierenden Formen der Körperwelt der Druck des Allgeistes und strömt als (bewußtes) seelisches Dasein ein, wo und wie die organischen Formen es gestatten. So erklärt sich's auch, daß mit den körperlichen Eigenschaften der Eltern deren seelische zugleich vererbt werden, weil nämlich mit der ähnlichen Körperorganisation sich auch die ähnliche Art, auf die Reize der Welt zu antworten, übertragen muß, wie gleichgebauete Instrumente gleiche Klangfarben geben. Und nur, weil die Reize, die in die Seele des Nachkommen fallen, aus dessen eigener, von der der Voreltern verschiedenen Umgebung stammen, baut sich in der neuen Seele ein neuer Inhalt auf, wie man aus verschiedenen Prämissen mittels derselben Schlußform verschiedenen Schlusshalt erhält. So gewinnt, durch die beständige Mischung der Seelenarten auf dem Wege der Fortpflanzung, der unbewußte Allgeist im Wechsel der Zeiten den mannigfaltigsten Inhalt von den mannigfaltigsten Gesichtspunkten aus, der dann wieder im Wege der Menschheitskultur zur Einheit zusammengeschmolzen wird. Die einzelne Menschenseele

aber, die eine durch die besondere Körperorganisation bedingte raumzeitliche Wirkungsart des Allgeistes ist, kann unmöglich für sich weiter dauern, wenn die Bedingung ihres Daseins, der Körper, aufgehört hat zu sein. Mit dem Körper bildet sie sich und wächst, mittels des Körpers füllt sie sich aus der Welt mit Inhalt und strömt diesen wieder in die Welt hinaus, und mit dem Körper sehen wir sie verfallen und endlich erlöschen. Für ihre ewige Fortdauer ist in dieser Gedankenfolge kein Raum.

Verzichten wir damit auf den Wert der einzelnen Seele überhaupt? Die Antwort ist in der Grundanschauung schon gegeben. Ihr Wert liegt eben darin, daß sie dem unbewußten Allgeist zum Bewußtsein verhilft und ihn dadurch als Geist vollends verwirklicht. Dieser Prozeß verläuft aber, wie schon gesagt, nicht innerhalb einer einzelnen Menschenseele — sonst wäre diese mit Gott identisch —, sondern in der Wechselwirkung und Ausgleichung aller. Und zwar verläuft er in dreifacher Richtung: 1. in der des Erkennens, indem der Allgeist vom Menschen aus auf den zurückgelegten Weg seines unbewußten Schaffens zurückblickt und mittels der Sprache dafür das unsinnliche Begriffsbild sucht; 2. in der des Nachbildens, indem eine unbewußt im göttlichen Schaffen wirksam gewesene Idee, befreit von den störenden Durchkreuzungen des Kausalzusammenhangs, mit der ihr völlig entsprechenden sinnlichen Form bekleidet wird, wodurch die Idee sich zwar reiner darstellt als in der natürlichen Wirklichkeit, aber dafür auf ihre Einreihung in die weiterzeugenden Kräfte der Natur, aus deren Zusammenhang sie ja behufs vollendetere Einzeldarstellung herausgenommen wurde, verzichten muß; 3. da die Herausarbeitung des Geistes ins Bewußte eine gemeinsame Aufgabe der Menschheit ist, kommt als dritte Richtung hinzu die auf Herstellung dieser Gemeinschaft gerichtete soziale Arbeit, durch die die geistige Interessengemeinschaft der Menschheit verwirklicht werden soll. Haben wir in den beiden ersten Zweigen, wie leicht zu sehen, die unmittelbar auf sich selbst gerichtete Tätigkeit des Geistes in der menschlichen Wissenschaft und Kunst, so sucht er in der dritten nur mittelbar sich selbst, indem er die Kräfte seiner Selbsterfassung (im Staate) vereinigt. Dort ringen sich die Ideen des Wahren und Schönen, hier die des Guten allmählich los, erst als unbewußte Triebe, dann als bewußte Ziele. Aber nie und nirgends wird der bewußte Allgeist ein fertig Gegebenes, fest Umschriebenes, sondern immer ein in der Geschichte mit unbestimmbaren Grenzen Schwebendes, nur im Werden und

Fortschreiten Wirkliches. Und nun ergibt sich neben der Natur in der Geschichte selbst ein neues Feld seiner Selbsterfassung, indem er auf den in der Geschichte zurückgelegten Weg ebenso zurückblickt, wie vorher auf den in der Natur, und zwar in denselben drei Richtungen des Erkennens (in der Geschichts- oder Geisteswissenschaft im engeren Sinne), des Nachbildens oder Darstellens (in Poesie und Musik), und der anknüpfenden bewußten Weiterbildung der Gemeinschaftsformen durch die historisch-politische Arbeit. Bei diesem Entwicklungsgang kann der Geist im Menschen aber nicht umhin, sich als etwas Selbständiges, Eigenes gegenüber der Natur, ja als die eigentlich treibende Kraft in Natur und Geschichte zu erfassen; er wird sich seines einzigartigen Wertes bewußt und strebt folglich, wenn auch nicht nach Losreißung aus der natürlichen Gebundenheit, die er (nach den ersten Versuchen der Askese) als unmöglich erkennt, so doch nach der Herrschaft über das Natürliche in und außer sich, nach Konzentrierung der Zwecke seines Handelns auf sich selbst. So findet er dem Guten, das anfangs nur in dem auf die Gemeinschaft bezogenen Handeln bestand, eine neue, tiefere Betätigung in dem auf sich selbst bezogenen Handeln: die soziale Sittlichkeit ergänzt sich durch die persönliche. Die soziale aber erhält in der Technik, die die äußere Natur untermirft, ein erweitertes Feld, und ebenso reiht sich ihr die auf Ernährung und Erhaltung des leiblichen Geistorgans gerichtete Arbeit ein. Zuletzt, wenn auch der Machtinstinkt sich dem Gedanken der geistigen Interessengemeinschaft aller unterordnet, kommt es zur Versittlichung des Völkerlebens.

Alle diese Tätigkeiten fassen sich offensichtlich immer mehr zu einem einzigen, die Menschheit umfassenden Organismus zusammen, und zwar ohne, ja häufig gegen die Absicht der Beteiligten, die dabei Wege einschlagen und Mittel ergreifen, ohne das Ziel zu kennen, immer nur der Not des Augenblicks gehorchend. Darin liegt der vollgültige Beweis, daß die Geschichte überhaupt nicht das willkürliche, sondern das instinktive Werk der Menschen ist, daß sie dabei handeln als die Werkzeuge einer über sie alle übergreifenden Macht, die sich selbst durch sie und in ihnen auswirkt. Daß diese Macht geistig ist und daß sie dieselbe sein muß, die sich im natürlichen Leben mittels des sinnlichen Instinkts auswirkt, liegt deshalb auf der Hand, weil der sinnliche Trieb dem geistigen stets vorarbeitet, beider letztes Ziel also das gleiche sein muß. Daß sie nicht nach Art der menschlichen Intelligenz Zweck und Mittel im einzelnen berechnet, sondern unbewußt einem inneren Entfaltungs-

t, der seinen Weg tastend mittels des Kausalzusammenhangs, geht daraus hervor, daß sinnliches Mittel und geistiger Zweck bei einzelnen immer miteinander im Kampf liegen und nur auf einander bezogen erscheinen. Daß nun der Mensch Geschichte hat und daß in seiner Geschichte der Welt selbst selber kommt, daß mit einem Worte der Mensch, und der Einzelne an seinem Ort und Teil, das Werkzeug und das göttliche Wissen von sich ist, worin Gott erst Wirklich wird — das und nichts anderes ist die Wert auch für die menschliche Einzelseele. Nur mit dem „Unendlich“ läßt sich dieser Wert nicht ausdrücken. Er begreift 1. durch das Maß der geistigen Fähigkeit der einzelnen Seele durch ihr körperliches Organ im Zusammenhang der Fortpflanzungsgeschichte vererbt werden; 2. durch die sozialen Umstände, die diese Fähigkeiten entwickeln können; 3. durch den geschichtlichen Ort, der die Aufgabe damit den Inhalt des einzelnen Lebenswerkes bestimmt; 4. durch das Maß der körperlichen Lebenskraft, die die geistige auch unterbinden kann, und endlich 5. durch die Lebensdauer, die die Wirksamkeit zuletzt abschneidet. Daß aber eine Seele mit dem Wahrnehmens, Denkens usw., die sie doch nur durch ihr körperliches Organ ausübt, nach dessen Auslöschung verschwindet und so ihre persönliche Entwicklung ins Unendliche übergeht, ist eine vor keiner Logik zu rechtfertigende Annahme, die nur der Wunsch nach Leben und Dasein das Wort hat. Die Unsterblichkeit liegt in dem Lebenswerk eines jeden, das das geschichtliche Erbgut der Menschheit vermehrt und zu dem Binsstragen der Nachwelt hinterläßt. Alles bewußte vollzieht sich in den Formen von Raum und Zeit, das innerhalb der Dauer seines körperlichen Lebens, das innerhalb der Dauer der Geschichte, die als irdische Geschichte mit der Dauer oder Lebensfähigkeit unserer Erde zusammenhängt, wenn sie auch, wie wir annehmen müssen, auf anderen Ebenen der Welt, unter gleichen Bedingungen, weitergeht.

*

*

*

Vorstehenden ist die christliche Grundanschauung in jedem dieser Teile, in die wir sie zerlegt haben, einer grundsätzlichen Unterzogen worden: an die Stelle des persönlichen Gottes der unpersönliche unbewußte Allgeist getreten und an die unsterbliche Seele eine vorübergehende, an das Dasein

des Körpers räumlich und zeitlich gebundene Auswirkung des Allgeistes. Wird damit das Christentum aufgehoben? Sofern jede Weiterbildung auch eine Aufhebung ist, gewiß! Als Weiterbildung hat sich die vorgenommene Umbiegung aber vor allem dadurch zu bewähren, daß sie die Substanz des Christentums unangetastet läßt. Diese aber ist: daß das Göttliche der Geist ist, und daß der dem Göttlichen wesensgleiche Mensch in der geistigen Auswirkung innerhalb der Gemeinschaft mit seinesgleichen seinen wahren Beruf erfüllt. Weiter rechtfertigt sich jene Umbiegung durch einen doppelten Dienst, den sie der Religion leistet: 1. die Luft, die sonst religiöse und wissenschaftliche Weltanschauung trennt, wird ausgefüllt; 2. religiöses Gefühl und sittliches Handeln werden von dem letzten Rest selbstfüchtigen Glückverlangens, der christliche Idealismus von seiner letzten Schlacke befreit. Schließlich werden in dem Satz, daß der Mensch die endliche Erscheinung des Göttlichen selbst ist, die beiden Merkmale des Religionsbegriffes, Abhängigkeit und Gemeinschaft, zur vollen Wahrheit durchgeführt: der Mensch ist abhängig, denn er ist lediglich Lebensorgan Gottes, Werkzeug, zur Arbeit, nicht zum Glück berufen und hat an Gott keine Gegenforderung; dafür darf er sich sagen, daß alles, was ihn betrifft, unmittelbar Gott angeht, jede Förderung oder Hemmung seiner geistigen Auswirkung Förderung oder Hemmung des göttlichen Lebensprozesses, sein Schicksal sozusagen Gottes Schicksal ist: er hat mit Gott die engste Gemeinschaft. Ja im eigentlichen Sinne des Wortes darf er seine Leiden und Schmerzen „auf den Herrn werfen“. Wenn der Apostel Paulus mit nachfühlendem Herzen das Aechzen der Kreatur hört, die aus der Endlichkeit sich „in die Freiheit der Kinder Gottes“ hinauffehrt (Röm. 8, 19), so bedarf es nur einer leisen Umsteuerung des Ausdrucks, und aus dem Seufzen der Kreatur wird das Weltleid eines Gottes, der auf seinem Wege in die Freiheit des Bewußtseins sich unabänderlich in die Gebundenheit der Natur verstrickt sieht. Alle menschlichen Uebel: verkümmerte Ansätze, abgebrochene Entwicklungen, falsche Richtungen, Krankheit und Tod, Untergang fruchtbarer Keime, Untergang ganzer Kulturen — sie fügen sich zusammen zu einem allumfassenden „Gottesleid“, in dessen Uferlosigkeit jedes Einzelleid ertrinkt. Gott strebt in die Totalität des Bewußtseins, aber er findet sich immer nur als Stückwerk wieder und aus den Stücken muß er — wir möchten sagen „mühsam“ — das Ganze im Wege der Geschichte langsam aufbauen. Kein Wunder, wenn angesichts dieser Sisyphusarbeit, die

immer wieder beginnt, um immer wieder an einem toten Punkt zu endigen, der Pessimismus zu dem Schlusse kommt: „Drum besser wär's, daß nichts entstände!“ Aber dieser Pessimismus ist selber noch ein Rest von Eudämonismus. Er stellt sich auf den Standpunkt des Einzelgebildes und verlangt, daß in diesem sich vollende, „was der ganzen Menschheit zugeteilt ist“. Kann es aber im Ernst als ein Mangel der Geschichte angesehen werden, daß es da kein „ausgewähltes Volk“ gibt, daß die Rollen wechseln und jeder und jedes bestimmt erscheint, einmal „an die Reihe“ zu kommen? Und ist nicht der Anblick erhebend, wie über alles einzelne Verkümmern hinweg der Weltgeist unermüdet, ohne Schwanken und Zucken, mit ununterbrochener Stetigkeit sein Werk der Selbstverwirklichung treibt? Da gibt es keine versäumten Gelegenheiten: im Kleinsten wie im Größten geschieht jedesmal genau das, was am Platze d. h. unter den örtlichen und zeitlichen Bedingungen möglich ist. Und da im Unbewußten die Vorstellung eines anderen als des gerade Möglichen fehlt, dieses aber in jedem Augenblick unfehlbar verwirklicht wird, so fehlt in ihm auch die Vorstellung des Fehlschlags, damit der Hemmung, und so ist es selbst in jedem Augenblick erfolgreiche Kraft, stetige Energie, vordringendes Wirken. Nur indem sich dieser Lebensprozeß im Einzelbewußtsein spiegelt, zerlegt er sich in die beiden Seiten des bezweckten Ganzen und des erreichten Teils, und damit tritt der Gegensatz von „Schmerz und Genuß, Gelingen und Verdruß“ hervor. Das einzelne Individuum wird daher immer bald mehr auf den Ton des Leidens, bald mehr auf den des Wirkens und der Freude gestimmt sein, und das wird sich wiederholen in ganzen Geschlechtern, Völkern, ja Rassen. Der Begriff des Gottesleids, wenn dabei an eine Empfindung gedacht wird, enthält eine, wenn auch unwillkürliche, so doch fehlerhafte Uebertragung; er setzt subjektive Empfindung voraus, wo nur objektives Wirken ist. Denn an sich bleibt das Unbewußte von dem, was es im Individuum weiß und fühlt, unberührt. Es benützt die Werkzeuge, wie es sie haben und hervorbringen kann, um auf alle Weise voranzukommen. Und nach seinem Beispiel hat der Mensch, ohne Klagen und ohne Ueberhebung, die Kräfte, wie er sie in sich vorfindet, zu benutzen im Dienste des Ganzen — „ohne Hast, aber ohne Rast“. Das ist sein vernünftiger und tätiger Gottesdienst, seine Religion und seine Sittlichkeit. Der Streit um Optimismus oder Pessimismus ist dabei in Wahrheit der Streit um des Kaisers Bart.

Deutsch-Chinesische Studien.

I. Das chinesische Problem.

Von

Paul Rohrbach.

Wieviele Menschen in Deutschland oder Europa haben eine Vorstellung davon, daß gegenwärtig in China eine jener politischen und sozialen Krisen erster Ordnung begonnen hat, deren Ausgang über den konstitutiven Charakter großer und umfassender Epochen in der Menschheitsgeschichte mitbestimmt? Und wieviele von den Europäern in Ostasien, die selbst Zeugen der Ereignisse sind, wissen etwas von dem inneren Zusammenhang der ungeheuren Bewegung, die um sie herum gärt, und ahnen etwas vom Wesen der Dinge, die sie heraufführt? Wenige, nur zu Wenige, zumal unter uns Deutschen.

Welches ist der Angelpunkt der Krisis in Ostasien? Man wird leicht geneigt sein, zu antworten, daß zur Beurteilung dieser Frage von dem Ergebnis des russisch-japanischen Krieges ausgegangen werden müsse. An sich richtig — aber nicht in dem gewöhnlich damit verbundenen Sinne, daß das wichtigste Ergebnis dieser Entscheidung die Zurückdrängung Rußlands in Ostasien und die Aufrichtung der gegenwärtigen japanischen Vormachtstellung sei. Nicht Rußlands Niederlage und Japans Sieg sind das wichtigste Ergebnis des Krieges; auch die allgemeine Verschiebung des Kräfteverhältnisses und der politischen Interessengebiete im fernen Osten, ist es nicht. Es ist vielmehr der durch den Ausgang des Krieges verursachte innere Umschwung in China. Was Rußland für die Gegenwart verloren und was Japan gewonnen hat, das tritt an universaler Bedeutung deshalb weit hinter der Entwicklung zurück, die jetzt in China eingesetzt hat, weil die Geschichte Ostasiens selbst und die Zukunft Europas in Ostasien von dem ferneren Gang dieser Entwicklung viel mehr abhängig sind, als von den Erfolgen

der Japaner, von der Besiegelung der russischen Dymnacht und selbst von dem vorläufigen Ausgang eines möglichen kriegerischen Konflikts zwischen Japan und Nordamerika.

Nichts aber ist schwieriger für den Außenstehenden, als die Natur des „Chinesischen Problems“ zu kennzeichnen und versuchen zu wollen, aus dem, was vor Augen zu liegen scheint, auf die Entwicklung der näheren oder ferneren Zukunft zu schließen. Wer es unternimmt, zu irgend einem Urteil über die gegenwärtigen chinesischen Verhältnisse zu gelangen, der steht gleich beim Beginn dieses Vorhabens vor der Notwendigkeit, sich nicht nur mit der historisch-politischen Entwicklung Chinas, seinem Volkstum, seiner Religion und Verwaltung auseinanderzusetzen, sondern auch — was noch viel schwieriger ist — mit vielen uns fremdartigen Besonderheiten des chinesischen Geisteslebens als der eigentlichen Grundlage der chinesischen Kultur. Von diesen Dingen fehlt innerhalb des allgemeinen öffentlichen Wissens in Europa vorläufig noch jede erschöpfende Vorstellung, und auch unter den Sinologen von Fach erklären die namhaftesten, daß unsere Wissenschaft von China bisher weder zu einer Uebersicht des vorhandenen Quellenmaterials, noch zu einer anerkannten Methodik des chinesischen Studiums, geschweige denn zu kritischer Sicherheit gegenüber den Quellen, gelangt sei.

Was wir demnach bisher von China wissen, ist nicht sehr viel mehr, als daß die Geschichte unserer Erkenntnis Chinas die Geschichte der Anwendung unserer historischen Methode auf die chinesischen Geschichtsquellen sein wird. Das chinesische Wesen werden wir nicht eher begreifen, als bis wir die chinesische Geschichte kennen. Was aber wissen wir bisher von dieser? Ungefähr das, was die Chinesen selbst von ihr wissen, und das ist sehr wenig. Die Chinesen haben freilich eine Art Geschichtsschreibung, deren Anfänge sich unter tastenden, elementar-kritischen Versuchen in einem merkwürdigen Gemisch von Sage, Mythos bewegen, aber jenen rein annalistisch gehaltenen oder nach „Dynastien“ rechnenden Aufzeichnungen fehlt beinahe durchweg jede Idee von einer pragmatischen Darstellung des Geschehens, und für die geistige und allgemeine Kulturgeschichte ist ihnen direkt gleichfalls nur wenig zu entnehmen. So stehen wir also vor China, sobald wir versuchen, sein Wesen zu begreifen, als vor der Fülle des Unbekannten, und diese Einsicht hat derjenige, der zum ersten Male in das Land kommt um so energischer und überzeugter zu vertreten, je ältere und

wissenschaftlich durchgebildete Sinologen ihn belehren; ja es gilt bei solchen geradezu als ein Erfahrungsaxiom, daß es eines jahrelangen Aufenthalts und Studiums in China bedürfe, um vor allen Dingen erst zu erfassen, wie groß, wie schwierig und wie fremdartig das Problem der chinesischen Kultur in Wirklichkeit sei. „Wer drei Monate in China gewesen ist, der glaubt, nun könne er ein Buch über chinesische Dinge schreiben. Nach zwei oder drei Jahren findet er aber, daß es zum Bücherschreiben doch noch einiger Studien bedürfe, und nach 25 Jahren verzweifelt er daran, dem Stoff je gerecht zu werden.“ Das ist die gewöhnliche Rede bei den „alten Chinesen“, und wenn auch ein Stück von dieser Resignation mitunter mehr der mit den Jahren zunehmenden inneren Angleichung an das östliche Wesen, als dem kategorischen Imperativ kritischer Selbstbefinnung zuzuschreiben sein wird, so bleibt doch sicher auch viel Wahrheit in dem Wort bestehen.

Chinesische Kultur! Sind die Chinesen ein Kulturvolk im eigentlichen und tieferen Sinne? Was ist chinesische Kultur? Worin unterscheidet sie sich von der westlichen? Welche konstitutiven Merkmale hat sie mit der unsrigen gemeinsam? Welche Methoden des Verständnisses erfordert sie? Gibt es Möglichkeiten gegenseitiger tieferdringender Befruchtung?

Wer zum ersten Male nach China kommt und sich für die Verhältnisse zu interessieren anfängt, wird nach den äußeren Eindrücken, die er erhält, kaum geneigt sein, sich eine sehr positive Vorstellung von Chinas heutiger Kultur oktroyieren zu lassen. Das gilt sowohl von dem äußeren Bilde chinesischen Wesens, von den Städte- und Architekturbildern, dem Straßenleben, den zunächst ins Auge fallenden Sitten und Gewohnheiten, von den Verkehrs- und Transportmitteln usw., als auch von dem geistigen Milieu des durchschnittlichen Chinesentums — so viel man bei einigem Bemühen davon zu merken bekommt. Auch wer noch so bereitwillig ist, von vornherein alles Mögliche auf Rechnung der fremden Art schreiben zu lassen, die darum, weil sie anders ist, ja noch nicht an sich minderwertig zu sein braucht, wird doch oft nicht umhinkönnen, im ganzen wie im einzelnen die chinesische Kultur als „barbarisch“ im objektiven Sinne zu empfinden. Das soll nicht heißen, daß es an ausgebildeten, festen, oft reich entwickelten und sinnvollen Formen fehlt, noch viel weniger an einem bestimmten Stil, an technischen Fertigkeiten, an allgemeiner geistiger Fähigkeit oder an einheitlichem kulturellen Selbstbewußtsein. Auch die Begriffe von schön und unschön mögen,

weil teilweise dem subjektiven Empfinden anheimgegeben, ganz aus dem Spiel bleiben. — Es fehlt aber diesem ganzen Getriebe in der Gegenwart an einem Ferment für die spontane geistige und materielle Weiterentwicklung von innen heraus. Die chinesische Kultur von heute ist barbarisch in ähnlichem Sinne, wie die eigentliche islamische Kultur barbarisch ist und wie auch die Kultur des mittelalterlichen Europa starke und tiefe barbarische Züge an sich trug: sie alle kennen keine Forschung, keine Wissenschaft, die ihre Norm außerhalb des Ueberliefereten und Statutarischen trüge. Damit fehlt ihnen gleichzeitig das intellektuelle und das intelligible Kulturprinzip, wie das klassische Altertum es besessen hat und wie wir Abendländer es wieder besitzen.

So heute. Aber — sagt die Sinologie — selbst zugegeben, daß man die chinesische Kultur in der Gegenwart auf diese Weise charakterisieren kann, so haben wir als Ausgangspunkt des Studiums über China doch auf jeden Fall die Tatsache zu nehmen: China und die chinesische Kultur sind seit Jahrhunderten in einer Periode fortschreitenden Verfalls begriffen, und gegenwärtig ist ein solcher Tiefstand eingetreten, daß wir weit in der chinesischen Geschichte zurückgehen müssen, um von einem vergleichbaren Zeitalter zu hören. In der Tat: es ist überraschend und erschütternd, diese Tatsache des Sturzes der alten Kultur im fernen Osten sich zu vergegenwärtigen, einer Kultur, zu deren Höhe das heutige China sich vielleicht verhält, wie das karolingische zum augusteischen Europa.

Zu den bedeutungsvollen Marksteinen innerhalb der Entwicklungsgeschichte unserer historischen Erkenntnis wird das zukünftige Urteil die Forschungen des Herausgebers dieser Jahrbücher über die Ursachen des Untergangs des römischen Seerwesens und der antiken Kulturwelt zu rechnen haben. Es sei kurz daran erinnert, worum es sich handelte. Das Altertum war in seiner Geldwirtschaft nicht auf das System des Verkehrs in Kreditwertzeichen gekommen, sondern kannte im wesentlichen nur Hartgeld. Während des dritten und vierten Jahrhunderts nach Christus muß im Gebiet des römischen Reichs eine so weitgehende Erschöpfung der bis dahin ausgebeuteten natürlichen Vorräte von Edelmetall eingetreten sein, daß das bestehende Finanz- und Wirtschaftssystem sich nicht mehr aufrecht erhalten ließ, vielmehr statt dessen in steigendem Maße ein Rückgang zur Naturalwirtschaft stattfand. Verschärft wurde diese mit unüberwindlichem Druck herausziehende Krisis noch dadurch, daß fortgesetzt Edelmetall aus dem Wirtschaftsgebiet des römischen Reiches

in den Orient abfloß für Seide, Gewürze, Aromata und andere Luxuswaren, während der Orient seinerseits im römischen Reich wenig kaufte. Diese passive Zahlungsbilanz des Reichs und die Erschöpfung der Bergwerke in Spanien, Thrazien, Kleinasien usw. trafen zusammen, um eine Umwälzung des Wirtschaftslebens der alten Welt in der Zeit etwa zwischen Alexander Severus und Constantin herbeizuführen. Aus der ökonomischen Krisis entwickelte sich notwendig die politisch-militärische Katastrophe des Staates, weil es bei dem eintretenden Mangel an Varmitteln nicht mehr möglich war, die römische Heeresverfassung: das System der Reichs- und Grenzverteidigung durch eine große stehende Armee von bar besoldeten Berufssoldaten, aufrecht zu erhalten. Wie diese Verhältnisse im einzelnen in der allmählichen Aenderung des römischen Militärsystems zum Ausdruck kamen, gehört nicht hierher; es wird genügen, darauf hinzuweisen, daß als die entscheidende Folge der eintretenden qualitativen und quantitativen Verschlechterung des Heerwesens die endgültige Durchbrechung der Grenzen und die Zertrümmerung des Reichs durch die Barbaren sich ergab. Daß dieser Zusammenbruch des Bestehenden eintrat, wäre an sich nicht notwendig eine Folge der sich vollziehenden wirtschaftlichen Strukturveränderung gewesen. Hätte nicht außerdem der Druck der Barbaren auf die Grenzen bestanden und hätten jene nicht die schwächer werdende Verteidigung überrannt, so würden wir vielleicht in der griechisch-römischen Welt um das Mittelmeer einen ähnlichen allmählichen Niedergang der materiellen und geistigen Kultur, ohne Auflösung oder radikale Zerstörung der politischen Grenzen, aber auch mit dem schließlichen Ergebnis einer starken Barbarisierung der Lebensformen beobachten können, wie er in China während der letzten Jahrhunderte stattgefunden hat. Ob hierfür ähnliche oder andere Gründe maßgebend waren, bleibe vorläufig dahingestellt.

In der Tat gewährt eine solche Annahme den Schlüssel zu vielen sonst nicht verständlichen Besonderheiten des heutigen chinesischen Lebens, in dem Züge des feinsten geistigen Differenzierungsvermögens und echter Lebensart als das freilich kaum mehr erworbene, sondern nur noch traditionell überkommene Erbe einer früheren positiven Kulturepoche neben breit ergossenen Einbrüchen eines krassen Barbarismus und neben Gebieten einer sonst schwer begreiflichen geistigen Verödung sich finden. Aber auch abgesehen hiervon werden wir uns vergeblich um das Verständnis Chinas be-

enn wir uns nicht vor Augen halten, wo die Analogien Wesen zu suchen sind: nicht in irgendwelchen modernen alterlichen Verhältnissen, mit denen unser heutiges Leben nem populären — sei es positiv, sei es gegensätzlich ge- Konnex der Vorstellungen steht, sondern in der antiken periode, die nur auf dem Wege des historisch-methodolo- studiums reproduzierbar ist. China ist ein durch und durch, te sagen in jeder Faser seines Wesens antiker Staat. Werauer von Peking steht, der sieht die Mauern von Babylon eit vor sich; wer die chinesische Staatsverfassung und Ver- studiert, dem wird das Reich des Darius lebendig; wer in die Naturauffassung der Chinesen einzubringen, der plötzlich bei Pythagoras und den alten jonischen Philo- Diese Erkenntnis, daß wir in China ein ungeheures Stück ebliebenes Altertum vor uns haben, das in vielen Dingen uns fremd zu sein, so bald wir erst die Vergleichspunkte d örtlich in die richtige Distanz bringen, vermehrt und h noch, so bald wir versuchen, die Ausprägung der chine- isteskultur während ihrer klassischen Blütezeit in ihrem is und ihrer Definition des politischen, sozialen, ethischen ösen Wesens uns zu verdeutlichen.

ann wir unseren vorläufigen Standpunkt zur Orientierung roblemen der Kulturentwicklung Chinas im Zeitalter des , im 6. Jahrhundert v. Chr., nehmen, so stoßen wir von n auf die bedeutsame Tatsache, daß ein Mann von der den geistigen Bedeutung des Confucius das Große und t so sehr nach der Art des prophetischen Genius in intuit- duction aus dem eigenen göttlich erfüllten Geiste heraus eitgenossen vor Augen stellte, sondern vielmehr auf die nd größere Vergangenheit zurückwies, die für ihn zeuge. ergangenheit sah Confucius keineswegs im unbestimmten hein eines halb mythischen goldenen Zeitalters. Im : sie war für ihn ein reicher und bewegter, im Licht be- ueberlieferungen daliegender Geschichtsabschnitt, der sich ge Jahrhunderte hin erstreckte, dessen Helden, Ereignisse titutionen jederzeit für das lebendige Verständnis der rt wieder machgerufen und fruchtbar gemacht werden Confucius war Historiker und seine Weltanschauung ist orische — in dem Sinne wie das Altertum bis auf es und die Neuzeit bis auf Ranke „historisch“ zu denken

und zu urteilen gewohnt waren. Er weist auf die Vergangenheit des Reichs zurück, wie die Reformation auf die alte Kirche oder Cato auf das klassische Zeitalter der Republik, nur mit dem Unterschied, daß für ihn nicht nur das religiöse oder politische, sondern auch das sittlich-kulturelle Ideal in der Vorzeit in höherem Sinne verwirklicht gewesen war, als in seiner Gegenwart. Mit dieser These hat er, soweit wir zu sehen vermögen, recht gehabt. Allerdings muß festgehalten werden, daß weder das China des Confucius noch vollends das der alten Dynastien seinem äußeren Umfange und Schwergewicht nach das China von heute war. Noch zu Confucius' Zeit lag das chinesische Reich oder vielmehr die Menge der großen und kleinen Feudalterritorien, in die der Staat damals aufgelöst war, im wesentlichen nördlich des Jangtse, und nicht nur im Süden des großen Stroms begann eine andere, von den Chinesen erst später eroberte und kolonisierte Völkermwelt, sondern auch in den nördlichen Kernprovinzen des Reichs, im heutigen Schantung, Tschili, Schansi und Honan, werden im 7. und 8. Jahrhundert noch zahlreiche — wenn auch unterworfenene — Barbarenstämme genannt. Die chinesische Kultur hat also ihre klassische Anfangsblüte innerhalb solcher räumlichen Voraussetzungen erreicht, die noch einigermaßen vergleichbar mit dem territorialen Ausmaß der ursprünglichen Kulturgebiete des Westens sind. Dabei kann als zugegeben betrachtet werden, daß ihre Herkunft von Westen ist. Mag auch die moderne Sinologie im einzelnen an Richt Hofens berühmter Einleitung zum 1. Bande von „China“ Kritik üben — Richt Hofens fundamentale These, die Vorfahren des Volks, das den Grundbestandteil der jetzigen Chinesen ausmacht, seien von Westen her, d. h. zunächst aus dem Tarimbecken, durch die Passagetäler jenseits Lantschauftu ins Weißtal vorgebracht und von dort ins eigentliche Hoanghogegebiet, ist heute gesicherter als je, und damit kann es — beiläufig — auch nur als eine Frage der Zeit betrachtet werden, wann die weitere geographisch-historische und archäologische Forschung den Nachweis des Urzusammenhanges zwischen der chinesischen und der vorderasiatischen Kultur wird erbringen können.

Indes von dem Problem des Ursprungs der chinesischen Kultur kann hier nicht weiter gehandelt werden. Was bemerkt werden muß, ist aber ihre Bedingtheit durch die besondere, von den physikalischen Verhältnissen Vorderasiens weit abweichende äußere Beschaffenheit des Bodens, auf dem sie erwuchs. Die Eigenart

der geographischen Voraussetzungen hat sich von Anfang an bis auf den heutigen Tag in dem chinesischen Wesen, wenn auch auf andere Weise, so doch ebenso scharf zum Ausdruck gebracht, wie bei den westlichen Völkern und Staatenbildungen. Als die Protochinesen aus dem abflußlosen Innerasien den Weg in die ersten zum Ozean entwässerten, klimatisch bereits durch die Monsunaufläuser bestimmten Täler des Hoangho-systems gefunden hatten, da müssen sie eine vollkommene Veränderung ihrer bisherigen Lebens- und Kulturform durchgemacht haben. Wo auch ihre ursprünglichen Sitze gewesen sein mögen — es kann sich immer nur um ein Leben gehandelt haben, wie es die Armut des inneren Asiens und seiner Randlandschaften an fließendem Wasser und an jahreszeitlichem Regenschall, und wie es die Kleinheit des dort bewässerbaren Ackerlandes im Vergleich zur wasserlosen Wüste und zur Weidesteppe erzeugen mußte. Ganz Turan und Iran sind solche Dasenländer; auch das Sareffhantal und das Land am Unterlauf des Euphrat und Tigris sind nur umfangreicher bewässerbare Dasen innerhalb räumlich viel ausgedehnterer kulturunfähiger Gebiete. Das neue Land aber gab den Ankömmlingen in unendlicher Ausdehnung, sie mochten so weit vordringen wie sie wollten, bis an den Ozean, die Möglichkeit, ununterbrochenen Acker zu pflügen, den der Regen tränkte. Wahrscheinlich ist damals nicht nur das Gebirgsland von Nordchina, sondern auch die ganze große chinesische Ebene Wald gewesen, der dem Vordringen der Einwanderer zum Opfer fiel. Das erste, was bei ihnen unter diesen veränderten Verhältnissen vor sich gehen mußte, war eine ungeheure, unaufhaltsame, beispiellose Vermehrung der Menschenzahl. In den Dasengebieten und Weidesteppen der westlichen Länder waren dem natürlichen Bevölkerungszuwachs durch die physikalischen Existenzbedingungen hier etwas weitere, dort engere, stets aber noch absehbare und auf die Dauer nicht zu überschreitende Grenzen gesetzt. Kann man sich nun wohl einen tiefer und kräftiger auf die Herausbildung eines besonderen nationalen Wesens einwirkenden Faktor denken, als die hieraus folgende weitgehende Ausschaltung des kriegerischen und politischen Kampfes ums Dasein und des Ringens mit der Natur um Acker und Brot? Nicht als ob wir uns bei derartigen Verhältnissen gar keine Kämpfe denken könnten, sei es der Einwanderer unter einander, sei es mit irgendwelchen Urbewohnern! Auch die anscheinend unbegrenzte Selbstarbietung der Natur muß natürlich *cum grano salis* verstanden werden. Aber in jedem Falle wird doch der Unterschied

in der Charakterbildenden Einwirkung von Land, Klima, Zwang zum Existenzkampf hier auf die Vorfahren der Chinesen, dort auf die Inner- und Westasien bewohnenden Völker hoch zu veranschlagen sein. Nichts ist darum bezeichnender für diese so ganz andere Art der Anfänge chinesischer Entwicklung, als daß die Chinesen keine Göttermythén und keine Heroensagen gleich denen der Arier und Semiten besitzen; ihre vorgeschichtlichen Héroen sind Friedenshelden, die den Menschen das Feuer bringen, sie den Hausbau und die Feldbestellung, die Getreidearten und den Fischfang kennen lehren, die Schriftzeichen erfinden, Marktweisen und Handelsverkehr ins Leben rufen, und derartiges mehr. Es ist hier nicht der Ort, unter diesem Gesichtspunkt die Verschiedenheit des Chinesischen und des vorderasiatisch-europäischen Volkstums im einzelnen zu untersuchen, aber sicher würden sich dabei interessante Aufschlüsse ergeben. Jenes hat sich gebildet in der relativ unblutigen Eroberung der Flußtäler und der großen Ebene des heutigen Nordchina durch die robende Art und den Pflug des Ackerbauers. Es ist wahrscheinlich, daß untergegangene urreinheimische Stämme schon vor den einwandernden Chinesen dort saßen, aber eine besondere Widerstandskraft werden sie ebensowenig besessen haben, wie die anderen primitiven Waldvölker in Nord- und Ostasien, die uns späterhin geschichtlich bekannt geworden sind. In Westasien, in Turan, Iran und dem alten euphratensischen Kulturgebiet, aber auch in Indien und in den großen Steppenländern jenseits des Jaxartes, des Kaspischen und des Schwarzen Meeres — dort war in Wirklichkeit der Kampf der Vater der Dinge. Vom Gilgameschepos über Genesis und Richter, über das Mahabharata, über Homer und Firdusis Königsbuch bis zu den Nibelungen hallt die Welt wieder von Schwertgeklirr und Kampfgesang auf und über der Erde. Chinas Kriegsläufe aber fangen, soweit zu sehen, erst in den Zeiten an, über die schon die Geschichtsbücher des Reichs berichten, und sie haben keine Epen und Schlachtenlieder gezeitigt, sondern nur einen mageren Platz in trockenen Chroniken bekommen.

Wie stark und wie tief diese Vorgeschichte des heutigen Chinesischen Volks, die ungezählte Jahrhunderte hindurch wahrscheinlich nur das eine Wort zum Inhalte hatte: seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde! in der Schöpfung der späteren Chinesischen Geisteswelt sich ausgewirkt hat, das ermessen wir erst, wenn wir sehen, wie vom Beginn der historischen Zeit Chinas bis auf den heutigen Tag die Familie als sozial-religiöses Prinzip das

Leben der Chinesen beherrscht. Vielleicht hat der Ahnenkult in der Form des sogenannten Animismus, wie bei vielen primitiven Völkern, so auch bei den Urchinesen, bereits eine Rolle in ihrer religiösen Vorstellungswelt gespielt. Dafür aber, daß er in China das tragende Fundament, nicht nur des populären Religionsbewußtseins, sondern auch der philosophischen Ethik der Gebildeten und dadurch der offiziellen Staatsreligion wurde, ist schwerlich etwas anderes die Veranlassung gewesen, als der elementare Verlauf der Urbarmachung eines gewaltigen, durch seinen regelmäßigen Regenfall ohne weiteres anbaufähig gemachten Areal.

Die friedliche Beschäftigung des Ackerbaus ist für China in praktisch-sozialer und ökonomischer Beziehung wie in der idealen Schätzung des Empfindens bis auf den heutigen Tag das Massenideal schlecht hin geblieben, denn alles, was an Regierung und sonstigen Institutionen und Ständen vorhanden ist, hat im Grunde nur den Zweck, den Anbau des Ackers, das Wachstum der Feldfrucht und das Wohl des Landmanns zu fördern. Um Acker und Ernte dreht sich in China das Leben der Nation, und weil für den Chinesen die Scholle alles ist, darum ist sein Familiengefühl seine Religion geworden. Man darf sich durch die Tatsache, daß in neuerer Zeit wegen der Uebervölkerung mancher Teile Chinas nicht nur eine vorübergehende Abwanderung, sondern auch wirkliche Auswanderung stattfindet, nicht daran irre machen lassen, daß der Chineser als solcher der Typus des bodenständigen Ackerbauers gewesen und geblieben ist, und es konnte nichts geben, was geeigneter war, einen ursprünglichen Animismus so zu konservieren und zu der bis heute aufrechterhaltenen Form des Ahnendienstes zu entwickeln, wie das naturhafte Zusammenwachsen der chinesischen Familie mit ihrem Acker. Keine Art von dauernder menschlicher Beschäftigung ist in dem Grade familienbildend und erhaltend, wie die primitiv agrarische Naturalwirtschaft der chinesischen Bauern mit ihrer absoluten Bedingtheit durch die kostenlose Verfügbarkeit jedes Hausangehörigen, vom zarten Kindesalter an, für den seinen Kräften entsprechenden Anteil an der Herstellung des Lebensunterhalts, und durch die entsprechend durchgeführte materielle Arbeitsteilung in Feld, Haus und Hof. Dem entspricht es auch, wenn die übrigen Elemente der chinesischen Volks- wie der Staatsreligion (der Buddhismus, der in China ein importiertes und degeneriertes Gewächs ist, gehört natürlich nicht hierher), soweit sie nicht in direktem Zusammenhang mit dem Ahnendienst oder Familienkultus stehen,

gleichfalls eine durch und durch agrarisch-patriarchalische Konstitution haben: so die Feld- und Regengottheiten samt den übrigen terrestrischen und atmosphärischen Gewalten, und schließlich auch der eigentümliche, schwer zu fassende und zu beschreibende Begriff des „Himmels“ selbst.

Auf diese ganze Religions- und Geisteswelt trifft jene weiter oben gegebene Charakteristik als des nach Art und Wesen nur dem Begriff der Antike adäquaten Daseins ebenso sehr zu, wie auf die Formen, in denen sich Wirtschaft, Verwaltung, Rechtspflege, Wissenschaft und soziales Denken von Anbeginn bis auf den heutigen Tag in China bewegt haben. Daran haben auch die vielen äußeren und inneren Ersütterungen nichts geändert, die das Land im Lauf der vier Jahrtausende, während deren wir seine Geschichte verfolgen können, durchgemacht hat. Nichts wäre verkehrter, als sich China seit Vorzeiten in einem äußeren Beharrungszustande befindlich vorzustellen. China hat etwa in der Mitte seiner bisherigen Geschichte den tiefgreifenden Uebergang vom Lehns- und Feudalwesen zur absolutistisch-patriarchalischen Beamtenregierung erlebt; es ist Jahrtausende lang abwechselnd in ein großes Staatswesen geeint und wieder in eine Menge von Teilherrschaften aufgelöst gewesen; es hat Zeiten des nationalen Aufschwungs und der Fremdherrschaft gesehen, hat sich der Nomadenwelt im Osten und Norden abwechselnd mit Glück erwehrt und ist dann wieder eine Beute der Hochasiaten geworden; es hat in der Wissenschaft und den Künsten des Friedens eine lange Entwicklung erlebt, hat in ihnen geblüht und ist in Verfall gesunken — aber nie sind dabei in den Mutterboden seiner Zivilisation Keime gesenkt worden, die empormachend und sich ausbreitend eine wesenhafte Veränderung seiner inneren Struktur angebahnt und eine innere Krisis über das historisch fest gewordene Wesen dieses Volkstums heraufgeführt hätten. Für den Westen bezeichnen die Epochen des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit jedesmal eine prinzipiell andersartige Orientierung des Menschen gegenüber den Fragen der Natur- wie denen der Geisteswelt, mit allen daraus entspringenden Folgeerscheinungen auf dem Gebiet der Religion, der Moral, der Politik, des Wirtschaftslebens, und der sozialen Daseinsform. Das ist es, was dem chinesischen Volke bisher fremd gewesen ist — und die Tatsache, daß es sich jetzt zum ersten Male sehenden Auges und mit überwältigender Plötzlichkeit für sein subjektives Empfinden in das ungeheure Erlebnis einer elementar herandrängenden zwangsweisen

Umwertung seiner alten Kulturwerte hineingeschleudert sieht: das ist es, was wir das Chinesische Problem genannt und was wir als eine der großen konstitutiven Umwälzungen der Weltgeschichte bezeichnet haben. Vor der Macht des Neuen, das China jetzt bevorsteht, werden die alte chinesische Religion, der Familienglaube, die Philosophie, die Naturanschauung, die Staats- und Gesellschaftsverfassung, wird mit einem Wort der ganze, wenn auch in der Gegenwart verarmte, so doch alte und einheitliche Kulturbesitz Chinas in eine Erschütterung geraten, deren Ausgang und deren Folgen bei den Dimensionen, die der jetzt eben sich entspinrende Prozeß annehmen wird, noch für niemanden überschaubar sind. Je mehr es den Chinesen gelingt, das Neue an das Alte zu knüpfen und eins mit dem andern innerlich durch organisch einwachsende Uebergangsformen zu verbinden, desto mehr dürfen nicht nur sie, sondern auch wir hoffen, daß die Krise nicht zur Katastrophe wird. Für die abendländisch-christliche Kultur und die autonom-imperativische Idee des Christentums handelt es sich dabei um ein Großes: zu sehen und zu begreifen, was ein mächtiger historischer Moment — der größte, seit zum erstenmal von Jesus in griechischer Sprache gepredigt wurde — bietet und fordert.

* * *

Chinas äußeres und inneres Verhältnis zu der übrigen Welt ist von Anbeginn an bis auf unsere Tage vor allen Dingen durch seine wirtschaftliche Selbstgenügsamkeit und durch seine geographische und vollkommene Massenhaftigkeit bestimmt gewesen. Das eine bewahrte es vor der Nötigung, fremdem Wesen von selber sich zu öffnen, und das andere ließ die zufällig oder gewaltsam hineingelangten Fremdlinge alsbald spurlos im Chinesischen sich auflösen und vergehen. Ein etwas anderes Schicksal hat nur, wenn man will, der Buddhismus gehabt. Von ihm ist gesagt worden, China sei nicht buddhistisch, sondern der Buddhismus sei in China chinesisch geworden. Mag man die Sache nun so oder anders ausdrücken — in keinem Falle hat sich das chinesische Wesen unter dem Einfluß des Buddhatums merklich verändert. Man muß sich seine Bedeutung in China ähnlich vorstellen, wie die des Christentums im römischen Reich vor seiner Anerkennung als öffentliche Religion. Die Regierung hat den Buddhismus jahrhundertlang abwechselnd verfolgt und begünstigt, geduldet und beschränkt; die Buddhisten sind aber insoweit durch

gedrungen, wie die Christen unter Konstantin, und daher hat der Buddhismus auch in China allmählich dasselbe Schicksal erlitten, von dem das Christentum wahrscheinlich ereilt worden wäre, wenn es nicht vermocht hätte, sich dem römischen Staat aufzuzwingen: die vollständige Paganisierung, innerhalb deren sich als letztes geistiges Ferment höchstens noch eine gewisse fettenbildende Kraft erhalten hat. Die zweite, größere Möglichkeit einer starken geistigen Beeinflussung von außen her bestand für China vom 17. bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts infolge der Zulassung der Jesuiten durch die letzten Herrscher der Mingdynastie und die ersten Mandschukaiser. Es ist im wesentlichen doch wohl die Kurzsichtigkeit der Päpste und der römischen Propaganda fidei gewesen, die durch den jesuitenfeindlichen Entscheid in der Frage, ob das Ritual der Ahnenverehrung als eine bürgerliche oder eine religiöse Übung anzusehen sei, die Möglichkeit der tatsächlichen Konvertierung eines Kaisers und damit der Proklamierung des katholischen Christentums zur öffentlichen Religion in einem bereits hoffnungsvollen Stadium kurzerhand abschchnitt.

Schon im Zeitalter der Mingdynastie, des letzten nationalen Herrscherhauses, das China gehabt hat (1368—1644), erblickt die sinologische Forschung gewisse Spuren des beginnenden Niedergangs der Kultur, obwohl äußerlich, zumal im 15. Jahrhundert, die Machtstellung und der Einfluß Chinas nach Süden und Westen vielleicht größer waren, als je zuvor. Die zweite Hälfte der Mingzeit ist aber angefüllt mit fortwährenden, zum Teil wenig glücklichen Mongolenkriegen — wie denn auch erst aus jener Periode das großartige Limesystem der chinesischen Mauer in ihrer jetzigen Gestalt herührt. Die Eroberung Chinas durch die Mandschus führte in materieller und politischer Beziehung noch einmal eine Zeit des Glanzes herauf, während dessen wir zum erstenmal seit Marco Polo wieder genaueres über China durch die Jesuiten und einiges auch durch europäische Gesandtschaften und Kaufleute hören. China unter der Regierung der beiden großen Mandschukaiser Kang hi (1662—1722) und Kien lung (1736—1795) hat den Europäern, die damals das Land kennen lernten, kaum weniger imponiert, als fünfhundert Jahre früher das Reich Kublai Chans dem Venetianer, an dessen Erzählungen man sich manchmal bei dem englischen Gesandtschaftsbericht Lord Macortneys (1793) erinnert fühlt. Fast unmittelbar nach dem Tode Kien lungs ist dann mit einem Male die Verfallperiode offensichtlich, und der furchtbare Taipingaufstand,

Chinas dreißigjähriger Krieg (1850—1864), dem Muhammedaner-
aufstände in Sünnan und im Nordosten folgten, haben dann mit
der zeitweiligen Verödung und Verarmung der Hälfte des Reichs
das Zeitalter des Niedergangs und der Barbarisierung des alten
China auf die Höhe gebracht.

Angeichts einer so auffallenden Erscheinung, wie der Verfall der
chinesischen Kultur zum mindesten nach der Mitte der Mandschuzeit
sie ausmacht, erhebt sich natürlich die Frage nach ihren nachweis-
baren oder mutmaßlichen wirtschaftlichen Ursachen. Daß solche
vorhanden sein müssen, liegt in der Natur der Dinge begründet —
aber es wird kaum möglich sein, mit den Mitteln unserer gegen-
wärtigen Kenntnis der chinesischen Wirtschaftsgeschichte, sei es auch
nur der letzten Jahrhunderte, eine exakte Antwort zu geben. Die
Frage nach der Kultur eines Landes ist zugleich immer die nach
seinem Wohlstand, und zwar nicht nur im bloß naturalwirtschaft-
lichen Sinne, sondern auch bezüglich der Menge der baren Um-
laufsmittel. Länder mit reiner oder sehr stark überwiegender
Naturalwirtschaft können effektiven Ueberfluß an allen primitiven
Lebensnotwendigkeiten haben — aber keine höhere Kultur. Gerade
das bereits erwähnte Beispiel des kulturellen Niedergangs im
römischen Reiche infolge der eintretenden Knappheit an Edelmetall
ist hier lehrreich. Wenn wir nur sehen, wie zu Marco Polos Zeit
die chinesische Kultur sehr hoch steht, so begreifen wir das leicht als
eine Folge des damaligen Einströmens relativ großer Vorräte
durch den blühenden und vorteilhaften Handelsverkehr der Chinesen
und bis zu einem gewissen Grade wohl auch durch Tribute und
Kriegsbeute. China muß etwa vom 13. bis zum 15. oder 16. Jahr-
hundert eine glänzende Zahlungsbilanz im Güteraustausch mit dem
Süden und Westen gehabt haben, und während dieser Zeit wird
sich ein im Verhältnis zu der damals wohl noch etwas geringeren
Gesamt-Volkszahl bedeutender Vorrat an Edelmetall im Lande an-
gesammelt haben. Etwas ähnliches sehen wir im 16. Jahrhundert
infolge des starken durchgehenden Handelsverkehrs in Persien. Vor-
aussetzung für eine solche wirtschaftliche Blüte ist aber nicht allein
die vorteilhafte Marktlage, sondern es gehört dazu vor allen Dingen
auch noch die dauernde Sicherung der Verkehrs- und Handelsver-
hältnisse durch eine nach innen und außen starke Staatsgewalt.
Unter der Mongolenherrschaft wie unter der Mingdynastie war dies
Ideal zeitweilig, so namentlich unter Kublai Chan und den ersten
Kingtaijern, verwirklicht, aber doch nicht auf die Dauer, und da

vom 16. Jahrhundert ab (teils unter den
 der Europäer im Indischen Ozean, teils
 änderungen im Westen und Südwesten)
 hältnisse sich änderten und die Stabilität
 im Innern wieder schwächer wurde, so
 meinen Kulturstand Chinas nicht ohne
 Mandschus hat das Reich dann von dem
 des 18. Jahrhunderts, soviel wir sehen
 und innen und eine festere Verwaltung
 Kublai Chan, wenn es auch an sich ge-
 namentlich an kriegerischen Unternehmungen
 unterwarf Ostturkestan, Birma, Annam.
 Es wird gesagt, daß diese Expansionen
 beigetragen habe, die Staatsfinanzen
 unter Kien lung Steuererhöhungen zu
 und daß dann die Aufstände unter
 Regierung des Kaisers Kia king die Finanzen
 weiter verschlechtert hätten.*) Das ist
 fein, aber die eigentlichen Gründe
 Verschlechterung der Finanzen seit dem
 müssen doch wohl tiefer liegen. Am
 der wirtschaftlichen und finanziellen Lage
 zutage, daß sich die Regierung unter
 bis 1850) genötigt sah, zu dem, aus-
 gewandten, verzweifelten Finanzmitteln
 und Verwaltungsstellen zu greifen.
 namentlich für die unteren und
 heutigen Tages im weitesten Umfange
 unter den gegenwärtigen Verhältnissen
 der öffentlichen Einnahmen — wie
 Summen gar nicht bis in die Re-
 pflegt. Auch der Taipingaufstand
 ärgsten heruntergebracht hat, ist für
 Kien lung rapide eingetretenen Ver-
 ihrerseits wieder auf die finanziellen
 geht, anzusehen. Man kann von
 ganzen Wechsels der Verhältnisse
 zu haben, daß damit die Wurzel

*) v. Brandt, Geschichte Chinas in

Chinesen pflegen hauptsächlich auf zwei Gründe für die Verschlechterung der Wirtschaftsbilanz ihres Landes im 19. Jahrhundert hinzuweisen: auf die Summen, die zur Bezahlung der aufgezwungenen Opiumeinfuhr (schon vor dem Opiumkriege von 1840 war die Einfuhr von indischem Opium sehr beträchtlich) nach Indien gingen, und auf die wirtschaftlich unproduktiven, ebenfalls einen starken Abfluß von Bargeld bedingenden Ankäufe der Regierung an Waffen und Kriegsmaterial, Gewehren, Geschützen, Munition, Kriegsschiffen usw. in Europa. Es ist richtig, daß hiermit zuerst die vollkommene wirtschaftliche Selbstgenügsamkeit Chinas durchbrochen worden ist, und man kann wohl auch hinzufügen, daß es in noch höherem Grade als Opium und Waffen die englischen und indischen Baumwollgarne und Gewebe gewesen sind, die sich den chinesischen Markt eroberten. Dem steht aber auch eine starke Vermehrung der chinesischen Ausfuhr gegenüber. Gegenwärtig ist nach dem Urteil führender Persönlichkeiten des ostasiatischen Wirtschaftslebens die Zahlungsbilanz Chinas trotz der bedeutenden Ersparnisse, die von den Chinesen außerhalb Chinas nach Hause geschickt und in die Heimat zurückgebracht werden, eine ausgesprochen ungünstige, und es ist nicht eher Aussicht vorhanden, daß sie besser wird, als bis die Aufschließung des Landes durch den Eisenbahnbau und die Zugänglichmachung seiner großen natürlichen Reichtümer für die Weltwirtschaft größere Fortschritte gemacht hat.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Ausdrucksfähigkeit

Von

Carl Moormann

Kunst ist die durchgeistigte Wiedergabe der Außenwelt entweder durch Wortmalerei, die bei ihnen empfundenen Stimmungen dabei den Bildern, die er uns vorführt, sie ein Teil seines geistigen Ich werden in seine eigene Stimmung versetzt, um

Der Maler und der Bildhauer bilden Augenblicksbilder aus der Wirklichkeit, nachahmt, sei es, daß er sie durch seine zusammenstellt, die uns seine Stimmung

Dem Musiker schweben seine Töne. Er gestaltet sie nach früher Gehör mit ihnen selbstständig den Tonsatz oder der in Gemütsbewegungen aus anmutige Bewegungen nach und Freude, bald Wehmut und Trauer aus seinem Seelenleben mitfühlen.

Beim Architekten besteht die bei den übrigen Künstlern, in aufgenommenener und im Innern findungen.

Während jedoch den übrigen kehrt zur Natur möglich ist, fehlt auf dem er stehen könnte. Die Hand. Dem Architekten schwebt

vorhandener fertiger Bauwerke vor, aus denen er neue Werke zusammenstellt, indem er bald den Gesamteindruck, bald die Einzelheiten, je nach dem Zwecke und der beabsichtigten Wirkung des neuen Werkes nachahmt.

Er gibt auf diese Weise seine von außen aufgenommenen Eindrücke wieder, so wie sie ihm nach seinem eigenen Geschmack für die beabsichtigte Stimmung geeignet erscheinen. Sein Werk erhält so, trotzdem es eine bewußte oder unbewußte Nachahmung ist, eine Durchgeistigung durch den Geist des Künstlers, die das Neugeschaffene zu einem selbständigen Kunstwerk macht. Gerade so, wie mehrere Maler, die denselben Gegenstand, z. B. eine Landschaft, malen, obgleich jeder das gleiche Vorbild hatte, dennoch ganz verschiedene durchaus selbständige Werke schaffen, so werden auch mehrere Baukünstler nach denselben Vorbildern selbständig Neues bilden, es sei denn, daß sie ein Vorbild lediglich handwerksmäßig genau nachbildeten.

Ein Kunstwerk ist also stets eine Nachahmung, die eine Stimmung ausdrückt, doch ist ein Kunstwerk keineswegs zugleich notwendig etwas Schönes.

Schön ist, ganz allgemein ausgedrückt, dasjenige, was in unserem Geiste angenehme Vorstellungen erweckt. Goethe führt in seiner Campagne in Frankreich eine Erklärung von Hemsterhuis für das Schöne an, die er als übereinstimmend mit seiner eigenen Erklärung bezeichnet und die für das architektonisch Schöne besonders einleuchtend ist. Sie lautet: „Das Schöne und das an demselben Erfreuliche sei, wenn wir die größte Menge von Vorstellungen in einem Momente bequem erblicken und fassen.“

Er betrachtet also das „Erfreuliche“ als einen notwendigen Bestandteil des Schönen.

Je nach dem Bildungsgrade desjenigen, der das Schöne genießt, wird der Begriff der Schönheit ein sehr verschiedener sein können, da das „Erfreuliche“ oder das Angenehme, das einen notwendigen Bestandteil des Schönen bildet, je nach der Veranlagung des Einzelnen sehr verschieden ist. Dem Naturmenschen oder dem einem fremden Kulturkreise Angehörigen wird manches schön vorkommen, was uns häßlich erscheint. Ebenso wechselt das Erfreuliche mit den verschiedenen Zeiten. Jedes Jahrhundert hatte für viele Dinge seine besonderen Schönheitsbegriffe, die um so rascher wechselten, je mehr Gelegenheit geboten wurde, etwas Neues zu sehen.

So kann es auch heute noch vorkommen, daß einzelne abseits stehende Kunstströmungen durch Vertiefung in bestimmte Kunstgebiete und einseitige Verfeinerung des Geschmacks bis zur Ueberfeinerung nur noch von einem kleinen Kreise Auserwählter wirklich oder angeblich verstanden werden.

Etwas unbedingt an und für sich Schönes gibt es daher überhaupt nicht. Im wirklichen Leben hängt der Schönheitsbegriff ganz und gar von dem Bildungsstande der Beteiligten ab, wenn auch in einzelnen Punkten sich die Schönheitsbegriffe der ganzen Erde berühren mögen.

Soweit daher der Begriff des Angenehmen mit dem Schönheitsbegriff verbunden ist, beschränken wir zunächst unsere Erklärung auf die mit guter Durchschnittsbildung des Verstandes und Herzens ausgestattete große Zahl der Kunstfreunde aus dem Volke.

Für diese gilt der Satz, daß das Schöne dasjenige ist, was uns möglichst leicht möglichst viele oder bedeutende, angenehme Vorstellungen zuführt.

Die Richtigkeit dieses Satzes folgt aus der Tatsache, daß wir uns um so glücklicher fühlen, je mehr unsere Tätigkeit unserem Wollen und Können entspricht. Das Glücksgefühl, das unser Herz durchströmt, wenn wir eine schöne Gegend, ein treffliches Bild oder ein herrliches Bauwerk beschauen, hat seinen Grund darin, daß die bedeutenden Einzelheiten, die das Geschaute enthält, wie mit vollen Zügen von uns aufgenommen werden und daß bei näherer Betrachtung immer neue Einzelheiten auf uns eindringen, so daß wir in eine unwillkürliche reiche Geistesätigkeit geraten, die uns mühelos auf einmal genießen läßt, was sonst eine anstrengende Geistesarbeit erfordern würde. — Gerade der Umstand, daß wir durch das Schöne mühelos eine reiche Seelentätigkeit zu entwickeln veranlaßt werden, macht den Genuß der Schönheit aus.

Am deutlichsten tritt uns diese Wahrheit bei der Baukunst entgegen, deren Wesen darin besteht, die Einzelheiten eines Bauwerks ihrer Bedeutung nach so anzuordnen, daß sie als Ganzes die gewollte Wirkung zum Ausdruck bringen, während doch zugleich die Schönheit jedes Teiles sich leicht erkennen und genießen läßt.

Ein Kunstwerk hat einen um so höheren Wert, je klarer und vollständiger der Künstler seine Eindrücke wiedergibt und je reicher und mächtiger die Anregung ist, durch welche die mühelose Geistesätigkeit des Beschauens ausgelöst wird.

Den höchsten Kunstwert erreicht allgemein gesprochen ein Werk dann, wenn es größte fein beobachtete Naturwahrheit mit größtem Reichtum der Gedanken und Gefühle in klarster Uebersichtlichkeit des Dargestellten verbindet und dieses so zum Ausdruck bringt, daß nicht nur die Einzelheiten, sondern auch das gesamte Werk den Eindruck eines Neuen, wirklich Geschehenen hervorrufen und uns unwillkürlich in die vom Künstler beabsichtigte oder auch bloß empfundene Stimmung hineinversetzt.

Bei den Meisterwerken der Baukunst scheidet die Naturwahrheit allerdings insofern aus, als es sich bei den Neuschöpfungen, abgesehen von den untergeordneten Schmuckformen, nicht um eine unmittelbare Nachahmung und Abwandlung aus der Natur entnommener Formen handelt, sondern um den Anschluß an bereits vorhandene Bauwerke. Jeder Meister ist Schüler gewesen und steht auf den Schultern seiner Vorgänger, deren Werke ihm den Stoff zur Weiterentwicklung bieten. Doch nicht in der Nachahmung und Weiterentwicklung der toten Form, sondern der Stimmung besteht die Kunst.

Das Naturwahre spielt nichtsdestoweniger eine große Rolle in der Baukunst, da die Grundstimmung des Bauwerks durch Anklingen an solche Stimmungen, wie sie das Naturschöne in uns wachruft, bedingt ist. Die ernstfeierliche Stimmung, die das Himmelsgewölbe, das mächtige Laubdach eines Waldes, die gewaltige Decke einer Felsenhöhle in uns anklingen läßt, ist das gleiche Gefühl, das uns ergreift, wenn wir einen hohen Dom oder einen mächtigen Kuppelbau betreten. Die friedevolle Stimmung, mit der eine weite fruchtbare Ebene auf uns wirkt, läßt sich vergleichen mit der Stimmung, die wir beim Anblick eines ruhig abgewogenen, langgestreckten Baues empfinden. Die machtvolle Wirkung, die der Anblick eines schroffen, hohen Felsberges ausübt, gleicht derjenigen einer sich hoch auf-türmenden Burg, während der fröhliche Anblick eines mit Türmen und Erkern belebten Schlosses eine ähnlich heitere Stimmung erzeugen kann, wie eine fröhliche Baumgruppe, die von lustigen Wipfeln überragt wird. Eine Felseninsel, wie Böcklins Toteninsel, gleicht einer Grabkirche, und ein Palmengarten mit üppigen Blumen läßt sich in der Stimmung mit einer prächtigen Festhalle vergleichen. So bildet das Naturschöne den eigentlichen, unbewußten Unterton für die künstlerische Stimmung, während die bewußte oder vielleicht auch nur an der Schwelle des Erinnerungsreizes empfundene Ähnlichkeit mit einem bereits vorhandenen, einem ähnlichen Zwecke

dienenden Bauwerk, welches die beabsichtigte Stimmung in besonders typischer Weise zeigt, die unmittelbare Stimmung ergibt.

Die bis vor kurzem allein herrschende Stilarchitektur sah in der geschichtstreuen Nachahmung der alten Bauformen unter Anpassung an die neuen Zwecke, ihre wesentliche künstlerische Aufgabe. Die moderne Richtung der Architektur hat mit diesem Grundsatz gebrochen und sucht durch einfache, klare Linienführung, wohlhabender Massenverteilung, Anpassung der Form an das Material, sparsame Verwendung klarverständlicher Schmuckformen unter Verzicht auf die überflüssigen, überlieferten Formen, sowie ganz besonders auch durch feine Abstimmung der Farbe ihre Wirkungen zu erzielen. Der Verzicht auf die Stilarchitektur fällt uns einstweilen noch schwer. Uns, die wir Kinder einer Zeit sind, die besonders der Geschichtswissenschaft großen Wert beimißt, so daß diese Gemeingut aller Gebildeten geworden ist, ist ein altes Bauwerk ein verehrungswürdiger Zeuge der Vergangenheit, dem wir um so größeren Anteil bezeugen, je älter und seltener das Werk ist. Schon das bloße Studium der jene Zeit kennzeichnenden Formen bietet vielen einen solchen Genuß, daß die Grenze, wo der Kunstgenuß aufhört und der wissenschaftliche Genuß anfängt, überhaupt nicht mehr zu ziehen ist. Wir sind daher geneigt, die Formen alter Werke viel eher für schön zu halten, als Formen, die unserer Zeit entstammen, selbst wenn sie eine genaue Abbildung jener sind. Das ist denn auch wohl der Grund, weshalb noch immer eine so große Zahl der Kunstfreunde auf die sogenannte Stilreinheit einen so großen Wert legt. Das Vorkommen einer Bauform, die mit den übrigen angewandten Formen eines Bauwerks nicht zeitlich übereinstimmt, etwa eine Kolossalform an einer gotischen Kirche wird vielfach noch ebenso übel empfunden, wie ein grober Sprachfehler in einem Gedicht.

Die geschichtstreue Nachahmung überlieferter Formen hat allerdings noch manches für sich. Denn im allgemeinen sind nur die besten Leistungen der Vergangenheit so sorgfältig und dauerhaft ausgeführt, daß sie den Angriffen der Witterung und der Neuerungslust der Menschen jahrhundertlang standgehalten haben. Eine große Zahl der auf unsere Tage gekommenen alten Bauwerke besitzt daher neben ihrer geschichtlichen Eigenart auch einen so hohen Grad wirklicher Schönheit, daß sie in der That noch heute muster-gültig sind. Durch die geschichtstreue Anwendung alter Stilformen läßt sich ferner ein Anklingen an die Eigenart der vergangenen Zeit erreichen, das besonders dort, wo es sich um die Erhaltung alter

Bauwerke und Städtebilder handelt, unbedingt notwendig oder wenigstens sehr wertvoll sein kann, das aber auch bei manchen selbständigen Bauwerken erwünscht sein kann.

So sind wir gewohnt, in den antiken Formen etwas klassisch-Bornehmes zu sehen. In dem Romanischen finden wir den Ausdruck der fromm gläubigen Einfachheit, im Gotischen den Anklang an Religion, Ritterlichkeit und Bürgerstolz, in den Renaissanceformen den Ausdruck des Humanismus, im Barockstil die vornehme Einfachheit, im Rokoko den Ausdruck der lebensfrohen Prachtliebe und Ueppigkeit, im Bopfstil und sogenannten Wiedermeierstil den Ausdruck behaglichen, altererbten Bürgerbesitzes und im sogenannten Jugendstil den Ausdruck des absichtlich Modernen.

Erst die neueste, vom Kunstgewerbe beeinflusste Richtung in der Baukunst hat sich darauf besonnen, daß die Schönheit und künstlerische Stimmung eines Bauwerks mit den Stilformen und der geschichtlichen Stimmung wenig gemein hat, und daß sie durch ganz andere Mittel erreicht wird, als durch die Nachbildung überlieferter Formen.

Im Kunstgewerbe, das bei seiner Leichtbeweglichkeit und seinem dringenden Bedürfnis nach Abwechslung am ersten in der Lage war, neue Formen und Kunstrichtungen zu schaffen, sehen wir schon seit einer Reihe von Jahren die Pfade der Stilarchitektur verödet und die Kunst auf einem neuen förderbaren Wege fröhlich und rasch emporsteigen. Die große Baukunst, die stets den gemessenen Ernst und die Würde als Führerin der Künste bewahren muß, wenn sie nicht ins Seltsame, Befremdliche verfallen will, kann sich die Errungenschaften des Kunstgewerbes nur verhältnismäßig langsam aneignen. Gerät sie dabei in einen zu raschen Schritt, so entstehen unter den Händen auch der begabtesten Baumeister so merkwürdige Gebilde, wie z. B. das Amts- und Landgerichtsgebäude an der neuen Friedrichstraße in Berlin, das, abgesehen von den unerträglich verwirrten Schnörkelungen, unzweifelhaft eine Fülle hoher Schönheiten aufweist. Die neuen Formen des Kunstgewerbes sind inzwischen in den vergänglichen Bauten der gewerblichen Ausstellungen und sonstiger vorübergehender Veranstaltungen in den großen Maßstab übersezt, und dabei auch der großen Menge, teils durch eigene Anschauung, teils durch die überreichlich in jeden Winkel geschwemmten Abbildungen der Zeitungsblätter vertraut geworden. Die neueren Privatbauten und die Entwürfe zu Wettbewerben übernehmen daher schon jetzt von Tag zu Tag bereitwilliger die neuen

Formen, die sich durch das Streben, mit den einfachsten Mitteln Klarheit und Schönheit zu erreichen, auszeichnen.

Diese neuere Richtung liefert den Beweis, daß die alten Einzelformen für die Schönheit der Bauten nicht erforderlich sind. Die alten Einzelformen werden auch heute noch nicht verstanden und sind wahrscheinlich niemals verstanden worden, so oft auch Versuche gemacht sind, ihnen gewaltsam einen Sinn unterzulegen. Nur die uralte Ueberlieferung hat ihnen Heimatrecht in der Baukunst verschafft. Was hat z. B. ein dorisches Kapitell oder eine attische Basis, eine Triglyphe, eine Volute, eine gotische Fiale, ein Wimperg, ein Eierstab oder ein Karnies für eine dem Volk unmittelbar verständliche Bedeutung? Was aber dem mit der heutigen Durchschnittsbildung ausgestatteten Volke unverständlich ist, das hat keinen Anspruch darauf, als etwas künstlerisch Notwendiges angesehen zu werden, und wir brauchen uns keine Vorwürfe machen, wenn wir etwas anderes ebenso Wirksames, aber Verständliches an seine Stelle setzen.

Trotz alledem sehen wir, daß Bauwerke von unvergleichlicher Schönheit mit solchen unverständlichen Einzelformen aufgebaut sind, und daß trotz dieser Widersprüche das Volk solche Bauwerke eifrig bewundert und sich an ihnen als höchsten Kunstleistungen begeistert. Da nun aber jede Zeit ihre besonderen, oft von den früheren gänzlich verschiedenen Formen verwendet und trotzdem jede für sich Werke schuf, die noch unser heutiges Geschlecht als Meisterwerke verehrt, so können unmöglich die Einzelformen, die ja mit jedem Geschlecht wechselten, das Entscheidende für die künstlerische Wirkung sein. Sobald eine neue Form sich gut in die Gesamtwirkung eines Bauwerks einfügt, hat sie die gleiche Berechtigung wie die alten Formen.

Allen jenen Meisterwerken gemeinsam ist aber die auf eine einheitliche Grundstimmung abzielende Gesamtwirkung, die klare Uebersichtlichkeit der Linienführung und der Einzelheiten und die leicht verständliche Gliederung und Anordnung der Teile, so daß wir beim Beschauen die Gesamtstimmung empfinden und doch die Schönheit jeder Einzelheit zugleich mitgenießen. Dies ist also das Entscheidende. Es fragt sich nun, wie diese Abstimmung des Gebäudes zustande kommt.

Die oben erwähnte Forderung der Naturwahrheit eines Kunstwerks ist bei Bauten so zu verstehen, daß der Bau in sich wahr sein soll. Eine Kirche, die wie ein Schloß, ein Theater, das wie ein Rathhaus, ein Wohnhaus, das wie ein Grabmal aussieht, würde

begreiflicherweise verfehlt sein. Daß auch Material und Konstruktion gebührend zum Ausdruck gebracht werden müssen, bedarf heutzutage keiner besonderen Erwähnung mehr. Die ersichtliche Unzweckmäßigkeit eines Baues hinsichtlich seiner Benutzung oder seiner Haltbarkeit wäre ein Mißton, der von vornherein den zur Schönheit erforderlichen Zusammenklang ausschließen würde.

Wenn wir ein Gebäude, nachdem wir seine Zweckmäßigkeit und Haltbarkeit durch Ausarbeitung der Grundrisse, Schnitte und Aufrisse festgestellt haben, in seiner vollen Wirkung darstellen wollen, so zeichnen wir die verschiedenen perspektivischen Ansichten nebst der Umgebung. Denn das Gebäude ist etwas fest mit dem Bauplatz und seiner landschaftlichen Umgebung Verbundenes. Es muß daher seiner Umgebung angepaßt werden. Die Schaffung schöner landschaftlicher Bilder bezw. Städtebilder durch das Bauwerk ist die wichtigste künstlerische Aufgabe des Baumeisters. Unser Städtebau krankt noch allzusehr an der Vernachlässigung dieser Hauptaufgabe. Die meisten Straßen aus dem vorigen Jahrhundert gleichen einer nüchternen Gasse mit zwei hohen Wänden, deren vermeintliche künstlerische Ausbildung darin besteht, daß die langen Fensterreihen der üblichen 4 bis 5 Stockwerke kleine Abwechslungen in ihren Einfassungen zeigen, und daß über der Häuserwand eine Brandmauer bald mit einem Giebel, bald mit einem Türmchen abwechselt.

So lange nicht bei der Festlegung des Bebauungsplanes und der Baufluchten von vornherein die Aufteilung der Grundstücke erfolgt und darauf hingearbeitet wird, die Straße als einheitliches Gesamtwerk zu behandeln, so lange wird auch heute noch bei den meisten Straßen die Gefahr bestehen, daß die Langeweile des Gesamteindrucks jede noch so gute künstlerische Einzelleistung an den Schaufenstern der Häuser totschlägt. Erst die letzten Jahre beginnen hierin Wandel zu schaffen.

So lange der Zufall und die Mannigfaltigkeit der Ansprüche der Bauherren für die nötige Abwechslung sorgten, entstanden die prächtigen Städtebilder der alten Straßen und Plätze. Seit sich aber straßenlang ein und dieselbe Aufgabe wiederholt, ist die zunächst so segensreiche Bauordnung für die Gebäudehöhen und Baufluchten, die der Gewinnsucht der Spekulanten ihre festen Grenzen zog, die rücksichtsloseste Feindin einer künstlerischen Ausgestaltung der Straße geworden. Die schwachen Anfänge, die bereits gemacht sind, um dieser öden Gleichmachung Einhalt zu tun, sollten von den Behörden nach Kräften unterstützt werden. Statt nach dem Stil zu

fragen, in welchem ein Gebäude errichtet werden soll, sollte man zuerst fragen, welcher Umgebung es anzupassen ist und wie das Gesamtbild der Umgebung sich durch das Bauwerk ausgestalten wird.

Vorhandene oder neuanzulegende Baumpflanzungen und Gartenanlagen sollten ebenfalls gleich beim Entwerfen berücksichtigt werden, da sie das Gesamtbild ganz wesentlich beeinflussen.

Jedes freistehende Bauwerk ist an erster Stelle auf seine landschaftliche Wirkung abzustimmen, erst dann kommt die künstlerische Einzelausbildung in Frage.

In eine ernste Umgebung paßt kein leichtfertig lustiges Bauwerk und in eine behaglich heitere Umgebung keine ernste, knochige Frühgotik, ebensowenig, wie in die nüchterne Nachbarschaft einfacher Rußbauten sich ein feierlicher Prachtbau unmittelbar einfügen würde.

Die Gesamtstimmung eines Bauwerks läßt sich nur schwer zergliedern, ebensowenig wie sich die Schönheit einer Landschaft zerlegen läßt; sie läßt sich nur empfinden und dieses Empfinden sich ähnlich wie das musikalische Gehör verfeinern. Immerhin lassen sich einige Einzelheiten beschreiben.

Zunächst fragt es sich, welche Stimmungen sich überhaupt durch ein Bauwerk ausdrücken lassen: Allgemein gesagt, lassen sich, wie bereits erwähnt, durch die Architektur alle jene Stimmungen ausdrücken, welche die landschaftliche Naturschönheit in uns erwecken kann.

Im Einzelnen lassen sich ähnlich, wie bei den übrigen Künsten, die Stimmungen großen Stils, also die religiösen und die freudig erhebenden oder ernsten Stimmungen der Monumentalbauten und die mehr dem Genre in der bildenden Kunst entsprechenden Stimmungen der für alltägliche Zwecke des bürgerlichen Lebens und für gewerbliche Zwecke bestimmten kleineren Bauten unterscheiden.

Die religiöse Stimmung eines Bauwerks kann sein eine geheimnisvolle, frommes Schauern erweckende, wie z. B. bei einer romanischen Kirche, bei der aus dem tiefen Halbdunkel der Chorrundung das schimmernde Gold des Altares leuchtet, und von dem feierlichen Gewölbe der ernste Christus als Weltrichter herabschaut, während die kleinen, dunkelfarbigem Glasfenster ein unbestimmtes Dämmerlicht verbreiten.

Oder die Stimmung kann eine andächtig feierliche sein, wie in einer gotischen Kirche, wenn z. B. beim katholischen Hochamt das Sonnenlicht durch die wie Edelsteine glühenden Riesenfenster bricht

und die Weihrauchwolken vor dem Altare wie emporsteigende Gebete aufleuchten, während dahinter am Altar der Priester im Goldgewande seine langsam abgemessenen Bewegungen vollführt und unter fremdartigen Sprüchen das Opfer dem Allerhöchsten darbringt, und die Pfeiler und die Rippen des hohen Gewölbes sich wie ein himmlischer Palmengarten über den Andächtigen zusammenschließen und wie Engelsstimmen die Benediktion den Raum durchschwebt.

Oder der Gedanke an die Ruhe in Gott, der die in edlem Gleichmaß abgeschlossene ruhig abgewogene Pracht der antiken Tempel und die Kuppelkirchen der Renaissance erfüllt. Oder die heilige Verzückung, die aus den mit lobpreisenden Heiligen erfüllten Paroiskirchen spricht, die die Andächtigen in die himmlische Herrlichkeit versetzen und über dem von Gold und Reichthum strotzenden Raume den unendlichen Fernblick in die Herrlichkeit des Himmels bis zum Throne Gottes und in die Glorie der Heiligen sich öffnen lassen.

Oder die göttliche Ruhe und Größe der Peterskirche oder die über allen menschlichen Maßstab hinausgehende Majestät des Kölner Domes.

Die Denkmäler, die an sich schon Selbstzweck sind und die entweder als selbständige Werke oder in Verbindung mit Bildwerken die Erinnerung an große Menschen und Ereignisse wachhalten sollen, können den Eindruck des Riesenhaften, Gewaltigen bezwecken, wie ihn die ägyptischen Pyramiden zeigen. Sie können den Ausdruck ausdauernder Kraft und Treue zeigen, wie unsere Bismarcksäulen. Sie können als stolze Triumphbögen den Tag der Siegesfeier festhalten oder als hohe Siegesäulen den Nachkommen weithin sichtbar immer aufs neue wieder die frohe Siegesbotschaft verkünden.

Sie können ganze Berggipfel zu Weihstätten der Erinnerung umgestalten, wie es beim Niederwalddenkmal, beim Hermannsdenkmal, bei den Kaiser Wilhelm-Denkmalern bei Porta und Hohensyburg und beim Denkmal der Völkerschlacht bei Leipzig geschehen ist, oder neue Städtebilder schaffen, die ihren Abschluß in dem Bildnis der zu ehrenden Persönlichkeit finden, wie es beim Denkmal Viktor Emanuels in Rom versucht wird.

Die monumentalen Ruhbauten können ausdrücken gewaltige Kraft, wie etwa die Straßenseite des Palazzo Pitti in Florenz, trotzige Stärke, wie etwa der Palazzo Strozzi in Florenz, stolze

Würde, wie das Rathhaus in Münster, vornehme Abgeschlossenheit, wie die Alhambra bei Granada, ruhigen Ernst, wie das Reichsgericht in Leipzig, vornehmen Reichtum, wie der Dogenpalast und die Bibliothek von St. Marco in Venedig, glanzvolle Pracht, wie die Wiener Hofmuseen und der Dresdener Zwinger, üppigen Reichtum, wie das Schloß zu Versailles oder die bairischen Königsschlösser und viele andere Stimmungen.

Die mehr zur bürgerlichen Baukunst gehörigen Werke können alle Stufen von überladener Pracht, vornehmer Reichtum, selbstbewußtem Bürgerstolz, behaglicher Wohlhabenheit und einladender Gastlichkeit bis zur anspruchslosen Einfachheit ausdrücken. Diese Stimmungen lassen sich in jeder geläufigen Stilart ausdrücken, wenn Linienführung, Material, Farbe und Einzelschmuck entsprechend gewählt werden. Die Stilformen haben unmittelbar mit der Stimmung ebensowenig zu tun, wie mit der Schönheit.

Es ist ein heikles Unterfangen, mit Worten das Zustandekommen der einzelnen Stimmungen nachzuweisen, doch soll auch dies wenigstens versucht werden.

Wenn in einer menschlichen Gestalt die Senkrechte besonders hervortritt, so erhalten wir, je nach der übrigen Haltung des Menschen, den Eindruck des Ernsten, Strengen, Stolzen, Hoheitsvollen, Feierlichen. So kann auch in der Baukunst die Hervorhebung der senkrechten Richtung den Eindruck des Ernsten in allen seinen verschiedenen Abwandlungen hervorrufen.

Wie ferner die Betonung der wagerechten Lage einer menschlichen Gestalt den Eindruck des Ruhigen und Friedlichen und bei Uebertreibung den des Starren, Toten macht, so kann auch der Eindruck der Ruhe in ihren verschiedenen Abstufungen durch Hervorheben der wagerechten Richtung bei einem Bauwerke erreicht werden. Durch straffes Ansteigen der Spitze läßt sich der Eindruck des Energischen erzielen, während ein weiches Abwärtsfließen der Linien oder das allmähliche Brechen der Kontur, wie z. B. bei der Hoffmannschen Trauerkapelle des Virchow-Krankenhauses, der Eindruck der Trauer sich hervorrufen läßt. Durch die obere Endigung eines Bauwerks läßt sich, je nachdem diese stumpf oder spitz ist, der Eindruck des Abgeschlossenen oder des Aufwärtstrebens hervorbringen.

Die durch die Haltung des menschlichen Körpers in der Ruhe oder in der Bewegung ausgedrückten Stimmungen bilden den innersten, unbewußten Anreiz für die meisten Stimmungen, welche durch die Architektur zum Ausdruck gebracht werden können.

Durch Abwechslung und Bewegung in der Linienführung, sei es in der Umrißlinie, sei es in den hervortretenden übrigen Hauptlinien, läßt sich ein Bauwerk beleben. Die rhythmisch wiederholte Bewegung kann, ähnlich wie beim Tanz, gewisse Stimmungen andeuten. Je nach der Symmetrie und dem Ebenmaß der bewegten Linien oder ihrer Abwechslung, oder gar ihrer bis zur Wildheit gesteigerten Unregelmäßigkeit entnimmt unser Auge ruhigere oder heftigere Gemütsbewegungen aus dem Linienfluß des Bauwerks und überträgt diese auf die Stimmung.

Entsprechend der Stärke, der Kraft, dem Ebenmaß und dem Grade der Lebhaftigkeit der Bewegung läßt sich also der Eindruck des Feierlichen, des Würdevollen, des Gemessenen, des Kraftvollen, des Anmutigen, des Lebhaften, des Lustigen, ja schließlich des fetten Uebermutes erzielen.

Diese Nachahmung der Bewegung durch die Wiederholung der gleichmäßig oder ungleichmäßig wechselnden Linien oder Formen bildet ein hervorragendes Mittel zur Belebung der Umrißlinie und der Flächen. Aber schon die symmetrische Ausbildung nach einer Mittelachse allein vermag den Ausdruck des wohlthuenden Gleichgewichts, auch bei einer sehr unruhigen Ausbildung eines Bauwerks, größtenteils wiederherzustellen. Je häufiger die gleichmäßige Wiederholung eintritt, umso mehr verschwindet das Unruhige. In der akademischen Achsteilung erreicht diese Wiederholung gleicher Formen und Bauteile ihre höchste Ausbildung, doch liegt hierbei zugleich die Gefahr nahe, in das Handwerksmäßige, Nüchterne zu verfallen. Um schön zu sein, muß ein Bauwerk auch den nötigen Reichtum an Vorstellungen, oder deren wenige, aber um so machtvollere, aufweisen, wenn es nicht kahl oder eintönig wirken soll.

Abwechslung und Gliederung sind daher nötig. Die Gliederung teilt das Gebäude in Einzelbilder ab, deren jedes für sich zwar gewöhnlich unvollständig bleibt, die aber doch dem Fassungskreise des Auges überall neue geschlossene Bilder bieten, die unter sich abgewogen sind und den Gesamteindruck bereichern. In ihrer einfachsten Form tritt uns die Bereicherung einer schlichten Bauform entgegen an den Gesimsen und Profilierungen. Diese sind lediglich eine Verstärkung einer und derselben Hauptlinie in den verschiedenen Gliedern der Profilierung, die um so kräftiger wirkt, je tiefer der Schatten des Gesimses ist, bezw. je weiter dieses ausladet.

Die einzelnen Glieder der Profilierung wiederholen nur diese Linie in wechselnder Stärke und Schattierung oder auch in reihen-

förmiger Auflösung, wie beim Eierstab, Perlstab, Zahnschnitt und beim Konsolengesims, die bei guten Vorbildern in wohlwogenem Wechsel aufeinander so folgen, daß jedes für sich möglichst deutlich sichtbar wird und sich von seinen Nachbargliedern deutlich abhebt. Der einfache Schattenstreifen des Gesimses löst sich bei näherer Betrachtung so in einen größeren oder geringeren Reichtum von Einzelprofilen und Einzelformen auf.

Auch bei den Säulenstellungen und Arkadenbögen beruht die Verstärkung des Eindrucks auf der Wiederholung. Je klarer die Einzelform in die Erscheinung tritt, um so öfter kann sie wiederholt werden, ohne zu verlieren. Schinkel hat in der Säulenhalle des alten Museums zu Berlin 19 gleiche Säulenfelder nebeneinander gereiht und damit noch eine herrliche Wirkung erzielt. Andererseits kann eine reiche und lebhaftere Ausbildung der einzelnen Achsen bei allzu häufiger Wiederholung nicht immer vor Eintönigkeit schützen, da die Hauptlinien leicht unklar werden, wenn sie nicht eben durch die Einreihung der einzelnen Schmuckformen in eine Hauptlinie, die als solche hervortritt, verstärkt werden. Es kommen dann weder die Einzelheiten noch die Hauptlinien zur vollen Geltung und die Wirkung geht verloren. Findet sowohl in senkrechter als in wagerechter Richtung die regelmäßige Wiederholung statt, so entsteht bei Flächen eine teppichartige Wirkung, die vielfach erwünscht sein kann.

Um die Einheitlichkeit des ruhigen Ernstes zu wahren, empfiehlt es sich zuweilen, durch einen die übrigen Bauteile völlig beherrschenden Bauteil das Ganze zusammenzufassen, wie das z. B. durch ein schweres, weit ausladendes Hauptgesims bei Renaissancebauten oder durch ein mächtiges, hohes Dach bei manchen Bauten des Bopffstils vorkommt.

Für die Abstimmung eines Bauwerks ist die Linienführung der Umrisse und Unterteilungen die Hauptsache, da diese den Grundton angibt, dem sich das Uebrige unterordnen muß. Diese Unterordnung gilt auch von dem Schmuck des Bauwerks und besonders bei der Nachahmung natürlicher Schmuckformen, wie von Pflanzen, Tieren oder menschlichen Figuren. Soweit diese natürlichen Formen sich in den herrschenden Linienfluß nicht gleichmäßig einfügen, kann es nötig werden, sie durch Strecken oder Verkürzen oder auch durch Umgestaltung in eine zur Gesamtstimmung passende Linienführung einzuzwängen. Es entsteht so der stilisierte Schmuck, wie er in den Karpatiden, Atlanten, Hermen, Ranken, Laub-

gehängen, Drachen und Fabelwesen, Arabesken und Grottesken uns fast bei jedem reicheren Bauwerk begegnet. Auch die Säulen und die Fialen sind wohl schließlich nichts anderes als stilisierte Bäume und Blumenstauden.

Ein anderes Mittel, die nötige Einheitlichkeit und Ruhe bei starkem Formenwechsel zu erreichen, ist die Wiederholung einzelner Hauptformen in verschiedenem Maßstabe, so daß der zu sehr herausfallende Hauptteil durch Anklingen an einen oder mehrere etwas kleinere, ähnliche Bauteile den nötigen Anschluß wieder findet.

Die Einheitlichkeit des Maßstabes ist hierbei ein notwendiges Erfordernis, um dem Anspruch zu genügen, daß alle Einzelheiten ihrer beabsichtigten Bedeutung entsprechend im Gesamtbilde deutlich erkennbar bleiben müssen.

Im übrigen wird der Maßstab wesentlich durch die Konstruktion und die Tragfähigkeit der einzelnen Teile bestimmt.

Die tragenden und die belastenden Teile sind stets so gegeneinander abzuwägen, daß der Gedanke einer möglichen Ueberlastung ausgeschlossen bleibt, während andererseits eine geringe Last auch nicht in einem starken Mißverhältnis zu der aufgewendeten Masse des tragenden Unterbaues stehen soll. Besonders auch die Schmuckteile dürfen nicht aus dem Maßstabe fallen. Werden sie zu groß oder massig, so erscheint das Bauwerk plump, werden sie zu klein oder zu dünn, so wirken sie spielerig.

Als Maßstab muß hierbei der zu schmückende Einzelteil des Baues, zu welchem der Schmuck in Beziehung tritt, gelten. Bei gleichartigen Bauteilen sollten die Schmuckteile auch einander ähnliche Größen haben. Für alle liegt die gemeinsame untere Grenze in der deutlichen Erkennbarkeit an ihrem Platze und die obere Grenze in der entsprechenden Unterordnung zu der Größe des zu schmückenden Bauteiles.

Von besonderem Einfluß auf die Abstimmung eines Bauwerkes ist die Flächen- und Massenteilung.

Je gleichmäßiger und symmetrischer diese wird, um so ruhiger und ernster wird der Bau.

Dieser Ernst steigert sich z. B. bei den florentinischen Palästen bis zum düster drohenden, wobei allerdings die Materialbehandlung mitwirkt, die den Eindruck einer schroffen, rauhen Felswand mit den mächtigen Aulstakquadern nachahmt. Nichtsdestoweniger besitzen diese Paläste eine hohe Schönheit. Trotz der einfach rechteckigen

Form der Schaufseite und trotz des Verzichts auf eine Gliederung der Achsen, die gleichförmig nebeneinander gereiht sind, finden wir dennoch die zur Hervorbringung des Schönheitsgenusses erforderliche Menge angenehmer Eindrücke. Die schönen Fenster, die mächtige Musikta, deren Rauheit sich in den oberen Stockwerken mildert, die vornehm getheilten Gesimse mit dem mächtigen, ausladenden oberen Abschluß, zusammen mit dem sparsamen aber guten Schmuck der Einzelheiten, bewirken im Verein mit der Größe des Bildes den Eindruck trotziger Schönheit.

Daß auch bei einer vollständigen Auflösung der Massen in einzelne senkrechte Bau- und Schmuckteile dennoch ein gewaltiger, majestätisch ruhiger Ernst sich erreichen läßt, beweist z. B. der Kölner Dom. Die überwiegende Hervorhebung des Senkrechten, Aufwärtsstrebenden leitet unbewußt den Blick an diesem Gebirge von Schönheiten immer weiter empor himmelwärts, so daß dieser Dom für die Frommen der schönste Ausdruck für die Heiligkeit eines Gotteshauses wird. Der Eindruck der Einförmigkeit der Senkrechten, welcher die Schönheit stören würde, wird durch die kräftigen, wagemuthigen Teilungen, auf denen die Senkrechten sich immer wieder mit erneuter Kraft erheben, und durch die schrägen Verbachungen der Wimperge und Giebel, die durch die gewaltige Umrißlinie des ganzen Baues zusammengefaßt werden, aufgehoben. Trotz des unendlichen Reichthums der Gliederung erhalten wir dennoch den Eindruck ruhiger Majestät. Beim Mailänder Dom, wo die Senkrechte unbedingt herrscht, ist diese Gefahr der Eintönigkeit nicht vermieden, so daß dieser Prachtbau trotz seines herrlichen Marmors künstlerisch wenig befriedigt.

Den Ausdruck des Heiteren, Fröhlichen finden wir, wenn wir zwei ganz willkürlich gewählte Beispiele herausgreifen wollen, beim Tempel der Minerva in Athen und der Gloriette des Schloßes Schönbrunn bei Wien.

Bei dem ersteren kleinen Bauwerk ist dieser Ausdruck gegeben durch die zierliche Gesamtform und die feste Bekrönung mit dem dreifußtragenden Pflanzengeranke, bei letzterem durch die lustig schwebende, leichte Bogenhalle, die eine sanft ansteigende Bergeshöhe zwischen schattigen Waldungen bekrönt.

Der Ausdruck üppiger Lebensfreude tritt uns in den Zwingeranlagen zu Dresden entgegen, wo zierliche Bogenstellungen und in köstlicher Formenfülle strotzende Pavillons mit vornehmer Linien-

führung und prächtigem Schmuck zwischen farbenglühenden Gartenanlagen zum Genuß einladen.

Wie die Monumentalbauten, so können und sollen auch die dem alltäglichen Gebrauch dienenden Gebäude ihre ausgesprochene Stimmung haben. So tritt uns der Ausdruck einladender Gastlichkeit in den Bauernhäusern des Schwarzwaldes mit ihren weit überstehenden, schattigen Dächern, der des warmen Geborgenseins bei den unter ihren dicken Strohdächern hervorschauenden Häusern in den Marschen entgegen.

Die in den alten Gärten liegenden Häuser aus der Großväterzeit, bei denen unter dem mächtigen, braunroten Walmdache das enge Gitter der weißgestrichenen Fenster mit den zierlichen Jalousienläden hervorblickt und über denen der geschwärzte Schornstein raucht, haben den überzeugenden Ausdruck vertrauter Behaglichkeit, den wir bei unseren modernen Landhäusern jetzt mit Vorliebe nachahmen.

Es läßt sich fast für jede Gegend eine ausgesprochene Stimmung an den Wohnhäusern und Nutzbauten erkennen, die ein Gemisch aus der Vorstellung ist, die wir einerseits von der Eigenart der Bewohner haben und andererseits aus der Linienführung und Massenverteilung, Farbe und Materialverwendung des Gebäudes mit seiner Umgebung uns gebildet haben.

Eine dem Zweck des Gebäudes entsprechende und den künstlerischen Grundgedanken des Baumeisters zum Ausdruck bringende Stimmung ist das, was wir von jedem Bau, mag es sich um einen Monumentalbau oder einen schlichten Nutzbau handeln, fordern müssen, wenn er mehr als eine bloß handwerksmäßige Leistung sein und Anspruch darauf erheben soll, ein Kunstwerk zu sein.

Gerade in dieser bewußten Betonung der Stimmung liegt der große Fortschritt der neueren Richtung unserer Baukunst, von der wir hoffen wollen, daß sie zu einer neuen Blütezeit führen werde.

Nach den früher an dieser Stelle behandelten Streitfragen über die Einreihung der Baukunst in die freien oder unfreien Künste mögen die hier vorgetragenen Anschauungen, die mit den überlieferten Ansichten zum Teil in Widerspruch stehen, vielleicht etwas Befremdliches haben. Allein wenn auch der Architekt bei seinem Schaffen sich mehr von seinem persönlichen Schönheitsgefühl als von der kühlen Ermägung darüber, ob eine Form berechtigt sei oder nicht, leiten läßt, so wird er heute doch, ob mit oder gegen seinen Willen, in das Kampfgetümmel zwischen den Modernen und den

Alten hineingedrängt und gezwungen, Stellung zu nehmen. Er wird geradezu gezwungen, sich darüber klar zu werden, mit welchem Recht oder Unrecht der Eine verwirft, was der Andere aufs Höchste verehrt. Eine Aussichtung des Zufälligen und Belanglosen von dem Notwendigen und Entwicklungsfähigen ist ihm in diesem Widerstreit unerlässlich.

Wenn er sich nicht lediglich von dem unberechenbaren Strome der Mode mitreißen lassen will, der ihn früher oder später auf ödem Sande sitzen läßt, so muß er mit dem Steuer einer als richtig erkannten Ueberzeugung sich im richtigen Fahrwasser halten können.

Aus diesem Grunde schien mir eine aus den eigenen Reihen der Fachleute hervorgegangene Besprechung der schwebenden Fragen, deren wesentlicher Inhalt sich um die Ausdrucksfähigkeit der Baukunst dreht, gerade jetzt am Platze zu sein.

3 Verhältnis von Pflicht und Neigung bei Schiller und Herbert Spencer.

80n

Dr. George Caro.

Schiller — und Herbert Spencer?“ wird mancher kopfschüttelnd
er nur ungefähr über die philosophische Stellung beider
unterrichtet ist, „was sollen diese beiden an eigenen per-
Gedanken wohl gemein haben?“ . . . Der deutsche Dichter,
osoph die Bahnen Kants wandelnd, sieht wie dieser in der
Vernunft“ seinen Leitstern. Ihm ist Philosophie das Be-
nachdem die Grenzen der Sinnenwelt kritisch bestimmt sind,
handensein einer jenseits der Erfahrung liegenden Welt,
liches der „Dinge an sich“, der Freiheit, nachzuweisen. Sein
gilt dem Versuch, in ahnendem Aufschwung des Denkens
die Schranken der Erscheinungswelt zu erheben, — einen
tigen Blick auch immer zu tun in das Land jenseits der
ag. Spencer dagegen, der echte Engländer, bleibt auf dem
es durch die Erfahrung Gegebenen stehen, freilich ohne die
für fähig zu halten, eine eigentliche Erklärung des Wesens
ge zu liefern. Er begnügt sich jedoch mit der Einsicht und
chweis, daß der menschlichen Vernunft allüberall gewisse
en gesetzt sind, die ein eigentliches Erkennen hindern, und
n die unendliche Fülle der Erscheinungen gewissermaßen zu
sie auf immer einfachere Grundtatsachen zurückzuführen und
entwicklung aus diesen Grundtatsachen unserm Denk- und An-
sungsvermögen begreiflich zu machen. Dies Bestreben ist ihm
hie, „Vereinheitlichung der Erkenntnis“.

stehen in der Tat die beiden Denker zunächst einander
gegenüber, — und doch finden wir bei ihnen zu unserer
scheidung eine merkwürdige Uebereinstimmung in gewissen An-
die anknüpfen an die Kardinalfrage der sittlichen Welt-

anschauung: an die Frage nach dem Verhältnis von Pflicht und Neigung. Eine Beeinflussung Spencers durch Schiller ist dabei völlig ausgeschlossen; einmal wachsen die in Frage kommenden Gedanken organisch aus Spencers philosophischen Grundanschauungen heraus, dann aber gilt, was Haussen von Fechner sagt, wörtlich auch für Spencer: „er war kein Leser, sondern ein Selbstdenker, ein Mann, der nicht von einem fremden philosophischen System, sondern von den Dingen selbst den Anstoß zum Philosophieren erhielt.“*) Spencer unterrichtet uns in seiner Autobiographie peinlich genau über seinen Bildungsgang und alles, was irgendwie auf ihn von geistigem Einfluß war, — Schiller wird nicht erwähnt, und selbst Kants Anschauungen hat Spencer nur sehr oberflächlich und lückenhaft gekannt.

Die folgende Abhandlung setzt sich das Ziel, die fraglichen Berührungspunkte in den ethischen Anschauungen Schillers und Spencers gegenüber Kant aufzuzeigen.

Bergegenwärtigen wir uns die Hauptpunkte der ethischen Lehre Kants in aller Kürze!

Im Gegensatz zu den geltenden ethischen Anschauungen seiner Zeit ist es Kant vor allem darum zu tun, „alle Beimischung der Triebfedern, die von eigener Glückseligkeit hergenommen werden“, auszuschließen von dem Begriffe moralischen Handelns. Die Erkenntnis dessen, was sittlich sei, ist dem Menschen als vernünftigen Wesen a priori gegeben, sie läßt sich nicht empirisch erklären. Der Mensch empfindet es als ein Gebot der Vernunft, diese ihm a priori innwohnende Erkenntnis des sittlichen Gesetzes bewußt zur Richtschnur seines Handelns zu machen; er empfindet dies Gebot als von jedem Zwecke losgelöst, d. h. als objektiv gültigen Befehl der sein innerstes und eigentliches Wesen ausmachenden Vernunft: als kategorischen Imperativ. Nur wenn der Mensch bewußt das Sittengesetz zur Richtschnur seines Handelns macht, nur wenn er nach klarer Vorstellung des Gesetzes seinen Willen, seine „Neigungen“ dem Gesetze frei unterwirft, handelt er moralisch. Das Bewußtsein dieser freien Unterwerfung heißt Achtung fürs Gesetz. „Pflicht“ aber bedeutet die Notwendigkeit einer Handlung aus Achtung fürs Gesetz.

Ein Handeln, das inhaltlich zwar der Forderung des moralischen Gesetzes entspricht, gilt Kant doch nicht als moralisch, sofern

*) Intern. Wochenschr. f. Wissensch., Kunst u. Technik 1907, Nr. 2.

es nicht aus bewußter Vorstellung des Gesetzes resultiert. Er gebraucht für solches Handeln den Terminus „legal“, d. h. also „zufällig dem Gesetze gemähes Handeln“; die Motive läßt Kant dabei ganz außer Betracht: „selbst eine Neigung zum Pflichtmäßigen (z. B. zur Wohltätigkeit) kann zwar die Wirksamkeit der moralischen Maximen sehr erleichtern, aber keine hervorbringen. Denn alles muß in dieser (der Handlung) auf der Vorstellung des Gesetzes angelegt sein, wenn die Handlung nicht bloß Legalität, sondern auch Moralität enthalten soll.“

Dieser kurze Hinweis, der im Laufe der Untersuchung mehrfach ergänzt werden wird, läßt schon erkennen, daß Kant „Pflicht“ und „Neigung“, wir können auch dafür einsetzen „Vernunftgebot“ und „natürliche Triebe“, aufs denkbar schärfste einander gegenüberstellt.

Kant neigt oder erweckt wenigstens mehrfach den Anschein, als neige er dazu, nicht nur die Erfüllung der Pflicht um so höher zu werten, je größer der innere Widerstand ist, der dabei überwunden werden muß, sondern auch geradezu moralisches Handeln mit der Ueberwindung eines Widerstandes gleichzusetzen. Es fehlt ihm so ganz das Vertrauen, ja der Glaube an alles natürlich Gute im Menschengeschlechte, — nimmt ja doch Kant einen radikalen Gang zum Bösen im Menschen an (Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft). Dieses Mißtrauen in alle natürlichen Regungen, die prinzipielle Forderung, die darin liegt, eines steten Ankämpfens gegen die Natur, das Auf-der-Hut-sein vor sich selbst, hat Kant mit Recht den Vorwurf des Rigorismus, des Ästhetischen zugezogen; seine Begründung der Sittlichkeit auf die bewußte Ueberlegung, die Reflexion, die „Maxime“, mit der Ablehnung des Naiven mußte Naturen, deren Gefühlsleben feiner und reicher organisiert war, entweder abstoßen, wofür Goethe ein Beispiel ist, oder — sie bedrücken, wenn sie sonst zu Kants Gedankenwelt hinneigten und sich seinen Schlüssen nicht entziehen konnten, auch in seiner Moral das Große und Erhabene bewunderten; in dieser Lage Kant gegenüber befand sich

Schiller.

Schillers Verhältnis zu Kant in unserer Frage ist sehr verschieden beurteilt worden. Die einen sehen in ihm einen Gegner, z. T. sogar Ueberwinder Kants, die andern behaupten eine wesentliche Uebereinstimmung für das moralische Gebiet und verlegen den

Gegensatz auf das ästhetische Gebiet.*) Es muß von vornherein gesagt werden, daß Schillers Stellung zu ein und derselben Zeit, 1793—95, ja in den nämlichen Schriften sehr widerspruchsvoll erscheint. Hier betont er — in dem uns beschäftigenden Problem — sein unbedingtes Einverständnis mit Kants Ansichten und verfolgt durchaus parallele Gedankengänge, dort tritt er in eben dem Punkte Kant entgegen, bekämpft ihn geradezu, versichert aber doch, — einer Meinung mit ihm zu sein. Mir scheint der Widerspruch so unleugbar wie einfach zu lösen. Doch will ich mit meiner Ansicht nicht vorgreifen, sondern den Leser selbst darauf hinleiten. Ich führe daher alle mir wichtig erscheinenden einschlägigen Stellen, besonders aus den philosophischen Prosaschriften Schillers an; zunächst solche, die die grundsätzliche Übereinstimmung mit Kant erkennen lassen, dann solche, die seinen Gegensatz — wie ich meine — ganz unzweifelhaft zeigen. Für den unvermeidlichen Mangel eines äußeren Zusammenhangs der Zitate bitte ich um Geduld und Nachsicht, der aufmerksame Leser wird den inneren Zusammenhang unter dem Gesichtspunkt der zur Untersuchung stehenden Frage leicht verfolgen können.

Keiner empfand tiefer, ehrfurchtsvoller als Schiller des „Geheimes Größe“. Wie mußte seine auf Selbstzucht und Selbstüberwindung gerichtete Kämpfernatur mitklingen bei den Fanfaren von Kants berühmter Apostrophe: „Pflicht, du erhabener, großer Name, der du nichts Beliebtens, was Einschmeichelung bei sich führt, in dir fassst, welches ist der deiner würdige Ursprung, und wo findet man die Wurzel deiner edlen Abkunft, welche alle Verwandtschaft mit den Neigungen stolz ausschlägt, und von welcher Wurzel abzustammen die unnachlässige Bedingung desjenigen Werts ist, den sich Menschen allein selbst geben können?“

*) Von neuerer Literatur über diese Frage ist vor allem zu nennen: R. Yorländer „Kant—Schiller—Goethe“, eine vorzügliche gründliche Untersuchung, aber m. E. eine irrige Auffassung. — Hier findet man die übrige Literatur, von der ich besonders nenne: Runo Fischer, Schiller als Philosoph, Hdlbg 1891/92. — Friedr. Albert Lange, Einleitung und Kommentar zu Schillers Philosophischen Gedichten. Aus dem Nachlaß herausgegeben v. D. A. Ellissen-Bielefeld und Leipzig 1897. — Paul Geyer, Schillers ästhetisch-sittliche Weltanschauung. Berlin 1896; 2. Teil 1898. Nach Abschluß dieser Abhandlung erschien Bernh. Carl Engel, Schiller als Denker. Berlin 1908, eine tiefgründige Arbeit, von einer Weltanschauung getragen, die der Verf. vorliegender Untersuchung nicht teilt; beide Darstellungen bieten somit ein sehr verschiedenes Bild. — — Die Zitate aus Schillers philos. Schriften beziehen sich auf die hist.-krit. Ausg. von R. Goebels. Bd. 10.— Stuttg. 1871, J. G. Cotta.

Nur weil Schiller von der „feierlichen Majestät“ dieses strengen Pflichtbegriffs so durchdrungen war wie Kant selbst, konnte er jene Worte in „Ideal und Leben“ sprechen:

Wenn ihr in der Menschheit traur'ger Blöße
 Steht vor des Gesetzes Größe,
 Wenn dem Heiligen die Schuld sich naht,
 Da erlasse vor der Wahrheit Strahl
 Eure Tugend, vor dem Ideale
 Fliehe mutlos die beschämte Tat.
 Kein Erschaffner hat dies Ziel erflogen,
 Ueber diesen grauenvollen Schlund
 Trägt kein Rachen, keiner Brücke Bogen,
 Und kein Anker findet Grund.

„Eure Tugend“ — wie hatte Kant menschliche Tugend definiert? „gesetzmäßige Gesinnung aus Achtung für das Gesetz“ — und was ist Kants sittliches Ideal? ein Verhalten zum Sittengesetz gleich der „über alle Abhängigkeit erhabenen Gottheit“, d. h. „Heiligkeit des Willens“. Wir sehen hier also Schiller in völliger Uebereinstimmung mit Kant. Jene „Heiligkeit des Willens“ ist für den Menschen unerreichbar; selbst dem Heiligen naht sich die Schuld: ein Abgrund, ein grauenvoller Schlund klappt selbst zwischen dem reinsten und ernstesten Wollen und dem Vollbringen, zwischen dem Ideale und der Tat; denn der Mensch ist abhängig von der Natur und ihren Gesetzen; er steht ohnmächtig, in traur'ger Blöße vor der Forderung einer „niemals zu verrückenden Uebereinstimmung des Willens mit dem reinen Sittengesetz,“ — ein Verhalten, das nur der „über alle Abhängigkeit erhabenen Gottheit“ eigen sein kann. So wird noch wiederholt von Schiller das Freisein vom inneren Zwang des Sittengesetzes, also die unbedingte Identität von sittlichem Sollen und eigenem Wollen als Eigenschaft der Gottheit, des „absoluten Wesens“, der „reinen Vernunft“ bezeichnet: *)

Im 15. ästhetischen Briefe p. 328 heißt es von den Göttern der Antike: Sowohl der materielle Zwang der Naturgesetze als der geistige Zwang der Sittengesetze verlor sich in ihrem höheren Begriffe von Notwendigkeit, der beide Welten zugleich umfaßte, und aus der Einheit jener beiden Notwendigkeiten ging ihnen (den Griechen) erst die wahre Freiheit hervor. — Und

*) Die Sperrungen sind hier und im folgenden meist vom Verj. vorliegender Abhandlung.

ästhet. Br. 4 (p. 9): Wir wissen aber, daß nur bei dem absoluten Wesen die physische Notwendigkeit mit der moralischen zusammenfällt. — Das absolute moralische Vermögen ist an keine Naturbedingung gebunden (Ueb. d. Erhabene 221); die reine Vernunft findet in der wilden Ungebundenheit der Natur ihre eigene Unabhängigkeit von Naturbedingungen dargestellt (ebenda 225)

Durchaus im Anschlusse an Kant wird die „Vernunft“ (das moralische Wollen) und das Erlebens („die Sinne“) von Schiller scharf geschieden: Unsere Bestimmung ist, uns Erkenntnisse zu erwerben und aus Erkenntnissen zu handeln. Zu beidem eine Fertigkeit, von dem, was der Geist tut, die Sinne auszuschließen, weil bei allem moralischen Wollen von der Begierde abstrahiert werden muß (Ueb. d. notw. Grenz. b. Gebr. schön. Form. p. 388). — Wo das Vergnügen den Willen bestimmt (gemeint ist zum Guten!), da ist noch keine Moralität vorhanden (Mor. N. aesth. Sitt. 419); — d. h. also nach Kantischem Sprachgebrauch: die Handlung ist nur „legal“ (s. ob. S. 2). So heißt es ausdrücklich (aesth. Sitt. 421) von einem gefangenen Rebellen, der seinen entschlafenen Wächter nicht tötet, weil „alles Schändliche und Gewalttätige ihm einen Abscheu erweckt, den nichts (auch nicht die sichere Aussicht seiner Befreiung) überwinden kann“: die Handlung komme gar nicht einmal vor das moralische Forum, vor das Gewissen, sondern falle schon vor einer früheren Instanz, nämlich dem ästhetischen Sinn, der den Willen bloß durch Gefühle, nicht durch Gesetze regiere. „Das ganze Geschäft wird also schon im Forum der Empfindung verhandelt, und das Betragen dieses Menschen, so legal es ist, ist moralisch indifferent (!) — eine bloße schöne Wirkung der Natur.“

Ja, Schiller folgt Kant noch weiter, er sagt ausdrücklich: Das sittliche Verdienst an einer Handlung nimmt gerade um ebensoviel ab, als Neigung und Lust daran Anteil haben (Ueb. d. Grund des Vergn. an trag. Geg. 11—12) — vorausgesetzt ist natürlich immer eine gute Handlung. — Auch Kants Forderung, der Mensch solle kraft der ihm innewohnenden Vernunft unbedingt sein physisches Teil und damit gleichsam die Natur selbst beherrschen, findet Schillers uneingeschränkte Zustimmung: der Zustand unseres Geistes richtet sich nicht notwendig nach dem Zustand des Sinnes (d. h. des Physischen, Körperlichen), die Gesetze der Natur sind nicht notwendig auch die unsrigen; wir haben ein selbständiges Prinzipium in uns (d. i. die Vernunft), welches von allen sinnlichen Nührungen unabhängig ist (Ueb. d. Erh. 219). Der Mensch ist in ihrer (der Natur

Hand, aber des Menschen Wille ist in der feinigern (ebenda 219); der Wille ist ein überfinnliches Vermögen; es bleibt ihm vollkommen freie Wahl, sich entweder nach dem Gesetz der Natur oder nach dem der Vernunft zu richten (Ann. u. Würde 106).

Wir sehen also so weit völlige Uebereinstimmung mit Kant: die scharfe Scheidung von Vernunft und Wille als etwas Ueberfinnlichem einerseits gegenüber dem Triebleben, dem Physischen, der Natur andererseits. Auch für Schiller verliert — so lassen die oben angeführten Worte schließen — hier wenigstens — eine Handlung an sittlichem Werte, wenn sie nur „eine schöne Wirkung der Natur“ ist, d. h. also wenn ihre Motive aus dem Triebleben, dem Instinkt, dem Gefühl stammen — wenn die Handlung nicht „vor das moralische Forum“ kommt, d. h. unter Vorstellung des moralischen Gesetzes — durch die „Maxime“ — erfolgt. Doch eben in diesem Punkte strebt Schiller von Kant fort; dies ist der Punkt, wo sein Gefühl, seine innere Natur, sich der Kants entgegenstellt und ihn halb widerstrebend zwingt, von der Bahn des Meisters, die er gern weiter wandeln möchte, abzubiegen. In folgender Stelle zeigt sich schon dieses Widerstreben gegen Kants Führung. Der erste Satz gibt noch dem Meister Recht; der zweite Satz zeigt die Abkehr; den ersten der beiden Bedingungssätze in dem zweiten Satzgefüge könnte Kant unter Umständen vielleicht noch zugeben; — doch der zweite Bedingungssatz bricht eigentlich alle Brücken ab: Unsere Moralität ist größer, hervorstechender wenigstens, wenn wir bei noch so großen Antrieben zum Gegenteil unmittelbar der Vernunft gehorchen; aber sie hört deswegen nicht auf, wenn sich keine Anreizung zum Gegenteil findet, oder wenn etwas anderes als unsere Willenskraft diese Anreizung entkräftet (Moral. Nutz. ästhet. Sitten 417). Hier wird schon deutlich ausgesprochen: eine Handlung kann moralisch sein, sowohl 1) wenn eine Versuchung, das Gegenteil zu tun, fehlt, als auch 2) wenn die auftauchende Versuchung durch anderweitige Gefühlsmomente wieder abgeschwächt, ja ganz entkräftet wird. Doch dabei bleibt es nicht. Der innere Gegensatz der warm fühlenden Natur Schillers gegen die kühle, unerbittliche Verstandesmoral Kants bricht noch ganz anders durch. Und wenn wir die unten folgenden Stellen mit den oben angeführten vergleichen, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie Schiller trotz alledem seine grundsätzliche Uebereinstimmung mit Kant betont, so ist uns, als wären wir Zeugen des inneren Kampfes in Schiller selbst, eines Kampfes gleichsam des Herzens gegen den Kopf.

Alle philosophischen Schriften und viele Gedichte dieser Jahre 1793 bis 1795 lassen uns wieder und wieder erkennen, wie tief der von Kant aufgestellte Gegensatz von Pflicht und Neigung Schiller ergriff, wie sehr ihm ein Ausgleich zwischen beiden, eine Brücke über diesen „grauenvollen Schlund“ unabweisbares Gemütsbedürfnis war. Dieses Gemütsbedürfnis verleitet Schiller zur Inkonsequenz. Sehr treffend sagt Kasten in seiner Rektoratsrede vom 3. August 1907 „Die Einheit des Erkennens“ S. 16: „Eine der wohlthätigsten Gaben, die dem Menschen verliehen ward, ist die Inkonsequenz. Von dieser Schutzvorrichtung macht er instinktiven und oft mit großem Scharfsinn Gebrauch, wenn er sich Werte sichern will, an denen seine Seele hängt.“ Dies ist meiner Meinung nach hier bei Schiller der Fall: mir scheinen alle Versuche, die Inkonsequenz wegzudeuten, gewaltsam und verfehlt. Man gestehe sie ruhig ein! Schiller verliert dadurch wahrlich nicht! Sind doch die größten Denker nicht frei von Inkonsequenzen, — und Schiller war im Grunde weit mehr Dichter als Denker; beim Dichter, beim Künstler sprechen Forderungen des Gemüts viel lauter, macht sich das Gefühlsleben viel stärker geltend als bei dem Gelehrten, bei dem Forscher von Beruf! So wage ich denn von einer Inkonsequenz Schillers zu sprechen und lege sie dem Leser vor: Schiller gibt den Gegensatz zwischen Pflicht und Neigung zu, unter bitterer Klage, und sieht den Ausgleich beider, die Harmonie, als absolutes, für den Menschen unerreichbares Ideal an, zu dem als einziger Weg der Gedankenflug übrig bleibt: der Mensch kann sich der irdischen Schranken ledig denken, er kann den Gedanken fassen und hegen der ungetrübten Harmonie von Pflicht und Neigung, einer „niemals zu verrückenden Uebereinstimmung des Willens mit dem reinen Sittengesetz“, — und eben weil er dieses Gedankenaufschwungs fähig ist, ist er frei; — insofern und solange er bei diesem Gedanken zu verweilen vermag, steht er selbst der Gottheit nicht nach, — er hat das Gesetz — die Gottheit — „in seinen Willen aufgenommen“, „das Gesetz“ bindet ihn nicht; „Gesetz“, „Gebot“ hört auf, wo es keine Möglichkeit, anderes auch nur zu wollen — keine „Gefahr der Uebertretung“ — gibt; — „die Majestät des Gottes verschwindet“, ist entthront. Dies besagt die Strophe aus dem Gedichte „Das Ideal und das Leben“:

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken,
Und die Furchterscheitnung ist entflohen,
Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen;

Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
 Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
 Des Gesetzes strenge Fessel bindet
 Nur den Sklavensinn,
 Der es verschmäht;
 Mit des Menschen Widerstand verschwindet
 Auch des Gottes Majestät.

Hier bleibt also, ganz wie in den oben S. 4 u. 5 angeführten Stellen, für die Wirklichkeit — „das Leben“ — die Kluft zwischen dem „Gesetz“ und der Natur des Menschen bestehen — „kein Erschaffner hat dies Ziel erflogen“, kein Machen trägt über den „grauenvollen Schlund“. Der heiß ersehnte Ausgleich ist nicht greifbar, er wird verlegt in die Welt der Gedanken, und über den peinigenden Konflikt, der eben bleibt, hilft nur die Kraft, die durch das Sichversenken in das Ideal, — in den vorgestellten Ausgleich gewonnen ist.

Bei dieser Ergebung bleibt nun aber Schiller nicht stehen, — vielmehr geht ganz parallel damit — hierin besteht eben für mich die Inkonzsequenz! — die Forderung eines Ausgleichs, einer Harmonie von Pflicht und Neigung, für die Wirklichkeit, für das Leben, und von der unumwundenen energischen Forderung sehen wir Schiller fortschreiten zum Glauben an die dereinstige Erfüllung. Der Ausgleich, die Erfüllung wird ihm zum Endziel der Kulturentwicklung, zum eigentlichen Sinn aller Kulturentwicklung überhaupt. Ja, besonders begnadete Menschen — so scheint es nach dem Gedichte „Der Genius“ und nach dem Schluß der Briefe „Ueber die ästhetische Erziehung“ — besitzen die Harmonie bereits zu unseren Zeiten! Der Leser folge mir nun zu den Stellen selbst. —

Das Ideal vollkommener Menschheit fordert keinen Widerstreit, sondern Zusammenstimmung zwischen dem Sittlichen und dem Sinnlichen (Anm. u. Würde 114). Er (der Mensch) muß lernen edler begehren, damit er nicht nötig habe, erhaben zu wollen (23. Aesth. Br. 358) — „Erhaben wollen“ ist eben: vermöge des Pflichtgefühls sich selbst überwinden, wobei natürlich an große Konflikte gedacht ist. — Es erweckt mir kein gutes Vorurteil für einen Menschen, wenn er der Stimme des Triebes so wenig trauen darf, daß er gezwungen ist, ihn jedesmal erst vor dem Grundsatz der Moral abzuhören; vielmehr achtet man ihn hoch, wenn er sich demselben ohne Gefahr, durch ihn mißleitet zu werden, mit einer gewissen Sicherheit vertraut (Anm. u. W. 103). Daher wird es jederzeit von einer noch mangelhaften Bildung zeigen, wenn der sittliche Charakter nur

mit Aufopferung des natürlichen sich behaupten kann (4. Aesth. Nr. 282). Denn die Vortrefflichkeit der Menschen beruht ganz und gar nicht auf der größeren Summe einzelner rigoristisch-moralischer Handlungen, sondern auf der größeren Kongruenz der ganzen Naturanlage mit dem moralischen Gesetz, und es gereicht seinem Volk oder Zeitalter eben nicht so sehr zur Empfehlung, wenn man in demselben so oft von Moralität und einzelnen moralischen Taten hört; vielmehr darf man hoffen, daß am Ende der Kultur, wenn ein solches sich überhaupt nur gedenken läßt, wenig mehr davon die Rede sein werde (Mor. N. ästhet. Sitt. 422). So gewiß ich nämlich überzeugt bin — und eben darum, weil ich es bin —, daß der Anteil der Neigung an einer freien Handlung für die reine Pflichtmäßigkeit dieser Handlung nichts beweist, so glaube ich eben daraus folgern zu können, daß die sittliche Vollkommenheit des Menschen gerade nur aus diesem Anteil seiner Neigung an seinem moralischen Handeln erhellen kann. Der Mensch nämlich ist nicht dazu bestimmt, einzelne sittliche Handlungen zu verrichten, sondern ein sittliches Wesen zu sein. Nicht Tugenden, sondern die Tugend ist seine Vorschrift, und Tugend ist nichts anders als eine Neigung zu der Pflicht. Wie sehr also auch Handlungen aus Neigung und Handlungen aus Pflicht in objektivem Sinne einander entgegenstehen, so ist dies doch in subjektivem Sinn nicht also, und der Mensch darf nicht nur, sondern soll Lust und Pflicht in Verbindung bringen; er soll seiner Vernunft mit Freuden gehorchen. Nicht um sie wie eine Last wegzumerfen oder wie eine grobe Hülle von sich abzustreifen, nein, um sie aufs innigste mit seinem höheren Selbst zu vereinbaren, ist seiner reinen Geisternatur eine sinnliche beige stellt. Dadurch schon, daß sie ihn zum vernünftig sinnlichen Wesen, d. i. zum Menschen machte, kündigte ihm die Natur die Verpflichtung an, nicht zu trennen, was sie verbunden hat, auch in den reinsten Aeußerungen seines göttlichen Teiles den sinnlichen nicht hinter sich zu lassen und den Triumph des einen nicht auf Unterdrückung des andern zu gründen. Erst alsdann, wenn sie aus seiner gesamten Menschheit als die vereinigte Wirkung beider*) Prinzipien hervorquillt, wenn sie ihm zur Natur geworden ist, ist seine sittliche Denkart geborgen; denn solange der sittliche Geist noch Gewalt anwendet, so muß der Naturtrieb ihm noch Macht entgegenzusetzen haben. Der bloß niedergeworfene Feind kann

*) des sinnlichen wie des vernünftigen.

wieder aufstehen, aber der versöhnte ist wahrhaft überwunden (Anm. u. B. 99—100). Nun folgt direkte Polemik gegen Kant, wenn auch in schonendster Form. — Durch die Härte, mit der bei Kant die Idee der Pflicht vorgetragen sei, könne ein schwacher Verstand leicht versucht werden, auf dem Wege einer finsternen und mönchischen Asketik die moralische Vollkommenheit zu suchen. Kant habe durch die strenge und grelle Entgegensetzung beider auf den Willen des Menschen wirkenden Prinzipien einen starken Anlaß dazu gegeben. In der Darstellung der gefundenen Wahrheit scheine ihn eine mehr subjektive Maxime geleitet zu haben, die, wie Schiller glaubt, aus den Zeitumständen zu erklären sei. Kant, so heißt es weiter, ward der Drako seiner Zeit, weil sie ihm eines Solons noch nicht wert und empfänglich schien. . . . Womit aber hatten es die Kinder des Hauses verschuldet, daß er nur für die Knechte sorgte? Weil oft sehr unreine Neigungen den Namen der Tugend usurpieren, mußte darum auch der uneigennütige Affekt in der edelsten Brust verdächtigt werden? — Im weiteren Verlaufe wendet sich Schiller gegen die „imperative“ Form des Moralgesetzes, durch welche die Menschheit angeklagt und erniedrigt werde, es mißfällt ihm der austere Geist eines Gesetzes, das den Menschen mehr durch Furcht als durch Zuversicht leite. In diesen Zusammenhang gehören die bekannten Distichen aus den „Philosophen“:

Gewissenskrupel.

Gerne dien' ich den Freunden, doch tu' ich es leider mit Neigung,
Und so wurmt es mir oft, daß ich nicht tugendhaft bin. —

Entscheidung.

Da ist kein anderer Rat, du mußt suchen, sie zu verachten,
Und mit Abscheu alsdann tun, wie die Pflicht dir gebet.

Hier wird die rigoristische Ansicht, die Tugend sei notwendig mit einem Ankämpfen gegen die natürlichen Triebe, die „Neigung“, verknüpft, mit feiner Ironie ad absurdum geführt. Ist in diesem konkreten Beispiel schon um der Anschaulichkeit willen der Zusammenhang von Pflicht und Neigung — ich möchte sagen: die Aufsaugung des Pflichtbegriffs durch die Neigung — auf einen bestimmten gegenwärtigen Fall beschränkt — das Verhältnis zu Freunden, so heißt es p. 161 Ueber n. u. sent. Dicht. allgemeiner, daß wir uns dem Göttlichen, dem Ideal, „wenn wir es gleich niemals erreichen, doch in einem unendlichen Fortschritte zu nähern hoffen dürfen.“

Am anschaulichsten aber und bestimmtesten stellt Schiller sein Ideal, und zwar als ein diesseitiges, menschlich erreichbares Ideal, vor uns hin in dem Begriff der „schönen Seele“ (Anm. u. W. 103—4). „Eine schöne Seele nennt man es, wenn sich das sittliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen endlich bis zu dem Grad versichert hat, daß es dem Affekt die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf und nie Gefahr läuft, mit den Entscheidungen desselben in Widerspruch zu stehen.“ Hiermit ist „der Pflichtbegriff“ überwunden und ein Standpunkt jenseits der Moral Kants erreicht. Schiller empfindet dies auch vollkommen, er fährt fort: „Daher sind bei einer schönen Seele die einzelnen Handlungen eigentlich nicht sittlich, sondern der ganze Charakter ist es. Man kann ihr auch keine einzige darunter zum Verdienst anrechnen, weil eine Befriedigung des Triebes nie verdienstlich heißen kann. Die schöne Seele hat kein anderes Verdienst, als daß sie ist.“*) Mit einer Leichtigkeit, als wenn der bloße Instinkt aus ihr handelte, übt sie der Menschheit peinlichste Pflichten aus, und das heldenmütigste Opfer, das sie dem Naturtriebe abgewinnt, fällt wie eine freiwillige Wirkung eben dieses Triebes in die Augen. Daher weiß sie selbst auch niemals um die Schönheit ihres Handelns, und es fällt ihr nicht mehr ein, daß man anders handeln und empfinden könnte.“ Sie besitzt „das Maximum der Charaktervollkommenheit eines Menschen“ — wie der Ausdruck in dem Briefe an Körner vom 19. 2. 1793 lautet — oder „moralische Schönheit“, welche nur eintritt, „wenn ihm (dem Menschen) die Pflicht zur Natur geworden ist.“

Das herrliche Gedicht „Der Genius“ stellt eine solche „schöne Seele“ als geniale Ausnahmepersönlichkeit mitten in unsere Zeit hinein in fingiertem Gespräche mit dem Dichter, der den nach reiner und tiefer sittlicher Erkenntnis Verlangenden auf dessen eigenes edles Selbst weist, das keiner Moralkissenschaft, keiner „Schule“**), keines kategorischen Imperativs bedürfe, da es eben als vollendete Harmonie, als vollkommene „Natur“ für uns alle (auch für den Weisen, den Philosophen) die Verkörperung des Ideals, die Norm sei:

*) Dichterisch spricht den letzteren Gedanken aus das schöne Epigramm „Unterschied der Stände“ (aus den „Botivtafeln“):

Adel ist auch in der sittlichen Welt. Gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie tun, edle mit dem, was sie sind.

**) Die Ueberschrift dieses Gedichts lautete ursprünglich Natur und Schule.

du, Glücklicher, nie den schützenden Engel verloren,
 Wie des frommen Instinkts liebende Warnung verwirrt,
 In dem keuschen Auge noch treu und rein sich die Wahrheit,
 Hört ihr Rufen dir noch hell in der kindlichen Brust,
 Weigt noch in dem zufriedenen Gemüt des Zweifels Empörung,
 Wird sie, weißt du's gewiß, schweigen auf ewig wie heut,
 In der Empfindungen Streit nie eines Richters bedürfen,
 Wie den hellen Verstand trüben das tückische Herz —
 Kann gehe du hin in deiner köstlichen Unschuld!
 Dich kann die Wissenschaft*) nichts lehren. Sie lerne von dir!
 Es Gesetz,**) das mit ehernem Stab den Sträubenden lenket,
 Dir nicht gilt's. Was du tust, was dir gefällt, ist Gesetz.

Schluß preist ergreifend die unbewußte naive Sittlichkeit,
 als heiliges Vorbild und begründet ihre sieghafte Ueber-
 über alle Reflexion, alle bewußte Moral, eben auf die
 Selbstverständlichkeit des Naiven:

An alle Geschlechter ergeht ein göttliches Mahnwort:
 Was du mit heiliger Hand bildest, mit heiligem Mund
 sprichst, wird den erstaunten Sinn allmächtig bewegen;
 Du nur merkst nicht den Gott, der dir im Busen gebeut,
 In des Siegels Gewalt, das alle Geister dir beuget,
 Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt.

Kant freilich hätte dieses „Siegels Gewalt“ keinen Eindruck
 gehabt, es hätte seinen Geist nicht gebeugt; dies Ideal war nicht
 real, er hätte im Gegensatz zu Schiller auch den „ganzen
 Menschen“ (s. ob. S. 8) nicht als sittlich anerkannt; sagt er doch
 zweideutig (Kr. d. pr. B. 98)**): „Für Menschen und alle
 vernünftige Wesen ist die moralische Notwendigkeit
 die Wirkung der moralischen Weltordnung auf solche
 Nötigung d. i. Verbindlichkeit, und jede darauf ge-
 gründete Handlung als Pflicht, nicht aber als eine von uns selbst
 geliebte oder beliebt werden könnende Verfahrensart
 zu betrachten. Gleich als ob wir es jemals dahin bringen könnten,
 ohne Achtung fürs Gesetz welche mit Furcht oder
 Besorgnis vor Uebertretung verbunden ist — wir, wie
 alle Abhängigkeit erhabene Gottheit, von selbst, gleich-
 als ob eine uns zur Natur gewordene, niemals zu ver-
 einlichende Uebereinstimmung des Willens mit dem reinen Sitten-

*) „Moralwissenschaft“, die Ethik.
 **) Moralgesetz, der kategorische Imperativ.
 Ausgabe v. J. v. Kirchmann. Berlin 1869.

gefeze jemals in den Besitz einer Heiligkeit des Willens kommen könnten“. Durch das „gleich als ob“ wird also das Schiller'sche Ideal einer zur Natur gewordenen Sittlichkeit, einer spontanen Harmonie von menschlicher Natur und Sittengesetz, die sittliche „Freiheit“ von vornherein als utopisch abgelehnt; darum soll man sich eben jetzt und in aller Zukunft eine moralische Handlung nicht als eine frei gewollte vorstellen — „nicht als eine von uns selbst schon beliebte“ u. s. w.; Pflicht ist Zwang; freilich innerer Zwang; aber doch „Nötigung“, die Natur scheint mehr oder minder zu widerstreben — stets ist im Busen „wenigstens die Beforgnis vor Uebertretung“!

In der eben angeführten Stelle hat Kant hinter den Worten „Uebereinstimmung des Willens mit dem reinen Sittengesetz“ noch die ironische Parenthese: „welches also, da wir niemals versucht werden können, ihm untreu zu werden, wohl endlich gar aufhören könnte, für uns Gebot zu sein“; — allerdings, so ist Schillers Meinung: in einer Gemeinschaft, deren Glieder jene innere Harmonie erreicht haben, denen „die Pflicht zur Natur“ geworden ist, ist Kants Strenge nicht am Platze, ist überhaupt ein sittliches „Gebot“ ein Anachronismus — „der Notwendigkeit strenge Stimme, die Pflicht, muß ihre vorwerfende Formel verändern, die nur der Widerstand rechtfertigt, und die willige Natur durch ein edleres Zutrauen ehren“ (Aesth. Erz. Br. 27, 383).

Weiterhin — am Schluß dieses Briefes, S. 384 — wirft Schiller die Frage auf, ob ein solcher „Staat des schönen Scheins“ existiere, und wo er zu finden sei. Unter dieser Bezeichnung ist m. E. zweifellos zu verstehen: eine Gemeinschaft oder Vereinigung „schöner Seelen“. Die Frage besagt also: Gibt es auch heute schon Kreise von Menschen, die den Ausgleich, die Harmonie erreicht haben, denen „die Pflicht zur Natur geworden ist“? Die Antwort lautet: Dem Bedürfnis nach existiert er (dieser Staat) in jeder fein gestimmten Seele; der Tat nach möchte man ihn wohl nur, wie die reine Kirche und die reine Republik, in einigen wenigen auserlesenen Zirkeln finden, wo nicht die geistlose Nachahmung fremder Sitten, sondern eigene schöne Natur das Betragen lenkt, wo der Mensch durch die verwickeltesten Verhältnisse mit kühner Einfalt und ruhiger Unschuld geht und weder nötig hat, fremde Freiheit zu kränken, um die seinige zu behaupten, noch seine Würde wegzumerfen, um Anmut zu zeigen“. —

Schiller sucht den Weg zu diesem Ziele bekanntlich sehr einseitig

in der Vereblung der menschlichen Natur durch das Schöne, besonders durch die Kunst. Die Schriften „Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen“ und „Ueber den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten“ führen diesen Gedanken des näheren aus. Wie aber der Sinn für das Schöne ein Führer ist zu jeder Harmonie, so ist andrerseits wiederum der körperliche Ausdruck der Harmonie in Mienenspiel, Haltung und Bewegung jener vollendeten Menschen — die Spiegelung der „schönen Seele“ in der Erscheinungswelt — ebenfalls schön. „Diejenige Gemütsverfassung des Menschen, wodurch er am fähigsten wird, seine Bestimmung als moralische Person zu erfüllen, muß einen solchen Ausdruck gestatten, der ihm auch als bloßer Erscheinung am vorteilhaftesten ist. Mit andern Worten: Seine sittliche Fertigkeit muß sich durch Grazie*) offenbaren (Anm. u. W. 93). In einer schönen Seele ist es also, wo Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung harmonieren, und Grazie ist ihr Ausdruck in der Erscheinung. Nur im Dienst einer schönen Seele kann die Natur zugleich Freiheit besitzen und ihre Form bewahren, da sie erstere unter Herrschaft eines strengen Gemüts, letztere unter der Anarchie der Sinnlichkeit einbüßt. Eine schöne Seele giebt auch über eine Bildung, der es an architektonischer Schönheit**) mangelt, eine unwiderstehliche Grazie aus, und oft sieht man sie selbst über Gebrechen der Natur triumphieren. Alle Bewegungen, die von ihr ausgehen, werden leicht, sanft und dennoch belebt sein. Heiter und frei wird das Auge strahlen, und Empfindung wird in demselben glänzen. Von der Sanftmut des Herzens wird der Mund eine Grazie erhalten, die keine Verstellung erkünsteln kann. Keine Spannung wird in den Mienen, kein Zwang in den willkürlichen Bewegungen zu bemerken sein, denn die Seele weiß von keinem. Musik wird die Stimme sein, und mit dem reinen Strom ihrer Modulationen das Herz bewegen. Die architektonische Schönheit kann Wohlgefallen, kann Bewunderung, kann Erstaunen erregen; aber nur die Anmut wird hinreißen (A. u. W. 104).

Weit ist der Kulturmensch entfernt von diesem schönen Lande der Verheißung. Zerrissen von dem Zwiespalt seiner höheren und niederen Natur, im Kampfe mit tausend Gewalten einer widerstrebenden Welt, empfindet er schmerzlich, zu Zeiten leidenschaftlich

*) „Grazie“, „Anmut“ nennt Schiller „Schönheit der durch Freiheit bewegten Gestalt“, doch muß diese Schönheit „etwas Unwillkürliches sein oder scheinen“ — (A. u. W. 80 u. 86).

**) D. h. Schönheit der von der Natur gegebenen körperlichen Gestalt und Gestaltform.

die Sehnsucht nach Frieden, Versöhnung, Harmonie. Seine Phantasie erdichtete ihm das Paradies entweder in zeitlicher Ferne, meist der Vergangenheit, vor dem Anfange der Kultur, die alle Uebel in die Welt gebracht — oder in räumlicher Ferne. — In weltabgeschiedenen Gegenden, auf Inseln des weiten Meeres, in einsamen Bergtälern, in Urwäldern, Steppen und Wüsten, da sollen sie noch leben in heiterer Unschuld, jene Arkadier und Huronen, die, wie es in Seumes Gedicht heißt, „ein Herz, wie Gott es ihnen gegeben, im Busen fühlen“. Allenfalls boten die einfacheren Stände der Heimat, Hirten, Bauern, Jäger — „glückliches Volk der Gefilde“ (Spaziergang) — einen Ersatz; auch ihr äußeres und inneres Leben konnte dem ihrer unkundigen Stadt- und Kulturmenschen durch seine Phantasie zum Idyll gestaltet werden. Rousseau war es, der durch seine Kulturfeindlichkeit dieser poetischen Weltflucht mächtigen Aufschwung gegeben hatte. Schiller trat ihm entgegen in der Schrift „Ueb. naive u. sent. Dicht.“, und gerade in diesen zunächst literarischen Erörterungen offenbart er seinen Standpunkt, die innere Harmonie sei Endziel der Kulturentwicklung, mit aller nur wünschenswerten Bestimmtheit. Schiller sagt: Ein solcher Zustand (der Harmonie und des Friedens mit sich selbst und von außen) findet nicht bloß vor dem Anfange der Kultur statt, sondern er ist es auch, den die Kultur, wenn sie überall nur eine bestimmte Tendenz haben soll, als ihr letztes Ziel beabsichtigt. Die Idee dieses Zustandes allein und der Glaube an die mögliche Realität desselben kann den Menschen mit allen Uebeln versöhnen, denen er auf dem Wege der Kultur unterworfen ist. Doch jene „Hirten-Idyllen“ stellen unglücklicherweise das Ziel hinter uns, dem sie uns doch entgegenführen sollten, und können uns daher bloß das traurige Gefühl eines Verlustes, nicht das fröhliche der Hoffnung einflößen (ebenda 485 u. 486). Er (der Dichter) führe uns nicht rückwärts in unsere Kindheit, um uns mit den kostbarsten Erwerbungen des Verstandes eine Ruhe erkaufen zu lassen, die nicht länger dauern kann als der Schlaf unserer Geisteskräfte, sondern führe uns vorwärts zu unserer Mündigkeit, um uns die höhere Harmonie zu empfinden zu geben, die den Kämpfer belohnt, die den Ueberwinder beglückt. Er mache sich die Aufgabe einer Idylle, welche jene Hirtenunschuld auch in Subjekten der Kultur und unter allen Bedingungen des rüstigsten feurigsten Lebens, des ausgebreitetsten Denkens, der raffiniertesten Kunst, der höchsten gesellschaftlichen Verfeinerung ausführt, welche

mit einem Wort, den Menschen, der nun einmal nicht mehr nach Arkadien zurück kann, bis nach Elysiun führt. Der Begriff dieser Idylle ist der Begriff eines völlig aufgelösten Kampfes, sowohl in dem einzelnen Menschen als in der Gesellschaft, einer freien Vereinigung der Neigungen mit dem Gesetze, einer zur höchsten sittlichen Würde hinaufgeläuterten Natur (ebenda 489—90).

Was werden wir bei dem sorgsam abwägenden Forscher, bei Herbert Spencer finden, das sich vergliche diesem Schwunge begeisterter Künstlernatur, diesem — so will es scheinen — weltfernen Traum-
bilde von Frieden, Glück und Schönheit? —

Herbert Spencer

ist der Philosoph des entwicklungsgeschichtlichen Denkens; die Errungenschaften der Naturwissenschaft auf allen Gebieten sind die Voraussetzungen seines philosophischen Systems. Schon 9 Jahre vor Darwin hatte er i. J. 1850 den Standpunkt der Entwicklungslehre für die Ethik wie für alle menschlichen Errungenschaften angenommen: schon damals in seinem ersten größeren Werke *Social Statics* spielen die Begriffe „Anpassung“ und „Vererbung“ eine wichtige Rolle; zwei Jahre später, also sieben Jahre vor Darwins Werk „Ueber die Entstehung der Arten“, tritt Spencer in einem Aufsatze in der Zeitschrift *The Leader* mit deduktiver Begründung für die Annahme einer Entstehung der Arten durch natürliche Entwicklung ein.

Als Spencer den Plan entwarf zu seinem umfassenden System der synthetischen Philosophie, hatte er von Anfang an die Ethik*) als Krönung des Ganzen vor Augen. Sie ruht also auf dem breiten Unterbau der üblichen Teile des Systems: Grundprinzipien 1 Bde., Prinzipien der Biologie 2 Bde., Prinzipien der Psychologie 2 Bde., Prinzipien der Soziologie 3 Bde. Als Gegenstand der Ethik betrachtet Spencer „die höchst entwickelte Lebensführung (conduct), wie sie das höchst entwickelte Wesen, der Mensch, zeigt“, ihr Ziel ist die Aufstellung „der Gesetze des rechten Lebens im weitesten Sinn“; so erstreckt sie sich also „nicht nur auf die Lebensführung, welche als recht oder unrecht gebilligt oder mißbilligt wird“,

*) *The Principles of Ethics* 2 Bde., London 1892; der grundlegende Teil I *The Data of Ethics* erschien besonders schon 1879, London; in deutscher Uebersetzung von B. Vetter *Die Tatsachen der Ethik*; Stuttgart. 1879. — Ich zitiere nach der englischen Ausgabe v. 1892. —

sondern auch auf „alle Lebensführung, welche direkt oder indirekt die eigene oder fremde Wohlfahrt fördert oder hindert“.

Demgemäß begründet Spencer seine ethischen Anschauungen auf die Gesetze, welche die Naturwissenschaft über das Leben und die Entwicklung organischer Wesen überhaupt aufgestellt hat. Er betrachtet die menschliche Lebensführung in je einem besonderen Kapitel unter physikalischem, biologischem, psychologischem und soziologischem Gesichtspunkt. Die Ergebnisse erhalten so eine vierfache Stütze. Ueberall geht er auf elementare Grundformen zurück und weist die deduktiv aus dem Tatsachenmaterial der vorhergehenden Werke des Systems gewonnenen Gesetze induktiv als wirksame Faktoren des Lebens und der Entwicklung nicht nur menschlicher, sondern lebender Wesen im allgemeinen nach, wobei eine staunenswerte Beherrschung aller verschiedenen Gebiete der Naturwissenschaften einschließlich der Anthropologie und Ethnologie zutage tritt.

Es erscheint ganz unmöglich, auf dem beschränkten Raume eine wirklich hinreichende Vorstellung zu geben von der genialen Begründung der aufgestellten ethischen Theorien. Eins greift derart ins andere, daß eine Loslösung gefährlich ist, weil sie die Tatsachen in der Luft schweben, die Gedanken leicht trivial erscheinen läßt. Spencer hat das wohl erkannt; er sagt in der Vorrede zum 1. Teil: „man wird wahrscheinlich aus diesem Bande zum Zwecke der Bekämpfung einzelne Leitsätze (doctrines) herausgreifen, denen, wenn sie für sich allein stehen, sehr leicht der Anschein völliger Verkehrtheit gegeben werden kann. Zwecks Klarheit habe ich einige in Wechselbeziehung stehende (korrelative) Seiten menschlicher Lebensführung einzeln behandelt; Schlußfolgerungen aus diesen Einzelbetrachtungen aber, ohne Hinblick auf die übrigen, werden unrichtig.“

Daß Spencer einen dem kantischen denkbar schroff entgegengesetzten Standpunkt einnimmt, was die Begründung der Ethik anbelangt, ist klar. Bei Kant intuitiv, a priori gegebene Moralbegriffe, eine mystische innere Stimme, die das eben so mystische „sittliche Gesetz“ kündigt — bei Spencer entwicklungs-geschichtliche Ableitung der Moralbegriffe aus den einfachsten Lebens- und Seelenvorgängen. Aber nicht bloß in der Begründung, sondern auch im Wesen der ethischen Anschauungen selbst zeigt sich von vornherein ein diametraler Gegensatz: Kant sucht das Sittliche in einer von der Neigung völlig unabhängigen Notwendigkeit des Handelns; er kommt zu einem inneren Widerspruch von moralischem Handeln und na-

türlichem Triebe, von Pflicht und Neigung; — Spencer dagegen nimmt das Utilitätsprinzip und den Hedonismus wieder auf, vertieft aber diese uralten Anschauungen durch seine entwicklungs-geschichtliche und biologische Betrachtung. Ihm ist — vom Standpunkt der Lebensbejahung — gut, was das Leben fördert; dies aber muß in einem ursprünglichen notwendigen Kausalverhältnis zu Lustgefühlen (happiness) stehen; wenn das Lebenfördernde durch Naturnotwendigkeit überwiegend Schmerz verursacht hätte, wäre es doch nicht Ziel des Strebens für fühlende Wesen geworden. „Die Wohlfahrt bringende Handlung, und die Handlung, zu der der Trieb anregt, sind ursprünglich zwei Seiten ein und derselben Sache“: „Fühlendes Leben kann sich nur entwickeln unter der Bedingung, daß Lust bringende Tätigkeiten Leben erhaltende Tätigkeiten sind.“ Dies ist nur eine Andeutung der einen Beweisreihe, sie ist nicht die einzige, die Spencer für seine These gibt, auch läßt er es nicht an der gebührenden Einschränkung fehlen. Wir können hier nur das nackte Ergebnis hinstellen: Im großen Ganzen gilt die Gleichung: Gut = lebensfördernd = Lust (pleasure, happiness) bringend. Hieraus ergibt sich die wichtige Folgerung: solange eine lebensfördernde Funktion noch nicht von Lust begleitet ist, ist die Entwicklung in diesem Punkte noch nicht vollkommen. Wir sehen, daß hierdurch schon der grundsätzliche Gegensatz von Pflicht und Neigung fortfällt. Vom Standpunkt der Lebensbejahung allein schon, abgesehen von anderen Gründen, kommt Spencer zur ernsthaften Aufstellung und zunächst starker Betonung der Pflichten, die man gegen sich selbst hat. In einem besonderen Kapitel versucht er nachdrücklich und überzeugend die Sache des Egoismus gegen den Altruismus; um dann in dem folgenden Kapitel, Altruismus contra Egoismus, die wohlbegründeten Rechte des Altruismus darzulegen. So scheint denn trotz alledem die Kluft zwischen Neigung und Pflicht sich aufzutun? denn zum Altruismus treibt in der Regel weniger die Neigung als die Pflicht. —

Aber „Pflicht“ ist für Spencer nicht ein a priori Gegebenes, für das der Philosoph die scharf umrissene Definition zu geben hat; Spencer gibt überhaupt keine Bestimmung des Begriffes „Pflicht“; er nimmt von seinem entwicklungs-geschichtlichen Standpunkt „Pflicht“ als ein allmählich erwachsenes abstraktes Gefühl, dessen Ursprung und Werden es zu zeigen gilt. Psychologische Analyse bringt ihn auf die Fährte. Er findet im Pflichtgefühl zwei wesentliche Züge: eine Beherrschung von Neigungen, die auf näherliegende

und bestimmte Lust abzielen, durch Bedenken, welche Späteres und Allgemeineres berücksichtigen (immediate and special good — distant and general good);

folgt dann ein Element des Zwanges, der Notwendigkeit, worauf schon die Wortbedeutung hinweist: duty abgeleitet von devoir (Particip du), dies vom lat. debere; obligation von ob und ligare, binden.

Spencer zeigt, daß die Späteres und Allgemeineres berücksichtigenden Bedenken gegenüber den auf nähere und bestimmte Lust zielenden Regungen eine höhere Wertschätzung genießen, und begründet diese höhere Wertschätzung durch Darlegung der höheren praktischen Wichtigkeit, die die später entwickelten komplizierteren psychischen Elemente gegenüber den früher entwickelten einfacheren tatsächlich im menschlichen Leben im großen ganzen haben. Ihre höhere praktische Wichtigkeit ist dem Menschen durch individuelle Erfahrung und vererbte Gattungserfahrung teils zum geistigen Besitz, teils zum instinktiven Gefühl geworden und hat ihnen gegenüber primitiveren Regungen des Seelenlebens eine höhere Wertschätzung, eine größere Autorität erworben. So ist auch den Ferneres, Zukünftiges und Allgemeineres berücksichtigenden Bedenken gegenüber den auf nähere und bestimmte Lust zielenden Regungen eine Autorität spontan erwachsen.

Außerdem jedoch wird ihre Bevorzugung vor letzteren gradezu erzwungen durch drei Faktoren, die sich im sozialen Leben seit frühester Zeit herausbilden: in Gruppen, die noch keinen Häuptling haben, durch Furcht vor den Genossen, — mit dem Uebergang zur Häuptlingschaft tritt hinzu Furcht vor dem Häuptling, — der dritte Faktor ist die Furcht vor den Geistern Abgeschiedener. Der Glaube an Seelen, an Doppelgänger ist ja nach einer bekannten Hypothese, die sich wesentlich auf die Forschungen Tysons und Spencers stützt, die erste Quelle aller religiösen Vorstellungen.*) Die Achtung vor den Geboten des toten Häuptlings aus Furcht vor dessen Geist bildet also die Brücke zu einer Scheu vor dem Verlezen göttlicher Gebote aus Furcht vor göttlichem Zorn. Diese drei Faktoren — der soziale, der politische und der religiöse — entwickeln sich nun zu höheren Formen, vergeistigen sich, verschmelzen teilweise und verstärken ein-

*) Spencer hat seine Anschauungen hierüber im ersten Bande seiner Soziologie eingehend dargelegt. Eine knappe, sehr ansprechende Darstellung hat Mogk vom Standpunkt der germanischen Mythologie gegeben in Pauls Grundriß der germanischen Philologie, I. Abschnitt VI, § 17 ff.

ander; sie haben den gemeinsamen Charakter, daß sie „die Aufopferung unmittelbarer Genüsse (immediate benefits) zwecks Erlangung fernerer und allgemeinerer Genüsse“ anerkennen. Sie erzielen diese Wirkung in letzter Linie kraft Zwanges, also durch äußerliche Rücksicht.

Aber da diese drei Faktoren im Sinne eines geordneten, friedlichen Gemeinschaftslebens wirken, so wird der Erfolg allen als Segen fühlbar und erkennbar; es erwacht also eine Schätzung des inneren Wertes der Verbote und Gebote jener drei Faktoren — Gesellschaft, Staat, Religion —; erst diese Schätzung ist der Anfang des eigentlich moralischen Moments. Jene drei Faktoren schufen die Bedingungen, unter denen sich erst die echte moralische Gesinnung entwickeln konnte: diese besteht in Vorstellungen der natürlichen Folgen der Handlungen. „Diese Vorstellungen sind nicht alle gleich deutlich; eine Vereinigung mehr oder weniger klarer Vorstellungen, die im Leben des Individuums erworben werden, ruht auf einem noch unbestimmteren, aber starken Gefühl, das der Niederschlag der ererbten Wirkungen ähnlicher Erfahrungen vergangener Geschlechter ist.“

„Das moralische Motiv, langsam hervordwachsend aus den politischen, religiösen und sozialen Motiven, nimmt lange noch Teil an dem Gefühl der Unterwerfung unter eine äußere Macht, das jenen Motiven anhaftet; und erst wenn es bestimmter hervortritt und den Vorrang erlangt, verliert es dies durch Association ihm anhaftende Element, — erst dann verblaßt das Gefühl der Verpflichtung.“ „Diese Bemerkung enthält die stillschweigende Folgerung, die den meisten sehr befremdlich sein wird, daß das Pflichtgefühl oder das Gefühl der moralischen Verbindlichkeit vorübergehend ist und abnimmt entsprechend der fortschreitenden Entwicklung echter Sittlichkeit. So befremdlich dieser Schluß auch klingt, er läßt sich hinreichend stützen. Selbst jetzt schon läßt sich ein Fortschritt in der Richtung auf das ange deutete Endziel erkennen. Die Beobachtung ist nicht selten, daß Beharren in Ausübung einer Pflicht diese zu einer Lust macht; dies kommt hinaus auf das Zugeständnis, daß, während zuerst der Weggrund ein Element des Zwanges birgt, dies Element des Zwanges abstirbt und die Handlung ausgeführt wird ohne irgendwelches Bewußtsein einer Nötigung.“ Spencer verweist auf den trägen Schulknaben, der zum Manne erwachsen, von der Arbeit nicht lassen mag; auf den Gatten, der in der Bemühung und Sorge

für die Gattin Lohn und Lust findet, von keinem Pflichtgefühl getrieben; auf Eltern, die in der Pflege und Versorgung ihrer Kinder aufgehen ohne Gedanken einer moralischen Nötigung; auf den echten Ehrenmann, der „das Rechte tut mit einfachem Gefühl der Befriedigung und es unleidlich findet, wenn ihn etwas hindert, sich diese Befriedigung zu verschaffen.“ „Augenscheinlich also wird bei völliger Anpassung an den sozialen Zustand dasjenige Element im moralischen Bewußtsein, das durch das Wort — Verpflichtung — ausgedrückt wird, verschwinden. Die höheren Handlungen, die zur harmonischen Lebensführung erforderlich sind, werden ebenso natürlich sein, wie jene niedrigeren Handlungen, zu denen die einfachen Triebe anleiten.“

„In einer schönen Seele ist es also, wo Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung harmonieren“ — alle jene Worte Schillers, in denen er sein Ideal sehnsüchtig ausspricht oder dessen Erfüllung hoffnungsvoll verheißt, wollen in uns wieder erklingen; doch wir müssen zunächst Spencer weiter folgen, in dessen Art es nicht liegt, seine tiefste Ueberzeugung, die frohe Botschaft, die er der Menschheit zu künden sich berufen fühlt, so leichtlich hinzustellen. Eine eingehende Auseinandersetzung zeigt, daß Freude und Schmerz nichts Starres, unveränderlich Gegebenes sind, daß Empfindung für sie an Nervenstrukturen gebunden ist, daß diese Nervenstrukturen schon im Leben des Individuums — wie viel mehr im Leben der Generationen! — wandlungsfähig sind, daß diese Entwicklung der Nervenstruktur in den physisch gegebenen Grenzen beeinflusst ist durch die Funktion der Organe, also auch der Tätigkeit, der Lebensweise. Eine Reihe treffender Beispiele aus der Tier- und Menschenwelt macht anschaulich, wie Handlungen, die ursprünglich der Lebenserhaltung der Art oder Gattung dienen, mit der Zeit Bedürfnis eines Tätigkeitsdranges geworden sind, dessen Befolgung mit Lust, dessen Behinderung mit Unlust, ja sogar mit Qual verbunden sein kann. — Alles lehrt, „daß die Formen des Handelns, welche jetzt lustbringend sind, aufhören werden, Lust zu bringen, wenn die Lebensverhältnisse einen entsprechenden Wandel erfordern, während dann andere Formen des Handelns Lust bringen werden.“ „Wir werden schließen müssen: gleichzeitig mit dem Abnehmen von Gefühlen, für welche der soziale Zustand geringen oder keinen Spielraum bietet, und mit dem Zunehmen derjenigen, welche er beständig rege hält, werden die Dinge, die jetzt

mit Abneigung aus Pflichtgefühl getan werden, — mit unmittelbarer Neigung getan werden, und die Dinge, die aus Pflichtgefühl gemieden werden, werden gemieden werden, weil sie Abneigung erregen.“ Dieser Schluß findet seine Bestätigung durch den Vergleich unserer Zivilisation mit unzivilisierten Völkerschaften: „die hervorstechenden Gegensätze im Charakter zwischen Wildem und Kulturmenschen sind gerade die Gegensätze, welche wir vom Fortschritt der Anpassung (an den sozialen Zustand) zu erwarten hatten.“ „Tätigkeiten, die den Bedürfnissen der Wilden entsprechen, ihnen Freude machen, bereiten dem Kulturmenschen vielfach keine Freude mehr; während der Kulturmensch Fähigkeiten erworben hat zu anderen ihm gemäßen Tätigkeiten mit ihren entsprechenden Freuden, für welche dem Wilden das Organ fehlt.“ „Da aber Lustgefühl eine Begleiterscheinung ist der Tätigkeit aller zweckentsprechend entwickelten Strukturen, so gibt es keine Tätigkeit, die — wofern sie überhaupt an sich mit der Erhaltung des Lebens verträglich ist — nicht durch fortwährende Ausübung Quelle eines Lustgefühls werden könnte.“ „Freude wird daher schließlich jede Art der Tätigkeit begleiten, welche von den Bedingungen des sozialen Lebens erfordert wird.“

Diese gewonnene Einsicht ist ein wichtiger Faktor in der weiteren Darlegung, welche den einseitigen Egoismus und den einseitigen Altruismus, zwischen denen es für absehbare Zeiten nur praktische Kompromisse geben kann, auf entwicklungsgeschichtlichem Wege einer Versöhnung als Endziel entgegenführt. „Ein solcher Zustand“ (der Harmonie und des Friedens mit sich selbst und von außen), sagte uns ja Schiller, „ist es auch, den die Kultur, wenn sie überall nur eine bestimmte Tendenz haben soll, als ihr letztes Ziel beabsichtigt.“ (S. ob. S. 12). Es ist dies eben der Zustand, den Spencer meint, wenn er sagt: „Gleich jedem tiefer stehenden Geschöpfe, das durch seine angebornen Triebe spontan geleitet wird, alles zu tun, was sein Leben erfordert, muß der Mensch, wenn seine Natur völlig der Form des sozialen Lebens angeglich ist, Triebe haben, die seinen Lebensbedürfnissen so angepaßt sind, daß er diese letzteren befriedigt, indem er jenen Trieben folgt.“ Wie denkt sich nun Spencer die Erreichung dieses Zustands? — Durch ein Zusammenwirken und Ineinandergreifen sehr verschiedener Faktoren, von denen wir nur den einen hier etwas eingehender betrachten können.

Die Entwicklung höherer altruistischer Triebe wird heut noch gehemmt, einmal durch Kriege und Kriegsbereitschaft, dann ferner durch den wirtschaftlichen Kampf ums Dasein. Beide Faktoren bedingen dem Altruismus entgegengesetzte Handlungen. Diese Faktoren sind jedoch nicht notwendig ewige Faktoren; vielmehr deutet, wie unser Philosoph erweist, vieles darauf hin, daß die fortschreitende Entwicklung beide mehr und mehr einzuschränken und schließlich aufzuheben verspricht.

Durch die allmähliche Entwicklung des Kulturlebens in dieser Richtung wird auch die Entwicklung aller altruistischen Triebe gefördert werden, da solche ja sozial erwünscht und dienlich sind, während einseitig egoistisch niedere Triebe sozial unerwünscht sind, auch bei der ange deuteten Entwicklung immer weniger Spielraum finden und daher mehr und mehr absterben müssen. Ein sozial besonders wichtiger und erwünschter Trieb aber, das Mitgefühl, die Sympathie, erhält nun im Laufe dieser Entwicklung Raum zu immer stärkerer und schönerer Entfaltung. Dieser Trieb ist heut im Wachstum gehemmt, erstens schon durch akuten oder latenten Kriegszustand zwischen den Völkern, dann dadurch, daß seine allzu starke Regung dem Eigenwohl des Individuums verderblich wäre. „Denen, deren teilnehmende Gefühle allzu rege wären bei dem Elend der großen Mehrzahl ihrer Mitmenschen, — rege nicht nur bei dem Elend, das sie sehen, sondern auch bei dem Elend, von dem sie hören oder lesen, und bei dem Elend, das — wie sie sich sagen müssen — auf allen Seiten nah und fern sie umgibt, ihnen müßte das Leben unerträglich werden: die aus dem Mitgefühl erwachsenden Schmerzen würden überhaupt keine Freude aufkommen lassen. So wird denn auch den höher altruistisch Entwickelten unter uns zur Zeit das Leben nur dadurch erträglich, daß sie ihr Gemüt in gewisser Weise immer von neuem verhärten und so ihr Mitgefühl eine Höhe nicht übersteigen lassen, bei der noch Freude am Leben möglich ist.“ — Wenn aber das Leiden geringer wird auf Erden, so fällt das Schutzmittel der instinktiven Abstumpfung des Mitgefühls; die Erregbarkeit des Mitgefühls steigert sich und so wird das Mitgefühl selbst in immer weiterem Umfang zum Ansporn, noch vorhandenes Leid zu mindern. Ueberdies tritt im Verlaufe jener Entwicklung zum glücklicheren Leben noch eine andere Seite des Mitgefühls viel stärker hervor als jetzt: die Mitfreude. Um die zu erwartende Entwicklung des Mitge-

fühls nach beiden Richtungen — Leid und Freude — zum besseren Verständnis zu bringen, erinnert Spencer an die Bedingungen, auf denen das Mitempfinden überhaupt beruht. Hierbei tritt eine überraschende Parallele mit Schiller zutage. — Diese Bedingungen sind: die natürliche Äußerung eines Gefühls im Objekt der Sympathie und die Fähigkeit, solche Äußerung zu deuten, im sympathisierenden Subjekt. Gefühl äußert sich in Bewegungen des Körpers, Veränderungen der Gesichtszüge und in manigfachen Modulationen und Nuancen der Stimme; diese Äußerungen sind ihrem Wesen nach unwillkürlich, sie sind aber doch in gewissen Grenzen dem Willen unterworfen. Da nun ein Verbergen der wahren Gefühle „bei unserem jetzigen Wesen und bei unseren jetzigen Lebensverhältnissen“ vielfach unumgänglich ist, so pflegen wir sehr gewöhnlich unsere Gefühle überhaupt zu verbergen; es ist eben oft „nicht wünschenswert, daß andere sehen, was man fühlt“. Die „Sprache des Gefühls“ wird sogar in erheblichem Maße mißbraucht, „um andere Gefühle vorzuspiegeln als empfunden werden.“ Wenn jedoch mit der fortschreitenden, Entwicklung friedlich-sozialen Kulturlebens eben schon durch die Zucht (discipline) dieses Lebens, das ja seinem eigentlichen Wesen nach auf gegenseitiger Rücksichtnahme, auf Billigkeit und Gerechtigkeit, nicht auf schnöder Gewalt und rücksichtsloser Selbstsucht beruht, die Natur der Menschen einer altruistischen Verfeinerung entgegengesührt wird, so darf sich diese bessere Natur auch freier zeigen: „sowie sich die Gefühle freier hervorwagen dürfen, wird mit der Gewohnheit freierer Entfaltung des Gefühlslebens auch eine Entwicklung seiner Ausdrucksmittel einhergehen; auch die zarteren Schattierungen und geringeren Grade des Gefühls werden sich wahrnehmbar machen: die Sprache des Gefühlslebens wird gleichzeitig reicher, mannigfacher, bestimmter werden.“ Dies gilt für die sichtbaren Ausdrucksmittel — Mienenspiel, Gebärden — ebenso wie für die akustischen — die Modulation der Stimme. Wem fällt bei dieser auf Grund entwicklungsgeschichtlicher Erwägungen entworfenen Schilderung, wie sich das harmonischer Vollendung nähernde Seelenleben äußerlich spiegeln wird, nicht das von Künstlerhand gezeichnete Bild der „schönen Seele“ (Ann. u. W. 104) ein mit den völlig gleichen Voraussetzungen: „Alle Bewegungen, die von ihr ausgehen, werden leicht, sanft und dennoch belebt sein. Heiter und frei wird das Auge strahlen, und Empfindung wird in demselben glänzen. Von der Sanftmut des Herzens wird der Mund

eine Grazie erhalten, die keine Verstellung erkünsteln kann. Keine Spannung wird in den Mienen, kein Zwang in den willkürlichen Bewegungen zu bemerken sein, denn die Seele weiß von keinem. Musik wird die Stimme sein und mit dem reinen Strom ihrer Modulationen das Herz bewegen.“ — Das Herz bewegen — jener Steigerung der Ausdrucksmittel geht auch bei Spencer parallel eine entsprechende Steigerung der Fähigkeit, die „Sprache des Gefühlslebens“ des andern rasch und rascher zu verstehen, die Gemütszustände der andern lebhaft und immer lebhafter mitfühlend unwillkürlich in sich zu erzeugen, so daß sie an Stärke den Gemütszuständen sich annähern, deren Widerspiegelung sie sind. Durch das in der angedeuteten Weise gesteigerte Mitgefühl, das mehr und mehr Betätigung sucht, — in der Betätigung Freude findet und schließlich, bei der Abnahme des sozialen Leids, mehr und mehr Mitfreude werden muß, wird das, was man gewöhnlich unter Egoismus versteht, die einseitige Rücksichtnahme auf das Selbst, untergraben, während altruistische Rücksicht und Betätigung Befriedigung, Lust, Freude bringender Naturtrieb des Individuums wird: „obwohl Lust durch Befolgung des altruistischen Triebes erlangt wird, wird der Beweggrund zum altruistischen Handeln doch nicht bewußt die Erlangung solcher Lust sein, sondern der Gedanke wird sich einzig richten auf das anderen zu verschaffende Lustgefühl“; d. h. Egoismus und Altruismus fallen zusammen; die Versöhnung ist erreicht: Pflicht geht über in Neigung — „vielmehr darf man hoffen, daß am Ende der Kultur, wenn ein solches sich überhaupt denken läßt, wenig mehr davon (von Moralität) die Rede sein werde“; „der Mensch darf nicht nur, sondern soll Lust und Pflicht in Verbindung bringen; er soll seiner Vernunft mit Freuden gehorchen“; „eine schöne Seele nennt man es, wenn sich das sittliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen endlich bis zu dem Grade versichert hat, daß es dem Affekt die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf und nie Gefahr läuft, mit den Entscheidungen desselben in Widerspruch zu stehen“; „Was du tust, was dir gefällt, ist Gesetz“ — diese und andere der oben genannten Schillerschen Worte fügen sich ungesucht an diese Ausführungen Spencers. Ja sogar im Wortlaut treffen beide nahe zusammen; so schreibt Schiller an Körner (s. ob. 8): „das Maximum der Charaktervollkommenheit eines Menschen (ist) moralische Schönheit, denn sie tritt nur alsdann ein, wenn ihm die Pflicht zur

Natur geworden ist.“ — Und Spencer am Schlusse des „psychologischen Gesichtspunktes“ antwortet gleichsam mit der Verheißung: „Die Freuden und Schmerzen, welche die moralischen Gefühle erwecken, werden gleich körperlichen Freuden und Schmerzen Reize und Warnungen werden, von Stärkegraden, welche den Erfordernissen so angepaßt sind, daß die sittliche Lebensführung die natürliche sein wird.“

Fassen wir das Ergebnis zusammen:

Kant, sahen wir, läßt sich durch die seine Morallehre beherrschende Disharmonie von Pflicht und Neigung nicht beunruhigen. Im Gegenteil, er betont sie durch Aufstellung des Begriffs der nur „legalen“ Handlungen. Seine herbe Natur scheint am gleichmütig ruhigen Ertragen der schrillen Dissonanz ein besonderes Wohlgefallen zu empfinden.

Schiller ist diese Disharmonie von Anfang an unerträglich; er sucht sich ihr zu entziehen; einmal durch Ausschweifung ins Reich der Ideale, wo sich ihm rein in der Denkmöglichkeit, der Vorstellbarkeit der Harmonie wenigstens eine momentane Erlösung bietet. Andererseits aber findet er Trost und Kraft, die gegenwärtige Disharmonie zu ertragen, in der Hoffnung und in dem Glauben, daß die Harmonie, die völlige Versöhnung von Pflicht und Neigung, Endziel der Kultur-entwicklung ist. Der Weg zu diesem Ziele ist nach ihm eine Verfeinerung des ästhetischen Sinnes bis zu dem Grade, daß das Un-sittliche schon als etwas Häßliches, Unschönes von der nur für Schönes empfänglichen Seele gemieden wird. Diesem „Zustand der Harmonie und des Friedens mit sich selbst“ wird dann am Ende der Kultur ein ebensolcher Zustand „von außen“ entsprechen. — Es ist nicht zu leugnen, daß — wie ja oben nachgewiesen — diese Ideen von mannigfachen Zweifeln und Widersprüchen durchkreuzt sind, weil Schiller sich von der übermächtigen Autorität Kants und von dem Banne seiner Anschauungen, wenigstens damals noch nicht gänzlich zu lösen vermochte. Doch tritt diese Auffassung wieder und wieder mit solchem Nachdruck und solcher Wärme auf, daß wir sie als den Durchbruch der innerlichsten Ueberzeugung Schillers betrachten dürfen, als begründet in seiner harmonischen, vom Glauben an das Gute und dessen Sieg erfüllten Persönlichkeit.

Spencer erkennt die Disharmonie als etwas tatsächlich Bestehendes an und erklärt sie historisch, entwicklungs-geschichtlich. Doch wenn es für die Gegenwart nur Kompromisse gibt, da einseitiger Egoismus die Gesellschaft aufhebt, einseitiger Altruismus zur Ab-

surbität führt, so gibt ihm eine kritische Musterung der bisherigen Entwicklung und ihrer Mittel und Wege die Ueberzeugung, daß diese Disharmonie nur etwas Vorübergehendes ist, daß die Richtung, in der sich unsere Kulturentwicklung bewegt, im allgemeinen ein Aufsteigen ist und dem Ziele zustrebt, Neigung und Pflicht, Egoismus und Altruismus dauernd zu versöhnen. Von Schillers mehr intuitiver Art völlig verschieden, gründet Spencer seine Anschauung auf die überreiche Fülle tatsächlicher Erkenntnisse, die ihm in dem weiten Bereich der Naturwissenschaft, Ethnologie und Soziologie zur Verfügung stehen. Diese weit aussholende, vielseitige Betrachtung des Problems verleiht ihm ein unbedingt sicheres zuverlässliches Auftreten, eine Gewißheit, die kein Zweifel auch nur vorübergehend berührt.

„Weit entfernt, wie dieser Zustand scheint, so läßt sich doch ein jeder der Faktoren, auf die man hinsichtlich seiner Herbeiführung rechnen darf, schon heut bei den höchst entwickelten Naturen unter den Menschen nachweisen. Was jetzt bei solchen nur gelegentlich und schwach auftritt, wird, wie erwartet werden darf, bei weiterer Entwicklung gewohnheitsmäßig und stark werden, und was jetzt die ausnahmsweise hoch Entwickelten kennzeichnet, wird schließlich, so darf erwartet werden, alle Menschen kennzeichnen. Denn, wessen die beste menschliche Natur fähig ist, das liegt im Bereich menschlicher Natur überhaupt.“ *Data*, § 97.

Gleichsam wie in ein abschließendes Urteil faßt Schiller nach Beendigung seiner philosophischen Studien, an der Schwelle neuer großer dichterischer Aufgaben, i. J. 1796 seine Ansicht noch einmal in knappster Form in einem Distichon zusammen, das in seinem ersten Verse jene Lehre Kants, welche sich als stets „mit Furcht oder wenigstens Besorgnis vor Uebertretung verbunden“ gibt, ablehnt, als seiner und aller edleren Naturen unwürdig, während der zweite Vers den Uebergang von Pflicht in Neigung — das Wesen der „schönen Seele“ — mit dem Schiller so teuren Worte „Freude“ als Wahlspruch fürs Leben hinstellt in jenem reinsten sittlichen Sinne, der auch für die unter dem nämlichen Leitwort „Freude“ stehende Ethik Spencers das Ziel der Entwicklung, die Versöhnung von Egoismus und Altruismus bedeutet. Dieses Distichon trägt die vielsagende Ueberschrift „Die Triebfedern“; es lautet:

Immer treibe die Furcht den Sklaven mit eisernem Stabe;
Freude, führe du mich immer an rosigtem Band!

wir aber als tiefe Wahrheit anerkennen müssen, was
 t und wahrlich sehr mit Unrecht als einseitiger Idealist
 lichkeitsinn betrachtete Dichter in der Abhandlung „Ueber
 ene“ sagt: „Das höchste Ideal, wonach wir ringen,
 er physischen Welt, als der Bewahrerin unserer
 gkeit, in gutem Vernehmen zu bleiben, ohne
 enötigt zu sein, mit der moralischen zu brechen,
 e Würde bestimmt“, — wenn dies wahr ist, und wenn
 hr ist, daß wir heut in der physischen Welt sehr häufige
 hr schwere Opfer an „Glückseligkeit“ bringen müssen, um
 moralischen Welt nicht zu brechen, unsere Würde nicht zu
 sollen wir dann in den Verheißungen Schillers und Herbert
 nur den Ausdruck hoffnungsfrohen Optimismus sehen
 z besonders typischer Vertreter der beiden Hauptzweige
 inem Kern noch so jugendkräftigen germanischen Volks-
 — Wenn wir bedenken, daß beide Männer auch hervor-
 ige Vertreter ihrer Zeitalter sind, mit all den Gegen-
 Gefühlsleben, in den Anschauungen und in den Forschungs-
 die diese Zeitalter trennen, dann dürfen wir wohl in dem
 einsamen Ideale, in dem sie einenden, so verschieden
 en und so verschieden begründeten Glauben an dessen
 Erfüllung etwas wie eine Bürgschaft sehen und gegenüber
 felsen, gegenüber so manchen Erscheinungen unseres Kultur-
 h uns erfüllen lassen von ihrem Mut und ihrem Glauben:

Von jenem Mut, der früher oder später,
 Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
 Von jenem Glauben, der sich, stets erhöhter,
 Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
 Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
 Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

(Goethe, Epilog zu Schillers Glocke.)

Der Humor in der Schule.*)

Von

Eugen Grünwald.

Was heiter ist, das nimmt der Deutsche nicht ernst.

Das im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts in unserem Volke erwachte Interesse an öffentlichen Angelegenheiten, seine seitdem an Tiefe und Breite zunehmende Reife in deren Beurteilung und die damit unausbleiblich einsetzende Kritik- und Reformsucht ist natürlich an der am tiefsten in das Staats- und Familienleben eingreifenden Institution, dem Unterrichtswesen, nicht spurlos vorübergegangen. Und heute mehr denn je werden Fragen, die die öffentliche Schule und was damit zusammenhängt, berühren, nicht nur allein von Fachleuten und dazu berufenen Behörden erwogen und entschieden, sondern als politische und soziale oder allgemein menschliche Probleme auch von Laien und der sogenannten öffentlichen Meinung nicht ohne aufrichtiges Interesse, auch nicht durchaus ohne Verständnis und Gewinn für die Sache, aber auch nicht selten mit Voreingenommenheit und das Urteil trübender Leidenschaft diskutiert.

Daß solche Kritik auch vor der Lehrerschaft nicht Halt macht, ist für eine Zeit, die lauter als eine andere nach mehr statt nach weniger verlangt, nicht wunderbar. Berechtigte Forderungen und Ausstellungen an seiner Arbeit haben stets in unserem Stande selbst einen starken Resonanzboden gefunden, und daß Sicherheit des Menschen Erbfeind ist, haben wir Pädagogen uns allezeit zu Herzen genommen. Dies erkennen auch gebildete Laien hin und wieder an. „Es ist erfreulich“, schrieb Bulle jüngst in der Allgemeinen Zeitung, „beobachten zu können, wie sich in dem wegen seiner angeblichen Pedanterie so viel verleumdeten Gymnasiallehrerstande ein freier,

*) Vortrag, gehalten am 11. Dezember v. J. in der Berliner Gymnasiallehrer-Gesellschaft.

nach vorwärts und aufwärts drängender Geist regt, der die beste Bürgschaft dafür bietet, daß die „Schulfragen“ der Eltern in absehbarer Zeit doch auch einmal ihr Ende finden werden.“ Wer wagt es denn aber auch zu leugnen, daß, was unser deutsches Schulwesen an neidvoll anerkannten Vorzügen gegen das Ausland, an Fortschritten gegen früher aufweist, es der unermüdblich rührigen Arbeit der Fachleute verdankt; daß pädagogische Werke größeren und kleineren Umfangs, Zeitschriften und Zeitungen, Lehrertage und Vereinigungen aller Art von jeher das meiste und brauchbarste Material für Schulreform geliefert haben? Und auch außerhalb der pädagogischen Fachwissenschaft zuerst gefühlte und geforderte Reformen haben Fachleute willig und unverdrossen geprüft und soweit sie unverrückbaren pädagogischen Grundsätzen nicht zuwiderliefen, befürwortet.

Wir Lehrer sind wirklich beinahe ebenso anspruchsvoll wie die Herren „Reformer“. Auch wir wünschen um der Möglichkeit eigener Vertiefung, der Teilnahme am Leben, der größeren geistigen und körperlichen Frische willen weniger Stunden, um größerer Berücksichtigung der Individualität willen weniger Schüler, um stärkerer Konzentration willen weniger Fächer, um freierer Betätigung unserer Eigenart willen weitherzige Reglements, wünschen reinlichere Scheidung zwischen schwach und hervorragend Begabten, für jeden Schüler den ihm gemäßen Bildungsgang, Bewertung aller hygienischen Erziehungsaufgaben für Anlage und Ausstattung der Schulgebäude, freundliche und gewissenhafte Kollegen, frohe und frische Schüler, weniger Pedanterie und Dünkel, engere Fühlung zwischen Schule und Haus — ja, wie weit soll ich diese Leporelloliste von Hoffnungen und Wünschen, Träumen und Idealen führen?

Nein, es fehlt der Schule, dem Lehrer durchaus nicht an Selbstkritik. Wir wollen keine Gefangenauffeher in Zuchthäusern, keine Knechte in Folterkammern, keine Unteroffiziere in Kasernen sein, wir wollen nicht als Orbili plagosi oder clamosi oder morosi im Andenken unserer Schüler fortleben und ihnen noch in ihren Träumen Alpdrücken verursachen, wir wollen die Schulstube nicht gegen Luft und Licht verschließen, wollen der neuen Zeit mit ihren neuen Idealen — aber den Namen müssen sie verdienen — bereitwilligst folgen, wollen vor allem der vornehmeren Stellung, die unserm Stande auch durch Verbesserung seiner Lebensbedingungen geschaffen wird, durch die Reform gerecht werden, die neulich D. Jäger für die jetzt und zu allen Zeiten nötigste erklärt hat: durch Verbesserung

unserer Personen. Wir sind durchaus einer Meinung mit Ziegler, der in seiner Allgemeinen Pädagogik sagt: „Die Methode allein tut es in der Pädagogik nicht, der Mensch ist immer die Hauptsache.“

Zu dieser Reform möchte ich, indem ich wegen des μαρτύριον um Verzeihung bitte, einen bescheidenen Beitrag geben.

Ich meine, der Hauptgrund der gegenwärtig zweifellos starken Entfremdung zwischen Haus und Schule, zwischen Lehrern und Schülern kommt bei denen, die ihn mit Klagen oder Anklagen konstatieren, nicht immer rein zum Ausdruck: es ist nicht in erster Linie der unsympathische Stoff, nicht die zugemutete Arbeit, nicht das mangelnde Lehrgeschick; es ist im Grunde der steifleinene, trockene, harte, ja finstere Geist, der über so mancher Lehrstunde waltet.

Præcepta docent, exempla trahunt. In seinen „Lebenserinnerungen“ erzählt Wiese von einer Inspektionsreise folgendes: „Ehe ich in N.'s Klasse ging, trat er an mich heran mit den Worten: „Wundern Sie sich nicht, Herr Geheimrat, wenn es in meiner Klasse freudlos zugeht: ich leide an gebrochenem Selbstbewußtsein“, wie man sonst wohl über Kopf- und Zahnschmerzen klagt. So nahe mir das Lachen über diese Art pathologischer Entschuldigunq war, erwiderte ich ihm doch bloß: „Nun, lassen Sie uns anfangen; ich werde ja sehen.“ Die Klasse war gleich ein betrübender Anblick für mich: die armen Jungen drückten sich wie eingeschüchtert aneinander. Auf den freundlichen Gruß, den ich an sie richtete, war einen Moment etwas wie ein sonniger Anflug auf den Gesichtern, aber auch sofort wieder verschwunden. Dem Lehrer dann konnte es kaum einer recht machen; er wußte nur zu tabeln, auch wo es seine Pflicht war, zurechtzuhelfen. Einer so traurigen Lektion hatte ich lange nicht beigewohnt. Ich sagte N., wenn er nicht mit sich selbst eine ernsthafte Revision vornehme, werde er besser tun, das Lehramt aufzugeben: wer sich über jede Kleinigkeit ärgert, keine Geduld und keine Liebe hat, taugt dazu nicht.“

Wiese fährt fort: „Seine Herzenshärte gegen die Schüler erinnerte mich an den Mathematiker in X., der mit den seinigen so verbittert war, daß er in meiner Gegenwart vor der Unterrichtsprobe zu ihnen sagte: „Nun werde ich einmal zeigen, daß ihr nichts wißt, wenn ich mich auch selbst dabei bloßstelle.“ Es wurde ihm natürlich nicht schwer, durch die Art seiner Fragen seine Absicht zu erreichen.“

Und endlich ein drittes Beispiel aus demselben Wiese: „In X. wieder die Erfahrung, daß die Klasse ein Reflex des Lehrers ist.

saßen die Sekundaner gelangweilt da, und dieselbe Klasse in der nächsten Stunde bei seinem Kollegen wie ausgetauscht: es war das Lehren ein trockener Monolog, bei diesem wurde es zu einem lebendigen Dialog mit allgemeiner und anhaltender Aufmerksamkeit. . . . Ich selber hörte mit Vergnügen seiner erweckungsartweise zu; Langeweile, die lästige Begleiterin so manches Vortrags, kann mit diesem nicht hereinkommen in die Schul-

haben wir den finstern, den harten und den trockenen Lehrer, die leblos und freudlose und deshalb geradezu jugendfeindliche Lektion. Von allen Fehlern und Mängeln, die dem Unterrichte anhaften können, sind die genannten die abstoßendsten und verwerflichsten. Wenn D. F ä g e r in seinem Pädagogischen Handbuche, F. A. Wolfs „Vor allem habe Geist!“ parodierend, vor dem Lehrer des Deutschen zuruft: „Vor allem sei jung!“, so wollen wir zunächst jene Beschränkung nicht gelten und stellen uns unverbämter als § 1 alles erziehenden Unterrichts nicht langweilig! Selbst Gelehrsamkeit, weit entfernt, vorzuzubehalten, kann im Gegenteil, in den unteren Klassen zumal, ihre Quelle werden: *très savant et très bête* — *les deux ne vont pas toujours ensemble*.

Der von W i e s e erwähnten Spezies erinnert sich mancher Lehrer in der Schulzeit; sie ist noch nicht ausgestorben, sie quält noch die Lehrer und — sich; sie weiß nichts vom heiligen Lachen, von der Lust und Jugendübermut; sie denkt nicht, wenn sie vor der Forderung dieses blühenden, verlangenden Lebens, steht, an das Wort des Bauern: *tat twam asi*, sie hat ein steinernes statt eines menschlichen Herzens in der Brust, ist aus einer Persönlichkeit eine Maschine geworden.

Man wirft mir aber, dem Fachmann, nicht der Laie, sondern dem Mann den Knüppel zwischen die Beine. Ich weiß, Herr Lehrer, und hab' es ja oben schon angedeutet, daß die Schule keine Spiel- und keine Spielschule, kein Vergnügungslokal und keine Spielstätte ist, sondern ein Ort, wo für das ernste Leben an Stoffen ernsthaft gearbeitet werden soll. Schon das Kind muß der Mühe Pflugschar sich des Schicksals harten Boden anpassen; denn die Welt ist nicht aus Brei und Mus gemacht, und harte Bissen gibt es einst zu kauen. „Unsere Gelehrten richten sich unter anderem und besonders auch dagegen“, schreibt F ä g e r 1905 in Marburg, „daß man meint, jetzt alles,

auch das Ernsthafteste und Schwerste, um jeden Preis und mit jedem Mittel der Jugend leicht machen zu müssen. Nein, an schwerer Arbeit soll sie arbeiten lernen, nicht an zu schwerer, nicht an unvernünftig schwerer, aber es soll nicht und nirgends spielend gelernt werden. Es hat einer meiner Kollegen auf der Universität einmal von irgendeiner Methode, die mit den Reformbestrebungen zusammenhing, gesagt: Ach, mit der Weise da lernen die Jungen die Sache spielend. Und ich mußte ihm darauf antworten: Gerade das wollen wir nicht, daß spielend gelernt werde, und wenn das Spielen sich noch so schön ausnimmt, sondern wir wollen, daß ernsthaft, streng, hart gearbeitet werde.“ Und man mute den Jungen getrost etwas zu; „wer die Jugend aus gesundem Herzen liebt, hat nicht so entsetzlich viel Mitleid mit ihr“ (Münch). Weder Tolstois Satz: „Nur die Unterrichtsart ist die richtige, mit der die Schüler zufrieden sind“, noch „die Philosophie des lustigen Lebens“, wie sie ein völlig über das Ziel hinausgeschlagenes verirrtes Geschloß aus unsern Reihen nennt, können wir bei unserm verantwortungreichen Erziehungsgefächte gebrauchen, und wenn es zum äußersten kommen sollte: Was nicht geht im Guten, geht mit Nutzen, denn: Besser das Kind weine, denn die Eltern. Sehr richtig, Herr Kollege; aber das weiß ich alles; ich meine nur: das eine tun und das andere nicht lassen.

Ich meine nur: mehr Leben, mehr Freude, mehr Humor in die Schulstube! Hineinbringen und hineinlassen. Aber ich will hier nicht lange von dem unfreiwilligen Humor reden, wie ihn Lehrer und Schüler gelegentlich produzieren und wie er, stark mit erfundenen Bonmots durchsetzt und Situationen verbrämt, in den Lesern der Witzblätter und Zeitungen sein dankbares Publikum findet. Führt er hier gewollt oder unbeabsichtigt oft zur Karikatur und Verächtlichmachung unseres Standes, dem der Vergessliche, Undankbare und Gescheiterte den coup d'ane versetzt — so trägt er in der Klasse, als bodenständige Pflanze, zur unschuldigen Heiterkeit bei und tut der Autorität des entgleisten Lehrers keinen Abbruch. Mir passierte es kürzlich, daß ich mit den Primanern über die Ansichten der alten Philosophen über den Selbstmord sprach und dabei fallen ließ: Wer vor dem Abiturientenexamen steht, muß sich mit dieser Frage vertraut machen. In die unbändige Heiterkeit, die über meinen faux pas quitierte, stimmte ich natürlich herzlich ein. Nicht minder fröhlich wurde von uns allen die Entschuldigung einer anima candida aufgenommen, der ich fleißigere Privatlektüre

statt allzu häufigen Theaterbesuchs empfohlen hatte: ja, er habe doch aber Freibillets!

Am reichhaltigsten fließt die Quelle des unfreiwilligen Humors in den deutschen Aufsätzen. Wenn man die, wie ich glaube, löbliche Sitte befolgt, bei Rückgabe der Arbeiten so zu verfahren, daß man sich die Fehler nach Kategorien geordnet mit Seitenangabe schriftlich aufgezeichnet hat, wodurch das Geschäft verkürzt und vereinfacht wird, Wiederholungen vermieden, die allgemeine Aufmerksamkeit gefesselt und die persönliche Empfindlichkeit — da jede Namensnennung nach Belieben unterbleiben kann — geschont wird, so mag man dreist eine Kolonne für den unfreiwilligen Humor reservieren: er wird unterhalten und — nützen.

Aber, wie gesagt, von diesem wenn auch noch so willkommenen Gaste — er kann nämlich auch heikle Situationen herbeiführen, über die es dann mit Takt und Geistesgegenwart Herr zu werden gilt — will ich hier nicht reden, sondern von dem heiteren Grundton, auf den die ganze Stunde gestimmt sein soll, von der dauernden Gemütsverfassung des Lehrers, die in freudiger Teilnahme der Klasse ihren „Reflex“ finden soll. In den pädagogischen Lehrbüchern sucht man bislang ein Kapitel über den Humor in der Schule vergebens; aber das läßt sich aus einer ganzen Reihe von ihnen beweisen, daß hervorragende Pädagogen, zumal der Neuzeit, solche Würze des Unterrichts für zulässig, nein, für unentbehrlich halten.*) „Ohne Verstimmung“, lesen wir in Matthias' Praktischer Pädagogik, „kommt man nicht durch die Welt der Schule; doch auch sie soll nicht lange und dauernd den Lehrer beherrschen, sondern immer wieder niedergezwungen und beherrscht werden. Und dazu ist das beste Mittel guter Humor und angebrachte Heiterkeit. Humor und Heiterkeit sind Mächte, die von vielen in der Schulstube viel zu sehr unterschätzt werden . . . Anständig und still eingehender Humor, nicht der witzboldartige, laute, macht geradezu allmächtig. Denn die Schüler hängen mit ganzer Seele am humorvollen und heiteren Lehrer . . . Heiter gestimmte Lehrer pflegen ordinären Tadel und Strafen nicht nötig zu haben.“ „Auch der Humor“, heißt es in Seilers „Oberlehrer“, „ist ein vorzügliches

*) Eine selbständige, wenn auch mehr feuilletonistische Behandlung der Sache habe ich in dem mir erst nach Abschluß dieser Arbeit bekannt gewordenen hübschen Aufsatz „Humor und Erziehung“ von Otto Ernst in dessen Band „Vom geruhigen Leben“ gefunden. Man wird sehen, daß ich ihm einiges — auch das Motto — entnommen habe.

Mittel die Disziplin zu schützen und richtet oft mehr aus als schwere Strafen. Denn nichts entwaffnet einen vorhandenen Widerstand rascher und vollständiger, als ein guter Humor.“ Münch sagt in seinem „Geist des Lehramts“: „Auch Scherz und Humor werden nicht ganz entbehrlich sein, wo innere Lebendigkeit herrschen soll . . . Es kann sich nicht darum handeln, Späße zu machen und seine Späße belachen zu lassen . . . Ironie und Sarkasmus sind gewissermaßen Kräfte aus der Unterwelt, verglichen mit dem Humor, der aus den oberen Regionen stammt, der nicht ohne Herz ist, der verbindet oder löst, überbrückt, versöhnt.“ Und einer unserer vornehmsten pädagogischen Humoristen, D. Jäger, qui semper cum delectatione docet, belehrt den jungen Anfänger im Lehramt auch dahin: „Das Pathos ihres Berufs haben viele, den Humor ihres Berufs haben wenige. Und doch ist der letztere ein Salz von wunderbarer Kraft, das unser Leben vor dem Vertrocknen schützt und uns die natürliche, die menschliche Auffassung des Verhältnisses von Lehrer und Schüler bewahrt.“ *) Ich schreibe endlich den ernstern Wiese noch aus: „Was ich immer seltener (man beachte dem als so griesgrämig und staubig verschrienen Schulbetriebe der alten Zeit gegenüber diesen Komparativ des scharfsichtigen und erfahrungreichen Mannes) unter Lehrern antreffe, ist guter Humor. Aus meiner Jugendzeit erinnere ich mich prächtiger Exemplare, bei denen er zwar mit Pedanterie verbunden war, aber auch dafür entschädigte; es war in dem jungen Volk immer ein fröhlicher Ton um sie her. Auch jetzt noch gibt es solche, die sich weder durch Gelehrsamkeit, noch durch Teilnahme an den streitigen Fragen der Öffentlichkeit ihre bald aus glücklicher Naturanlage stammende, bald aus tieferen Quellen genährte Harmonie der Stimmung und des ganzen Wesens stören lassen; im allgemeinen aber ist die Zahl der leicht Verstimmtten, Verdrießlichen, Reizbaren und Empfindlichen recht groß geworden.“

Ein junger Kollege erzählte mir zwar jüngst, ihr Seminarleiter habe kurz und bündig verfügt: „Mit Schülern scherzt man nicht!“ — wenn aber der Schlußsatz Wieses auf richtiger Beobachtung fußen sollte — bei Paraden vor so einem hohen Herrn wird mancher nervös, verleugnet seine wahre und bessere Natur,

*) Hiernach kann das unter Stück 265 seines „Testaments“ so unterhaltfam zu lesende Verzeichnis der achtzehn Herren seines Kollegiums nicht fingiert sein: es ist keiner darunter, dem er ausdrücklich Humor vindizierte. Freilich, D. Jäger ist ja jedenfalls darunter.

zu geschieht nach demselben Wiese das Beste in der Schule festliche Vorschrift und ist, nach Wiese, das Beste im Unterkontrollierbar — ich sage, sähe Wiese mit seinem Schlußsächliche Verhältnisse, dann stünde es in der Tat schlimm fere Schule. Sollte der Beamte im Oberlehrer über den en und Jugenderzieher so den Sieg davontragen, daß wir s, was der Franzose die morgue administrative nennt, an dann stünde es in der Tat recht schlimm und wir schütteten Wasser auf die Mühlen moderner Welt- und Schulrer. Ich erinnere mich, so gut wie jeder von Ihnen, aus und Amtszeit solcher Lehrer, wie ich sie hier im Auge habe bst einer sein möchte: des launigen Hoppe, der doch in der mit dem Ernst eines Komikers außer Dienst dasaß, des , wenn auch zuweilen scharf satirischen Sengebusch, des Simon mit seinem trockenen Humor, des allzeit liebensn Bellermann; ich vergesse nicht Weißenfels, den immer rtigen, mit seinem strahlenden Humor; wer von uns läse it Behagen D. Jäger, Wiese, Kruses und des BlankenMüller Aufsätze und Rezensionen, wer nicht Uhligs stets onisch gefärbte Kritiken? Wer hat nicht an Matthias' min" seine Freude gehabt, wer möchte hinter Münchs „Gevom Wege“ einen Philister suchen; wer freute sich nicht, daß wie „Das Gymnasium zu Stolpenburg“, „Dr. Fuchs und ertia“ und manche andere aus unsern Reihen hervorgegangen Sind das alles aber nur Ausnahmen und die Humorvollen uns in dem Verhältnis wie die Geistvollen in Jägers eren Kollegium, 1:18 — dann stünde es schlimm mit Lehrenden rnennden.

Schlimm mit den Lernenden. Wir Erwachsenen mögen ern zween Herren dienen — und die liebe schwache Jugend ein halbes Duzend über sich, und jeder ist anders als der und jeder will etwas anderes von ihr, ihre ganze Aufmerk treuen Fleiß, musterhaftes Betragen. Nun, es ist ja auch für geforgt, daß die Bäume schulmeisterlicher Begehrlichkeit n den Himmel wachsen: jeder kriegt es nicht von jedem und on keinem ganz, denn es ist eben zu viel verlangt; die jugendatur bei ihrem Mangel an Charakterfestigkeit und Einsicht ist lungen leichter ausgesetzt und wehrt sich — jedem Wesen ward tgewehr in der Verzweiflungsangst — gegen übergebürliche ruchnahme, gegen Ueberfütterung und Ueberbürdung durch

Unaufmerksamkeit, Mangel an Fleiß und mehr oder weniger harmlose Rüpeleien. Wer darin gleich eine persönliche Beleidigung sieht, mit Kanonenkugeln nach Spazern schießt, mit harten und groben Worten, Arrest und Knütteln von diesen Rettungsinselfn vertreibt, der mag — wenn er sich selber ohne Verschuldung weiß — ja ein gewissenhafter Lehrer sein, aber — Humor hat der nicht. Der Mensch, so ungefähr pflegte ein Königsberger Professor seine Vorlesung über Anthropologie zu beginnen, ist von Natur eine faule Bestie; er tut nur so viel, wie er tun muß, und hat keine Neigung für das, was er tun soll. Und Harnack, der χαλκέντερος, sagt einmal: „Wohl schafft die Arbeit Lust, aber dies ist doch nur die eine Seite der Sache; ich habe immer gefunden, daß über die Lust, welche die Arbeit gewährt, diejenigen lauter sprechen, die sich selbst nicht allzubiel anstrengen, während die bei ihrem Preise Umstände machen, die in ununterbrochener heißer Arbeit stehen. Es läuft da sehr viel leeres Gerede und Heuchelei mit unter. Drei Viertel der Arbeit und mehr sind nichts als stumpfmachende Mühe“. Und da sollen wir uns wundern, daß die kindliche Natur, der alles Systematische noch widerstrebt und Zweck und Nutzen aufgedrungener Arbeit nicht immer klar gemacht werden können, gegen das erbarmungslose „du sollst!“ reagiert und jene Sicherheitsventile öffnet, wenn der Druck der Ansprüche zu hohe Spannungen erreicht? Ein allzustrenges, unbarmherziges Regiment, das aus den Schulstuben „dumpe Predigtstuben“ macht, züchtet Widerwillen, Trotz, Verstellung, Lug und Hinterlist und tötet die edelste Blüte, die das Verhältnis von Lehrer und Schüler treiben sollte, das Vertrauen.

Also Nachsicht, Schwäche, Verlotterung! Welch großen Worte in einem Atem! Nachsicht ist nicht schon Schwäche und braucht nicht zur Verlotterung zu führen. Ich möchte hier gleich einen Vorbehalt nicht unterdrücken. In seinem Dialog „Gorgias“ hebt Plato die sittliche Bedeutung der Strafe hervor: „Unter den Uebeln“, sagt er da, „ist an Größe das zweite das Unrecht; für begangenes Unrecht aber nicht bestraft zu werden, ist von allen Uebeln das größte und erste“. Wir Lehrer wollen doch innerhalb unseres kleinen staatlichen Organismus die heutzutage wieder mit allerlei sophistischen Künsten befürwortete Hyperobjektivität, die in Meinungs- und Charakterlosigkeit ausartet, die grassierende Gewissenserweichung und Zerstörung des Verantwortlichkeitsgefühls nicht mitmachen. „Cette pitié“, lese ich in einer Novelle von Renaudin in der Revue des deux mondes vom 1. September

1907, „cette indulgence universelles qu'on nous prêche sous le nom d'humanité, pourquoi ne pas avouer qu'elles me répugnent. C'est pour moi la marque d'âmes lâches plutôt que généreuses. On pardonne parce qu'on n'a plus le courage de punir, d'expier.“ In dem Gemälde, das Plato von der Anarchie entwirft, spricht er auch von den Alten, die sich den Jungen anbequemen, und von dem Lehrer, der seine Schüler fürchtet und ihnen schmeichelt, während die Schüler ihre Lehrer und Erzieher verachten. Vielmehr hat die Strafe, so gut wie die Belohnung, in der Erziehung ihre berechnete Stelle, und daß für Roheitsvergehen z. B. unter Umständen eine tüchtige Tracht Prügel am Plage ist, wird jeder zugeben, der sich noch entrüsten kann. Aber andererseits bedenken wir, daß wir auf Fälle, die auf Schlechtigkeit und Verderbnis des Charakters beruhen — und solche hat Plato wenigstens nur im Auge —, im Schulleben verhältnismäßig selten stoßen; und so dann wenden wir uns nur gegen die nicht erzieherische Härte, die sich allzugern in der Rolle des Richters gefällt, mit Genugtuung das Vergehen konstatiert und überführt, die nicht abwägt, nicht unterscheidet, die mit einem Worte die Strafe nicht zu dem Vergehen in das richtige Verhältnis zu bringen versteht und ohne Mitgefühl und Gnade dem Sünder wie die Antike starr entgegenkommt. Als in demselben Plato Dialog „Laches“ einer der Mitunterredner den andern bloß etwas höhnisch kritisiert, sagt der weise Führer der Untersuchung: *ὄκουν διδάσκωμεν, ἀλλὰ μὴ λοιδοροῦμεν* . . . Wenn das Auge hinreicht, muß man die Hand nicht brauchen. Die Schüler nennen Lehrer, die am rechten Orte nachsichtig sind, gerecht. Ein Biß, der das Vergehen des Schülers, die Strafe des Lehrers begleitet, kann ganz deplaciert sein und geradezu brutal wirken; der Humor, aus weisem Verstehen und Mitleiden geboren, darf sie begleiten: er löst die momentane Spannung und stellt das für einen Augenblick gestörte Verhältnis zwischen Mäcker und Schwächer wieder her. Die Lüge ist gewiß ein vertrauensmörderischer Gang und nach Kräften zu bekämpfen, aber doch auch, worauf einsichtige Pädagogen, besonders solche, die auch Väter waren, oft hingewiesen haben, beim Schüler oft nur eine Waffe dem Stärkeren (Lehrer) gegenüber, eine Verteidigungswaffe im Stande der Notwehr, von deren Unwürdigkeit er ein dumpfes Gefühl, von deren selbstentehrendem und beleidigendem Wesen er aber nicht immer das volle Bewußtsein hat. Darum wird der human denkende Lehrer nicht gleich von einem verzweifeltsten Rasus, einem *ἄχθος ἀρούρης* und angehenden Zucht-

häusler sprechen. Man gehe der Sache — wenn nicht etwa eine stunden- oder gar tagelange Untersuchung in Aussicht steht — auf den Grund und suche den Lügner zu überführen: Die Beschämung ist für einen Jungen, bei dem noch nicht Hopfen und Malz verloren ist, eine empfindliche Strafe. Es tut mir nicht leid um das Opfer, das ich in solchen Fällen zu bringen pflege: Zusicherung der Strafflosigkeit bei offenem Geständnis; der Junge merkt zuerst gar nicht, daß ich ihn in Wahrheit überrumple; er ist vor allem froh, daß ihm der Buckel nicht juckt. Und dann: nicht alles an die große Glocke hängen und nicht nachtragen! Nicht mit jeder Kleinigkeit, jedem *mondum* vor die Konferenz, nicht noch dem Abiturienten eine lückenlose Liste seiner Kinderkrankheiten vorhalten — weshalb ich mich für die an manchen Anstalten eingeführten, auf mehr als doppelter Buchführung basierenden Konduiten-Aktenstücke durchaus nicht erwärmen kann. Bringen wir endlich bei einem armen verängstigten Schelm entsagungsvoll auch die bedingte Begnadigung in Anwendung, bringen wir ihm tapfer neues Zutrauen entgegen und helfen wir ihm und uns mit gutem Humor über den peinlichen Handel hinweg.

Ich kann mir nicht versagen, wie ich's meine, durch zwei Beispiele zu illustrieren. Otto Ernst erzählt in seiner oben genannten Plauderei: „Ich habe das mit dem alttestamentlichen Richter Eli gemein, daß ich von Natur etwas zum Embonpoint neige, und als ich eines Tages auf dem Schulhofe zwischen den spielenden Kindern in meiner Leibesfülle auf und ab ging und ein Glas Milch zum Frühstück genoß, stürzte ein Neunjähriger mit allen Zeichen der Erregung auf mich zu und rief: Herr Lehrer, Lehmann hat eben gesagt: Der Dickack trinkt noch Milch. Ich ließ mir Paul Lehmann kommen. Paul Lehmann nahte schlotternd und bleich; denn er kannte mich noch wenig. Aber bald genug mochte er meinem Gesicht anmerken, daß ich mich in meiner Ehre nicht getroffen fühlte; er machte wenigstens gar nicht erst den Versuch zu leugnen, und das war schon ein Gewinn. Wir stellten dann gemeinsam fest, wie ich wirklich hieße und daß ich keineswegs Dickack hieße, und dann zog er mit einem Lächeln der Beschämung ab. Dem Denunzianten ging es natürlich wesentlich schlechter; er wurde mit Satire behandelt und ging mit einem sehr geronnenen Lächeln von dannen. Paul Lehmann aber hat mir jene Gerichtsverhandlung nie vergessen, und als er später in meiner Klasse saß, benahm er sich, obwohl er sonst der beste Bruder nicht war, für seine Verhältnisse geradezu vornehm.“

Ein anderer Fall aus meiner Schulzeit. Benutzte da eines Tages ein vom „alten Hoppe“ eben abgekanzelter Primaner die Zwischenstunde als Ventil des gegen den allzu Scharfäugigen angesammelten Grolles und resümierte seine Entrüstung in das einem Kameraden zugeschleuberte Diktum: Hoppe ist ein Esel. Da legte sich eine leise Hand auf seine Schulter; nicht freudig überrascht blickte der strenge Kritiker in das ruhige Antlitz des auf seinen ominösen Gummischuhen unbemerkt genahnten Hoppe, der mit sanfter Feierlichkeit nur die Worte sagte: „Junger Mann, seien Sie nicht zu schroff.“

Der Humor ist Balsam, er heilt immer, er verwundet nie. Spott, Ironie und Sarkasmus sind schon bedenklicher, sie sollten in der pädagogischen Apotheke des Lehrers das Etikett „Gift“ tragen: bei schweren Fällen gelegentlich mit Nutzen zu verwenden; es sind Kräfte der Unterwelt, wie sie Münch nennt, der noch hervorhebt: „Ein ironischer Ton darf unter keinen Umständen das Regelmäßige werden.“ An ihrer Stelle sind Ironie und Sarkasmus gegen Frühreife und Aufgeblasenheit, nie „gegen schwache Leistungen und ein Zurückbleiben in der Entwicklung“ (Münch). Kälte ist kein Erziehungsmittel, das bei Kindern zur Anwendung kommen dürfte; Kinder sind Sonnenanbeter. —

Als Friß, der allen Ermahnungen zum Troß viel auf dem Kerbholz hat, seinem Ordinarius zum dritten Male den grünen Impffchein präsentiert, sagt der: „Bei dem Jungen ist alles ohne Erfolg — jetzt ist er gar zum dritten Male ohne Erfolg geimpft.“ Das war ein harmloser Witz. „Der Witz“, sagt Seiler a. a. O., „bleibt eine edle, manchmal auch gefährliche Gabe der Natur. Er kann zünden, er kann aber auch versengen, besonders wenn er mit Sarkasmus und Ironie verbunden ist, und ohne Not wehe tun soll der Lehrer nicht. Wer also diesen Witz führt, der gebrauche ihn mit Vorsicht und mit Rücksicht.“ Als Wiese einmal an einen wohlbeleibten Quartaner einige Fragen gerichtet hatte, ohne eine genügende Antwort zu erhalten, sagte der Lehrer: „Es wird nichts helfen, Herr Geheimrat; Sie sehen, der Junge ist ein Volumen, aber kein Lumen.“ Einige Zeit darauf erzählte ihm der Direktor, dieser Witz in Gegenwart des hohen Besuchs habe den Jungen so verdrossen, daß er von da an fleißiger und gleichzeitig — dünner geworden sei. Die Sache läuft nicht immer so günstig aus; der Witz kann, wenn er zu grob ist, zum entwürdigenden Späß, auf Kosten eines empfindlichen Schülers gemacht, zum schwärenden Stachel, das beschämte Ehrgefühl eine

lange mitklingende Dominante werden. So etwas braucht der Humor nicht zu fürchten: er stößt nicht ab, sondern zieht an; er reizt nicht, sondern entwaffnet.

„Ich bin“, schrieb mir vor einiger Zeit ein Berliner Direktor, „wie man mir sagt, ein strenger Lehrer und verlange meinen Teil von den Jungen, halte aber eine Unterrichtsstunde für verloren, wo wir uns zusammen nicht gründlich ausgelacht haben.“ Es gibt wenig Musik, die dem Ohr eines Normalmenschen angenehmer klinge, als herzliches Kinderlachen. Wir müssen ja unsere Schüler auch durch dürre Steppen führen; die Mathematik — *pace omnium mathematicorum dixerim*, wie Weizenfels zu sagen pflegte — gehört nicht auf jeder Stufe und für jedes Gemüt zu den fesselndsten Lehrgegenständen; „die lateinischen und griechischen unregelmäßigen Verben kann man nicht unmittelbar zu einem regelmäßigen Vergnügen machen“ (D. Ernst): aber warum soll nicht eine fröhliche Gesellschaft auch durch dürre Steppen wandern? Was uns Lehrern, die etwa wie jener vom Dichter beklagte Kollege „das leidige bellum Gallicum“ ein Menschenalter hindurch haben traktieren müssen, was uns langweilig werden könnte, braucht es für die Schüler noch lange nicht zu sein. Wie lustig kann es beim Kopfrechnen, beim Konjugieren in der Klasse hergehen, wie hat uns z. B. Cauer in den Oberklassen fesselnd lateinische und griechische Grammatik treiben gelehrt! Ist der Gegenstand trocken, uninteressant, so braucht es die Lehrstunde noch lange nicht zu sein. „Qu'on se garde“, las ich in einer französischen Zeitung, „de faire des enfants de petits êtres moroses et vieux avant l'âge. Un enfant sans gaité, c'est un papillon sans ailes; un enfant triste, c'est un triste enfant.“ Kein Wort ihres Sohnes zitiert Frau Aja lieber und öfter als Bruder Martins Ausspruch: „Die Freudigkeit ist die Mutter aller Tugenden.“ Bedauernswert die Kinder, die unlustig oder gar verängstigt das Klassenzimmer betreten, weil über ihm geschrieben steht: „Lasciate ogni speranza voi ch'entrate.“

Bedauernswert ist aber auch der Lehrer, dem das wichtige Erziehungs-, ja man möchte sagen, Unterrichtsmittel des Humors fehlt, dem es nicht angeboren ist. Man kann sich wohl manches von dem, was einem eine gütige Fee nicht in die Wiege gelegt hat, angewöhnen, aber den Humor bringt man auch durch straffe Selbstdisziplin nicht zustande. Hier heißt es mit dem Dichter: Man hat es oder hat es nicht; mit solch edlen Herzensgaben ist die Natur ebenso

wenig verschwenderisch umgegangen wie mit den Geistesgaben, und wer bei ihrer Verteilung zu kurz gekommen ist, der muß sich bescheiden mit Surrogaten begnügen. Und solche gibt es auch hier, „Antidota gegen das uns leicht anfliegende kurulische, kathedrale, katonisch-censurische Wesen“ (D. Ernst): vor allem Heiterkeit und Liebenswürdigkeit.

„Sans exiger“, liest man in der Pädagogik von Compañré, „comme le voulait Fénelon, que le maître ait toujours un visage riant, un visage gai, il faut surtout qu'il soit en général aimable et affectueux, qu'il évite le pédantisme et les allures despotiques . . . L'instituteur doit d'abord se faire aimer. L'affection est un des grands ressorts de l'activité humaine. Que ne fait-on pas pour ceux qu'on aime! Comment on leur obéit aisément! Et le meilleur moyen de se faire aimer, c'est d'aimer soi-même. Mais l'instituteur doit aussi se faire respecter et se faire craindre. La vraie discipline est un mélange de douceur et de sévérité.“ Ich kann es mir nicht versagen, hier einige Aussprüche aus Jean Pauls „Levana“ anzufügen, durch die uns jetzt in Münch ein sachkundiger und anziehender Führer erstanden ist: „Einen traurigen Mann erdul' ich, aber kein trauriges Kind.“ — „Heiterkeit und Freude ist der Himmel, unter dem alles gedeiht, Gift ausgenommen.“ — „Der erfreute Mensch gewinnt unser Auge und Herz, so wie beide der verdrießliche abstößt.“ — „Die Heiterkeit ist ein wiederkehrendes lichter Gestirn, ein Zustand, der sich durch die Dauer nicht abnützt, sondern wiedergebiert.“ — „Die Kinder sollen ihr Paradies bewohnen, wie die ersten Eltern, diese wahren ersten Kinder.“ — „Freudigkeit, dieses Gefühl des ganzen freigemachten Wesens und Lebens, dieser Selbstgenuß der innern Welt, nicht eines äußeren Weltteilchens, öffnet das Kind dem eindringenden All, sie empfängt die Natur nicht lieb-, nicht wehrlos, sondern gerüstet und liebend und läßt alle jungen Kräfte wie Morgenstrahlen aufgehen und der Welt und sich entgegenspielen, und sie gibt Stärke, wie die Trübseligkeit sie nimmt. Die frühen Freudenblumen sind nicht Kornblumen zwischen der Saat, sondern jüngere kleinere Aehren. Es ist eine liebliche Sage, daß die Jungfrau Maria und der Dichter Tasso als Kinder nie geweinet.“ Schon Plato betont in den „Gesetzen“ die Wichtigkeit einer heiteren Stimmung im Kindesalter.

Das Pflichtmäßige verlangen, ist gewissenhaft; seine Pflicht tun, vornehm; und wenn dem so beschaffenen Lehrer das Urteil der Preussische Jahrbücher. Bd. CXXXIII. Heft 3. 32

Schüler und Außenstehenden im übrigen gleichgültig ist, so ist das ein berechtigter Stolz: was ihm nicht gleichgültig sein kann, das ist, ob er dem Schüler, ob er sich die Arbeit, seine saure Arbeit, erleichtert, ob er selbst mehr Genugtuung und Freude an ihr hat. *Nostra res agitur, nostra, magistrorum.* Wäre es doch wahr, was Neuendorff im letzten Programm der Realschule zu Haspe schreibt: „Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß unser Lehrerideal in einer gewaltigen Umwandlung begriffen ist . . . Uns heute ist der vollkommene Lehrer derjenige, der nicht nur seine Schüler unterrichtet, sondern der mit ihnen lebt, der mit ihnen sich freut und betrübt!“ Wahr ist jedenfalls, was er ferner sagt: „Mit Recht wird gefordert, daß der Ton auf unseren deutschen Schulen ein freierer und ungezwungener werden, daß sich das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler mehr auf Vertrauen statt auf Furcht gründen müsse . . . Angst ist das roheste und gemeinste Erziehungsmittel, das immer nur im Einzelfalle verwendet werden sollte, wenn alle übrigen Mittel versagt haben . . . Die Mauer, die bei uns Autorität und Subordination zwischen Schulbank und Katheder aufgerichtet haben, ist oft tatsächlich so groß, daß man sich künstlich auf die Bebenspitzen erheben muß, um hinübersehen zu können; und was man dann wirklich sieht, sind Hirne, nichts als Hirne. Der Verkehr zwischen Lehrern und Schülern muß kameradschaftlicher werden. Auch die Stimme des Herzens muß sich in ihm hören lassen.“ Und ähnlich heißt es bei Rath („Schülerverbindungen und Schulvereine“): „Wer den jungen Leuten, die unter seiner Obhut stehen, allerdings nur die Neigung zu Ausschreitungen, zu Uebergreifen und Geselofigkeiten zutraut, wer sich außerstande fühlt, anders als von oben herab, anders als ermahnend oder belehrend, befehlend oder strafend zu ihnen zu sprechen, der mag seine Hände davon lassen.“ Etwas mehr Güte, Geduld, Liebe, Zuspruch — alles auch Surrogate —, etwas weniger Strenge, Pedanterie, Verdrossenheit könnten wir mit in die Schule nehmen: wir brächten ein gut Stück Freude und Befriedigung mit nach Hause. Warum wollen wir immer alles sehen oder immer zeigen, daß wir alles sehen, warum von Kindern verlangen, was wir Großen nicht leisten — „rien n'est moins raisonnable“, sagt Frau von Maintenon, „que de vouloir que des enfants le soient“ —, warum tadeln wir so viel und loben wir so wenig? „Von Hause aus“, lesen wir in Matthias' Pädagogik, „ist bei den meisten Schülern Hingebungswilligkeit vorhanden; es kommt nur darauf an, daß diese solchen Eigenschaften begegnet,

die wie Licht und Wärme darauf einzuwirken vermögen.“ „Fachlehrer im engsten Sinne des Wortes“, sagt derselbe, „(nicht etwa nur Altphilologen und Mathematiker braucht man im Sinne zu haben) sind oft die größten Querköpfe im Beurteilen der Schülerleistungen.“ „Ayrennds' Milde“, heißt es ebenda, „war so groß, daß er uns Primanern gegenüber auch bei groben elementaren Fehlern gegen griechische oder lateinische Grammatik sich nie mehr als zu einem Lächeln und zu einem humorvollen „Oh“ verstieg, was aber tiefer wirkte als die mit pharisäischer Schärfe gewürzten Moralpredigten anderer, die nicht wert waren jenem Meister die Schuhriemen zu lösen.“

Ein unsagbar klägliches Bild bietet ein Lehrer, der keine Disziplin hat. Ich habe welche gekannt, die auf die raffinierteste Weise die Zwischenstunde verlängerten, weil sie Angst hatten in die Klasse zu gehen. Und doch ist eine straffe Schulzucht die Grundlage jedes gedeihlichen Unterrichts. Mancher hat vom ersten Tage an, wo er sein Amt antrat, die Geister in seiner Gewalt; bei manchem schleifen die Zügel des Regiments zeitlebens am Boden, und ein hilfloser Phaethon sieht er *mentis inops* die mutwillige und siegestrunkene Schar seiner Führung spottend dahinflasen. Gar mancher aber beherrscht die Geister als ein Tyrann: sie folgen ihm nicht willig, sondern der Gewalt; nicht Vertrauen und Hingebung, sondern Scheu und Furcht hält sie in Bann, nicht die Ruhe der Sammlung, sondern des Kirchhofes lagert über der Klasse. Von frohem Arbeiten ist da trotz aller äußeren Ordnung nicht die Rede, und feinere Schülernaturen leiden seelisch unter solcher Regierung.*) Wer fest zugreift, aber auch des Humors und seiner Surrogate nicht entbehrt, der wird auch Herr über geborene Außenseiter und Rädelshörer, von deren Unbändigkeit ihm selbst bekümmerte Väter und Mütter erzählen.

Unter den Hilfsmitteln, Heiterkeit in die Schule zu verpflanzen, wollen wir eine heitere Lektüre nicht zu nennen vergessen. Als ganz kleinem Kinde war es mir vergönnt, an einem alten (hannoverschen) Schullesebuche meiner Mutter meine eben erworbene Lesefunst zu üben. Dort war das humoristische Element reich vertreten, und

*) Diese mehr innerlichen Naturen aber besonders zu schonen, ist eine der vornehmsten Pflichten der Schulerziehung. Die Schule scheint heutzutage überhaupt zu sehr an Verstandeskultur und -kultus zu leiden; mehr gemüthvolle und phantasiereiche Kinder kommen in ihr nicht immer zu ihrem Recht. Und doch sagte schon der alte Kaiser Wilhelm: „Die wissenschaftliche Bildung des Verstandes allein hat nicht die sittliche Läuterung des Menschen zur Folge.“

mit kindlicher Unverdroffenheit las ich zu immer neuem Ergötzen „Die Araber hatten das Feld bestellt“, „War einst ein Riese Goliath“, die Geschichte vom raschen Glückswechsel des armen „Kannitverfahn“ wieder und wieder. Jetzt sind ja die Lesebücher solchen, auch mundartlichen, Stoffen gegenüber weniger spröde, aber immer noch zu ängstlich, immer noch, wie es jüngst in einem glücklichen Vergleiche Biese — der auch das Verhalten der Schulen erotischen Stoffen gegenüber als oft zu engherzig brandmarkt — ausführte, zu „gipsern“. Ueberreich fließt freilich der Humor in der Literatur, die wir unsern Schülern vorsehen dürfen, nicht; gar manches aber hat doch geradezu klassisches Gepräge, und wenigstens die Schülerbibliothek (oder auch die Lehrerbibliothek?) sollte es enthalten. Hagedorn, Gellert, Kopisch, Jean Paul, Reuter, Raabe, Gottfried Keller, Emil Frommel, Seibel, Fontane, Mosegger, die Ebner-Eschenbach, Regenhardts drei Bände „Mundartliches aus deutschen Gauen“, aus fremden Literaturen Dickens, Daudet bieten köstliche Stücke. Und selbst das klassische Altertum, soweit es für die Schule in Betracht kommt, hat in Plato und Lucian, Plautus und Horaz witzige oder humorvolle Schriftsteller; einige von ihnen sind geradezu Meister im *ridendo dicere verum*. So hat man neulich am Karlsruher Knaben- und Mädchengymnasium Senecas Apokolokynthos wieder mit Erfolg gelesen, und der Kritiker der Marx'schen Ausgabe im literarischen Zentralblatt begrüßt es mit Freude, ein „einigermaßen fähiges Lesepublikum“ durch diese „famoso Schrift“, diesen „sprühenden Witz des Stilvirtuosen in ein ihm sonst fremd bleibendes Element lateinischer Prosa einzuführen“. Man muß freilich diese Stellen oder Seiten der Darstellungskunst bei der Lektüre gebührend berücksichtigen, markieren und besprechen, muß z. B. bei Plato über der Tiefe und Wichtigkeit der Gedanken und Absichten nicht die Einkleidung, Charakteristik der Personen, Wortwahl und Situationskomik außer acht lassen, etwa wie dies Schmelzer in seiner Ausgabe tut, die ich dieserhalb für sehr verdienstlich halte. Man muß es den Jungen vormachen, daß in Lessings Minna von Barnhelm das „He“ Franziskas (III, 4) ein Schrei der Erschrocken, das öfter wiederkehrende „Ha, ha, ha“ des Wirtes einfach ein Lachen ist, das natürlich durch bloßes Ablesen der Laute viel zu gezwungen herauskommt. Wie es zumal im deutschen Unterrichte auch — wenigstens zuweilen — gemacht werden kann, mag man aus Johann Friedrichs „Sonnenschule“

kennen lernen, einem reizenden, sinnigen, sonnigen, ganz in Poesie und Humor getauchten Buche, wo vierzehn kleine Charakterköpfe treuherzig drauf los plaudernd zeigen, wie des Lehrers als Anregung gegebener Gedanke „durch die Kristallprismen der Kinderseele in ein farbenschimmerndes Spektrum zerlegt wird.“ Der Humor ist hier freilich zunächst unfreiwillig, aber die sich in ihm widerspiegelnde Naivität hat doch ihren Ursprung in der sonnenhaften Persönlichkeit des Lehrers. Emil Frommel hat nicht nur in seinen Erzählungen und Vorträgen, er hat sogar auf der Kanzel seinem herzigen Humor nicht entzagt, ohne Schaden für seine anhängliche Gemeinde und die hohe Aufgabe seines Berufs.

Nach einem Bilde der „Fliegenden Blätter“ hat der kleine Moritz in der letzten Feriennacht einen Traum, wonach er am nächsten Morgen vor der Tür des Schulhauses einen Löwen sitzen sieht, der ihn zum Umkehren zwingt! Solche Träume sollte der kleine Moritz nicht haben. Die Beendigung der Schullaufbahn seiner Söhne kam ihm, sagte kürzlich ein Vater, wie eine Genesung nach langer Krankheit vor. Solche Äußerungen von einwandfreier Seite müssen uns zu denken geben. Böse Worte von Gegnern der heutigen Schule, wie ich sie z. B. im „Säemann“ las: „Die Zeit ist vorbei, an deren Foltern und Qualen in sittlicher und seelischer Not der, der sie erlebt hat, seine nächtlichen Angstträume nährt“, solch bösen Worte, und mögen sie noch so sehr übertrieben sein, lassen doch vermuten, daß in der pädagogischen Provinz nicht immer alles in Ordnung ist und noch manches besser sein könnte. Daß ein freundlicheres Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler auch dem heute oft sehr zugespitzten Antagonismus zwischen Schule und Haus entgegenarbeitete, so manche in der Sache nicht unberechtigte, in der Form verletzende Kritik zu maßvollere Sprache zwänge und zu leichterer Verständigung führte, dem Lehrerstand die Stellung in Staat und Gesellschaft erringen hülfe, die ihm vermöge seiner schweren und vornehmen Kulturarbeit gebührt — ich zweifle nicht daran. Wenn denn wirklich, wie kürzlich ein wilder Feind der heutigen Schule im „Tag“ schrieb, sich auf dem Felde des Erziehungs- und Unterrichtswesens nichts Geringeres als ein Kulturkampf vorbereitet, so mag uns Lehrer dieser Kampf nicht nur mit scharfem Schwerte, sondern auch mit blankem Schilde auf dem Plan finden.

In englischen Erziehungsanstalten wird noch immer geschlagen — allerdings gelten die Schläge nicht für entehrend —, und so

lautet denn in der von Winchester eine Inschrift: *Aut discas aut discede; manet sors tertia caedi*. Eine häßliche Inschrift, die auf einer mittelalterlichen Klosterschule zu finden man begreifen, wenn auch beklagen würde: welcher weiter Weg, welche Stufenleiter von Straf- oder besser Erziehungsmitteln liegt zwischen dem ernstesten Blick und jener abscheulichen *ultima ratio*! Eine dieser Zwischenstufen, von der man nicht leicht zu häufig Anwendung machen kann, ist der Humor. Wenn ich die Fürsten um etwas beneide, so ist es das, daß sie so mühe- und opferlos die Verehrung ihrer Untertanen gewinnen können. Wir Lehrer teilen diese Fähigkeit oder dieses Glück mit ihnen, aber die *δόναμις* wird nicht immer zur *ἐντελέχεια*.

„Es ist nicht gesagt“, heißt es bei Münch, „daß die wärmsten Jugendfreunde die besten Erzieher werden“, „aber“, sagt er anderswo, „dem ganz Humorlosen fehlt ein Stück des gesunden, inneren Lebens, auch in der Schultube.“ *Laeti tirones, laeti magistri* lautet ein alter Schulspruch; seine Umkehrung scheint mir das Richtigere zu treffen.

Kuno Fischers Frühzeit.

: Von

Hugo Falkenheim.

(Schluß)

3.

Diese Kritik sollte die letzte Veröffentlichung bleiben, mit der Kuno Fischer an der philosophischen Bewegung der vierziger Jahre als direkter Mitstreiter teilnahm. Hauptsächlich seine räumliche Entfernung vom Schauplatz der aktuellen literarischen Kämpfe lockerte seine Beziehungen zu ihren geistigen Leitern; auch mag er gefürchtet haben, durch Fortsetzung des bisherigen rastlosen Mitarbeitens sich übermäßig zu zersplittern. Im übrigen begann für ihn eine wenig glückliche Episode seines Lebens. Er hatte Anfang 1848 eine Stelle als Lehrer im Hause eines Fabrikanten angenommen, die ihn abwechselnd in Pforzheim und in Karlsruhe festhielt — ein Beruf, der einem so feurigen, ganz in den höchsten Ideen lebenden Geiste unmöglich zusagen konnte. Das engherzige polizeiliche und militärische Drangsalierungssystem der Reaktion nach Niederwerfung des törichtsten badischen Aufstandes trug das Seinige dazu bei, ihm den Aufenthalt zu verleiden; in einem Briefe an Ludwig Dessoir, den großen Tragöden, klagt er bitter über „die Sklaverei, in der Baden seit der preussischen Invasion sich befindet; den wahrhaft unsäglichen Druck, den die Soldaten ausüben, muß man in der Nähe empfunden haben, um sich ein deutliches und anschauliches Bild davon zu machen“. Das Verhältnis zu Dessoir war einer der wenigen Lichtpunkte in diesem unerquicklichen Dasein; es war daraus entstanden, daß Fischer dramaturgische Kritiken über das Karlsruher Theater geschrieben, Dessoir sie gelesen und die Bekanntschaft des Verfassers gesucht hatte, aus der bald enge Freundschaft wurde. „Ich wußte in meinem Verkehr mit Menschen keinen zweiten“, bekennt ihm Fischer, „der so nachhaltig auf mich gewirkt, mich so tief und wahr

angezogen hätte, wie Sie. Wo sich Künstler und Mensch so vollkommen vereinigen wie in Ihnen, da müssen die Anziehungen unwiderstehlich wirken."

Für die Stärke des ästhetischen Bedürfnisses, das Fischer von früh auf besaß, ist dies Bekenntnis ungemein charakteristisch; in seiner damaligen Situation kam ihm diese Anlage seines Geistes besonders zu statten: je geringere Befriedigung er in den äußeren Verhältnissen fand, desto sehnsüchtiger flüchtete er sich in die heiterern Region künstlerischer und philosophischer Kontemplation. Die literarische Frucht dieser Beschäftigung war das merkwürdige Büchlein „Diotima. Die Idee des Schönen. Philosophische Briefe“; gleich seiner Doktorarbeit erschien es zuerst 1849 bei dem jungen Pforzheimer Verleger Flammer, in dem er einen so liebenswürdigen wie treu ergebenden Freund gewonnen hatte. Der Inhalt erstreckt sich über das umfangreiche Gebiet, das den Gegenstand der philosophischen Aesthetik zu bilden pflegt; die Kapitelüberschriften lauten u. a.: das Schöne, Religion und Ideal, Phantasie und Kunst; die Weltgesetze des Schönen, das Erhabene, das Tragische, das Häßliche und das Komische. Trotzdem will er nicht eine Aesthetik im engeren Sinne geben, deren imposante, von ihm in Briefen an den schwäbischen Meister als vorbildlich gepriesene Bearbeitung damals bereits dem Genie Friedrich Vischers gelungen war, sondern er wählt den spezielleren Gesichtspunkt, das Schöne dem modernen Weltbewußtsein gegenüber, im Zusammenhange mit den anderen Kulturmächten verständlich zu machen. Dem entspricht die ungewöhnliche Form seiner Schrift: er erstrebt eine künstlerische Popularität, weitab von aller schulmäßigen Haltung, wie schon die Widmung an eine Dame bekundet; nach dem Vorbilde platonischer Kunst soll das Denken selber zu einem ästhetischen Akt, zu einer heiteren Gemütsbewegung werden. So durchmisst die Darstellung auf den Bogen eines nie versiegenden Enthusiasmus frei und stolz ihre Bahn — nicht ohne in mancherlei jugendlichen Zügen, wie namentlich im Schwelgen in hymnisch-überschwänglichen Stimmungen, sich als echtes Produkt der Frühzeit zu legitimieren, aber bei alledem voll so feurigen Schwunges und liebenswürdiger Frische, daß auch der gereifere Leser sich willig ihrer Ueberredungskraft gefangen gibt. Namen und Gepräge hat sie empfangen von jener griechischen Seherin, von der Sokrates in Platons unsterblichem Gastmahl berichtet: sie habe ihn belehrt, daß wahrhafte Liebe zum Schönen den Menschen nötige zu philosophieren. Recht eigentlich auf den

Grundton dieses Gastmahls hat Fischer von Anfang bis zu Ende seinen Vortrag gestimmt: „Die Vermählung der Kunst mit dem Leben hat die Menschheit nur einmal erlebt, in der Blüte ihrer Jugend. Sie ist vorübergerauscht wie ein schönes, vergängliches Gastmahl, nur die Erinnerung daran ist lebendig geblieben, mit ihr zugleich die Gewißheit, daß sich die Kunst mit dem Leben wieder versöhnen wird, wenn die Zeiten erfüllt sind. Die Menschheit wird wieder jung!“ Diese Versöhnung von Leben und Kunst wie auch von Leben und Erkenntnis, ihre gegenseitige befruchtende Wechselwirkung und weiterhin die innere Verwandtschaft zwischen dichtendem und denkendem Schaffen — das sind die Merkmale, die den universonen Charakter des Schönen bestimmen und sein Auftreten zu einem Weltereignis machen. Erst seine philosophische Ergründung stillt das Heimweh des Geistes: „Um das Höchste zu erkennen, ist auch die höchste Erkenntnis notwendig.“ Darin liegt schon die Unmöglichkeit, bei isolierter Abgeschlossenheit gegen den Strom des übrigen geistigen Lebens den Wirkungskreis des Schönen zu umschreiben: „Das ästhetische Urteil, das sich von den wesentlichen Interessen des Geistes freispricht, ist entweder frivol oder einfältig.“ Daß aber jetzt die Ueberzeugung von dieser Wechselwirkung sich mit ungezügelter Gewalt der Gemüter bemächtigen kann, verdankt die Gegenwart dem unvergleichlich herrlichen Besitz, den sie als direkte Erbin der Gedankensätze unserer großen Dichter und Philosophen ihr eigen nennen darf. Nichts ist bezeichnender für die Absicht von Fischers Schrift als dieses beglückende Bewußtsein, das ihn erfüllt, zum Genuß der idealen Errungenschaften eines goldenen Zeitalters berufen zu sein, wie das Menschengeschlecht es seit den Tagen von Hellas nicht mehr gesehen hat. Ihm gilt es, in der vollkommenen geistigen Erarbeitung des weltumspannenden Inhalts der Epoche des Göttergeschehens erst wahrhaft froh zu werden: „Der Bund, den in den klassischen Tagen Deutschlands Dichter und Denker geschlossen haben, ist ein unverbrüchliches Testament der Geschichte geworden.“ „Das Schöne hat seine Geheimnisse an den Denker offenbart, diese Erkenntnis des Schönen ist die Aesthetik.“ Im Einklang mit seinen früheren Arbeiten schildert er die Grundzüge der neuen Weltanschauung: ein das All durchflutendes Leben, die Welt in der Mannigfaltigkeit ihrer Gebilde eine stufenweise Offenbarung des Göttlichen, der Menscheng Geist dessen höchstes Produkt und echtestes Zeugnis. Damit ist bereits ausgesprochen, daß der moderne Philosoph über den in Platon gegebenen abstrakt-idealistischen

Ausgangspunkt ins Reich der sinnlich-konkreten Erscheinungen fortgegangen ist: „Die Welt ist blind ohne den Geist, der Geist ist leer ohne die Welt.“ Ist die Schönheit wirklich Weltprinzip, so muß sie in jeglicher Gestalt des irdischen Daseins allgegenwärtig schlummern, sich überall dem Werden der bildenden Phantasie erschließen. Man sieht deutlich, wie entschieden unser platonisierender Denker, dem die Kunst Wiedergeburt der Natur durch den Geist ist, eben deshalb auf die Betonung des realistischen Moments dringt; die romantische Verflüchtigung der Sinnenwelt verurteilt er als heillos unwahre Spielerei. Wenn in dem Buche diese gesunde Ansicht nicht immer zu eindeutigen Ausdruck kommt, so liegt die Schuld in der einseitig metaphysischen Methode seines Aufbaus; Fischer selber hat später erklärt, daß er ihr bei einer Neubearbeitung eine psychologische Umbildung zuteil werden lassen würde. Dagegen muß als besondere Stärke des Verfassers seine umfassende Bekanntschaft mit dem ganzen Reichtum der geschichtlichen Gestalten des Schönen gerühmt werden; und wie ihm ständig die großen Schöpfungen der Poesie alter und neuer Zeit lebendig vorstehen, so weiß er auch die theoretischen Einsichten des lektverflossenen Menschenalters mit sicherem Geschmac und selbständigem Urteil zu verwerten. Speziell bringen dann die Erörterungen über die Hauptbegriffe der Aesthetik Seite für Seite gehaltvolle Anregungen; man müßte sie einzeln besprechen, um ihnen einigermaßen gerecht zu werden — beispielsweise sei wenigstens aufmerksam gemacht auf die prächtige Untersuchung über die Ironie mit ihrer rücksichtslosen Weiskelung des romantischen Unwesens, auf die einleuchtend klare Analyse des Erhabenen, auf die sinnvoll-tiefe Betrachtung des Tragischen, die er von den Grundtatsachen des Willens und der Freiheit aus unternimmt, und schließlich generell hervorgehoben die vorzügliche Vergliederung des mit offenkundiger Zuneigung begrüßten Romischen, die in der Würdigung der pantheistischen Bedeutung des Humors kulminiert und mit der abschließenden Verherrlichung des Enthusiasmus (als der Bürgschaft für die stete Verjüngung der Welt) den gesamten Gedankengang meisterhaft wieder in der Stimmung des platonischen Gastmahls ausklingen läßt.

Durchweg aber sind treffende Einzelbeobachtungen und geist-spründende Aperçus gleich Goldkörnern mit so verschwenderischer Hand ausgestreut, daß ihre konzentrierte Zusammenstellung einen frappierenden Eindruck machen müßte. Aus einigen Zitaten von glücklicher Pointierung wird man ihren Autor nach dieser Seite hin

besser kennen lernen als aus der glaublichsten Versicherung; sie sind um so beweiskräftiger, als sie an ihrer Stelle in den Zusammenhang gehören und keineswegs den Ruhm geistreicher Aphorismen ernten wollen. „Die Aesthetiker sind die Philosophen des Schönen, die Schöngelister nur seine Kammerdiener.“ „Für den Moralisten ist die tragische Schuld ein Verbrechen, für den Fatalisten ein Verhängnis.“ „Wenn die Geschichte der Menschheit nicht eine Tragödie wäre, so könnte sie auch nicht ein Weltgericht sein.“ „Wie das Böse in die Erkenntnis der Freiheit, so gehört das Häßliche in die Erkenntnis des Schönen.“ „Die Einsicht in die lebendige Sittlichkeit ist ein Vorzug, den das ästhetische Gefühl vor dem Gewissen voraus hat. Das Gewissen ist einfach und farblos, der Charakter vielgestaltig, eine bunte Mischung von Licht und Dunkel.“ „Die Virtuosen des Denkens sind von jeher auch die Virtuosen des Lachens gewesen.“ „Der Witz ist der Skeptiker im Reiche des Schönen.“ „Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt: so sind die Naiven.“ „Man würde Goethe gern verzeihen, daß er den Glauben verleugnet habe, wenn er die Natur nicht gebichtet hätte. Für die kluge Frömmigkeit ist der gottlose Faust ein geringerer Vorwurf, als das gläubige Gretchen.“ „Die gebundenen Vorstellungen, die aus einfachen Sitten entspringen, klingen wie die Mundart in einer epischen Sprache.“ „Die großen Charaktere, die eine sittliche Notwendigkeit tragen, behalten nicht ohne Grund immer einen naiven Ton in ihrem Wesen. Er ist ihr Ursprung, den sie nicht loswerden.“

Fischer wollte der Diotima ähnlich geartete philosophische Briefe über die Idee der Religion unter dem Titel „Sokrates“ folgen lassen. Wir können sehr wohl verstehen, daß er sie zwar abfaßte, aber nach reiflicher Erwägung von ihrer Herausgabe Abstand nahm. Einmal, weil er seine wesentlichen Gedanken über das Thema schon dort ausgesprochen hatte, als er sich über das Verhältnis von Kunst und Religion zu äußern hatte; dann aber, weil die Briefform, die sich ihm zuerst ungesucht aufgedrängt hatte, ihm bei ihrer Wiederholung gekünstelt vorkommen mußte. Das Einleben in Platons Geistesart und Ideenwelt hatte ihm den Dienst geleistet, für den sie unübertrefflich geeignet ist: schulmäßige Begriffsweisheit in lebensvolle Bewegtheit aufzulösen, Gefühl und Phantasie zur Beflügelung des Denkens zu entflammen; darin war sie ja nur seiner eigenen Anlage entgegengekommen. Vor der Gefahr, sich in schwärmerische Unbestimmtheit zu verlieren, der Schwächere oft genug erlegen sind,

schützte ihn der logische Stahl seines Naturells. Er hat Platon allzeit hoch in Ehren gehalten, zugleich aber — ungleich manchen kurzatmigeren Bewunderern — niemals verkannt, daß die Hoheit griechischen Geistes zu ihrer Vollendung noch seines gewaltigen Schülers Aristoteles bedurfte, des „größten Philosophen des Altertums“, des Entdeckers des Entwicklungsbegriffs.

Wohl großenteils der Eindruck des Diotima-Buches auf empfängliche literaturfreundliche Kreise der Residenz brachte ihm 1850 den Auftrag ein, in Karlsruhe einen Zyklus von Vorlesungen über Schiller zu halten; er nahm ihn an, „ganz arglos, um auf diese Weise einige Funken Wahrheit unter die stumpfsinnigen Menschen zu werfen“. Hätte er seine Absicht ausführen können, so würden wir damals wohl die ursprüngliche Fassung seiner Schillerschriften erhalten haben. Die Vorsicht des Stadtkommandanten wollte es anders; gleich nach dem ersten, inhaltlich durchaus unbedenklichen Vortrage verbot er dem jungen Gelehrten „die Vorlesung und die Stadt“ — mit der triftigen Begründung, er sei im letzten Winter „mit revolutionär verdächtigen Personen umgegangen“, und erhielt sein Verbot auch gegen die Einsprache des Ministers aufrecht. „Ist das nicht ein allerliebstes Pröbchen?“ ruft Fischer am Schlusse einer Schilderung dieser Vorgänge mit berechtigter Entrüstung aus. Zu seiner Erholung, wie er sagt, schrieb der Gemahregelte zwei eingehende literarische Kritiken, die im Mai- und Juliheft der Stuttgarter „Deutschen Monatschrift für Politik, Wissenschaft, Kunst und Leben“ von Adolph Kolatschek erschienen; die eine betraf Robert Griepenkerls Tragödie „Maximilian Robespierre“, die andere Gustav Freytags Lustspiele „Die Valentine“ und „Graf Waldeemar“. Es sind die letzten Publikationen, die wir hier zu betrachten haben. Ihr Fazit zieht er Dessoir gegenüber mit den Worten: „Ich halte den Robespierre für ein sehr schlechtes Stück und Freytag nicht mehr für einen Dichter.“ Das anscheinend voreilige Urteil über Freytag hat ja die Nachwelt insofern bestätigt, als sie bei der Zuerkennung des Dichterlorbeers an ihn von jenen minder geglückten Produkten grundsätzlich keine Notiz zu nehmen pflegt. Fischers Strenge aber ist nicht etwa ein Ausfluß wohlfeiler splitterrichterlicher Ueberlegenheit eines unverantwortlichen Rezensenten oder besangenen Zurückbleibens hinter ungewohnten Neuerscheinungen; ihn erfüllt vielmehr ein heiliger Ernst, dem das deutsche Drama eine Angelegenheit von nationaler Bedeutung, jedes Leichtnehmen seiner Forderungen ein Hinabsinken von erreichter künstlerischer Höhe ist.

Im Hintergrunde steht nicht ein subjektives Ideal des philosophischen Aesthetikers, sondern neben seiner uns bekannten weitherzigen Gesamtanschauung vom poetischen Weltbewußtsein der Gegenwart schwebt ihm die noch nicht nach Verdienst geschätzte Produktion Friedrich Hebbels als wegweisend für die Fortentwicklung des Dramas vor.

Zur näheren Beschäftigung mit Griepenkerl bestimmte Fischer die zu allen Zeiten häufige gedankenlose Verwechslung der Größe eines Stoffes mit der Größe der dichterischen Behandlung, deren sich seinem „Robespierre“ gegenüber ein beträchtlicher Teil der damaligen Kritik unter den landesüblichen Posaunenstößen schuldig gemacht hatte. Der Verwirrung, die dieser Mißgriff anzurichten drohte, tritt Fischer mit dem ganzen Aufgebot seiner treffsicheren ästhetischen Einsicht entgegen. Es war für den Augenblick folgenreich genug, daß er mit vernichtender Evidenz das Stück als gänzlich verfehlt und seinen Autor als unfreiwilligen Parodisten erwies; aber weit über die Aufgabe einer soliden Besprechung hinaus gibt er eine Reihe bedeutender, noch jetzt lesenswerter Winke über dramatische Kunst und dramatische Charaktere. Sogleich was er einleitend über die innere Unmöglichkeit bemerkt, die Flut einer mächtigen Volksbewegung im Rahmen eines Dramas festzuhalten, ist von prinzipiellem Gewicht; wie hier das überwältigende Bild der Wirklichkeit der Fixierung eines einzelnen Moments im Wege steht, wie die szenische Belebung trotz der Ueberschreitung aller natürlichen Grenzen der Kunstform das geschichtliche Original nur verkleinern kann, wie schließlich der einzelne dramatische Charakter nivelliert wird durch die grandiose Anarchie streitender Mächte und der Held zurücktreten muß hinter den tatlosen Chor der Partei — das alles und anderes mehr wird geistvoll aufgezeigt und daraus die Folgerung gezogen: „Von dem Trauerspiel, welches die Weltgeschichte selbst im größten Umfange aufgeführt hat, läßt sich nicht ein Akt auf der Bühne wiederholen. Je näher wir den Stoff ins Auge fassen, desto weiter entfernen wir uns von der dramatischen Möglichkeit.“ Sodann beschreibt er überzeugend an dem Beispiele Dantons, der Hauptperson der größeren Hälfte der Dichtung, wie eine wahre Dramatik seinen Charakter hätte gestalten müssen, wie psychologische und geschichtliche Wahrheit hier hätten Hand in Hand gehen können, um den tragischen Untergang aus dem Zusammenwirken von schneller innerer Selbsterstörung mit der Empörung einer genialdespotischen Ausnahmenatur gegen die ausgleichende Regel des republikanischen Normalmaßes verständlich zu machen. Aus

ebenso individuellen Bedingungen wird der geringere Spielraum dramatisch brauchbarer Motive im Charakter Robespierres dargetan. Sehr fein verweist Fischer auf den Weg, den terroristischen Jünger Rousseaus an seinem Meister zu studieren und hier bei dem auffallenden Einklang von unbeugsamem „Grundsatz“ und empfindsamem Gemüt den Hebel anzusetzen; er spricht über die innere Folgerichtigkeit in seinem Schicksal, über die blutige Tyrannei, mit der er den Wert der Freiheit untergrub in dem Wahn, ihre Würde aufs höchste zu steigern, die ihn endlich selber das Opfer des unerschütterlichen Grundsatzes werden ließ: „Man wird ihn wie einen ehrgeizigen Cäsar verfolgen, und er wird wie ein tugendhafter Cato sterben. Siehe da die Tragödie Robespierres!“ Hier begeht Griepenkerl Fehler über Fehler; er vertreibt geffentlich die dankbarsten Züge aus dem Stoffe, statt dessen flicht er Reminiszenzen aus Shakespeare und Schiller zu maskenhaften Effekten aneinander und hat jedesmal das Malheur, an den tragischen Stellen jämmerlich zu komödieren. In einem Schlußwort von grausamem Sarkasmus stellt Fischer ihm gratis ein Rezept zur Verfügung, wie sein Produkt sich passend zu einem furchtbaren Trauerspiel über „die blutdürstigen Wüteriche der französischen Revolution“ für die Bühne eines Puppentheaters ausgestalten ließe: „Das verehrliche Publikum wird mit großer Genugtuung sehen, daß sie sämtlich geköpft werden. Ich bitte um Entschuldigung, daß Marat nicht mitspielt, aber er war damals schon tot.“

Mit einem erheblich höheren Grade von Respekt tritt unser Kritiker, so ablehnend er sich auch verhalten muß, selbstverständlich an die beiden Lustspiele Freytags heran. Angesichts des trostlosen Zustandes der deutschen Bühnenliteratur (so führt er aus), die durch fabrikmäßige Anwendung eingelernter Handgriffe zur Industrie herabgesunken sei und in dem Betrieb durch eine Birch-Pfeiffer und einen Laube allen dichterischen Ansprüchen entsagt habe, müsse Freytag zweifellos als einer der der vornehmeren Artisten anerkannt werden: wenn er auch weder die Phantasie über ausgelebte Formen zu erheben noch das Gemüt in die geheimen Quellen menschlicher Geschehnisse und ihrer inneren Notwendigkeit zu versenken, sondern nur die gewohnten Umrisse des Daseins in wohlgelungenen, aber schattenhaften Gruppen abzubilden verstehe, so eigne ihm doch das Talent, seine Dramen nach durchdachtem Plane zu entwerfen und in grazioser Darstellung und geschmackvoller Sprache zu gestalten. Um so bedauerlicher müsse auffallen, daß zwischen der Anlage und der

Durchführung beider Schauspiele ein Mißverhältnis vorhanden sei, das ihren dramatischen Nerv völlig lähme. Freytags Absicht ist, Personen aus aristokratischem Kreise, deren edleres Naturell durch die konventionelle Leere des gesellschaftlichen Treibens herabgewürdigt und abgestumpft ist, durch die läuternde Macht unverdorbener Innerlichkeit wiederherzustellen: darin liege unleugbar eine bedeutende sittliche Wahrheit. Um deren Gehalt aber poetisch auszuschöpfen, dazu hätte es einer weit überzeugenderen und engeren Verkettung mit ihrer sie bedingenden Umwelt bedurft, als sie bei Freytag vorliege; seine Charaktere seien nicht Kämpfer, sondern bloß Flüchtlinge nach wohlfeilem Sieg über die Erbärmlichkeit. Bei solchem Fehlen wahrer Gebundenheit und ernsthaften Losringens könne ein wirklich ergreifendes Schicksal, wie es aus der Verletzung ehrwürdiger Ordnungen aufsteigt, nicht zu Worte kommen, nur ein gleichgültiger Schauplatz und eine stumpfe Gewohnheit werde eingetauscht gegen eine neue Szenerie und eine oberflächlich veränderte Stimmung. So mußte die Entwicklung der Charaktere, die wie geschaffen für eine Novelle war, für die Herbeiführung der Wendepunkte ihre Zuflucht zu Ueberraschungen und Abenteuern nehmen — recht einladend zur Erfindung hübscher Situationen, aber durchaus unzureichend für die Erzeugung glaubhafter psychologischer Konflikte. Worauf Fischers Einwände abzielen, läßt sich am besten aus der kontrastierenden Bezugnahme auf Hebbels „Maria Magdalena“ erkennen, dieses erschütternde Bild einer schroff begrenzten Welt, in welcher beschränkende Härten der äußeren Existenz aus innerer Pietät festgehalten werden und geschlossene Charaktere im engsten Raum auf Tod und Leben miteinander ringen müssen. An diesem echten Drama gemessen, verdient in Fischers Augen die „Valentine“ immerhin noch den Vorzug vor dem „Grafen Waldemar“: dort werde, so äußerlich auch das Eintreten des Umschlages erfolge, doch wenigstens ein Irrtum durch sich selbst gerichtet, hier jedoch bleibe es schlechterdings bei der kranken Verfassung eines blasirten Temperaments, in dessen kokettem Spiegel wir keineswegs die geheimnisvolle Tiefe einer ursprünglichen Individualität oder gar, wie der Dichter uns ansinnt, die typische Schuld seines Zeitalters entdecken können: „Er ist ein empfindsamer Mensch in einer gemüthlosen Maske, und die Komödie besteht darin, daß er die Maske abnimmt.“ Da kann es nur einen fünften Akt geben, aber keine letzte Befriedigung; das Spiel muß immer wieder von vorn anfangen. Fischer sträubt sich gegen die Zumutung, eine so farblose und selbstgefällige Figur

als interessante männliche Erscheinung bewundern zu sollen. Mancherlei Auffassungen lehren hier in reiferer Entwicklung und neuer Gewandung wieder, die wir seinerzeit in jenem frühesten Essay über die Gräfin Ida Hahn-Hahn kennen gelernt haben — ein erfreuliches Zeichen für die allen zufälligen Launen unzugängliche gediegene ästhetische Durchbildung, aus der Fischers Verhältnis zur neueren Literatur seine feste Sicherheit empfangen hat.

Daß diese Kritiken weithin ein lebhaftes Echo gefunden haben, sieht man u. a. aus Kolatscheks Mitteilung an Fischer, er sei namentlich von Wien und Berlin aus vielfach um den Namen des Autors befragt worden. Am schwersten jedenfalls fällt das Lob ins Gewicht, dem einige Jahre später der sonst so herbe Hebbel Ausdruck gab. In seiner Rezension von Fischers erster Schillerschrift sagt er: „Ein Meisterstück in Form und Gehalt, das einmal wieder zeigt, was die gesunde Spekulation vermag, wenn sie nicht zu stolz ist, an die Erscheinungen heranzutreten. Diese Publikation bedarf keiner Empfehlung, sie wird aber manchen auf schmerzliche Weise an die frühere Tätigkeit des Verfassers auf ästhetischem Gebiete erinnern, wie er sie namentlich in der Deutschen Monatschrift entwickelte, und den lebhaften Wunsch rege machen, ihn zu dieser zurückkehren zu sehen.“

Die Gemeinsamkeit in der Auffassung der dichterischen Aufgaben des Zeitalters mußte dem Dramatiker und dem Philosophen den Wunsch nahelegen, auch persönlich zueinander in Beziehung zu treten. Ueber die Einzelheiten dieser Annäherung gibt ein interessanter Brief von Hebbel an Fischer Auskunft, dessen Inhalt uns einer ausführlicheren Darstellung überhebt; seine wortgetreue Mitteilung wird um so mehr am Platze sein, als er bisher der Hebbel-Forschung entzogen geblieben ist. Er lautet:

„Hochgeehrter Herr!

Professor Kolatschek hat Ihnen die Aushängelbogen meines Gedichts „Mutter und Kind“ übersandt; ich erlaube mir, sie durch zwei zu completiren, welche die Druckerei rückständig geblieben war.

Eine Beurtheilung dieses Gedichts von Ihnen wäre mir in hohem Grade erwünscht und nach den freundlichen und wohlwollenden Gefinnungen, deren Sie mich mündlich versicherten, bin ich kühn genug, Sie darum zu ersuchen. Es liegt mir jedoch nicht etwa aus äußern Gründen daran, obgleich ich allerdings bei meinem schweren Stand in Oesterreich Ursache habe, für jede

aufrichtige Unterstützung aus Deutschland doppelt dankbar zu seyn, sondern ausschließlich aus inneren. Das Produkt, um das es sich hier handelt, ist nämlich entweder, erlauben Sie mir bei meinen fünf und vierzig Jahren, es unumwunden zu sagen, sehr viel oder gar Nichts; es möchte ein Epos seyn und sinkt, wenn es sich in seiner Hoffnung täuschen sollte, augenblicklich zur versificirten Novelle herab, deren Zahl vermehrt zu haben, ich auch dann noch beklagen würde, wenn man ihm einen hohen Rang in dieser zweideutigen Gattung anwiese. Nun hätte ich selber früher ein Epos nach Hermann und Dorothea für ein Unding gehalten, weil es nach meiner Meinung im ganzen Umkreis der menschlichen Verhältnisse außer dem für ewig ausgebeuteten zwischen Bräutigam und Braut keins mehr gab, das allgemein genug war und poetisch dabei. Ich überfah aber, wie es mir jetzt scheint, daß der Dichter zwar nicht mehr vorwärts aber doch noch zurückgehen konnte, und daß er erst in dem Verhältnisse zwischen der Mutter und dem Kinde auf die eigentliche und letzte Wurzel der Gesellschaft stieß. Darin irre ich auch wohl nicht; es fragt sich nur, wie es mit der Ausführung steht. Ein klein wenig Vertrauen habe ich zu dieser, weil die zu Grunde liegende Erfindung, mit der ich mich zehn Jahre trug, sich durchaus nicht dramatisch organisieren wollte, wie ich wünschte, sich dagegen augenblicklich episch abrundete und zum modernen Weltbild ausbreitete; von Ihnen wünsche und hoffe ich zu erfahren, ob dieß Vertrauen ein ganz und gar thörichtes ist oder nicht. Daß die Sehnsucht des unfruchtbaren Eheweibes nach einem Kinde sich zur Leidenschaft steigert, lehrt die Erfahrung und hat sie, wie die älteste Märchen-Poesie beweis't, von jeher gelehrt; dieß Motiv dürfte daher im vollsten Einklang mit der menschlichen Natur stehen. Wenn aber nicht jedes Weib, ohne Ausnahme, ein Opfer, wie es hier gebracht wird, unter gleichen Umständen annehmen und nicht jedes Mädchen, das sich den Geliebten nur dadurch zu erhalten vermag, es bringen kann, so bin ich vor dem epischen Forum verloren, denn durch das dramatische Mittel der schärferen Individualisirung darf die Verwicklung nicht herbeigeführt werden, weshalb ich mich seiner auch streng enthielt. Ich glaube jedoch, daß es sich so verhält, da die Eine nicht weiß, was sie fordert und die Andere nicht, was sie verspricht, indem der Mensch, wenn ich meinem eig'nen Gefühl trauen darf, erst durch das Kind selbst über das Kind belehrt wird.

Wie sehr habe ich es beklagt, Sie in den Ferien nicht in Wien eintreffen zu sehen, wie Sie mich hoffen ließen! Ich rechne ein Gespräch aus dem Vollen heraus zu den höchsten Genüssen des Lebens und ein solches hatte ich in Jena mit Ihnen. Nun, in unserer Zeit der Eisenbahnen läßt sich Manches mit Leichtigkeit einbringen und wir sehen uns gewiß wieder, entweder in Wien oder in Jena. Wenn Sie hören, daß ich den Schillerschen Demetrius fortsetze, so glauben Sie nicht daran; ich überlasse es Anderen, das aufzunehmen, was Goethe liegen ließ. Ich fasse den Gegenstand unter Adoption des großen dramatischen Grundgedankens und in Uebereinstimmung mit den neuen historischen Forschungen auf meine Weise und das war mein Plan schon in früher Jugend.

Für Ihre vortreffliche Entwicklung „Schiller als Philosoph“ meinen besten Dank; ich habe mich daran erquickt, wie seit lange nicht.

Mit aufrichtigster Hochachtung

Wien d. 25sten
Nov. 1858.

Ihr ergebenster

Jr. Hebbel.“

Es war Runo Fischer hart, die Hoffnungen, die der Dichter auf sein Epos gesetzt hatte, nicht bestätigen zu können: er fand ihn hier gerade auf einem Felde, das seiner eigentümlichen Begabung nicht entsprach. So konnte es nicht ausbleiben, daß Hebbel über das Versagen der erwarteten freudigen Anerkennung schwer enttäuscht war und sich verstimmt von Fischer zurückzog, obwohl dieser seine Antwort in die denkbar rücksichtsvollste und ehrendste Form gekleidet hatte. Ein poetisches Naturell — so gab er ihm zu bedenken —, das sich nicht mit einfacher Darstellung eines Stoffes begnüge, sondern in jedem Gegenstande seiner Phantasie immer zugleich ein einzig dastehendes, bis aufs äußerste zugespitztes psychologisches Problem zu erfassen strebe, vermöge den regelmäßigen Lebenswendungen kein ausgesprochenes Interesse zuzuwenden. Bei Hebbel werde die Poesie, was dem höheren Mathematiker seine Wissenschaft sei — eine Kunst und ein Instrument, Aufgaben zu lösen: „Sie nehmen und machen sich selbst die Poesie nicht leicht. Viel weniger leicht, als Sie es von Seiten Ihrer Kraft vermöchten.“

„Diese Sätze lenken unsern Blick unmittelbar wieder auf jene dramaturgischen Abhandlungen Fischers zurück, die Hebbels Teilnahme für ihn erweckt hatten: denn in ihnen sind die Grundgedanken ausgesprochen, die er in einer damals geplanten Gesamtcharakteristik des Dichters durchzuführen gedachte. Aber diese Absicht kam nicht

zur Verwirklichung, gleich manchen anderen Absichten, mit denen er sich vorübergehend getragen hatte, seitdem seine Arbeitskraft von weitausschauenden Plänen aufs stärkste in Anspruch genommen war. Mit Gewalt zog es ihn jetzt zu den Aufgaben, die den vollen Einsatz seiner Fähigkeiten verlangten. Im Herbst 1850 hatte er nach einem „trotz aller Schikanen glänzend bestandenen“ Examen sich in Heidelberg habilitiert und die Laufbahn des akademischen Dozenten vor zahlreicher Zuhörerschaft mit ungewöhnlichem Erfolge betreten. „Die Zukunft“, schreibt er an Dessoir, „erscheint mir abwechselnd hell und finster; aber sie kümmert mich weniger. Denn ich bin unabhängig — wer weiß wie lange?“ Man glaubt eine Vorahnung des Kommenden herauszuhören: noch einmal wurde er ja im vollen Zuge des Wirkens nach dritthalb Jahren durch einen unerhörten Gewaltstreich lahmgelegt — durch die Entziehung der *venia legendi* auf Grund der Denunziation wegen Pantheismus — und zu einer unfreiwilligen Pause seiner Lehrtätigkeit gezwungen, der erst nach Ablauf von abermals dritthalb Jahren durch die Berufung nach Jena ein ruhmvolles Ende bereitet wurde.

Die Vorlesungen über die Geschichte der neueren Philosophie und über Logik und Metaphysik, mit denen er vor sein Auditorium trat, leiten das öfters geschilderte Werk seiner Mannesjahre ein; sie fallen somit bereits außerhalb der Zeitgrenze unseres Berichts. Aber die sichere Meisterschaft, von der sie Zeugnis ablegen, würde ein Rätsel sein, wenn wir sie nicht als Frucht des in den Versuchen seiner Jugend niedergelegten Ringens verstehen könnten. Und nicht fehlt die Tendenz, die sichtbar die Brücke von den Bestrebungen des Jünglings zu den Zielen der Reisezeit schlägt und die früheren Arbeiten als positive Vorbereitung des Künftigen erscheinen läßt: die Aufgabe einer dem allgemeinen Verständnisse zugänglichen Darlegung des historischen Ganges der Philosophie, die sich streng gegen alle leichte Popularität abspaltet, begründet er als sachgemäße Forderung des durch die nachhaltige Gedankenarbeit der letzten Generation geschaffenen Standes der Wissenschaft. Auch das besondere Thema seiner geschichtlichen Vorlesung setzt der junge Heidelberger Dozent zu den bewegenden Interessen der Gegenwart, denen seine bisherige Tätigkeit vorwiegend gegolten hatte, einleuchtend und zwanglos in Beziehung: nicht nur sei die Kenntnis vergangener Stufen des Denkens die unumgängliche Vorbedingung für jedes eindringende Erfassen der modernen Probleme, die auf ihnen fußen, sondern zumal in dem wilden Getümmel der Tagesmeinungen sei

die historische Orientierung der einzig zuverlässige Weg zur Wahrheit. In näherer Motivierung legt er sodann die maßgebenden Gedanken vor, die das theoretische Rückgrat seiner Behandlung des umfangreichen Gegenstandes bilden: unter Abweisung der bloß chronikalischen wie aller mit willkürlichen Maßstäben operierenden oder die Wahrheit als fertige Münze weitergebenden Methoden bekennt er sich zum Prinzip der Entwicklung. Nach der Richtschnur dieses Prinzips erscheinen die weltkundigen Systeme der Philosophie als zweckvolle Glieder eines organischen Ganzen, ein jedes die Selbsterfassung einer typischen Richtung im geistigen Leben der Zeiten und Völker, in ihrer Gesamtheit die Selbsterkenntnis der Menschheit im großen; und zwar letzteres in der zwiefachen Bedeutung, wonach jede prüfende Einkehr in den gegebenen Zustand einerseits die ausgelebten Ideen als der Vergangenheit zugehörig dekretiert, andererseits dem frischen Wehen des neuen Geistes die Bahn freimacht und die Lineamente für die nachfolgenden Kultursysteme entwirft, oft genug im siegreichen Kampfe gegen den Widerstand althergebrachter Vorurteile: „Der Giftbecher des Sokrates und der Scheiterhaufen Giordano Brunos sind die Waffen gewesen, mit denen sich eine befangene Welt gegen den Einbruch des philosophischen Geistes gewehrt hat.“ Mit zündender Begeisterung appelliert er an den Wahrheitsinn seiner Hörer und entrollt ihnen in großen Zügen ein vorläufiges Bild von den beherrschenden Tatsachen des Gebiets, das sie unter seiner Führung durchwandern sollen. In seiner Vorlesung über die Logik sodann nimmt er den Faden da auf, wo ihn die klassische Aera hat liegen lassen: er macht gemeinsame Sache mit Hegel in der Grundidee des allwaltenden Geistes, in der Identifizierung von Logik und Metaphysik, in der die objektive Bewegung des Weltlaufs nachbildenden dialektischen Methode; das ganze Begriffsgebäude aber stellt er ausdrücklich unter die Kontrolle der kantischen Erkenntnistheorie — ein kritizistisch gerichteter Jünger des Panlogismus, der sich den Wahlspruch erkoren hat: „Identitätsphilosophie auf transzendentelem Standpunkt“. In verwandtem Sinne sind, wie Hefte damaliger Zuhörer lehren, auch seine Vorträge über Aesthetik und Psychologie mit bewusster Konsequenz ihren Weg gegangen. In aller der durchgreifenden Fortarbeit an seinem Lebenswerk aber, die ihn nachmals zu so wichtigen Erweiterungen, zu so mancher tieferen Begründung seiner Auffassungen geführt hat, wird man unverkennbar die entscheidenden Züge der Betrachtungsweise wiederfinden, wie sie sich ihm im Sturm und Drang seiner Frühzeit herausgebildet haben.

Soziale und politische Zustände in Schweden nach deutscher Auffassung.

Ein Wort zur Aufklärung

von

Prof. Pontus Fahlbed,

Mitglied der Ersten schwedischen Kammer.

Zuweilen mögen uns die Urtheile anderer über uns recht gleichgültig sein, meistens sind sie es jedoch nicht, besonders wenn das Urtheil ein ungünstiges ist. Dies gilt sowohl für ein Volk, wie auch für den Einzelnen. Stützt sich ein derartiges ungünstiges Urtheil auf tatsächliche Verhältnisse, so muß man sich natürlich geduldig darein finden und sich selbst zu bessern suchen; beruht es jedoch auf Unkenntnis oder mißverständlicher Auffassung, so muß es bei dem davon betroffenen Einzelwesen oder Volke Unmut, wenn nicht gar Entrüstung hervorrufen.

So liegen die Dinge gegenwärtig zwischen Schweden und Deutschland. Die Schwedenfreundlichen Aeußerungen, die aus Anlaß der Alandsfrage und des Besuches König Gustavs am Berliner Hofe in der deutschen Presse vielfach vorkamen, — schwedischerseits mit Befriedigung bemerkt — beweisen nichts dagegen, denn diese Aeußerungen beziehen sich auf die äußere politische Lage und ändern nicht die in Deutschland herrschende Auffassung unserer inneren Zustände. Allein so lange die irrige Auffassung dieser Zustände bestehen bleibt, wird sie, allen Zwischenfällen zum Troß, auf der einen Seite eine gewisse Geringschätzung, auf der andern Verstimmung bewirken. Natürlich ist diese Lage in erster Linie für Schweden bedauerlich; aber auch für Deutschland kann sie nicht gleichgültig sein, denn die gute Nachbarschaft muß früher oder später darunter leiden. Und wenn der augenblickliche Zustand vom reinen Machtstandpunkt aus für Deutschland ungefährlich erscheinen mag, so muß er doch auf den Verkehr

zwischen den beiden Völkern, auf den Deutschland gewiß nicht minder großes Gewicht legt als Schweden, schädlich einwirken. Außerdem ist die Gefinnung kleinerer Nachbarn im Hinblick auf das Gleichgewichtssystem, das jetzt in Europa herrscht, auch für die großen Völker nicht ohne politische Bedeutung. Vor allem aber ist es doch wohl auch der großen deutschen Nation — der Nation der Denker und Gelehrten, wie sie genannt wird — wenig würdig, Mißverständnissen anheimzufallen, die ein befreundetes Volk als kränkend empfinden muß.

Die in Deutschland zutagetretende mißverständliche Auffassung betrifft sowohl die sozialen wie die politischen Verhältnisse des schwedischen Volkes, sowohl die schwedische Gesellschaft wie die schwedische Verfassung, und hat namentlich in der deutschen liberalen Presse Äußerungen einer unverblünten Geringschätzung Schweden gegenüber gezeitigt. Mit besonderer Stärke trat dies 1905 zutage, als Norwegen eigenmächtig das Unionsband zerriß und Schweden solches aus Gründen, die ich schon früher dem deutschen Publikum dargelegt habe*), unter gewissen Bedingungen geschehen ließ. Aber auch späterhin und beinahe immer, wenn die inneren Verhältnisse Schwedens zur Sprache kommen, hat diese geringschätzigte Empfindung oft auf eine geradezu brutale Weise ihren Ausdruck gefunden. Der erste Preis in dieser Hinsicht gebührt, wie untenstehendes Zitat beweist**), dem Berliner Tageblatt in seinem Artikel vom 15. Dezember vorigen Jahres anlässlich des Hinscheidens König Oskars II. Was der Verfasser hier in böswilliger Entstellung seinen Lesern aufstischt, sowie was andere von uns sagen, läßt sich kurz etwa folgendermaßen zusammenfassen: Die Standesunterschiede sind in Schweden stark ausgeprägt, die Gesellschaft ist aristokratisch organisiert, die höheren Klassen, besonders der Adel, sind mächtig und halten das Volk zurück. Die Verfassung aber ist keine neuzeitliche, sondern steht als Ueberbleibsel älterer Zustände unter

*) In der „Deutschen Revue“ (Juni 1907).

**) „König Oskar hat an der reaktionären schwedischen Politik Schiffbruch gelitten. Der schwedische Junkerstaat mit seiner Bedächtigkeit und seiner Abneigung gegen allen Fortschritt konnte sich auf die Dauer mit dem norwegischen Volksstaat nicht vertragen. Er glaubte den Freiheitsdrang der Norweger durch Dämmungen und Sperrketten zügeln zu können, bis dann der Bruch nicht länger zu vermeiden war . . . Auch bei uns sind die Vertreter einer engherzigen Junkerkaste nicht ausgestorben — — — *Discite moniti!* So ruft uns das Geschick des Königs Oskar zu. Er scheiterte am Junkertum.“

den Verfassungen Europas einzig da. Sie ist „altständisch“ und trägt in ihrem Dualismus zwischen Fürst und Volk mittelalterliche Züge.

Außerungen einer derartigen irrigen Grundauffassung über die sozialen und politischen Zustände Schwedens als aristokratische und mittelalterliche treten jedoch nicht allein in der liberalen Presse, wo sie ein Glaubensartikel sind, auf. Man findet solche, wenn auch in milderer Form, beinahe überall, so z. B. im Artikel „Schweden“ der 5. Auflage von Meyers großem Konversations-Lexikon.*) Und wie allgemein diese Auffassung auch in den angesehensten wissenschaftlichen Kreisen ist, davon legen u. a. die Worte, die Laband im Sommer 1905 in einer im übrigen vollständig korrekten Darstellung des Unionsverhältnisses zwischen Schweden und Norwegen äußerte, Zeugnis ab. „In Schweden“ — so sagt er — „hat eine reichbegüterte Landaristokratie überwiegenden Einfluß; in Norwegen gibt es keinen Adel, keine Standesunterschiede. . . . In Schweden besteht ein konstitutionell beschränktes, aber immerhin machtvolles Königtum, das sich auf den großgrundbesitzenden Landadel stützt.“**)

Ebenso wird an jeder Stelle, wo Zellinek in seiner großen Arbeit: Das Recht des modernen Staates Schweden berührt, die schwedische Verfassung als altmodisch und mittelalterlich dargestellt, beispielsweise in folgendem Satze: „Die jetzt geltende schwedische Verfassung vom 22. Juni 1866 (sic!) hat mehr als jede andere bedeutende Elemente altständischen Wesens bewahrt.“***) In seiner Rezension einer Arbeit, in der ich selbst die schwedische Verfassung kurz beschreibe und besonders die Irrtümer der deutschen Gelehrten nachzuweisen suche, erklärt, nach dem Schema des Meisters, schließlich auch Max Huber, daß, obwohl die sog. monistische Staatsidee jetzt in Schweden zum Durchbruch gekommen sei, „der mittelalterliche Dualismus, der Fürst und Stände als selbständige Träger von Hoheitsrechten, nicht als bloße Staatsorgane, einander gegenüberstellte“, sich noch immer in der Verfassung zu erkennen gebe.†)

Wenn solche Vorstellungen über Schweden herrschen, so kann es kaum wundernehmen, falls in weiten Kreisen der deutschen Nation

*) In der soeben erschienenen 6. Auflage ist dieser Artikel freilich durch einen neuen, mit historischer Sachkenntnis geschriebenen und im wesentlichen durchaus korrekten ersetzt worden.

***) „Die Zeit“ (2. Juli 1905).

**) Das Recht des modernen Staates, 2. Aufl. (Berlin 1905) S. 516 Fußnote.

†) Zeitschr. f. Sozialwissenschaft. 1905, S. 12, S. 828.

Mißachtung für das schwedische Volk empfunden wird. Gewiß, wer selbst Aristokrat oder altkonservativ ist, findet an einer Gesellschaft, die aristokratisch ist, nichts auszusetzen, sondern sieht im Gegenteil darin ein Verdienst. Aber diejenigen, die so fühlen, sind eine geringe Minderzahl im Verhältnis zu der großen Masse Gelehrter und Ungelehrter, die in unserem Zeitalter der Gleichheit eine aristokratische Gesellschaftsform mit einem Gemisch von Unwillen und Mitleid betrachten. Und niemand empfindet Sympathien für ein Volk, das in seiner Verfassung Reste einer mittelalterlichen Staatsverfassung bewahrt oder eine allem Fortschritt abholde Gesinnung zeigt. Ein solches Volk muß nicht allein als altmodisch, sondern auch als übel gesinnt betrachtet werden und verliert deshalb die Achtung aller Welt.

Nun glaube ich zwar nicht, daß die vielen tausend Deutschen, die jährlich Schweden besuchen, von alledem, was dem schwedischen Volke zur Last gelegt wird, etwas merken. Im Gegenteil haben, wie ich weiß, besonders industrielle Fachleute zu erfahren bekommen, daß die schwedischen Arbeiter meistens höher bezahlt werden und besser leben, als die deutschen des entsprechenden Faches; ebenso findet wohl jedermann, daß hier eine bürgerliche Freiheit besteht, deren Seitenstück nur wenige Länder aufzuweisen haben. Eine Ausnahme, die freilich die Touristen besonders unangenehm anmutet, bildet die jetzt in Schweden herrschende Abstinenzgesetzgebung. Aber diese ist, wie jedermann weiß, weder mittelalterlichen noch aristokratischen, sondern im Gegenteil ganz modernen und rein demokratischen Ursprungs. Allein persönliche Erfahrungen besitzen gegenüber den Gelehrten und der großen Presse wenig Bedeutung. Diese bestimmen die allgemeine Ansicht über Schweden nicht nur in Deutschland, sondern, wie ich fürchte, auch weit außerhalb dessen Grenzen. Denn was — ganz abgesehen vom „Berliner Tageblatt“ — z. B. die „Frankfurter Zeitung“ und die „Kölnische Zeitung“ berichten, wird in ganz Europa vernommen.

Verhielte es sich nun wirklich so, wie unsere deutschen Widersacher behaupten, so müßte man — ich wiederhole es — schweigen und den wohlverdienten Lohn für seine schlimmen Taten hinnehmen. Da aber keine dieser Behauptungen mit der Wirklichkeit übereinstimmt, wäre man beinahe versucht, mit Entrüstung diesen systematischen Verleumdern geradezu ins Gesicht zu sagen: Du lügst! Mit Grobheiten, wie berechtigt sie auch sein mögen, läßt sich jedoch eine so fest eingewurzelte Vorstellung, wie die jetzt in Deutschland

herrschende, nicht ausrotten. Sie erfordert eine sachliche Widerlegung und gleichzeitig eine Erklärung. Denn alle Mißverständnisse dieser Art haben nicht nur einen erkenntnistheoretischen, sondern auch einen psychologischen Grund.

* * *

Man sollte meinen, es sei überflüssig, gegen den Vorwurf einer Adels Herrschaft und einer aristokratischen Gesellschaftsordnung dasjenige Land zu verteidigen, das allein von allen den Ländern, die seit den ältesten Zeiten eine selbständige Existenz geführt haben, weder ein Feudalwesen noch eine mittelalterliche Leibeigenschaft in irgendwelcher Form gekannt hat. Allein mit Rücksicht auf die herrschenden Mißverständnisse ist es offenbar nötig, die Sache etwas näher zu verfolgen und an die Geschichte des Adels in Schweden in seinem Verhältnis zu den übrigen Ständen zu erinnern.

In Schweden, wie in anderen Ländern, entstand im Mittelalter eine weltliche und eine geistliche Aristokratie, und hier wie anderswo suchte sie allmählich sich zum Herrn über Staat und Gesellschaft zu machen. Das erstere gelang ihr, indem am Anfang des 14. Jahrhunderts das Wahlreich eingeführt wurde und die Königsmacht dadurch in eine starke Abhängigkeit von den Großen geriet. Die Anschläge gegen die Freiheit der Bauern wurden dagegen zurückgewiesen. Zuerst geschah dies durch die Volkserhebung unter Engelbrecht (1434), und später schützte das Landvolk unter Karl Knutsson und den drei Stures hundert Jahre lang (bis 1520) die bürgerliche wie die nationale Freiheit gegen die Uebergriffe der Großen und gegen die von diesen unterstützte Union mit Dänemark. Während dieser Kämpfe und zuletzt durch die blutige Abrechnung Christians II. (1520) mit den der nationalen Sache treuen Abhigen wurde die mittelalterliche Aristokratie stark dezimiert und ihre Macht für alle Zeit gebrochen.

Das neue Königtum, das Gustav Wasa, nach Vertreibung der Dänen, mit Zustimmung des ganzen Volkes errichtete, legte in allem von der Ohnmacht der Aristokratie Zeugnis ab. Die Reformation wird durchgeführt (1527), die Krone für erblich erklärt (1544), und der König regiert, ohne den Rat, mit seinen nichtadligen Sekretären, aber unter beständigem Zusammenwirken mit dem Landvolk und den Bürgern der Städte auf Versammlungen und Zusammenkünften verschiedener Art. Während der inneren Streitigkeiten zwischen seinen Söhnen (1568) und bei dem Versuche zur Herstellung einer

neuen Union mit Polen (1592—99) erhebt der Adel abermals sein Haupt und strebt in erster Linie danach, etwas von der Staatsgewalt, die während der Zeit der ersten Union bestand, wiederzuerlangen. Aber Karl IX. durchkreuzt, gestützt auf die Stände, mit eiserner Hand diese Pläne, und auf dem Marktplatze von Linköping wird im Jahre 1600 die Tatsache, daß der Rat und der Adel keine mit der Krone wetteifernde Macht, sondern ihr Diener sein soll, besiegelt. „Der Adlige, der sein Kind nicht so erzieht, daß es entweder gelehrt wird oder zum Hofdienst (Kriegsdienst) tauglich ist, hat seinen Adel verwirkt“, äußert derselbe Karl IX. und gibt damit die Stellung des Adels als Diener der Krone an. Und so blieb es.

Freilich konnte der Adel, wenn auch nicht für die Krone, so doch für die übrigen Stände immer noch gefährlich werden. Außer der Steuerfreiheit, die seit 1280 einem jeden, der der Krone zu Pferde diente, verliehen wurde, aber auf ein einziges Gut beschränkt war, hatte er seit 1561, wo Erich XIV. die Grafen- und Freiherrnwürde einführte, nach und nach Steuerfreiheit auch für seine übrigen Ländereien und viele andere Privilegien erhalten. Schlimmer als dieses war jedoch, daß die Krone während der großen Kriege, um sich Geld zu verschaffen, sowohl Domänengüter, als auch die von dem bäuerlichen Landbesitz zu entrichtenden Steuern verpfänden mußte. Die Königin Christine verschenkte außerdem während ihrer Regierung (1644—1654) das Eigentum der Krone mit verschwenderischer Hand. Hierdurch entstand die Gefahr für den Bauernstand, in großem Umfang Pächter und Hofhörige des Adels zu werden. Schon auf dem Reichstage von 1650 stellten deshalb die unteren Stände die Forderung einer „Reduktion“ auf, die auch auf dem Reichstage von 1655 in geringerem Umfange als sogenannte „Viertelabrechnung“ beschlossen wurde. Dies war jedoch erst der Vorbote dessen, was kommen sollte. Die Erbitterung über die schwächliche äußere Politik der folgenden Regentschaft (1660—1672) kam hinzu und machte die Forderung einer Einschränkung der Grundbesitzerwerbung des Adels noch mehr dringend. Unter kräftiger Mitwirkung des jungen Karl XI. wurde daher auf den Reichstagen von 1680 und 1682 eine vollständige „Reduktion“ aller der Güter und Zinsen beschlossen, die der Adel seit 1604 und bisweilen schon früher von der Krone erhalten oder zu geringem Preise erworben hatte. Außerdem aber wurden alle Grafenschaften und Baronien eingezogen. Es handelte sich hier um die gewaltigste Umwälzung dieser Art, die bis zu den

Tagen der französischen Revolution vor sich gegangen ist. Hiermit war auch die soziale Uebermacht des Adels für alle Zeit gebrochen.

Der Adel besaß zwar noch eine Menge Privilegien, aber diese waren von geringerer Bedeutung. Das wichtigste bestand darin, daß die meisten Ämter zwar nicht *de jure*, aber faktisch von Adligen bekleidet wurden.*) Dies war nun einer der Hauptstreitpunkte auf den Reichstagen während der sogenannten „Freiheitszeit“ (1719—1772), die keineswegs, wie die meisten deutschen Verfasser glauben, eine Adels Herrschaft bezeichnet, wenn der Adel auch bei ihrer Inaugurierung 1719 an der Spitze stand, sondern eine Ständeherrschaft, oder nach heutiger Ausdrucksweise eine parlamentarische Regierungsform. Denn die bürgerlichen Stände erhielten damals allmählich die Ueberhand und setzten ihre Wünsche sowohl betreffs der Ämter, wie auch in anderen Beziehungen durch. Die Aufhebung der adligen Privilegien erfolgte bei der neuen Staatsumwälzung, die Gustav III. 1789 unter Beistand der unteren Stände durchführte, und in ihren letzten Resten 1809 unter der freien Zustimmung des Adels. Das einzige Sonderrecht, das der Adel hierauf bis 1865 besaß, war das, daß er einen Stand im Reichstage bildete. Allein dies war kein Privileg und wurde deshalb auch niemals dazu gerechnet, sondern bezeichnete lediglich eine Funktion im Dienste des Staates, welche die historische Entwicklung dem Adel gleichwie den anderen Ständen auferlegt hatte.

Dieser flüchtige Ueberblick über die Geschichte des Adels in Schweden lehrt, daß wir einen Adel gehabt haben, der zeitweise eine dominierende Stellung eingenommen hat — und ohne seinen Adel hätte Schweden sicher niemals die Geschichte gehabt, auf die es noch jetzt stolz ist. Andererseits sehen wir aber auch, daß dieser Adel, als die Zeit hierfür gekommen war, mit allen seinen Privilegien der bürgerlichen und politischen Gleichheit weichen mußte. Die Demokratisierung der Gesellschaft ist somit seit 1680 (1650) die Signatur der ganzen inneren Entwicklung Schwedens. Und das führt notwendig zu dem allgemeinen Schlußsatz, daß die schwedische Gesellschaft jetzt keine aristokratische sein kann, da ihre ganze Geschichte während der letzten zwei Jahrhunderte in gerade entgegengesetzter Richtung verlaufen ist.

*) Schon im Additament till Regeringsformen af 1634 von 1660 wurde (§ 8) das Prinzip ausgesprochen, daß bei Besetzung der Ämter das Verdienst berücksichtigt werden und niemand seiner Abkunft wegen ausgeschlossen werden solle.

Ein Volk, dessen Entwicklung sich so lange und so entschieden in derselben Bahn bewegt hat, muß von dem Geiste, der diese Entwicklung beherrscht hat, durchdrungen sein. Schon die flüchtigste Kenntnis der inneren Geschichte Schwedens lehrt also, daß die schwedische Gesellschaft im jetzigen Augenblicke nicht aristokratisch sein kann, sondern im Gegenteil in hohem Grade demokratisch sein muß. Und so ist es auch.

Hiergegen wird vielleicht eingewendet, daß der schwedische Reichstag bis 1865 aus vier Ständen (Adel, Geistlichkeit, Bürger und Bauern) bestanden hat und daß dieses doch auf eine altständische, aristokratische Organisation der Gesellschaft hindeutet. Ein solcher Irrtum ist entschuldbar; ein Irrtum ist es aber in jedem Falle. Wenn der Reichstag, als die Verfassung im übrigen im Jahre 1809 so gründlich umgestaltet wurde, in seiner Zusammensetzung keine Veränderung erlitt, so beruhte dies darauf, daß die kritische Lage des Landes nicht die Zeit dazu gab, die Reformarbeit damals auch auf diesen Punkt auszudehnen. Die schwedische Nation war sich aber vollkommen darüber klar, daß die Zusammensetzung des Reichstages geändert werden müsse. Deshalb stand die Frage der Repräsentationsreform bis 1863, wo endlich Einigkeit über einen Vorschlag erzielt wurde, bzw. bis 1865, wo dieser definitiv zur Annahme gelangte, ununterbrochen auf der Tagesordnung. Es ist übrigens klar, daß ein Volk mit einer so langen Verfassungsgeschichte, wie das schwedische, zuweilen Formen beibehalten kann, denen es vermöge seiner Entwicklung entwachsen ist, ohne daß dies auf das staatliche Leben selbst einwirkt. So auch hier. Der alte Vierständereichstag war nämlich, entgegen der Auffassung Felineks keineswegs ein „altständischer“ und er war ebensowenig „ein Hemmschuh für jede freiere Entwicklung“.*) Im Gegenteil, er funktionierte vollständig wie eine moderne Volksvertretung und hat auch in der Zeit von 1810 bis 1865 eine große und höchst bedeutungsvolle Reformarbeit ausgeführt. Von den bemerkenswertesten Gesetzgebungsmaßregeln, zu denen er die Anregung gegeben, oder bei denen er mitgewirkt, seien genannt: Die Reorganisation des Staatsrates und die Einführung des Departementalsystems bei der höchsten Staatsverwaltung (1840), der obligatorische Schulunterricht (1842), die Gewerbefreiheit (1846), die Aufhebung des Rechtes des freien Branntweinbrennens und die Inaugurierung der Temperenzgesetz-

*) Vgl. Meyers Konversations-Lexikon, Artikel „Schweden“, Bd. 15, S. 730 (5. Aufl., Leipzig 1897).

gebung (1854), die Reorganisation der kommunalen Selbstverwaltung (1860), ein neues Strafgesetz (1863). Außerdem wurden zahlreiche durchgreifende Anstalten zur Entwicklung des Gewerbe- und Verkehrswezens, darunter große Kanalbauten (Götafkanal 1810—32, Hjelmarökanal 1819—30, Trollhättakanal 1837—44, Strömsholmskanal 1842—60) getroffen und die Pläne für das heutige Eisenbahnnetz Schwedens entworfen (1854). Die Reichsstände haben in der Zeit von 1810—1865 mehr für die Entwicklung des Landes ausgerichtet, als die neuen Kammern in der Zeit, wo sie fungiert haben.

Ebenso wenig befugt wie die eben berührte Auffassung ist eine andere, über die wir in der 5. Auflage des Konversations-Lexikons folgendes lesen: Der Reichstag war „in vier scharf geschiedene Stände, unter denen Adel und Geistlichkeit das Uebergewicht behaupteten, geteilt, . . . während der gebildete Mittelstand so gut wie gar nicht vertreten war“*). Zuerst sei daran erinnert, daß die „Geistlichkeit“, die zu drei Vierteln gewählt wurde und seit 1823 auch besondere Vertreter der Universität und der Akademie der Wissenschaften in Stockholm umfaßte, gerade „dem gebildeten Mittelstande“ angehörte. Vor allem muß man jedoch fragen: wo gab es in Europa in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine demokratischere Volksvertretung, als die schwedische, wo eine Kammer aus Bauern, eine andere aus den Bürgern der Städte und gewissen anderen Gewerbetreibenden der Mittelklasse, eine dritte aus der Geistlichkeit und nur eine aus dem Adel bestand? Und wohl zu merken, alle Stände waren vollständig gleichgestellt. Nur das Storting Norwegens dürfte während dieser Zeit eine demokratischere Zusammensetzung aufzuweisen gehabt haben. Wären die vier Stände, was sehr wohl hätte geschehen können, in zwei Häuser, das Oberhaus für den Adel und die 12 Bischöfe, das Unterhaus für alle anderen, eingeteilt gewesen, so wäre diese Repräsentation noch heutigentages demokratischer zusammengesetzt, als das englische Parlament, der ungarische Reichstag, sowie die Volksvertretungen Preußens und der meisten anderen deutschen Staaten.

Ebenso wenig darf man es als einen Ausdruck aristokratischer Anschauungen auffassen, daß 1865 nicht das allgemeine Stimmrecht eingeführt worden ist. Der damals für das aktive und passive Wahlrecht sowohl zur Ersten wie zur Zweiten Kammer festgestellte

*) Ibid.

Zensus war doch so geringfügig bemessen, die Zweite Kammer ungefähr zur Hälfte a daß auch in die Erste Kammer einige Vergegenwärtigt man sich außerdem, daß schließlich durch die Wahl der Landsthinge in den größeren Städten besetzt wird, keine Zweikammerversammlung im jetzigen G trotz der Zensusbestimmungen demokratisch die schwedische von 1865. Schließlich ab zehnjährigen Reformarbeit, eine Repräsen — und wird 1909 mit Sicherheit angeme schwedischen Reichstag zu einer der sammlungen der Welt macht. Denn i einem sehr großen Teil aus Bauern und i stehen. Nur die für beide Kammern gleichzei Wahlmethode wird auch den höheren S breitetester demokratischer Grundlage ruhen

Diese demokratische Entwicklung au fassung entspricht in einem ganz emine Gewohnheiten des schwedischen Volkes. in solchen mit allgemeinem Stimmrecht Volksvertretern nur selten kleine Leut Diese pflegen vielmehr Advokaten und Klassen, die sich als ihre Fürsprecher au Stimmen in den Reichstag zu verhelfen. sich indessen nicht so, sondern hier, w beiden anderen skandinavischen Ländern ihresgleichen hinein. Derartiges geschie einer aristokratischen Gesellschaftsverfassu ein für die reine Demokratie typischer Zi

Wenden wir uns von der Verfas Leben zu der Gesellschaft und den sozial wir auch hier vergebens nach dem angebli Daß es adlige Geschlechter, sowie über macht doch das Land noch nicht zu ein alles beruht darauf, welche Rolle diese von dem niederen Volke mehr oder weni sei mir daher gestattet, an dieser Stelle die adligen Geschlechter und den sozio hinzuzufügen.

Nachdem der Adel aufgehört hat, zu einem Viertel den Reichstag zu bilden, kann man nicht länger von dem Adel in Schweden, sondern nur von den adligen Geschlechtern sprechen. Das „Mitterhaus“ mit seinem Adelsstag ist freilich noch immer vorhanden, aber nur als eine mit anderen vergleichbare, für eine gewisse Gruppe von Mitbürgern eingerichtete Privatinstitution zu betrachten. Die Anzahl der adligen Geschlechter betrug am 1. Januar 1895 offiziell 717 (nach der natürlichen Abstammung 615) mit einer Mitgliederzahl von 13 105 Personen, darin 462 eingerechnet, die zwar zu den Geschlechtern gehörten, aber nach den seit 1809 geltenden Bestimmungen über den Adel rechtlich nicht adlig waren.*) Im Verhältnis zur gleichzeitigen Volksmenge betragen sie sämtlich 0,27 %, entsprechend etwa 5 % der höheren Klasse im Lande, der sog. Gebildeten. Das ist ja eine geringe Zahl. Soll in einem Staate mit voller rechtlicher Gleichstellung für jeden diese kleine Gruppe eine bedeutende Rolle spielen und ihm ein aristokratisches Gepräge aufdrücken, so müssen ihre Mitglieder große Reichtümer oder andere soziale Vorrechte besitzen. Dies ist jedoch keineswegs der Fall.

Was von dem einstmaligen großen Reichtum des Adels in Schweden übrig geblieben ist, sind im wesentlichen 174 Fideikomnisse, von denen 12 aus Häusern in Städten bestehen und deshalb jeder Bedeutung entbehren, während die übrigen 162 Landeigentum sind. Diese 162 Landfideikomnisse, die im Jahre 1900 von 135 Personen besessen wurden, umfassen zusammen 2782 Hufen (Hemman) mit einem Taxwerte von 94 285 600 Kr. (106,07 Mill. Mark).**) Dies sind 4,1 % von den Hufen des ganzen Reiches (67 245) und 3,7 % von deren Gesamtaxwert (2,494 Mill. Kr.). Außerdem kommt es natürlich vor, daß Adlige sonstigen Grundbesitz haben, aber selbst bei dessen Miteinrechnung ist die Zahl der adligen Grundbesitzer im Verhältnis zu der der Nichtadligen eine geringe und der Grund und Boden, den jene besitzen, keineswegs ein bedeutender. Denn der Grund und Boden ist in Schweden — außer in Norrland und Dalekarlien, wo die großen waldbesitzenden Aktiengesellschaften über

*) Näheres darüber findet man bei P. Fahlsbeck, Der Adel Schwedens und Finnlands. Eine demographische Studie. S. 51 und 173 (Jena 1903).

***) Beiträge zur offiziellen Statistik Schwedens, Lit. F für die Jahre 1896 bis 1900 (Stockholm 1907) S. 139 ff. — Außerdem gab es 32 nichtadlige Fideikomnisse mit einem Gesamtwert von 8,7 Mill. Kronen. Vergl. auch Fahlsbeck, Der Adel Schwedens etc. S. 273.

ein ungeheures Areal verfügen — unter viele Leute verteilt. *) Labands oben zitierte Aeußerungen über den überwiegenden Einfluß der grundbesitzenden Landaristokratie in Schweden, sowie über die starke Unterstützung des Königtums durch diese Aristokratie entsprechen nicht der Wirklichkeit. Die noch immer bedeutende Macht des Königs beruht auf der Verfassung, aber keineswegs auf dem aristokratischen Bau der Gesellschaft und dem großgrundbesitzenden Adel.

Der Irrtum, dessen sich dieser hochverdiente Gelehrte in dem vorliegenden Falle schuldig macht, dürfte indessen der sehr ungenügenden Literatur über Schweden, die es in deutscher Sprache gibt, und besonders Nordenflychts Schilderung der schwedischen Verfassung in älterer und neuerer Zeit**) zuzuschreiben sein. Dieser preussische Freiherr sieht alles unter abligem Gesichtswinkel und hebt deshalb den Adel und seine Taten in der Geschichte Schwedens viel stärker hervor, als es sich gebührt. Vor allem unrichtig ist die Schilderung, die er über den schwedischen Adel der Gegenwart und über dessen Grundbesitz in der Einleitung zu der historischen Darstellung bringt. Er begeht nämlich hierbei den groben Fehler, den Grundbesitz des Adels mit dem kameralen Begriffe „Freihufen“ (Frälshemman) zu identifizieren.***) Der Boden ist, kameral gesehen, in drei Arten eingeteilt: Kronhufen, Zinshufen und Freihufen. Die letztgenannten hat der Adel ursprünglich besessen. Allein diese Landkategorien mit ihren verschiedenen Lasten wurden schon zur Zeit Karls XI. (1672 [60] bis 1697) — unabhängig davon, in wessen Händen sich das Land befand — zu festen kameralen Begriffen. Seit 1723 (1719) begannen die Freihufen in den Besitz Nichtadliger überzugehen, und damit wurde, besonders nach 1789, fortgeföhren, so daß von sämtlichen 21 416 ursprünglich adligen Hufen jetzt nur ein Bruchteil davon, hauptsächlich Fideikomnisse, im Besitze von Adligen sind. Nordenflycht stellt dagegen die Sache so dar, als wären sämtliche Freihufen in den verschiedenen Provinzen noch jetzt im Besitze von Adligen. Man kann sich denken, welches ein Zerrbild der heutigen Gesellschaft dies gibt. Es ist der Grund-

*) Im Jahre 1906 betrug nach der offiziellen Statistik die Anzahl landwirtschaftlicher Betriebe (d. h. Güter) 355 361, außer 152 298 Katen und kleinen Höfen. Von den erstgenannten 355 361 Betrieben wurden 302 700 durch die Besitzer selbst bewirtschaftet.

**) F. D. Freiherr von Nordenflycht, Die schwedische Staatsverfassung in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Berlin 1861.

***) Angef. Arbeit S. 11 ff.

besitz des Adels nach der „Reduktion“, aber vor 1723, der auf diese Weise für den jetzigen ausgegeben wird. Es kann nicht wundernehmen, wenn diejenigen, die aus dieser Quelle geschöpft haben, eine schiefe Auffassung von der schwedischen Gesellschaft und der Stellung des Adels in derselben erhalten.

Wenden wir uns nunmehr zu der zweiten Quelle des Reichtums des Adels in früheren Zeiten, d. h. zu den Ämtern, so finden wir, daß — außer bei Hofe und in der Diplomatie, wo bis in die letzte Zeit nur Adlige Anstellung gehabt haben — die Adligen naturgemäß nur in ganz geringer Anzahl vertreten sind. Auch im Militärdienste kommen sie oft vor, aber irgendwelche Bevorzugung findet hier schon seit geraumer Zeit nicht mehr statt, wenn auch bei dem ersten Garderegiment (Svea) faktisch bis zur letzten Zeit nur Adlige Offiziere waren*). Die höchsten Ämter des Reiches werden von Söhnen aller Stände bekleidet, und augenblicklich ist beispielsweise ein geborener Bauer, noch Besitzer seines Bauerngutes, Landwirtschaftsminister. Es dürfte mit Ausnahme unserer skandinavischen Nachbarländer kein monarchisches Land geben, wo derartige vorkommen kann. Dies deutet wohl auf alles andere eher hin, als auf aristokratische Sitten.

Um dies aber noch klarer zu beweisen, will ich auch noch einige Worte über den sozialen Wechsel sagen. Denn dieser gibt das beste Kriterium für die demokratische oder aristokratische Veranlagung eines Volkes ab. In einer Gesellschaft mit aristokratischer Organisation ist der Weg von unten nach oben, von der großen Masse des Volkes zu den höheren Klassen, durch allerlei Hindernisse versperrt, und nur wenige können auf ihm vorwärts kommen. Das Gegenteil ist in einer Gesellschaft mit demokratischem Regime und demokratischen Sitten der Fall.

Die höhere nichtadlige Klasse in Schweden stammt nur zu einem minderen Teile von den Bürgern der Städte her. Die Städte waren lange unbedeutend und die Bürgerschaft arm. Den Kern dieser Klasse bildeten die Beamten, die seit Beginn der neueren Zeit (Gustav Wasa) in immer größerer Anzahl verwendet wurden, erst

*) Das letzte Ueberbleibsel der Bevorzugung des Adels bei Erlangung von Ämtern war die Bestimmung, daß die Mitglieder des höchsten Gerichts zur Hälfte aus Adligen bestehen sollten. Sie wurde 1844 aufgehoben. Im übrigen heißt es in der Regierungsform von 1809 (§ 28): „Der König hat bei allen Beförderungen nur auf das Verdienst und die Tüchtigkeit der Bewerber, nicht auf ihre Abkunft Rücksicht zu nehmen“.

als Geistliche und später nach und nach in allen zivilen und militärischen Ämtern des Reiches. Sie entstand und rekrutierte sich somit im wesentlichen auf dem Universitätswege. Da nun aber der von Gustav Adolf II. eingerichtete höhere Schulunterricht und die Universität allen offenstanden und vollständig kostenfrei waren, so entwickelte sich frühzeitig eine aufwärtsgehende soziale Bewegung, die seit dieser Zeit für die schwedische Gesellschaft bezeichnend war. Von den tiefsten Schichten des Volkes ging beständig ein Strom zu den höheren Klassen hinauf. Und da deren Spitzen in älterer Zeit, solange die Nobilitierung üblich war (bis 1809), regelmäßig geadelt wurden, so ging eine ununterbrochene Bewegung auf der sozialen Leiter von ihren untersten bis zu ihren höchsten Sprossen vor sich.

Dieser soziale Wechsel, der somit historisch aus der Vorstellungart des schwedischen Volkes erwuchs, ist in der Gegenwart ein sehr starker. Nach einer Statistik für die Jahre 1896—1901 betrug die Anzahl der Knaben, die aus der Volksschule in die zur Universität und überhaupt zu den höheren Gesellschaftsschichten führenden Lehranstalten übertraten, nicht weniger als 42,7 % sämtlicher in diese Anstalten in der genannten Zeit aufgenommenen Knaben (4026 von 9436). Und eine für dieselbe Zeit vorgenommene Untersuchung über die Vermögensverhältnisse der Eltern der Schüler dieser höheren Lehranstalten ergab folgendes Resultat:*) Kinder, deren Eltern ein jährliches Einkommen hatten von

über 3000 Kr. . . .	49,3 %
3000—1500 Kr. . . .	23,5 "
unter 1500 Kr. . . .	27,2 "
	<hr/>
	100,0 %

In Uebereinstimmung hiermit stammen etwa 25 % der auf den Universitäten Studierenden aus Arbeiter- und Bauernfamilien oder dergleichen**). Eine Gesellschaft, wo der Weg von unten nach oben allen offensteht und in so großem Maßstabe benutzt wird, eine aristokratische zu nennen, ist ein wirklich grober Irrtum. Kein Volk in Europa, ausgenommen das schweizer und das norwegische,

*) Bericht der Schulkommission (Stockholm 1902.) I. S. 64 f. Die Zahlen betreffen alle diese Lehranstalten, außer „Nya Elementarskolan“ in Stockholm, die eine besondere Organisation hat.

**) Fahlsted, Der Adel Schwedens etc., S. 295.

dürfte eine in dieser Beziehung so demokratische Veranlagung aufweisen als das schwedische.

Mit diesen faktischen Verhältnissen vor Augen kann man sich nur wundern, wie die Fabel von dem schwedischen „Zunkerstaat“ entstehen konnte. Auf eine Ursache hierzu — Nordensflychts irreführende Darstellung — haben wir schon früher hingewiesen; aber nur wenige dürften diese Schilderung kennen und durch sie eine falsche Vorstellung erhalten haben. Ein anderer und weit allgemeiner Grund hierzu ist der Vergleich mit Norwegen, sowie das unausgesetzte Gerede der Norweger von dem „aristokratischen Nachbarlande“. Bei der in Europa und besonders in Deutschland von agitierenden Norwegern — als Vorbereitung zum Unionsbruch im Jahre 1905 — ausgeführten Unterminierungsarbeiten ist es bei allen Liberalen und Radikalen die vorzüglichste Empfehlung gewesen, das „konservative und aristokratische Schweden“ dem „freien Volksstaate Norwegen“ gegenüberzustellen. Durch derartige Äußerungen gewann man die Sympathien und den Beistand der großen liberalen Zeitungen, mit denen sich die Norweger persönliche Verbindungen zu verschaffen gewußt haben. Dies ist die Lösung des Rätsels und die psychologische Erklärung für die Irreführung des deutschen Publikums im vorliegenden Falle. Allein ein jeder, der sich nicht gedankenlos durch Schlagworte betören läßt, dürfte doch den „Bluff“ einsehen, der hierin liegt.

Wie kann man ein Land, das vor 1814 vierhundert Jahre lang — und zwar gerade deshalb, weil ihm eine Aristokratie und höhere Klassen fehlten — keine Geschichte gehabt hat, mit Schweden vergleichen, das in derselben Zeit gerade dank diesen in der Weltgeschichte eine Rolle zu spielen berufen war. Denn bisher sind es stets die höheren Klassen gewesen, welche die Schicksale eines Volkes lenkten und ihm überhaupt einen Platz in der Geschichte bereiteten, und so wird es wohl auch in Zukunft bleiben. Die große Masse ist nur bei Revolutionen oder bei der Abwehr von Eingriffen in die allgemeinen bürgerlichen Gerechtsame eine tätige Kraft. Die positive Entwicklungsarbeit ist zu allen Zeiten von den höheren Klassen oder unter deren Leitung ausgeführt worden. Daß man solche Klassen nicht besessen hat oder besitzt, ist, wie auch die Geschichte Norwegens vor 1814 genügend erweist, wahrlich nichts, womit man sich brüsten kann, und ebensowenig bezeichnet es für Norwegen einen Ruhmes- titel, daß der Adel in der Verfassung von 1814 verboten ist, da man doch überhaupt keinen hatte. Da ist es doch wohl demokrati-

scher, daß das Adeln, trotz der rechtlichen Möglichkeit dazu, von selbst aufhört, wie in Schweden.*)

Schweden hat, wie jedes Land mit einer langen und ehrenvollen Geschichte, eine mächtige und kraftvolle Aristokratie gehabt. Das alte Standeswesen ist aber seit langer Zeit, und zwar in Schweden früher als in den meisten anderen Ländern, durch die heutigen Klassen abgelöst. Allerdings kann es natürlich bei einem alten Kulturvolk in dieser Beziehung nicht so vollständig *tabula rasa* sein, wie bei einem, das in politischer und sozialer Beziehung gleichsam neu geboren ist. Vereinzelte Erinnerungen an die Vergangenheit bleiben erhalten, ganz wie beim Umbau eines monumentalen Bauwerks hier ein Fries, dort ein Ornament an das Vergangene erinnert. Das Auge des Unwissenden fühlt sich durch derartige von dem schablonenmäßigen Stil abweichende Details angezogen und abgestoßen. Aber ein jeder, der das Ganze zu übersehen vermag, findet sofort, daß das Gebäude, trotz der hier und da hervorstechenden kleinen Reste des alten, neu und den Forderungen der Zeit angepaßt ist. So muß auch ein jeder, der Augen zum Sehen hat und der sie gebrauchen will, sofort erkennen, daß die jetzige schwedische Gesellschaft — trotz des Fortbestandes des Adels oder anderer spärlicher Ueberbleibsel aus einer älteren Gesellschaftsordnung und trotz des aristokratischen Volksnaturells — in hohem Grade demokratisch ist. Am allerwenigsten sollte, so scheint es mir, das gebildete deutsche Publikum, das die Verhältnisse aus der Nähe betrachten und verfolgen kann, sich durch die norwegischen Fabeln in dieser Sache länger dupieren lassen.

* * *

Wenden wir uns nun zu den Irrtümern, deren sich die deutsche Rechtswissenschaft in bezug auf die Verfassung Schwedens schuldig gemacht hat, so werden wir finden, daß sie noch größer sind, als

*) Nobilitiert oder in einen höheren Stand erhoben wurde im letzten Jahrhundert folgende Anzahl Personen:

1791—1815	172
1816—1840	114
1841—1865	37
1866—1890	5

Nach 1890 ist nur ein einziger Bürgerlicher, der Entdeckungstreisende Sven Hedin, geadelt worden. Vgl. Fahlbed, Der Adel Schwedens, S. 49. — Noch zu beachten ist, daß nach den Bestimmungen von 1809 die Adelswürde sich bei den Neugeadelten nur auf ihren ältesten Sprößling, Stief für Stief, vererbt.

die von der Presse verbreiteten irrigen Schilderungen über Schwedens soziale Verhältnisse. Die Verfassung Schwedens ist „altständisch“ und mittelalterlich, weil sie dualistisch ist, so lehrt Zellinek und so spricht ihm fast das ganze jetzige rechtswissenschaftliche Deutschland gläubig nach.

Es ist ganz richtig, daß die schwedische Verfassung einen ausgeprägt dualistischen Charakter besitzt. König und Reichstag üben nicht nur gemeinsam die Staatsgewalt aus, sondern auch jeder für sich, ohne daß die Mitwirkung des andern hierbei in Frage kommt. So stiftet der König, der die exekutive Gewalt natürlich ungeteilt hat, ohne Anhörung des Reichstages Gesetze in sogenannten ökonomischen Dingen, während andererseits der Reichstag über die „Bevilligungen“, d. h. so gut wie sämtliche direkten Steuern, sowie über Zölle und Akzisen bestimmt, ohne daß die Sanktion des Königs erforderlich ist. Ebenso stehen die Reichsbank und die Reichsschuldenverwaltung ausschließlich unter der Verwaltung des Reichstages. Im übrigen ist, wie schon erwähnt, für die Bildung des Staatswillens die Mitwirkung beider erforderlich. *) Dies ist unzweifelhaft Dualismus in seiner ausgeprägtesten Form; aber nicht der schwedische Staat ist dualistisch, wie die deutschen Verfasser wähnen, sondern die schwedische Verfassung. Sie verwechseln in ungehöriger Weise Staat und Verfassung und verfallen dadurch in die oben angedeuteten Irrtümer, die jedem Schweden, auch wenn er die gelehrten Fachausdrücke nicht versteht, ein Kopfschütteln oder Lächeln abnötigen. Denn wenn etwas eine mittelalterliche Erinnerung sein soll, muß es doch wohl mit dem Mittelalter historisch zusammenhängen und somit seit dieser Zeit vorhanden sein. Dies ist aber bei dem jetzigen schwedischen Dualismus so wenig der Fall, daß er im Gegenteil vor 1809 nie vorhanden gewesen, sondern eine von allen vorhergehenden Verfassungszuständen in Schweden scharf absteckende Neuschaffung ist. Die einzelnen Teile des von den Männern des Jahres 1809 aufgeführten Gebäudes sind den Verfassungen älterer Zeiten entnommen, aber ihre Zusammenfügung zu gerade diesem dualistischen Typus ist etwas absolut Neues. In der Geschichte Schwedens hat es nie vorher eine solche Verteilung der Staats-

*) Nähere Aufschlüsse hierüber geben meine oben angeführte Arbeit: *La constitution suédoise et le parlementarisme moderne* (Paris 1905), sowie mein Vortrag: „Die Grundzüge der schwedischen Verfassung“ im Jahrbuch der internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre (1901), B. VI und VII, S. 126 ff.

gewalt zwischen König und Reichstag, wie die jetzt mit voller Absicht eingeführte, gegeben.

Diese Tatsache könnte alle weiteren Bemerkungen in der vorliegenden Sache überflüssig machen; aber die Achtung vor dem hochverdienten Forscher, der, infolge mangelnder Kenntnis der schwedischen Verfassungsgeschichte, das erwähnte Mißverständnis in Deutschland in Aufnahme gebracht hat, veranlaßt mich, dessen Haltlosigkeit etwas eingehender zu beweisen. Auch die Gefahr, eine solche Auffassung bei dem deutschen Publikum einzuwurzeln zu lassen, mahnt mich, ihr eine größere Aufmerksamkeit zu widmen, als sie vom wissenschaftlichen Standpunkte aus eigentlich verdient.

Analysiert man die Begriffe „mittelalterlicher Dualismus“ und „altständische Verfassung“, so findet man, daß darunter zunächst folgendes verstanden wird: Die Machthaber sind keine Staatsorgane, sondern üben ihre Macht kraft einer Art eigenen Rechtes aus. Und setzt man die Analyse fort, so erhält man als die einzelnen Elemente genannten Begriffe ein patrimoniales Königtum, wo ein Fürstengeschlecht die Macht und Würde kraft privaten Rechtes besitzt, und korporative Stände, die ebenfalls nur sich selbst und ihre Interessen repräsentieren. Die Frage ist nun, ob das schwedische Königtum oder der schwedische Reichstag jeder für sich diese vom kontinentalen Europa und besonders von Deutschland her wohlbekannten Züge tragen oder jemals getragen haben. Klar ist es jedoch, daß sie, wenn sie diesen Charakter nicht in älterer Zeit gehabt haben, ihn jetzt sicher nicht haben können. Wir dürfen uns also auf eine kurze Schilderung der Verhältnisse in früheren Zeiten beschränken.

Wohl wissen wir nicht, wie das Recht des Königs in Schweden in den ältesten Zeiten aufgefaßt wurde, wo die Würde im alten königlichen Geschlechte erblich war. Sicher ist aber, daß eine Art Obereigentum an Grund und Boden des Landes, wie sie der norwegische König durch Harald Hårfager (872—930) erhielt, niemals hier bestanden hat. Die Verschiedenheit zwischen dem schwedischen und dem norwegischen königlichen Recht ist in dieser Beziehung auffallend, obwohl auch das schwedische Reich durch Eroberung zusammengebracht worden ist. Der König besaß in den verschiedenen Teilen des Landes das sogenannte „Uppsala öd“, d. h. diejenigen Güter, die wahrscheinlich den Königen von altersher in jedem besonderen Gau, aber nur als unveräußerliche Zugabe zur Königswürde, gehörten, was später in den Gesetzen seinen Ausdruck

erhielt.*) Nachdem das alte Herrschergeschlecht um 1060 erloschen war, entstanden zwischen den verschiedenen Teilen des Landes über das Recht, den König zu wählen, sowie zwischen den um die Krone ringenden Königsgeschlechtern langwierige Streitigkeiten, die mit der Einführung des Wahlreiches endeten. „Jetzt wird der König im Königreiche Schweden gewählt und erbt nicht den Thron, falls sie einen König verloren haben“, so lautet eine Bestimmung im Allgemeinen Gesetz Magnus Erikssons um 1350.**)

Hiermit ist jede Spur einer privatrechtlichen und patrimonialen Auffassung, auch wenn eine solche früher vorhanden war, aus der Verfassung verbannt. Ein prägnanter Ausdruck hierfür findet sich in dem Paragraphen desselben Gesetzes, wo es heißt, daß der König das Recht der Krone (inbezug auf Domänen usw.) nicht zum Schaden eines anderen Königs schmälern dürfe; tue er dies, so sei der folgende König berechtigt, es wieder zu nehmen.***) Die Krone ist etwas anderes als der König, sie ist eine feste, von ihrem zufälligen Inhaber unabhängige Institution. Und so ist es stets gewesen, auch nachdem die Königswürde 1544 (1540) im Hause Wasa erblich geworden war. Nie hat sich also in Schweden eine mittelalterliche Anschauung von der königlichen Macht nach deutschem Muster geltend gemacht. Wohl erklärte Gustav Wasa bezüglich der „Allmänningar“ (Allmanden), daß „alle solche Ländereien, die unbebaut liegen, Gott, dem König und der Krone Schwedens gehören“. Von hier bis zu einer patrimonialen Auffassung des Reiches ist aber ein sehr weiter Schritt. Im übrigen überlebten diese Anschauungen den herrischen Neubildner des Reiches nur kurze Zeit. Unter Gustav Adolf II. hören wir nichts davon. Ebenso wenig hat die von Karl XI. 1682 unter Mitwirkung der Stände eingeführte Alleinherrschaft, trotz der überschwenglichen Gedanken, die dieser Herrscher „als ein allen gebietender, souveräner, nur Gott für seine Handlungen verantwortlicher König“ bald von seiner Stellung erlangte, jemals eine privatrechtliche Auffassung von der Krone proklamiert. Mit dem Tode Karls XII. nahm diese schroff absolutistische Episode in der Geschichte Schwedens übrigens ein schnelles Ende und wurde von einer extrem parlamentarischen Regierungs-

*) So heißt es in dem 1296 bestätigten Upplandsgesetz, nachdem die Ordnung bei der Königswahl erwähnt ist: „Da ist er zu Upsala öd berechtigt . . . Da darf er seinen Dienstmännern Leben geben.“ Siehe auch weiter unten.

***) Allmänna Landslagen (M. E. L.), Konungabalken (Königsrecht) IV.

***) M. E. L., Königsrecht III.

form abgelöst, wo der Monarch nur den zweiten Platz im Staate einnahm.

Wir sehen somit, daß die eine der beiden Voraussetzungen für einen mittelalterlichen Dualismus — ein patrimoniales und auf eigenem Rechte ruhendes Königtum — niemals in historischer Zeit in Schweden bestanden hat. Es bleibt nun noch übrig, zu prüfen, ob es mit den anderen, den sich selbst allein repräsentierenden Ständen, besser bestellt ist.

Der Reichstag wird in dem Allgemeinen Gesetz weder in dessen erster Redaktion (um 1350) noch in der zweiten, unter König Christoph 1442 festgestellten, erwähnt. Denn damals gab es noch keinen Reichstag, sondern nur gewisse Ansätze zu einem solchen. Hierzu gehört die Königswahl, die nach dem Allgemeinen Gesetz von den „Lagmänner“, sowie von zwölf in jeder „Lagsaga“ (Gerichtsprengel) mit Genehmigung aller darin Wohnenden erwählten Männern ausgeübt werden sollte; doch wurden zuweilen auch Bürger aus den Städten hinzugezogen. Ferner gehören hierher diejenigen Versammlungen der Vornehmsten des Reiches, die auf Befehl des Königs stattfanden, die sog. Herrentage. Sie werden im Gesetz nicht erwähnt, können aber als zufällige Erweiterungen des Rates, der seinerseits eine im Gesetz vorgeschriebene Institution neben dem Königtum ist, betrachtet werden.*) Rechtlich haben diese Versammlungen („Parlamentum“, wie sie zuweilen genannt werden) keine besondere Befugnis, obschon Magnus Ladulås (1278—1290) sich ihrer zur Entwicklung der Gesetzgebung für das ganze Reich bediente. Politisch waren die Herrentage dagegen von sehr großer Bedeutung, besonders während der folgenden Unionszeit. Bei den häufigen Königswahlen und ähnlichen hochpolitischen Ereignissen fielen diese beiden Anfänge eines Reichstages gewöhnlich zusammen; doch gelangten sie niemals zu einer einheitlichen, festen Organisation.

Bei Beginn der neueren Zeit verlieren die genannten Ansätze zu einer Reichsvertretung gleichsam den Boden unter den Füßen, da die Macht der mittelalterlichen Aristokratie gebrochen ist und das Wahlrecht durch das erbliche Königtum ersetzt wird. Das Bedürfnis nach einer Unterstützung durch das Volk und nach einer Volksver-

*) „Nun, wenn der König ertoren ist, soll er seinen Rat wählen, zuerst den Erzbischof und so viele der Chorbischofe, wie er für gut befindet, und andere Geistliche . . . Zwölf Richter und Adlige dürfen im Rate sein, nicht mehr. Sie haben alle dem Könige Gehorsam zu schwören“ (M. E. L. Königsrecht IX).

tretung war jedoch gerade während der Gärungszeit, die Schweden unter Gustav Wasa und seinen Söhnen durchmachte, auf allen Gebieten größer als je zuvor. Demgemäß begann erst eine Neugestaltungsbearbeitung, wobei — neben den Erinnerungen an die beiden früheren Formen der Repräsentation — die im Allgemeinen Gesetz noch fortbestehenden Vorschriften über den Rat sowie über die Bewilligung der Steuern u. c. seitens der Landschaftsthing die erste Anregung zum Reichstage gaben. Gustav Wasa hielt Versammlungen verschiedener Art ab: allgemeine Reichstage, Rats- und Herrenversammlungen, zu denen, außer Ratsherren und anderen Adligen, zuweilen auch einige Städte berufen wurden, ferner Provinzialversammlungen mit den Bauern und allen Männern der Landschaft. Hierzu kommen später sogenannte Ausschußreichstage, das heißt allgemeine Reichstage in verkleinertem Maßstabe mit einer geringen Anzahl Mitglieder aus jedem Stande, oder nur aus den drei höchsten. Die drei zuletzt genannten Arten der Repräsentation verschwanden allmählich, die Herrentage schon im 16. Jahrhundert, und die mit dem allgemeinen Reichstage konkurrierenden Provinzialversammlungen sowie die Ausschußreichstage wurden 1660*) ausdrücklich verboten.

Ebenso mannigfaltig, wie die Formen waren, aus denen die neue Volksvertretung sich hervorarbeitete, ebenso bunt war anfänglich ihre Zusammensetzung. Zu den Mitgliedern des Rates und den Vertretern des Adels, der Städte sowie der Bauern kamen nun auch Vertreter der niederen Geistlichkeit, der Offiziere und des Kriegsvolkes, der Bergleute, Richter, Bögte u. a. m. Ueberhaupt konnten alle bedeutenderen Gruppen innerhalb der Gesellschaft auf diese Weise auf den Reichstagen vertreten sein. Allmählich wurden jedoch die Berufungen auf Adel, Kriegsbefehl, Geistliche, Bürger und Bauern beschränkt. Die Reichstagsordnung vom Jahre 1617, die erste ihrer Art, sowie die Regierungsform von 1634 stellten diese Zusammensetzung fest, wobei der Kriegsbefehl dem Adel zugerechnet wurde, so daß fortan nur die vier sog. Reichsstände den Reichstag bildeten.

Dieser ganze Neugestaltungsprozeß wird nun aber von dem Monarchen bewerkstelligt. Der König bestimmt allein, welche Gesellschaftsgruppen Vertreter schicken dürfen, ebenso beruft ausschließlich er, wenn und wann es ihm beliebt, zum Reichstag. Irgendein

*) Additament zur Regierungsform von 1634, § 18.

eigenes Recht der verschiedenen Gesellschaftsklassen auf Entsendung von Vertretern, oder des Reichstages, als solcher zusammenzutreten, besteht noch nicht. Beides entwickelt sich indessen in demselben Maße, in dem der Reichstag mehr und mehr ein selbständiges Staatsorgan neben dem Könige wird. Diese Bewegung beginnt unter Gustav Adolf und nimmt besonders unter den Vormundschaftsregierungen von 1632—1644 und von 1660—1672 ihren Fortgang, gelangt aber erst nach dem Sturze der Alleinherrschaft 1718 zu ihrem völligen Abschluß.

Während der ganzen Wasazeit funktionierte der Reichstag nur als ein Werkzeug in der Hand des Königs und als dessen Stütze und Hilfe bei der Ausübung der Reichsregierung. Gustav Wasa bediente sich seiner, um die Reformation, die Erbvereinigung und andere wichtige Staatsakte zu sichern. Seine Söhne machten es ebenso und wendeten bei den inneren Thronstreitigkeiten die Stände auch als Gericht an. Diese wurden also bei großen politischen Ereignissen als Zeugen und als Stützen herangezogen, übten aber noch keine selbständigen Funktionen aus. Erst allmählich kamen solche hinzu. Aber auch hier waren es nicht die Stände selbst, sondern die Könige, die ihnen jene zuerteilten. Am frühesten geschah dies bei den wichtigen Fragen: Krieg oder Frieden. So mahnte Gustav Wasa 1547 in seinem Testamente, das von seinen Zeitgenossen als eine Art Gesetz neben dem Allgemeinen Gesetz betrachtet wurde, daß Entscheidungen über so wichtige Angelegenheiten, wie Krieg und Frieden u. a. m., von denen die Wohlfahrt des Reiches abhinge, von dem Könige nur mit dem Räte und der Einwilligung „der vornehmsten Stände“ getroffen werden möchten. Und in gleicher Weise gelobte Gustav Adolf 1611 in seiner „königlichen Versicherung“, nicht ohne den Rat und die Zustimmung des Herzogs Johann, des Rates und sämtlicher Stände Kriege zu führen oder Bündnisse und Frieden zu schließen. Vor allem aber wird die Mitwirkung der Stände in Besteuerungs- und Gesetzgebungsfragen gefordert. Nach dem Allgemeinen Gesetz war bisher die Besteuerung ausschließlich, die Gesetzgebung aber in den Stücken, die das bürgerliche Gesetz berührten, Sache der Thinggemeinden jeder Landschaft gewesen. Diese Funktionen übertrug jetzt Gustav Adolf dem Reichstage. Aber nur zögernd wagten es die Stände, diese neuen Aufgaben zu übernehmen. So erklärten die Geistlichen auf dem Reichstage von 1614, man könne die Vorlage einer neuen Gerichtsordnung nicht genehmigen, ohne die zu Hause gebliebenen, d. h. alle

Männer auf dem Thinge, zu hören. Der König erklärte sie jedoch als die rechten Repräsentanten, die mit ihm das Recht besäßen, im Namen Aller Gesetze zu machen. Und hierbei blieb es.*)

In kurzer Zeit war die Neugestaltung auch auf diesem Gebiete vollendet, und schon 1660 stand der Reichstag als ein wirkliches Staatsorgan neben dem Könige da. Es wird nämlich dann festgesetzt, daß die Stände während der Regentschaft jedes dritte Jahr berufen werden sollen, und ebenso wird das Prinzip der Verantwortlichkeit des Rates vor denselben ausgesprochen. Gleichzeitig wurden alle Provinzialversammlungen verboten. Der allgemeine Reichstag ist nun fest organisiert und bildet in Zukunft die Vertretung des schwedischen Volkes. Mit Karl XI. führt der Reichstag dann die große „Reduktion“ durch, allerdings auf Kosten seiner eigenen neuerrungenen Stellung im Staate. Denn die Durchführung der „Reduktion“ machte es erforderlich, daß der Rat seines bisher großen Einflusses beraubt und die Macht ganz in die Hände des Königs gegeben wurde. Andererseits hatte jedoch der Reichstag schon einen solchen Einfluß auf die Regierung des Staates und so festen Boden in der öffentlichen Meinung gewonnen, daß er trotz seiner zeitweiligen Inaktivierung, beim Tode Karls XII., 1718, die Leitung übernehmen und auf einmal als das wichtigste Staatsorgan hervortreten konnte.

Im Jahre 1772 mußte er diese Rolle wieder an die königliche Macht abtreten. Seinen Charakter als unmittelbares Staatsorgan neben dem König verlor er indessen — trotz des Rückganges zu einer absolutistischen Regierungsform, der 1789 für einige Zeit erfolgte — nicht mehr.

Wie kurz und fragmentarisch diese Uebersicht auch gewesen ist, so dürfte doch deutlich aus ihr hervorgehen, daß der schwedische Reichstag, obwohl mit den ersten Wurzeln noch im Mittelalter stehend, doch aus dem Bedürfnis des modernen Staates nach einer Volksvertretung hervorgewachsen ist, und daß er vollkommen als ein Staatsorgan funktioniert hat. Er war somit weder ein Ueberbleibsel aus dem Mittelalter, noch „altständisch“. Sein schließlicher Zusammenschluß in vier Ständen macht ihn keineswegs zu einer Ständesrepräsentation im Sinne der deutschen Ständeversammlungen. Allerdings verfocht jeder Stand seine besonderen Interessen und

*) In der Regierungsform von 1634 wird also gesagt, daß das auf allgemeinen Reichstagen Beschlossene für alle gültig sein solle und daß niemand Einspruch dagegen erheben dürfe (§ 45).

erwarb auch von den Königen — gewöhnlich zum Lohne für Dienstleistungen im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt — besondere Privilegien, in der Hauptsache Steuererleichterungen. Ein Seitenstück hierzu findet sich aber in der Interessenpolitik der Bauern- oder Arbeiterparteien der Gegenwart, und es ist hiermit durchaus nicht gesagt, daß jeder der Stände nur sich selbst repräsentierte, oder daß die Stände zusammen einen Staat im Staate bildeten. Man darf in diesem Falle nur nach ihren Funktionen urteilen, und diese geben sie als ein unmittelbares, jeder modernen Volksvertretung gleichwertiges Staatsorgan an.

Die zweite Voraussetzung für die Behauptung, daß die schwedische Verfassung einen mittelalterlichen Charakter habe, trifft also ebensowenig zu, wie die erste. Der alte schwedische Reichstag war trotz der Form seiner Zusammensetzung nicht „altständisch“ in der eben genannten Bedeutung, und ebensowenig ist die Königswürde jemals patrimonial gewesen. Der faktisch in der Staatsverfassung Schwedens vorhandene Dualismus ist kein mittelalterlicher Dualismus, denn er betrifft nicht den Staat, sondern die Verfassung und ist so, wie er 1809 organisiert wurde, eine vollständige Neuheit.

* * *

Zwar gab es in der schwedischen Verfassung schon früher eine Art Dualismus, aber dieser war ganz anders beschaffen. Er trat zuerst in dem ursprünglichen Gegensatz zwischen König und Volk, zwischen Regierenden und Regierten zutage. Er findet sich aber in solcher Form mehr oder weniger in jedem monarchischen Staatswesen, vor allem in dessen Anfängen. In dem ältesten demokratischen Königtum mochte dieser Gegensatz wohl das Aussehen eines durch gegenseitige Eide bekräftigten Vertrages zwischen König und Volk annehmen. In Schweden hatte aber diese naive persönliche Auffassung schon beim Entstehen des Allgemeinen Gesetzes der rein staatlichen weichen müssen. Der Eid des Königs, wie er in dem genannten Gesetze vorgeschrieben wird, ist ein Eid auf die Verfassung, der des Volkes ein Treu- und Huldigungseid, allerdings beide in Ausdrücken, die an die ältere Auffassung erinnern.

In der Verfassung dieses Gesetzes gibt sich der Dualismus in dessen hauptsächlich als ein Gegensatz zwischen dem vom König repräsentierten Reiche und den das Volk umfassenden Landschaften zu erkennen. Schweden ist nämlich aus einer Vereinigung vieler

kleiner Reiche hervorgegangen. In dem Maße, wie die Reichseinheit siegt und die Aristokratie, nach Einführung des Wahlreiches, übermächtig wird, macht sich dieser Dualismus immer schwächer bemerkbar, so daß man gegen Ende des Mittelalters höchstens auf dem politischen Gebiete in den Streitigkeiten zwischen Aristokratie und Volksmacht etwas davon verspürt. Auch zur Zeit Gustav Wasas gelangt dieser alte Dualismus nicht in anderer Form, als in den Kämpfen, die Gustav gegen die Gemeinden in den einzelnen Landschaften ausfechten mußte, zum Ausdruck. Die Keime zu einem neuen Dualismus wurden mit der Entwicklung des neuen Reichstages gelegt, und nachdem dieser in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts feste Formen angenommen und bestimmte Funktionen erhalten hatte, äußerte sich der Dualismus wieder in der Verfassung. Dies war jedoch der Dualismus des konstitutionellen Königtums, wie wir ihn noch heute in den Monarchien der Gegenwart sehen.

Es ist im höchsten Grade lehrreich, die in Schweden vom Anfange des 17. Jahrhunderts bis 1680 stattfindende Entwicklung zum dualistischen Konstitutionalismus hin mit der entsprechenden in England — in gewissen Stadien seiner Geschichte — oder in den übrigen Monarchien — während des 19. Jahrhunderts — zu vergleichen. In allen diesen Fällen herrscht ein überraschender Parallelismus. Die ursprünglich von der königlichen Macht berufene und von ihr mit gewissen Funktionen bekleidete Repräsentation wächst rasch zu einer selbständigen Stellung neben der ersteren heran und wird gleich ihr unmittelbares Staatsorgan. Einige Zeit stehen nun beide, König und Reichstag, als gleichwertig nebeneinander. Wo die Entwicklung sich jedoch ungestört zu vollziehen vermag, geht der Schwerpunkt der Macht allmählich auf die Volksvertretung über, und so entstehen neue, mehr oder weniger demokratische Verfassungstypen mit monistischem Gepräge. Nur in England ist diese Entwicklung ohne jede Unterbrechung vor sich gegangen, allerdings auf eine für alle Zeiten einzig dastehende Art und Weise, die anderswo niemals nachgemacht werden kann. In verschiedenen anderen Ländern ist sie noch immer im Werden.

Was Schweden betrifft, so war es schon im 17. Jahrhundert auf diesem Wege weit vorwärts gekommen, als die Entwicklung scharf abgebrochen und in andere Bahnen gelenkt wurde. Wie schon früher angedeutet wurde, geschah dies, als Karl XI. sich, mit Einwilligung der Stände, vom Räte unabhängig machte und da-

durch den Weg für die Alleinherrschaft bahnte. Der konstitutionelle Dualismus verwandelte sich nunmehr in eine monarchische Alleinherrschaft, die besonders unter Karl XII. die Stände vollkommen vernachlässigte und dadurch allgemeine Verbitterung hervorrief. Die unterdrückte Volksmacht, der Adel an der Spitze, empörte sich deshalb bei seinem Tode (1718) und hob die sogenannte Souveränität auf, verfiel aber gleichzeitig in das entgegengesetzte Extrem: eine Reichstags-herrschaft unter monarchischem Schilde. Nach einem halben Jahrhundert hatte dieser Parlaments-Absolutismus sich aber ebenso verhaßt gemacht, wie der frühere monarchische, und nun suchte Gustav III. im Jahre 1772 die Verfassung wieder auf denselben Punkt zurückzuführen, den sie einnahm, als die Alleinherrschaft zuerst eingeführt wurde. „Alle von 1680 bis zur jetzigen Zeit als Grundgesetze betrachteten Statuten werden hiermit abgeschafft und verworfen“: so heißt es im § 39 der neuen Verfassung, die nach diesem Prinzip aufgebaut war. Es zeigte sich jedoch jetzt, wie immer, daß ein unveränderter Rückgang zu einem älteren Zustand niemals möglich ist. Der Faden der Entwicklung kann, nachdem er einmal abgeschnitten, nicht so ohne weiteres zusammengeknüpft werden, und am allerwenigsten war es denkbar, daß der noch eben allmächtige Reichstag sich mit der verhältnismäßig bescheidenen Rolle, die er 1680 einnahm, begnügen werde. Es kam deshalb bald zwischen dem Könige und den Ständen zu Konflikten, die 1789 zu einer neuen königlichen Alleinherrschaft, allerdings in einer gemäßigten Form, führten. Diese Alleinherrschaft blieb auch nach der Ermordung Gustavs III. (1792) bestehen.

So lagen die Dinge, als Schweden unter dem unglücklichen Gustav IV. Adolf 1808 von seinem früheren Bundesverwandten Rußland im Verein mit Dänemark überfallen wurde. Nur eine Regimentsveränderung konnte das Land vom Untergang retten. So wurde denn der halbunzurechnungsfähige König am 13. März 1809 abgesetzt, und die Stände wurden einberufen, um einen neuen König zu wählen und, was die öffentliche Meinung einstimmig forderte, dem Lande eine neue Verfassung zu geben. Am 1. Mai trat der Reichstag in Stockholm zusammen, am 12. Mai wurde das Konstitutionskomitee, das die neue Verfassung ausarbeiten sollte, eingesetzt, und am 5. Juni wurde die neue Regierungsform angenommen. Am nächsten Tage, dem 6. Juni, wurde dem Oheim des früheren Königs, Herzog Karl, die Krone angeboten und ihm gleichzeitig die Regierungsform zur Genehmigung vorgelegt.

Auf diese Weise entstand die „Regierungsform“ vom 6. Juni 1809, die noch jetzt bestehende Verfassung Schwedens. Infolge der wenigen Tage, die für ihre Abfassung zur Verfügung standen, war jede Bedenkzeit für theoretische Spekulationen, jede Entlehnung von Mustern aus fremden Ländern, wenn anders die Lust dazu vorhanden war, von vornherein ausgeschlossen. Dies wäre aber auch nicht am Platze gewesen. Die Erfahrungen der letzten 130 Jahre standen vor einem jeden als lebende Erinnerungen und warnten ebenso sehr vor einem selbstherrschenden Reichstag wie vor einer selbstherrschenden königlichen Macht. Die Lehren der eigenen Vergangenheit gaben gleichsam ein imperatives Mandat, daß vor allem Uebergriffe von irgendwelcher Seite, sei es des Monarchen, sei es der Stände, zu verhindern seien, und so wurde denn die merkwürdige dualistische Staatsform, die Schweden jetzt besitzt, aus Elementen früherer Verfassungen zusammengefügt. Sie bildet eine historische und konstitutionelle Synthese der beiden entgegengesetzten Verfassungen, die zuletzt auf einander gefolgt waren, ein Stück Hegelscher Dialektik mit ihrer These und Antithese und darauffolgender Synthese, worin die vorhergehenden „aufgehoben und zugleich aufbewahrt“ sind. Deshalb ist diese Verfassung, so sonderbar sie dem Außenstehenden auch erscheinen mag, kein Kunstprodukt, sondern die Frucht einer organischen Entwicklung, die sich mit elementarer Macht selbst gegeben hat. Die Männer, die zur Feder griffen, haben im Grunde nichts anderes getan, als niederzuschreiben, was sie schreiben mußten. Sie sind nur Mittelpersonen für die Lebenserfahrung des ganzen Volkes gewesen. Der einzige Gedanke, der sich als ihr eigener bezeichnen läßt, obwohl auch er eine Frucht derselben gemeinsamen Erfahrung war, ist der gewesen, daß die Verteilung der Macht auf verschiedene Hände den besten Schutz gegen ihren Mißbrauch bildet.

Es ist klar, daß eine auf diese Weise aus der eigenen Geschichte hervorgewachsene Verfassung nirgends anderswo ein Seitenstück haben kann. Sie ist ausgesprochen dualistisch, aber der Dualismus ist ein ganz anderer als der, zu dem Ansätze früher vorhanden waren und den die sonstigen konstitutionellen Monarchien aufweisen. Die ihr typologisch am nächsten stehende Verfassung ist die der Vereinigten Staaten, denn auch diese ist ausgeprägt dualistisch, obgleich der Dualismus in Einzelheiten anders geartet ist. Die von den deutschen Gelehrten aufgestellte juristische Fiktion, wonach die Verfassung der Vereinigten Staaten „monistisch“ ist, weil es im

Preamble heißt: „Wir, das Volk der Vereinigten Staaten“, und weil ferner sowohl der Präsident wie der Kongreß gewählt werden, — diese Fiktion ist ein Stück Scholastik und nichts anderes. Die Art, in welcher der Staatswille gebildet wird, bestimmt vor allem anderen den Charakter der Verfassungen. Und der Staatswille wird in den Vereinigten Staaten, ebenso wie in Schweden, von verschiedenen Organen, teils gemeinsam, teils jedes auf seinem Gebiete, gebildet. *)

Aber ebenso klar wie der einheimische Ursprung und der eigenartige Charakter der schwedischen Verfassung ist, ebenso klar ist auch ihr modernes Gepräge. Hier stammt nichts aus dem Mittelalter und hier walten keine „altständischen“ Verhältnisse. Obschon aus älteren Teilen zusammengefügt, ist das Gebäude von oben bis unten neu. Allerdings ist es etwas Fremdes für diejenigen, die nur die konstitutionelle Monarchie nach dem Muster der französischen Charte oder der Verfassung Belgiens kennen. Deshalb fällt es den Deuten so schwer, sie zu verstehen, vor allem im Auslande, aber eigentümlicherweise zuweilen auch in Schweden selbst.

* * *

Zuletzt einige Worte zur Erklärung der falschen Auslegung, der die Verfassung Schwedens ausgesetzt ist. Zwei Ursachen haben dazu Veranlassung gegeben: Die eine liegt in der Charakteristik der konstitutionellen Monarchie seitens der deutschen Staatswissenschaft, die andere in den Quellen, aus denen die deutschen Gelehrten ihre Kenntnis der schwedischen Verfassung schöpfen.

Meines Wissens ist es Gerber, der die in Deutschland noch jetzt herrschende Auffassung der konstitutionellen Monarchie juristisch formuliert hat, wonach der Monarch der Alleinhaber der ganzen Staatsmacht und deren Ausübung nur in gewissen, bestimmten Fällen durch die Volksvertretung beschränkt ist, die ihrerseits im übrigen diese Befugnis vom Monarchen selber erhalten hat. In Uebereinstimmung hiermit erklärt auch Sellinet, daß im Einheitsstaate alles nur von einem Zentrum, dem Monarchen ausgehen könne. Wenn die Repräsentation diesem auch nicht direkt untergeordnet sei, so besitze sie doch in ihm ihren Ausgangspunkt und die Grundlage ihrer fortgesetzten Tätigkeit. Anderenfalls wäre der Staat kein moderner Einheitsstaat, sondern ein dualistischer mittel-

*) Fahlbed, La constitution suédoise, S. 207 ff.

alterlicher Staat.*) Es ist klar, daß von einer solchen Auffassung die schwedische Monarchie mit ihrem scharf durchgeführten Dualismus ohne weiteres dem Mittelalter zugerechnet werden muß. Mit welchem Recht dies geschieht, haben wir eben gesehen. Schon dies beweist die Unhaltbarkeit der Theorie. Aber es gibt auch noch andere Beweise dafür.

Die erwähnte Auffassung von der konstitutionellen Monarchie ist die juristische Formulierung der Worte d'Ambrays bei der Promulgierung der französischen Chartre von 1814 und findet sich im § 57 der Wiener Schlussakte. Sie paßt vortrefflich für die oktroyierten Verfassungen, die die früher souveränen deutschen Fürsten ihren Völkern gegeben haben. Paßt sie aber auch für die konstitutionellen Monarchien Belgiens und Dänemarks schon bei ihrer Entstehung, oder für die deutschen und diejenige Oesterreichs in ihrer jetzigen Gestalt? Gewiß nicht. Augenblicklich gibt es nur ein einziges Land, wo diese Definition der konstitutionellen Monarchie zutrifft, und zwar Rußland. In allen anderen ist eine so beschaffene Monarchie, wie die in § 57 der Wiener Schlussakte charakterisierte, ein schon überwundener Standpunkt. Die Volksvertretung ist auch in den deutschen Staaten kein untergeordnetes Organ mehr, das nur den Monarchen in der Ausübung seiner Macht zu begrenzen hat. Sie ist demselben vielmehr in ihren bestimmten Gebieten, Gesetzgebung und Besteuerung, nunmehr vollkommen gleichwertig. Der letzte übrig gebliebene Notanker für die betreffende Auffassung ist, nachdem alle früheren Beweismittel für dieselbe, wie das über die Initiative zur Gesetzgebung und das über das Zusammentreten des Reichstages als nicht stichhaltig über Bord geworfen werden mußten, die Sanktion. Allein die Sanktion hat nicht die ihr beigelegte mythische Kraft, den Monarchen zum eigentlichen Machtinhaber zu machen. Dies zeigt zur Genüge ihr Vorkommen im jetzigen England wie in Schweden während der sogenannten „Freiheitszeit“. Die Sanktion beweist an sich gar nicht, wer in der Realität den Staatswillen bestimmt und also der rechte Machtinhaber ist. Sie kann der unmittelbare Ausdruck für den Staatswillen sein, nämlich in den Fällen, wo der Monarch denselben allein bestimmt; in anderen Fällen bedeutet sie aber nur eine hierbei notwendige, mit der Kontratsignation des Ministers vergleichbare Formalität, welche letztere in den meisten Verfassungen genau ebenso

*) Jellinek, Das Recht des modernen Staates, S. 666 ff.

unumgänglich ist. Mit der Sanktion läßt sich deshalb die Fiktion von dem Monarchen als Alleinhaber der Staatsmacht und von der einheitlichen Verfassung der konstitutionellen Monarchie nicht begründen. Eher könnte die Promulgation der Aeußerungen des Staatswillens, die ihnen nach außen verpflichtende Kraft gibt, so gedeutet werden. Daß dieses jedoch nicht angeht, wird u. a. dadurch bewiesen, daß auch in Schweden, trotz seiner ausgeprägten dualistischen Verfassung, die Promulgation aller Beschlüsse des Staatswillens — mit einigen ganz unwesentlichen Ausnahmen — allein dem König gehört. Die einheitliche Promulgation beweist nur die Einheitlichkeit der exekutiven Gewalt und somit des Staates, nicht die der Verfassung.

Diesen Betrachtungen kann die Bemerkung hinzugefügt werden, daß Jellinek durch seine ausgezeichneten Untersuchungen auf dem Gebiete der allgemeinen Staatslehre, für die jeder ihm Dank schuldig ist, selber die so zu sagen offizielle Doktrin in diesem Falle untergraben hat. Denn seine Lehre von den unmittelbaren Staatsorganen, die in der konstitutionellen Monarchie zwei „in Beziehung auf ihre Willenssphäre von einander ganz unabhängige“ sind, macht der Fiktion von dem Monarchen als einzigem Inhaber der Staatsgewalt unrettbar ein Ende. Auch in seiner Ausdrucksweise vermag er sich dieser Konsequenz nicht zu entziehen. So heißt es in der schon angeführten Arbeit (S. 687): „Der Dualismus, der ehemals den Staat selbst in zwei staatsähnliche Hälften teilte, hat sich in der konstitutionellen Monarchie in einen Dualismus der unmittelbaren Organe verwandelt.“ Ja, gerade so verhält es sich. Die konstitutionelle Monarchie ist seit ihrer Entstehung eine dualistische Verfassung, denn Monarch und Repräsentation sind zwei selbständige Organe, die — jedes auf seine Weise — zur Bildung des Staatswillens beitragen. Ob dies mit einem so durchgeführten Dualismus wie in Schweden oder nur so wie in den deutschen Staaten geschieht, ist für die Hauptfrage gleichgültig. Die deutsche Staatswissenschaft führt somit unfehlbar zu demselben Resultat, auch wenn sie noch mit der Macht der Tradition sich dagegen sträubt. In seiner neuesten Arbeit*) zeigt Jellinek, wie sich die Verfassungen unter dem Drucke unseres heutigen politischen Lebens ununterbrochen verwandeln. Wäre es nicht an der Zeit, daß die Theorien danach umgewandelt würden, um so mehr, wenn sie, wie in diesem

*) Jellinek, Verfassungsänderungen und Verfassungswandlung (Berlin 1906).

Falle, seit langer Zeit hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben sind! Man könnte dann auch hoffen, daß die Verfassung Schwedens von der deutschen Rechtswissenschaft richtig beurteilt werden würde.

Die Schuld an diesem unangenehmen Mißverständnis in bezug auf die Verfassung Schwedens trifft aber nicht ausschließlich die deutsche Wissenschaft und deren veraltete Auffassung von der konstitutionellen Monarchie. Sie ist noch weit mehr der Beschaffenheit der Quellen, die den deutschen Gelehrten bequem zu Gebote stehen, zuzuschreiben. Diese beschränken sich nämlich auf die vorher erwähnte Arbeit Nordenflychts, die Artikel der großen Konversationslexika über Schweden, ein paar Abhandlungen über den schwedischen Staatsrat in älterer und neuerer Zeit (siehe unten) und auf Aschehoughs Arbeit: Das Staatsrecht der vereinigten Königreiche Schweden und Norwegen in Marquardsens „Handbuch des öffentlichen Rechts“. Schließlich habe ich selbst den schon früher erwähnten Aufsatz und ein Büchlein über die Verfassung Schwedens veröffentlicht, die indessen nur wenig beachtet, oder, wenn beachtet, fast ausnahmslos nicht gebilligt worden sind.*)

Ueber Nordenflycht und die Artikel in den Konversationslexika habe ich teilweise schon gesprochen. Die letzteren sind, auch wo sie korrekt sind, naturgemäß sehr unvollständig. Der erstere ist infolge seiner Vorliebe für den Adel durchaus irreführend, und daselbe gilt natürlich von seinem Kompilator Julius Schwarcz.***) Grenanders Monographie über den schwedischen Staatsrat gibt nur ein Bruchstück der Verfassung, und obwohl dieses richtig wiedergegeben ist, fehlt das tiefere Verständnis für jene Institution, in Ermangelung des notwendigen historischen Hintergrundes.***) Bleibt noch Aschehoughs Arbeit. Sie gibt eine zusammenhängende Darstellung der ganzen Verfassung, die Behandlung ist aber überwiegend juristisch. In den Einzelheiten ist diese Darstellung vollkommen korrekt. Und doch, wie unvollständig und als Ganzes wie irreführend erscheint sie gleichwohl! Hier zeigt sich mit aller Deut-

*) Eine eben jetzt erschienene Rezension des letzteren von Fritz Arnheim in der Deutschen Literatur-Zeitung (Nr. 11 vom 14. März 1908) beweist indessen, daß der kundige Historiker die Verfassung Schwedens besser zu beurteilen vermag.

**) Montesquieu und die Verantwortlichkeit der Räte des Monarchen in England, Aragonien, Ungarn, Siebenbürgen und Schweden (Leipzig 1892).

***) V. R. Grenander, die Constitutionelle Stellung des schwedischen Staatsrates, verglichen mit derjenigen der entsprechenden Institutionen in England, Dänemark und Norwegen (Separat aus Archiv für öffentliches Recht). (Freiburg i. B. 1887.)

lichkeit die Unzulänglichkeit der juristischen Behandlung einer „historischen“ Verfassung, die das Resultat eines langen Entwicklungsprozesses ist und wo jeder Paragraph auf ein Erlebnis, oft in längst vergangenen Zeiten, zurückgeht. Die juristische Behandlungsweise lehrt nur, wie eine Verfassung und deren einzelne Teile funktionieren, aber nicht, weshalb sie so oder so beschaffen ist, und läßt sie uns daher auch nicht verstehen. Die falsche Auffassung der deutschen Rechtswissenschaft in diesem Falle ist der beste Beweis hierfür. Die schwedische Verfassung von 1809 ist absolut unverständlich, wenn bei der Betrachtung nicht die schwedischen Verfassungen früherer Jahrhunderte den Hintergrund bilden. Deshalb kann sie unmöglich durch eine nur juristische Behandlung oder im Vergleich zu anderen Verfassungen von gestern und heute, wie dies teilweise bei Aschehoug geschieht, richtig dargestellt werden.

In schwedischer Sprache gibt es über die Verfassung Schwedens vortreffliche rein historische Arbeiten,*) die aber den reichen Stoff bei weitem nicht erschöpfen. Es fehlt uns noch immer nicht nur die juristische, sondern vor allem die staatswissenschaftliche (genetische und typologische) Behandlung der früheren Staatsverfassungen des Landes. Die noch geltende Verfassung von 1809 ist natürlich mehr bearbeitet, aber überwiegend vom juristischen Gesichtspunkte aus. Auch für sie fehlt es an einer vollständigen staatswissenschaftlichen Behandlung. Im übrigen müssen wir zugeben, daß diese Verfassung auch bei uns selbst zuweilen keine richtige Beurteilung gefunden hat, indem sie — von zwei entgegengesetzten Richtungen aus — einer tendenziösen, schiefen Auslegung ausgesetzt war und auch noch heutzutage ist.

Konservativ veranlagte Staatsrechtsgelehrte, die ungern die große Macht des Reichstages anerkennen wollen, haben die königliche Macht als den nicht nur vornehmsten, sondern eigentlich einzigen Inhaber der Staatsmacht hervorgehoben. Sie sind hierbei sowohl durch die deutsche Rechtswissenschaft, wie durch die in diesem Geiste konstruierten Staatslehren unserer eigenen Philosophen, besonders Boströms, beeinflusst worden. Nicht selten kann man somit in der staatsrechtlichen Literatur unseres eigenen Landes Äußerungen und Auslassungen antreffen, die zu dem bestehenden

*) Ehr. Raumann, *Sveriges Statsförfattningsrätt. I. Svenska Statsförfattningens historiska utveckling* (Stockholm 1879) sowie E. Hildebrand, *Svenska Statsförfattningens historiska utveckling* (Stockholm, 1896). Außerdem gibt es natürlich mehrere Monographien über einzelne Teile derselben.

Recht und der darauf gegründeten Praxis im Widerspruch stehen.*) Noch schärfer ist jedoch der Dualismus in der Verfassung von Anhängern liberaler und radikaler Ansichten — allerdings nicht so sehr theoretisch wie praktisch — angefochten worden. Unter dem Eindruck der allgemeinen parlamentarischen Entwicklung in Europa, mit dem Uebergewicht der Repräsentation im Staatsleben und der unteren Kammer in der letzteren, haben diese Radikalen und Liberalen für eine einheitliche Verfassung auf Grund der Volkssouveränität geschwärmt und gearbeitet. Der in neuester Zeit in Schweden ausgefochtene große Stimmrechtskampf, der mit einer durchgreifenden Repräsentationsänderung endete, wurde von ihrer Seite ausdrücklich in diesem Zeichen geführt. Sie sind nämlich — genau so wie ihre Gesinnungsgenossen auf dem Kontinente für ihre respektiven Länder — in dem Glauben befangen, daß der englische Parlamentarismus bei uns eingeführt werden könne. In Schweden würde jedoch ein diesbezüglicher Versuch keineswegs zu einer Kabinettsregierung, wie sie allmählich für den Parlamentarismus Englands der kennzeichnende Zug geworden ist, sondern zu einem regierenden Reichstag in der Hand einer Partei, also zu einer Wiederkehr der Staatsverfassung der „Freiheitszeit“, führen.

Diese Tendenzen sind indessen bis auf weiteres zurückgewiesen worden. Die 1907 als „ruhend“ erklärte Repräsentationsveränderung, die 1909 mit Sicherheit definitiv angenommen werden wird, baut auf den 1809 gelegten Fundamenten weiter, indem sie die Gleichstellung der beiden Kammern und damit das Prinzip der Machtverteilung befestigt. Die gegen mich persönlich gerichteten Ausführungen Sellineks und Holten-Bechtolsheims über die Fruchtlosigkeit der Arbeit für die Bewahrung dieser Verfassung und deren Dualismus schweben somit in der Luft.***) Noch haben wir vollständig den Boden der eigenen Entwicklung unter den Füßen und wollen, auf ihm stehend, die Verfassung von 1809 den Forderungen der neuen Zeit anzupassen suchen. Das stärkste Motiv, diese Grundlage nicht preiszugeben, war zwar nicht, daß man den bestehenden Dualismus, wo der Monarch die ihm zuerteilte Rolle anscheinend nicht spielen will, als das Ideal einer Verfassung betrachtet. Doch können wir andererseits nicht die Hoffnung aufgeben,

*) So z. B. zuweilen bei S. L. Rydin, dem trefflichen Kommentator der Reichstagsordnung von 1866. Siehe „Svenska Riksdagen“. (Stockholm 1873—79), II: 1, S. 1 ff.

**) Sellinek, Verfassungsänderung x., S. 54; Holten-Bechtolsheim in Archiv für öffentl. Recht (1906) XXII, 3 und 4, S. 551.

daß einmal ein Herrscher kommt — und vielleicht ist er schon da — der die königliche Macht nach dem Sinne der Verfassung von 1809 verwalten will, natürlich unter Anpassung an die jetzigen Verhältnisse. Ausschlaggebend war ferner die Erkenntnis, daß eine Preisgabe dieser Grundlage uns direkt zu dem führen müßte, was im Grunde niemand, auch kein Liberaler und Radikaler, haben will: zu einem regierenden Reichstage. Was die Zukunft in ihrem Schoß trägt, kann niemand wissen. Bis auf weiteres und solange wir vorwärts sehen können, ruht jedenfalls die schwedische Verfassung auf dem 1809 aufgestellten Prinzip der Teilung der Macht.

Ich weiß nicht, ob es mir durch diese kurze und fragmentarische Darstellung gelungen ist, das deutsche gebildete Publikum und die deutsche Rechtswissenschaft von der Notwendigkeit zu überzeugen, eine gründliche Revision der in unserem großen Nachbarlande jetzt über Schweden, dessen Volk und dessen Staatsverfassung herrschenden Ansichten vorzunehmen. Sicher ist solches im höchsten Grade notwendig, und zwar schon im Interesse der Wissenschaft; denn es geziemt wahrlich nicht der hochentwickeltesten deutschen Rechtswissenschaft, sich so gründlich in der schwedischen Verfassung zu irren und überhaupt so wenig die Staatsverfassung eines Landes zu kennen, das neben England die älteste und lehrreichste Verfassungsgeschichte der Welt besitzt. Eine solche Revision ist aber auch vom politischen Standpunkte aus notwendig. Denn nichts entfernt zwei Völker mehr voneinander, als unrichtige und kränkende Vorstellungen des einen über das andere, während eine richtige gegenseitige Kenntnis sie im Gegenteil lehrt, einander zu verstehen, und dadurch kräftig zu einer Annäherung zwischen ihnen beiträgt.

Notizen und Besprechungen.

Geschichte.

Selbstanzeige.

Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte
Von Hans Delbrück. Erster Teil. Das Altertum. Zweite, neu
durchgearbeitete und vervollständigte Auflage. Brosch. 12 M., geb.
14 M. Berlin 1908, Georg Stilke.

Die zweite Auflage des ersten Bandes meiner Geschichte der Kriegskunst hat gegen die erste zwar in der Gesamtauffassung keine Aenderung erfahren, hat im einzelnen aber doch hier und da umgearbeitet werden müssen und vervollständigt werden können.

Manche schöne neue Einzelforschung ist in der Zwischenzeit erschienen und mußte geprüft und in den alten Text hineingearbeitet und ein wichtiges Stück, die älteste römische Kriegsverfassung, über die ich in diesen Jahrbüchern in dem Artikel „König Servius Tullius und das römische Wahlrecht“ (Januarheft 1908) schon berichtet habe, völlig umgeschmolzen werden. In einer Besprechung des ersten Bandes gab der General d. Inf. v. Schlichting, der Verfasser der „Taktischen und strategischen Grundsätze der Gegenwart“, der Hoffnung Ausdruck, daß das vorliegende Werk „dem militärischen Dilettantismus, der bisher in der Geschichtsschreibung herrschte, ein Ende machen“ werde. In diesen Worten ist auf das präziseste das ausgedrückt, was ich mir selbst bei meiner Arbeit vorgelegt und worauf meine Hoffnung gerichtet war. Aber diese Hoffnung ist nicht nur nicht in Erfüllung gegangen, sondern das gerade Gegenteil ist eingetreten. Wohl kaum je in einer früheren Zeit ist auf dem Gebiet der Geschichte des Kriegswesens und der Kriegskunst durch unmethodische und dilettantische Gelehrsamkeit soviel Verkehrtes und Verwirrendes zutage gefördert worden, wie gerade in diesem letzten Jahrzehnt. Es sind nicht bloß Historiker und Archäologen daran beteiligt, sondern auch Militärs, die viel zu schnell und viel zu sicher glauben, mit den in der Praxis, oft nur des Friedensdienstes, gewonnenen Vorstellungen die Verhältnisse früherer Kriegsepochen kritisch bemessen zu können. So sind nicht nur unrichtige Auslegungen der Quellen, über die man verschiedener Ansicht sein kann und immer sein wird, sondern

auch sachlich und physisch unmögliche Konstruktionen ausgebildet und vortragen worden und haben die klaren historischen Vorgänge vielfältig verdunkelt, und der größere Teil meiner Arbeit bei dieser zweiten Auflage der ersten beiden Bände bestand deshalb darin, diese Unmöglichkeiten quellenkritisch und sachlich aufzulösen und zu widerlegen. Das war keineswegs eine leichte und einfache Arbeit, denn auch dem völlig Sinnlosen läßt sich in der Geschichte bei dem weiten Abstand, in dem wir von den Dingen leben, sehr leicht ein gewisser Anstrich von Wahrscheinlichkeit geben, und es bedarf breiter ausführlicher Darlegungen, um solche Täuschungen zu zerstören und, da man nicht zum Experiment greifen kann, mit Worten klarzumachen, was physisch möglich und was unmöglich ist. Zuweilen bringt eine derartige Diskussion den Vorteil, den Gegenstand selbst zu größerer Klarheit zu erheben, und man fühlt sich belohnt für seine Mühe. Meistens aber erntet man solche nicht und schließt nur mit der ärgerlichen Empfindung, Zeit und Kraft, die man für Besseres hätte verwenden können, vergebend zu haben.

Die Aufnahme, die der erste Band seinerzeit bei der wissenschaftlichen Kritik gefunden hat, könnte vielfach, auch wo sie sonst freundlich gehalten war, in der Befürchtung aus, ob ich nicht doch das Recht der Sachkritik überspannt und von der quellenmäßigen Tradition weiter abgewichen sei, als sich rechtfertigen lasse. Nirgends hat die erneute Durcharbeitung des Stoffes mir gezeigt, daß diese Befürchtung begründet sei. Im Gegenteil, ganz wie ich jüngst bei einer neuen Auflage meiner Sveisenaubio-graphie in der Vorrede sagen durfte, daß die Veränderungen, die ich nötig gefunden, nur Weiterführungen der schon früher angelegten Linien seien, so kann ich auch von dieser neuen Auflage der „Geschichte der Kriegskunst“ sagen, daß die sachlichen Veränderungen durchweg der Erkenntnis entsprungen sind, daß ich in der ersten Auflage in der Abweichung von den überlieferten Anschauungen noch nicht weit genug gegangen war. Es ist wirklich so gewesen, daß nicht die Perser, sondern die Griechen die an Zahl Ueberlegenen waren, daß Alexander nicht mit einer kleinen Schar ausging, das persische Weltreich zu erobern, sondern mit einem Heer etwa doppelt so groß wie einst das des Xerxes, daß in Rom nie nach Vermögensklassen ausgehoben worden ist, daß die Barbarenheere, die die Kulturwelt bedrohten, stets ganz klein waren, daß die Römer ihre Siege über Gallier und Germanen wesentlich mit numerischer Ueberlegenheit erfochten haben, daß die ritterliche Kriegsgattung bereits vor dem Lehnswesen bestand und nicht erst aus ihm erwachsen ist.

Der Glaube an die entgegengesetzte Tradition in allen diesen Punkten ist fast so fest wie er alt ist, und nicht nur Gründe, sondern auch Zeit braucht's, ihn zu überwinden und eine bessere Erkenntnis an seine Stelle zu setzen. Die beste Hilfsstruppe in diesem Kriege aber wird die Fortführung des vorliegenden Werkes selber sein.

Der alte Historiker, der nur den ersten Band liest, der Rechtshistoriker,

der nur den Ursprung des Lehnswesens mit seinen überlieferten Anschauungen vergleicht, der Kreuzzugshistoriker, der nur liest, wie gering die Zahl der Ritter gewesen und wie wenig Originelles diese große Kriegsepoche hervorgebracht haben soll — ich kann ihnen allen ihre Vorsicht und ihren Zweifel nachempfinden. Aber ich habe die Zuversicht, daß die Zweifel sich lösen und vergehen werden, wenn der alte Historiker auch den zweiten und dritten Band dieses Werkes sich zu eigen macht, wenn der Rechtshistoriker sich den Gegensatz zwischen dem Einzelkrieger und dem taktischen Körper aus dem Zusammenhang des ganzen Werkes klargemacht, der Kreuzzugshistoriker den Unterschied von Rittertum und Kavallerie und die Gegensatzlichkeit der Begriffe Rittertum und Taktik aus dem Vergleich mit den Perioden vorher und nachher sich zur Anschauung gebracht hat.

Wie mir selbst das Werk aus der Gesamtanschauung der Entwicklung der Kriegskunst erwachsen ist, so kann auch nur derjenige den vollen wissenschaftlichen Gewinn aus ihm ziehen, der es nicht bloß als alter, mittlerer oder neuerer Historiker benützt, sondern es im ganzen nimmt als eine Forschung der Weltgeschichte.

H. Delbrück.

Quellen zur Geschichte des Zeitalters der französischen Revolution. Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte der Beziehungen zwischen Oesterreich und Frankreich in den Jahren 1795—97. Gesammelt von Hermann Hüffer †, ergänzt, herausgegeben und eingeleitet von Friedrich Luchwaldt. Innsbruck, Wagner'sche Universitäts-Buchhandlg., 1907. — 200 S. S. Darstellung, 560 S. S. U. u. A.

In seinem viel gelesenen Buche „Napoleon als Feldherr“ stellt Jork v. Wartenburg in der Schilderung des ersten Napoleonischen Feldzugs 1796/7 einmal Napoleon Friedrich dem Großen gegenüber. Friedrich habe als Soldat weniger den Sieg als dessen Folge im Auge gehabt; er habe sich stets in erster Linie als verantwortlicher Politiker gefühlt. Napoleon dagegen, meint Jork, war nur Soldat, er dachte nur an den Sieg und rief sich in dessen Ausnutzung nicht das Halt zu, das er sich im Interesse des Staates hätte zurufen müssen. Es ist das in rein militärischer Formulierung die Anschauung, die Napoleons Handlungen und Schicksal einseitig aus seiner Beanlagung erklärt, die ihn von unbegähmbarer Herrschsucht getrieben, ohne vernünftiges Ziel von Eroberung zu Eroberung stürzen und darüber zugrunde gehen läßt. In diesen Jahrbüchern ist diese Meinung oft bekämpft und dargelegt worden, daß Napoleons Politik so einfach nicht zu erklären ist, daß das Innehalten in Krieg und Eroberung nicht allein von seinem Willen abhing, sondern zugleich von den großen objektiven Mächten der Weltgeschichte, in erster Linie von dem Gegensatz der national-französischen Wünsche zu den Interessen der übrigen großen Staaten. Als Napoleon auf der Weltbühne erschien (1795), hatte die Revolution bereits

ein Programm der auswärtigen Politik formuliert: die große Mehrheit der Nation verlangte dauernden Frieden, aber einen Frieden mit den „natürlichen“ oder zum mindesten mit den „konstitutionellen“ Grenzen (Belgien). Beide Wünsche standen im innern Widerspruch zu einander, denn jene Eroberungen brachten Frankreich mit allen Mächten Europas in Konflikt, weil neben einem Frankreich mit diesen Grenzen eine andere selbständige Macht nicht mehr bestehen konnte. Indessen solche Widersprüche sind im Leben der Nationen nicht selten, und Napoleon war wie seine französischen Zeitgenossen von der Notwendigkeit, diese Grenzen zu erlangen, erfüllt. Jeder, der in Frankreich etwas bedeuten wollte, mußte sich dazu bekennen, und am wenigsten konnte sich der aus der Revolution hervorgegangene Herrscher davon abwenden. Sein Untergang erst hat die Undurchführbarkeit des revolutionären Programms gezeigt, und es war die Tragik im Leben Napoleons, daß er seine Kraft an einer unlöslichen Aufgabe, Europa zur Anerkennung dieser Grenzen zu zwingen, verzehrt hat.

Daß nun Napoleon im Kampf um diese Grenzen nicht blinder Leidenschaft, sondern überaus durchdachten politischen Erwägungen gefolgt ist, zeigt für seinen ersten Feldzug und seinen ersten Frieden aufs neue Ludwalbts Publikation. Napoleon hatte durch seine Siege in Italien die Oesterreicher zu Friedensverhandlungen gezwungen (Frühjahr 1797) und stand wenige Tagemärsche von Wien entfernt: nach Yorcks Rezept hätte er nun den Sieg bis zur Eroberung der Kaiserstadt verfolgen müssen. Statt dessen hatte er längst auf Frieden gedrängt; er wollte Oesterreich nicht niederschlagen, sondern sich mit ihm vertragen, um einen Bundesgenossen gegen England, den noch unbefiegten Feind, zu gewinnen, oder doch die Kraft Frankreichs ungeteilt gegen England richten zu können. Für dieses im allgemeinen bereits bekannte Bestreben Napoleons bringt Ludwalbt einen neuen Beweis aus der Zeit vor Beginn der Friedensverhandlungen. Als Napoleon die Oesterreicher aus Italien völlig hinausgeschlagen hatte (Februar 1797), bot er der Wiener Regierung an, ihr den gesamten ehemaligen italienischen Besitz (die Lombardei mit Mailand und Mantua) wieder auszuliefern und für Belgien in Deutschland eine Entschädigung zu verschaffen, wenn sie schleunigst unter Abtretung Belgiens Frieden schloffe. Seine eignen italienischen Eroberungen sollten also der Preis eines raschen Friedens sein, während bisher meist angenommen worden ist, daß er auf die Schwächung der österreichischen Macht in Italien den größten Wert gelegt habe. Diese mäßigen Bedingungen ließ er erst fallen, als die österreichische Regierung den Frieden ablehnte und ihn dadurch zwang, den Krieg nach Kärnten hineinzutragen; mit den steigenden Erfolgen erhöhte er seine Forderungen, und Oesterreich mußte außer Belgien weitere Abtretungen am Rhein und die Lombardei opfern, wofür ihm allerdings Venedig zuteil wurde. Bei rascherem Zugreifen hätte Oesterreich also einen weit besseren Frieden schließen können. Die Kenntnis

dieser Phase in der Vorbereitung des Friedens von Campo Formio ist die wichtigste Belehrung, die wir Luchwalbts minutiösen Untersuchungen verdanken; im übrigen hat er die großen Linien der bisherigen Anschauung nicht verändert, wohl aber hier und da fester ziehen können. So bringt er neue Belege dafür, daß die österreichische Regierung trotz aller Niederlagen auf einen günstigen Frieden hoffte, weil sie mit einem neuen Umsturz in Paris rechnete, eine Hoffnung, die dann freilich wesentlich infolge von Napoleons Einwirkung in Paris zuschanden wurde. Ferner bestätigt Luchwalbt die Tatsache, daß die Friedensbedingungen mit ihrer relativen Mäßigung ausschließlich auf Napoleon zurückgingen; die Machthaber in Paris hätten gern den Oesterreichern allen italienischen Besitz entrißen, was natürlich den Festlandskrieg verlängert und den Kampf gegen England gelähmt hätte. — Nur so viel will ich von dem reichen Inhalt des Luchwalbtschen Buches andeuten; kein Spezialforscher wird an diesem Werke echten Forscherfleißes vorübergehen dürfen.

Theodor Bitterauf, Napoleon I. — Aus Natur und Geisteswelt.
Bd. 195. Leipzig, Teubner, 1908. 109 S.

Dies Büchlein ist erwachsen aus populären Vorträgen, es macht daher nicht den Anspruch, in Tatsachen oder Auffassung etwas Neues zu bieten, sondern nur eine summarische Uebersicht über Leben und Bedeutung Napoleons zu geben. Die Anschauung des Verfassers ist im wesentlichen die an dieser Stelle vertretene, die mitgeteilten Tatsachen sind zuverlässig.
G. Koloff.

Entgegnung.

Auf die Besprechung meines Buches „Geschichte der neuesten Zeit“ im Augustheft erwidere ich folgendes:

Was Herr Professor Delbrück auf S. 361 über mein Buch im allgemeinen urteilt, empfinde ich als nicht gerecht. Es will mir scheinen, als ob er den Ernst meines Unternehmens, an das ich nach langer Vorarbeit in Wissenschaft und politischer Praxis herangegangen bin, nicht würdigt; daß er dessen Schwierigkeiten, die auch anderen als mir sich fühlbar machen würden, nicht entsprechend in Anschlag bringt; und daß er endlich eine Gesinnung aus dem Buch herausliest, von der ich mich frei weiß. Ich bin kein Philister, der für das Große keinen Sinn hätte und der die Empfindung Kaiser Wilhelms II. nicht nachfühlen könnte, wenn er ausrief: „ich führe euch großen Dingen entgegen“. Wenn aber Herr Professor Delbrück die schweren Schatten nicht sieht oder nicht anschlägt, welche seit dem Verlassen des alten Kurses über Deutschland sich gebreitet haben, so will ich mit ihm, mit dem ich vor Jahrzehnten zusammen gearbeitet habe und den ich seit langer Zeit hochschätze, nicht rechten; aber es kommt mir das Wort des Cato gegen Cäsar bei Sallust Catil. 52, 16 zu Sinne:

sin in tanto omnium metu solus non timet, eo magis refert me mihi atque vobis timere.

Im Einzelnen bitte ich folgendes zur Abwehr sagen zu dürfen.

§. 363 heißt es, daß der Staatsstreich nach meiner Darstellung vor der Tür stand und so nah war, daß der Reichskanzler dem Kaiser darüber bereits Vortrag gehalten hat. Davon habe ich nichts gesagt. Der Reichskanzler ward am 25. Februar vom Kaiser aufgefordert, ehe er zurücktrete, das Heeresgesetz noch durchzubringen, und er antwortete, daß dies ohne eine ein- oder zweimalige Auflösung des Reichstags und alleräußerstenfalls ohne Berufung der Bundesfürsten nach Berlin und Abänderung der Verfassung im Punkt des Wahlrechts und wo es sonst vielleicht noch nötig sei, nicht abgehen werde. Wer dies „Vortrag über den Staatsstreich“ nennen will, mag es tun, aber nicht unter Bezugnahme auf mich.

§. 363 heißt es, ich stelle die Entlassung Bismarcks als Werk einer bloßen Intrigue und Laune dar. Das tue ich so wenig, daß ich ausdrücklich des Kaisers Widerstand gegen eine Politik, welche möglicherweise zum Staatsstreich und Blutvergießen führte, als begreiflich bezeichne und unter den landesväterlichen Gesichtspunkt bringe: ebenso wie ich Bismarcks Gedankengang, daß die Monarchie, wenn je einmal der Konflikt sich so zuspitze, nicht kapitulieren dürfe, als verständlich bezeichne.

Endlich heißt es §. 363: „Wie kann Herr Egelhaaf den Großherzog von Baden, der uns offenbar gerettet hat, als einen bloßen höfischen Giftmischer hinstellen?“ Das tue ich wieder so wenig, daß ich die Einsprache des Großherzogs gegen einen Konflikt mit der Aussicht auf eine einseitige Verfassungsänderung als eine solche charakterisiere, welche den Kaiser wohl bedenklich machen konnte. Wohl aber wende ich mich gegen des Großherzogs mir als sicher verbürgte Aeußerung, daß das Ganze nur ein Trick des alten Bismarck sei, der den Kaiser und das Volk untereinander verhezen wolle, um sich unentbehrlich zu machen, und dagegen, daß der Großherzog die Lage so hinstellte, als ob es sich jetzt darum handle, ob die Dynastie Bismarck oder die Dynastie Hohenzollern regieren solle. Diese Aeußerungen des Großherzogs, dem ich gleichzeitig „den Ruf eines ehrlichen Patrioten auf dem Fürstenthron“ ausdrücklich zuerkenne — ist das vielleicht gleichbedeutend mit „bloßer höfischer Giftmischer“? —, bebaure ich heute noch aufs tiefste, und nicht ich allein.

Stuttgart.

Gottlob Egelhaaf.

Replik.

Was ich in meiner Besprechung Egelhaaf zum Vorwurf gemacht habe, ist, daß er die Konsequenz seiner eignen Mitteilungen nicht gezogen hat und dadurch, im Widerspruch mit sich selbst, zu einer ungerechten Beurteilung des Kaisers und des Großherzogs von Baden, unserer gesamten

Politik seit 1890 und schließlich für den Tieferblickenden auch zu einer Unterschätzung der Persönlichkeit Bismarcks, seiner heroischen Kraft und Größe gelangt ist. Durch die Erwiderung wird dies mein Urteil nur bestätigt.

Egelhaaf teilt uns in aller Ausführlichkeit den Staatsstreichplan des Kanzlers mit, wie er ihn dem Kaiser vorgetragen hat, und will dann doch nicht wahr haben, daß der Staatsstreich „so nahe war, daß der Reichskanzler dem Kaiser bereits Vortrag darüber gehalten hat“.

Egelhaaf wehrt sich dagegen, daß ich behaupte, er stelle die Entlassung Bismarcks als das Werk einer bloßen Intrigue und Laune dar, läßt aber aus, daß ich selber bereits die Beschränkung, er habe den Staatsstreich-Gedanken „beinahe“ ausgeschaltet, hinzugefügt habe, und mit dieser Einschränkung ist meine Wiedergabe vollkommen richtig.

Egelhaaf wehrt sich schließlich dagegen, daß ich behaupte, er stelle den Großherzog von Baden als einen bloßen höfischen Giftmischer dar, und führt an, was er Freundliches über ihn gesagt habe. Ganz recht. Ich hätte vielleicht hinzufügen können „in diesem Konflikt“. Mit dieser naheliegenden Einschränkung aber halte ich mein Urteil völlig aufrecht, denn das Entscheidende, Rettende seines Rates ist ganz unterdrückt und dafür wie ja auch wieder in dieser Entgegnung alles Gewicht in das rein Persönliche und die Redewendung von der „Dynastie Bismarck“ gelegt, über deren Bedeutung ich mich bereits in meinem früheren Aufsatz so eingehend ausgesprochen habe, daß ich es hier nicht zu wiederholen brauche.

Was soll ich von einem Historiker halten, der über einen großen, weltgeschichtlichen Konflikt damit hinwegzugleiten meint, indem er treuherzig versichert, daß der Staatsstreich nur alleräußerstenfalls beabsichtigt gewesen sei, oder indem er statt „Staatsstreich“ „einseitige Verfassungsänderung“ sagt?

Egelhaaf hat sich seinerzeit einen guten Namen in der deutschen Geschichtswissenschaft gemacht durch eine kurze, sehr lesbare und verständige Geschichte der Reformation. Wenn ihm das neue Werk so viel weniger gelungen ist, so liegt das an dem ganz einseitigen und engen Standpunkt, auf den er sich gestellt hat, von dem aus die großen Zusammenhänge nicht zu erfassen waren. Jenes Buch war in Kanteschem Geist und nach seinem Muster geschrieben; dieses ist es nicht. Ich will gern noch nachträglich anerkennen, daß er daß Material mit großem Fleiß und gewiß oft mit Mühe gesammelt hat, aber für ein Geschichtswerk kann das nicht genügen. Delbrück.

U n t e r r i c h t.

Georg Kerschensteiner: Grundfragen der Schulorganisation, eine Sammlung von Reden, Aufsätzen und Organisationsbeispielen. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig, 1907, 296 S.

Wie eine elegante geometrische Konstruktion, so bereitet eine auf wenigen durchsichtigen Grundgedanken beruhende Lösung wichtiger Pro-

bleme schon an sich Freude, die aber mit der diesen Grundgedanken innewohnenden Ueberzeugungskraft wächst. Eine recht erfreuliche Erscheinung dieser Art ist das vorliegende Buch, welches 10 bei verschiedenen Anlässen entstandene Reden und Aufsätze umfaßt, aber doch mit ziemlicher Vollständigkeit alle die Gegenwart bewegenden Grundfragen des Unterrichts- und Schulwesens von der Volksschule und Fortbildungsschule bis hinauf zu den höheren Schulen und den Lehrerbildungsanstalten behandelt. Der Verfasser, Georg Kerschensteiner, ist nicht nur in langjähriger Erfahrung selbst zu klarer Einsicht über die zu verfolgenden Ziele des gesamten Schulwesens gelangt, sondern ist als Münchener Stadtschulrat in der berechnungswerten Lage gewesen, die gewonnenen Einsichten zum guten Teil in die Tat umzusetzen.

Zwei Grundforderungen, welche Kerschensteiner gegenüber der Aufgabe der Schule, tüchtige Staatsbürger heranzubilden, erhebt, springen am meisten ins Auge, nämlich erstens bei der Unmöglichkeit, dem Schüler das gesamte Gebiet des Wissens zu eigen zu machen, wohlüberlegte Beschränkung zu üben und einen einzelnen Bildungstoff, um den sich alle anderen gruppieren, energisch in den Vordergrund zu stellen, so daß an demselben Sorgfalt, Gründlichkeit und Selbstüberwindung als die notwendigsten Tugenden des künftigen Staatsbürgers geübt werden, und zweitens produktiver Arbeit schon in der Schule den Vorrang vor bloß gedächtnismäßiger Aufnahme des Unterrichtsstoffes zuzuwenden.

Um beiden Gesichtspunkten zugleich gerecht zu werden, ist für die Volksschule, in München Werktagsschule genannt, nach dem von Kerschensteiner im Jahre 1900 umgestalteten Lehrplan eine solche Auswahl des Stoffes getroffen und eine solche Behandlung desselben vorgeschrieben, daß der Schüler möglichst frühzeitig zu selbständigem Arbeiten und Schaffen angehalten wird. Wer nur die alten Unterrichtsmethoden kennt, wird bei produktiver Arbeit des Schülers zunächst an selbständig abgefaßte Aufsätze denken. Auch auf diese wird hoher Wert gelegt. Daß aber, was der Verfasser will, viel weiter geht, zeigt die folgende Schilderung der von ihm in München schon ins Leben gerufenen Einrichtungen: „In jedem Schulgebäude sind Schulgärten, Aquarien und Terrarien eingerichtet und obligatorische Schülerwanderungen vorgeschrieben; der auf Ausbildung der Gesichtsvorstellungen abzielende Zeichenunterricht wurde neugestaltet; mit den achten Knabenklassen (letztes Schuljahr, 14. Lebensjahr) wurde ein ausgedehnter Handfertigkeitsunterricht in wohl eingerichteten Werkstätten und ein ebenso ausgedehnter Laboratoriumunterricht für praktische Schülerübungen in Physik und Chemie angegliedert und mit den achten Mädchenklassen Schulküchenunterricht verbunden.“ Vom Herbst 1907 ab dient etwa die Hälfte der Unterrichtszeit in den achten Knabenklassen der produktiven Arbeit! Den Lehrplan der Volksschule, in welchem die hohe Ziffer der für Naturkunde angelegten Stunden (für die vier obersten Knabenklassen im ganzen 16 Wochenstunden, wovon auf das letzte Schul-

jahr allein 6 entfallen) auffällt, und den der von Kerscheneiner besonders angelegentlich geförderten obligatorischen Fortbildungsschule im einzelnen zu durchmustern, muß ich mir als Nichtfachmann versagen. Nur die eine Bemerkung kann ich nicht unterdrücken, daß die, allerdings auch anderwärts eingeführte, Verwendung des Sonntags, wie sie für die Mädchenfortbildungsschule und die Gehilfen- und Meisterabteilungen (S. 247 und 271) vorgesehen wird, in schneidendem Widerspruch steht mit dem gesunder., in der Gegenwart an Werbekraft mächtig wachsenden Grundsatz einer vollen Sonntagsruhe.

Etwas ausführlicher dagegen möchte ich auf des Verfassers Gedanken über die wünschenswerte Weiterentwicklung der höheren Schulen eingehen. Auch hier erweist er sich mit gutem Grunde als erbitterter Feind jeder Wissensmast und jedes mechanischen Arbeitsbetriebes. Unter Verzicht auf die Utopie einer allseitigen Bildung verheißenden Einheitschule sieht Kerscheneiner das Heil allein in einer weitergehenden Differenzierung der bestehenden Schulgattungen, welche sich durch die Konzentration um den einen oder den anderen vorwiegenden Unterrichtsstoff ergibt. Die Stärke des humanistischen Gymnasiums, welche in dem klar hervorspringenden Zweck einer Einführung in den Geist des klassischen Altertums lag und zum Glück mit einiger Einschränkung noch liegt, muß in anderer Weise auch von den übrigen für die Hochschule vorbereitenden Anstalten erreicht werden. Deshalb möchte er vier höhere Schulen als gleichwertig nebeneinander gelten lassen, nämlich 1. das altsprachliche, 2. das neusprachliche, 3. das naturwissenschaftliche, 4. das technische Gymnasium. Der letztere Vorschlag wird damit begründet, daß es erfahrungsgemäß wahrhaft gebildete Männer gibt, die durch exaktes Arbeiten an Schraubstock und Drehbank zu immer umfangreicheren Aufgaben der Technik getrieben wurden, die sie schließlich nur durch eingehende theoretische Untersuchungen lösen konnten und auch gelöst haben. Allein diese Fälle werden immer vereinzelt bleiben. Wenn Kerscheneiner meint, daß aus der produktiven Arbeit Schritt um Schritt theoretische allgemeine Geistesfragen herauswachsen, denen in den oberen Klassen der breiteste Raum gewährt werden solle, so würde das nur für die Mathematik und die Naturwissenschaften gelten, ja, je nach der Art der technischen Übungen, nur für einzelne Teile derselben, und bei zu frühzeitigem Ueberwiegen der praktischen Beschäftigung würden die meisten Schüler mit ihrem Interesse darin stecken bleiben und zu Bananen werden, die zwar auch unentbehrliche Mitglieder der Gesellschaft sind, aber sich nicht für leitende Stellen eignen, für welche die höheren Schulen doch gerade die vorbereitenden Anstalten sein sollen.

Ueberhaupt scheint Kerscheneiner diesen Unterschied, daß die neunstufigen Schulen nicht bloß brauchbare Staatsbürger im allgemeinen, sondern zu leitenden Stellen berufene liefern sollen, ein wenig aus den Augen zu lassen. Diesem Zwecke nämlich würde auch das von ihm an-

gestrebte naturwissenschaftlich-mathematische Gymnasium nicht genügend Beobachtungsschärfe und Wirklichkeitsinn, wie die Beschäftigung mit den Naturwissenschaften sie entwickelt, die mathematische Schulung verbannt. Raschheit des Kombinationsvermögens und Gewöhnung an unerbittlich strenge Beweisführung sind sehr wertvolle Eigenschaften, aber die sie begünstigenden Wissenschaften lenken den Blick einseitig auf die materielle Welt und verbürgen nicht den Erwerb eines unabhängigen, nur durch Vergleichung zu gewinnenden Urteils und der richtigen Stellung zu Vergangenheit und Fremde und den geistigen, wie materiellen Gütern ihrer Kulturen. Beides wird durch die einbringende Kenntnis fremder Sprachen und Literaturen, sei es der alten oder der neueren, geleistet, indem der Zugang zu den gesamten Kulturschätzen des Altertums und der Gegenwart erschließen. Wer zu leitender Stellung und damit zu besonderer Mitarbeit an dem Kulturfortschritt des eigenen Volkes bestimmt ist, muß daher in erster Linie über eine umfassende sprachliche Bildung verfügen, die allein geschichtlichen Sinn, die Wertschätzung der idealen Güter der Menschheit und eine über die Grenzen der Heimat hinausreichende Welt des Blickes zu verschaffen geeignet ist.

Daraus folgt, daß es doch nur sprachliche Gymnasien, entweder als sprachliche oder neu sprachliche, geben kann, und daß zu neu sprachlichen Gymnasien immer entschiedener und mit immer schärferer Begrenzung auf ein einzelnes Kulturvoll die bestehenden Realgymnasien, deren Pflanz des Lateinischen so lange berechtigt ist als die Geschichte jedes Faches auf unübersetzte lateinische Quellen zurückführt, und die bisher noch zwischen mathematischer, naturwissenschaftlicher und sprachlicher Zuspitzung schwankenden Oberrealschulen sich entwickeln sollten.

Wenn ich so für den Ausbau des höheren Schulwesens eine andere Richtlinie innegehalten wissen möchte als Kerschensteiner, so bin ich doch im übrigen von Herzen dankbar für die Klarheit seiner Belehrung und nicht am wenigsten für die Wucht, mit der er seine Grundforderungen vertritt, und möchte die Vektüre seines Buches gerade den akademisch gebildeten Lesern empfehlen, weil viele seiner Ratsschlüsse auch dem höheren Schulwesen aufhelfen könnten, sowie allen, die sich in der Kürze die Augen öffnen lassen wollen über die bedeutsamen Aufgaben, welche die Gegenwart dem Volksschul- und dem Fortbildungsschulwesen stellt.

Robert Seidel, die Schule der Zukunft eine Arbeitsschule. Zürich, 1908. Verlag Art. Institut Drell Fäbli. 32 S.

Wie Kerschensteiner, so befürwortet der Verfasser der vorliegenden Broschüre begeistert die produktive Arbeit in der Volksschule und ist sogar ein radikalere Befürworter der „Arbeitsschule“ als jener. Leider wird dem verdienten Münchener Schulmann nicht voll gerecht, weil er ihn als scheinend nur aus einem in diesem Jahr in Zürich gehaltenen Vortrag kennt und die oben besprochene (schon 1907 erschienene) Sammlung seiner

Neden und Aufsätze nicht berücksichtigt. Daß dort sich das meiste findet, was Seidel vermißt oder bemängelt, mag die folgende Gegenüberstellung zeigen:

Seidel (S. 18) wirft Kerschensteiner „Unkenntnis über das Verhältnis von Gesellschaft, Staat und Pädagogik“ vor, über das dieser sich aber S. 78—79 ausspricht: Nach Seidel begründet Kerschensteiner verkehrt das neue Schulideal mit dem obersten Grundsatz der Anschauung, während als solcher die Arbeit gelten müsse; dies erkennt aber Kerschensteiner durchaus an, wenn er S. 33 Goethes Urteil zustimmt, daß „der Weg zur wahren Bildung über die praktische Arbeit führt“. „Nicht den mindesten Versuch“ soll Kerschensteiner „machen, nachzuweisen, daß die pädagogische Handarbeit das Hauptmittel zur Bildung des Willens, der Moral und des Charakters sei“ (S. 24), und doch enthält Kerschensteiners Buch einen besonderen längeren Vortrag über „die produktive Arbeit und ihren Erziehungswert“ (S. 46—74) und geht auf diese Frage wieder S. 90—92 ein, wo sich zugleich zeigt, daß er nicht, wie Seidel (20—24) meint, ausschließlich den Zeichenunterricht als Mittel ästhetischer Bildung hinstellt, sondern diese Bedeutung dem „produktiven Arbeitsunterricht“ im allgemeinen (in Verbindung mit dem Sachunterricht) zuweist.

Was endlich die Priorität des Gedankens der Arbeitsschule betrifft, welche Seidel auf Grund einer 1885 von ihm herausgegebenen Schrift für sich in Anspruch nimmt, so wird Kerschensteiner sich auf diesen Streit überhaupt nicht einlassen, wenn er selbst (S. 82) sich auf einen früheren bayerischen Erlaß bezieht, in welchem es heißt: „Mit den Lehrschulen sind überall Arbeitsschulen zu verbinden“. Und dieser Erlaß, von dem Kerschensteiner noch hinzufügt, daß er „vom Geiste Pestalozzis völlig durchtränkt“ ist, stammt aus dem Jahre 1803! Also verweist Kerschensteiner selbst auf Pestalozzi als den Vater des Gedankens, und damit kann auch Seidel sich sehr wohl zufrieden geben.

Arnold Dhlert: Abbruch und Aufbau des Unterrichtssystems.

1. Band: Zur Lösung des Bildungsproblems. Verlag von Carl Meyer, Hannover-Berlin, 1908. 96 S.

Abgebrochen werden soll — das ist der Sinn des vom Verfasser gewählten Titels — die fremde Sprachen pflegende höhere Schule und aufgebaut werden eine deutsch-nationale Schule. Nach allem, was oben bei der Besprechung des Kerschensteinerschen Buches über die sogar überragende Bedeutung des fremdsprachlichen Unterrichts gesagt ist, kann nicht zweifelhaft sein, wie ich über dieses in seinem allgemeinen Aufriß übrigens nicht neue Unterrichtssystem urteile. Rationale Bildung wollen als Endzweck auch die Verteidiger der fremden Sprachen als wesentlichen Bildungsmittels. Der Unterschied ist nur die Ueberzeugung, daß die Gegenwart nicht ohne die Vergangenheit, die Heimat nicht ohne das Ausland, die Muttersprache nicht ohne fremde Sprachen voll begriffen, gewertet und

Preussische Jahrbücher. Bd. CXXXIII. Heft 3.

36

weiter entwickelt werden kann. Daran kann auch Ohlerts Vorwurf (S. 10) daß „auf einer Verwechslung von Logik und Sprache einer der Gründe beruht, mit denen man die Stellung des klassischen Sprachunterrichts in dem Organismus unserer höheren Schulen zu rechtfertigen sucht. Ein'r solchen Verwechslung können wir uns um so weniger schuldig erklären, als wir uns vielmehr der fremden Sprachen, am liebsten einer von der deutschen so weit abweichenden wie der lateinischen oder griechischen, als eines unerföhllichen Hilfsmittels bedienen, um das Denken von der Gebundenheit an die Sprachformen der Heimatsprache zu lösen.

Abgebrochen werden soll aber auch in Rücksicht auf das Apperzeptionsvermögen des Schölers, welcher nach Ohlert sich auf kindlicher Stufe (bis zum 10. Lebensjahr) nur sinnliche Anschauungsstoffe aneignen kann, ein früh abstrahierende Tätigkeit voraussetzendes Unterrichtssystem. Nicht nur konkreter Stoff wird gefordert, nicht nur Anschauungsbilder, sondern Beobachtung der Wirklichkeit, wie sie auf täglichen (?) Wanderungen im Feld und Wald oder ans Flußufer gewonnen werden könne. Weit geföhrt würde dieser Grundsatz verlangen, daß der erdkundliche Unterricht durch Schülerreisen nach fremden Ländern erteilt werden müsse. Sehr gut! Aber das Bessere ist der Feind des Guten. Das würde in diesem Falle heißen: wer sich auf die bessere Methode, die vielleicht bei Gouvernantenunterricht oder in einem kleinen Erziehungsinstitut möglich ist, versteift, ist in Gefahr, das Gute zu verlieren, das den bestehenden Schulen zweifellos verhandt wird.

Immerhin wollen wir gern von dem Verfasser lernen, mit dem abstrakten Unterricht erst da einzusetzen, wo ihm die Mehrzahl der Schüler gewachsen ist, und auf jeder Stufe den Unterricht möglichst anschaulich und lebensvoll zu gestalten.

Prof. Dr. Adolf Matthaei.

Politische Korrespondenz.

Die türkische Verfassung. — Marokko. — Verständigung über die Seerüstungen?

Zwei Gebiete der internationalen Politik sind an dieser Stelle wiederholt als die augenblicklich brennendsten Fragen behandelt worden: die Türkei und Marokko. In beiden Ländern haben sich seit der letzten spezielleren Betrachtung große Ereignisse abgespielt, so daß es lohnt, ihnen wieder einige Sätze zu widmen.

Der wichtigste internationale Vorgang der letzten Monate ist ohne Zweifel die Einrichtung der türkischen Verfassung, und Fragen über Fragen drängen sich dem Beobachter über Ursprung und Wirkung der Staatsumwälzung auf. Zunächst erscheint sicher, daß die Verkündung der Verfassung nicht wie 1876 ein bloßes diplomatisches Mittel ist, um über innere oder äußere Schwierigkeiten hinwegzukommen und nachher alles beim alten zu lassen. Vielmehr kann die Absicht einer wirklichen Staatsreform als feststehend angenommen werden. Ueber die treibenden Elemente ist man freilich noch in Ungewißheit. Die einen sehen im Sultan den geistigen Urheber, andere führen die Umwälzung auf die Armee und die jungtürkische Partei zurück, die mehr oder weniger als identisch betrachtet werden; der Sultan habe sich ihrem Drängen nur gezwungen angeschlossen. Die beste Antwort auf die Frage nach dem Ursprung der Revolution gibt m. E. ein vortrefflicher Aufsatz in der „Oesterreichischen Rundschau“ (15. August) „Die alte und die neue Türkei“. Hiernach sind mehrere in sich verschiedene Elemente der Revolution zu unterscheiden; zunächst die jungtürkische Partei, die, wie bekannt, seit langem eine heftige Agitation gegen das hergebrachte Regierungssystem führt, um westliche Einrichtungen nach Konstantinopel zu verpflanzen, ohne es übrigens dabei zu einem klaren Programm und einer festen Parteiorganisation gebracht zu haben. Auch die Größe ihrer Anhängererschaft läßt sich nicht feststellen, da sie wie jede energische Aktionspartei ihre Kraft möglichst zu übertreiben liebt. Neben dieser grundsätzlichen — zum Teil sogar republikanischen Opposition — gab es unter der muhamedanischen Bevölkerung zahlreiche Mißvergnügte, deren Unzufriedenheit sich gegen die herrschende Verwaltungspraxis, die schroffe Zentralisation, die Ausaugung der Provinzen und besonders gegen die korrupten Persönlichkeiten an der Spitze der Regierung

wendete. Dieser „alttürkischen“ Richtung gehörte vor allem das Gros der Armee an, in der, wie ja aus den Zeitungsberichten der letzten Jahre bekannt ist, wegen chronischen Solbmangels und wegen der aufreibenden Kämpfe in Mazedonien und Yemen Meutereien an der Tagesordnung waren. Aber bei alledem war das Heer nicht zu einem zucht- und formlosen Haufen herabgesunken; größere Ausschreitungen, unter denen die Bevölkerung gelitten hätte, fanden nicht statt, und eine feindselige Gefinnung gegen den obersten Kriegsherrn war kaum vorhanden. Diese Treue gegen den Sultan zeigt deutlich, daß nur ein geringer Bruchteil von Offizieren und Mannschaften den Jungtürken angehört haben kann. Was ferner die Armee und jene alttürkische Partei charakterisiert, ist ein ausgesprochenes islamitisch-türkisches Bewußtsein, und von hier aus fanden sie einen neuen Angriffspunkt gegen das herrschende System: sie verabscheuten die schimpfliche auswärtige Politik, die die Einmischung europäischer Mächte in Mazedonien und in andere türkische Angelegenheiten, wie den griechisch-türkischen Krieg, nicht hatte verhindern können. Um die Politik nach außen und innen zu ändern, waren neue Männer nötig, Männer, die nicht, wie die bisherigen Ratgeber, den Sultan vom Volke abschlossen und jede Demütigung von außen hinnahmen, sondern die wie die Armee von energischem Nationalbewußtsein durchdrungen waren und Vertrauen in die Entwicklung der türkischen Volkskraft hatten. Um dies Ziel zu erreichen, schien auch der Armee die von den Jungtürken längst aufgestellte Forderung einer Verfassung das beste Mittel zu sein. Sobald aber das Heer sich dafür erklärte, war die Revolution vollendet. Es ist selbstverständlich, daß das neue Regime mit dem Wechsel der leitenden Persönlichkeiten und mit der Verfolgung der entsetzten Würdenträger, insbesondere mit Vermögenskonfiskationen begann. Alle Welt wußte ja, wie viele hohe Beamte sich gewaltige Summen zusammengestohlen hatten. Es ist das nicht etwa ein Zeichen für die Korruption des türkischen Volkes, sondern nur für die Mängel der augenblicklichen Verwaltung; auch in europäischen Ländern hat ein Regierungs- oder Systemwechsel nicht selten mit der Bestrafung der bisherigen Minister begonnen: man denke nur an das Schicksal Fouquets unter dem jungen Ludwig XIV. und Kolbes von Wartenberg unter dem alten Friedrich I. in Preußen. — Der Sultan widersetzte sich dem Umsturz seines Systems und der Mißhandlung seiner Gehilfen nicht; offenbar hat der geriebene Abdul Hamid, der die Männer seiner Umgebung von Grund aus kannte und verachtete, erkannt, welcher nationale Aufschwung und welche militärische Macht hinter den konstitutionellen Forderungen stand, und es vorgezogen, sich rechtzeitig an ihre Spitze zu stellen, anstatt sich von ihnen überrennen zu lassen. — Danach hat die auswärtige Politik, wie an jeder großen Revolution, so auch an der neuesten den Löwenanteil gehabt.

Es sind also recht verschiedenartige Bundesgenossen gewesen, die die Verfassung erzwingen haben, und daraus ergibt sich sogleich die erste

Schwierigkeit, die dem neuen Regime entgentreten muß. Die Jungtürken haben zwar angesichts der starken Popularität, die den Sultan nach der Proklamation umgab, ihre republikanischen Tendenzen zurückgestellt, aber der politische Gegensatz zur Armee ist doch unverkennbar: diese erstrebt Erneuerung des türkischen Volkstums und Vorherrschaft des Islams, jene verlangen Gleichberechtigung aller ottomanischen Staatsbürger ohne Rücksicht auf Nationalität und Glauben. Es ist vor der Hand nicht zu erweisen, welche Anschauung stärkeren Anhang in der mohamedanischen Bevölkerung hat; die Entscheidung darüber muß das für den Oktober berufene Parlament bringen. Offiziell ist ja die Forderung der Jungtürken angenommen worden, da sie bereits in der Verfassung von 1876 gewährt worden war und die alttürkisch Gesinnten in der Krisis der Julitage weder Zeit noch Neigung gehabt haben, ein eignes Programm auszuarbeiten. Schwerlich wird auch der Masse die Konstitution mit ihrer politischen Tragweite klar gewesen sein; sie galt ihr gewiß nur als Waffe gegen das verhaßte System und nicht als dauernde politische Richtschnur. A priori ist wohl anzunehmen, daß die alttürkische Partei den größeren Anhang zählt, denn schwerlich wird das türkische Element das stolze Bewußtsein, die Rajah zu beherrschen, leicht hin aufgeben. Auch in Rußland, wo der Grundsatz der gesetzlichen Gleichheit aller Untertanen des Zaren schon durch die Autokratie vertreten worden war, hat sich doch das Russentum, speziell das Großrussentum, als herrschendes Element gefühlt und sich trotz Revolution und Verfassung durchgesetzt. Siegt also die national-türkische Partei innerhalb der mohamedanischen Bevölkerung, so ist zuerst ein scharfer parlamentarischer Kampf zwischen Muhamedanern und Christen zu erwarten, der jederzeit in Bürgerkrieg umschlagen kann. Oder es müßte aus dem reorganisierten Türkentum eine solche Kraft erwachsen, die die christlichen Elemente unbedingt niederhalten könnte.

Aber sogar wenn der Grundsatz der Gleichberechtigung durchgeführt würde, wäre der innere Friede nicht gesichert. Denn es fragt sich, ob selbst mit einer modernen Konstitution die christlichen Völkerschaften die Sultansherrschaft länger ertragen wollen und ob sie nicht versuchen werden, unter Benutzung der konstitutionellen Garantien für Agitations- und Versammlungsfreiheit, ihre nationalen Aspirationen mehr als je zu fördern. Zwar haben bisher bulgarische, griechische und armenische Führer der Verfassung zugejubelt und sie als das Ende der alten Stammeskämpfe begrüßt, aber es ist ungewiß, ob die Massen ihrer Landsleute diese Anschauung teilen, und ob, selbst wenn dies jetzt der Fall ist, das konstitutionelle Leben die alte Eifersucht zwischen Griechen und Bulgaren usw. nicht wiederaufleben lassen wird. Auch hier erhebt sich die Frage: wird das Türkentum einen Staat schaffen können, der durch wirtschaftliche und sonstige kulturelle Wohltaten imstande ist, jene zentrifugalen nationalen Kräfte zu dämpfen wie Oesterreich-Ungarn es vermag? Und was die Lösung dieses Problems besonders schwierig macht, ist, daß die Türkei voraussichtlich nicht ohne äußere Einmischung

wie die Habsburgische Monarchie dieser Aufgabe nachgehen kann. Denn selbst angenommen, die christlichen Untertanen wollten in ihrer großen Mehrzahl ehrlich den Versuch machen, sich auf parlamentarischem Wege mit ihren anderssprechenden Glaubensgenossen und den Muhamedanern friedlich auseinanderzusetzen, so werden die Balkanstaaten doch alles tun, um eine solche neue ottomanische Staatsbildung zu erschweren. Drei Jahrzehnte lang haben Griechenland, Bulgarien und Serbien auf den Zerfall der Pforte gerechnet, fast ebensolange haben sie in Mazedonien untereinander und mit den Türken gekämpft, um alle ihre Stammesgenossen auf dem Balkan mit ihrem Staatsgebiet zu vereinigen: es ist unmöglich, daß Regierungen und Nationen dieses Ideal sofort aufgeben, weil die Türkei ihren Brüdern in Mazedonien wirkliche oder scheinbare Gleichberechtigung verleiht. Der glühende Wunsch aller dieser Staaten, eine größere Rolle zu spielen, wäre ja durch die Konsolidation eines neuen Türkenstaates für immer beseitigt; sie ständen jetzt als Kleinstaaten einer wirklichen Großmacht gegenüber.

Somit ist nicht zu erwarten, daß die Balkanpolitik künftig friedlicher und weniger verwickelt sein wird, und ebensowenig, daß die europäischen Mächte dauernd auf Einmischung in die Balkanverhältnisse verzichten wollen und können. Vor der Hand freilich hat die vornehmlich aus der Not der auswärtigen Politik geborene Verfassung auf diesem Gebiete bereits einen Erfolg davongetragen. England und Rußland haben sich entschlossen, ihre Reformvorschläge für Mazedonien zurückzuziehen: unmöglich konnten sie jetzt den Türken eine Politik zugunsten der mazedonischen Christen aufzwingen, da die Türken selbst die mazedonischen Probleme von Grund aus zu lösen versprechen. Zum mindesten müssen die reformeifrigen Mächte der Pforte Zeit lassen, die Reform zu versuchen. Insofern ist die türkische Neuerung für Deutschland günstig, da, wie früher dargelegt, offenbar in Mazedonien die Lunte an die große europäische Mine gelegt werden sollte, um Deutschland und Oesterreich-Ungarn in die Luft zu sprengen. Jede Verschiebung der Krisis bedeutet aber für Deutschland einen Gewinn, da die Gegner sich in der Zwischenzeit nicht in höherem Grade als Deutschland verstärken und eine längere Frist neue Kombinationen zur friedlichen Verständigung schaffen kann. Aber, sollte auch diese Frist infolge der unberechenbaren Balkanwirren ergebnislos vorübergehen und über kurz oder lang die im Juliheft geschilderte Situation geschärft wiederkehren und zum Ausbruch der Weltkrisis führen, sollten Deutschland und Oesterreich-Ungarn zur Erhaltung ihrer Großmachtsstellung und zur Sicherung ihrer orientalischen Expansion an der Seite der Pforte dem größten Teile Europas gegenüber treten müssen: so würden auch in dieser Lage voraussichtlich die jüngsten Ereignisse für Deutschland von Nutzen sein. Denn das scheint gewiß, daß die türkische Armee und das türkische Nationalbewußtsein gekräftigt aus der jetzigen großen Krisis hervorgehen und so den mittel-europäischen Großmächten ein stärkerer Bundesgenosse als jetzt sein werden.

*

*

*

Nicht weniger unklar ist die Zukunft Marokkos. Zwar hat jetzt der nationale Kandidat Muley Hafid einen entscheidenden Sieg errufen, und Abdul Afis, der Schützling Frankreichs, rüstet sich zur Flucht außer Landes, aber damit ist weder die Ruhe im Scherifischen Reiche, noch die Einigkeit unter den europäischen Mächten hergestellt. Zunächst hat Muley Hafid nur einen Teil des Landes in seiner Gewalt; mehrere Distrikte sind ja von den Franzosen besetzt, und in dem freien Gebiete verharren viele Stämme in der gewohnten Unbotmäßigkeit gegen die Obergewalt, auch der alte Präident Bu Amara hat seine Ansprüche noch nicht aufgegeben. Mag es nun auch dem neuen Herrn gelingen, unter dem frischen Eindruck des Sieges und mit Hilfe des entflammten Patriotismus in seinem Gebiete eine stärkere Zentralgewalt zu begründen, als sie bisher bestand, so wird voraussichtlich gerade dieser nationale Aufschwung später seine Regierung erschweren. Denn es ist unvermeidlich, daß sich Muley Hafid auf den Boden der Algestras-Akte stellen muß, um die Anerkennung der europäischen Mächte zu erhalten. Die Akte mit ihrer französisch-spanischen Polizei und den anderen Beschränkungen der marokkanischen Autonomie muß aber das marokkanische Nationalgefühl verletzen, und es ist daher nicht ausgeschlossen, daß sich gegen Muley Hafid ein neuer nationaler Kandidat erhebt, oder daß Muley Hafid seine Kraft in der Unterwerfung ungehorsamer Stämme verzehren muß. Aber hier wird wohl die Notwendigkeit, aus wirtschaftlichen Gründen ein gutes Einvernehmen mit den Mächten zu suchen, ein starkes Gegengewicht in die Waagschale werfen und dem Sultan die Aufgabe, seinem Volke die Algestras-Akte annehmbar zu machen, erleichtern.

Viel schwieriger wird es Muley Hafid werden, die besondere Rechnung mit den Franzosen zu begleichen. Frankreich wird ohne Zweifel zur Bedingung der Anerkennung Muley Hafids machen, daß er die Frankreich seit einem Jahr erwachsenen Kriegskosten ersetzt, für die Ermordung Rauchamps und mehrere ältere Beschwerden Frankreichs Genugthuung leistet. Da die Erfüllung der französischen Forderungen große finanzielle Ansprüche an die Marokkaner stellt und gewiß als Demütigung empfunden werden wird, liegt hier eine neue Gefahr innerer Unruhen vor. Es ist weiter zu erwarten, daß Frankreich den gegen Abdul Afis mißlungenen Versuch, ein faktisches Protektorat zu erlangen, unter diesen Umständen auf anderem Wege erneuern wird. An eine gewaltfame Eroberung Marokkos kann die französische Regierung nach dem Siege Muley Hafids, wie früher dargelegt, weniger als je denken, sie kann andererseits mit Rücksicht auf ihre Ehre und die Sicherheit ihrer Untertanen die eingenommenen Posten nicht ohne weiteres aufgeben. Man darf daher annehmen, daß Frankreich dem neuen Sultan scheinbar günstige Bedingungen für die Erfüllung der französischen Forderungen stellen und ihm sogar finanzielle und militärische Hilfe für die Unterjochung widerspenstiger Untertanen anbieten wird. Es hängt dann von der Stellung Muley Hafids in seinem Lande und von seinen Beziehungen zu den Mächten ab, ob er darauf eingehen und Frank-

reich so einen gewaltigen Einfluß, eine verhäßte Mitregentschaft, einräumen wird. Hierin liegt auch der Keim zu neuen internationalen Verwicklungen. Denn so wenig wie früher kann Deutschland diese Ausnahmestellung Frankreichs, die sich rasch in ein wirkliches Protektorat verwandeln könnte, zugeben; es erscheint daher als Aufgabe der deutschen Regierung, jeden Schritt Frankreichs über die Algieras-Akte hinaus zu verhindern.

* * *

So ist an beiden internationalen Brennpunkten noch alles im Fluß. Von dieser Erkenntnis aus müssen auch die Zusammenkünfte in Cronberg, Ischl und Marienbad betrachtet werden. Schwerlich können dort feste Abmachungen über die schwebenden großen Differenzen getroffen worden sein, sondern es wird sich immer nur um einen modus vivendi, bis die Dinge klarer geworden sind, gehandelt haben. Das interessanteste, was über die Begegnung zwischen Kaiser Wilhelm und König Eduard — freilich nicht authentisch — verlautete, war, daß die Monarchen mit Erfolg über den Maßstab in den Seerüstungen gesprochen und sich gegenseitig beruhigende Erklärungen gegeben hätten. Vielleicht steht diese Besprechung über das Tempo der Rüstungen mit der Notwendigkeit, die Entwicklung in Marokko und besonders in der Türkei abzuwarten, im Zusammenhange. Auf jeden Fall enthielte eine Verständigung über den Umfang der Rüstungen eine Friedensbürgschaft von nicht geringer Bedeutung: da, wie im letzten Hefte ausgeführt, die Furcht vor dem Wachstum der deutschen Macht und der deutschen Flotte ein wesentlicher Grund für die Kriegstreiberereien innerhalb der englischen Nation ist, so bedeutete eine Verständigung über Stillstand oder Fortgang der Rüstungen, daß dieser Kriegsgrund für die englische Nation ausgeschaltet wird. Auch in diesem Punkt wäre also die Lösung der Schwierigkeiten bewußt auf die Zukunft verschoben und neuen Kombinationen Raum gelassen.

G. Holoff.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

- Steffens, Dr. Wilhelm.** — Hardenberg und die ständische Opposition 1810/1811. Veröffentlichungen des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg.) M. 580. Leipzig, Duncker & Humblot.
- Stadte, Herm.** — Polenblut. Eine kujawische Tragödie in 8 Akten mit einem Vorspiel. Berlin-Charlottenburg, H. Kurtzig.
- Tovote, Heinz.** — Nicht doch. Harmlose Novellen. M. 1.—. Berlin, F. Fontane & Co.
- Tobler, Fr.** — Kolonialbotanik. (Aus Natur und Geisteswelt. 184. Bd.) M. 1.—, geb. M. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.
- Trojan, Ernst Walter.** — Renaissance des Liberalismus. M. 1.—. Berlin, F. Sommer.
- Waag, Dr. Albert.** — Bedeutungsentwicklung unseres Wortschatzes. Ein Blick in das Seelenleben der Wörter. Zweite vermehrte Auflage. Lehr i. B., Moritz Schaumburg.
- Wahrmond, Dr. L.** — Katholische Weltanschauung und freie Wissenschaft. Geh. M. 1.—. München, J. F. Lehmann.
- v. Waldegg, H.** — Die Freude am Leben. M. 8.—. Berlin, Hermann Walther.
- Walter.** — Landlose Polen? Eine Entgegnung auf die unter diesem Titel erschienene Broschüre, 50 Pfg. Lissa i. P., Oskar Eulitz.
- Wille, J.** — Briefe der Elisabeth Charlotte Herzogin von Orleans. Deutsche Charakterköpfe. Denkmäler deutscher Persönlichkeiten, aus ihren Schriften herausgegeben. Geb. M. 2.—. Leipzig, B. G. Teubner.

- Albrecht-Frainer, Karl. — Mein Dichten und Denken. Eine Spätlesung aus drei Jahrzehnten. — M. 250. Leipzig-Gohlis, Bruno Volger.
- Ardens Iras. — Pius X. und der päpstliche Hof. Autorisierte deutsche Uebersetzung von Maria Textor. 268 S. Berlin-Leipzig, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.
- Beiträge zur Arbeiterstatistik No. 8. — Die Weiterbildung des Tarifvertrages im Deutschen Reich. Bearbeitet im Kaiserlichen Statistischen Amt, Abteilung für Arbeiterstatistik. Berlin, Carl Heymann.
- Beiträge zur Geschichte des Zürcherischen Zeitungswesens. M. 5.—. Zürich, Albert Baustein.
- Bender, Johannes. — Gedichtsammlung. 2 Bändchen à M. 1.—. Leipzig-Gohlis, Bruno Volger.
- Bergat, van der, Dr. B. — Finanzwissenschaft. I/II Sammlung Göschen No. 148 u. 801. Leipzig, G. J. Göschen.
- Berg, Leo. — Heine, Nietzsche, Ibsen. Essays. M. 150, geb. M. 2.20. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt.
- v. Christ, Wilhelm. — Geschichte der griechischen Literatur. 5. Aufl. I. Teil. M. 1850. München, C. H. Beck.
- Conrad, Dr. Walter. — Handbuch des deutschen Scheckrechts. M. 600. Stuttgart, Ferdinand Enke.
- Deutsche Charakterköpfe. — Begründet von W. Capelle. Band II Albrecht Dürer in seinen Briefen von M. Zucker. Geb. M. 2.—. Leipzig, B. G. Teubner.
- Derschel, Gottheld. — Maria Theresias Staats- und Lebensanschauung. M. 4.—. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.
- Harenberg, Dr. Elehard. — Landarbeit und Kleinbesitz. Heft 4. Zur inneren Kolonisation in Mecklenburg-Schwerin. — Landwirtschaftliche Spar- und Darlehnskassen und Arbeiter-Ansiedelung in Schleswig-Holstein. Rostock i. M. C. Boldt.
- Faure, J. L. — Die Chirurgischen Krankheiten der Haut und des Unterhautsells-gewebes. Stuttgart, Ferdinand Enke.
- Fehr, Dr. Hans. — Der Zweikampf. M. 2. Berlin, Karl Curtius.
- Fournier, August. — Historische Studien und Skizzen. II. Reihe. 7 K. 20 h = 6 M. Wien, Wilhelm Braumüller.
- Freimark, Hans. — Wie deutete ich mein Schicksal aus Form und Linien meiner Hand? M. 150. Berlin-Leipzig, W. Vorbach.
- Friedlieb G. A. — Vervollkommnung. Volksphilosophie in Versen. M. 1. Leipzig-Gohlis, Bruno Volger.
- Goldbeck, Eduard. — Der Kampf unserer Zeit. Heft 1: Henker Drill. Brosch. M. 150. Berlin, Marquardt & Co.
- — Die Basillenkutsche. Brosch. M. 250. Berlin, Marquardt & Co.
- Grete, Georg August. — Der grosse Anfang. M. 250. Leipzig-Gohlis, Bruno Volger.
- Gysae, Otto. — Die silberne Tänzerin. Roman. München, Albert Langen.
- Heckscher, Siegfried. — König Karl der Erste. Ein geschichtliches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe“.
- Hellborn, A. — Die deutschen Kolonien. (Land und Leute.) Bd. 98. Zweite Auflage. Aus Natur und Geisteswelt, Geb. M. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.
- Hertel, Dr. Ludwig. — Virgils Aeneide, 5. u. 6. Gesang. M. 150. Geb. M. 2.—. Arnstadt, Gimmerthal'sche Buchhandlung.
- Heckland. — Monatschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. Herausgegeben von Karl Muth, 5. Jahrgang, 9. Heft. Vierteljährlich M. 4.—. Einzelheft M. 1.50. München und Kempten, Jos. Kösel.
- Hgen, Pedro. — Salamith. M. 2.—, geb. M. 4.—. Leipzig-Gohlis, Bruno Volger.
- v. Inama-Sternegg, K. T. — Neue Probleme des modernen Kulturlebens. Der 'Staatswissenschaftlichen Abhandlungen' zweite Reihe. Mk. 6.—, geb. M. 7.20. Leipzig, Duncker & Humblot.
- Isegrim. — Brautwerben. Humoristische Briefe. M. 150. Leipzig-Gohlis, Bruno Volger.
- Kenrad, H. A. — Sigurd. Sang aus der Piastenzzeit. M. 2.—. Leipzig-Gohlis, Bruno Volger.
- Kowalewski, Dr. Arnold. — Arthur Schopenhauer und seine Weltanschauung. M. 450. Halle a. S., Carl Marhold.
- Kutter, Hermann. — Die Revolution des Christentums. M. 3.—. Leipzig, H. Haessel.
- Leesing, Theodor. — Madonna Sixtina. M. 8.—. Leipzig, E. A. Seemann.
- v. Liebermann, Dr. L. — An die akademischen Bürger und Abiturienten höherer Lehranstalten. Zur Aufklärung in sexuellen Fragen. 40 Pf. Halle a. S., Carl Marhold.
- Lehmeyer, Dr. Karl. — Geschichte von Ost- und Westpreussen. 1. Band bis 1411. Dritte, verbesserte und erweiterte Auflage. Brosch. M. 6.—. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.
- Lehwig, Herbert. — (Müller-Bellüm) Lieder, die Euch selber eigen. M. 150. Leipzig-Gohlis, Bruno Volger.
- Martin, Rudolf. — Stehen wir vor einem Weltkrieg? Leipzig, Friedrich Engelmann.
- Meereskunde. — Sammlung volkstümlicher Vorträge zum Verständnis der nationalen Bedeutung von Meer- und Seewesen. Preis für das Heft 50 Pf. Jahrgang 2 Heft 5—9. Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn.
- Michaelis, Adolf. — Ein Jahrhundert kunsthistorischer Entdeckungen. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einem Bilde C. T. Newtons. In Leinen geb. M. 7.—. Leipzig, E. A. Seemann.
- Meerborn, Dr. F. — Die Psychologie der Heiligkeit. M. 1.—. Halle a. S., Carl Marhold.
- Montgelas. — Denkwürdigkeiten des Grafen Maximilian Joseph v. Montgelas über die innere Staatsverwaltung Bayerns (1799—1817). M. 7.—. Herausgegeben von G. Laubmann und M. Doeberl. München, C. H. Beck.

- Pflümacher, H.** — Giuliano, Schauspiel in 5 Aufzügen. M. 4.—. Köln, Hans Pflümacher, Selbstverlag.
- Raseler, Georr.** — Die gläserne Wand. Legenden und kleine Geschichten. M. 2.—. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe“.
- Sakheim, Arthur.** — E. T. A. Hoffmann. Studien zu seiner Persönlichkeit und seinen Werken. M. 6.—. Leipzig, H. Haessel's Verlag.
- Sanden, Marcella.** — Mädchenlieder aus dem Quartier Latin. Brosch. M. 1.—. Leipzig: Gohlis, Bruno Volger.
- Schiele, Friedrich, Michael.** — Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch in gemeinverständlich Darstellung. Unter Mitwirkung von Hermann Gunkel und Otto Scheel herausgegeben. Probelieferung. Tübingen, J. O. B. Mohr.
- Anglo-Asian Literary Society.** — Proceedings February, March and April 1908. Printed for the Society. Entered at Stationers' Hall.
- Arminius, Wilhelm.** — Stüts-Kandidat. 2 Bände M. 6.—. Berlin, Gebr. Paestel.
- Bauch, Dr. Bruno.** — Geschichte der Philosophie. IV. Neuere Philosophie bis Kant. Sammlung Götschen 80 Pf. Leipzig. G. J. Götschen.
- Borkowsky, Ernst.** — Das alte Jena und seine Universität. M. 4.—, geb. M. 5.—. Jena, Eugen Dieterichs.
- Deutsches Leben der Vergangenheit in Bildern.** — Band II. 2 Bände brosch. Mk. 40.—, geb. Mk. 47.—, Künstlerband in Leder Mk. 120.—. Jena, Eugen Dieterichs
- Eckert, Dr. Chr.** — Die städtische Handels-Hochschule in Köln. Bericht über die Studienjahre 1906 und 1907. (Sommer-Semester 1906 — Winter-Semester 1907/08. Mk. 1.20. Köln, Paul Neubner.
- Garr, Max.** — Parlament und Presse. Ein Beitrag zum Prinzip der Parlamentarischen Öffentlichkeit. Mk. 2.50. Wien, Fanz Dentike.
- von Halle, Ernst.** — The Rise and Tendencies of German Transatlantic Enterprise. Price Sixpence. London, P. S. King and Son.
- „Handels-Akademie.“ — Kaufmännische 2 Wochenchrift, Belehrungs- und Unterhaltungsblatt für Kaufleute. Jahrg. XV. Heft 7. Preis des Jahrgangs Mk. 10.00. Leipzig, Verlag der „Handels-Akademie“ Friedrich Meiser.
- Harlan, Walter.** — Die Sünde an den Kindern. Eines Schulmeisters Leben, Sterben und Fahrt in das Allhera. Buchschmuck von K. Tsch. M. 5.—. Berlin, Egon Fleischel & Co.
- Hauschner, August.** — Die Familie Lowowits. Roman. M. 6.—. Berlin, Egon Fleischel & Co.
- Hochland.** — Monatschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. Herausgegeben von Karl Muth, V. Jahrgang, 10. Heft. Vierteljährlich M. 4.—. Einzelheft M. 1.50. München und Kempten, Jos Kösel.
- Höhne, Dr. Ernst.** — Die vier humanen Sinne. (Pädagogisches Magazin. Abhandlungen vom Gebiete der Pädagogik und ihrer Hilfswissenschaften. Herausgeben von Friedrich Mann. 888. Heft.) 60 Pfg. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne.
- Jahresbericht der Handelskammer zu Chemnitz 1907.** II. Teil. Chemnitz, Forcke's Buchhandlung.

Manuskripte werden erbeten an Herrn Dr. Gustav Boloff, Berlin-Charlottenburg, Königsweg 8.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Der Nachdruck ganzer Artikel aus den „Preussischen Jahrbüchern“ ohne besondere Erlaubnis ist untersagt. Dagegen ist der Presse freigestellt, Auszüge, auch unter wörtlicher Uebernahme von einzelnen Abschnitten, Tabellen und dergl., unter Quellenangabe ohne weitere Anfrage zu veröffentlichen.

Verantwortlicher Redakteur: In Vertr.: Dr. Gustav Boloff,
Berlin-Charlottenburg, Königsweg 8.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheenstr. 72/74.
Druck von J. S. Preuss, Berlin S., Dresdenerstr. 48.

deutsche Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

hundertvierunddreißigster Band.

Oktober bis Dezember 1908.



Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
1908.

Inhaltsverzeichnis

des

134. Bandes der „Preussischen Jahrbücher“.

Aufsätze.	Seite
Beer mann, Das Trustproblem in den Vereinigten Staaten	295
Behrend, W., Die Kartoffel im Kriege	319
Conrad, G., Christopher Marlowe	115
— Theater-Korrespondenz	172 555
Danneel, W., Besprechung von Hans von Bülow, Briefe, VII	540
Daniels, E., Königin Victoria und Lord Palmerston. I. II	256 414
Deißmann, A., Besprechung von B. Weiß, Die Religion des neuen Testaments	159
Delbrück, G., Max Lehmanns Stein	448
Fuhrmann, M., Besprechung von M. Kreper, Das Hinterzimmer	167
— W. Münch, Leute von ehebem und was ihnen passiert ist	167
— M. Haushofer, An des Daseins Grenzen	169
— Th. Wolff, Pariser Tagebuch	357
— W. Arminius, Stieß-Kandidat	358
— Th. Gaederß, Reuter-Kalender auf das Jahr 1909	545
— D. Dunder, Maria Magdalena	546
— Heinrich Laubes gesammelte Werke	548
— D. Labendorf, Hans Hoffmann	550
— D. Hauschner, Die Familie Lomoff	550
— S. Lagerlöf, Schwester Olives Geschichte	551
— G. Hausmann, Im Tau der Orchideen	551
— G. Heilmann, Chinesische Lyrik	551
Harnad, A., Nachschrift	396
Korobi, L., Besprechung von „Belehrende Unterhaltungsschriften für die deutsche Jugend.“	165
— Hermann Raetels Bücherei	166
Korwan, A., Besprechung von E. v. Hartmann, System der Philosophie im Grundriß	336
Matthaei, A., Besprechung von G. Grein, Die Schule im Dienste sozialer Erziehung	358
Reyer-Bensley, G., Ber Hallström	340
Rohrbach, B., Deutsch-Chinesische Studien. II. III. IV.	1 227 467

Koloff, G., Drei Festschriften	
Schacht, H., Elektrizitätswirtschaft	
Schiefler, G., Zur Zivilprozeß-Reform	
Schmidt, F. J., Die Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens	
— „— Der Christus des Glaubens und der Jesus der Geschichte	
— „— A. Döring, Geschichte der griechischen Philosophie	
Schneidewin, M., Besprechung von Arzibaschem, „Sjanin“	
Schroeder, D., Besprechung von P. Cauer, Siebzehn Jahre im Kampf um die Schulreform. — Zur freieren Gestaltung des Unterrichts	
— „— F. Ahn, Gymnasium militans	
Schroeder, D., „Schaffen und Schauen“	
Simon, Ph., Schillers Gedicht „Das Glück“	
Vollmer, H., Besprechung von G. Pfannmüller, Jesus im Urteil der Jahrhunderte	
Weißbach, W., Kunstgenuss und Kunstwissenschaft	
Wilhelm, R., Konfucius	
Zur Finanzverwaltung Hannovers	
*** Wie denkt Professor Harnack über die Engelika Pascendi?	

Besprochene Werke.

Ahn, F., Gymnasium militans	
Arminius, W., Stiech-Kandidat	
Arzibaschem, Sjanin	
Benson, A. C., und Eicher, Königin Victorias Briefwechsel und Tageblätter	
v. Bälou, Hans, Briefe Bd. VII.	
Capelle, W., Die Befreiungskriege	
Cauer, P., Siebzehn Jahre im Kampf um die Schulreform. — Zur freieren Gestaltung des Unterrichts	
Clauswitz, Die Städte-Ordnung von 1808 und die Stadt Berlin	
Delbrück-Festschrift, Gesammelte Aufsätze von Freunden und Schülern	
Döring, A., Geschichte der griechischen Philosophie	
Dunder, D., Maria Magdalena	
Gaederp, Th., Reuter-Kalender auf das Jahr 1909	
Grein, H., Die Schule im Dienste sozialer Erziehung	
Hallström, B., Werke	
v. Hartmann, E., System der Philosophie im Grundriß	
Hausshofer, M., An des Daseins Grenzen	
Hauschner, A., Die Familie Lomofitz	
Hausmann, C., Im Tau der Orchideen	
Heilmann, H., Chinesische Lyrik	
Hübner, E., Der Einfluß von Marlowes Tamburlaine auf die geistlichen und folgenden Dramatiker	
Kreger, M., Das Hinterzimmer	
Ladendorf, D., Hans Hoffmann	
Lagerlöf, S., Schwester Olives Geschichte	
Laube, H., Gesammelte Werke	
Lehmann, M., Freiherr vom Stein	
v. Meier, E., Französische Einflüsse auf die Staats- und Rechtsentwicklung Preußens im XIX. Jahrhundert	
— „— Der Minister von Stein, die französische Revolution und die preussische Adel	
Münch, W., Leute von ehedem und was ihnen passiert ist	
Pactel, Hermann, Bücherei	
Pfannmüller, G., Jesus im Urteil der Jahrhunderte	
Schaffen und Schauen. Ein Führer durchs Leben	

	Seite
Schmoller = Festschrift, Entwicklung der deutschen Volkswirtschaftslehre	522
—, — Beiträge zur brandenburgischen und preussischen Geschichte	522
Shakespeare, W., König Lear	172
—, — Julius Cäsar	179 555
Vollmer, G., Der deutsch-französische Krieg	165
Wagner, A., Die Reichsfinanznot und die Pflichten des deutschen Volkes wie seiner politischen Parteien	380
Weiß, B., Die Religion des neuen Testaments	159
Wolff, Th., Pariser Tagebuch	357

Politische Korrespondenz.

D.: Auswärtiges. — Türkei. — Marokko. — Deutschland und England. — Finanzreform und Flottenverein	183
—, — Die Balkanwirren. — Die Kriegsgefahr und Englands Verhältnis zu Deutschland. — Das Professorentum und Ministerialdirektor Althoff	368
—, — Die deutschen und preussischen Finanzen. — Erbschaftssteuer; Inheraten- steuer; Gesellschaftssteuer	377
—, — Die Krisis des persönlichen Regiments	566
Korobi, L., Nachklänge zum Berliner Friedenskongreß. — Die Zugehörig- keit Bosniens zu Ungarn. — Wahlrechtsexperimente. — „Die Wacht am Rhein“ und Herr Klotatsch	361
—, — Der kossuthistische „Pakt“ mit der Krone und dessen Folgen. — Ungarn auf dem Weg zu innerer Genesung. — Die Sprachenfrage in Oesterreich	562

Deutsch-Chinesische Studien.

I. Das chinesische Problem.

Von

Paul Rohrbach.

(Fortsetzung)

Zu einer wirklichen Vorstellung von den inneren Bedingtheiten und Zusammenhängen der chinesischen Wirtschaftsgeschichte bedarf es auf jeden Fall viel tiefer eindringender und viel exakterer Forschungen, als solche bisher angestellt worden sind. Vielleicht wird man dabei gleich anfangs von einer Tatsache, die tief in der ökonomischen Grundstruktur Chinas bedingt liegt und die von jedermann, der nach China kommt, als Erscheinung unmittelbar beobachtet werden kann, auszugehen haben. Wir müssen dabei wiederum bei dem agrarisch-naturalwirtschaftlichen Charakter des Ganzen, in Verbindung mit der großen Volksdichte und der relativ sehr geringen eigenen Ausbeute Chinas an Edelmetallen, anfangen. Dieses verursacht es, daß der Wert des Geldes ein sehr hoher, die Münzeinheit eine sehr kleine, der Edelmetallvorrat unter allen Umständen ein beschränkter und der Effekt von Schwankungen, die, absolut genommen, vielleicht gar nicht besonders groß sind, in der Zahlungsbilanz und dem vorhandenen Bestande an Vermitteln praktisch gleich empfindlich fühlbar werden. Ähnlich muß es auch wirken, wenn in China, wie überall unter ähnlich gearteten Verhältnissen, das vorhandene Edelmetall, sobald politisch unruhige Zeiten eintreten und die Sicherheit von Handel und Wandel außerdem durch größere Mängel in der Verwaltung beeinträchtigt werden, das Bestreben hat, sofort aus dem Verkehr zu verschwinden und entweder unproduktiv verborgen zu liegen oder sich (wozu die Neigung des wohlhabenden und soliden Chinesen ohnehin groß ist) in Grundbesitz zu verwandeln. Die einzige wirkliche Münze Chinas ist seit alten Zeiten der kupferne Käsch, eine ganz kleine Einheit, von der

nominell tausend Stück auf eine Schnur gereiht den sogenannten Tjau (je nach dem Silberkurs etwa innerhalb der Grenzen von ein und zwei Mark schwankend) ausmachen. Silber, gleichgültig ob gemünzt oder ungemünzt, und das viel seltener (in Barrenform) kursierende Gold sind zwar für größere Beträge gleichfalls Zahlungsmittel, aber trotzdem ihrem Wesen nach nicht eigentlich Geld, sondern eine nach dem schwankenden Kurswert und Feingehalt gehandelte Ware. Bei dem naturalwirtschaftlichen System, das durch das ganze Land hindurch herrscht, ist die Menge des baren Geldes, das in der unendlichen Mehrheit der Bevölkerung jährlich durch die Hände des einzelnen geht, eine ganz geringe. In den meisten und wichtigsten Provinzen ist die Bevölkerungsdichte so bedeutend, das Vormiegen der ackerbaulichen Daseinsgrundlage so entschieden, und dementsprechend die Ausnutzung und Parzellierung des Grund und Bodens, sei es als bäuerlicher Erbbesitz, sei es als Pachtland, so vorgeschritten, daß normalerweise der Ueberschuß der Produktion über den eigenen Verbrauch der Bevölkerung für den direkten Lebensunterhalt nur unbedeutend ist. Dem entspricht auch die, nach westlichem Maße gemessen, geringfügig erscheinende Grundsteuer. Wer von China nur die wenigen großen Handelsplätze an der Küste gesehen hat, in denen sich weitaus das meiste von der Aus- und Einfuhr des ganzen Reichs konzentriert, der wird leicht dazu gelangen, den agrarischen Grundcharakter des chinesischen Wirtschaftslebens zu verkennen. Allerdings ist es richtig, wenn man sagt, der Chinese sei der „geborene Kaufmann“. Auch in den Binnenplätzen, bis in die kleinsten Ortschaften hinein, spielt sich auf den Märkten und in den Kaufläden ein lebhaftes, stetes Handelsgetriebe ab — aber man darf nicht übersehen, wie klein dabei die Umsätze im Vergleich zu der ungeheuren Volksziffer auf dem flachen Lande sind und wie wenig wirkliche Großhandelsplätze es im Innern gegenüber dieser Volksdichte und dem Umfang des Reiches gibt.

Diese innere ökonomische Struktur Chinas muß man sich nicht nur für das Verständnis der chinesischen Kultur- und Wirtschaftsprobleme im allgemeinen vergegenwärtigen, sondern auch für das Verständnis der Verwaltungsorganisation und der politisch-sozialen Denkweise des Chinesen. Vielfach stellt sich der Europäer China als den pedantisch = bürokratisch regierten Beamtenstaat par excellence vor. Er ist dann erstaunt, wenn er nach China kommt und sich die Mühe macht, das Funktionieren des administrativen Apparats etwas zu studieren, mit einem wie geringen Aufwand an

staatlichem Beamtenpersonal das Land regiert wird und welsch ein Raum von der seit Alters her bestehenden praktischen und nichts weniger als bürokratischen Selbstverwaltung eingenommen wird. Allerdings sind die Autorität und der Einfluß der Regierungsbeamten (der sogenannten Mandarinen) groß, aber die Zahl der Beamten, die auf die einzelnen Verwaltungsbezirke kommen, ist im Vergleich zu den modernen westlichen Staaten verschwindend gering. In ganz China schätzt man die Zahl der wirklichen, mit der Autorität der Zentralgewalt ausgerüsteten Beamten nur auf 25 000 bis 30 000 *) (auf 400—500 Millionen Einwohner!), und selbst wenn es in Wirklichkeit auch noch einige Tausend mehr sein sollten — was will das gegen Verhältnisse, wie wir sie gewohnt sind, sagen?

Ein solches System wird durch die ungeheure Einfachheit der materiellen Verhältnisse Chinas und durch das bewunderungswürdige, auf der konsequenten und systematischen Erweiterung des patriarchalisch-religiösen Familienprinzips zur politischen Gesamtordnung beruhende wahrhaft antike Gefühl des Chinesen für die staatlich-soziale Ordnung der Dinge gestattet; es wird aber auch durch die besondere naturalwirtschaftliche Grundlage der ganzen Existenz Chinas kategorisch bedingt. Mit diesen Verhältnissen müssen in China alle Reformideen, mögen sie nun militärischer, administrativer, unterrichtlicher oder sonst welcher Art auch immer sein, einstweilen noch als mit festen Größen rechnen. Es wird für China schwer sein — und die jetzige schlechte Zahlungsbilanz muß die Schwierigkeit verschärfen —, Reformen durchzuführen, die mit erheblichen baren Auslagen verbunden sind.

Wir kehren wieder zu dem Satz von der ursprünglichen ökonomischen Autarkie Chinas zurück und erinnern uns daran, daß China seiner Natur nach eigentlich gar keinen Fremdhandel brauchte — es sei denn, daß sich durch ihn Gelegenheit zur Vermehrung des Besitzes an Edelmetall bot. Wohl: China brauchte den Fremdhandel nicht — aber der Fremdhandel brauchte China, und vom Beginn der aus der Fremdhandelsfrage sich ergebenden politischen Konflikte Chinas mit dem Westen werden allmählich die Wurzeln aller derjenigen Erscheinungen sichtbar, die sich in unseren Tagen zu dem Gesamtbild des „Chinesischen Problems“ entwickelt haben.

„Bis zur Regierung des Kaisers Tao kuang (1821—1850) war China wohl mit Fremden überhaupt, aber, wenn man die

*) v. Samson-Himmeltjerna, die Gelbe Gefahr als Moralproblem, S. 201.

verschiedenen Gesandtschaften der Portugiesen, Spanier, Holländer, Russen und Engländer abrechnet, mit den Mächten jenseits der Meere weder in freundliche, noch in feindliche Berührung gekommen. Die Fremden, die China besuchten, waren entweder unruhiges, gefährliches Raubgesindel gewesen, oder Kaufleute, die des Gewinns wegen sich viel von den Beamten und dem Volke Chinas gefallen lassen mußten“ (v. Brandt bei Helmolt, Bd. 2, S. 104). Diese Charakterisierung des Sachverhalts ist richtig, wenn man die jesuitische Mission des 17. Jahrhunderts, wie unter gewissen Voraussetzungen ja möglich ist, als eine unpolitische Einwirkung des Westens auf China ansehen will. In jedem Falle war ja überdies die Arbeit der Jesuiten durch die engherzig dogmatische Stellungnahme der Propaganda fidei zunichte gemacht worden. Aber die Neutralität der westlichen Mächte gegenüber den chinesischen Dingen war nicht in sich begründet, sondern lag bei England nur in dem bestehenden Vertragsverhältnis zwischen der Regierung und der Ostindischen Kompagnie und bei Rußland an einem Mangel von Einsicht in die Bedeutung und Entwicklungsfähigkeit seiner damaligen ostasiatischen Position. Im Jahre 1834 lief das Monopol der Ostindischen Kompagnie für den Handel mit China ab, und der Schutz der englischen Interessen lag fortan nicht mehr einer kaufmännisch organisierten und kaufmännischen Gewinn zur Richtschnur ihrer Politik machenden Gesellschaft, sondern der englischen Regierung selbst ob.*) Damit war allerdings unter Umständen nur gesagt, daß die Mittel des britischen Reichs um so nachdrücklicher für die Interessen des britischen Handels eingesetzt werden würden. So geschah es gegenüber China. Es ist eine vergebliche Mühe, den Opiumkrieg von 1840 aus einer einfachen, mit moralischen Bedenken unbeschwerten handelspolitischen Gewalttätigkeit zu einer allgemeinpolitischen Notwendigkeit höheren Stils umstempeln zu wollen. Die chinesische Regierung wollte sich aus fiskalisch-ökonomischen wie aus moralisch-politischen Gründen gegen die weitere Einfuhr des indischen Opiums nach China wehren, und die indo-britischen Handelsinteressen hätten bei der Durchführung dieser vom chinesischen Standpunkt aus sehr berechtigten Politik Not gelitten. Das ist alles, und es war vollkommen genug, um im britischen Interesse die Kriegserklärung an China zum Zwecke der Durchsetzung des Opiumhandels zu rechtfertigen (1840). Das Ergebnis dieses ersten bewaffneten

*) v. Brandt bei Helmolt, S. 104.

Zusammenstoßes zwischen China und dem Westen war für die Chinesen die praktische Erfahrung, daß die Kanonen der „fremden Teufel“ besser schossen als die chinesischen, und daß daher im Frieden zu Nanjing (1842) die chinesische Regierung sich nicht nur zu dem ersten formalen Staatsvertrag mit den westlichen Barbaren verstehen, sondern ihrem Handel sogar die ersten fünf sogenannten Vertragshäfen (darunter Canton und das damals noch ganz unbedeutende Schanghai) öffnen und ein Stück chinesisches Gebiet — die Insel Hongkong — abtreten mußte. Der weitere Verlauf der fortdauernden Nötigung Chinas durch die westlichen Mächte ist bekannt. In einem zweiten Kriege (1857/58), den England diesmal in Gemeinschaft mit den Franzosen führte, wurde die von den Chinesen in Frage gestellte Durchführung der früheren Verträge und die Öffnung weiterer Häfen erzwungen; 1859/60, nach der Wegnahme der Takuforts und der Besetzung von Peking durch die Verbündeten mußte sich die chinesische Regierung sogar zu dem bisher stets abgelehnten Zugeständnis bequemen, Gesandtschaften der Fremden dauernd in Peking zuzulassen, und am Ende des Jahrhunderts führten schließlich der Krieg mit Japan, die Intervention der Fremden im Frieden von Schimonoseki und ihre Ansprüche an China auf Grund der dabei geleisteten Dienste die Krisis des sogenannten Boxeraufstandes von 1900 und die internationale ostasiatische Expedition mit ihren bereits sehr tiefgreifenden Folgen für China herbei.

Die Stimmung der regierenden und maßgebenden Kreise und demgemäß auch der Durchschnitt der öffentlichen Meinung in China war während dieser ganzen Periode den Fremden und allem fremden Wesen gegenüber entschieden feindselig. Diese Feindseligkeit ist ihrer Entstehung und ihrem Wesen nach vom Standpunkt der Chinesen aus nur zu begreiflich, und ebenso darf es uns nicht verwundern, wenn wir die Abneigung mit einer ausgesprochenen Geringschätzung verbunden sehen. Die Chinesen haben bis heute die Europäer aus vollster Ueberzeugung für kulturlose Barbaren gehalten. An dieser Meinung hat sie die wiederholte Erfahrung unserer überlegenen Kriegstechnik samt allem, was damit zusammenhängt, kaum irre gemacht — wiederum von ihrem Standpunkt aus nicht ohne ein gewisses Recht, nachdem die jesuitische Mission des 17. Jahrhunderts verschwunden war. Was sie für gewöhnlich an europäischen Elementen in den Hafensstädten zu sehen bekommen hatten, war rohes Seemannsvolk oder Freibeuter und mehr oder weniger zweifelhafte

Glücksritter von allerlei Art, — Kaufleute, denen weder an dem Verständnis des Chinesischen Wesens noch an der daraus entspringenden Rücksichtnahme auf seine Besonderheiten etwas lag, sondern nur am Handelsgewinn, und schließlich Missionare, über die noch besonders zu reden sein wird. Am allerwenigsten waren die Erfahrungen, die man in China mit den europäischen Truppen bei den Kriegen der Engländer und Franzosen in den fünfziger und sechziger Jahren gemacht hatte, dazu geeignet, bessere Vorstellungen von der westlichen Zivilisation hervorzurufen. Was die Chinesen bei diesen Expeditionen zu sehen und zu spüren bekamen, war allerdings von Barbarei nicht nur im Chinesischen, sondern auch im objektiven Sinne kaum mehr verschieden. Es genügt, hierfür nur an die Plünderung des kaiserlichen Sommerpalastes bei Peking im Oktober 1870 zu erinnern. Auch die Aufzwingung der Opium-einfuhr im ersten englisch-chinesischen Kriege muß unter diesem Gesichtspunkt beurteilt werden. Gerade dieses letztere Beispiel ist aber auch typisch für die Betrachtungsweise, die sich für den Chinesen gegenüber der ganzen Handelspolitik der Europäer in China als die natürliche ergab. Die Chinesen hatten ein sehr klares Empfinden dafür, daß die Fremden lediglich um ihrer eigenen Interessen willen China ihren Handel und den fortbauenden Verkehr mit ihnen aufzwingen. Daß die Fremden ihre überlegenen kriegstechnischen Mittel anwandten, um China den handelspolitischen Forderungen, die sie aufstellten, gefügig zu machen, konnte natürlich die Mißstimmung nur noch vertiefen und verbittern. Dazu aber kam noch als ein besonders verschärfendes Moment das dem Handel teils folgende, teils ihm vorausgehende Neueindringen der christlichen Missionen in China.

Die Missionare, evangelische wie katholische, sind im 19. Jahrhundert vom chinesischen Standpunkt aus recht eigentlich die Plage Chinas gewesen, und es läßt sich gerechterweise nicht leugnen, daß die Chinesen allen Grund zu einer intensiven Abneigung gegen die christliche Missionstätigkeit hatten. Das Schlimme war, daß den Missionaren ohne Unterschied der Konfession infolge ihres niedrigen Bildungsstandpunktes und ihrer mangelhaften Vorbereitung oft die Fähigkeit, zuweilen sogar der gute Wille abging, das Chinesische Wesen im Zusammenhange mit der ganzen Kultur und den Staatseinrichtungen zu begreifen und die Methode ihrer Tätigkeit einer solchen Einsicht anzupassen. In dieser Beziehung hat die erste jesuitische Mission in China ungleich mehr geleistet, und es ist sicher richtig, wenn gesagt worden ist, daß daran vor allen Dingen die

hohe politische Bildung der jesuitischen Missionare schuld gewesen sei, die in ihrer Stellung als einflussreiche Ratgeber am Kaiserhofe in halbamtlicher und selbst amtlicher Stellung ganz anders imstande waren, die inneren Zusammenhänge des chinesischen Lebens und die wechselseitige Bedingtheit der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung im Reich, der Staatsreligion und des konfucianisch-klassischen Systems zu überschauen, als die meist aus kleinbürgerlichen heimischen Kreisen hervorgegangenen, in politischen Dingen begriffslosen und zur intuitiv-kritischen Anschauung so eigentümlicher, großer und fremder Kulturzusammenhänge von vornherein nicht befähigten späteren Durchschnittsmissionare. In der Tat ist das Problem der christlichen Mission in den alten Kulturländern Ostasiens eins der schwierigsten, das sich überhaupt denken läßt, und es will gegenüber dieser Schwierigkeit der Aufgabe immer noch nicht allzuviel sagen, wenn allmählich, namentlich in der letzten Zeit, eine gewisse Besserung und Hebung des missionarischen Niveaus in China stattgefunden hat — namentlich auch bei der amerikanischen Mission, wo die Zustände in früheren (und keineswegs weit entlegenen) Jahren geradezu unglaubliche waren. Die bedeutendsten Missionen in China sind zurzeit die amerikanische und englische — jede in verschiedenen Denominationen, zwischen denen sich aber jetzt teilweise ein gewisses Unionsverhältnis anbahnt — und die katholische. Diese letztere trägt, mit Ausnahme der deutschen katholischen Mission in Schantung, einen durchaus französischen Charakter. Die deutsche evangelische Missionsarbeit ist noch ganz unbedeutend. Wenn man von gewissen Anzeichen einer erst der allerjüngsten Zeit angehörigen Wendung zum Bessern, wovon an anderer Stelle noch zu reden sein wird, absieht, so kann man fast von der ganzen Missionsarbeit in China während des 19. Jahrhunderts nur sagen, daß ihre inneren und äußeren Erfolge ihrer Verständnislosigkeit entsprochen haben. Schlimmer als das ist es aber, daß die Mission ein sehr reichliches Teil dazu beigetragen hat, um dem Chinesen das westliche Wesen noch verdächtiger und unsympathischer zu machen, als es ohnehin der Fall gewesen wäre. Für den gewöhnlichen Missionar ist der Chineser zunächst schlechthin ein „Götzendiener“ und jede chinesische Religionsübung unterschiedslos „Götzendienst“ — gleichgültig, ob es sich dabei um die großen Staatsopfer des Kaisers, um das Ritual der Ahnenerehrung, um den Fokusfokus der taoistischen Zauberpriester, um Buddhistisches, um die populären Feld- und Ackergottheiten und Schutzpatrone der Dörfer und Städte, oder schließlich um die offi-

zielle Ehrung bedeutender Persönlichkeiten des Staatslebens durch die Errichtung von „Tempeln“ nach ihrem Tode handelt. Natürlich ist es außerordentlich schwer, sich ein Bild von den religiösen Zuständen Chinas zu machen, und es kann nicht die Aufgabe dieses Versuchs sein, auch nur andeutungsweise auf die Materie einzugehen. Nur darauf muß hingewiesen werden, daß es sich bei den einzelnen Erscheinungen von „Religion“, die dem Fremden zunächst in China entgegentreten, um grundverschiedene und grundverschieden zu wertende Dinge handelt. Man wird sich das vielleicht annähernd verdeutlichen können, wenn man sich die religiösen Verhältnisse in manchen südeuropäischen Gebieten vorstellt, wo die extremen kultisch-superstitiösen Ausartungen des romanischen Bulgärkatholizismus, dazu Elemente des gewöhnlichen Volksaberglaubens, die mit Religion überhaupt nichts mehr zu tun haben, der skeptische Rationalismus der Gebildeten, in dem doch noch alle möglichen Residuen der niederen Volksreligion stecken, das klassische kirchliche Dogma, dazu vielleicht noch Sekten, spezielle Kultvereine, Mönchsorden, Bettelpriester und dergleichen mehr für den von außen Herantretenden auch auf einer Ebene nebeneinander zu liegen scheinen. Die ganze Verehrung der Lokalgottheiten z. B. denkt man sich, auch in ihren äußereren Zügen, am ehesten nach Analogie des vulgärkatholischen Kultus der Heiligen und Schutzpatrone, gleich denen sie ursprünglich vielfach historische und legendarische, aber ausgesprochen der Erinnerung des geschichtlichen Zeitalters angehörige Personen, ursprüngliche Menschen von menschlicher Art, sind. Selbst der chinesische Kriegsgott, dessen Verehrung die gegenwärtige Mandschudynastie besonders begünstigt, ist nichts anderes, als ein sozusagen kanonizierter Führer aus durchaus historischer Zeit; berühmte Mandarine, hervorragende Beamte, gute Richter, an deren Tätigkeit sich die Nachwelt dankbar erinnert, werden Schutzpatrone, „Stadtgötter“, in dem früher von ihnen verwalteten Bezirk, und ähnliches mehr.

Derartige Vorstellungen haben in China kaum in anderem Sinne etwas mit „Gökendienst“ zu tun, wie der ganze katholische Heiligenkultus — wenn ihnen natürlich auch nicht die uns vertrauten, sondern eigentümlich chinesisch gefärbten Vorstellungen vom transszendentalen Wesen der Persönlichkeit und von metaphysischen Dingen überhaupt zugrunde liegen. Ebenso kommt es dem Kern der Sache näher, wenn man den ganzen chinesischen Glauben an die Luft- und Wassergeister, die Geomantie, die Tagewählerei und

das taoistische Beschwörungs- und Amulettenwesen von vornherein nicht in die Sphäre des spezifisch Religiösen, sondern mehr in das Grenzgebiet zwischen Religion und Aberglauben versetzt — dort, wo dergleichen Dinge, von denen bekanntlich die „westliche Kultur“ noch lange nicht frei ist, auch bei uns stehen. Wer einen Bittgang um Regen mit Musik und Prozessionsstandarten, mit dem geschmückten Kultbild auf der Tragbahre, mit Weihrauchduft, Kanonenschlägen und Feuerwerk in China sich angesehen hat, der wird in der Sache keinen großen Unterschied und in der Form eine frappante Analogie gegenüber den entsprechenden Anrufungen irgend eines Wetterheiligen in Portugal oder Mexiko konstatieren. Wenn es lange Zeit nicht geregnet hat, dann pflegt man in den chinesischen Städten das Südtor zu schließen, weil der Süden die Blutgegend ist, von wo der Gott Hitze und Dürre schickt. Gelegentlich wird dann irgend ein gebildeter Mandarin in die Stadt versetzt, dem solch ein Stück „Religion“ zu dumm ist und der das Bedürfnis fühlt, dieser Ueberzeugung Ausdruck zu geben. Er läßt das Tor öffnen, aber am zweiten und dritten Tage darauf regnet es immer noch nicht, und nun wird das Volk auffällig und verlangt stürmisch, das Tor müsse wieder geschlossen werden, weil es sonst überhaupt nicht regnen würde. Natürlich muß der Beamte nachgeben, wenn er keine Revolte haben will, und womöglich veranstaltet er jetzt, um die Leute zu beruhigen und sich bei ihnen zu rehabilitieren, selbst eine Prozession oder läßt für den Gott Theater spielen. Das ist ungefähr dasselbe, wie wenn ein italienischer Prinz und Korpskommandant in Neapel vor dem Blut des heiligen Januarius die Truppen präsentieren und das Spiel rühren läßt. Diese Arten von Religion und mit religionsähnlichen Riten inkrustierter Superstition beherrschen in China äußerlich ein großes Gebiet im Volksleben, und zu ihnen tritt noch der importierte Buddhismus hinzu, der seine Götter und Heiligen, seine Wallfahrtsstätten, Reliquien, Gelübde, Gebete und Reinigungsformeln neben der übrigen Populärreligion etwa nach dem Rezept anbietet: doppelt hält besser, ohne es aber jemandem zuzumuten, daß er sich an der Sache beteiligen soll, wenn es ihm nicht scheint oder er keine Lust hat. Mit der religiös-sittlichen Grundlage des Chinesischen Staats- und Gesellschaftsorganismus hat das alles aber ungefähr soviel zu tun, wie die Gottesmutter von Kasan oder der heilige Rock von Trier mit dem Evangelium und der Kritik der praktischen Vernunft. Jene ist in dem System des confucianischen

Klassizismus zu ihrem dem chinesischen Geiste adäquaten Ausdruck gelangt, und wenn auch die jetzige Zeit des allgemeinen Niederganges in China ihre Spuren hier so gut hinterlassen hat, wie im Stande des chinesischen Geisteslebens überhaupt, so ist der Confucianismus doch zweifellos von neuem (wie schon vormals) regenerationsfähig, und vor allen Dingen: das confucianische, im Ahnendienst ausgedrückte Pietätsprinzip bildet im Bewußtsein der Chinesen heute noch die Angel ihres moralischen Denkens und die Grundlage ihres Verständnisses für alle staatliche und soziale Ordnung. Es liegt also auf der Hand, welch ein Unfug es ist, in der Missionspredigt diese Dinge einfach mit den Feld-, Wald- und Wiesendämonen unterschieds- und gedankenlos in den Begriff „Götzendienst“ zusammenzuwerfen und die Proselyten so zu lehren. Natürlich müssen die Missionare unter diesen Umständen als staatsgefährliche Menschen erscheinen. Nimmt man noch hinzu, daß notorisch üble Subjekte durch die Taufzeremonie in den Schutz der Missionen zu gelangen suchten, daß eine Missionsstation zunächst sicher jedesmal eine Beunruhigung der Gegend bedeutete, daß nicht wenige Missionare sich dazu hergaben, ihren Anhängern und Gemeindegliedern weltliche Vorteile zu verschaffen, sie im Gerichtsfall ihrer heimischen Behörde zu entziehen, sich in aufdringlicher und taktloser Weise in die Amtsführung der Mandarinen zu mischen, so begreift man die Abneigung der Chinesen gegen die Mission vollkommen, unbeschadet dessen, daß es von Anfang an auch besser geeignete Persönlichkeiten in ihr gab und daß das Eintreten des Missionars für den Christen sicher nicht immer ein moralisch unberechtigtes gewesen ist. Den Höhepunkt erreichte das Uebel der Missionen für China aber dadurch, daß bei allen Ausschreitungen gegen Missionare — und wie sollte es denkbar sein, daß solche dauernd vermieden würden! — die politische Einmischung der fremden Mächte, deren schutzberechtignte Untertanen die Missionare waren, drohend im Hintergrunde stand und mehr als einmal wirklich exekutiert wurde. Haben es doch die Chinesen bis auf den heutigen Tag nicht vergessen, daß unter den Friedensbedingungen, die z. B. Frankreich ihnen seinerzeit auferlegte, eine lange Reihe herausfordernder Privilegien für die katholischen (das hieß früher schlechthin die französischen oder unter französischem Schutze stehenden) Missionare stipuliert wurden, durch die das Missionswesen förmlich autorisiert wurde, sich als eine Art von Staat im Staate zu fühlen — und, wenigstens was die französische Mission betraf, waren die Chinesen mit ihrer Ueberzeugung, daß sie nicht

nur durch ihre religiöse Propaganda unter der Masse staatsgefährlich sei, sondern auch direkt politische Ziele verfolge, vollständig im Recht. Auch daß die Taipingrevolution von einem früheren amerikanischen Missionszögling ausging, der sich den jüngeren Sohn Gottes und den Bruder Jesu nannte, wissen die Chinesen sehr wohl!

Bei dem Bestreben, sich der Fremden zu erwehren und ihren Ansprüchen wo möglich mit Gewalt zu begegnen, haben sich die Chinesen auffallend lange der Täuschung hingegeben, daß es genügen würde, Waffen und Kriegsschiffe zu kaufen, um den Europäern gewachsen zu sein. Die Idee, daß hinter der europäischen Waffen- und Maschinenteknik mehr stecke, als das bloße Wissen um die Anfertigung dieser Dinge, und daß die westliche Kultur als solche ein geschlossenes Ganze sei, aufgebaut auf besonderen, der chinesischen Erfahrung und den chinesischen Ideen über Welt und Denken überlegenen Prinzipien, ist den Chinesen in ihrem ungeheuren naiven Selbstbewußtsein, das dem Fremden nicht selten als lächerlicher und aufgeblasener Dünkel erscheint, bis an die Schwelle der Gegenwart nicht gekommen. So mußten die Versuche zu einer Militärreform nach westlichem Muster, so mannigfaltig sie waren, doch vergeblich bleiben. China baute Forts nach europäischer Art an den wichtigsten Eingangspforten des Fremdenverkehrs: an den Mündungen des Sikiang, des Jangtse und des Peiho, und armierte sie mit europäischen Geschützen; es kaufte Kanonen und Gewehre in Menge und versuchte sie nach Möglichkeit selbst herzustellen, errichtete Arsenale und hielt sich europäische Instrukteure; es machte sogar einen Anlauf zur modernen Seemacht und gab für all diese gänzlich unproduktiven Anschaffungen Summen aus, die mit Rücksicht auf die wirtschaftlichen Zustände des Reichs viel zu groß waren — aber natürlich ohne den gewünschten Erfolg. Die Fremden zeigten sich nach wie vor als die Stärkeren. Viel trug auch die altertümliche, aber durch die Verhältnisse gebotene Art der Verwaltung des Reiches dazu bei. China ist „verfassungsrechtlich“ ein Einheits-, in seiner Verwaltungspraxis aber ein Bundesstaat. Das zeigt sich zunächst auf finanziellem Gebiet. Ähnlich wie im alten Perferreich zahlen die Provinzen an die Zentralregierung bestimmte Matrikularbeiträge, die aber nur einen Bruchteil ihrer gesamten Verwaltung ausmachen und mehr für den Hof, als für allgemeine Reichsausgaben bestimmt sind — wenn sich auch in einem derartig patriarchalisch-antik gearteten Staatswesen eine scharfe Grenzlinie zwischen beiden Kategorien kaum ziehen läßt. Auf jeden Fall beruhen die Budgets der

Provinzen so sehr auf deren eigenen öffentlichen Einnahmen und sind in allen Zweigen der Zentralverwaltung in Peking gegenüber so selbständig, daß nicht nur die Verwaltung im engeren Sinne, einschließlich Justiz, die öffentlichen Arbeiten, Schulwesen usw., sondern sogar Militär und Marine nicht Reichs-, sondern Provinzialangelegenheiten sind. Bekanntlich ist der Krieg von 1894 gegen Japan nach chinesischer Auffassung weniger ein Reichskrieg mit den gesamten verfügbaren Kräften des Staates, sondern Sache der Provinz Tschili und ihres Vizekönigs Li hung tchang gewesen. In den südlichen Provinzen war man so weit entfernt, Hilfe zu leisten, daß z. B. in Canton, wo man den Norden nicht liebt, die Niederlagen der Truppen und Schiffe Li hung tchangs mit lauter Befriedigung begrüßt wurden! Solange die Entfernungen und die natürlichen Verkehrsschwierigkeiten in dem ungeheuren Reiche nicht in noch höherem Maße als jetzt durch Eisenbahnbauten kompensiert werden, ist auch an eine durchgreifende Stärkung der Zentralregierung schwer zu denken. Reichstruppen kann China schon aus dem Grunde schwer aufstellen und unterhalten, weil es dazu zu wenig Reichseinnahmen hat; die Armee durch ein Reichskriegsministerium zu organisieren und zu leiten, während sowohl die Aushebung als auch der Unterhalt der Truppen auf den Provinzialbudgets ruht, ist zunächst zwar der einzig mögliche (und auch tatsächlich beschrittene) Ausweg; er wird aber schwer zu einer solchen Verwendungsbereitschaft und Schlagfertigkeit der Armee führen, wie es bei einer besser durchgeführten Reichsfinanzwirtschaft möglich wäre.

Die Geringsfügigkeit der chinesischen Militärreformen zeigte sich unwiderleglich im Kriege mit Japan. Die letzte Idee der japanischen Politik war dabei, nach dem Siege die Hand dauernd in den inneren politischen Verhältnissen Chinas zu behalten. Dazu erschien vor allen Dingen eine feste Basis auf dem Festlande in möglichster Nähe der Hauptstadt notwendig. Die beste Chance für Japan wäre gewesen (und sie ist es in den Augen der Japaner noch heute), wenn in China die Mandschudynastie entweder durch eine national-chinesische Opposition beseitigt und die neue Regierung möglichst eine von Japans Gnaden wurde, oder wenn sich die Mandschus, um sich zu halten, dem Feinde von gestern in die Arme werfen mußten. Die deutsch-russisch-französische Intervention im Frieden von Schimonofeki änderte aber zunächst alle Voraussetzungen des politischen Spiels in China — trotzdem sich England schon damals fern hielt, um die Chancen eines zukünftigen Zusammengehens mit Japan nicht zu verderben

und um gleichzeitig in China freie Hand zu behalten. Die Gegenforderungen Rußlands und Frankreichs im Norden und Süden des Reichs für die Hilfe von Schimonoseki und die kaum mehr verhehlten Präntensionen Englands auf die Organisierung des gesamten „Jangtse-bassins“ als spezielle britische Interessensphäre rückten im Verein mit der im japanischen Kriege offenbarten Schwäche und anscheinenden inneren Zusammenhangslosigkeit der Reichsteile die Möglichkeit einer gewaltfamen Auflösung Chinas für das allgemeine Urteil so in den Vordergrund, daß auch wir genötigt waren, uns für diese — von uns in keiner Weise erstrebte — Eventualität zu sichern und eine feste Position im Kiautschougebiet zu erwerben. Innerhalb des Chinesentums zeigte sich eine doppelte Reaktion gegenüber diesen Erfahrungen: einerseits ein beinahe unvermittelt auftauchendes radikales Reformertum, andererseits eine elementare Verstärkung des Fremdenhasses. Die interessanteste Persönlichkeit unter jenen Reformern ist der jetzt als Flüchtling in Japan lebende Kan Yu wei, damals ein junger und glänzender Literat, dem es gelang, das Ohr des damals formell mündig erklärten, aber unselbständigen und leicht beeinflufsbaren Kaisers Kuang hsü zu gewinnen. In dem nun einsetzenden Intriguenspiel in Peking behielten aber die alte Kaiserin-Regentin und die fremdenfeindliche Partei die Oberhand, und die wachsende Aufregung im Volke, das Mißtrauen und die Verwirrung unter den persönlichen und politischen Faktionen am Hof, nicht zum wenigsten schließlich auch die vollständige Desorientiertheit der europäischen Vertreter in Peking über den Charakter der Lage, führten dann im Sommer 1900 zur Ermordung des deutschen Gesandten, zum Boxeraufstand, zur Belagerung der Gesandtschaften und zur internationalen Chinaexpedition. Das praktische Ergebnis dieser Vorgänge war für China wiederum die Erfahrung, daß die Fremden selbst in ihrer Uneinigkeit und Zerfahrenheit, wovon die Jahre 1900/04 eine Reihe schlagender Beispiele gaben, doch die stärkeren waren, und außerdem zu neuen und schweren finanziellen Verpflichtungen in Gestalt des von den Mächten verlangten Ersatzes für allen angerichteten Schaden und für ihre Expeditionskosten.

1902 war die Boxerepisode durch die formelle Wiederaufnahme der Beziehungen mit dem chinesischen Hofe abgeschlossen. Zwei Jahre später brach der russisch-japanische Krieg aus: nicht zuletzt wegen der Erkenntnis der Japaner, daß sie zur Erreichung ihrer Absichten in China Rußland erst niederkämpfen mußten. Nach dem Kriege verfielen die Chinesen, die während des Jahrzehnts vorher

sich daran gewöhnt hatten, in Rußland ihren gefährlichsten Feind zu erblicken, in den Fehler, zu glauben, daß Japan in Rußland Europa besiegt und seine Stärke gegenüber dem Westen überhaupt dargetan habe. Für die politischen Folgen in China kam es aber auf die Fragwürdigkeit dieses Urteils nicht an, sondern nur auf seine durchschlagende Kraft. Diese begann sich alsbald in der überraschendsten Weise zu äußern: der Ausgang des Ringens zwischen Rußland und Japan hat endgültig über den Anbruch des Reformzeitalters in China und damit über den Eintritt des „Chinesischen Problems“ in ein akutes Stadium entschieden.

Wer die Entwicklung der chinesischen Verhältnisse in den letzten drei Jahren überblickt, der wird vor allen Dingen erstaunt sein über den geradezu unglaublichen, früher für unmöglich gehaltenen Radikalismus, der sich jetzt in den Arbeiten zum Reformwerk bemerkbar macht. Allerdings fehlt dabei immer noch viel an der Einsicht in die inneren Gründe der Ueberlegenheit der westlichen Kultur, die den Chinesen nach wie vor im wesentlichen nur um ihrer technischen Seite Willen wichtig erscheint. Japan hat ihnen vor allen Dingen den Beweis geliefert, daß es möglich sei, den Fremden durch Aneignung ihrer technischen Besitztümer ebenbürtig zu werden. Das in der Hauptsache ist es auch, was China vorläufig bei den in Angriff genommenen Reformen erstrebt. Das Ueberraschende dabei ist aber die Schnelligkeit, mit der die Reformfrage in wenigen Jahren zu einer alles in China beherrschenden staatlichen Wichtigkeit in die Höhe gewachsen ist, und die Intensität, mit der sie die öffentliche Meinung des Landes beschäftigt. Diese Tatsache erscheint uns, die wir gewohnt waren, den Satz von der Starrheit des chinesischen Lebens für ein festes Ergebnis der bisherigen Kenntnis und Beobachtung Chinas zu halten, auch dann noch wunderbar genug, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß immerhin eine gewisse Vorarbeit schon vor dem mächtigen Weckruf des russisch-japanischen Krieges geleistet worden war. Die Missionschulen, der Aufenthalt chinesischer Diplomaten im Auslande, die europäischen und amerikanischen Gesandtschaften und Konsulate in China, hier und da auch persönliche Beziehungen zwischen gebildeten Chinesen und europäischen Beamten, Kaufleuten und Reisenden, die Militärinstruktoren und die guten Erfahrungen der chinesischen Regierung mit dem europäisch organisierten und von einem der bedeutendsten Europäer, der je in Ostasien gewirkt hat, Sir Robert Hart, geleiteten Seezolldienst,

hatten hier und da schon im Stillen eine gewisse Lockerung der Vorurteile bemerkt. Noch stärker rüttelte der Krieg mit Japan von 1894 an den alten Vorstellungen von der zentralen Bedeutung der eigenen Kultur, und der überstürzte Versuch Kan Yu wei und des jungen Kaisers, durch die verblüffenden Reformedikte vom Sommer 1898 bereits das Prüfungswesen von Grund auf umzugestalten, eine Universität in Peking zu gründen, eine einheitliche Reichswährung zu schaffen und anderes mehr, sind als eine direkte Folge dieser letzten Erfahrung anzusehen. Aber gerade die rasche und für den Augenschein spurlose Beseitigung dieser plötzlichen Flamme durch den Staatsstreich der Kaiserin-Regentin mußte den Eindruck erwecken, als ob die Zeit zum Durchbruch einer großen Reformbewegung, wenn sie überhaupt je kommen sollte, noch lange nicht da sei. Das Agens, das diese Bewegung seit dem Ausbruch des letzten ostasiatischen Krieges wohl eigentlich in Gang gebracht hat und das jetzt fort und fort die Glut zur Flamme anbläst, ist im wesentlichen nichts anderes, als die mittlerweile entstandene chinesische Presse, die vollständig unter dem Einfluß eines radikalen Jungchinesentums steht. Schon nach dem chinesisch-japanischen Kriege begann das Zeitungswesen unter der Leitung junger, in Japan, teilweise auch in Europa gebildeter Kräfte sich zu entwickeln, und mit erstaunlicher Raschheit wuchsen die Zeitungen zu einer Macht im öffentlichen Leben heran.

Nach dem russischen Kriege wurde dann das Tempo noch schneller. „Die Blätter schossen wie Pilze aus dem Boden und begannen das Volk aufzuklären und Vergleiche darüber anzustellen, was China ist und was es werden könnte, wenn es schnellen Schritts Japans Beispiel folgte. Gleichzeitig wurde wenigstens in den in den fremden Niederlassungen erscheinenden (scil. chinesischen) Zeitungen zu der Regierung in einer Sprache geredet, die bis dahin neu und unerhört war. Aber der Ton gefiel, diese Blätter fanden Verbreitung und trugen dazu bei, die Forderungen der Reformpartei, die nach und nach entstanden war, immer höher zu schrauben: sie schrieben die Volkssouveränität auf ihre Fahne und gingen so weit, für China, den bisherigen Musterstaat des Patriarchalismus und Absolutismus, eine Verfassung zu verlangen. Es begann im Volke zu gären, und die feindselige Stimmung gegen die Korruption des Beamtenwesens und die Langsamkeit in der Durchführung der inzwischen versprochenen Reformen nahm allmählich so sehr überhand, daß der Sturz der Dynastie befürchtet wurde und Thron und

Regierung ernstlich Mittel und Wege zur Einführung einer Verfassung ins Auge faßten“.*)

Eine besondere Rolle bei diesem Ansturm der Zeitungen gegen die Regierung und bei der ganzen Agitation der Reformpartei unter dem Volk spielt die studierende Jugend. Sowohl die tausende chinesischer Studenten, die vom Besuch japanischer Hochschulen in einem jährlich mehr anschwellenden Strom nach China zurückkommen (gegenwärtig wird die Zahl der in Japan studierenden jungen Chinesen auf ca. achttausend geschätzt), als auch die Zöglinge der in China selbst errichteten neuen Bildungsanstalten sind heute ein geradezu revolutionierendes Element geworden. Außer in den Zeitungen spielen sie die führende Rolle auf den öffentlichen Massenversammlungen und in den geheimen Konventikeln, wo über den Einfluß der Fremden in China, über „China für die Chinesen“, über die Reorganisation von Heer und Flotte, über Verwaltungsreformen, Verfassung, Pressefreiheit und soziale Verbesserungen debattiert wird. „Eine furchtbare Ungebuld ist über die Jugend gekommen. Sie fühlt sich zu großen Aufgaben berufen und kann den Tag nicht abwarten, wo sie diesen Aufgaben gewachsen sein wird. Schon als Studenten, als die noch Lernenden, wollen sie an den Geschäften des Staats teilnehmen. Es hat keine einzige größere politische Frage in den letzten Monaten gegeben, in die sich die Studenten nicht eingemischt hätten, teils mit Bittschriften und Vorschlägen, die sie an die Regierung richteten, teils durch eine alles untergrabende Wühlarbeit beim Volk. Daß dabei Segensreiches erreicht worden wäre, wird niemand behaupten wollen oder können; wohl aber, daß viel Unheil gestiftet worden ist. Mit dem unreifen Urteil des Halbgebildeten haben sie den Massen des Volks nur den Kopf verdreht, haben ihm falsche Ziele gezeigt und dabei sich selbst von ihren nächsten Aufgaben abgewandt. Groß, -sehr groß ist die Zahl der jungen Streber und Dränger, die der Schule ganz den Rücken gekehrt haben, um sich einer rein politischen Tätigkeit hinzugeben. Sie fabeln von der Freiheit und den Rechten, die ihnen die Natur gegeben hat und vergessen ganz der Pflichten, die sie sich selbst und der Allgemeinheit gegenüber zu erfüllen haben,

*) Ostasiatischer Lloyd vom 24. April 1908. „Der Ostasiatische Lloyd, Organ für die deutschen Interessen in Ostasien“, (Herausgeber und verantwortlicher Redakteur G. Fink) erscheint wöchentlich in Schanghai und ist eins der bestgeleiteten und mit Rücksicht auf seinen Charakter als Wochenschrift jedenfalls das inhaltreichste unter allen europäischen Blättern in Ostasien.

ehe sie Rechte in Anspruch nehmen dürfen. Ungeheure Zügellosigkeit ist in ihren Reihen eingerissen. Wo die Behörden einschreiten wollen, ist es nicht selten vorgekommen, daß alle Studenten ihre Anstalt verließen, so daß diese geschlossen werden mußte. Selbst das kostbarste Gut, das ihnen anvertraut ist, das Leben, haben einzelne fortgeworfen; sie haben Selbstmord begangen (Selbstmord aus politischen und sozialen Motiven ist in China von altersher vorgekommen), um dadurch den Patriotismus der Anderen zu entfachen und diese um die angeblich geschändete Ehre und bedrohte Freiheit des Volks in den offenen Kampf mit den Hütern der Ordnung zu treiben.“ *) Diese nicht ohne Anlaß besorgte gehaltene Schilderung kann ich aus meiner eigenen Erfahrung während meines Aufenthalts in China nur in vollem Maße bestätigen. Ich habe durch besondere Umstände Gelegenheit gehabt, die Lage der Dinge an höheren chinesischen Schulen (die sich natürlich mit unseren Hochschulen, d. h. Universitäten, einzig dem Alter der Zöglinge nach vergleichen lassen) etwas näher kennen zu lernen, und ich kann nach diesen Erfahrungen nicht umhin, gleichfalls zu betonen, daß sich hier kritische und in ihren weiteren Folgen schwer absehbare Verhältnisse entwickelt haben.

Um nun den Ueberblick über die gegenwärtige sehr verwickelte Lage des chinesischen Reformproblems nicht zu verlieren, müssen wir zwischen den großen und fundamentalen Gebieten der Staatsverwaltung, des Unterrichtswesens, der Finanzen, des Militärwesens auf der einen und gewissen eigentümlich chinesischen Spezialfragen auf der andern Seite unterscheiden.

Vom Standpunkt des Hofes aus war eine besonders wichtige Angelegenheit dieser Art das Verhältnis zwischen Chinesen und Mandschus. Die weit verbreitete Vorstellung, daß seit der Eroberung Chinas durch die Mandschus um die Mitte des 17. Jahrhunderts längst eine Versöhnung der beiden Nationalitäten eingetreten sei und daß der Chinese die Mandschudynastie gar nicht mehr als Fremdherrschaft empfinde, ist nicht richtig. Die scharfe Scheidung zwischen Chinesen und Mandschus, das Verbot der Heirat zwischen beiden, die Belegung des Reichs mit Mandschugarnisonen in besonderen Städten oder Stadtteilen, die Ernährung der Mandschus auf Staatskosten durch regelmäßige Reislieferungen und die Offenhaltung zahlreicher hoher Beamtenstellen für die Mitglieder des ursprünglichen Mandschuadels haben bis auf die Gegenwart gedauert, und

*) Ostasiatischer Lloyd vom 19. Juni 1908.

dementsprechend bildet das Schlagwort von der „Fremdherrschaft“ in der jungchinesischen Bewegung mindestens zum Teil und in bestimmten Gebieten Chinas ein ganz wesentliches Agens. Darauf deuteten schon gewisse Züge in der Bogerbewegung, und jetzt wiederum mit aller Schärfe der Aufstand in Pünnan. Es ist daher eine sehr bedeutsame Maßnahme, wenn die Kaiserin-Regentin, in deren Hand jetzt tatsächlich die Geschicke Chinas ruhen, sich zur Aufhebung der Vorrechte der Mandschu, zur Einführung des Konnubiums zwischen Chinesen und Mandschu, zur Auflösung der sogenannten Bannertruppen und zur Einziehung oder Ablösung des bisherigen Unterhalts der Mandschu aus öffentlichen Mitteln entschlossen hat. Diese Dekrete sind auch bereits in tatsächlicher Durchführung begriffen. Ein anderes chinesisches Spezifikum ist das Opiumlaster. Auch hier hat die Regentin es unternommen, fest einzugreifen und zunächst einen Vertrag mit England über die allmähliche Sistierung der indischen Opiumeinfuhr durchgesetzt. Allerdings wäre der chinesischen Regierung dieser Erfolg kaum geglückt, wenn nicht der Import von indischem Opium unter dem Einfluß des steigenden Opiumanbaus in China ohnehin im Rückgang begriffen und sein natürliches Ende abzusehen gewesen wäre. Mit der Opiumkultur im eigenen Lande hofft die Regierung auf administrativem Wege fertig zu werden. Bisher haben die betreffenden Edikte allerdings noch nicht viel an den bestehenden Zuständen geändert, aber unter den chinesischen Verhältnissen kommt es in diesen wie in anderen Dingen weniger auf das ohnehin nicht zu verwirklichende augenblickliche Durchgreifen, als auf die Nachhaltigkeit des von oben her ausgeübten Druckes an. In jedem Fall hat die Regierung in der Opiumfrage alle gebildeten und gesunden Elemente im Volk auf ihrer Seite. Der Aemterkauf, auch ein besonderes chinesisches Uebel, hängt bereits enge mit der Notwendigkeit einer allgemeinen Staatsreform zusammen. Sein unabwendbares Korrelat ist die Bestechlichkeit der Beamten, und diese ist unter allen Uebeln, an denen das heutige China leidet, ohne Zweifel das größte. Er ist neuerdings auch untersagt worden, aber bei den vorhandenen Finanzschwierigkeiten der Zentralregierung wird man hier wohl vorläufig noch starke Zweifel hegen müssen, ob es gelingen wird, trotz allen guten Willens ohne dieses schlimme, aber stets bare Einnahmen liefernde Mittel auszukommen.

Im Jahre 1902 kehrte der besondere Vertrauensmann der Regierung, Prinz Tsching, von einer Studienreise ins Ausland nach

China zurück und verfaßte eine Denkschrift über die seiner Ansicht nach notwendigen Reformen. Es ist bezeichnend, welche Rolle darin der Aufbau des Volks- und Hochschulwesens spielt — eine Notwendigkeit, die z. B. in Rußland bei den Verhandlungen über die Staatsreform wenigstens auf der Regierungsseite sehr viel mangelhafter gewürdigt wird, als es in China geschieht. Prinz Tsching betonte zunächst die allgemeine Notwendigkeit, die höheren Beamten Informationsreisen ins Ausland machen zu lassen, und formulierte dann sein Programm folgendermaßen: Schulzwang für die Knaben vom zehnten Lebensjahr ab; Umwandlung der buddhistischen und taoistischen Tempel in Schulen (also Säkularisation der Güter der toten Hand für Unterrichtszwecke!); Einrichtung von Gewerbeschulen in den Kreis- und Bezirkorten, von Hochschulen in den Provinzialhauptstädten — mit besonderer Betonung des Unterrichts in moderner Rechts- und Staatswissenschaft; allgemeine Wehrpflicht, einschließlich der kaiserlichen Familie und des Mandtschuadels; Errichtung von Arsenalen und sonstigen Staatsbetrieben; schließlich einheitliche Organisation des Polizeiwesens.

Die Regentin und die leitenden Staatsmänner akzeptierten dies Programm im allgemeinen, beschlossen aber, vor seiner durchgreifenden Verwirklichung noch einmal eine Studienkommission ins Ausland, nach Europa und Amerika, zu schicken. Ihr Leiter war diesmal ein noch junger Mann, der Herzog (nach der in Europa üblichen Bezeichnung für die Mitglieder der höchsten chinesischen Adelsklasse) Tai tse; die übrigen Mitglieder waren aus den höchsten Beamten genommen. Diese Kommission war bereits eine Frucht der japanischen Siege in der Mandtschurei, und der Bericht des Herzogs Tai tse ließ dementsprechend an entschlossenem Radikalismus alles bisher in China Dagewesene hinter sich zurück. Vor allen Dingen brachte Tai tse offen die Einführung einer Verfassung (nach dem Vorbild Japans) für China in Vorschlag. Indessen die älteren Mitglieder der Kommission dissentierten — wenn auch nicht prinzipiell, so doch praktisch. Sie lehnten den Verfassungsgedanken nicht ab, schlugen aber zunächst eine zehnjährige Vorbereitungszeit vor, während welcher dem zukünftigen Reichsparlament eine Modernisierung der städtischen Verwaltungen unter Heranziehung von Vertretern der Einwohnerschaft nach westlichem Muster, und die Organisation von Provinziallandtagen vorhergehen sollte. Die Regierung entschied sich (Edikt vom 2. September 1906) zur lebhaften Unzufriedenheit der Radikalen für den vorsichtigeren Weg und erklärte

in ihrem veröffentlichten Entscheid, daß die Durchführung der administrativen Reformen — Erziehung (an erster Stelle!), Justiz, Finanzen, Militär, Polizei — der Einführung der Verfassung vorgehen müsse. „Deshalb“, so schließt das Edikt, „befehlen wir ferner, daß alle Mandschu-Marschälle, Generalgouverneure und Gouverneure ihre Beamten und das Volk anweisen sollen, sich dem Studium zu widmen, sich ihrem Kaiser treu zu erweisen, das Vaterland zu lieben und sich darüber klar zu werden, daß Fortschritte nur durch Einigkeit gemacht werden können, daß sie öffentliche Interessen nicht hinter persönliche zurücksetzen und daß sie große Dinge nicht durch Aufregung über kleine in Gefahr bringen dürfen. Sie sollen Achtung vor der Ordnung und dem System haben und Frieden und Ruhe aufrechterhalten, um sich würdig zu zeigen, eine Verfassung zu erhalten, wie es unser aufrichtigster Wunsch ist.“ *)

Würdig und besonnen, wie die Sprache dieser Kundgebung, ist im allgemeinen auch die sonstige Haltung der chinesischen Regierung in der Reformfrage — wenn sich auch im einzelnen starke Unsicherheiten und Schwankungen nicht verkennen lassen, die teils aus der Rücksichtnahme auf die Volksstimmung hervorgehen, teils aus den instinktiven Bedenken, die alte Tradition in einem wichtigen Punkte zu verlassen. Auch die immerhin noch sehr starke Unsicherheit über die wirklichen Verhältnisse und die inneren Zusammenhänge bei den westlichen Staaten spielt dabei eine Rolle. In dieser Hinsicht ist es für China immer am verlockendsten, sich den Stand der Dinge in Japan zum Muster zu nehmen, weil man in den dortigen Maßnahmen und Entscheidungen doch eher verwandte Probleme und eher auf China anwendbare Erfahrungen wiederzuerkennen glaubt. Diese Neigung der maßgebenden Kreise in Peking wird von der japanischen Politik auch fortdauernd mit Bewußtsein ausgenutzt, und wenn die sonstige Haltung Japans in seinen Beziehungen zu China geschickter wäre, so würden die japanischen Erfolge hier noch viel größer sein, als sie sind. Außerdem spielen natürlich an einem Hofe wie dem chinesischen Intriguen besonderer Art ihre Rolle. So hatte es bald nach dem Edikt vom September 1906, aus für den Außenstehenden bisher undurchsichtigen Motiven, zeitweilig den Anschein, als ob der Großsekretär Yuan Shi kai, damals Vizekönig von Tschili und neben dem alten Tschan Tschih tung wohl der bedeutendste unter den jetzigen Staatsmännern in China, zurückgedrängt

*) Ostasiatischer Lloyd vom 24. April 1908.

und sein Einfluß durch den des reaktionären Lian Ting san ersetzt werden sollte. Die Unruhe unter den Radikalen wurde daher wieder groß, und sie begann sich — auch nach westlichen Mustern — auf eine gefährliche Weise zu äußern: durch politische Attentate, zu denen nach chinesischer Art Selbstmorde hinzutraten, die das Volk nicht weniger aufregten. Der Gouverneur der Provinz Anhui wurde von radikalen Fanatikern ermordet; auf den Gouverneur von Schensi wurde ein vergeblicher Anschlag gemacht, und die ständigen Unruhen im Süden entwickelten sich zu einem dynastiefeindlichen Aufstand unter Führung eines radikalen Revolutionärs, Sun Yat sen, der, in Honolulu von Chinesischen Eltern geboren und in der englischen Medizinschule in Hongkong als Arzt ausgebildet, China in einen republikanisch organisierten Bundesstaat nach dem Muster der Nordamerikanischen Union verwandeln will. Die Folge war wiederum ein Einschwenken des Hofes nach der liberalen Seite hin. Zum zweiten Male wurde im Herbst 1907 eine Kommission von drei hohen Beamten ins Ausland geschickt: diesmal in der verständigen Beschränkung auf drei Länder, Japan, Deutschland und England, und auf das Studium der dortigen Verfassungen im engeren Sinne. Außerdem versicherte die Regierung in einem neuen Edikt (September 1907) dem Volke ihre unentwegte Absicht, an der Zusage einer Volksvertretung festzuhalten, und setzte eine besondere „Kommission zur Vorbereitung der Verfassung“ ein. Die Behörden in Peking und den Provinzen erhielten Anweisung, das Volk zu belehren, daß China unter allen Umständen eine Verfassung erhalten würde, sobald die nötigen Vorarbeiten erledigt seien. Die Aufregung und Mißstimmung im Lande waren so hoch gestiegen und die zügellose Leidenschaftlichkeit der jungen politischen Schule in der Presse und in den Versammlungen nahm derartige Formen an, daß in den sogenannten Dezemberedikten in den letzten Tagen des verfloffenen Jahres Redefreiheit, Pressfreiheit und Versammlungsrecht, die bislang von alten Zeiten her in China uneingeschränkt bestanden hatten, energisch eingeschränkt werden mußten. In Wirklichkeit werden auch diese Edikte sehr ungleichmäßig gehandhabt, und die chinesischen Zeitungen bringen selbst in der Hauptstadt unmittelbar unter den Augen der Regierung, Artikel und Karikaturen, die die Regierung offen angreifen.

Derjenige Punkt, auf den es praktisch bei der ganzen Reform in China am meisten ankommt, weil von ihm alles Weitere abhängig erscheint, ist die volle Durchführung der zentralen Regierungs-

gewalt in den Provinzen, und im Zusammenhange damit die Verbesserung der Finanzlage. Gegenwärtig sind die Provinzen, wie wir bereits weiter oben Gelegenheit hatten zu bemerken, im Grunde selbstständige Staaten, in denen die Zentralregierung weiter keine Gewalt ausübt, als daß sie die Statthalter und die obersten Beamten ernannt, gewisse Matrifularbeiträge erhebt und, als ein bestimmtes Reservatrecht, die Staatsprüfungen nur an ihrem eigenen Sitz in Peking abhält. Abgesehen hiervon fehlt es ihr auch viel zu sehr an der Möglichkeit einer Kontrolle der Provinzialgouverneure. Diese, wie überhaupt die Verwaltungsbeamten, beziehen ein bloß nominelles und gänzlich unzureichendes Gehalt. Dafür haben sie das stillschweigende aber selbstverständliche Recht, von den eingehenden Steuern, Inlandszöllen, Gebühren usw. in loyalem Umfange für sich zu sorgen. Ebenso sind die Unterbeamten in den Provinzen nicht eigentlich Staatsbeamte, sondern persönliche Angestellte des Mandarins, der sie teils nach seinem Ermessen besoldet, teils annimmt, daß sie ihrerseits schon verstehen würden, von ihrem Amt zu leben. Auch dieses System findet seine Analogie nicht im modernen Staatswesen, sondern in den alten persischen Satrapien und bis zu einem gewissen Grade in der römischen Provinzialverwaltung. Die Schäden, die sich aus einer solchen Praxis ergeben müssen, liegen auf der Hand. Es ist für die Regierung in Peking so gut wie unmöglich, die Provinzialstatthalter dauernd und wirksam zu kontrollieren. Das einzige Gegengewicht gegen übermäßige Mißbräuche in den Provinzen ist darin enthalten, daß das Volk sich erfahrungsgemäß mehr als ein gewisses Maß von Unredlichkeit und Ausbeutung seitens der Beamten nicht gefallen läßt und daß, wenn dieses Maß überschritten wird, Unruhen entstehen. Diese sucht jeder Gouverneur zu vermeiden, weil sie ihn leicht ohne viel Untersuchung sein Amt kosten können. Infolge dieses Zustandes hat man in Peking nur einen sehr mangelhaften Ueberblick über die tatsächliche steuerliche und finanzielle Leistungsfähigkeit des Reichs und der Provinzen. Jede Reform, mag es sich um die Gründung von Schulen, um die Aufstellung moderner Truppenformationen oder um sonst etwas handeln, kann einstweilen nur auf dem Wege verwirklicht werden, daß die Regierung den Provinzialverwaltungen befiehlt, die Mittel für die Sache flüssig zu machen und für die Durchführung zu sorgen. Widerwilligen oder unfähigen Gouverneuren gegenüber ist sie ziemlich machtlos. Sehr anschaulich ist dieser Zustand in einem Artikel des Ostasiatischen Lloyd: „Der Kern-

punkt der Reformen in China“ *) geschildert — und auch die positiven Vorschläge, die an jener Stelle gemacht werden, entsprechen dem Wesen der Sache. Es heißt dort: „Jetzt kann jeder reformfeindliche Generalgouverneur die ihm anempfohlenen Reformen unter dem Vorwand ablehnen, daß ihm das Geld dazu fehle, da er schon sowasviel an die Regierung zur Bestreitung ihrer Ausgaben, zur Abzahlung ihrer Kriegsschuld, zur Verzinsung ihrer Anleihen sowie für die Hofhaltung und die Versorgung der Mandschu, sowasviel für die ordentliche Verwaltung seiner Provinz und sowasviel Geld für allerlei andere von ihm selbst eingeleitete Reformen zu bezahlen habe. Wie die Dinge heute liegen, fehlt der Reichsregierung jede Möglichkeit, seine Angaben nachzuprüfen, und so sind die Reformen größtenteils auch jetzt noch von der Willkür und dem Belieben der Generalgouverneure abhängig. Und oft genug kommt es vor, daß ein Generalgouverneur einen ihm erteilten Befehl aus Peking zum Anlaß nimmt, eine neue Steuer auszusprechen und sich durch sie zu bereichern, während er nach Peking berichtet, das Volk sei zu arm, die für die gewünschten Zwecke nötigen Summen auch nur annähernd aufzubringen Somit bliebe als einziges Mittel, den Finanzen der Reichsregierung aufzuhelfen, nur der Weg weiterer Anleihen im Ausland. Aber einmal ist Chinas Auslandsschuld schon jetzt recht bedeutend und sein Kredit nicht unbeschränkt, und dann fürchtet sich die Regierung davor, vom Ausland finanziell abhängig zu werden. Sie verfolgt bei ihren Reformplänen ja gerade hauptsächlich den Zweck, das Land vom Ausland unabhängig zu erhalten. Darüber, daß sie dieses Ziel nur durch grundlegende Reformen erreichen kann, besteht kein Zweifel. Zu diesen Reformen aber fehlt ihr das nötige Geld, und so befindet sie sich auf Schritt und Tritt in einer beständigen Zwicmühle.“

Es wird dann weiter vorgeschlagen (der Artikel stammt von beachtlicher Stelle), das Reformprogramm — abgesehen vom Schulwesen, das unter keinen Umständen einen Aufschub der Arbeit duldet — zunächst nur auf drei Punkte zu beschränken:

1. Regelung der Reichsfinanzen;
2. Stärkung der Zentralgewalt;
3. Durchführung einer modern organisierten Selbstverwaltung in den Provinzen.

*) Vom 7. Februar 1908.

„Um den ersten Punkt durchzuführen, ist vor allem nötig, daß die Regierung genau darüber unterrichtet ist, wie groß die jährlichen Einnahmen in jeder Provinz sind und wie hoch sich ihre Ausgaben belaufen Es würde ratsam sein, zunächst in jede Provinz je zwei von einander unabhängige, möglichst zuverlässige, im Ausland ausgebildete chinesische Finanzbeamte zu senden, die dort auf Grund des vorhandenen und zu sammelnden Materials und unter Zuziehung einer aus der Bürgerschaft gewählten Kommission, oder des Provinzialrats, Etats aufstellen. Ebenso müßte in den Ressorts der einzelnen Ministerien verfahren und auf Grund des auf diese Weise sorgsam zusammengestellten und von einer Oberbehörde, z. B. dem Zensorenamt, kontrollierten Materials ein einheitlicher Etat für das ganze Reich zusammengestellt und veröffentlicht werden. Auf Grund der damit im ersten Jahre gemachten Erfahrungen und Verbesserungsvorschläge dürfte allmählich ein richtiger Etat herauskommen.“ Es folgen dann noch Einzelheiten über das Programm der Verwaltungs- und Erziehungsreform, auf die einzugehen hier nicht möglich ist. Ueberhaupt will dieser Versuch das „Chinesische Problem“ ja nur in seinen Grundzügen verdeutlichen — nicht positiv und im einzelnen zu bestimmten Vorschlägen oder Ideen Stellung nehmen. Gerade für den hier verfolgten Zweck wird es aber vielleicht nützlich gewesen sein, in den wiedergegebenen Vorschlägen ein autoritatives Bild von der Schwierigkeit und Kompliziertheit der Aufgabe, vor der die Chinesische Regierung steht, lebendig zu machen. Es versteht sich von selbst, daß der weitere Ausbau der Eisenbahnen die wichtigste Vorbedingung für die Modernisierung der Verwaltung ist. Ohne das ist der bestehenden Provinzial-Autonomie nicht wirksam beizukommen. Aber auch Eisenbahnen bauen kostet Geld, und hier wird die Chinesische Regierung wohl schwerlich um weitere Beschreitung des Anleiheweges herumkommen. Bei verständiger Behandlung der Frage braucht sie auch weder politische noch wirtschaftliche Besorgnisse davor zu haben. Das alte Hindernis für den Eisenbahnbau, die religiös-abergläubischen Vorurteile des Volks, die großenteils auch nur ein Produkt der Aufreizung von oben waren, sind jetzt so sehr verschwunden, daß man fast hänge vor der Entwicklung werden und wünschen könnte, es möge lieber etwas langsamer mit der Aufklärung gehen. Wie lange ist es denn her, daß die Chinesen die erste Eisenbahn in ihrem Lande, von Wusung nach Schanghai, die die Fremden gebaut hatten, wieder aufkauften, abriffen und selbst

die Schienen außer Landes nach Formosa brachten, um die Wind- und Wassergeister zu beruhigen! Jetzt habe ich selbst im Innern von Schantung, auf dem Landmarsch zwischen Schuntöfu an der Peking—Hankau- und Tsinanfu an der Schantungbahn in einem Dorfwirtshaus eine lange Wandinschrift mit Kreide, anscheinend von einem reisenden Chinesischen Kaufmann, gesehen, worin der Verfasser ein großes Loblied auf eine so schöne und nützliche Erfindung wie die Eisenbahn singt und den Leser ermahnt, jedes Vorurteil dagegen abzulegen. Ueber solche, wenn auch kleine, so doch bedeutungsvolle Tüchtigkeit kann man sich ja nur freuen, aber bedenklich muß es schon erscheinen, wenn man z. B. aus Süchina hört, wie die Leute jetzt bereit sind, uralte Familiengrabstätten mit den ehrwürdigen Thujahainen, die sie früher für nichts in der Welt hergegeben hätten, mit Leichtigkeit für geringe Summen zu verkaufen, die Gräber zu öffnen und die Ueberreste der Ahnen irgendwo anders von neuem beizusetzen. Ueberhaupt wird die Erschütterung der alten Familienreligion und des absoluten Pietätsprinzips durch die technische Modernisierung sicher noch von den schwerwiegendsten moralischen und materiellen Folgen begleitet sein, sobald erst nicht nur die Eisenbahnen, sondern auch die übrige moderne Industrie, Bergwerke, Fabriken usw., ihren Einzug in das Innere von China gehalten haben werden. Vom wirtschaftlichen Standpunkt aus kann sich China dieser Entwicklung schon deshalb nicht mehr widersetzen, weil es anders unmöglich auf den modernen geldwirtschaftlichen Standpunkt gelangen kann, an dessen Verwirklichung auch die Durchführung des Reformideals — Sicherung der Unabhängigkeit von den Fremden — bis zu einem bestimmten Grade gebunden ist. Ob und auf welche Weise es China gelingen wird, die Krise, in der es sich befindet, auch nach ihrer ethisch-religiösen Seite hin glücklich zu überstehen, das wird in erster Linie davon abhängen, wie es mit einer Sache fertig wird, die noch viel schwieriger ist, als Verwaltungs- und Finanzreformen: Gewinnung einer organisch verbindenden Methode in der Aneignung der vaterländisch-chinesischen und der modernen westlichen Bildung. In dieser Frage liegt der innerste und härteste Kern des heutigen Chinesischen Problems verborgen.*)

*) Im dritten Kapitel dieser Studien (das zweite soll über unser Schutzgebiet Kiautschou handeln) werden wir Gelegenheit haben, bei der sozialen Erörterung der deutschen Interessen und der deutschen Politik in China das moderne chinesische Bildungsproblem, das für uns eine ganz besondere

Seite hat, noch besonders zu behandeln. Aus diesem selben Grunde möchte ich auch bitten, den Lesern der Jahrbücher die Arbeit eines anerkannten Fachmannes auf diesem Gebiet, Herrn Pfarrer Wilhelm in Tsingtau, des langjährigen Leiters der dortigen Station des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins, gleichzeitig mit diesen Aufzeichnungen vorlegen zu dürfen. Pfarrer Wilhelm hat nach jahrelanger Arbeit die Uebersetzung eines der klassischen Dokumente der chinesischen Literatur, des Buches Lun Hü, der „Logia“ des Confucius, vollendet. Bei dieser Uebersetzungsarbeit an einem der wichtigsten — zur Beurteilung des Confucius jedenfalls dem wichtigsten — aller Denkmale des chinesischen Bildungssystems, ist die hier bisher noch nicht angewandte Methode einer wörtlichen Wiedergabe des chinesischen Textes und einer Interpretation des Sinnes in moderner Ausdrucksweise nebeneinander gewählt und auf diese Weise wohl ein besseres Verständniß der Art des chinesischen Weisen erzielt, als es bisher jemandem geglückt ist. Die Probe der Uebersetzung (es sind die beiden ersten der zwanzig Bücher des Lun Hü), samt der vorausgeschickten Einleitung über Confucius, wird eine gute Vorstellung von der Natur der chinesischen Geistesbildung und von der Schwierigkeit ihrer organischen Verschmelzung mit der westlichen Kultur geben! Hb.

Konfucius.

Von

H. Wilhelm.

Als Konfucius gestorben war, waren die Meinungen über ihn in der Oeffentlichkeit noch lange geteilt. Ein hoher Minister seines Heimatstaates sprach sich einmal seiner Umgebung gegenüber aus, eigentlich sei der Jünger Tse Gung bedeutender als der Meister gewesen. Diese Aeußerung wurde dem betreffenden Jünger hinterbracht, der aber antwortete: „Nehmt zum Vergleich ein Haus und seine Hofmauer. Meine Mauer reicht nur bis zur Kletterhöhe, deshalb kann man leicht darüber wegsehen und alles, was etwa wertvoll an dem Hause ist, liegt den Blicken offen. Des Meisters Mauer aber ist viele Klafter hoch. Wer nicht die Thür findet und hineingeht, sieht nicht die Pracht des heiligen Tempels und nicht den Reichthum all des Gefolges. Und wenige sind ihrer, die die Thür finden. Ist es drum nicht ganz in der Ordnung, daß jener Herr so redet?“

Nun ist schon viel auch in Europa über Konfucius geschrieben und geredet worden, ohne daß man jedoch den Eindruck hätte, daß das Problem, das uns durch seine Person und sein Werk gestellt ist, eigentlich gelöst sei. Die meisten Meinungsäußerungen kommen im wesentlichen immer wieder darauf hinaus, daß eigentlich nichts besonderes, zum mindesten nichts von bleibendem allgemein menschlichem Wert an ihm zu finden sei, als etwa das, daß er der Chinesische aller Chinesen sei. Sollte auch hier vielleicht mit ein Grund dieser Auffassung sein, daß nur wenige die Thür finden, die zu der verborgenen Pracht und Herrlichkeit führt? Jedenfalls gibt es zu denken, daß ein Mann wie Legge, der bekannte englische Uebersetzer der Chinesischen Klassiker, dem sicher niemand Voreingenommenheit für den Weisen aus Lu vorwerfen kann, im Lauf der Zeit seine

anfangs recht ungünstigen Ansichten über ihn dahin abgeändert hat, daß er, je mehr er seinen Charakter und seine Anschauungen studiert habe, desto mehr Achtung für ihn bekommen habe. „Er war ein sehr großer Mann, und sein Einfluß war alles in allem ein großer Segen für die Chinesen, während seine Lehren auch für uns, die wir der Schule Christi anzugehören bekennen, wichtige Anregungen gewähren“ (Chin. Class. II. Aufl. S. 111).

Im allgemeinen darf man wohl sagen, daß bei den landläufigen Beurteilungen des Konfucius das Aburteilen über ihn in umgekehrtem Verhältnis zur wirklichen Sachkenntnis steht, und wenn ein unbestrittener Kenner Chinas wie Rev. Ab. Smith, der Verfasser der Chinesischen Charakterbilder, ausspricht: „die Antwort auf den Konfucianismus ist — China“, so hat der Chinese recht, der behauptet: „Ja, die Antwort auf den Konfucianismus ist China, aber ich sage, man muß China von der wesentlichen, moralischen Seite betrachten und nicht einfach von der Seite des elektrischen Lichts.“ (The Universal Order by Ku Hung Ming M. A. pag. VIII). Und in dieser Hinsicht ist besonders merkwürdig, wie alle vorurteilslosen Europäer, die eine Zeitlang wirklich in China gelebt haben und wirklich mit Chinesen verkehrt haben, eine Vorliebe für dieses Land und Volk bekommen, die sie ihr ganzes Leben lang nicht mehr ablegen können. Wir stehen in China in einem Zeitalter der gewaltigsten kulturellen Umwälzungen. Vieles vom guten alten China wird fallen und umgestaltet werden. Was schließlich daraus hervorgehen wird, kann jetzt kein Mensch voraussagen: jedenfalls wird es der westlichen Welt keine geringeren Ueberraschungen bereiten, als das moderne Japan. Aber das eine steht fest: daß diese ungeahnte Entwicklung überhaupt möglich wurde, daß von all den gleichaltrigen antiken Völkern außer den Juden nur China heute noch besteht, und zwar mit jugendlicher Lebenskraft besteht, das ist das Verdienst des Konfucius. Und wenn die Persönlichkeit des Moses aus dem Halbdunkel grauen Altertums noch heute aufragt und Beachtung verdient als Schöpfer einer Gesellschaftsordnung, die mit all den Zufügen und Erweiterungen späterer Zeiten das jüdische Volk aus den Trümmern des Weltuntergangs des vorderasiatischen Völkerchaos zwar nicht als Staat, aber doch als Rasse retten konnte, so ist das Verdienst des chinesischen Staatsmanns, der, dem hellen Licht historischer Forschung zugänglich, dasselbe und vielleicht mehr geleistet hat für ein Volk, das ein Viertel der gesamten Menschheit umfaßt, unserer Beachtung so wert, wie irgend einer der Repräsentanten

des Menschengeschlechts. Der Grund, der es namentlich für den Fernerstehenden so schwer macht, sein Werk richtig einzuschätzen, ist der auch von Konfucius selbst häufig betonte Konservatismus seiner Anschauungen. Dieser Konservatismus wird nun von vielen so verstanden, daß Konfucius eigentlich nichts oder kaum etwas Neues geschaffen habe, daß sein Verdienst im besten Fall in der Erhaltung der Reste des Altertums und ihrer Ueberlieferung auf spätere Geschlechter bestanden habe. In Wirklichkeit stand aber Konfucius dem chinesischen Altertum seiner Tage vollständig kritisch und souverän gegenüber. Wie Faber überzeugend nachgewiesen hat, fließt der breite Strom urchinesischen Lebens im antiken Taoismus viel unbeeinträchtigt weiter als in der Lehre des Konfucius, die vielmehr eine Abzweigung vom gemeinsamen Strom ist, ähnlich wie wir den Protestantismus als Abzweigung von der historisch gegebenen christlichen Kirche auffassen müssen, die auch nach dieser Abzweigung in der römisch katholischen Kirche ihre unmittelbare Fortsetzung gefunden hat. Gerade diese historische Parallele gibt uns aber am besten Klarheit für die Beurteilung des chinesischen Lehrers. Auch Luther war konservativ: nichts lag ihm ferner als etwas Neues zu gründen. Seine Absicht war vielmehr, durch Zurückgehen auf das urchristliche Altertum das Christentum in seiner ursprünglichen Idee wiederzufinden und diese Idee zu reinigen von dem Schutt der Jahrhunderte, der sich im Lauf der Geschichte darüber gelegt hatte. Genau das war die Stellung des Konfucius. Wie Luther die Legenden und Traditionen beseitigte und auch in dem von ihm unangetastet stehenden gelassenen biblischen Kanon mit souveräner Freiheit Exegese trieb, so hat Konfucius das üppige Geranke von Sagen und Märchen, das sich um den Anfang der chinesischen Geschichte geschlungen hatte, beseitigt, hat unter den überlieferten Liedern alter Zeit, die sich auf etwa 3000 beliefen, nur 300 für würdig befunden, der Nachwelt überliefert zu werden, und auch da bedient er sich gegebenenfalls einer Exegese, die der Lutherschen Auslegung des Hohen Liedes an souveräner Behandlung des Textes nichts nachgibt. Sein Streben war einzig und allein das absolute Ideal reiner Menschlichkeit. Eben deshalb hütete er sich so sehr vor allem eigenen „Machen“ und eigenem Spintifizieren, weil er nicht ein von ihm selbst ausgeklügeltes System verkündigen wollte, sondern die Wahrheit. Dieses reine Menschenideal muß aber eben deshalb, weil es absolut ist, immer zur Hand sein und sich daher auch in der Vergangenheit schon geoffenbart haben. Der konfucianische Konservatismus ist also

in Wirklichkeit nichts anderes als ein zeitlich rückwärts projizierter Kritizismus. Das Altertum in seinen besten Repräsentanten war ihm das Mittel, über alle empirischen zufälligen Zustände hinaus die allgemein giltige absolute Wahrheit zu finden. Eben dieses Streben, von allem bloßen Meinen, von allen transzendenten Spekulationen zu den unbedingten Sätzen der über zeitliche und menschliche Zufälligkeiten erhabenen praktischen Vernunft zu gelangen, ist eine Seite an dem Wesen des Konfucius, die ihn trotz aller Differenzen des zeitgeschichtlichen Gewandes ungemein eng mit unserem Kant verbindet. Auch für Konfucius war es „die größte Angelegenheit des Menschen, zu wissen, was man sein muß, um ein Mensch zu sein.“

Daß Konfucius nicht ein einfacher Fortsetzer des Alten war, das läßt sich historisch auch beweisen durch die vielerlei Opposition und Anfechtungen, die er zu erdulden hatte. Bloßer Konservatismus findet keine Opposition, es sei denn, daß er etwa mit einer vorwärtsstrebenden Jugend in Konflikt gerät. Nun war es aber gerade die Jugend, die dem Konfucius gehörte. Auch das hat er mit andern originalen Geistern gemein, daß er seiner Zeit eigentlich voraus war. Die Opposition kam von zwei Seiten: einmal von seiten der Indolenz der Machthaber und der bloßen Staatsraison ihrer Minister, die den Mann aus Lu für einen idealistischen Utopisten hielten, der das Unmögliche möglich machen wolle, nämlich eine Staatslehre auf moralischer Grundlage zu errichten, während Moral und Politik doch nichts mit einander zu schaffen haben, sondern jede ihre eignen Wege gehen müsse. Einer der bedeutendsten Staatsmänner jener Zeit, der Minister Jen Ying des Staates Tsi (des Nachbarstaates von Lu), hat zum Beispiel seinem Fürsten, der daran dachte, dem Konfucius einen Teil seines Landes zur Verwaltung zu übergeben, abgeraten mit den Worten: „Diese Gelehrten sind unpraktische Leute, deren Lehren nicht befolgt werden können. Sie sind hochmütig und eingebildet auf ihre eignen Ansichten, so daß sie sich nicht mit untergeordneten Stellungen begnügen . . . Dieser Herr Kung hat tausend Sonderbarkeiten. Es würde viele Menschenalter dauern, all seine Kenntnis zu erschöpfen von Sittengesetzen nach oben und unten. Unser Zeitalter ist nicht dazu geeignet, seine Moralgesetze zu studieren. Wenn Eure Hoheit ihn anstellen wollen, um die Gewohnheiten unsres Staates zu ändern, so ist Ihr Interesse nicht in erster Linie auf das Volk gerichtet“.

Die Opposition ging aber auch ebenso von jenen taoistischen Anachoreten aus, die die Welt im argen liegen sahen und, alle

Reformationsversuche für unvernünftig und aussichtslos haltend, ein für allemal der Welt den Rücken kehrten und, den Blick ins eigene Innere gerichtet, mit Spekulationen und geheimnisvoller Mystik nach der Erlangung des ewigen Lebens über Tod und Naturgesetze für ihre eigne Person strebten. Diese Opposition von seiten der quietistischen Mystik hat den Konfucius am tiefsten getroffen, gerade weil er in sich eine gewisse Verwandtschaft mit ihren Prinzipien fühlte in der Betonung des Willens Gottes, des Schicksals als alleiniger maßgebender Macht, der gegenüber alle kleinen Menschenmühen vergeblich sind und die mit souveräner Gewalt, auch ohne daß wir von uns aus etwas nach außen hin unternehmen, sich durchsetzt, wenn es an der Zeit ist. Außerdem gab jenes prinzipielle Untertauchen in die Zurückgezogenheit eine unangreifbare Position, von der aus die skeptischen Pfeile auf ihn geschossen wurden, der in vergeblichem Mühen an der Besserung der Welt arbeitete und dem Anschein nach nicht mehr erreichte als jene, die ein für allemal resigniert hatten. Die pessimistische Resignation gibt ja dem Wirkenden und Kämpfenden gegenüber immer zunächst eine Art von überlegenem Standpunkt. Dazu kam die ganze Art, wie diese Reklusen, an ihrer Spitze Lao Tsi, mit ihren Vorwürfen hervortraten: sarkastisch-humorvoll, zuweilen unter der Maske des Narren. Und wenn nun Konfucius sich rechtfertigen sollte, wozu er diesen Leuten gegenüber merkwürdigerweise immer das Bedürfnis fühlte, so waren sie verschwunden oder lehnten eine weitere Diskussion ab. Diese taoistischen Anachoreten, die der argen Welt gegenüber am alten Brauch der Resignation festhielten, waren in ihrer Art ebenso „Realpolitiker“ wie die regierenden Staatsmänner, die die Politik unverworren mit der Moral halten wollten. Aber der Weise konnte sich diesen staatsmännischen „Realpolitikern“ gegenüber auf sein Selbstbewußtsein zurückziehen, das ihm sagte, daß moralische Grundsätze der Staatsregierung zugleich die höchste Staatsklugheit seien, daß kein Staat auf die Dauer bestehen kann, der sich in seinen Grundlagen von wichtigen Gesetzen der Moral gelöst hat und andererseits Uebereinstimmung mit jenen Naturgesetzen der Moral auch äußerlich zur Blüte und Macht des Staatswesens führt, eine Anschauung, die er während der kurzen Zeit seiner amtlichen Tätigkeit aufs glänzendste bewährt hat. Dagegen ist zuzugeben, daß er sich jenen skeptischen Philosophen gegenüber mit ihrem idealistischen Pessimismus in einer gewissen Verlegenheit befunden hat, in der er sich schließlich bloß durch das

moralische Postulat zu retten mußte: Ich kann doch nicht mit den Vögeln unter dem Himmel und den Tieren des Waldes als meinesgleichen zusammenleben. Wenn ich nicht mit den Menschen lebe, wen habe ich denn sonst? Und wenn Vernunft die Welt regierte, dann bliebe mir ja erst recht gar nichts mehr zu tun.

Aus dieser Opposition, der Kung begegnete, geht aufs unzweideutigste hervor, daß er mit seiner Lebensarbeit nicht die Anschauungen der Mehrheit des Volks und seiner Herrscher vertrat, vielmehr eine selbständige kritische Stellung zu dem Geistesleben seiner Zeit einnahm. Dasselbe ergibt sich auch aus der Redaktion der historischen Ueberlieferung, bei der er keineswegs das gesamte Material verwandte, sondern nur ausgewählte Dokumente gelten ließ, während gerade der Taoismus seiner Zeit die von Kung als unzuverlässig ausgemerkte Ueberlieferung über noch ältere Zeiten verwertete. Dennoch hat er seine Wurzeln in der chinesischen Vergangenheit. Seine Lebensarbeit ist zugleich der Abschluß und die Zusammenfassung einer jahrhundertlangen Entwicklung. Hätte seine Lehre diese Wurzeln im chinesischen Altertum nicht gehabt, so hätte die konfucianische Literatur unmöglich den Einfluß bekommen können, den sie, wenn auch erst nach 300 Jahren, auf das gesamte chinesische Geistesleben auszuüben begann.

Für eine genaue Präzisierung der Stellung Kungs zur chinesischen Vergangenheit fehlt uns allerdings zurzeit noch das nötige kritisch gesichtete Material. Wohl sind in China da und dort noch Reste von Monumenten vorhanden, die mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit auf die vorkonfucianische Zeit zurückreichen, doch sind die Materialien zu vereinzelt und unsicher, als daß sich bindende Schlüsse daraus ziehen ließen. Erst eine systematisch geleitete Ausgrabungsarbeit im Tal des gelben Flusses und des Weißflusses, den Stätten ältester chinesischer Niederlassung, könnte hier Aufschluß geben. Bei den großartigen Umwälzungen, in denen sich China gegenwärtig befindet, ist es keineswegs ausgeschlossen, daß diese Arbeit, die bisher durch abergläubische Vorstellungen hintangehalten war, in absehbarer Zeit unternommen wird. Bis dahin haben wir uns mit den literarischen Dellen, soweit sie uns zugänglich sind, zu begnügen.

Eine große Hilfe für die Forschung auf diesem Gebiet gibt der Umstand, daß in China die religiösen Vorstellungen ein so dauerhaftes Leben führen, daß beinahe kein religiöses Gut gänzlich verloren gegangen ist, vielmehr auch die allerältesten Vorstellungen

zum großen Teil bis auf den heutigen Tag im Volksbewußtsein lebendig geblieben sind. Das ist nun zwar bis auf einen gewissen Grad auch sonst der Fall. Man vergleiche z. B., welch zähes Leben gewisse babylonische Mythologeme in Europa zeigen, und doch liegen die Verhältnisse in China noch günstiger, weil niemals die religiöse Tradition durch eine von außen eindringende Religion bewußtermaßen abgebrochen worden ist. Die einzige fremde Religion, die bisher in China merkbaren Einfluß gewann, der Buddhismus, hat auch keine Durchbrechung der religiösen Tradition veranlaßt, ist vielmehr ihrerseits von den vorhandenen chinesischen Gedankenmassen umgebogen und der chinesischen Eigenart angepaßt worden. Einen Kern vorconfuzianischer gemeinchinesischer Vorstellung werden wir also mit ziemlicher Sicherheit herauschälen können, wenn wir diejenigen Grundvorstellungen zusammenstellen, die sich außer im heutigen Volksbewußtsein auch in den konfucianischen und taoistischen Schriften gemeinsam finden. Außerdem macht ein Blick auf die chinesischen Urverhältnisse, wie wir sie mit einiger Wahrscheinlichkeit aus geographischen und paläographischen Erwägungen rekonstruieren können, die Zusammenhänge verständlich, in denen die religiösen und ethischen Vorstellungen mit den wirtschaftlichen Lebensbedingungen des alten China stehen. Die chinesischen Traditionen weisen auf den Westen, beziehungsweise Südwesten als Ursprungsland chinesischer Zivilisation. Das stimmt gut zusammen mit geographischen Erwägungen, da es im höchsten Grade unwahrscheinlich ist, daß sich die chinesische Kultur rein autochthon entwickelt hat, eine Besiedelung vom Meer her aber ebenso ausgeschlossen erscheint, so bleibt als einzige Einfallspforte von Westen her der Paß von Lantschou, dort wo der gelbe Fluß die innerasiatische Gebirgskette durchbricht und das kultivierbare chinesische Land zu durchfließen beginnt. Das stimmt auf der anderen Seite damit überein, daß die älteste chinesische Geschichte sich nachweisbar am mittleren Hoangho und Weiho abspielt, und zwar ist das Einströmen der Chinesen von den innerasiatischen regenlosen Dasengebieten in das regenreiche Agrikulturland, wie es scheint, nicht von kriegerischen Unternehmungen begleitet gewesen. Vielmehr ist es wahrscheinlich, daß wir es hier mit einer friedlichen Besetzung unbewohnter Gebiete zu tun haben. Aus diesen Agrarverhältnissen ergeben sich mit großer Wahrscheinlichkeit einige Richtlinien für die soziale und ethisch-religiöse Gliederung der chinesischen Gesellschaft.

Die weiten in Besitz genommenen Gegenden boten ihre eigenen
 Preussische Jahrbücher. Bd. CXXXIV. Heft 1. 3

artigen Schwierigkeiten. Um die große nordchinesische Ebene nach ihrer Entwaldung erfolgreich bebauen zu können, war es nötig, daß der gelbe Fluß, der sie, sich selbst überlassen, in vollständig unregelter Weise durchfließt und überschwemmt, in feste Bahnen geleitet wurde. Wir sehen da gleich zu Beginn der chinesischen Geschichte eines jener großen volkswirtschaftlichen Probleme, wie sie in späteren Jahrhunderten beim Bau der großen Mauer und bei Anlegung des Kaiserkanals sich finden. Hieraus ergibt sich ein fundamentaler Unterschied zwischen der chinesischen Gesellschaftsstruktur und der abendländischen. Im Occident baute sich die Volksgemeinde fast durchweg auf dem Grund der kriegerischen Organisation der wehrfähigen Mannschaft auf. Darum war jeder einzelne aus dem Kreis der Krieger Träger selbständigen Rechts innerhalb der Sippe. Der einzelne freie Mann trug die Gesellschaftsstruktur, die ihrerseits sich wieder je nach den Verhältnissen zur Demokratie oder Militärdespotie entwickeln konnte. Auf alle Fälle waren damit die Grundlagen für eine Entwicklung des Individuums und somit auch für individuelle Religion und individuelle Moral gegeben. Ganz anders in China. Hier steht nicht kriegerische Eroberung, sondern friedliche Durchdringung am Anfang. Zu den ältesten Ueberlieferungen gehört die Einteilung des Landes in Felder, die den einzelnen Familien zur Bebauung übergeben wurden. Die Feldbebauung setzt aber in der Familie ganz von selbst eine kollektivistische Wirtschaftsform voraus. So ergibt sich als Grundzelle des chinesischen gesellschaftlichen Organismus nicht das Individuum, sondern die patriarchalisch kommunistische Familie. Da aber zur Sicherung und Regelung des Lebens gemeinsame Unternehmungen unter einheitlicher Leitung, wie z. B. die schon erwähnte Flußregulation, notwendig waren, so bildet sich das Familienpatriarchat zum gesellschaftlichen Patriarchat mit dem Fürsten an der Spitze aus. Aus diesen Zuständen ergeben sich die ethischen, religiösen und naturwissenschaftlichen Verhältnisse des vorkonfuzianischen China mit Leichtigkeit. Während in der Ethik des Westens die kriegerische Tugend des Mutes und die damit zusammenhängenden Tugenden des Forschungstriebes und Wahrheitsfinnes die Keimzelle für die ethische Entwicklung bilden, steht in China die gewissenhafte Einordnung in den Familienorganismus und durch ihn in den Gesellschaftsorganismus obenan, eben weil das die Tugend war, die innerhalb der gegebenen sozialen Verhältnisse am nötigsten und wertvollsten sich erwies. Von hier aus wird uns die Rolle, welche in China die Pietät spielt, ohne weiteres

Klar und ebenso klar ist, wie ungerecht eine Beurteilung der chinesischen Kultur sein muß, die, wie das immer wieder geschieht, als Maßstab die auf ganz anderem Boden erwachsenen Prämissen unserer Kultur anlegt. Dieselben Folgerungen ergeben sich auf religiösem Gebiet. Gemeinsam finden sich in China und im Westen gewisse animistische Grundvorstellungen von guten und bösen Geistern, welche die Luft bewohnen und unter Umständen auch Tiere und Pflanzen zu ihrem Wohnsitz auserlesen können. Gemeinsam sind auch die Mittel des Zaubers und der Beschwörung, um sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Gemeinsam sind ferner die beiden Grundbeziehungen zur Gottheit, Opfer und Orakel. Unter den etwa 100 chinesischen Charakteren, die sich in die allerälteste Zeit zurückverfolgen lassen, finden sich nach Faber (prehistoric China) zwei, welche Opfergefäße bedeuten (Dreifuß und Weihrauchgefäß), eines (Schweinstopf), welches mit Sicherheit und ein anderes (Fleisch), welches mit Wahrscheinlichkeit Opfergaben bezeichnete. Ebenso findet sich ein Zeichen für Schildkröte, deren Schildzeichnungen für Divinationszwecke gebraucht wurden, und ein anderes, das eben diese Zeichnungen und die mit ihnen in Verbindung stehende Tätigkeit der Divination bedeutet. Neben diesen gemeinsamen Zügen, die ja mit dem Begriff der Religion ganz von selbst gegeben sind, finden sich jedoch in der chinesischen Religion auch entsprechende Abweichungen. Während sich die europäische Religion zum religiösen Individualismus, der persönlichen Beziehung jedes Einzelnen zu seinem Gott hindurchentwickelte, ist die chinesische Religion ganz andere Wege gegangen.

Schon in allerältester Zeit kennt sie als Herrscher über die sichtbare und unsichtbare Welt ein oberstes Wesen, das als oberster Herrscher (shangdi), Gott (di) oder Himmel (tien) bezeichnet wird. Aber wenn auch dieser Herrscher den gesamten Naturlauf sowie die Menschengeschichte nach festen Vernunftgesetzen regiert, so gibt es doch nur eine Brücke zwischen ihm und der Menschheit. Nur der „Himmelssohn“ hat als höchster Vertreter der Kulturgemeinschaft das Recht, mit Opfer und Gebet dem höchsten Wesen zu nahen (wie noch bis auf den heutigen Tag in ganz China nur der einzige Himmelsaltar in Peking besteht, wo der Kaiser seine Opfer darbringt). Für den einzelnen Mann aus dem Volk ist die religiöse Betätigung beschränkt auf den Ahnenkult, soweit er sich nicht auf das unsichere und irreguläre Gebiet der spiritistischen Beziehungen zu den überall sich umtreibenden Geistern begeben will. Nament-

lich seit dem Beginn der Dschoudynastie, durch Wen Wang und Dschou Gung (1123 v. Chr.), den von ihm so hochgeschätzten Vorgängern Kung, ist der Ahnenkult als religiöse Betätigung des Einzelnen ebenso wie die Ausbildung der Begräbnisbrände intensiver betont worden, wie denn überhaupt die Regulierung der sozialen und religiösen Beziehungen durch feste Riten (das sogenannte Li) in der Dschoudynastie einen gewissen Höhepunkt erreicht hat. Diese Regulierung des gesamten Betragens und der gesamten menschlichen Beziehungen, sowohl der ethischen als der religiösen, durch festbestimmte Formen ist einerseits ein Zug, den die chinesische Lebensauffassung mit der gesamten Antike gemein hat, welcher die moderne Unterscheidung zwischen Form und Innerlichkeit überhaupt fremd ist. Andererseits sind diese hochausgebildeten ethisch-sozialen Umgangsformen ein Kanal, durch den sich die geistige Energie, welche sich anderwärts auf religiösem Gebiet entfaltet, auf das ethische Gebiet ergießen konnte. So erklärt sich denn eine gewisse Verkümmernng des religiösen Sinnes in China und eine gewisse Veräußerlichung der religiös-geheiligten Beziehungen zu den Nebenmenschen, die gerade in der Zeit unmittelbar vor Kung einen erschreckend hohen Grad erreicht hatte, ebenfalls aus den sozialen Beziehungen der Urzeit.

Die Begrenzung auf den Gebrauch der staatlich organisierten menschlichen Gesellschaft gibt auch der Wissenschaft der vorkonfuzianischen Periode ihren bestimmten Charakter. Interesselose Forschung aus bloßer Wißbegier kennt das chinesische Altertum so gut wie gar nicht. Auch das Wissen ist praktisch orientiert. Es ist für die Menschen, die Ackerbau treiben, ein unabweisbares Bedürfnis, daß sie den Verlauf ihrer Tätigkeiten dem Naturverlauf und seinen Gesetzen anpassen, daß die menschlichen Ordnungen sich einfügen in die Weltordnung.

Die Welt ist durch göttliche Vernunft (das Tao) regiert, und diese Prinzipien gilt es zu erforschen, damit der Kreis der menschlichen Tätigkeiten entsprechend gestaltet werden kann. So findet sich schon in ältesten Zeiten eine verhältnismäßig hohe Stufe der astronomischen Beobachtung, um mit ihrer Hilfe den Gang der Jahreszeiten und die entsprechenden Arbeiten des Ackerbaus festzulegen. Die Sorge für den Kalender war schon in ältester Zeit eine wichtige Pflicht der kaiserlichen Regierung, wie es bis auf den heutigen Tag ein kaiserliches Hofamt gibt, dem es obliegt, jährlich den Kalender herauszugeben, indem die geeigneten Tage für alle

möglichen Unternehmungen des Lebens angegeben werden. So suchte man seit urältester Zeit den Naturkräften und ihrer Ordnung durch eine an pythagoräische Lehre erinnernde Zahlensymbolik beizukommen. Der Dualismus der Urkräfte (Licht — Finsternis, männlich — weiblich zc., chinesisches yang jus) sowie die an die Fünfszahl sich anschließende Einteilung alles Bestehenden in Natur- und Menschenwelt (es gibt fünf Farben, fünf geographische Punkte, nämlich Mitte, Süden, Norden, Osten, Westen, fünf Tugenden zc., die alle in einem geheimnisvollen Zusammenhang stehen) bilden Hauptbestandteil dieser primitiven Naturphilosophie. Wie so das chinesische Denken der Welt durch die Kategorie der Zahl beizukommen suchte, so war es andererseits von überaus großer Wichtigkeit, das Erkannte durch Begriffssymbole festzuhalten. Die Schrift, die sich der Sage nach aus geknoteten Stricken und primitiven Bildern der Gegenstände entwickelt hat, galt als etwas Heiliges und ist es bis auf diesen Tag geblieben. Ihr Hauptzweck ist ebenfalls der, die rechten religiösen Riten und Gesetze festzuhalten und zu verbreiten. Auch sie war in erster Linie Mittel zur Staatsordnung. Ähnlich verhält es sich mit den übrigen Errungenschaften der Zivilisation, welche die chinesische Ueberlieferung ins höchste Altertum zurückprojiziert: die Erfindung der Kleidung, des Hausbaus, des Ackerbaus, der Seidenkultur usw. Alles sind technische Errungenschaften, für den unmittelbaren praktischen Gebrauch bestimmt. Daß die Ueberlieferung als Hüterin dieser Kulturgüter gerade in jenen ältesten Zeiten eine besonders wichtige Rolle spielte, damit das mühsam Erworbene nicht wieder verloren gehe, versteht sich von selbst, ebenso daß sich im Lauf einer jahrhundertelangen Entwicklung viel unzuverlässiges und minderwertiges Material in diese Ueberlieferungen eingeschlichen hatte. Zur Zeit als Kung auftrat, begann man schon an der Last der Traditionen zu leiden.

Die Kulturentwicklung hatte es im Wechsel der Dynastien schon damals zur Folge gehabt, daß kein einheitliches Volksbewußtsein mehr existierte, sondern verschiedene Linien geistiger Strömungen sich herausgebildet hatten. Während die eine Linie, die sich im späteren Taoismus fortsetzte, sich mehr an die Traditionen der Shangdynastie hielt, deren bedeutende Männer im Lauf der Jahrhunderte vom Taoismus fast alle deifiziert wurden, zeigen sich ums erste Jahrtausend, zu Beginn der Dschoudynastie, bereits gewisse Anfänge strafferer Organisation der Gesellschaftsordnung, die in Kung und seiner Lehre ihren Abschluß und ihre Vollendung fanden. Zur Zeit

des Auftretens Kungs waren jene Anfänge, die von dem Begründer der Dschoudynastie, Wen Wang, und dessen Sohn, Wu Wang, der die aktuelle Herrschaft antrat, und namentlich dessen Bruder Dshou Gung herrührten, allerdings in einem Stadium tiefsten Zerfalls. Mit der Wiederaufrichtung der Dschoudynastie lag der Versuch vor, das Familiensystem gleichsam auf die Staatsordnung zu übertragen. Die verschiedenen Teile des Reiches waren als Lehen vergabt worden an Persönlichkeiten, die der Dynastie durch Familienbeziehungen oder persönliche Dienste nahe standen. So war z. B. der Lehensstand Lu, in dem Konfucius geboren wurde, seinerzeit dem eben genannten Dshou Gung als erbliches Lehen übertragen worden.

Dieses Lehenssystem setzte, um lebensfähig zu bleiben, eine starke Zentralmacht voraus, und eben diese war bald in Verfall geraten. Infolge davon hatten an Stelle der Zentralmacht allortens die Vasallen ihre Häupter erhoben, und wir bekommen die deutlichste Vorstellung von den Verhältnissen zur Zeit Kungs, wenn wir die schlimmsten Zeiten des römischen Reichs deutscher Nation zum Vergleich heranziehen. In diesen Kleinstaaten wiederum war die Macht von vornehmen Geschlechtern vielfach den Fürsten aus der Hand gewunden worden, ja zuweilen war diese Anarchie soweit gediehen, daß jene vornehmen Geschlechter durch ihre Hausbeamten von ihrem Platz verdrängt wurden und die revolutionierenden Hausbeamten die Zügel der Regierung an sich gerissen hatten. Es waren hoffnungslose Zeiten für einen Reformator. Damit geht Hand in Hand, daß die Nachfolger der moralischen Opposition, die selbst die Begründer der Dynastie nicht ganz überwinden konnten, sich in jenen Verfallszeiten erst recht vom öffentlichen Leben zurückzogen und in Intognito ihrer eigenen Tugend lebten. An ihrer Spitze Laotzi, der vom Schauplatz verschwindet, in rätselhaftes Dunkel gehüllt, ohne daß sich seine Spuren verfolgen lassen.

Damit haben wir in großen Zügen die historischen Prämissen beisammen, von denen aus das rechte Verständnis für die Lehren Kungs möglich wird. Er ist kein spekulativer Philosoph, sondern er beschäftigt sich rein praktisch mit der politisch-sozialen Frage, die durch die Zeitverhältnisse gegeben war: was ist zu tun, um ein Zusammenleben der Menschen zu ermöglichen, das, in Übereinstimmung mit den aus der Geschichte zu abstrahierenden Gesetzen des Weltgeschehens, allen seinen Gliedern die höchste moralische Entwicklung und die größte Summe von Glück gewährt, die möglich ist.

Es sind zwei Brennpunkte, um die sich dieses System gestaltet und die in ihren letzten Konsequenzen auf einen zurückzuführen sind: die sittliche Autonomie des Einzelnen (dschung), die sich den anderen gegenüber in der Anerkennung ihrer Gleichberechtigung mit dem eigenen Ich äußert (shu, gewöhnlich unzureichend überfetzt mit Gegenseitigkeit). Am konzipiertesten ist dieser Gedankenzusammenhang ausgedrückt im Da Huö (die große Lehre oder vollendete Bildung), deren Text dem Kung selbst zugeschrieben wird: die vollendete Bildung besteht in der Entfaltung der eigenen Anlage zum Guten, in der Erneuerung des Volks und darin, daß man sich die höchsten Ideale zum Ziel setzt. Kenntnis des Ziels gibt Festigkeit, Festigkeit bringt den Willen zur Ruhe, Ruhe gibt Seelenfrieden, Seelenfriede ermöglicht klares Denken, klares Denken ermöglicht den Erfolg. In den menschlichen Angelegenheiten herrscht ebenso wie in der Natur ein gesetzmäßiger Zusammenhang von Ursache und Wirkung. Kenntnis der angemessenen Mittel zum Zweck ist die höchste Weisheit. Dementsprechend haben die Alten, um die Entfaltung der Anlage zum Guten im ganzen Reiche durchzuführen, zuerst die einzelnen Staaten geordnet: um den Staat in Ordnung zu bringen, haben sie die Familienverhältnisse geregelt: um die Familienverhältnisse zu regeln, haben sie ihre eigene Person vervollkommenet. Die Vervollkommnung der eigenen Persönlichkeit erstrebten sie durch Rechtschaffenheit des Herzens: die Rechtschaffenheit des Herzens erstrebten sie durch Wahrheit der Gedanken: Wahrheit der Gedanken erstrebten sie durch Selbsterkenntnis: Selbsterkenntnis erstrebten sie durch Ergründung des Dings-an-sich. Ist das Ding-an-sich ergründet, so ist die Selbsterkenntnis am Ziel. Durch vollkommene Selbsterkenntnis wird die Wahrheit der Gedanken erreicht durch die Wahrheit der Gedanken wird die Rechtschaffenheit des Herzens erreicht: durch Rechtschaffenheit des Herzens wird die Vervollkommnung der Persönlichkeit erreicht. Ist die Persönlichkeit vollkommen, so regeln sich die Familienverhältnisse: sind die Familienverhältnisse geregelt, so ordnet sich der Staat: sind die einzelnen Staaten in Ordnung, so ist Friede im ganzen Reich. Das gilt für alle gleichmäßig vom Himmelssohn bis herunter zum Mann aus dem Volk. Für alles ist die Vervollkommnung der eigenen Persönlichkeit die Grundlage. Wenn diese Grundlage nicht in Ordnung ist, so ist es gänzlich ausgeschlossen, daß die übrigen Verhältnisse, die sich darauf aufbauen, in geordnetem Zustand sind; denn es ist unmöglich, daß, wenn das Wichtigste vernachlässigt wird, auf das

Minderwichtige die nötige Sorgfalt verwendet wird. So sehen wir im Mittelpunkt der konfucianischen Ethik die „Vervollkommnung der Persönlichkeit“, die wir unbedenklich mit der Durchführung der sittlichen Autonomie gleichsetzen dürfen, obwohl dabei zugegeben werden muß, daß die Form des Ausdrucks einen gewissen Anachronismus enthält. Aber schon aus der angeführten Stelle geht deutlich hervor, daß die Begriffe sachlich übereinstimmen. Wie sehr Kung von allen eudämonistischen Begründungen entfernt war, geht auch aus der Stelle hervor, die sich in Lun Jü XV, 1 in Übereinstimmung mit Si-ma Tsiens Biographie Kungs findet. Als eines Tages auf der Wanderung infolge von Feindseligkeiten mächtiger Beamter die Lebensmittel so knapp wurden, daß die Begleiter vor Hunger krank wurden und nicht mehr imstande waren, sich zu erheben, da hielt sich Kung immer noch aufrecht, redete und las, spielte die Laute und sang, ohne sich niederschlagen zu lassen. Der Jünger Dsi Lu trat mit der Aeußerung lebhaften Mißfallens vor ihn und sprach: muß der Weise auch in solches Unglück kommen? Kungdsi antwortete: der Weise erträgt es mit Festigkeit, im Unglück zu sein, aber wenn ein gemeiner Mensch ins Unglück kommt, so kennt er keine Schranken mehr. Dsi Lu errötete. Eine besonders charakteristische Parallelerzählung, die den zugrunde liegenden Gedanken noch deutlicher hervorhebt, findet sich bei dem Philosophen Hün dsi (Han schi wai ertschuan, Kap. 7). Dsi Lu fragte, wie es möglich sei, daß der Meister in solches Unglück komme, vorausgesetzt, daß der Satz wahr sei, daß der Himmel den Tugendhaften durch Verleihung von Glück belohne und den Schlechten durch Verhängung von Unglück bestrafe. Kung antwortete: Erstens dringen die Weisen nicht immer durch in der Welt. Die Geschichte hat das Andenken einer großen Zahl von Männern bewahrt, die durch ihre Tugend berühmt waren und dennoch ein tragisches Ende fanden. Das einzige, worüber der Mensch Meister ist, ist sein eigen Herz. Erfolg oder Mißerfolg hängt von den Umständen ab. Zweitens gibt es viele Fälle, in denen wir Menschen, die sich in verzweifeltsten Umständen befanden, späterhin zu der höchsten Bestimmung aufsteigen sehen. Man kann daher nicht sagen, daß äußeres Unglück immer ein Uebel ist. Es ist häufig nur eine Probe, aus der der Charakter gestählt hervorgeht. Endlich haben die Zeitumstände, unter denen man lebt, einen großen Einfluß auf das Leben des Einzelnen. Wer unter einem weisen Herrscher zu den höchsten Ehren gelangt ist, würde vielleicht zum Tode verurteilt sein, wenn

er am Hof eines Tyrannen gelebt hätte. Glück und Unglück sind daher in keiner Weise ein Maßstab für den inneren Wert eines Menschen.“ Die vollständig sittliche Autonomie geht auch aus einer anderen Stelle aus dem Da Hui hervor, wo es heißt: Unter Wahrheit der Gedanken ist der Zustand zu verstehen, da auf sittlichem Gebiet Selbsttäuschung ebenso ausgeschlossen ist, wie auf natürlichem, wo jeder sich von einem schlechten Geruch abwendet, zur Schönheit aber sich hingezogen fühlt. Dies ist die wahre Selbstgewißheit. Deshalb achtet der Edle zumeist auf sich, wenn er allein ist, der Gemeine macht vor keiner Schlechtigkeit Halt, wenn er un beobachtet ist; trifft er mit einem Edlen zusammen, so sucht er sich zu verstellen, er verbirgt seine Schlechtigkeit und kehrt seine guten Seiten hervor, aber es nützt ihm nichts, der andere durchschaut ihn bis auf Herz und Nieren. Das ist der Sinn des Wortes: der wahre Zustand des Innern drückt sich in der äußeren Erscheinung aus; darum achtet der Edle zumeist auf sich, wenn er allein ist. Die Sache liegt tatsächlich so, daß für Kung nichts gut ist, denn allein ein guter Wille, und daß als Triebfeder für den Willen nichts anderes in Betracht kommt, denn allein die erkannte Pflicht.

Somit ist für Kung der ethische Grundgedanke die Kultur der Persönlichkeit nach immanenten Vernunftprinzipien. Bei der Art, wie er die Sozial-Ethik aus der Individual-Ethik entwickelt, kommt sein praktisch staatsmännischer Blick für die realen Verhältnisse ihm sehr zu statten. Er sieht nämlich im gesellschaftlichen Zusammenleben der Menschen gewisse Naturkräfte am Werk, die er sich für sein System zunutze macht. Er findet die Familienorganisation vor, die durch die Bande des Bluts zusammengehaltene feste Einheiten bildet. Infolge davon stellt er keine abstrakten Regeln über das Zusammenleben isolierter Individuen auf, sondern der nächste Pflichtenkreis erstreckt sich für ihn auf diese naturgemäßen sozialen Verhältnisse, von denen aus er sich konzentrisch auf die ganze Menschheit verbreitet. Fünf Beziehungen sind es, in denen der Mensch sich naturgemäß vorfindet: die Beziehungen des Familienlebens zwischen Eltern und Kindern, zwischen Mann und Frau, zwischen älteren und jüngeren Brüdern, außerdem die Beziehungen des staatlichen Lebens zwischen Fürst und Untertan und endlich die persönlich frei gewählte Beziehung zwischen Freund und Freund. Innerhalb dieser Beziehungen hat jeder Mensch einen einfachen, klar bestimmten Pflichtenkreis, entsprechend seiner Stellung. In diesem Zusammenhang ist die Betonung der Pietät im weitesten Sinn als Grundlage

der menschlichen Gesellschaftsordnung zu verstehen. Nur so bekommt sie ihren schönen und vollberechtigten Sinn, während sie, aus diesem naturgemäßen Tatbestand herausgerissen, der konfucianischen Doktrin etwas für uns Moderne unerträglich beschränktes und unfreies zu geben scheint.

Die ganze Ordnung der sozialen Verhältnisse besteht einfach darin, daß von seiten der Herrschenden alles aus dem Weg geräumt wird, was die naturgemäße Entfaltung dieser tief im Rasseninstinkt begründeten Veranlagung hindern könnte. Es ist gar nicht nötig, daß der Fürst in vielgeschäftiger Hast mit Erlassen und Gesetzen die Regierung zu führen sucht. Er hat nichts nötig, als sein eigenes Wesen zur höchsten Entfaltung zu bringen und für die Ordnung in den menschlichen Verhältnissen zu sorgen, die es ermöglicht, daß die Ausstrahlungen seines Wesens das Volk beeinflussen können. Eben weil der Mensch von Natur in der Wurzel seines Wesens gut ist, deshalb ist nichts nötig, als dieser Güte durch öffentliche Ordnung zur Möglichkeit des Wirkens zu verhelfen. Kung hat von der naturhaft wirkenden Kraft der geistigen Persönlichkeit sehr hoch gedacht, und es ist eine Verflachung seines Gedankengangs, wenn man diese Wirkung von Geist zu Geist einfach auf die Macht des Weispiels zu reduzieren sucht.

Sein Verhältnis zur Religion ist von dieser Betonung der ethischen Grundlagen des Menschenlebens aus zu verstehen. Er hat nicht die Absicht gehabt, an den überkommenen Religionsvorstellungen etwas zu ändern; er ist weit entfernt davon, der Skeptiker oder Agnostiker zu sein, den man unter Heranziehung einiger mißverständenen Stellen aus ihm hat machen wollen. Daß er mit Vorliebe statt des Ausdrucks Gott den Ausdruck „tien“ Himmel anwendet, hat seinen Grund darin, daß in jener Zeit der Ausdruck Gott oder höchster Herrscher in ziemlich weitgehendem Maß mißbraucht worden war. Er hat ein sehr starkes Bewußtsein seiner göttlichen Berufung gehabt, das in Zeiten höchster Not verschiedene male zum Ausdruck kam (vergl. Lun Tü Buch IX, 5.) Als der Meister einst in Kiang in Lebensgefahr war, sprach er: ist nicht nach dem Tod von Wen Wang seine Kulturaufgabe mir zugefallen? Hätte der Himmel diese Kultur vernichten wollen, so hätte nicht ich, ein Sterblicher späterer Jahrhunderte, das Verständnis für diese Kultur erreicht. Wenn aber der Himmel diese Kultur nicht verloren gehen lassen will, was können dann die Leute von Koang mir anhaben? Zwar hat er nicht gerne über diese höchsten Probleme ge-

redet, aus Furcht vor Profanierung; nur ganz gelegentlich erfahren wir ein Wort, das uns über den mystischen Zug des innersten Wesens, den er mit allen wahrhaft Großen gemein hat, Aufschluß gewährt. Vergl. Lun Yü XIV, 37: Der Meister sprach: ach es gibt niemand, der mich kennt! Dsi Gung erwiderte: was heißt das, daß niemand den Meister kennt? Der Meister sprach: „ich murre nicht wider den Himmel und grolle den Menschen nicht; ich strebe nach Erkenntnis hier unten, doch bringe ich empor zu dem, was droben ist. Einer ist's, der mich kennt, der Himmel.“ Wenn er so in einsamem Streben den Problemen der Gotteserkenntnis nachging, so ist klar, daß ihm der abergläubische Kult der Götter der Masse, geboren aus Furcht und Hoffnung, aufs tiefste zuwider sein mußte. Als ihm einmal jemand eine Frage in Beziehung auf Wirkung und Ranghöhe von Laren und Penaten vorlegte, da schnitt er die ganze Erörterung ab mit dem Wort: nicht also, sondern wer gegen den Himmel sündigt, der hat niemand, zu dem er beten kann. Vergl. hierzu auch die Stelle Lun Yü Buch II, 24, die unten in der Uebersetzung wiedergegeben ist.

Dennoch hat er den Ahnenkult, den er vorgefunden hat, nicht nur bestehen lassen, sondern zusammen mit den Begräbnisriten in den Bereich der höchsten Pflichten der Pietät mit aufgenommen. Es braucht aber kaum gesagt zu werden, daß dieser Ahnenkult von allen niederen animistischen Vorstellungen vollständig frei ist. Er hat es ausdrücklich abgelehnt, über die Beziehungen des Opfernden zum Jenseits eine definitive Behauptung aufzustellen, und hat einen Schüler, der ihn über das Schicksal der Verstorbenen fragte, aufs Leben zurückverwiesen, als das Gebiet, das man zuerst kennen müsse, ehe man sich Gedanken über das Jenseits zu machen brauche. Welchen Sinn hat nun aber der Ahnenkult im konfucianischen System? Man kann im Zweifel sein, ob man ihn überhaupt zur Religion stellen will, oder ob man ihn nicht besser unter die ethischen Verpflichtungen einreicht. Wie wir gesehen haben, ist die kindliche Ehrfurcht gegenüber den Eltern eine in der menschlichen Natur begründete absolute Verpflichtung. Deswegen muß sie einen adäquaten Ausdruck finden, unabhängig von den zufälligen Verhältnissen des Objekts dieser Ehrfurcht. Ebenso wie ein Sohn auch unwürdigen Eltern gegenüber zu dieser Ehrfurcht verpflichtet ist, in welchem Falle die Ehrfurcht sich zwar verschieden äußern wird, aber dennoch als Gesinnung dieselbe bleibt, so ist der Ahnenkult das Mittel, dieser Ehrfurcht einen entsprechenden Ausdruck zu verschaffen, auch über

den Tod der Eltern hinaus, und ein Band zu bilden, das Vergangenheit und Gegenwart innerhalb des Kulturkreises der Menschheit verbindet. Darum hat Kung auch immer wieder betont, daß nicht der äußere Prunk der Begräbnisriten und Ahnenopfer irgendwelchen Wert habe, sondern daß alles von der rechten Gesinnung abhängt. Mit derselben Innerlichkeit hat er auch das gesamte System der Riten und geheiligten gesellschaftlichen Beziehungen zu durchbringen gesucht. Auf Schritt und Tritt begegnen wir Aeußerungen, in denen aller Wert auf die rechte Gesinnung gelegt wird, und die äußere Form nur als das zweite, weniger wichtige bezeichnet wird. Nichts ist darum verkehrter, als aus der Gewissenhaftigkeit, mit welcher er auch die äußere Form beachtete, ihm den Vorwurf des leeren Formalismus zu machen.

Was endlich sein Verhältnis zu der Wissenschaft seiner Zeit anlangt, so muß es ebenfalls im Rahmen seiner Lebensaufgabe verstanden werden. Gewiß war er der gelehrteste Mann seiner Zeit, und es sind uns Stellen überliefert, die den Gedanken nahe legen, daß er auch auf naturwissenschaftlichem Gebiet ausgebreitete Kenntnisse besaß. Aber selbstverständlich sind seine naturwissenschaftlichen Anschauungen in den Schranken seiner Zeit gefangen. Niemals ist ihm der Gedanke gekommen, spezialistische Kenntnisse auf irgend einem Gebiet zu prätendieren, ja er hat gelegentlich derartige Zumutungen nicht ohne Humor zurückgewiesen. Das einzige wissenschaftliche Gebiet, das für seine praktischen Zwecke unmittelbar in Betracht kam, war das geschichtliche, und hier hat er, sowohl was die Erforschung der Vergangenheit, als auch was die kritische Sichtung des überlieferten Materials anbelangt, ungemein Bedeutendes geleistet. Die gesamte klassische Literatur der Chinesen, die sogenannten „fünf Bücher“, sind in ihrer jetzigen Redaktion auf ihn zurückzuführen. Zwar stammen nur die Annalen seines Heimatstaates Lu, das sog. Tschuen Tsin, unmittelbar aus seiner Feder (vergl. übrigens hierzu die wertvollen kritischen Untersuchungen in Grubes Geschichte der Chin. Literatur), aber die kritische Sichtung, die er am Stoff der übrigen Dokumente vornahm, ist nicht gering anzuschlagen. Er hat damit gewisse Richtlinien geschaffen, die für das Studium des Altertums in China für alle Zeiten maßgebend wurden. Nur ein Zweig seiner Tätigkeit, der ihm selbst sehr am Herzen lag, seine Arbeiten zur Reform des Musikwesens, sind späterhin gänzlich verloren gegangen. Auf die nachkonfucianische Zeit führt dann die Feststellung der sogenannten „vier Bücher“ herunter: Lun Yü

oder Gespräche des Konfucius, Da Hnō oder große Lehre, Dschung Jung oder Maß und Mitte, und endlich Mencius. Auch diese gesamte Literatur, die mit den obengenannten „fünf Büchern“ zusammen den Chinesischen Kanon bildet, enthält mehr oder weniger mittelbare Traditionen, die auf Kung als Quelle zurückführen. Was insbesondere die Lun Yü, von denen im Folgenden eine Uebersetzungsprobe gegeben werden soll, anbelangt, so sind sie wahrscheinlich nicht von unmittelbaren Schülern in der ersten, sondern von Schülern der zweiten Generation nach Konfucius zusammengestellt. Gemisse Anzeichen deuten darauf hin, daß sie von Schülern des Yu dsi und Tseng dsi geschrieben sind, da diese beiden, wenn Äußerungen von ihnen zitiert werden, ebenfalls als Meister Yu und Meister Tseng bezeichnet werden. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich die Redaktionsarbeit noch über längere Zeit erstreckt hat, denn der überaus konzise und brillantartig geschliffene Stil, der der Uebersetzung so große Schwierigkeiten bietet, ist sicher das Produkt langer und sorgfältiger Arbeit. Es sind übrigens Anzeichen vorhanden, die die verschiedenen Quellschichten bis auf einen gewissen Grad von Sicherheit zurückverfolgen lassen. Alles in allem darf man wohl sagen, daß wir in der Lun Yü in der Hauptsache zuverlässiges Traditionsmaterial vor uns haben, trotz der mancherlei Schicksale, welche das Buch im Laufe der Zeit durchgemacht hat. Die Lehre Kungs führte zunächst in den von ihm beeinflussten Kreisen ein ziemlich zurückgezogenes Dasein, das erst durch die Tätigkeit des propagandatreibenden Wanderpredigers Mencius, der in Europa so häufig auf Kosten Kungs überschätzt wird, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise etwas mehr auf sich zog. Die vielerlei Schulstreitigkeiten waren zudem nicht geeignet, den Einfluß der Lehre zu steigern. So ist es zu erklären, daß der bekannte Kaiser Tsin Shi Hoang Ti, der China zu einem einheitlich organisierten Beamtenstaat umgebildet hat, ohne auf großen Widerstand zu stoßen, seiner Abneigung gegen die konfucianische Staatsethik in der bekannten Bücherverbrennung freien Lauf lassen konnte. Dennoch hat diese Bücherverbrennung nicht vermocht, die konfucianische Literatur zu vernichten. Vielmehr kam Kung mit der Erhebung der Handynastie, die die kurzlebige Tsingdynastie verdrängte, fast 3 Jahrhunderte nach seinem Tod zu staatlich anerkannter Stellung. Im Hause Kungs fand sich ein Exemplar der Lun Yü, das in der inzwischen schon außer Kurs gekommenen Siegelschrift geschrieben war und von seinem Nachkommen Kung Lu Gra in die damals gebräuchliche

Schrift umgeschrieben wurde. Später wurden noch 2 Rezensionen des Textes im Staate Lu und im Staate Tsi ediert, von denen die Lu-Ausgabe im wesentlichen mit dem Text, der von Kung Au Gra ediert worden war, übereinstimmte, während die Tsi-Ausgabe ziemlich viele Abweichungen und 2 Kapitel mehr enthielt. Eine Vergleichung der verschiedenen Editionen führte gegen das Ende der Han-Dynastie dazu, daß die Lu-Ausgabe und die alte Ausgabe kombiniert wurden, während die Tsi-Rezension verworfen wurde und im Lauf der Zeit verloren ging. Die Arbeit am Text geht übrigens herunter bis in die Sung-Dynastie, wo Dschu Hi die „vier Bücher“ mit Kommentar versehen herausgab. Die Dschu Hi-Ausgabe wurde dann als die orthodoxe rezipiert und hat trotz vieler offenerer Mißverständnisse des Textes ihr Ansehen bis heute in China bewahrt. Auch Legge ist in seiner Uebersetzung noch gänzlich unter dem Banne Dschu His. Es ist jedoch eine Hauptaufgabe der Sinologie, hinter Dschu Hi zurückzugehen und unter seiner Uebersetzung die ursprünglichen Züge des Bildes wiederherzustellen, so gut es geht. Textvarianten finden sich übrigens noch bis auf die gegenwärtige Dynastie. Erst Kien Lung hat in den Steintafeln, die im Konfuciusstempel zu Peking in langen Reihen aufgestellt sind, einen kaiserlich autorisierten Text geschaffen, der nicht mehr verändert werden darf. Diese kurz skizzierten Schicksale der Gespräche des Konfucius geben zugleich ein Spiegelbild der Schicksale der Lehre. Die in sich gespaltene konfucianische Schule hatte zunächst einen harten Stand gegen den übermächtigen Taoismus, und der Sieg über diese Richtung ist nicht gelungen, ohne daß er tiefe Spuren in der konfucianischen Schule zurückließ. Die Verehrung der Geister war schon in jenen Zeiten im Begriff, ins Gökendienersche auszuarten, und man neigte immer mehr dazu, in den Riten und ihrer Ausführung magische Einflüsse zu suchen. Das Schicksal trat immer mehr in den Vordergrund, und Astrologie und Wahrsagerei kamen in Blüte. Die Wundersucht hemmte alle kritische Forschung, und schon damals begannen sich gewisse Legenden namentlich über die Geburtsgeschichte Kungs zu bilden, die, obwohl nicht imstande, das historisch zu markante Bild Kungs zu verdunkeln, dennoch bis auf den heutigen Tag unter den chinesischen Literaten allgemein geglaubt werden. Und kaum war der Konfucianismus Herr geworden über seine taoistischen Rivalen, als ihm ein neuer Gegner in dem von Indien eingedrungenen Buddhismus erstand. Auch die Auseinandersetzungen mit diesem Feinde sind nicht spurlos

am Bestand der Lehre vorübergegangen. Metaphysische Naturspeculation charakterisiert diese Periode, doch verhinderten auch jetzt die spekulativ-aprioristischen Theorien über Ursubstanz und Urkraft eine exakte Erforschung der tatsächlichen Naturverhältnisse. Außerdem hat sich China beim Buddhismus für die grotesken Lehmgestalten zu bedanken, die seine Tempel heutzutage bevölkern, sowie für die ausgeführten Vorstellungen von Himmel und Hölle, wobei namentlich die verschiedenen Höllenstrafen in bildlicher Darstellung der Phantasie reichliche Nahrung geben und ganz an die mittelalterlichen Zustände in Europa erinnern. Die Seelenmessen und die animistisch-schamanistischen Züge im Totenkult, sowie der Gräberunfug, der weite Strecken des besten Ackerlandes der Bebauung entzieht, die abergläubische Wind- und Wasserlehre (feng schui), kurz alles das, was der unbefangene Europäer als spezifisch chinesiscreligiös dem Einfluß des Konfucius zuzuschreiben geneigt ist, sind später von außen her eingedrungene Degenerationserscheinungen, über die niemand mehr entrüstet wäre, als der Meister selbst. Die naturalistischen Spekulationen, die bei den einzelnen Literaten oft hart an Atheismus und Materialismus streifen, vertragen sich seltsamerweise aufs beste mit dickstem Aberglauben. Erst neuerdings beginnt unter dem Einfluß europäischer Wissenschaft eine grammatisch-kritische Richtung sich zu entfalten, was aber andererseits nicht gehindert hat, daß ein kaiserliches Edikt, um China auf religiösem Gebiet mit andern Nationen konkurrenzfähig zu machen, den Konfucius zum Rang des höchsten Gottes erhob, wodurch die Konfuciusverehrung, die sich bisher immer in den Grenzen achtungsvoller Anerkennung seiner Verdienste gehalten hatte, zum regelrechten Kult avanciert ist. Es ist ein regierungsgeschichtlich wohl nie dagewesenes Faktum, daß ein Mensch, der nichts sein wollte als ein Reformator, über zweitausend Jahre nach seinem Tod auf kaiserlichen Befehl zum Gott ernannt worden ist, und es muß der Zukunft überlassen bleiben, was diese neueste Art von Religion für Früchte zeitigen wird.

Dieser kurze Ueberblick über die historische Entwicklung (beziehungsweise Entartung) des Konfucianismus gibt aber zugleich die besten Fingerzeige dafür, von wie eminenten Bedeutung der von falschen Hüllen befreite chinesische Weise noch für eine Reorganisation Chinas werden kann. Trotz mancher zeitgeschichtlicher Schwächen, die seinem Werke anleben, und trotzdem manches, was er in Beziehung auf die ästhetische Gestaltung des menschlichen Lebens ge-

wollt und geschaffen hat (Kiten und Musik), unwiederbringlich der Vergangenheit angehört, ist dennoch vieles in seiner Lehre vorhanden, das, auf die festesten Naturinstinkte der chinesischen Rasse (Familiensinn) gegründet, noch heute eine Lebensmacht bedeutet und gleichzeitig in seiner ethischen Tiefe und vorurteilsfreien Klarheit die Anknüpfungspunkte für die höchsten Wahrheiten und Lebenskräfte bietet, die wir China bringen können.

Kungs Lebensgeschichte läßt sich ziemlich klar in vier Perioden gliedern. Er ist geboren im Jahre 551 v. Chr. — in jenem merkwürdigen Zeitraum, der auf der ganzen Erde eine Reihe von Heiligen und Weisen erzeugt hat. Gautama Buddha ist wahrscheinlich sein älterer Zeitgenosse. In Judäa erreichte damals der Prophetismus mit Jeremia seine Höhe. In Griechenland wirkten Solon und die ältesten Philosophen; in Persien kam die Religion auf, die mit dem Namen Zarathustra verbunden ist. In China selbst war der ältere Zeitgenosse Kungs, jener Li Be Yang, der, bekannter unter dem Namen Lao Dsi, zum Ausgangspunkt für den späteren Taoismus wurde. Kung Kin (Dschung Ki) entstammt der uralten Familie Kung, die ihren Stammbaum mit einiger Wahrscheinlichkeit bis ins 3. Jahrhundert v. Chr. zurückführt, auf die alte Dynastie der Shang. Er ist geboren im Staate Lu, der das heutige Süd-Schantung inne hatte, während die nördliche Hälfte vom Staate Tsi in Besitz genommen war. Die erste Periode seines Lebens, bis zirka 500, könnte man die Lehrjahre nennen. In früher Jugend verlor er den Vater und wuchs heran unter der Leitung seiner Mutter, die, wie so häufig die Mütter großer Männer, eine an Geist und Charakter hervorragende Frau war und ihm, der sich schon in frühesten Jugend für die Bräuche des Gottesdienstes und die Opfergefäße interessierte, eine gute Erziehung angedeihen ließ. Die finanziellen Verhältnisse der Familie waren keineswegs glänzend, und so kostete er die Schule, in welche die Not des Lebens den Menschen führt, in reichem Maße durch. Er sieht sich genötigt, zweimal untergeordnete Stellungen im Dienst einer der drei Herrenfamilien seines Heimatsstaates anzunehmen, wodurch er mit den alltäglichen Dingen in jene enge Berührung kommt, die ihm für sein ganzes Leben den Blick fürs Praktische gegeben hat. Auch hier finden wir die große Wahrheit bestätigt, die uns Goethe mit plastischer Deutlichkeit offenbart: wie dem strebenden Menschen jederzeit vom Schicksal das geboten wird, was seinem Wesen entspricht und was er zu seiner Vervollkommnung braucht. Schon damals hat er sich durch seine Arbeit auf historisch-

ethischem Gebiet einen gewissen Namen gemacht, so daß vornehme und einflußreiche Männer ihn zum Erzieher ihrer Söhne bestimmten. So hat er bald eine Zahl von Schülern um sich versammelt und vielleicht die erste Privatakademie eröffnet, die in China vorhanden war. Als Reisebegleiter eines solchen Zöglings, den sein Vater sterbend an ihn verwiesen hatte, hat er auch seine erste Reise in die alte Reichshauptstadt Loa (im heutigen Houan) gemacht, von der so manche Sagen überliefert sind. Wenn auch die alte Herrlichkeit der Dschoudynastie längst geschwunden war, so fand er sich doch hier noch in der Umgebung der Ueberreste jener großen Zeiten, deren Kenntnis er damals schon besaß, wie kein Zweiter im Reich. Und so sehen wir ihn mit Eifer und Wißbegier alles in sich aufnehmen, was von der Gegenwart jener Helden und Weisen zeugte, mit denen er selbst in seinen Träumen verkehrte. Er wird wohl ausgelacht wegen seiner Vernbegier, aber er läßt sich nicht irre machen; jeden kleinsten Zug, der ihm aus jenen Zeiten entgegenkommt, eignet er sich an. Es ist einer jener denkwürdigen Augenblicke, da ein Menschheitsgenius mit den Resten der Vergangenheit in unmittelbare Berührung kommt und Fühlung sucht mit dem, was gewesen ist, um seinem eigenen Werk den Platz in der großen Menschheitsentwicklung anzuweisen. Daß für Kung diese Begegnung mit dem Altertum noch ungleich wichtiger sein mußte, als z. B. für Luther seine Reise nach Rom, ergibt sich aus der durchaus positiven Stellung, welche er bemußtermaßen zu den Schöpfern und Begründern dieser Kultur einnahm. Am ersten könnte man eine Analogie finden mit Goethes römischem Aufenthalt, wo dieser auch sein Wesen in den Geist des Altertums untertaucht, der seinen späteren Werken die Vollendung der Form gegeben hat. In jene Zeit wird auch die bekannte Begegnung mit Laodsï verlegt, bei der er so wenig Lob von seinem älteren Kollegen geerntet haben soll. Die Erzählungen über das, was bei dieser Gelegenheit von den beiden chinesischen Weisen eigentlich gesprochen wurde, sind aber wohl durchweg apokryph. Sie tragen zu deutlich den Stempel taoistischer Erfindung, die dem Haupt der philosophischen Rivalenschule gerne etwas am Zeug flicken möchte, als daß sie für historisch unanfechtbar gelten könnten. (Vgl. Legge a. a. O. pag. 65; E. Chavannes, *Mémoires historiques de Se-Maa Tsien*, Paris 1905, Band V, pag. 300 f.)

Von der Hauptstadt des alten Reichs zurückgekehrt, widmete sich Kung aufs neue der Erziehung von Jüngern, die in immer
Preussische Jahrbücher. Bd. CXXXIV. Heft 1.

größerer Zahl durch seinen Namen angezogen wurden. Kurz darauf verwickelten sich aber die politischen Verhältnisse in seinem Heimatlande. Einer der Hausbeamten der herrschenden Adelsfamilie hatte die Regierung an sich gerissen, und der Fürst des Landes war genötigt, in einem Nachbarstaate Zuflucht zu suchen. Um einer Anstellung, die von dem Usurpator beabsichtigt war, zu entgehen, zog auch Kung es vor, seine Heimat zu verlassen. Sein Weg führte ihn nach Tsi. Dort hörte er zum erstenmal die aus dem hohen Altertum überlieferte Shao-Musik. Er wurde von ihrer Kraft und Reinheit so hingegenommen, daß er drei Monate lang den „Geschmack des Fleisches“ vergaß. Diese Begeisterungsfähigkeit und Vorliebe für Musik, die er sein ganzes Leben hatte, ist übrigens auch ein Beweis dafür, daß er keineswegs der pedantische Philister war, für den man ihn so häufig hält.

Kungs Name hatte in jener Zeit schon Klang genug, um es dem dortigen Fürsten wünschenswert erscheinen zu lassen, seine nähere Bekanntschaft zu machen. Er hat verschiedene interessante Unterredungen über Staatsangelegenheiten mit ihm geführt. Auch hatte er Lust, ihn in seinen Diensten zu verwenden. Die Sache scheiterte jedoch, wie eingangs erwähnt, an den Gegenvorstellungen des Ministers Nien. Kung wollte auch die Politik auf ethische Grundlage gestellt wissen. Nien hielt das für Utopie; Tsi war damals die erste Militärmacht im Lande. So erkaltete denn allmählich das Verhältnis. Der Fürst ließ verlauten, er sei zu alt und könne sich nicht mehr mit Reformplänen abgeben. Man wollte den Weisen aus Lu mit einem Ehrentitel und ausreichendem Einkommen abfinden. Kung war jedoch nicht gewillt, eine solche Sinesure anzunehmen. „Ich habe ja hier noch gar nichts geleistet, wie kann ich mir da eine Bezahlung gefallen lassen!“ Damit verließ er das Land und kehrte in seine Heimat zurück.

Dort wurde er von den herrschenden Adelsfamilien lebhaft umworben; aber er widerstand allen Versuchungen, in ihre Dienste zu treten, und wartete ruhig, bis seine Zeit gekommen war. Endlich kam es wieder zu einigermaßen geordneten Verhältnissen. Der alte Fürst war gestorben, das Haupt der mächtigsten Lehnsfamilie war ihm im Tod nachgefolgt. Der neue Fürst, der zur Regierung gekommen war, suchte die Dienste seines berühmten Untertanen, indem er ihm zunächst einen Kreis zur Verwaltung übergab. Kung war damals 50 Jahre alt, und nun beginnt die kurze, aber glänzende Zeit, die wir als seine Meisterjahre bezeichnen können: jene Jahre,

da er Gelegenheit bekam zu zeigen, was er mit seinen Prinzipien auf dem praktischen Gebiet der Staatsverwaltung zu leisten imstande sei. Er hat es auf überraschende Weise gezeigt. Der alte Fürst von Tsi, der in seiner Kurzsichtigkeit in ihm nur einen idealistischen Schwärmer gesehen hatte, sollte es noch bitter bereuen, daß er diesen Mann unerkannt von sich gelassen. Es sind uns einzelne Züge aus seiner öffentlichen Wirksamkeit überliefert, die zeigen, mit welcher Umsicht und Energie er in unglaublich kurzer Frist in den verrotteten Verhältnissen, die er antraf, Wandel zu schaffen vermochte. Selbstverständlich tragen diese Ueberlieferungen in ihren Details legendarische Züge. Sie sind aber als Symptome für den Eindruck zu werten, den seine Wirksamkeit auf das Volksleben gemacht hat. Die hauptsächlichste Quelle, aus der wir diese Traditionen übernehmen, sind die sogenannte Chia Yü, die, ansehnlich nach der Art ihrer literarischen Entstehung, immerhin altes Traditionsmaterial enthalten. Als er sein Amt antrat, herrschte Lug und Trug in Handel und Wandel. Das Verhältnis der Geschlechter war mehr als zweideutig, die Straßen waren unsicher. Nach drei Monaten war alles umgewandelt. Der Marktverkehr war musterhaft; all die kleinen Kniffe, womit man sonst die Waren täuschend herausgeputzt hatte, waren abgeschafft, die Beziehungen der Geschlechter waren geregelt, und das ging soweit, daß selbst auf den Straßen Männer und Frauen auf verschiedenen Seiten gingen — die Männer rechts, die Frauen links. Die Sicherheit des Verkehrs war so groß, daß niemand es wagte, verlorene Gegenstände für sich zu nehmen, sondern der Verlierer sie regelmäßig zurückerhielt. Auch die Verwaltungsangelegenheiten waren in bester Ordnung. Die Lasten der Steuern und Fronen waren der Leistungsfähigkeit entsprechend verteilt. Die Toten wurden in allen Ehren bestattet, doch wurde verhindert, daß der Dienst der Toten auf den Lebenden laste. Aller unnötige Prunk bei Beerdigungen wurde vermieden, die Gräber durften nur auf unfruchtbaren Hügeln angelegt werden, keine Grabhügel wurden aufgeschüttet, keine Totenhaine nahmen dem Lebenden das Brot weg. In wenig Monaten war er so weit, daß, vom Ruf dieses Paradieses auf Erden angezogen, von allen Seiten die Bevölkerung herbeiströmte, um sich dort anzusiedeln, und die Fürsten der Umgegend sich bei Kung in Verwaltungsfragen Rats erholten. Wenn wir auch diese Legenden auf das Maß des Wahrscheinlichen reduzieren müssen, so war doch jedenfalls die Leistung Kungs so hervorragend, daß ihm sein Landesfürst einen Ministerposten übertrug: zuerst in

der Verwaltung der öffentlichen Arbeiten, dann in der Justiz. Auch hier hatte er in kurzem glänzende Erfolge zu verzeichnen. Ein Schüler hat ihn einmal gefragt, worauf es in der Verwaltung eines Staates vorzüglich ankomme. Er antwortete: auf ein tüchtiges Heer, auf Wohlhabenheit des Volks und darauf, daß das Volk Vertrauen zu seinem Herrscher hat. Der Schüler fragte weiter: wenn aber nicht alles zu erreichen ist, worauf kann man am ehesten verzichten? „Auf das Heer“, war die Antwort. Als der Schüler noch weiter fragte, antwortete er: „Speise und Trank sind zum Leben notwendig, allein früher oder später muß doch jeder sterben; ohne Vertrauen aber ist es unmöglich, daß ein Staat auch nur einen Tag besteht.“ Ein anderes Mal fragte ein Schüler beim Anblick einer zahlreichen Bevölkerung, was für sie getan werden müsse, um sie emporzubringen. „Bereichere sie“, sprach der Meister. „Und dann?“ „Belehre sie.“ Nach diesen Grundsätzen hat er sein Leben gestaltet: Er hat umfassende Anordnungen über die Ausnutzung des Ackerlandes getroffen und durch Versuche feststellen lassen, welche Pflanzen für die verschiedenen Bodenarten am geeignetsten seien.

Als Justizminister fängt er mit großer Energie an. Nachdem er kaum ein paar Tage im Amt ist, läßt er einen hohen Beamten ergreifen und hinrichten. Der Betreffende war eine von jenen gemeinschädlichen Strebernaturen, die jedermann haßt, denen man aber mit den Mitteln der Gesetzesparagraphen nicht beikommen kann. Rung hat mit ruhiger Ueberlegung dem öffentlichen Wohl dies Opfer gebracht und sah sich in der Folge glänzend gerechtfertigt. Noch ein anderes Beispiel wird erzählt, das ihn als frei von aller kleinlichen Pedanterie erscheinen läßt. Ein Vater verklagt seinen Sohn wegen Ungehorsams. Nun ist ja bekanntlich Pietät und Kindlichkeit das Grundprinzip in der Lehre des Konfucius, und man hätte denken sollen, er würde den pietätlosen Sohn streng bestrafen. Statt dessen nimmt er Vater und Sohn in Haft, ohne sich mit dem Fall weiter zu beschäftigen. Darüber befragt, gibt er zur Auskunft, daß der Ungehorsam dieses Sohnes mindestens ebensosehr der Fehler des Vaters sei, der es an der nötigen Belehrung habe fehlen lassen. Und erst als der Vater von seiner Klage absteht, läßt er beide frei. Diese Beispiele erläutern, wenn sie auch einem modernen Juristen noch so bedenklich erscheinen mögen, die großzügige Art seiner Justiz. Er behielt dabei fortwährend Fühlung mit dem Rechtsbewußtsein des Volks und hat es durch diese päd-

gogische Handhabung der Gesetze soweit gebracht, daß sie bald ganz überflüssig wurde, weil die schlechten Elemente sich verzogen und die guten zur Ordnung und Besinnung gebracht wurden.

Noch interessanter vielleicht ist die Art seiner diplomatischen Tätigkeit. In der inneren Politik war das größte Uebel die Terrorisierung des Fürsten durch drei vornehme Adelsgeschlechter. Deren Macht stützte sich vornehmlich auf die befestigten Städte, die sie inne hatten und an deren Mauern alle Wünsche des Fürsten sich brachen. Kung hat in der kurzen Zeit seiner Amtstätigkeit die politischen Verhältnisse so umsichtig auszunützen gewußt, daß jene Geschlechter sich herbeiließen, ihre Mauern selbst zu schleifen, wodurch natürlich das Ansehen des Monarchen sehr gesteigert wurde.

In ähnlicher Weise erprobt er sich in der äußeren Politik: in der berühmten Zusammenkunft der Fürsten von Lu und Tsi bei Kia Ku. Der Fürst von Tsi erschien umgeben von der barbarischen Leibwache der Leute aus Lai, um den Fürsten von Lu zu überumpeln und unschädlich zu machen, da ja dessen Ratgeber ein Gelehrter sei, der nichts vom Krieg verstehe. Kung hat die Erwartungen der Feinde bitter enttäuscht, indem er bei der Abreise von dem ganz modernen Grundsatz ausging, daß, wie man im Krieg die Werke des Friedens vorbereiten müsse, so auch für die Erhaltung des Friedens der sicherste Weg sei, wenn man zum Krieg gerüstet ist. Auf seinen besonderen Rat nimmt der Fürst eine militärische Bedeckung mit. Es ist uns eine interessante Schilderung des Zusammentreffens erhalten. Der Empfang war frostig. Dreimal macht der Fürst von Tsi den Versuch, seinen Gegner, den Fürsten von Lu, aus dem Weg zu räumen. Erst läßt er verkleidete Soldaten unter den Tönen der wilden Lai-Musik heranrücken, dann versucht er es mit Schauspielern, endlich sucht er ihn zu einem Gastmahl zu gewinnen, um seine Absichten bei dieser Gelegenheit zu verwirklichen. In allen drei Fällen sieht er sich in seiner Absicht von Kung erkannt, der mit Energie und teilweise unter persönlicher Lebensgefahr seinen Fürsten rettet und mit vollendeter Höflichkeit alle jene hinterlistigen Versuche zurückweist. Das Ergebnis dieser Zusammenkunft war, daß der Fürst von Tsi dieser Ueberlegenheit gegenüber sich moralisch geschlagen fühlt und einige strittige Grenzgebiete an Lu herausgibt. Er, der seinerzeit Kung die Tür gewiesen, weil er in ihm einen idealistischen Schwärmer sah, hatte nun Gelegenheit, diesen Irrtum einzusehen.

Aber lange sollte diese glänzende Zeit steigender Erfolge nicht

dauern. Den Fürsten von Tsi ließen die Erfolge des Nachbarstaates nicht schlafen. Da er erkennen mußte, daß er dem staatsmännischen Geschick des Ministers nicht gewachsen war, so kam er auf eine andere Auskunft. Er sandte dem Fürsten von Lu eine Truppe von Schauspielerinnen zum Geschenk. Das wirkte. Der Fürst und seine Großen konnten sich diesen Genüssen nicht verschließen. Drei Tage wurde kein Hof gehalten, und alle Staatsgeschäfte ruhten, weil man dem Schauspiel zusah. Kung, der unbequeme Warner, wurde beiseite geschoben und auffällig vernachlässigt. Mit blutendem Herzen mußte er erkennen, daß seine Zeit vorüber sei. Er ging.

Und nun beginnen die späten Wanderjahre des Meisters. Dreizehn Jahre ist er umhergezogen, als Fremdling, der nichts hatte, da er sein Haupt hinlegte, ruhelos von Ort zu Ort. Zwar war er ein Mann von Ruf. Die Fürsten der Staaten, durch die er kam, sandten ihm meist Geschenke und waren gerne bereit, mit ihm über dies und das zu reden. Aber weiter kam es nirgends. War je ein Fürst bereit, ihn anzustellen, so fand sich sicher ein mißgünstiger Beamter, eine lebensfrohe Favoritin, die es zu hintertreiben vermochten. „Ach, ich habe noch keinen Menschen gesehen, der die Wahrheit so innig liebte wie äußere Reize“, ruft er einmal verzweifelnd aus. Es ist hier nicht der Ort, diese Wanderungen alle einzeln zu verfolgen. Viel Bitteres hat er erfahren müssen. Neben die Lauheit der Fürsten trat der Spott pessimistischer Philosophen, die fernab von dem Getriebe der Deffentlichkeit lebten und ihn verhöhnten, daß er noch immer meine, die Welt könne gebessert werden. Verschiedene Male sieht er sich durch Mißverständnis oder Mißwollen in ernste Lebensgefahr gebracht. Einmal ist er am Verhungern, weil sämtliche Lebensmittel ausgegangen waren. Aber immer hält er sich aufrecht und läßt sich auch im tiefsten Unglück den Glauben an seine Bestimmung nicht rauben. Und wirklich, sein Glaube hat ihn nicht betrogen. Immer wieder eröffnet sich ein Weg und er ist allen Gefahren glücklich entgangen. Und neben dem vielen Schweren, das er erleben mußte, wurden auch manche Hoffnungsblicke ihm geschenkt. Gleich an der Grenze, als er betrübten Herzens sein Heimatland verläßt, begegnet ihm ein Mann, der seinen Schülern das prophetische Wort hinterlassen hat: „Trauert nicht, daß euer Meister sein Amt verloren hat. Der Himmel hat ihn zu größeren Zwecken aufbewahrt. Er will ihn als Glocke gebrauchen, um die Wahrheit wieder bekannt zu machen in der Welt.“ Darnach

aber ist er die ganze Zeit von einem engeren Jüngerkreis umgeben gewesen, der Freud und Leid an seiner Seite miterlebt. Denen hinterläßt er als Vermächtnis seine Lehren und Erfahrungen, um sie so für die Zukunft nutzbar zu machen.

Endlich, nach langen Jahren in der Fremde, erreicht ihn von seiten des Fürsten, der an die Stelle seines alten Herrn getreten war, der Ruf, in die Heimat zurückzukehren. So kommt er zurück und läßt sich in seinem Heimatsorte nieder. Allmählich wurde es einsam um den alten Mann. Seine Schüler treten in Aemter ein, mehrere muß er auch vor sich ins Grab sinken sehen, so den hoffnungsvollsten von allen, den einzigen, der ihn ganz verstanden hatte, seinen Liebling Nien Hui. Das hat ihm fast das Herz gebrochen, es ging ihm näher, als selbst der Tod seines Sohnes.

Wir dürfen übrigens nicht denken, daß er seinen Lebensabend tatenlos verbrachte. Bei großen Menschen entdecken wir zuweilen eine Energie der geistigen Kräfte, die dem Zerfall des Körpers entgegenwirkt, die oft noch eine ganz neue Tätigkeitsform in Zeiten, da andere sich längst zur Ruhe gesetzt, ans Licht treten läßt. So auch bei Kung. Er hat in diesen letzten Jahren seine Schöpfung der chinesischen Literatur vollendet. Ich sage: „Schöpfung“ — obwohl ein großer Teil derselben schon vor ihm vorhanden war. Aber man muß die Literatur, wie sie sich heute angesammelt hat, zum Vergleich heranziehen. Des Bücherschreibens ist kein Ende, und eben deshalb verlieren sich alle Distanzen und der ungeheure Wust der Ueberlieferung verliert allen Bildungswert. Wir können heute ermessen, was es bedeutete, daß Kung den ganzen ungeheuren Stoff, in dem damals auch schon die Phantasie ihr Spiel getrieben hatte, gesichtet, alles Unsichere und Zweifelhafte entfernt und das Uebrige unter klaren Gesichtspunkten geordnet hat. Fünf Bücher sind daraus geworden: das „Urkundenbuch“, das „Liederbuch“, das „Buch der Lebensregeln“ und die „Frühlings- und Herbstannalen“. Auch in dieser Tätigkeit sehen wir ihn mit der Souveränität eines großen Mannes dem Stoff der Ueberlieferung gegenüberreten.

Sein Leben erlosch im 72. Jahre: nach viel Arbeit, viel Mühe und viel Enttäuschung, aber ohne daß er je sich hätte verbittern oder an seinem Ziele irre machen lassen.

Gewiß hat Kung auch seine Fehler und Schwächen gehabt; er hat das selbst offen zugestanden. Aber es sei mir gestattet, in seiner Beurteilung hiervon abzusehen; denn es ist kleinlich, an so abgeschlossenen Persönlichkeiten herumzublicken zu wollen. Für seine

Nation, ein Volk von patriarchalisch regierten Ackerbauern, hat er Großes erreicht. Unsere christliche Kultur geht von ganz anderen Grundbedingungen aus, und es ist deshalb notwendig ein schiefer Standpunkt, beide Kulturen in einzelnen Zügen gegeneinander abzumessen. Unsere Tage jedoch haben den christlichen Occident in Fühlung mit dem Lande gebracht, dessen Repräsentant Kung ist. In unliebsame Fühlung zunächst. Doch ist unsere Hoffnung, daß der Fortschritt der Auseinandersetzung ein fruchtbarer und heilbringender sein wird, und auch nach dem Sieg des Neuen wird Kung seinen ehrenvollen Platz neben einem Moses und anderen Großen behalten, als eine Bestätigung des Worts:

Was glänzt, ist für den Augenblick geboren;
Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren.

Buch I.

1. Stadien auf dem Lebensweg.

Der Meister sprach: Lernen *) und formtätig üben: Ist das denn nicht befriedigend? Wenn Freunde da sind, die aus fernen Gegenden kommen: Ist das denn nicht fröhlich?

Wenn die Menschen einen nicht erkennen, doch nicht murren: Ist das denn nicht edel?

Das Erbe der Vergangenheit sich anzueignen und es ausübend zu besitzen: das gewährt schönste Befriedigung. Wenn dann der wachsende Ruhm aus fernen Gegenden Jünger herbeiführt: das ist höchste Freude. Von der Welt aber sich verkannt zu sehen, ohne sich verbittern zu lassen: das erst ist wahre Seelengröße.

2. Familienorganismus als Grundlage des Staatsorganismus.

Meister Yu sprach: Daß jemand, der als Mensch pietätvoll und gehorsam ist, doch es liebt, seinen Oberen zu widerstreben, ist selten. Daß jemand, der es nicht liebt, seinen Oberen zu widerstreben, Auf-

Meister Yu, ein direkter Schüler Kungs, sprach: Wer sich pietätvoll dem Familienorganismus einordnet, der wird schwerlich ein politischer Oppositionsmann sein. Wer sich von politischer Opposition fernhält,

*) Das chinesische Wort *hsü*, das gewöhnlich mit „lernen“ überetzt wird, ist im Munde Kungs in der Regel zu verstehen als Studium der Prinzipien der richtigen Lebensführung im Hinblick auf ihre praktische Anwendung. Es ist die Aneignung des überlieferten Kulturerbes, die zur Ausbildung der Persönlichkeit notwendig ist. Rein theoretisches Wissen getrennt von ethischer Bedeutung gibt es für Kung nicht. (Vgl. Giles a. a. D., p. 53.)

ruhr macht, ist noch nie dagewesen. Der Edle pflegt die Wurzel; steht die Wurzel fest, so wächst der Weg. Pietät und Gehorsam: das sind die Wurzeln des Menschentums.*)

der wird sicher kein Empörer. Ein umsichtiger Regent wird daher im Familiengefühl die Wurzel der staatlichen Ordnung pflegen. Ist diese Wurzel gesund, so durchwächst von ihr aus das Prinzip der pietätvollen Unterordnung das gesamte Staatswesen; denn die Ehrfurcht ist die Grundlage aller sozialen Ordnung.

3. Der Schein trägt.

Der Meister sprach: Geschichte Worte und gezierte Miene sind selten vereint mit Menschlichkeit.

Diplomatische Gewandtheit und konventionelles Wesen sind unvereinbar mit wirklicher Güte des Charakters.

4. Tägliche Selbstprüfung.

Meister Tseng sprach: Ich prüfe täglich dreifach mein Selbst: Ob ich, für andere sinnend, es etwa nicht aus innerstem Herzen getan; ob ich, mit Freunden verkehrend, etwa meinem Worte nicht treu war; ob ich meine Lehren etwa nicht geübt habe.

Meister Tseng (das hauptsächliche Schulhaupt nach Kungs Tod) sprach: Ich prüfe mich täglich in dreifacher Hinsicht: ob ich übernommene Verpflichtungen gewissenhaft ausgeführt habe; ob ich im Verkehr mit Freunden immer Wort gehalten habe; ob ich die Lehren, die ich anderen gab, selbst auch befolgt habe.

5 Prinzipien der Staatsregierung.

Der Meister sprach: Zur Leitung eines Staates von 1000 Kriegswagen**) muß man die Geschäfte achten und wahr sein, sparsam verbrauchen und die Menschen lieben,

Auch eine Großmacht läßt sich nach ganz einfachen Prinzipien in geordnetem Zustand halten: Sorgfältigste Erledigung aller Arbeiten und Zuverlässigkeit, Dekonomie in

*) Das chinesische Wort jen ist eines der schwierigsten, aber auch wichtigsten. Es bezeichnet subjektiv Humanität im Sinn unserer klassischen Zeit, die Entfaltung dessen, was man sein muß, um Mensch im vollen Sinn heißen zu können, man kann es oft fast mit der neutestamentlichen $\alpha\gamma\alpha\eta$ gleich setzen. Hier objektiv: Menschentum, soziale Ordnung, der Zustand allgemeiner Verbreitung der vollkommenen Geseinnung.

**) Dem Kaiser des ganzen Reichs unterstanden zusammen 10 000 Kriegswagen. Je eine Stadt hatte einen Kriegswagen zu stellen, ein Staat mit 1000 Kriegswagen hatte daher 1000 Städte und gehörte zu den größten Staaten in der damaligen Welt des Ostens.

die Menschen benutzen entsprechend der Zeit. *)

der Verwendung der Staatsgelder und Interesse für die öffentliche Wohlfahrt; bei der Verwendung der Untertanen zu öffentlichen Leistungen: Rücksicht auf die Verhältnisse, in denen sie sich befinden.

6. Moralische und ästhetische Bildung.

Der Meister sprach: Ein Jüngling soll nach innen kindesliebend, nach außen bruderliebend sein, pünktlich und wahr, seine Liebe überfließen lassen auf alle und eng verbunden mit den „Menschlichen“. Wenn er so wandelt und übrige Kraft hat, so kann er damit die Künste**) lernen.

Die Jugendziehung muß im engsten Familienkreise einsetzen durch Pflege der Ehrfurcht den Eltern gegenüber. Diese Ehrfurcht hat sich dann allmählich auszudehnen und zu erweitern in ein bescheidenes Betragen gegenüber erfahrenen und älteren Persönlichkeiten. Die wichtigsten Eigenschaften für die Kultur bei der Ausbildung des persönlichen Charakters sind Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit. Im Verkehr mit anderen ist auf eine arglose, freie Sympathie mit allen Menschen Gewicht zu legen, während der intime Anschluß auf Leute von moralischer Haltung sich zu beschränken hat. Auf dieser Grundlage sittlicher Erziehung kann sich bei besonderer Begabung höhere wissenschaftliche und ästhetische Bildung aufbauen.

7. Wer ist gebildet?

Der Hsia sprach: Wer die Würdigen würdigt, ***) so daß er sein Be-

Di Hia (ein Schüler Kungs) sprach: Wer sich durch die Verehrung

*) Die Untertanen hatten Frondienste zu leisten für den Bau von Wällen, Wegen etc. Dabei sollte der Einzelne nicht länger als drei Tage herangezogen werden, und zwar zu einer Zeit, wo die Arbeiten des Landbaus nicht beeinträchtigt wurden.

**) Außer den literarischen Studien kommen für eine vollkommene Bildung noch in Betracht die sechs „freien Künste“, Riten, Musik, Bogenschießen, Wagenlenken, Schreiben und Mathematik. Charakteristisch ist, wie Kung die moralische Ausbildung als allgemein notwendige Grundlage betont, während er die intellektuelle und ästhetische Bildung als fakultativ behandelt. Auch ein Beitrag zur Richtigstellung des Vorurteils, daß die Konfucianische Doktrin sich auf Heranziehung einer bloß formell geschulten Literatenschaar beschränke!

***) Die gewöhnliche Uebersetzung: Wer seinen Geist von der Liebe zur weiblichen Schönheit abwendet und ebenso aufrichtig der Liebe zu den Würdigen zuwendet (s. Legge a. a. O. pag. 140), ist beeinflusst durch die Stelle Lun Jü Buch IX, Kap. 17 und grammatisch unmöglich, obwohl sie auch von chinesischen Kommentatoren so erklärt wird. Doch findet sich auch in einem älteren chinesischen Kommentar eine Erklärung, die die obige Uebersetzung stützt.

tragen ändert, wer Vater und Mutter dient, so daß er dabei seine ganze Kraft aufbietet, wer dem Fürsten dient, so daß er seine Person drangibt, wer im Verkehr mit Freunden so redet, daß er zu seinem Worte steht: Wenn es von einem solchen heißt, er habe noch keine Bildung, so glaube ich doch fest, daß er Bildung hat.

für große Männer dazu bestimmen läßt, ihrem Beispiel praktischen Einfluß auf sein tägliches Leben zu geben; wer seinen Eltern dient aus allen seinen Kräften und im Dienst des Fürsten treu ist bis zum Tod; wer sich den Freunden gegenüber durch ein gegebenes Wort unbedingt gebunden fühlt; solch ein Mann mag vielleicht nicht viel Büchergelehrsamkeit besitzen, aber ich behaupte doch, er ist wirklich gebildet.

8. Kultur der Persönlichkeit.

Der Meister sprach: Ist der Edle nicht gesetzt, so scheut man ihn nicht und sein Lernen ist nicht gründlich. Mache Treu und Glauben zu deinem Herrn. Habe keinen Freund, der dir nicht gleichkommt. Hast du einen Fehler gemacht, so fürchte nicht, ihn zu verbessern.

Für einen Gelehrten ist ein geistes, ernstes Wesen von großer Wichtigkeit. Er erwirbt sich dadurch die achtungsvolle Anerkennung der anderen Menschen. Außerdem ist diese seelische Verfassung die Grundbedingung für solide wissenschaftliche Arbeit. Selbstucht und Wahrheit sind dabei die Hauptsache. Bei der Wahl des intimen Verkehrs halte man sich von minderwertigen Charakteren fern. Hat man einen Fehler gemacht, so suche man ihn nicht in falscher Scham zu beschönigen, sondern gestehe ihn offen ein und mache ihn wieder gut.

9. Pflege der Vergangenheit als Regierungsgrundsatz.

Meister Tseng sprach: Gewissenhaftigkeit gegen die Vorkindern und Nachfolge der Dahingegangenen; dadurch lehrt das Wissen des Volks zur Reichlichkeit *) zurück.

Der Philosoph Tseng sprach: Dadurch, daß ein Fürst die dankbare Verehrung für die Vergangenheit auch in den äußeren Formen, in denen diese Gesinnung ihren Ausdruck findet, gewissenhaft pflegt, wird es ihm möglich sein, sein Volk dahin zu beeinflussen, daß es sich nicht in der Sucht nach materiellem Gewinn verliert, sondern ein liberaler Sinn für die geistigen Güter lebendig wird.

*) Nach den chinesischen Kommentaren ist damit gemeint die Sorge für die Beerbigungsbräuche, und mit der „Nachfolge“ der Dahingegangenen der regelrechte Vollzug der Ahnenopfer. Der zugrunde liegende Gedanke ist daß eine wirkliche Kultur nur dadurch bestehen kann, daß sie ihre Wurzel, im Erbe der Väter nicht preisgibt.

10. Die rechte Art, von anderen Aufschluß zu erlangen.

Dse Kin fragte den Dse Gung und sprach: Wenn der Meister in irgend ein Land kommt, so erfährt er sicher seine Regierungsart: Bittet er oder wird es ihm entgegengebracht? Dse Gung sprach: Der Meister ist milde, einfach, ehrerbietig, mäßig und nachgiebig: dadurch erreicht er es. Des Meisters Art zu bitten: ist sie nicht verschieden von anderer Menschen Art zu bitten?

Der Jünger Dse Kin fragte den Jünger Dse Gung: Immer wenn unser Meister auf seinen Wanderungen durch einen fremden Staat kommt, ist er in kurzer Zeit über den Stand seiner öffentlichen Angelegenheiten im klaren. Wie kommt er zu dieser Kenntnis? Fragt er nach den Verhältnissen oder wird es ihm von den betreffenden aus freien Stücken mitgeteilt? Dse Gung antwortete: Der Meister hat eine ganz besondere Art, das Vertrauen der Leute zu gewinnen, so daß sie ihm in ihre Verhältnisse Einblick gewähren: er ist milde in seinem Urteil, wohlwollend in seinem Reden, höflich in seinem Betragen, anspruchslos in seinem Auftreten und unaufdringlich in seiner Art, sich zu geben: kurz, er stellt sein eigenes Ich in den Hintergrund, das ist das Geheimnis seines Erfolgs.

11. Merkmale echter Pietät.

Der Meister sprach: Ist der Vater am Leben, so schaue auf seinen Willen. Ist der Vater nicht mehr, so schaue auf seinen Wandel. Drei Jahre lang nicht ändern des Vaters Weg: das kann Kindesliebend heißen.

Um zu erkennen, wie weit ein Mensch der idealen Forderung der Ehrfurcht gegen die väterliche Autorität entspricht, muß man, so lange sein Vater noch lebt und auf seine äußere Handlungsweise bestimmenden Einfluß auszuüben vermag, seine innere Willensrichtung beobachten. Ist der Vater tot und der Sohn in seinen Handlungen durch keine äußere Gewalt mehr gehemmt, dann kann man ihn in seinem Betragen beobachten. Weicht er drei Jahre lang nicht ab von seines Vaters Wegen, dann besitzt er wirklich die Gesinnung wahrer Ehrfurcht in sich selbst.

12. Form und Inhalt.

Meister Du sprach: Für die Wirkung der Regeln ist die rechte

Der Philosoph Du sprach: Um mit richtigem Takt in allen Verhält-

Stimmung wertvoll. Am Weg der Könige des Altertums ist das so schön: in kleinen und großen Dingen gingen sie darauf aus. Es gibt Stellen, wo es nicht geht. Die Stimmung kennen und in Stimmung sein, aber ohne die Schranke der Regeln: das geht auch nicht.

nissen das Geziemende zu tun, ist notwendige Vorbedingung eine harmonische Seelenverfassung. Diese Uebereinstimmung zwischen dem Gemüt und den äußeren Formen ist das Anziehende an den Prinzipien der Heroen des Altertums. Im kleinen wie im großen findet sich bei ihnen diese Harmonie. Diese harmonische Seelenstimmung allein ist aber ihrerseits auch nicht ausreichend. Wenn die innere Stimmung nicht durch den Rhythmus fester Formen geregelt wird, so hat sie nicht den nötigen Halt.

13. Vorteil der Zurückhaltung.

Meister Du sprach: Abmachungen müssen sich an die Gerechtigkeit halten, dann kann man sein Versprechen erfüllen. Ehrenbezeugungen müssen sich nach den Regeln richten, dann bleibt Schande und Beschämung fern. Beim Anschluß an andre werfe man seine Zuneigung nicht weg, so kann man verbunden bleiben.

Der Philosoph Du sprach: Man soll nie mehr versprechen, als was sich mit Recht und Billigkeit verträgt; dann kann man stets Wort halten. Man soll sich bei seinen Ehrenbezeugungen immer in den Grenzen des Geziemenden halten; so erspart man sich Selbsterniedrigung und Beschämung. Man soll sich nur an solche Leute enge anschließen, wo man nicht befürchten muß, seine Zuneigung wegzuworfen, so kann man immer durch gegenseitige Hochschätzung mit ihnen verbunden bleiben.

14. Wonach der Philosoph trachtet.

Der Meister sprach: Der Edle fragt in Beziehung auf Essen nicht nach Sättigung, in Beziehung auf Wohnung nicht nach Bequemlichkeit. Er ist sorgfältig im Tun und vorsichtig im Reden. Er naht sich den Leuten mit Grundsätzen, um das Rechte zu erfahren. Ein solcher kann ein das Lernen liebender genannt werden.

Das Streben des höheren Menschen geht nicht auf die Außenwelt, auf Sattessen und bequeme Wohnung, sondern auf seine eigene moralische Vollkommenheit; deshalb ist er in seinen Handlungen sorgfältig und vorsichtig im Reden. Er strebt nach der Gemeinschaft mit Menschen von moralischer Erfahrung, um durch sie sich zum Rechten weisen zu lassen. Auf diese Weise zeigt sich das wirkliche Bildungstreiben.

15. Fortschritte im Ertragen von Armut und Reichtum.

Der Gung sprach: Arm ohne zu schmeicheln, reich ohne hochmütig zu sein: wie ist das?

Der Meister sprach: Es geht an, kommt aber noch nicht dem gleich: arm und doch fröhlich sein, reich und doch die Regeln lieben.

Der Gung sprach: Ein Lied sagt:

„Erst geschritten, dann gefeilt

„Erst gehauen, dann geglättet.“

Damit ist wohl eben das gemeint?

Der Meister sprach: Ei, anfangen kann man, mit ihm über die Lieder zu reden. Sagt man die Folgerung, so kann er den Grund finden.

Der Gung sprach: Was ist von einem Menschen zu halten, der in der Armut sich von kriechendem Schmeichlerfinn und im Reichtum von hochmütiger Einbildung fernzuhalten weiß?

Der Meister sprach: Er geht an, aber noch höher ist es zu werten, wenn einer inmitten der Armut die Heiterkeit des Gemüts sich wahrt und inmitten des Reichtums sich selbst in der Zucht hält.

Der Gung sprach: Diese Stufenfolge moralischer Vervollkommnung ist ja auch wohl im Lieberbuch*) angedeutet, wo es heißt:

„Erst geschritten, dann gefeilt

„Erst gehauen, dann geglättet.“

Da sprach der Meister: Ja mein Er**), du bist reif genug, daß ich mich über das Lieberbuch mit dir unterhalten kann; denn wenn man eine Richtung moralischer Entwicklung zeigt, so findest du das zu grundliegende allgemeine Gesetz heraus.

16. Menschenkenntnis wichtiger als Ruhm.

Der Meister sprach: Nicht kümmern ich mich, daß die Menschen mich nicht kennen. Ich kümmern mich, daß ich die Menschen nicht kenne.

*) Shi King, Buch I, 1 und 2, bezieht sich dort auf König Wu. S. Uebersetzung von B. v. Strauß & Torney.

**) Vorname des Shi Gung.

Ein Kabinettsstück aus dem Umgang Kungs mit seinen Schülern. Das Wort des Shi Gung bezieht sich auf sein eigenes Leben: er war arm gewesen, ohne schmeichlerisch zu sein und war reich geworden, ohne hochmütig zu sein. Dafür will er sich vom Meister eine gute Zensur holen. Der aber durchschaut ihn und hält ihm sofort ein höheres Ideal vor für weiteres Streben. Shi Gung aber zeigt sich darin als des Meisters würdiger Schüler, daß er sofort auf dessen Gedanken eingeht und ihn mit einer Stelle aus der „Schrift“ belegt. Darüber freut sich dann der Meister, und nun erteilt er ihm ein aufrichtiges Lob.

Buch II.

1. Geheimniß der Regierungskunst.

Der Meister sprach: Wer Kraft seines Wesens*) herrscht, gleicht dem Nordstern. Der verweilt an seinem Ort und alle Sterne umkreisen ihn.

Wie die Sonne nur durch die Ueberlegenheit ihrer Anziehungskraft die Planeten in ihre Bahnen zwingt, so herrscht der Genius nur durch die immanente Schwerkraft seiner Persönlichkeit ohne alle Vielgeschäftigkeit.

2. Ein reines Herz.

Der Meister sprach: Des Lieberbuchs dreihundert Stücke sind in dem einen Wort befaßt: Denke nicht Arges!

(vgl. Matth.)

3. Gesetz und Geist.

Der Meister sprach: Wenn man durch Erlasse leitet und durch Strafen ordnet, so weicht das Volk aus und hat kein Gewissen. Wenn man durch Kraft des Wesens leitet und durch Sitte ordnet, so hat das Volk Gewissen und wird außerdem recht.

Eine bürokratische Regierung, die durch amtliche Vorschriften und Erlasse wirken will und durch Strafandrohungen eine gewisse äußere Ordnung aufrecht erhält, wird nur erreichen, daß sich im Volk Methoden ausbilden, die Gesetze zu umgehen, ohne daß sich irgend jemand ein Gewissen daraus macht. Wirklicher Einfluß wird nur dadurch möglich, daß man in inneren Kontakt mit der Volkseele kommt und durch Herausbildung fester Sitten und Gewohnheiten die äußere Ordnung sichert. Eine Regierung, die auf diese Weise die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen sucht, wird eine allgemeine Hebung der Moral erreichen.

*) Das chinesische Wort *tê*, das in der Regel mit „Tugend“ übersetzt wird, hat in Wirklichkeit eine weit umfassendere Bedeutung. Die chinesischen Kommentare erklären es: Was die Wesen erhalten, um zu entstehen, zu leben, heißt „*tê*“. Es schließt das ganze Wesen der Persönlichkeit und die Macht, die von einer Person ausgeht, mit ein. In dieser Vorstellung von der erlösenden und reinigenden Macht der Persönlichkeit berührt sich Kung mit christlichen Ideen, wie sie z. B. in Goethes *Ipfigenie* angedeutet sind, oder in dem Wort:

Alle menschliche Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.

4. Stufen der geistigen Entwicklung des Meisters.

Der Meister sprach: Ich war fünfzehn und mein Wille stand aufs Lernen, mit dreißig stand ich fest, mit vierzig hatte ich keine Zweifel mehr, mit fünfzig war mir das Gesetz des Himmels kund, mit sechzig war mein Ohr aufgetan, mit siebzig*) konnte ich meines Herzens Wünschen folgen ohne das Gesetz zu übertreten.

Der Meister sprach: Im Alter von fünfzehn Jahren erwachte in mir das Interesse an der Wissenschaft. Mit dreißig Jahren hatte sich mein Charakter im allgemeinen gefestigt. Mit vierzig Jahren hatte ich Zweifel und innere Unklarheiten überwunden. Mit fünfzig Jahren hatte ich einen Einblick gewonnen in die ewigen Gesetze des Weltgeschehens. Mit sechzig Jahren hatte ich die Fähigkeit erworben, aus den Aeußerungen anderer Menschen ihr Wesen intuitiv zu erkennen. Mit siebzig Jahren endlich war ich soweit, daß meine Neigungen nirgends mehr mit der Pflicht kollidierten.

5. Ueber Kindespflicht I.

Der Freiherr Mêng J fragte nach dem Wesen der Kindespflicht. Der Meister sprach: Nicht übertreten. Als Fan Tschih hernach seinen Wagen lenkte, erzählte es ihm der Meister und sprach: Freiherr Mêng J befragte mich über die Kindespflicht und ich sprach: Nicht übertreten. Fan Tschih sprach: Was heißt das? Der Meister sprach: Sind die Eltern am Leben, ihnen dienen, wie es sich ziemt, nach ihrem Tod sie beerdigen, wie es sich ziemt und ihnen opfern, wie es sich ziemt.

Einer der mächtigsten Großen des Staates Lu, der Freiherr Mêng J, fragte den Meister, worin die Erfüllung der Kindespflicht bestehe. Er bekam die Antwort: Im Nichtübertreten. Ohne sich über den Sinn dieses Rätselworts genauer zu erkundigen, entfernte sich der Frager. Als aber einige Zeit darauf ein dem Freiherrn nahe stehender Schüler, Fan Tschih, mit dem Meister zusammen eine Ausfahrt machte, benutzte dieser die Gelegenheit, um die Frage aufzuklären. Er erzählte nämlich seinem Schüler, daß Mêng J bei ihm gewesen sei und nach dem Wesen der Kindespflicht gefragt habe, worauf er die Antwort gegeben habe: sie bestehe im Nichtübertreten. Der Schüler

*) Kung starb im Alter von 72 Jahren. Vgl.:

Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.

erkundigte sich darauf nach dem Sinn dieser Antwort, worauf der Meister ihm denselben erklärte: daß nämlich der Kindespflicht ein über alle Zufälligkeiten erhabenes Sittengesetz zugrunde liege, das keinen Raum für persönliche Zu- oder Abneigungen lasse, vielmehr kategorisch fordere; nicht nur verlange es, daß man den Eltern zu deren Lebzeiten diene, sondern es reiche sogar über den Tod der Eltern hinaus und verlange, daß der letzte Dienst der Beerdigung ihm entsprechend vollzogen und daß selbst über das Grab hinaus das Andenken des Verstorbeneu durch die festgesetzten Zeremonien geehrt werde.*)

6. Ueber Kindespflicht II.

Der Freiherr Ming Wu fragte nach dem Wesen der Kindespflicht. Der Meister sprach: Man soll den Eltern außer durch Erkrankung keinen Kummer machen.

Der Sohn des im vorigen Abschnitt genannten Freiherrn Mêng J, namens Ming Wu, fragte ebenfalls den Meister nach dem Wesen der Kindespflicht. Der Meister antwortete: die Kindespflicht besteht darin, daß wir alles tun, was in unserer Macht steht, um den Eltern jeden Anlaß zum Kummer über uns zu ersparen, so daß wir nur etwa durch Erkrankung und solche Dinge, die nicht in unserer Hand stehen, unsern Eltern Sorge bereiten können.

*) Auch hier ein Beispiel für die Methode Kungs. Er sucht durch seine Antwort immer den Fragenden zum Denken anzuregen. Bei dem vornehmen Mêng J ist ihm das nicht gelungen. Der zog sich mit der halbverstandenen Antwort zurück ohne weiter zu fragen. So muß der Meister einen indirekten Weg gehen, indem er Frage und Antwort seinem Schüler Fan Tschih erzählt. Der geht auf seine Intention ein und fragt weiter, so daß der Meister seine Erklärung anbringen kann. Da Fan Tschih mit Mêng J bekannt war, so war es sicher, daß die Antwort an ihre rechte Adresse kam. Die Antwort ist besonders für die Usurpatorenfamilie Mêng bestimmt, die nur zu leicht geneigt war, sich über das Geziemende und alle Formen wegzusetzen. Vgl. übrigens den Ausspruch des Tsêng I, 9.

Die kategorische, über alle Zufälligkeiten erhabene Forderung der Pietät liegt in dem Wort „i li“ „wie es sich ziemt“ ausgedrückt. Vgl. die Einleitung über diesen Punkt.

7. Ueber Kindespflicht III.

Diſi Du fragte nach dem Wesen der Kindespflicht. Der Meister sprach: Die, welche heute ihre Kindespflicht erfüllen, sind so, daß sie nur ihre Eltern ernähren können. Aber Ernährung können alle Wesen bis auf Hunde und Pferde herunter haben. Ohne Ehrerbietung: Was ist das für ein Unterschied?

Der Jünger Diſi Du fragte nach dem Wesen der Kindespflicht. Da antwortete der Meister: Heutzutage sieht man die Kindespflicht nur in der Erfüllung der Außerlichkeit, daß man seine Eltern mit Nahrung versieht. Aber man füttert schließlich auch seine Hunde und Pferde. Wenn man den Eltern nicht Ehrfurcht entgegenbringt, so besteht zwischen der Behandlung der Eltern und der Haustiere kein wesentlicher Unterschied.*)

8. Ueber Kindespflicht IV.

Diſi Sia fragte nach dem Wesen der Kindespflicht. Der Meister sprach: Der Gesichtsausdruck ist schwierig. Wenn Arbeit da ist und die Jugend ihre Mühen auf sich nimmt; wenn Essen und Trinken da ist, den Älteren den Vortritt lassen: ist das denn schon (Erfüllung der) Kindespflicht zu nennen?

Der Jünger Diſi Sia fragte nach dem Wesen der Kindespflicht. Der Meister antwortete: Die Schwierigkeit bei ihrer Erfüllung besteht in einem fortdauernd rücksichtsvollen und freundlichen Betragen, daß man es vermeidet, sich im Laufe der Jahre in seinen Manieren den Eltern gegenüber gehen zu lassen. Was man sonst unter der Erfüllung der Kindespflicht versteht, daß die Kinder die Mühen der Arbeit für ihre Eltern auf sich nehmen, daß sie ihnen ihren Besitz zur Verfügung stellen und für ihren Lebensunterhalt sorgen: das alles sind nur die selbstverständlichen Voraussetzungen.**)

*) Nicht unerwähnt darf bleiben, daß eine alte und im chinesischen Wesen wohlbegründete Auffassung der Stelle dahin geht, daß zu übersetzen wäre: „Heutzutage sieht man die Erfüllung der Kindespflicht darin, daß man seine Eltern ernährt. Aber bis auf Hunde und Pferde herab können selbst die Haustiere zur Ernährung ihres Herrn beitragen. Wenn man den Eltern keine Ehrfurcht entgegenbringt, steht man in seinen Leistungen nicht höher als diese Haustiere.“

Diese Erklärung würde die dem chinesischen Empfinden sogar als hypothetischer Vergleich anstößige Zusammenstellung der Eltern mit den Haustieren umgehen. Der japanische Kommentar Lun Yü cheng, der sonst sehr vorurteilslos ist, zieht diese Version vor, während Ku Hung King sich für die im Text gegebene Uebersetzung entscheidet.

**) Die Uebersetzung mußte auch hier sich für die eine Richtung in der chinesischen Kommentarliteratur entscheiden. Der Ausdruck (sè nan) „Der Gesichtsausdruck ist schwierig“ wird verschieden gedeutet. Es fragt sich, ob der Gesichtsausdruck der Eltern oder Kinder gemeint ist. Im letzten Falle

9. Lob eines congenialen Schülers.

Der Meister sprach: Ich redete mit Hui den ganzen Tag, der erwiderte nichts, wie ein Tor. Er zog sich zurück und ich beobachtete ihn beim Alleinsein, da war er imstande, (meine Lehren) zu entwickeln. Hui, der ist kein Tor.

Der Meister sprach: könnte man Yen Hui *) für einen Menschen ohne selbständige Interessen halten, wenn man mit ihm spricht: er hört schweigend zu und macht weder Einwürfe noch stellt er weiterführende Fragen. Wenn man ihn aber nachher beobachtet, so sieht man an der Art, wie er das Gehörte selbständig entwickelt, daß er durchaus in den Geist der Sache eingedrungen ist.

10. Menschenkenntnis.

Der Meister sprach: Sieh zu, was einer wirkt, beachte, wovon er bestimmt wird, forsche, wo er Befriedigung findet: Wie kann ein Mensch da entwischen?

Um einen Menschen wirklich kennen zu lernen, muß man ihn unter drei verschiedenen Gesichtspunkten beobachten. Zuerst muß man die Wirkungen in Betracht ziehen, die von seiner äußeren Tätigkeit ausgehen. Das ist am leichtesten, läßt aber auch die am wenigsten bindenden Schlüsse zu. Wichtiger und schwieriger ist es, die psychologischen Motive festzustellen, von denen er in seinem Handeln bestimmt wird. Um einen Menschen aber seinem Wesen nach kennen zu lernen, ist auch das letzte und schwierigste noch nötig: daß man ihn erkennt, wie er an sich ist. Das einzige Hilfsmittel hierzu ist es, zu beobachten, wie und wo er sich wohl fühlt, was seine moralische Lebenslust ist.

ergibt sich der überwiegend angenommene Sinn, den wir oben gegeben, im ersteren bestände die Schwierigkeit im fortwährenden Achten auf die Mienen der Eltern, daß man immer ihren Stimmungen entgegenkommt.

Die vier Abschnitte über Kindespflicht ergänzen sich gegenseitig und zeigen, wie Kung die die herkömmlichen, mehr äußerlichen Moralsforderungen zu vertiefen und zu verinnerlichen sucht.

*) Der Lieblingsjünger Kungs, der seine Ahnentafel im Konfuciusstempel dem Meister zunächst hat.

11. Ein guter Lehrer.

Der Meister sprach: das Alte üben und das Neue kennen: dann kann man Lehrer sein.

Vergleiche Matth. 13, 53. Darum gleicht ein Lehrer, der für das Himmelreich geschickt ist, einem Hausherrn, der aus seinem Schatz Altes und Neues hervorbringt.

12. Der höhere Mensch. I. Selbstzweck.

Der Meister sprach: Der Edle ist kein Gerät.*)

Es ist unvereinbar mit der Würde des höheren Menschen, sich als bloßes Werkzeug für die Zwecke anderer gebrauchen zu lassen. Es ist Selbstzweck.

13. Der höhere Mensch. II. Worte und Taten.

Dst Gung fragte nach dem Wesen des Edlen. Der Meister sprach: Erst handeln und dann mit seinen Worten sich danach richten.**)

Als Dst Gung den Meister fragte, welcher Zug am bezeichnendsten für einen vornehmen Charakter sei, antwortete dieser: daß einer seine Prinzipien erst selbst praktisch zur Ausführung bringt, bevor er sie lehrhaft entwickelt.

14. Der höhere Mensch. III. Universalität.

Der Meister sprach: Der Edle ist vollkommen und nicht engherzig. Der Gemeine ist engherzig und nicht vollkommen.

Schon durch die Weite seines inneren Horizonts scheidet sich der vornehme Charakter von der Masse. Seine Interessen sind umfassend, aufs Ganze gerichtet, während die geistige Kapazität der Massenmenschen nicht über den engsten Partei- und Familienkreis hinausgeht.

*) Die herkömmliche Erklärung ist: Der höhere Mensch ist nicht spezialistisch-einseitig, nur für eine bestimmte Verwendung geeignet, sondern hält sich den universalen Ueberblick offen, so daß er diese oder jene Beschäftigung ergreifen mag, je nach den Erfordernissen des Augenblicks. Obige Erklärung ist der Anregung des oben genannten japanischen Kommentars zu verdanken.

***) Dieser Abschnitt macht viele Mühe insolge der Interpunktion, nach der es wörtlich heißen müßte: Erst seine Worte zu Taten machen und dann sich danach richten. Alles wird glatt, wenn man die Interpunktion um zwei Zeichen zurücksetzt, wie oben geschehen.

15. Begriff und Erfahrung.

Der Meister sprach: Lernen und nicht denken ist wichtig. Denken und nicht lernen ist gefährlich.*)

Die von der Vergangenheit übernommenen Begriffe sich aneignen, ohne sie mit eigenem Gedanken- und Erfahrungsinhalt zu füllen, führt zu totem Formalismus; umgekehrt hat es aber auch seine Gefahren, losgelöst von den gesicherten Resultaten der überlieferten positiven Wissenschaft bloßen abstrakten Gedankengängen zu folgen.

16. Irrlehren.

Der Meister sprach: Irrlehren anzugreifen macht den Schaden erst recht groß.

Die Wahrheit ist in sich übereinstimmend, während irreleitende Systeme notwendig an Inkonssequenzen krankten. Darum ist es am besten, man läßt derartige Systeme an ihren eignen Inkonssequenzen zugrunde gehen. Jede Polemik bringt nur Verwirrung und macht den Schaden größer.**)

17. Das Wissen.

Der Meister sprach: Du, soll ich dich das Wissen lehren? Wenn du etwas weißt, so sage: ich weiß das nicht: das ist Wissen.

Der Meister rief den Schüler Dsi Lu, der etwas oberflächlich war, zu sich heran und sprach zu ihm: Die Vorbedingung für alles wirkliche Wissen ist ein präzises Unterscheidungsvermögen für die Grenze zwischen dem, was man wirklich weiß, und dem, was man bloß meint. Das, was man weiß, als sichere Grundlage festzuhalten und das übrige weiterer Forschung vor-

*) d. h. Führt auf Abwege vgl. Kant: Erfahrung ohne Begriffe ist blind, Begriffe ohne Erfahrung sind leer.

**) Dieses schweigende Vorübergehen an gewissen Dingen, die man nicht angreifen darf ohne Nachteil, ist ein schöner Zug der geistigen Keuschheit des Meisters. Die Schüler haben ihn freilich darin nicht mehr verstanden, so kommt es, daß sie den Satz entweder so aufgefaßt: Man soll nicht verkehrte Lehren studieren, oder aber ganz das Gegenteil herausgebracht haben: Verkehrte Lehren anzugreifen tut ihnen Abbruch (ist also löblich!).

Der erklärende Zusatz über die Inkonssequenz der verkehrten Lehren und die Konsequenz der Wahrheit stammt aus den chinesischen Kommentaren.

behalten, das ist die Methode, um zu wirklichem klaren Wissen zu gelangen.*)

18. Wie man eine Lebensstellung erwirbt.

Der Dschang wollte lernen eine Lebensstellung zu erreichen. Der Meister sprach: Viel hören, das Zweifelhafte beseitigen, vorsichtig das Uebrige aussprechen, so macht man wenig Fehler. Viel sehen, das Gefährliche beseitigen, vorsichtig das Uebrige tun, so hat man wenig zu bereuen. Im Reden wenig Fehler machen, im Tun wenig zu bereuen haben: darin liegt eine Lebensstellung.

Der Schüler Dsi Dschang wollte lernen, auf welche Weise man sich eine gesicherte Lebensstellung verschaffen könne. Der Meister antwortete: Um eine Stellung im Leben zu erreichen, dazu ist es notwendig, daß man sich einen reichen Wissensstoff erwirbt, das so gewonnene Material kritisch sichtet und taktvoll von den gesicherten Resultaten Gebrauch macht. Dadurch vermeidet man in seinen Worten Entgleisungen. Ebenso wichtig ist es, sich eine ausgedehnte Erfahrung der verschiedenen Möglichkeiten des Handelns zu verschaffen, Handlungen mit gefährlichen Konsequenzen zu vermeiden und im übrigen mit Besonnenheit und Ueberlegung vorzugehen. Dadurch vermeidet man bei seinen Handlungen Uebereilung. Wenn man im Reden von Taktlosigkeiten und im Handeln von Uebereilungen sich fernzuhalten versteht, so ist einem sowohl eine Stellung im Leben als auch eine Lebensstellung sicher.**)

19. Fügsame Untertanen.

Fürst Li fragte und sprach: Was ist zu tun, um das Volk fügsam zu machen? Meister Kung entgegnete und sprach: Die Geraden erheben und die Verdrehten unterdrücken: so fügt sich das Volk. Die

Li, der Landesfürst Kungs, fragte diesen, was zu tun sei, um das Volk fügsam zu machen. Kung erwiderte: Wenn man aufrichtige und starke Charaktere in die maßgebenden Positionen bringt, daß sich auch die

*) Die klare Scheidung zwischen Wissen und Nichtwissen ist ebenfalls ein Grundsatz der Reinlichkeit des Denkens, der als Motto über die ganze Arbeit unseres Kant gesetzt werden kann.

***) Wir haben das chinesische Wort Ju mit Lebensstellung übersetzt, was am besten den Doppelsinn wiedergibt. Der Jünger strebt nach Anstellung. Der Meister führt ihn darauf, daß nicht das äußere Amt das Begehrenswerte ist, sondern die Unanfechtbarkeit der Lebenshaltung.

Verdrehten erheben und die Geraden unterdrücken: da fügt sich das Volk nicht.

moralisch Minderwertigen ihnen beugen müssen, wird man Zustände schaffen, die die öffentliche Meinung befriedigen. Wenn man aber moralisch Minderwertigen Einfluß läßt, so daß die anständigen und geraden Menschen unter ihrem Druck existieren, erregt man notwendig den Unwillen der Bevölkerung.

20. Das Beispiel der Herrschenden.

Freiherr Gi Rang fragte: Das Volk zur Ehrfurcht und Treue zu bringen durch Ermahnungen: Was ist davon zu halten?

Der Meister sprach: Sich zum Volk herablassen mit Würde: dadurch bekommt das Volk Ehrfurcht; kindliche Ehrfurcht und Menschenliebe (zeigen): dadurch wird es treu. Die Guten erhöhen und die Unfähigen belehren: so wird das Volk ermahnt.

Der Freiherr Gi Rang, eines der einflußreichen Familienhäupter, die die öffentliche Gewalt im Staate zu an sich gerissen hatten, fragte den Meister, was man sich davon zu versprechen habe, wenn man das Volk durch amtliche Verwarnungen zum Respekt vor der Regierung und zur Loyalität anhalte. Der Meister antwortete: Wenn die regierenden Kreise in ihrem Verkehr mit dem Volk die Würde des Benehmens zu wahren wissen, so werden sie sich ganz von selbst Respekt verschaffen. Wenn sie in ihrem sozialen Leben selbst die richtige Gesinnung entfalten, so wird das Volk durch ihr Beispiel so beeinflusst werden, daß Loyalität die Öffentlichkeit beherrscht. Die entsprechende Heranziehung der Tüchtigen und Guten zu amtlicher Tätigkeit und die Belehrung der Unfähigen ist die beste Art, Warnung und Vermahnung an das Volk gelangen zu lassen.

21. Abweisung eines lästigen Fragers.

Es redete jemand zu Meister Rang und sprach: Weshalb beteiligt sich der Meister nicht an der Leitung (des Staates)? Der Meister sprach: Wie steht im „Buch“*) von der

Es fragte einst jemand den Meister, warum er sich nicht aktiv an der Staatsregierung beteilige. Der Meister antwortete: Nach den Prinzipien des Altertums ist die

*) Im „Buch“ (Schu King) Abschnitt IV, 21, 1 heißt die Stelle, die aus einer Belehrungsurkunde aus Choudynastie ist, wörtlich übersetzt: „Der König sprach ungefähr: Tschun Tschön, du hast Tugend, Pietät und Ehrfurcht. Kindliche Ehrfurcht und Freundlichkeit gegen die Brüder kann aus-

Kindspflicht geschrieben? Kindliche Ehrfurcht und Freundlichkeit gegen die Brüder, das muß man üben, um Ordnung zu halten. Das heißt also auch Leitung ausüben. Warum soll denn nur das (amtliche Wirken) Leitung heißen?

staatliche Organisation nur eine besondere Form des sozialen Zusammenlebens der Menschen überhaupt, für die dieselben Grundsätze gelten wie in den engeren Kreisen der Familie. Wer aber dies soziale Prinzip in seiner Urerscheinung innerhalb des Familienlebens pflegt, der sorgt eben dadurch zugleich für die Herstellung von Zuständen, wie sie die Staatsregierung als Ziel erstrebt. Man muß daher keineswegs eine amtliche Stellung inne haben, um das soziale Zusammenleben im Staatsorganismus fördern zu können.

22. Der Wert des Glaubens.

Der Meister sprach: Ein Mensch ohne Glauben: ich weiß nicht, was mit einem solchen zu machen ist. Ein großer Wagen ohne Joch, ein kleiner Wagen ohne Kummel, wie kann der fahren?

Der Glaube ist für das Vorankommen des Menschen so unumgänglich nötig, wie die Zugvorrichtung für den Wagen. Ein Wagen, der kein Joch hat, an dem Pferde oder Ochsen ziehen können, kommt nicht vorwärts. Ebenso kann man einem Menschen nur dann vorwärts helfen durch die Wahrheit, wenn man auf seiner Seite im Glauben einen Anknüpfungspunkt hat*).

23.

Der Dschang fragte, ob man zehn Zeitalter wissen könne. Der Meister sprach: Die Dynastie beruht auf den Sitten der Dynastie, was sie davon genommen und dazu

Der Dschang fragte einmal, ob man die Zukunft auf zehn Generationen hinaus wissen könne. Der Meister antwortete: Wenn man die historische Vergangenheit, wie sie in

gedehnt werden auf die Regierung, darum befehle ich Dir, das Gebiet dieser östlichen Hauptstadt zu leiten. Beachte es!"

Es liegt hier auch wieder ein freies und nicht genaues Zitat aus den alten Schriften vor, wie in Lun Yü zuweilen. Vielleicht lassen sich mit der Zeit noch sehr interessante Schlüsse aus diesen Zitaten auf die Textbeschaffenheit der chinesischen Klassiker ziehen.

* Der japanische Kommentar, der die Stelle übrigens verschieden ausfaßt, macht die sehr gute Bemerkung, daß der Unterschied zwischen Kung und Mencius, der ja so vielfach auf die Kosten Kungs in Europa geschätzt wird, eben darin bestehe, daß letzterer auch Ungläubige zu überzeugen suche, was seinen Worten den Charakter des Advokatischen gebe, während der Meister selbst alles auf den Glauben gestellt habe und darum bei seinen Jüngern so großen Erfolg erzielt habe.

getan, kann man wissen. Die Dschoudynastie beruht auf den Sitten der Jindynastie. Was sie davon genommen und dazu getan, kann man wissen. Eine andere Dynastie mag die Dschoudynastie fortsetzen, aber ob es hundert Zeitalter wären, man kann wissen (wie es gehen wird).

den geschichtlichen Dokumenten zugänglich ist, sorgfältig erforscht, so kann man gewisse feste Gesetze des Weltgeschehens daraus abstrahieren. Es gibt eine Grundlage von unveränderlichen ethischen Gesetzen, die für jede menschliche Gesellschaftsform gültig sind, daneben gibt es ein Prinzip der Entwicklung, das die Ursache ist, daß alle Dinge in einem bestimmten Kreislauf der Erscheinungen sich ändern. Aus dem Faktor der Konstanz in den Grundverhältnissen und dem Faktor der Entwicklung in den sekundären Verhältnissen setzt sich der Geschichtsverlauf zusammen. Und diese Gesetze historischen Geschehens bleiben dieselben durch alle Zeiten hindurch.*)

24.

Der Meister sprach: Andern Geistern als den eigenen (Ahnen) zu dienen, ist Schmeichelei. Das Rechte sehen und nicht tun, ist Mangel an Mut.

Das Andenken der eigenen Ahnen durch Opfer zu ehren ist eine von allen eudämonistischen Erwägungen unabhängige Verpflichtung**). Abgesehen von dieser religiösen Pflicht, geistige Mächte durch Opfer zu seinen Gunsten zu stimmen suchen, um auf diese Weise übernatürlichen Schutz und Hilfe zu erschleichen, ist schmeichlerische Kriecherei. Außer den religiösen Verpflichtungen gibt es auch moralische Verpflichtungen den Mitmenschen gegenüber. Sich einer solchen klar erkannten Pflicht aus Rücksicht für die eigene Sicherheit oder Bequemlichkeit zu entziehen trachten, ist unwürdige Feigheit.

*) Um auf den in der Umschreibung gegebenen Sinn zu kommen, der auf den ersten Blick kaum in der wörtlichen Uebersetzung zu erkennen ist, muß man die chinesischen Kommentatoren beziehen. Auch hier wieder bemüht sich Kung, indem er die ganze Frage aus einer Frage der Mantik oder Astrologie zu einer Frage der geschichtsphilosophischen Betrachtung erhebt.

***) Auch diese Ergänzung des Textes, zu der übrigens der betreffende Abschnitt der Einleitung herangezogen werden kann, entstammt den chinesischen Kommentatoren.

Die Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens.

Von

Ferdinand Jakob Schmidt.

Die „Bestimmungen über die Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens“, die nach langjährigen, schwierigen Beratungen endlich am 18. August 1908 veröffentlicht worden sind, werden in der Geschichte des deutschen Bildungswesens immerdar einen bedeutsamen Markstein bilden. Wer diese Urkunde genau prüft, wird zwischen den Zeilen lesen können, welch' große Mühe es gemacht hat, gegenüber den sich widersprechenden Tendenzen und Ansichten zu einer soliden Einigung zu gelangen. Daß es trotz der extremen Forderungen, die im fortschrittlichen und rückschrittlichen Sinne geltend gemacht worden sind, dennoch zu einem so außerordentlich förderlichen Werk gekommen ist, darin liegt der ausgezeichnete Wert dieser Leistung.

Es ist selbstverständlich, daß ein Kompromißprodukt niemals allen Wünschen und Bestrebungen gerecht werden kann, selbst wenn diese im einzelnen wohl begründet sind. Worauf es ankommt, ist dagegen dies, daß ein Ganzes für das Ganze zustande komme; und daher wird vernünftigen und besonnenen Ansprüchen immer dann vollauf Genüge geschehen sein, wenn bei verwickelten Unternehmungen das Wesentliche durchgeführt und lebenskräftig gestaltet ist. Daß dies bei der vorliegenden Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens erreicht ist, muß nach sachlichem und fachlichem Urteil unumwunden zugestanden werden, und wenn gegen den einen oder anderen Punkt auch triftige Einwände zu machen sind, so wird man doch auch mit diesen Anordnungen fertig werden nach dem bewährten, altpreussischen Verwaltungsgrundsatz: „Es geht auch so!“

Zunächst wird man sich zum Bewußtsein zu bringen haben, daß die tiefgreifende und in ihren Wirkungen noch kaum übersehbare Bedeutung dieser „Neuordnung“ darin besteht, daß sie nicht bloß eine Angelegenheit des weiblichen Bildungs- und Erziehungswesens ausmacht, sondern daß sie für die Lebensgestaltung der gesamten Nation schwerwiegende Veränderungen zeitigen wird. Denn das muß man sich vergegenwärtigen, daß der Uebergang von der bloßen Zulassung zu der prinzipiellen Heranziehung der Mädchen zu den Universitätsstudien auf Grund einer offiziell geregelten Vorbildung keineswegs damit beschlossen ist, daß es in Zukunft auch eine größere Anzahl von Ärztinnen, akademischen Oberlehrerinnen usw. geben wird. Das allein würde noch keine allzu weitreichenden Folgen nach sich ziehen. Entscheidend ist vielmehr erst dies, daß von der Heranziehung der Mädchen zu den akademischen Berufen als der erst wahrhaft ausschlaggebenden „Neuordnung“ notwendigerweise eine Rückwirkung auf die gesamte öffentliche Lebenstätigkeit erfolgen wird. Denn, selbst wenn es sich im Laufe der Zeit herausstellte, daß doch nur immer eine verhältnismäßig geringe Zahl von weiblichen Wesen die Universitätsstudien auch wirklich erfolgreich abschließen sollte, so ist doch mit der behördlich geregelten Heranbildung der Mädchen zu dieser obersten Berufsart tatsächlich ein viel allgemeinerer Grundsatz endgültig und allseitig von der Staatsleitung zur Anerkennung gebracht, nämlich das neue Prinzip: alle öffentlichen Berufsarten werden von staatswegen dem weiblichen Geschlecht grundsätzlich zugänglich gemacht, soweit nicht die eigene weibliche Natur selbst eine Schranke setzt.

Daß dies die weitreichende Konsequenz der vorliegenden Neuordnung ist, liegt darin, daß es ein Widerspruch wäre, dem weiblichen Geschlecht niedrigere Berufsarten noch länger zu verschließen, wenn der Staat für die Heranbildung von Mädchen zu den höchsten, den akademischen Berufen, selber Vorsorge trifft. Gewiß wird Herkommen und Sitte sich noch lange dagegen sträuben, diese oder jene der öffentlichen Lebenstätigkeiten dem weiblichen Geschlecht zugänglich zu machen. Grundsätzlich aber ist eine solche Ausschließung nicht mehr gerechtfertigt. Es gibt überhaupt nur ein besonderndes, entzweieendes, ausschließendes Prinzip, und das ist die Natur. Dagegen ist es gerade das Zeichen des Geistes und der geistigen Kultur, daß sie die natürlichen Gegensätze in einer höheren Einheit wieder aufhebt und versöhnt. Es kann daher nach allem keinem

Zweifel unterliegen, daß die Heranbildung von Mädchen zu den akademischen Studien eine elementare Rückwirkung auf die allgemeine Bewegung des Eintritts der weiblichen Wesen in alle öffentlichen Berufsweige ausüben muß.

Wer einseitig am Alten hängt, wird darin ein Bedenken gegen diese Neuordnung erblicken. Auch wird es nicht ausbleiben, daß bei einem solchen Uebergange zu neuen Lebensordnungen mancherlei Unzuträglichkeiten und Störungen entstehen. Wie schon heut, wo wissenschaftliche Versuche und literarische Arbeiten von Frauen, auch wenn diese Leistungen durchaus mittelmäßiger Natur sind, trotzdem deshalb über Gebühr geschätzt und gepriesen werden, lediglich weil sie von weiblichen Wesen herrühren, so wird in Zukunft auch auf allen anderen Gebieten Aehnliches zutage treten. Indessen mit allen solchen Einwänden ist doch nicht das Wesentliche getroffen. Soviel ich zu sehen vermag, ist jedoch folgender Punkt maßgebend: unsere abendländische Kulturentwicklung ist gegenwärtig dahin gelangt, daß der Uebergang der weiblichen Kräfte aus einem latenten Zustande in aktuelle Bewegung für die öffentliche Lebensgestaltung der menschlichen Gesellschaft einem allgemeinen Bedürfnis entspricht.

Zwar seine Kräfte hat das weibliche Geschlecht zu allen Zeiten und in allen Lagen zu betätigen vermocht. Auch hat es immer hervorragende Frauen gegeben, die zu hoher geschichtlicher Anerkennung gelangt sind. Aber das Allgemeine und Bestimmte war doch dies, daß die Tätigkeit der Frauen und Mädchen wesentlich nicht für die öffentliche Gesellschaftstätigkeit, sondern für die private Tätigkeit der Familie und der Privatgemeinschaft in Anspruch genommen wurde. Infolgedessen sind die weiblichen Kräfte an sich zwar niemals untätig gewesen, aber da sie nur einen indirekten und keinen direkt mitwirkenden Faktor des öffentlichen Lebens bildeten, so ist diese Fähigkeit, sich öffentlich zu betätigen, im allgemeinen unentwickelt oder latent geblieben. Heut aber handelt es sich darum, auch diese Seite der weiblichen Natur aktuell zu machen. Der äußere, oft genug angeführte Grund ist der, daß die wirtschaftliche Entwicklung des Maschinenzeitalters durch die immer größere Einschränkung der im Privatbetriebe hergestellten Lebensgüter dazu den Anlaß gegeben hat, eine große Zahl von weiblichen Kräften auf diesem alten Betätigungsfeld überflüssig zu machen und diese dadurch der Beteiligung an der öffentlichen Tätigkeit zuzuführen. Dagegen liegt der innere, tiefere, aber hier nicht weiter

zu erörternde Grund darin, daß das universelle Sittlichkeitsprinzip des Protestantismus der Menschheit die geistige Bestimmung auferlegt hat: eine solche Gesellschaftsordnung zu entwickeln, durch welche jedem einzelnen Gliede die freie Entfaltung aller seiner Kräfte im Dienste der Gesamtheit ermöglicht wird. Diese sittliche Idee des Protestantismus mußte zur gegebenen Zeit folgerecht auch in bezug auf das weibliche Geschlecht zur Verwirklichung gelangen, und in dieser Situation befinden wir uns heut. Wenn daher die August-Bestimmungen über das höhere Mädchenschulwesen in ihrer natürlichen Konsequenz das Prinzip enthalten, alle öffentlichen Berufsarten dem weiblichen Geschlecht grundsätzlich zugänglich zu machen, so ist dieser ministerielle Erlaß das höchst bedeutsame Zeichen dafür, daß nunmehr der Staat sich die Ausdehnung jener protestantischen Idee von der sittlichen Vergesellschaftung auch auf die Frauen selber zur Aufgabe gemacht hat.

Das war so lange noch nicht ausdrücklich geschehen, als der Staat die Zulassung der Mädchen zu den akademischen Studien nur bedingungsweise gestattet, aber die Heranbildung nicht öffentlich geordnet hatte. Wohl waren schon seit längerer Zeit einige andere öffentliche Berufsarten den Mädchen auch im Staatsbetriebe zugänglich gemacht, aber darin lag noch nicht die grundsätzliche Anerkennung der Eröffnung aller Berufswege für das weibliche Geschlecht. Auch unausgesprochenenmaßen ist dieses allgemeine Zugeständnis nun aber damit erfolgt, daß die wichtigste Schranke gefallen ist, welche die Mädchen noch von der öffentlichen Vorbereitung zu den obersten Berufsarten ausschloß. Die über den speziell formulierten Zweck hinausreichende Wirkung dieser August-Bestimmungen wird also darin gesucht werden müssen, daß hier vom Staat der erst wahrhaft entscheidende Anfang gemacht ist, die weiblichen Persönlichkeiten als gleichberechtigte Glieder in allen Diensten der öffentlichen Gesellschaftsordnung anzuerkennen und damit die weiblichen Kräfte durch die Befreiung aus ihrem latenten Zustande dem Wohle der Gesamtheit dienstbar zu machen. Darin sehe ich die allgemeine nationale Bedeutung dieser „Neuordnung“.

Enthalten nun die Bestimmungen über die „Studienanstalten“ die wichtigste Neuerung, so verdient dieser Punkt eine ganz besonders ernste Prüfung, namentlich über ihr Verhältnis zu den höheren Mädchenschulen. Wir gehen daher am besten von den Bestimmungen über diese letzteren Anstalten aus, weil sie die gemeinsame Grund-

lage aller weiterführenden Bildungsanstalten darstellen, nämlich nicht nur für die Studienanstalten, sondern auch für das Lyzeum.

Vor allen Dingen ist freudig zu begrüßen, daß die zehnklassige Schule als die Normalform der höheren Töchter Schule durchgeführt ist. Denn nach wie vor wird sich doch der größere Teil der Schülerinnen damit begnügen, diese Anstalt zu absolvieren, und dabei hat die Erfahrung allseitig bestätigt, daß nur in zehn und nicht schon in neun Jahren den Mädchen eine abschließende Bildung höherer Art zu geben ist. Ueber die Gestaltung des Lehrplanes selbst, so über die nachdrücklichere Betonung der Verstandesbildung, über die Einführung der Mathematik und über die Umgestaltung und Verstärkung des naturwissenschaftlichen Unterrichtes wird erst dann gesprochen werden können, wenn die näheren Ausführungen darüber erlassen werden. Hervorzuheben ist nur, daß der Rechenunterricht (Mathematik) um eine Stunde wöchentlich vermehrt ist und ebenso der Turnunterricht in den oberen Klassen, während für die Naturkunde nur in der zweiten, dritten und vierten Klasse eine Stunde mehr angesetzt ist. Daß der Turnunterricht diese Vermehrung erfahren hat, erscheint mir wenig günstig. Denn erstens kommt dadurch die Stundenzahl der Woche auf 31, so daß jedenfalls an einem Tage sechs Stunden gegeben werden müssen, sodann aber wird dadurch der übrige Unterricht nur noch mehr beeinträchtigt. So notwendig und heilsam nämlich das Turnen ist, so nachteilig erweist sich das Einfügen dieser Leibesübungen in die Mitte oder den Anfang der übrigen Unterrichtszeit. Nur noch bei den unbeherrschbaren Turnhubern und Turnhuberinnen erhält sich der Mythos, daß eine solche in die Unterrichtszeit hineinverlegte Turnstunde Leib und Seele wieder frisch mache zu neuer Arbeit. Gerade das Umgekehrte trifft zu; eine solche Stunde ermüdet so, daß die Kinder zu wirklicher Denkarbeit hinterher überhaupt nicht mehr recht fähig sind; besonders die Mädchen. Es wäre daher aufs nachdrücklichste zu empfehlen, daß der Turnunterricht, wenn er nicht auf die letzte Stunde verlegt werden kann, zeitlich ganz von dem übrigen Unterricht getrennt wird, wie es ursprünglich auch der Fall war. — Nimmt man noch hinzu, daß der Handarbeitsunterricht in der Oberstufe in Zukunft wahlfrei ist, so sind damit die wichtigsten Veränderungen angegeben.

An diese höhere Mädchenschule soll sich nun die Studienanstalt angliedern. Den Vollanstalten für Knaben entsprechend, sollen auch für Mädchen Oberrealschulkurse, realgymnasiale und gymnasiale

Kurse eingerichtet werden, und zwar soll die Oberrealschule mit Ober-Tertia, die beiden anderen Studienanstalten mit Unter-Tertia beginnen. Daß somit auch für die Studienanstalten der Mädchen sogleich drei Systeme zur Anwendung kommen, hat sich zurzeit nicht wohl vermeiden lassen, ist aber doch deshalb sehr bedauerlich, weil damit die gegenwärtig bestehende Uneinheitlichkeit und Prinzipienlosigkeit in der Gestaltung des höheren Knabenschulwesens von Anfang auf die Studienanstalten übertragen wird. Wer aber gerecht sein will, wird zugestehen müssen, daß die vorliegende Neuordnung für das höhere Mädchenschulwesen sich nicht auch noch mit der Lösung dieser Frage befassen konnte.

Der einzige Punkt, der wirklich ernste Bedenken erregt, ist der, daß die Studienanstalt doch nicht als organische Fortsetzung der höheren Mädchenschule (Aufbau) realisiert worden ist, sondern als eine sich von der vierten und für die Oberrealschulkurse von der dritten Klasse abzweigende Gabelung. Ich verkenne keineswegs die Bedeutung der Gründe, die zuguterletzt noch diese Entscheidung herbeigeführt haben, aber sie wiegen doch die erheblichen Störungen und gefährlichen Nachteile nicht auf, die sie im Gefolge haben. Das Zeitmaß hätte nicht den ausschlaggebenden Entscheidungsgrund abgeben dürfen. Ein vierjähriger Aufbau würde allerdings den Mädchen die Erteilung des Reifezeugnisses erst nach vierzehnjähriger Schulzeit ermöglichen haben, aber ich kann, zumal da überhaupt erst der Anfang gemacht werden soll, hierin keinen Nachteil, sondern nur einen Vorteil erblicken. Wenn solche Mädchen erst mit zwanzig Jahren auf die Universität kommen, statt bei der Gabelung mit neunzehn, so werden sie dafür um so weniger Schaden an ihrer Gesundheit nehmen und werden um so reifer für die akademischen Studien sein. Denn in diesem Fall würden sie gerade während der schwierigsten Entwicklungsjahre, nämlich bis zum sechzehnten Jahre, in dem gleichmäßig fortschreitenden Geleise der höheren Mädchenschule verbleiben, um dann erst die konzentrierte Arbeit der vierjährigen Aufbauanstalt aufzunehmen. Bei der Gabelung fällt dagegen der Uebergang in die Studienanstalt zugleich mit dem Eintritt in die Entwicklungsperiode zusammen und wird daher bei den gesteigerten Ansprüchen nicht selten zu schweren Schädigungen führen.

Aber ich will so weit gehen, zuzugestehen, daß sich bei dieser Betrachtungsweise Gründe und Gegengründe ungefähr die Wage halten. Ich bestreite jedoch, daß die ganze Angelegenheit überhaupt von diesem Standpunkt aus zu entscheiden ist. Maßgebend für die

Beurteilung darf nicht sein, welchen geringen Gewinn an Zeit die Gabelung für diejenigen bringt, die glücklich das Ziel erreichen, sondern welche Wirkungen im ganzen und für alle mit dieser frühzeitigen Abzweigung verknüpft sind, die diesen gefährvollen Weg betreten.

Es ist das Schlimme, daß bei der Gabelung der Uebergang auf die Studienanstalt in einem Alter erfolgt, wo ein zuverlässiges Urteil selbst bei guten Schülerinnen darüber noch gar nicht abzugeben ist, ob sie für diese außerordentlichen Anforderungen die ausreichenden Fähigkeiten haben. Es ist gewiß nicht selten der Fall, daß Schülerinnen imstande sind, die höhere Mädchenschule mit gutem Erfolge zu absolvieren, während sie gegenüber den höheren Anforderungen der Studienanstalt leicht schon in den Jahren versagen können, wo sie auf jenen Schulen noch Tüchtiges zu leisten vermöchten. Daher ist das Zeugnis darüber, daß Schülerinnen die dritte oder gar die vierte Klasse mit gutem Erfolge durchgemacht haben, noch lange kein Maßstab dafür, daß sie auch zur Erlangung eines Reisezeugnisses für die Universität befähigt sind. Es kann gar nicht ausbleiben, daß auf diese Weise ein verhältnismäßig zu großer Prozentsatz doch schließlich auf der Studienanstalt versagt und dann das männliche Bildungsproletariat mit der geknickten Tertianer- und Sekundanerbildung nun auch weiblicherseits noch vermehrt. Solche Mädchen scheiden dann mit einer in jeder Weise unabgeschlossenen Bildung von der Schule und hüßen damit meist zugleich Lust und Kraft ein, auf anderem Wege noch etwas Tüchtiges zu lernen. Ferner liegt schon jetzt manche Erfahrung vor, daß viele Eltern wohlhabender Stände trotz aller Abmahnung der Lehrer ihre Töchter auf solche höheren Vorbereitungsanstalten bringen, nur um ihrem Eitelkeitstriebe zu fröhnen. Es gibt nicht wenige Fälle, daß sich auf diese Weise Mädchen zum Aufnahmeexamen gemeldet und es auch bestanden haben, von denen trotz ihrer zurzeit noch befriedigenden Leistungen die Unzulänglichkeit ihrer Begabung für höhere Studien unzweideutig vorauszu sehen war. Daß daher die Gabelung so un verhältnismäßig viele Opfer gescheiterter Kräfte unausbleiblich zur Folge haben kann, das ist es, was so nachdrücklich gegen sie spricht; und dieser Aufwand an Lebensopfern wird dadurch nicht gut gemacht, daß die Anzahl derer, die das Reisezeugnis einer Studienanstalt wirklich erwerben, es nunmehr um ein Jahr früher erhalten können.

Aus solchen Erwägungen und Erfahrungen ergibt sich, daß für

die Organisation der Studienanstalt nicht der äußere Maßstab der Zeit ausschlaggebend sein darf, sondern das Kriterium darüber, wann mit ausreichender Bestimmtheit beurteilt werden kann, ob ein Mädchen die zur Absolvierung einer Studienanstalt erforderliche Begabung und Kraft hat. Sieht man dabei von ganz besonderen Ausnahmefällen des Talentes und der Verstandeskraft ab, so wird jeder erfahrene, besonnene und auf das Wohl der Schülerinnen bedachte Fachmann nur sagen können, daß diese Entscheidung bei der leiblichen und seelischen Struktur der Mädchen im allgemeinen nicht vor dem sechzehnten Jahr, also nicht vor der Absolvierung der höheren Mädchenschule mit einiger Sicherheit zu treffen ist. Das ist der innere Grund, weshalb der Aufbau und nicht die Gabelung die naturgemäße, organische Form der Studienanstalt gewesen wäre.

Es ist daher sehr bedauerlich, daß gerade die Vertreterinnen der Frauenbewegung mit aller erdenklichen Macht auf das Gabelungssystem hingedrängt haben. Sie haben damit aus Kurzsichtigkeit gegen das wohlverstandene Interesse ihres eigenen Geschlechtes gehandelt und werden in erster Linie die moralische Verantwortung für alle daraus entspringenden üblen Folgen zu tragen haben. Wären sie besser beraten gewesen, so hätten sie sich zunächst für den Aufbau selbst auch mit vierjähriger Dauer aus sachlichen Gründen erklären müssen, und es wäre dann ihre Aufgabe gewesen, darauf hinzuwirken, daß demnächst durch eine entsprechende Erweiterung des Lehrzieles in den oberen Klassen der höheren Mädchenschule wenigstens für die Oberrealschulkurse ein dreijähriger Aufbau genügt hätte. Sie hätten dann hierbei mit vollem Recht darauf hinweisen können, daß auch die von den sechsklassigen Realschulen abgehenden Knaben nur noch einen dreijährigen Kursus auf der Oberrealschule durchzumachen haben. Die höhere Mädchenschule steht aber nach den neuen Bestimmungen schon jetzt der Realschule prinzipiell gleich. Hätte man das als das erstrebenswerte Ziel ins Auge gefaßt, so wäre auch jener äußere Grund für das alles zersplitternde Gabelungssystem hinfällig geworden, und das ganze Mädchenschulwesen hätte eine einheitlich fortschreitende Organisation erhalten.

Nachdem sich nun einmal die Staatsregierung für die Gabelung entschieden hat, wird man unumwunden anerkennen müssen, daß gleichwohl alles geschehen ist, um die üblen Folgen, welche dieses System mit sich bringen kann, möglichst zu paralyzieren. Ich lese dies wenigstens aus der 19. Bestimmung heraus, wo es heißt:

Preußische Jahrbücher. Bd. CXXXIV. Heft 1.

6

„Eine Studienanstalt für Mädchen wird in der Regel nur dort genehmigt, wo zunächst für die allgemeine Weiterbildung durch Einrichtung der Frauenschulklassen eines Lyzeums gesorgt ist. Die Studienanstalt ist in der Regel mit der höheren Mädchenschule unter einer Leitung zu vereinigen.“ Durch diese Vereinigung beider Anstalten bleibt nämlich dem Lehrkollegium der höheren Mädchenschule die Zulassung der Schülerinnen zu den Studienanstalten vorbehalten, und es kann dadurch zum mindesten verhindert werden, daß nicht schon von vornherein ungeeignete Kinder sich aus Eitelkeitsgründen die Zulassung zu verschaffen vermögen. Es wäre daher durchaus zu wünschen, daß die Staatsbehörde überhaupt keine Studienanstalt ohne Verbindung mit einer höheren Mädchenschule genehmigte.

Nicht weniger wird auch die Neuschöpfung der Lyzeen dazu beitragen, daß ungeeignete Elemente von den Studienanstalten fern gehalten werden. Denn alle diejenigen, welche nur eine Fortsetzung und Erweiterung ihrer Kenntnisse an sich zu erwerben und sich dabei zugleich für die praktischen Aufgaben des spezifischen Frauenlebens vorzubereiten wünschen, werden in diesen Lyzeen ein volles Genüge finden. Denn die Bestimmung darüber besagt: „Der Weiterführung der allgemeinen Frauenbildung dient das Lyzeum. Das Lyzeum soll neben wissenschaftlichen Fächern hauswirtschaftliche sowie praktisch-pädagogische Belehrungen und Uebungen bieten, um dem Bildungsbedürfnisse der heranwachsenden Mädchen nach ihrer Wahl und Neigung entgegenzukommen und ihrem inneren Leben einen würdigen Inhalt zu geben, der sie vor Verflachung und Veräußerlichung bewahrt, und um ihnen zugleich Mittel und Wege zu zeigen, wie sie als Frauen den Anforderungen unserer Zeit entsprechen können.“ Es läßt sich erwarten, daß gerade diese Anstalten einen außerordentlichen Segen stiften werden.

Sehr dankenswert ist es sodann, daß der Ueberlastung der jungen Mädchen auf den Lehrerinnenseminaren Einhalt getan ist durch die Vermehrung des Kursus um ein Jahr. Von nun ab werden in diesen Seminaren drei Jahre auf den wissenschaftlichen Unterricht verwandt werden und das vierte Jahr auf die praktische Unterweisung. Auch hier ist die Verlängerung der Seminarzeit um ein Jahr nicht eine Benachteiligung der Mädchen, sondern eine wesentliche Förderung.

Ueberblickt man das Ganze dieser Bestimmungen über die Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens, so wird man mit seinem

anke für das hier Geleistete nicht kargen dürfen. Das bleibt doch dies, daß abermals ein reicher Quell zur Vereng neuer Kräfte erschlossen ist, und man wird nicht zu viel t der Behauptung, daß hier ein Werk vollbracht ist, das b durch von dem Geiste edler Humanität erfüllt ist. Für die zur Ausführung dieser Organisation mitberufen sind, eine köstliche Aufgabe sein, dafür Sorge zu tragen, daß i erweckten Kräfte nun auch wirklich herangebeihen zum es Vaterlandes und zum Segen der ganzen Menschheit.

Elektrizitätswirtschaft.

Von

Hjalmar Schacht.

Die Aufgabe der Volkswirtschaftspolitik läßt sich auf zwei Grundforderungen bringen: möglichst wirtschaftliche Produktion und möglichst gerechte Verteilung des Produktionsertrages. Die erste stellt das eigentlich wirtschaftliche, die zweite das eigentlich soziale Problem dar. In beiden haben wir in den letzten Jahrzehnten große Fortschritte gemacht. Schon das deutet auf den engen Zusammenhang beider hin.

Einer wirtschaftlich rückständigen Produktion wäre es kaum so verhältnismäßig leicht geworden, die großen Lasten zu tragen, die die soziale Gesetzgebung unserer Zeit auf die Schultern der Unternehmer gelegt hat. Und die rückständigsten Betriebe haben am lautesten über diese Lasten geklagt. Dies zeigt, daß, wenn man das soziale Problem weiter fördern will, man alles aufbieten muß, um die Wirtschaftlichkeit unserer Produktion zu steigern. Soziale Abgaben werden immer leichter zu ertragen sein und mit größerer Freudigkeit getragen werden, wenn sie aus Mehrgewinn oder Produktionskostensparnissen bestritten werden können, als wenn sie eine Minderung der bisher erzielten Gewinne bedingen. So muß, wer Sozialpolitik will, in erster Linie gesteigerte Wirtschaftlichkeit unserer Produktion wollen.

Zum gleichen Ziele führt natürlich die viel näher liegende nationalpolitische Erwägung, daß wir den wirtschaftlichen Kampf auf dem Weltmarke mit um so größerem Erfolg bestehen werden, je geringer unsere Produktionskosten sind. Dieser Kampf wird uns besonders schwer gemacht von solchen Ländern, die, wie England und die Vereinigten Staaten, von der Natur ungleich günstiger ausgerüstet sind als wir. Um so nachdrücklicher müssen wir darauf sehen,

diejenigen Produktionsbedingungen zu unseren Gunsten zu wenden, die menschlicher Beeinflussung unterliegen. Dies kann in verschiedener Weise geschehen. In erster Linie müssen wir versuchen, durch technische Erfindungen aus unseren von Natur gegebenen Produktionsfaktoren den größtmöglichen Nutzeffekt herauszuholen. Danach werden wir dahin streben müssen, unsere Produktion in der zweckmäßigsten Weise zu organisieren. Und nicht zuletzt werden wir unser Menschenmaterial zu größter Arbeitsfreude und Leistungsfähigkeit erziehen müssen. Was nur wieder durch eine fortschreitende soziale Politik geschehen kann.

Von den vorgenannten drei Punkten springen namentlich die gesteigerte Ausnutzung der Naturfaktoren durch die Technik sowie die fortgeschrittene Organisation in unseren Großbetrieben ins Auge. Es ist ebenso natürlich wie wesentlich, daß hieran in erster Linie diejenigen Industrien teilhaben, die, wie die Montanindustrie, die chemische und elektrische Industrie, dem Gros der weiterverarbeitenden Gewerbe Vorfabrikate, Kraft- und Hilfsstoffe zuführen. Dadurch wird auch diesen die Wettbewerbsmöglichkeit gesteigert. Namentlich in der deutschen Montanindustrie bewundern wir bei den großen kombinierten Betrieben die Erfolge der Technik und der Organisation.

Auf keinem Gebiete aber haben die Fortschritte der Technik so volkswirtschaftlich bedeutsame Umwälzungen in so rascher Aufeinanderfolge gebracht und so ganz neue Perspektiven eröffnet, wie auf dem Gebiete der Elektrizität, und zwar nicht nur in der Erweiterung des Anwendungsgebietes der elektrischen Energie, sondern auch in der Nutzbarmachung bisher latenter Kraftquellen für ihre Erzeugung, so durch die Heranziehung bis dahin brachliegender Wasserkräfte, die Nutzbarmachung von Braunkohlen und ungetrockneten Torfmassen zur Gasrafterzeugung, die Verwendung der bisher frei entweichenden Sichtgase unserer Hochofen zur Speisung von Großgasmaschinen u. c. Alles das bestimmt die Erzeugung elektrischer Energie zu einer Rolle in unserem wirtschaftlichen und sozialen Leben, von deren Bedeutung wir uns heute, da wir erst am Ausgangspunkt einer Entwicklung stehen, noch keine rechte Vorstellung machen können.

In seltsamem Gegensatz zu dieser Bedeutung und zu der hohen Stufe der Technik steht die wirtschaftliche Organisation der Erzeugung und Verwendung elektrischer Energie. Während die Industrie elektrischer Fabrikate (Maschinen, Apparate, Akkumulatoren,

Lampen, Kabel etc.) in allen Zweigen auf der höchsten Stufe steht, weist die Industrie der Erzeugung und Uebertragung elektrischer Energie eine solche Zersplitterung, ein solches Durch- und Gegeneinander auf, daß eine Erörterung dieser Verhältnisse geboten ist.

Wie leider bei so vielen neu auftauchenden wirtschaftspolitischen Fragen gilt auch hier die erste Klage dem Mangel an zuverlässigem Material für eine solche Erörterung. Unsere Scheu vor einem Ausbau der Produktionsstatistik geht so weit, daß wir tatsächlich keinerlei brauchbare Unterlagen dafür haben, was an elektrischer Energie in Deutschland erzeugt wird. Die einschlägige Statistik des Preussischen Statistischen Landesamtes ist für unsere Zwecke völlig wertlos, da sie nur die Dampfmaschinen zählt, die zum Antrieb von Dynamos dienen, aber auch hierin noch völlig lückenhaft ist. Dettmar*) schätzt, allerdings auch auf sehr unsicheren Grundlagen, daß 1906 in Deutschland rund 6 Millionen PS in Elektrizität umgewandelt wurden, wovon ca. 5,1 Millionen auf Einzelanlagen in eigenen Betrieben erzeugt wurden, während 900 000 PS zentralen Kraftanlagen entstammten. Nicht einmal für diese letzteren, die elektrischen Kraftzentralen, besitzen wir eine amtliche Statistik. Hier hat indessen die Elektrotechnische Zeitschrift, das Organ des Elektrotechnischen Vereins und des Verbandes Deutscher Elektrotechniker, seit einer Reihe von Jahren Abhilfe zu schaffen gesucht durch Aufstellung einer auf Umfrage beruhenden Statistik. Diese Statistik, zuletzt per 1. April 1907 erschienen**), leistet uns wertvolle Dienste. Daneben stützen wir uns auf die ausführlichere, aber nur einen Teil aller Zentralen umfassende Statistik der Vereinigung der Elektrizitätswerke für 1906/7 bezw. 1907.***)

Unsere Erörterung umfaßt lediglich die zentralen Kraftanlagen, nicht die in einzelnen Industriebetrieben für den Selbstverbrauch erzeugte Energie. Die Wirtschaftlichkeit der letzteren hängt von der Situation des Gesamtbetriebes des betreffenden Einzelunternehmens ab. Die Wirtschaftlichkeit der Kraftzentralen, deren Hauptaufgabe es ist, Dritte mit elektrischem Strom zu versorgen, ist in erster Linie für die Allgemeinheit wichtig.

Die Entwicklung dieser Kraftzentralen im letzten Jahrzehnt zeigt nach der Statistik der Elektrotechnischen Zeitschrift folgendes Bild:

*) Elektrotechnische Zeitschrift 1907, Heft 21.

**) Dieselbe 1908, Heft 11.

***) Zu beziehen durch Direktor C. Döpke-Dortmund.

Jahr	Zahl der Werke	Gesamt = Anschluß = wert*) in Kilowatt	Rechnerischer Durchschnitt pro Werk
1898	375	119 053	316
1899	489	179 389	367
1900	652	251 961	386
1901	768	329 572	429
1902	870	425 309	489
1903	939	496 284	529
1904	1028	576 530	561
1905	1175	655 427	558
1906	1338	829 541	620
1907	1530	1 100 861	720

Die Zahlen zeigen, daß die Zahl der Kraftzentralen etwa doppelt so stark gestiegen ist, als die Größe der einzelnen Werke. Gleichwohl ist offenbar das Bestreben vorhanden, immer größere Anlagen zu bauen. Dieses Bestreben ist nur zu verständlich, da die großen Betriebe die Möglichkeit billigerer Stromerzeugung bieten. Nur der Großbetrieb ermöglicht die planvolle Ausnutzung aller modernen technischen Hilfsmittel in der Elektrizitätszeugung.

Dennoch ist die Durchschnittsgröße der Werke, wie obige Tabelle zeigt, absolut genommen, eine geringe. Das Bild wird aber noch ganz wesentlich ungünstiger, wenn wir die 1530 Werke nach Größenklassen zerlegen. Gemessen in Kilowatt nach der Leistung von Maschinen plus Akkumulatoren gab es 1907

zwischen	0 und	100 Kilowatt	634 Werke
"	101 "	500 "	625 "
"	501 "	1000 "	105 "
"	1001 "	2000 "	60 "
"	2001 "	5000 "	37 "
"	5001 "	10000 "	16 "
Ueber	10000	"	12 "
Unbekannt			41 "
			1530 Werke

Der ganz überwiegende Teil der elektrischen Kraftzentralen in Deutschland besteht demnach aus Werken, die der wirtschaftlichen Vorteile des Großbetriebes ermangeln.

*) Unter Anschlußwert ist die Zahl der Kilowatt verstanden, die durch alle angeschlossenen Glühlampen, Bogenlampen, Motoren, Heizapparate und sonstige Stromverbraucher dargestellt werden.

Diese Tatsache ist in den Fachkreisen Gegenstand häufiger Diskussion, die sich allerdings in der Regel nur darum dreht, ob auch kleine Elektrizitätswerke rentabel bewirtschaftet werden können. Dabei herrscht Einigkeit darüber, daß die kleineren Werke, wenn nicht außergewöhnliche Umstände vorliegen, den größeren an Rentabilität nachstehen. Auch Dettmar, der energisch für die Rentabilitätsmöglichkeit kleinerer Werke eintritt, berechnet auf Grund einer Umfrage*), daß bei 64 Werken in Städten von 1000 bis 5000 Einwohnern das durchschnittliche Bruttoerträgnis der Werke (also ohne jede Abschreibung) nur 8,4 %, bei 36 Werken in Städten zwischen 5000 und 10 000 Einwohnern 10,2 % betrug, ein zweifellos unzureichendes Resultat. Dabei werden erfahrungsgemäß bei derartigen Auswahl-Umfragen in der Hauptsache die guten Resultate getroffen, während sich die schlechten verstecken. Das Wesentlichste aber ist, daß die kleinen Werke eine Rente in der ganz überwiegenden Zahl der Fälle (solche mit besonders billiger Antriebskraft ausgenommen) nur erzielen auf Grund eines hohen Strompreises, der, volkswirtschaftlich genommen, durchaus unwirtschaftlich ist. Wenn, wie es in Deutschland der Fall ist, die Preise für elektrischen Strom zwischen ca. 60 und 7 Pfennigen schwanken, so ist es zwar möglich, daß Werke bei einem Strompreis von 60 Pfennig rentieren, aber wirtschaftliche Anlagen vom allgemeinen Gesichtspunkt aus sind sie darum noch lange nicht.

Es ist wichtig, den Gründen nachzugehen, die zur Errichtung einer so großen Anzahl vom Standpunkt der Allgemeinheit unwirtschaftlicher Anlagen geführt haben.

Sie sind einmal zu finden in dem Fortschritt der Elektrotechnik, die in raschem Fluge immer neue Verbesserungen erfand und nacheinander eine fortschreitende Verbilligung der Stromerzeugung in großen Zentralen ermöglichte, während man sich anfänglich mit der Errichtung kleinerer Werke begnügte. Auch war es zu einer Zeit, als über Risiko und Rentabilität noch weniger Erfahrungen gesammelt waren, naturgemäß leichter, das Kapital für kleinere Unternehmen zu finden, als für große Betriebe. Ferner trifft auch allgemein zu, daß bei derartigen Unternehmungen, bei denen manche lokale Interessen mitsprechen, sich oft im engeren lokalen Rahmen genügend Kapital findet, während große Betriebe, die über diesen lokalen Rahmen hinausgreifen, für ihre Finanzierung

*) Elektrotechnische Zeitschrift 1906, Heft 42.

auf weitere, besonders kapitalkräftige und unternehmende Kreise angewiesen sind.

Ein weiterer Grund liegt darin, daß die Errichtung von elektrischen Kraftzentralen allzusehr von unseren elektrischen Fabrikationsgesellschaften gefördert worden ist. Um die Fabrikation elektrischer Maschinen, Dynamos, Lampen zc. zu entwickeln, bedurfte es eines großen Abnehmerkreises. Dieser Abnehmerkreis aber mußte neu geschaffen werden, denn die ganze elektrische Industrie war etwas neues. So ergab sich jenes Finanzierungssystem seitens der Fabrikationsgesellschaften, dessen Folgen wir heute noch in großem Umfange in der elektrischen Industrie gewahren. Man finanzierte seine eigenen Abnehmer. Dieses System wurde von allen großen Gesellschaften ohne Ausnahme gehandhabt, und da es leichter und für den Fabrikationsabsatz auch lohnender war, statt weniger großer viele kleine Abnehmer zu schaffen, so gründete man Kraftzentralen und baute elektrische Straßenbahnen, wo nur irgendwo eine Möglichkeit und ein Interesse hierfür zu finden war. Die finanziellen Rückschläge dieser Methode sind ja nicht ausgeblieben, wenn es auch in zahlreichen Fällen gelungen ist, diese Gründungen nach und nach auf eigene Füße zu stellen. Auch heute noch finden wir, daß zahlreiche Kraftzentralen und elektrische Bahnen durch Betriebs- und Pachtverträge mit den Fabrikationsgesellschaften verbunden sind, die sie erbaut haben, Verträge, die nichts anderes bezwecken, als dauernde Abnehmer für die Fabrikationsgesellschaften zu erhalten. Daß solche tributären Werke und Bahnen nach allen anderen Gesichtspunkten eher geleitet werden, als nach denen der Wirtschaftlichkeit im Sinne des Gesamtinteresses, ist einleuchtend. Die schweren Fehler dieses ganzen Systems werden heute kaum noch bei ihren eigenen Urhebern übersehen oder gar verteidigt werden. Nachträglich Vorwürfe daraus herzuleiten, wäre spießbürgerlich. Die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft schildert in ihrer unlängst erschienenen Jubiläums-Denkchrift die geschichtliche Entwicklung ganz richtig, wenn sie sagt: „Die Starkstromindustrie sah sich im Augenblick des Entstehens vor die Aufgabe gestellt, den Bedarf für ihre Tätigkeit erst selbst zu schaffen, Verwendungsgebiete zu suchen, auf denen sich die Elektrizität nun auch als Vermittlerin der Energien bewähren konnte. . . . Dabei zeigte das Publikum diesen Bestrebungen zunächst nur wenig Entgegenkommen . . . Der Grund lag weniger in der Erkenntnis, daß man die Umgestaltung gewohnter Verhältnisse zu erwarten hatte, als in der Vorstellung von einer

Konkurrenz, die alteingeseffene Industrien zu bedrohen schien.“ Zweifellos hat das System das erstrebte Gute gehabt, daß es unseren Fabrikationsgesellschaften in der elektrischen Industrie eine beispiellose wirtschaftliche und technische Fortentwicklung ermöglicht hat.

Der letzte wesentliche Grund für die Zersplitterung unserer elektrischen Anlagen liegt in ihrer Kommunalisierung. Nach dem Vorgang der Kommunalisierung von Gas-, Wasserwerken und Straßenbahnen glaubte man allgemein, daß auch die elektrischen Kraftzentralen geeignete, ja notwendige Objekte städtischen Betriebes seien. Dieser Gedanke wurde durch zwei Momente begünstigt. Einmal wurde die Errichtung von Kraftzentralen vielfach zeitlich und ursächlich durchgeführt, zusammen mit der Elektrifizierung der Straßenbahnen. Dann aber sah man in den Kraftzentralen, abgesehen vom Bahnbetrieb, zunächst wesentlich nur Beleuchtungsanstalten analog den Gaswerken, die man als spezifisch kommunale Betriebe kannte. An die Abgabe von elektrischer Energie zu gewerblichen Zwecken, also an die Bedeutung der Elektrizitätswerke als wichtigstes Werkzeug unserer Produktion überhaupt, dachte man nicht oder doch nicht in gleichem Maße. So drängten sich nicht nur die großen, sondern auch mittlere und kleinere Kommunen dazu, Kraft- oder besser Lichtzentralen in ihren Mauern zu haben. Teils wurden diese Betriebe sofort auf städtische Rechnung gebaut, teils Privaten übertragen. Immer aber war der Gesichtspunkt vorherrschend, für die Straßen und Häuser der Stadt Licht zu liefern und, wo die Umstände vorlagen, städtische Bahnen zu bewegen. Von den 1530 Werken der Statistik sind heute bereits mehr als zwei Drittel städtischer Besitz, die übrigen Stadtzentralen aber haben fast alle in ihren Wegebenutzungsverträgen eine Klausel, die der Kommune das Heimfalls- oder Ankaufsrecht sichert, so daß wir mit der Tatsache rechnen müssen, daß in absehbarer Zeit der weitaus größte Teil unserer elektrischen Kraftzentralen sich in kommunalen Händen befindet. Was dies für die Zukunft unserer Elektrizitätswirtschaft bedeutet, werden wir alsbald sehen, hier genügt es zunächst festzustellen, daß das kommunal-soziale Prinzip einen großen Teil der Schuld an der unwirtschaftlichen Zersplitterung unserer elektrischen Kraftanlagen trägt.

So lange eine solche unwirtschaftliche Zersplitterung sich nur in bezug auf städtische Beleuchtung und städtischen Bahnbetrieb äußerte, machten sich die Folgen nicht allzu schwer fühlbar. Dies wurde anders, als die elektrische Energie als Kraftquelle für ge-

werbliche Betriebe eine größere Rolle zu spielen anfang. Diese Entwicklung ist allerdings verhältnismäßig jungen Datums. Erst 1901 schreibt das Rheinisch-Westfälische Elektrizitätswerk in seinem Geschäftsbericht: „Die Benutzung der elektrischen Energie auch für Kraftzwecke findet immer mehr Eingang.“ Erst seitdem die Verbilligung des elektrischen Stroms im Großbetriebe möglich geworden ist, bürgert sich der elektrische Antrieb nicht nur im Kleingewerbe, sondern vor allem in der Großindustrie ein. In welchem Maße dies der Fall ist, dafür fehlen uns leider wieder alle Unterlagen. Einzelne Ziffern mögen immerhin einen Begriffsanhalt geben. Nach der Statistik des Oberschlesischen berg- und hüttenmännischen Vereins waren an Elektromotoren in den ober-schlesischen Steinkohlen-gruben vorhanden:

1903	475	mit	20 719	PS
1904	645	„	26 634	„
1905	864	„	36 565	„
1906	1047	„	49 404	„
1907	1334	„	68 355	„

Die fabriktechnischen Vorteile des elektrischen Kraftantriebs (jederzeitige Ein- und Ausschaltung der Kraft, Raumerparnis, Placierung des Antriebs an jeder beliebigen Stelle, beliebiger Einzel- oder Gruppenantrieb, Reinlichkeit, Gefahrslosigkeit, leichteste Bedienung, billigste Wartung) auseinanderzusetzen, muß Sache des Technikers bleiben. Wir haben nur mit der Tatsache zu rechnen, daß der elektrische Kraftantrieb sich in steigendem Umfange und in raschem Fluge in der Produktion aller Betriebszweige einbürgert, und daß diese Bewegung besonders erst in Gang gekommen ist, seitdem eine Verbilligung der Kraftstrompreise bis auf 7 Pfennig und teilweise weniger für die Kilowattstunde möglich geworden ist.

Diese Möglichkeit ist besonders dadurch gegeben worden, daß man, wie oben erwähnt, gelernt hat, bisher brach liegende Kraftquellen zu erschließen, die nur an Ort und Stelle rentablerweise zu verwerten sind. Diese Verwertung bietet sich durch Umsatz in Elektrizität, die ihrerseits mit Leichtigkeit an andere Orte ferngeleitet werden kann. Das gilt also von den oben erwähnten Torf- und Braunkohlenlagern, das gilt von Koks- und Gichtgasen, das gilt vor allem von Wasserfällen, das gilt nicht zuletzt von der Steinkohle. Anstatt die Steinkohle zu verfrachten und an den ver-

schiedensten räumlich getrennten Produktionsstätten zur Kesselfeuerung zu verwenden, wird die Kohle am Fundort selbst in elektrische Energie umgefertigt und so die der Kohle innewohnende Kraft auf dem billigeren Wege des elektrischen Leitungsdrahtes an die entfernten Betriebsstätten verpflanzt. Es ist das, was man als die „Verfrachtung der Kohle auf dem Draht“ bezeichnet hat, und was man in Anwendung auch auf andere Kraftquellen vielleicht am verständlichsten mit dem Ausdruck Krafttelegraphie charakterisieren kann. Die Bedeutung dieser Krafttelegraphie für die gesamte Volkswirtschaft leuchtet ebensosehr ein, wie die Tatsache, daß nur eine erheblichere Billigkeit im Verhältnis zu den vielerlei bestehenden sonstigen Kräfteerzeugern imstande sein wird, dieses System auszubreiten. Ist aber eine so billige Erzeugung überhaupt möglich, so ist es Pflicht einer vernünftigen Wirtschaftspolitik, die Ausbreitung dieses Systems nachdrücklich zu fördern.

Das Gros der bestehenden Elektrizitätszentralen ist nicht imstande, Kraftstrom genügend billig abzugeben. Nach dem Stande der Dinge ist die Nachfrage nach Lichtstrom vorerst allgemein die stärkere und dringlichere, weil die Ueberlegenheit des elektrischen Lichtes gegenüber anderen Beleuchtungsarten so groß ist, daß sie eine große Nachfrage zeitigt und demgemäß auch einen entsprechend hohen Lichtstrompreis rechtfertigt und ermöglicht. Auf die hohen Lichtstrompreise sind daher die allermeisten Elektrizitätszentralen zugeschnitten. Die allermeisten geben Kraftstrom nur ab, soweit sich dies mit der Lichtstromabgabe verträgt, da der Kraftstrom, um überhaupt Abnehmer zu finden, billiger abgegeben werden muß. Die Klagen, daß am Kraftstrom so wenig verdient werde, sind deshalb allgemein. Eine Erhöhung des Verdienstes würde nur bei einer Herabsetzung der Produktionskosten eintreten können. Hierzu aber fehlen die wirtschaftlichen Voraussetzungen.

Das Borgefagte trifft um so uneingeschränkter zu, je kleiner die Werke sind. Bei den größeren Werken liegen die Voraussetzungen für Kraftabgabe günstiger. Da die Lichtabgabe ein Werk nur für einige Stunden des Tags ganz in Anspruch nimmt, so hat es während der übrigen Tageszeit die Wahl, entweder ganz brach zu liegen, oder zu billigerem Preise Kraft abzugeben. Je größer ein Werk ist, um so billiger wird die Kraftabgabe, um so teurer das Stillliegen. So finden wir überhaupt wohl nur ganz ausnahmsweise Elektrizitätswerke, die nicht neben Lichtstrom auch Kraftstrom abgeben. Bei den größeren Werken aber spielt die Kraftabgabe

immerhin eine gewisse Rolle. Das bestimmende Prinzip für die Abgabe des Stromes zu verschiedenen Zwecken ist der Belastungsfaktor. Das Streben geht dahin, während der 24 Stunden des Tags möglichst jederzeit in gleichem Umfang durch Stromabnahme belastet zu sein. Steigt z. B. gegen Abend die Lichtstromabgabe, so ist eine Einschränkung der Kraftabgabe erwünscht, und umgekehrt kann am Tage um so mehr Kraft abgegeben werden, je geringer der Lichtverbrauch ist. Ein gut geleitetes großes Elektrizitätswerk wird daher suchen, Konsumenten für Licht oder Kraft je nach dem Stande seines Belastungsfaktors zu gewinnen. Es wird für bestimmte Tageszeiten Preisnachlässe auf Stromentnahme gewähren, wenn es dadurch eine möglichst gleichmäßige Belastung erzielt. Konsumenten, die ihren Kraftverbrauch auf bestimmte Tagesstunden legen können, sind in der Lage, hiervon zu profitieren.

Trotzdem nun im allgemeinen der Kraftbedarf der Industrie ein ganz unvergleichlich größerer ist als der Lichtbedarf, trotzdem der Kraftbedarf sich über den ganzen Tag, der Lichtbedarf nur auf wenige Stunden erstreckt, trotzdem also das Absatzfeld für Kraftstrom ein vielfach größeres ist, als dasjenige für Lichtstrom, trotzdem daher auch der Anreiz, billige elektrische Kraft für gewerbliche und landwirtschaftliche produktive Zwecke zu erzeugen, ein besonders großer sein müßte, trotz alledem hat bisher die Entwicklung diesen Weg nicht eingeschlagen. Die Stromabgabe für Licht- und Bahnzwecke überwiegt diejenige für gewerbliche Kraft. Nach der Statistik der Elektrotechnischen Zeitschrift, welche die Straßenbahnmotoren nicht berücksichtigt, betrug der Gesamtanschlußwert aller Zentralen am 1. April 1907 in Kilowatt

für Licht . . .	576 284
„ Kraft . . .	524 577

Hierzu kommt also noch der Anschlußwert der elektrischen Bahnen, der beispielsweise bei den 14 Zentralen mit Bahnanschluß in der nachfolgenden Tabelle allein rund 175000 Kilowatt beträgt.

Wir stellen nachstehend (s. Tabelle S. 94) die 25 größten Kraftzentralen zusammen, also diejenigen, bei denen die Kraftabgabe am leichtesten möglich und am rentabelsten ist. Die Ziffern beziehen sich auf die Abgabe von Strom für Licht-, Bahn- und Kraftzwecke und sind der Statistik der Vereinigung der Elektrizitätswerke für 1907 (soweit vorhanden) entnommen. Dabei bedeuten die Spalten

Stort	Eid			Bagn			Strati		
	1.	2.	3.	1.	2.	3.	1.	2.	3.
Berlin	65 806	699	89 008 894	96 591	664	64 477 824	78 916	706	52 110 780
Hamburg	28 038	—	8 156 304	82 346	—	18 291 688	12 951	—	5 050 050
Oberischleside	8 905	1 475	18 184 875	1 000	8 947	8 947 000	18 799	2 481	88 545 369
Offen	9 981	789	7 875 009	—	—	—	28 642	1 680	88 586 460
Mheinfeben	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Frankfurt	16 611	—	—	2 419	—	—	10 818	—	—
Dresden	9 650	—	—	—	—	—	5 168	—	—
Dortmund	7 107	559	3 972 813	782	2 010	1 471 320	6 812	697	4 747 964
Breslau	6 556	418	2 740 408	7 747	599	4 640 458	4 569	294	1 843 286
Mittden	16 462	360	5 926 320	12 846	888	10 764 948	6 451	456	2 941 656
Nierorte	2 108	—	—	—	—	—	3 677	—	—
Stargburg	18 585	—	4 266 254	1 400	2 370	3 818 000	7 558	—	4 022 120
Mugenburg	1 052	—	—	—	—	—	7 066	—	—
Stutgart	7 870	284	2 093 080	2 985	1 388	3 927 080	7 644	754	5 763 576
Sdohneberg	11 480	362	4 197 660	—	—	—	6 284	450	2 827 800
Duffelborf	6 888	573	3 660 824	5 016	781	3 666 696	2 610	504	1 815 440
Mitthal	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Runde*)	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Rdn	8 225	885	7 279 125	4 339	3 060	13 277 840	5 247	—	—
Charlottenburg	14 808	—	—	—	—	—	7 129	—	—
Bremen	6 427	328	2 108 056	5 328	751	4 001 328	3 080	801	912 080
Mitthaulen	2 599	505	1 312 495	200	2 668	538 600	3 757	1 344	5 049 408
Hannover (Strafenbahn)	—	—	—	—	—	—	—	—	—
" (Stadt)	6 640	467	3 100 880	—	—	—	2 985	440	1 291 400
"	3 410	433	1 476 530	2 013	1 297	2 610 861	3 479	960	3 339 840

*) Dem Eiferer Stort geburg.

1. Anschlußwert in Kilowatt.
2. Durchschnittliche jährliche Benutzungsdauer in Stunden.
3. Das Produkt beider.

Diese Tabelle (S. 94) ergibt, daß von den 21 Werken, für welche Ziffern vorliegen, bei 16 der Licht- und Bahnanschluß den Kraftstromabsatz erheblich überschreitet, bei 12 übersteigt sogar der Lichtstrom allein den Kraftstrom. Bei den Harwerken ist das Mehr an Kraftabgabe nicht übermäßig groß. Das Mehr an Kraftanschließen bei Mülhausen i. E. ist sehr bemerkenswert, tritt aber doch quantitativ noch nicht übermäßig hervor. Die hohe Kraftanschlußziffer bei Augsburg beruht in der Hauptsache auf dem hohen Bedarf einer einzigen angeschlossenen Firma Meister, Lucius & Brüning, die 1907 allein 7050 PS bezog, was etwa 4600 Kilowatt entspricht. Eine Ausnahmestellung nehmen dagegen ein die Werke in Oberschlesien und Essen, besonders das letztere. Diese beiden Werke sehen offenbar ihre Hauptaufgabe in der Abgabe von Kraftstrom zu gewerblichen Zwecken. Sie fallen damit aus dem üblichen Rahmen unserer Elektrizitätswerke heraus. Wir wollen versuchen, ihre Politik kennen zu lernen, indem wir den Werdegang des Essener Werkes kurz skizzieren.*)

Das Essener Werk ist eine jener vielen oben berührten Gründungen von Fabrikationsgesellschaften der Elektrizitätsindustrie, die zur Alimentierung der Industrie erfolgten, und zwar des Lahmeyer-Konzerns. Die Gründung erfolgt 1898 mit 2,5 Millionen Mark Grundkapital, das 1900 auf 3,75 Mill. M. erhöht wird. Mit der Kapitalerhöhung wird die Börseneinführung der Aktien geplant, ein Zeichen dafür, daß man den Ausbau des Werkes zu einem gewissen Abschluß gebracht zu haben glaubte. Infolge des Konjunkturumschwungs unterbleibt jedoch die Einführung. Da tritt 1902 eine bedeutsame Wendung in der Entwicklung der Gesellschaft ein, insofern die Aktienmajorität durch Kauf an ein Konsortium unter Führung bekannter rheinischer Großindustrieller übergeht. Das Werk wird von Lahmeyer unabhängig gemacht, und es beginnt ein umfassender Ausbau, der sich im Kapitalbedarf widerspiegelt. Das Aktienkapital wird 1903 auf 10 Millionen M., 1906 auf

*) Vgl. hierzu die vortreffliche kleine Schrift von W. Jusi, *Elektrizitätsversorgung und Gemeindeverwaltung*. Berlin 1907. Franz Siemenroth. Die Politik und Entwicklung des Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerkes in Essen ist dort sehr eingehend geschildert, weshalb wir uns hier auf die notwendigsten, für den Zusammenhang erforderlichen Angaben beschränken.

30 Millionen M. erhöht. Außerdem werden 1905 10 Millionen M., 1906 weitere 20 Millionen M. Anleihen kontrahiert, so daß das Kapital der Gesellschaft in Aktien und Obligationen binnen sechs Jahren mehr als verfünffzehnfacht wird.

Welches das Ziel der Gesellschaft war, das sprach sogleich der erste Geschäftsbericht unter der neuen Verwaltung (1902/03) klar aus: „Wir betrachten es im Gegensatz zu den meisten Kommunalbetrieben nicht als unsere Aufgabe, unter Ausnutzung unserer Monopolstellung in einzelnen Gemeinden bei geringem Stromabsatz großen Gewinn zu machen, sondern wir gedenken dadurch unsere Aufgaben für uns und für die Allgemeinheit zu erfüllen, daß wir den Konsumenten, insbesondere der Eisenbahnverwaltung und der Industrie, zu den denkbar billigsten Preisen größtmögliche Strommengen zur Verfügung stellen.“ Hier sollte ein Kraftstromwerk par excellence entstehen.

Es ist höchst interessant, zu sehen, wie die Leitung des Werkes dieses Ziel unter Ausnutzung aller denkbaren technischen Vorteile und unter Anwendung einer großzügigen Organisation verfolgt hat. Das Werk liegt direkt über einer großen Kohlenzeche, die Kohlen werden unmittelbar vom Schacht weg der Kesselfeuerung automatisch zugeführt. Die bei der Koksfabrikation freierwerbenden Gase werden gleichfalls zur Feuerung verwandt. So ist schon in der Anlage größte Billigkeit der Erzeugung ermöglicht. Ein weiter führender Gedanke ist der, daß es unwirtschaftlich ist, an zahlreichen örtlich getrennten Stellen in Gemeinden und industriellen Werken ohne jeden gegenseitigen Zusammenhang elektrische Kraft zu erzeugen. Dieses System der Zersplitterung wie es bisher bestand, bedingt eine wesentliche Verteuerung des einzelnen Betriebes, teurere Errichtung der Anlagen, teurere Amortisation und Verzinsung, namentlich weil für jede Krafterzeugungstation Reserveranlagen nötig sind. Da diese zersplitterten Einzelanlagen nur für ein einzelnes Werk, für eine einzelne Gemeinde, also für einen beschränkten und auf bestimmte Bedürfnisse zugeschnittenen Abnehmer arbeiten, so ist eine volle Ausnutzung der Anlagen nicht möglich und es verteuert sich daher auch der Betrieb; die Maschinen sind zu den verschiedenen Tagesstunden bald übermäßig, bald gering belastet. Führt man dagegen alle Einzelanlagen zur Gemeinschaftsleistung zusammen, so spart man an Reserveranlagen und kann eine gleichmäßigere Belastung des Ganzen, eine bessere Ausnutzung der Maschinen herbeiführen, mithin bei geringeren Aufwendungen

einen größeren Ertrag erzielen. Die gleichmäßigere Belastung wird insbesondere dadurch gefördert, daß nicht alle Verbraucher zu gleicher Zeit Strombedarf haben. Wenn der eine Strom braucht, kann ihn der andere aus seiner Anlage abgeben u. s. f. Wie in den Reservoirs unserer Großbanken die zeitweilig disponiblen Gelder der Geschäftsleute zusammenfließen, um zur Kreditgewährung an andere Gruppen, die zur selben Zeit Geldbedarf haben, verwendet zu werden, so auch hier beim Sammeln und Wiederverteilen der Elektrizität.

Von dem Gedanken bis zu seiner vollendeten Ausführung ist ein großer Schritt. Aber zu einem Teil hat ihn das Essener Werk verwirklicht und zwar in zweierlei Form, einmal durch Gegenseitigkeitsverträge mit einer Anzahl von industriellen Werken und zweitens durch den Erwerb einer Reihe kleinerer Elektrizitätszentralen des Bezirks. Gegenseitigkeitsverträge sind unter anderen abgeschlossen mit den Gesellschaften Louise Tiefbau, Bochumer Verein für Gußstahl, Deutsch-Luxemburgische Bergwerksgesellschaft, Harpener Bergbaugesellschaft, Fried. Krupp, Mülheimer Bergwerksverein, Thyssensche Werke u. a. Der Inhalt der Verträge geht dahin, daß das Essener Elektrizitätswerk und die Elektrizitätszentralen der genannten Werke sich nicht nur in Fällen der Not gegenseitig Hilfe leisten, sondern daß regelmäßig zu den Tageszeiten, wo diese Werke ihre eigene elektrische Energie nicht voll verbrauchen, die überschüssige Kraft dem Essener Elektrizitätswerk zur Verwertung überlassen wird. Umgekehrt können natürlich die einzelnen Werke überschießenden Bedarf vom Essener Werk entnehmen. Daß bei dieser Organisation eine bedeutende Verbilligung der Stromkosten ermöglicht werden konnte, ist leicht ersichtlich.

Den zweiten Weg, die vielen elektrischen Quellen des Bezirks zu einem machtvollen Strome zu sammeln, beschritt das Essener Werk mit dem Ankauf anderer Kraftzentralen. Der Plan, den ganzen rheinisch-westfälischen Industriebezirk einheitlich mit billiger elektrischer Energie zu versorgen, konnte nicht von einer einzigen Zentrale aus durchgeführt werden. Der Hebel mußte an verschiedenen Punkten angelegt werden, die aber miteinander in Verbindung zu bleiben hatten. Zu solchen Punkten wurden die Elektrizitätswerke Solingen und Berggeist bei Brühl ausersehen, die vom Essener Werk erworben und großartig ausgebaut wurden.

Ferner wurde eine weitere neue Zentrale auf Reche Wiendahlbank bei Kruckel gebaut, von wo aus man namentlich das östliche Revier zu versorgen beabsichtigte. In welcher Weise der

Ausbau der sämtlichen vier Zentralen erfolgte, zeigt folgende Uebersicht über die von ihnen nutzbar abgegebenen Kilowattstunden in Millionen.

	1902/3	1903/4	1904/5	1905/6	1906/7
Licht	2.58	3.54	4.65	6.39	8.13
Kraft*)	4.57	6.39	12.24	24.78	40.91
Summe	7.15	9.93	16.89	31.17	49.04

Daneben erfolgte die Erwerbung einer Anzahl kleinerer Werke, die teils stillgelegt, teils als Reserveranlagen, teils als Umformstationen benutzt wurden.

Die Erwerbung dieser Werke ebenso wie die von Berggeist und Solingen erfolgte indessen noch aus einem anderen Grunde. Für die geplante große Stromproduktion mußte ein entsprechend großer Stromverbrauch geschaffen bzw. angegliedert werden. Vorbedingung hierfür war die Möglichkeit, ein großes Leitungs- bzw. Kabelnetz zu verlegen. Hierzu gehörte das Wegebenutzungsrecht, das von den Gemeinden erworben werden mußte. Erwarb man bestehende Elektrizitätswerke, so erwarb man damit auch deren Wegerechte. Es ist bezeichnend, daß es sich für ein wirtschaftlich arbeitendes, großes Werk rentierte, kleine Werke, die es bei freier Wegebenutzung billiger und mit Leichtigkeit niederkonkurrenziert hätte, lediglich wegen ihrer Wegerechte zu erwerben. Nicht die Produktionsanlagen werden bezahlt, sondern das Monopol, welches unsere Rechtsverfassung diesen Werken garantiert.

Vielleicht nicht unter dem Einfluß einer gleich bewußten Energie, aber begünstigt durch seine Lage und eine den vorhandenen Bedürfnissen Rechnung tragende Verwaltung haben sich die Oberschlesischen Elektrizitätswerke zu einer gleichfalls in der Hauptsache Kraftstrom abgebenden Zentrale entwickelt. Und auch hier hat diese Entwicklung erst in den letzten Jahren eingesetzt, wie die nachfolgende Uebersicht über die nutzbar abgegebenen Kilowattstunden in Millionen zeigt:

*) Im Juni 1905 wurde erstmalig Strom für Bahnzwecke abgegeben, doch betrug nach einer Mitteilung der Verwaltung die Abgabe 1905/6 nur 0.57 Millionen, 1906/7 0.60 Millionen Kilowattstunden, die in obigen Ziffern enthalten sind.

	1902	1903	1904	1905	1906	1907
Licht	6.11	7.70	8.64	9.50	10.60	12.30
Bahn	2.81	2.45	2.79	2.79	3.21	3.95
Kraft	3.88	5.48	12.21	15.18	22.91	28.91

Die Entwicklung der Oberschlesischen Werke zeigt hiernach zwar keine so außerordentliche Steigerung der Kraftabgabe, wie beim Essener Werk. Der Grund hierfür liegt offenbar darin, daß diese Entwicklung keine so durchaus gewollte, sondern eine infolge der Verhältnisse gewordene ist. Dennoch unterliegt es keinem Zweifel, daß die Oberschlesischen Werke demselben Ziele einer großen Versorgungsanlage von Gewerbe, Landwirtschaft, Industrie und Bergbau mit elektrischer Energie zusteuern. Ihre Entwicklung ist nur deshalb eine ruhigere gewesen, weil sie mit einer geringeren Konkurrenz und daher mit weniger Widerständen zu kämpfen hatten, als das Essener Werk, das sich von allen Seiten von vielen kleinen und größeren Elektrizitätszentralen umgeben sah. Aber es ist wahrscheinlich, daß diese Entwicklung auch bei den Oberschlesischen Werken in ein rascheres Tempo gelangen wird. Im Jahresbericht für 1906 schreibt die Verwaltung: „Die Zunahme in der Abgabe von Kraftstrom ist ein Zeichen dafür, daß auch in der ober-schlesischen Industrie sich mehr und mehr Interesse für unser Unternehmen entwickelt, und daß man die Vorteile der Konzentrierung der Kraft-erzeugung in großen elektrischen Zentralen erkannt hat. Von nicht unwesentlichem Einfluß auf diese Entwicklung ist das jetzt auch in der ober-schlesischen Montan- und Hüttenindustrie deutlich erkennbare Bestreben der Elektrifizierung aller Betriebe, so daß, wo neue Anlagen zur Ausführung kommen, fast ausschließlich die Elektrizität als Kraftquelle benutzt wird.“

Eine wesentliche Voraussetzung für dieses Bestreben ist die ständige Erweiterung des Anwendungsgebietes der elektrischen Kraft. An dieser Erweiterung arbeiten die Elektrotechniker unausgesetzt. Durch Haus und Fabrik, Bergbau und Werkstatt, Feld und Scheune hält die elektrische Kraft ihren Siegeszug. Oft erwähnt wird die Bedeutung elektrischer Kleinmotoren für Handwerk und Hausindustrie. Daß ihre Anwendung nicht umfangreicher ist, liegt im wesentlichen an den teuren Kraftstrompreisen der meisten Zentralen. Die Anwendungsmöglichkeiten der Elektrizität in der Landwirtschaft sind nur deshalb nicht genügend bekannt,

weil für den örtlich dezentralisierteren Bedarf die Elektrizität in ihrer heutigen wirtschaftlichen Organisation natürlich noch viel weniger rentabel geliefert werden kann. Und doch ist gerade für die Landwirtschaft, in der die Anwendung von Gas- und Dampfmaschinen zc. mit ihrer geringen oder überhaupt mangelnden Transportfähigkeit, ihrer schwierigen Speisung mit Kohle und Wasser, ihrer unausgesetzten Bedienung erschwert ist, die Elektrizität die schlechthin ideale Antriebskraft, soweit überhaupt mechanischer Antrieb verwendet werden kann. Eine Hauptaufgabe der elektrischen Kraft scheint ferner auf dem Gebiet der städtischen Bodenfrage zu liegen. Ein großer Teil unserer sozialen Schäden beruht auf der Konglomeration unserer Industrien an wenigen großen Zentren. Für die Dezentralisation der Industrie wird die Elektrizität großes leisten. Schon heute hat die Nutzbarmachung von Wasserkräften in freier Gegend teilweise eine solche Dezentralisation bewirkt, und diese Bewegung wird sich fortsetzen, je mehr die elektrischen Kraftzentralen ihre Energie in die Ferne senden und je mehr jetzt brachliegende Kraftquellen für die Erzeugung elektrischer Energie nutzbar gemacht werden.

In den Torfmooren des Bezirks Aurich hat jetzt die preussische Regierung den Bau einer Elektrizitätszentrale in Angriff genommen. Ueberhaupt hat die Ausnutzung natürlicher Kraftquellen, namentlich von Wasserfällen, für Elektrizitätserzeugung in den letzten Jahren große Fortschritte in Deutschland gemacht. An den Fällen und Schnellen des Oberrheins sowie in Oberbayern sind eine Reihe von Kraftanlagen teils im Betrieb, teils im Bau, teils geplant. Das größte bestehende dieser Werke ist das zu Rheinfelden, das wir bisher nicht näher erwähnt haben, obwohl es ein ausgesprochenes Kraftwerk ist, weil seine Voraussetzungen ganz andere sind, als bei den Werken in Essen und Oberschlesien. Die Aktiengesellschaft Rheinfelden lieferte 1903 von insgesamt 80 Millionen abgegebenen Kilowattstunden 51 Millionen an zwei große elektrochemische Werke (Aluminium-Industrie A.-G. in Neuhausen und Chemische Fabrik Griesheim Elektron), in 1904 von 85 Millionen 54, in 1905 von 84,5 Millionen 51,6, in 1906 von 85,6 Millionen 50,6, in 1907 von 94 Millionen 54. Ursprünglich überwiegend als Wasserkraftanlage für elektrochemische Fabrikation erbaut, ist Rheinfelden durch den Ausbau seiner Werke immer mehr in die Lage gekommen, auch an Dritte Kraftstrom in großem Umfange billig abzugeben. Die Abgabe motorischer Kraft an Industrien ist dabei das Hauptziel. Wo Großabnehmer nicht

in genügender Zahl vorhanden sind, da gibt die Gesellschaft Strom an Genossenschaften zu Engros-Preisen ab, die zu dem Zweck gebildet sind, um ihrerseits den Detail-Weiterverkauf an ihre Mitglieder zu organisieren, eine außerordentlich zweckmäßige Anwendung des Genossenschaftsprinzips. Zur Erläuterung dieser Politik seien zwei Stellen aus den Geschäftsberichten der Gesellschaft hierher gesetzt. Im Bericht für 1903 heißt es: „Wir haben u. a. einen Stromlieferungsvertrag abgeschlossen mit der Genossenschaft „Wald-Elektra Säckingen-Waldshut“, welche bezweckt, der bestehenden Hausindustrie in etwa 26 Gemeinden des Hohenwaldes den elektromotorischen Antrieb der Seidenwebstühle zu verschaffen. Es dürfte diese Genossenschaft mit der Zeit etwa 200 Kilowatt Drehstrom von uns beziehen.“*) Und im Bericht für 1906 wird mitgeteilt: „Wir haben eine ca. 40 km lange Hochspannungsleitung gebaut in die für die Ansiedlung neuer Industrien günstig gelegenen Gebiete von Leopoldshöhe und Haltingen auf dem rechten Rheinufer bis hinunter nach Schliengen. Den oberen Teil dieses neuen Absatzgebietes haben wir uns zur direkten Stromversorgung vorbehalten. Den Detailabsatz für die Gegend unterhalb Haltingen, wo mehr Kleingewerbe und Landwirtschaft mit elektrischer Energie zu bedienen sein wird, haben wir der „Elektra Markgräflerland Gen. m. b. H.“ mit Sitz in Haltingen übertragen, die den Strom zu Engros-Preisen von uns bezieht und ähnlich organisiert ist, wie die anderen seit Jahren an unsere Netze angeschlossenen Kraftabsatzgenossenschaften.“

In diesen Ausführungen zeigt sich der Gegensatz in der Politik des Werkes zu Rheinfelden gegenüber derjenigen in Essen und Oberschlesien. Bei dem einen ist das Problem der billigen Kraftlieferung durch die Natur gelöst und es gilt nur, den Absatz zu organisieren, bei den anderen ist ein großes natürliches Absatzgebiet, ein gewaltiger Bedarf vorhanden, und das Problem geht dahin, die billige Kraft-

*) Bei meinem diesjährigen Sommeraufenthalt in Todtmoos im südlichen Schwarzwald habe ich den Hohenwald besucht und mir vom Vorsitzenden der Genossenschaft, Bürgermeister Matt in Herrisried, die Anlagen zeigen lassen. Die Webstühle sind vom Fabrikanten (Verleger) gestellt, den Strom liefert die Genossenschaft und den Motor erwirbt der Weber. Die Leute verdienen nur etwas mehr mit der Weberei als früher, aber ohne sich abzuarbeiten und in viel kürzerer Zeit, so daß für die Bestellung des Aders, die Haus- und Viehwirtschaft Zeit gewonnen ist und das ganze Leben der Bevölkerung den hausindustriellen Charakter im schlechten Sinne verloren und wieder einen gesunden bäuerlichen Charakter gewonnen hat. Freilich hat das landschaftliche Bild durch die nach allen Richtungen des Geländes verlaufenden Stangenleitungen und die das Strohdach durchbrechenden Zuführungsdrähte eine merkwürdig moderne Ergänzung erfahren.

erzeugung zu ermöglichen. Diese Gegenüberstellung zeigt, daß das letztere Problem zurzeit zweifellos das weitaus wichtigere ist, da es mit den vorhandenen wirtschaftlichen Zuständen rechnet, und ich möchte zur Erläuterung der Situation die Behauptung wagen: Aus den natürlichen Wasserkräften z. B. Bayerns große Mengen elektrischer Energie zu gewinnen ist nach dem heutigen Stande der Technik kein großes Kunststück mehr; ob diese Gewinnung aber, außerhalb der Elektrifizierung der Verkehrsmittel, einen schnellen wirtschaftlichen Erfolg bringen wird, erscheint mehr als zweifelhaft; eine wirtschaftspolitische Tat von höchster Bedeutung dagegen ist es, wenn man die industriell belebten Teile Deutschlands mit billiger elektrischer Energie versorgt. Damit soll nicht etwa gesagt sein, daß nun die Wasserkräfte des Südens brach liegen bleiben müßten. Im Gegenteil, die Erstellung billiger elektrischer Energie in bisher gewerblich wenig belebten Gegenden eröffnet neue Produktionsmöglichkeiten, die im Interesse einer erhöhten Produktivität unseres Gesamtwirtschaftsleben dringend erwünscht sind. Hier kommt es indessen darauf an, zu zeigen, daß eine Elektrizitätswirtschaftspolitik, die nicht dem Zufall folgt, sondern die gewordenen und vorhandenen wirtschaftlichen Verhältnisse und Kräfte zu leiten sucht, in erster Linie das Problem zu lösen hat, wie da, wo großer Bedarf an gewerblicher Antriebskraft vorhanden ist, elektrische Energie auf das billigste erstellt werden kann.

Wie gering noch zurzeit die Klarheit auf diesem Gebiete ist, das zeigen die Widerstände, die das Essener Werk bei seiner großzügigen Politik gefunden hat. Als im August 1905 erstmalig etwas davon laut wurde, daß die Essener Gesellschaft wegen Uebernahme des städtischen Elektrizitätswerks in Dortmund verhandelte, erhob sich alsbald ein Alarm darüber, daß hier seitens „eines Riesenunternehmens nach Art der amerikanischen Trusts“ ein privates Monopol angestrebt werde. Alsbald tauchte auch die Idee einer Vereinigung des Dortmunder mit anderen städtischen Werken des Bezirks als Gegengewicht gegen das Essener Werk auf. Andere Gegenmaßnahmen schlossen sich an. Es wurden im Februar 1906 Verhandlungen gegen das Essener Werk angeknüpft zwischen den Städten Düsseldorf, Köln, M.-Gladbach, Rhcydt und Neuf. In Hagen und Bochum wurden Gegengründungen in Angriff genommen. Bis wohin sich die Verständnislosigkeit verstieg, zeigen zwei Zeitungsnachrichten, die eine aus dem März 1906: „Im Gemeinderat von Buer warnte der Landrat Bewelbt vor der Eingehung von Ver-

trägen betr. Abnahme von elektrischer Energie mit Privatfirmen“, und die zweite vom Juni 1906: „Wie gemeldet wird, wurde in der Sitzung des Kreistages des Landkreises Hagen vom Landrat Hartmann mitgeteilt, daß einem Privatunternehmen, wie dem Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerk, die Provinzialstraßen nicht mehr überlassen werden zum Zwecke der Versorgung der Landgemeinden mit Elektrizität. Deshalb wurde ein Antrag der Gemeinden Bommern, Wengern, Silschede und Esborn, ihnen zu gestatten, sich dem Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerk anzuschließen, abgelehnt.“ Während dieser ganzen Zeit gingen die Verhandlungen zwischen der Gesellschaft und den kommunalen Verwaltungen des Bezirkes hin und her. Die Gesellschaft bot den Kommunen alle möglichen Garantien an, wenn sie sich an der Erreichung des großen Zieles, das doch in ihrem Interesse lag, beteiligten. In der Tat beteiligten sich daraufhin eine Reihe von Städten und Kreisen durch Aktienerwerb an der Gesellschaft und einzelne entsandten ihre Bürgermeister in deren Aufsichtsrat. Inzwischen wurde auch der Fiskus wegen Beteiligung angesprochen und die Gesellschaft, um zu zeigen, daß es ihr nicht auf Sonderinteressen ankam, bot nach einer Meldung der Frankfurter Zeitung vom 28. Dezember 1906 Staat und Gemeinden zusammen die Ueberlassung von 55 %, also der Majorität des Aktientapitals, an, noch dazu mit einer vierjährigen Zinsgarantie. Indessen überwog anscheinend die Stimmung des Mißtrauens und die Sache kam nicht zustande. Ueber diese ganzen Verhandlungen äußerte sich der Geschäftsbericht der Gesellschaft für 1905/06 wie folgt: „Eine wirklich wirtschaftliche und billige Versorgung von Stadt und Land mit elektrischer Energie ist nur auf einheitlicher Grundlage möglich, und so richteten wir unsere Bestrebungen darauf, die Stromlieferungen des ganzen rheinisch-westfälischen Industriebezirks von wenigen großen Zentralen einheitlich zu gestalten. Für die Erreichung dieses Zieles waren wir naturgemäß auf die Mitwirkung der Gemeinden dieses Bezirkes angewiesen. Anfänglich fanden unsere Bestrebungen bei den Behörden Geneigtheit, und das Gelingen unserer Pläne konnte zu gewissen Zeiten nach der Stellungnahme der Behörden als wahrscheinlich angesehen werden. Später traten uns jedoch, namentlich in Westfalen, Hindernisse entgegen, die zur Folge hatten, daß zurzeit die Stromversorgung des östlichen Bezirkes von 4 konkurrierenden Werken angestrebt wird. Dies wird wegen der Nachteile des Konkurrenzkampfes zur Folge haben, daß die 4 Werke sich auf die dicht bevölkerten besseren Gebiete beschränken müssen, während ein

einheitliches Unternehmen auch die weniger bevölkerten ländlichen Gebiete mit in sein Versorgungsgebiet einbezogen haben würde." Im Jahre 1907 ist endlich eine Einigung zwischen den verschiedenen Werken des östlichen Bezirks zustande gekommen, aber nicht auf dem Wege der Konzentration, sondern auf dem des Kartells. Man hat sich über Preise und Absatzgebiet verständigt. Das „Monopol“ des Fortschritts ist beseitigt durch das Monopol des Stillstandes. Die Phrase hat gesiegt auf Kosten der Sachlichkeit.*)

Auch heute wieder feiert die Phrase Orgien. Unter den Plänen, dem Reich neue Einnahmequellen zu erschließen, scheint die Frage eines staatlichen elektrischen Starkstrommonopols erwogen worden zu sein. Und nachdem diese Idee aufgegeben worden ist, scheint sich wenigstens die Absicht einer Abgabe auf elektrischen Starkstrom erhalten zu haben. Kaum daß diese Pläne bekannt wurden, haben sich die Interessententriebe „gerührt“. Ihre Eingaben und Denkschriften zeigen noch immer das übliche Schema: „Erhebliche Verteuerung der Produktion, Unterbindung der bisherigen „großen Entwicklung“, Belastung des „kleinen“ Mannes, Erschwerung des Exports u.“ Auch der Hinweis auf die großen „sozialen Lasten“ der Industrie fehlt nicht. Wundert sich eigentlich noch irgend jemand, daß derartige „Denkschriften“, in denen vom Denken aber auch gar nichts zu spüren ist, keine Beachtung finden?

Wenn wir vorerst die Frage: Elektrizitätsmonopol oder Abgabe beiseite lassen und nur fragen, ob der Staat berechtigt ist, die Elektrizitätsindustrie überhaupt als Einnahmequelle heranzuziehen, so muß einmal doch allgemein ausgesprochen werden, daß es ein absonderlicher Zustand ist, daß dank unserer technischen und wirtschaftlichen Fortschritte der Einzelne immer reicher, das Reich aber immer ärmer wird. Demgegenüber sollte der Grundsatz aufgestellt werden, daß von allen technisch-ökonomischen Fortschritten das Reich einen Anteil haben sollte. Die Idee, daß dies am besten durch eine Reichseinkommensteuer geschehen könne, ist schon deshalb falsch, weil infolge unserer sozialen Verhältnisse die Verteilung der durch technischen oder ökonomischen Fortschritt erzielten höheren Gewinne auf die einzelnen Klassen sich in durchaus willkürlicher, ungleicher und unvollkommener Weise vollzieht, die kleineren Einkommen aber immer notwendigerweise stärker belastet werden müssen als die größeren.

*) Neuerdings scheint wieder eine gerechtere Würdigung der Bestrebungen des Essener Werks Platz zu greifen.

Der Grundsatz der Besteuerung an der Quelle, wie er dem englischen System eigen ist, ist deshalb zweifellos der gerechtere, wenn er sich nur auf alle Einkommenquellen anwenden ließe. Immerhin steht nichts im Wege, diesen Grundsatz da anzuwenden, wo neue, überraschende technische Fortschritte eine erhebliche Ertragsvermehrung bewirken. Ein Professor der Medizin, der einen Krankheitsbazillus entdeckt, macht der Allgemeinheit ein Geschenk von Millionen. Der Erfinder eines Gasglühlichts zieht Millionen aus seiner Erfindung heraus und die Allgemeinheit zahlt diese Millionen ohne Murren an einen einzelnen Privatmann. Würde aber der Staat kommen und durch eine Steuer von dem Ertrag der Erfindung einen Anteil verlangen, so würden flugs gewisse Kreise über die Verteuerung der Glühstrümpfe des armen Mannes zeternd und behauptend, der Staat unterdrücke den Erfindergeist und zwingt die Erfinder, ins Ausland abzuwandern.

Und doch sollte der Staat schon aus dem Grunde an den reichen Erträgen technischer Fortschritte Anteil haben, weil er es ist, der Millionen und Millionen aufwendet, um alle die Kenntnisse zu vermitteln, die befähigte Köpfe zu technisch-ökonomischen Fortschritten drängen. Abgesehen aber von dieser allgemeinen Begründung sollte der Staat im besonderen da zu materieller Anteilnahme an technisch-ökonomischen Fortschritten berechtigt sein, wo er spezielle wirtschaftspolitische Maßnahmen zur Förderung solchen Fortschritts ergreift. Und das ist es, was bei einer Besteuerung der Elektrizität verlangt werden muß. Würde das Reich sich darauf beschränken, eine bloße Steuer auf die Abgabe elektrischer Energie zu legen, so würde man mit Recht fragen, warum besteuert man dann nicht auch jede sonstige Kraftquelle? Verbunden jedoch mit einer zweckmäßigen Elektrizitätswirtschaftspolitik des Reichs erscheint eine Elektrizitätsabgabe berechtigt. Sie ist dann das Äquivalent für die wirtschaftspolitischen Maßnahmen, die das Reich im Interesse der Entwicklung der Elektrizitätserzeugungsindustrie ergreift.

Welcher Art sollen diese Maßnahmen sein? Die Vorfrage ist: Soll das Reich, wie vorgeschlagen, die Erzeugung elektrischer Kraft bei sich selbst monopolisieren? Wenn von einem solchen Monopol der rasche einheitliche Ausbau aller wünschenswerten elektrischen Kraftzentralen erwartet werden könnte, so würde das sofortige Monopol das erstrebenswerteste sein. Eine solche Erwartung darf aber nicht gehegt werden. Auch das Reich würde zur Erstellung einer einheitlichen Elektrizitätsversorgung des ganzen Reichsgebietes

eine lange Entwicklungsperiode brauchen. Und während dieser Zeit alle private Initiative und Kapitalbeteiligung auszuschalten, das würde mehr als unklug sein. Einem etwaigen späteren Staatsmonopol auf diesem Gebiete als etwas so sehr Schrecklichem entgegenzusehen ist andererseits ganz und gar unangebracht. Nur darf es nicht geschaffen werden von heute auf morgen, es muß sich langsam selbst entwickeln. Eifrig vertreten wird der Gedanke der schleunigen Einführung eines Reichs-Elektrizitätsmonopols von Plenske*). Mit lebhafter Vorstellungskraft malt er die Segnungen eines solchen Monopols aus: Hygienische und taghelle Beleuchtung aller Straßen, öffentlichen Plätze usw., Verdrängung des exotischen Petroleums, elektrischer Antrieb in allen Industrien, Steigerung der gewerblichen Leistungsfähigkeit des Mittelstandes, Aufführung eines Bollwerks gegen Großkapital und Sozialdemokratie, Hebung der Steuerkraft usw. Mit wenigen Zeilen dagegen wird die Durchführung des Monopols abgetan. Alle privaten Werke sollen so vom Reich entschädigt werden, „daß die Aktionäre und die sonstigen daran beteiligten Personen keinen Schaden erleiden“. Derartige Ideen sind völlig unausgereift. Welche Summen gehören heute dazu, um auch nur einen wesentlichen Teil, etwa die bedeutendsten unserer Starkstromanlagen zu erwerben? Dabei würde es unwirtschaftlich sein, zahlreiche Zentralen zu erwerben, die Dank den Fortschritten der Technik teils schon veraltet sind, teils es binnen kurzem werden müssen, größtenteils aber überhaupt nicht der Forderung nach großen, billigen Kraftzentralen entsprechen. Andererseits kann man auch dem kleinsten und rückständigsten Werk nicht seine Wegerechte nehmen, ohne es dafür zu entschädigen. Nicht die wirtschaftliche Leistung, sondern das Wegemonopol müßte abgelöst werden. Dazu aber fehlen die Mittel. Was soll ferner bei einem Starkstrommonopol aus den fünfmal bedeutenderen Kraftanlagen werden, die nur für den eigenen Bedarf elektrische Energie erzeugen? Verbieten kann man sie doch nicht, und ihre Zahl müßte nach Einführung des Monopols wachsen, denn zahlreiche kleinere Industriebetriebe würden sich zusammenschließen und gemeinsame Zentralen errichten. Die $\dagger\dagger\dagger$ großkapitalistische Konzentration würde also wachsen, statt am „Bollwerk“ abzurutschen. Aber es ist garnicht nötig, diesen ganzen Weg zu beschreiten, es ist sogar gefährlich. Schon der stete Fluß,

*) Dr. jur. W. Plenske, Das Elektrizitätsrecht und das Reichselektromonopol. Berlin 1908.

in dem sich die Elektrotechnik befindet, sollte von einer plötzlichen Festlegung bedeutender staatlicher Mittel im Monopol abschrecken. Wer weiß, wenn heute das staatliche Starkstromkabelnetz verlegt ist, ob wir nicht morgen auf ganz anderem Wege elektrischen Strom erzeugen und zuführen? Nein, die Durchführung eines Monopols ist in dieser Form und so bald weder erreichbar noch wünschenswert.

Die Ansicht von einer langsameren Herbeiführung des Starkstrommonopols wird von anderer Seite vertreten. Der Kölner Elektrizitätsindustrielle Geist hat unlängst auf Veranlassung des Zentralverbandes Deutscher Industrieller ein Gutachten über die Frage des staatlichen Starkstrommonopols erstattet, in dem er der langsamen Anbahnung eines solchen Monopols das Wort redet. Es ist mir nicht bekannt geworden, ob der Zentralverband sich mit diesem Gutachten identifiziert hat, es ist aber auch ohnedies interessant genug. Geist befürwortet, daß der Staat sich zunächst die Nutzungsrechte oder die Uebernahme von Wasserkraften sichern soll, ebenso das Recht auf Uebernahme von Kohlenbergwerken bezw. das Recht des Mitabbaus; ferner soll dem Staat die gesetzliche Befugnis erteilt werden, bestehende oder neu zu errichtende Elektrizitätswerke sowie elektrische Bahnen zum Tagwert zu übernehmen oder doch ihre Gestaltung zu beeinflussen. Alsdann soll die Elektrifizierung der Eisenbahnen durch den Staat, soweit wünschenswert, erfolgen, wobei entweder geeignete Elektrizitätswerke zu erwerben oder neu zu bauen sind; eine solche Erzeugung elektrischer Energie im Großen wird eine Verbilligung des Stromes herbeiführen, der nun auch an Private abgegeben werden kann und zum Eingehen bestehender unrentabler Werke führen muß; dann ist das Monopol da, es braucht nicht durch Gesetz geschaffen, sondern nur sanktioniert zu werden. Dies ungefähr ist der Gedankengang Geists, ein Gedankengang der in den empfohlenen Maßnahmen ebenfalls sehr viel Gewalttames hat und andererseits doch eine sehr lange und langsame Entwicklungsreihe vorzeichnet. Inmerhin erscheint dieser Gedankengang wesentlich plausibler als der von Plenzke. Man wird in der Tat damit rechnen müssen, daß der Staat im Laufe der Entwicklung einen immer größeren Platz in der Erzeugung elektrischer Energie einnehmen wird. Freilich darf man nicht vergessen, daß das für eine staatliche Starkstromindustrie noch freie Gebiet vielfach gerade an den bevölkerten Gegenden wegen der dort meistens vergebenen Wegerechte seine Grenzen findet. Eben

diese Wegerechte scheinen auch einen Wettbewerb zwischen staatlicher und privater Stromlieferung auszuschließen.

Es scheint, daß man die Frage des staatlichen Starkstrommonopols gegenwärtig ganz aus der Erörterung ausschalten kann. Der Staat hat garnicht die Mittel in der Hand und kann sie schwerlich jemals aufbringen, die zur Ausschließung vorhandener Kraftquellen für Elektrizitätslieferung in den nächsten Jahren erforderlich sein werden, wenn nicht der Fortschritt in der Elektrizitätserzeugung künstlich gehemmt werden soll. Hier sind private Initiative, privates Kapital und privates Risiko unentbehrlich. Aber eines kann und muß der Staat auf sich nehmen. An die Stelle der Monopolbestrebungen muß eine Elektrizitätswirtschaftspolitik treten, die Sorge dafür trägt, daß der Bau und Ausbau unserer Elektrizitätszentralen in rationeller, die billigste Erzeugung elektrischer Energie ermöglichender Weise erfolgt. Der immer noch andauernden Zersplitterung, dem Bau kleiner und kleinster Kraftzentralen muß ein Riegel vorgeschoben, die Konzentrationsbewegung gefördert werden.

Daß hier ein Eingreifen des Staates notwendig ist, liegt an der wiederholt berührten Situation der Industrie elektrischer Kraft-erzeugung, die durch die Sicherung der Wegerechte jedem kleinen Werke ein absolutes Monopol für seinen Bezirk gewährt. Dieses Monopol erübrigt es den kleinen städtischen Werken, mit den technischen Fortschritten mitzugehen. Ja sie können es meistens nicht einmal, da ihr Wirkungskreis zumeist an den Stadtmauern endet. Auch Dettmar muß zugeben*): „Die geringeren Einnahmen einer Anzahl von Städten sind vielfach darauf zurückzuführen, daß der Umfang des Netzes sehr knapp bemessen ist, und daß somit eine große Anzahl von Konsumenten überhaupt nicht herangezogen werden kann.“ Hat sich doch heute schon an vielen Plätzen der Zustand herausgebildet, daß innerhalb eines Stadtgebietes das städtische Elektrizitätswerk Kraftstrom für 15 und 20 Pfennige abgibt, während unmittelbar außerhalb des städtischen Weichbildes ein privates großes Werk den gleichen Strom zu 8 Pfennigen und weniger anbietet. Solche Verhältnisse sind nicht nur dazu angetan, den Städten das, was früher Wohlthat war, als Plage erscheinen zu lassen, sondern sie können für manche Städte geradezu verhängnisvoll werden, indem sie dazu führen, daß industrielle Betriebe

*) Elektrotechnische Zeitschrift 1907. Nr. 3.

aus den Städten in die angrenzenden Landgemeinden wandern und die Steuerkraft der Städte empfindlich beeinträchtigen. Diese Umstände werfen ein grelles Licht auf unsere kommunalwirtschaftlichen Verhältnisse. Unsere Kommunalverwaltungen haben in den letzten Jahrzehnten in immer rascherem Tempo auf dem Wege des Kredits viele hunderte von Millionen Mark aufgebracht und in wirtschaftliche Anlagen hineingesteckt, von denen bereits heute ein großer Teil als unzweckmäßig, teuer wirtschaftend und den technischen und wirtschaftlichen Fortschritten der Zeit nicht mehr entsprechend bezeichnet werden muß. Kein Wunder, daß der städtische Anleihe- markt sich in recht trauriger Verfassung befindet, daß Banken und Publikum Geld auf diesem Markte verloren haben. Zahllos sind in Wort und Schrift in letzter Zeit die Versuche der Beteiligten gewesen, Mittel und Wege zu ersinnen, um dem städtischen Kredit aufzuhelfen. Es scheint, daß man dabei der eigentlichen Ursache für den Niedergang dieses Kredits fast absichtlich aus dem Wege gegangen ist, das ist die nicht genügend wirtschaftliche Verwendung des Geldes durch die Städte. Gerade in der Elektrizitätswirtschaft haben dies die Verhältnisse bewiesen, wie die zahlreichen kleinen städtischen Elektrizitätszentralen zeigen, die wenn überhaupt so doch nur bei hohen Strompreisen rentieren, die der weiteren Ausdehnung im Wege stehen. Das selbständige und zusammenhanglose Vorgehen der Kommunen hat hier viel Unheil angerichtet.

Die überstürzte wirtschaftliche Initiative der Kommunen ist auch daran schuld, daß auf noch einem weiteren Anwendungsgebiet der Elektrizität, nämlich auf dem der Straßenbahnen, eine ähnliche Zersplitterung Platz gegriffen hat, wie bei den Kraftzentralen. Auch auf dem Gebiet der Straßenbahnen spielen die Kommunen entweder als Konzessionäre oder als Selbstunternehmer die ausschlaggebende Rolle. Im Regierungsbezirk Düsseldorf waren, um ein Beispiel zu geben, nach der Statistik deutscher Kleinbahnen im Jahre 1906 28 verschiedene Straßenbahnunternehmungen im Betrieb mit zusammen 486,62 km Streckenlänge, so daß durchschnittlich auf jede 17,38 km entfielen, während gleichzeitig die Große Berliner Straßenbahn allein 325,44 km Streckenlänge kontrollierte.

Hier muß durch die Gesetzgebung geändert werden. Schon heute stehen wir vor der Tatsache, daß es großen Elektrizitätsunternehmungen unendlich schwer gemacht wird und große Opfer erfordert, die nötigen Wegerechte zur Anlage ihres Netzes oder ihrer Bahnen zu erlangen. Je mehr Kraftanlagen durch Heimfall oder

Ankauf in städtischen Besitz übergehen, um so größer wird die Gefahr eines technischen und wirtschaftlichen Stillstandes und um so schwieriger die Konzentrationsbewegung, wenn nicht von oben her eingegriffen wird. Dem Essener Elektrizitätswerk ist es nur teilweise gelungen, durch unendlich schwierige Verhandlungen mit einer Reihe von Kommunen zur Verständigung zu gelangen, bei anderen aber brach sich der große Konzentrationsgedanke. Jugi hofft in seiner oben zitierten Schrift von der verständigen Einsicht der Städte ein Zusammenwirken zwischen Kommune und Privatunternehmer. Die Tatsachen in Westfalen haben ihm leider nur sehr teilweise recht gegeben. Auch liegt es ja in der Natur der Sache, insofern oft eine einzige kleine Gemeinde das Zustandekommen einer Konzentration hindern kann, daß hier mit der Selbsthilfe allein nichts getan ist, sondern ein Machtwort von oben kommen muß, für das vielleicht die Gesetzgebung über die Flurzusammenlegung oder die landwirtschaftliche Meliorationsgesetzgebung oder gewisse Vorschriften aus dem Gebiete der Zwangsinnungen Anhaltspunkte bieten. Wird doch die Zusammenlegung kommunaler Werke zu größeren Kraftzentralen ebenso wie der Ausbau einheitlicher elektrischer Bahnnetze auch bei vorhandener grundsätzlicher allseitiger Geneigtheit erschwert durch mancherlei materielle Interessengegensätze, durch die Frage der Kapitalbeschaffung und dergleichen mehr.

Bis der Staat oder das Reich auf diesem Gebiete zu einer positiven Gesetzgebung übergeht, sollte auf jeden Fall der unwirtschaftlichen Errichtung kleiner kommunaler Elektrizitätswerke auf dem Verwaltungswege ein Riegel vorgeschoben werden. Es ist etwas Schönes um die politische Selbstverwaltung der Kommunen, aber auf wirtschaftlichem Gebiete tut eine Zentralisation dringend not. Wenn es sich daher um die Versorgung einer Kommune mit Elektrizität handelt, so sollte vor der Errichtung eines eigenen Werkes von seiten der Aufsichtsinstanz Umschau gehalten werden, ob nicht durch Anschluß an andere Werke oder Zusammenschluß mit solchen, durch gemeinsames Vorgehen mit anderen Bedarfszentren eine billigere Versorgung sich erzielen läßt, und eventuell dieser Weg beschritten werden. Die heutige wirtschaftliche Autonomie der Kommunen führt zur Unwirtschaftlichkeit.*) Dies würde noch mehr zutage treten, wenn die Berichterstattung über kommunale Wirtschaftsbetriebe eine öffentlichere wäre. Ist es nicht merkwürdig, daß jede Aktiengesell-

*) Vergl. hierzu auch Büchers Ausführungen auf der Magdeburger Tagung des Vereins für Sozialpolitik.

schaft zu öffentlicher Rechnungslegung verpflichtet ist, während die Berichterstattung über kommunale Betriebe in den allermeisten Fällen nur einem kleinen Kreise gegenüber erfolgt? Je mehr Wirtschaftsbetriebe kommunalisiert werden, um so dringender wird im Interesse der richtigen Beurteilung unseres Wirtschaftslebens die Forderung größerer Öffentlichkeit in ihrer Rechnungslegung und Berichterstattung. Die Kontrolle der kommunalen Verwaltungskörper ist oft genug sehr gering und nicht immer frei von Sonderinflüssen oder Verständnislosigkeit.

Aber die Elektrizitätswirtschaftliche Initiative des Staates sollte weitergehen. Ein sofortiges staatliches Starkstrommonopol, so sehen wir, kann nur erkaufte werden mit Verlangsamung oder Stillstand der wirtschaftlichen Entwicklung auf diesem Gebiet. Die private Unternehmungslust und das private Kapital sind hier nicht zu entbehren. Aber sehr vieles spricht dagegen, daß der Staat nun jede aktive Beteiligung an der Entwicklung der Elektrizitätserzeugung von sich weist. Im Gegenteil, eine solche Beteiligung ist dringend geboten. Derselbe Gedanke, der für eine Beteiligung des Staates an der Kohlenproduktion spricht, empfiehlt in noch höherem Grade eine Beteiligung des Staates an der Erzeugung elektrischer Kraft. Die Lieferung elektrischer Energie an Industriebetriebe legt in die Hand derer, die diese Energie abgeben, eine große wirtschaftliche Macht und Verantwortung. Je größeren Umfang diese Kraftlieferung annimmt — und sie wird in den nächsten Jahren gewaltig zunehmen —, um so größer wird ihre nationalwirtschaftliche Bedeutung. Eine Kontrolle des Staates ist da um so mehr angebracht, als unsere Forderung dahin geht, die elektrische Kraft-erzeugung möglichst in Großbetrieben zu zentralisieren, wodurch dann auch die wirtschaftliche Macht an diesen Punkten konzentriert werden würde. Wiederholt ist in diesen Jahrbüchern der Gedanke vertreten worden, daß, je mehr die wirtschaftliche Konzentration im Großbetrieb fortschreitet, je nationalwirtschaftlichere Bedeutung einzelne Betriebe gewinnen, um so größere Kontrolle der Allgemeinheit, das heißt dem Staat, über solche Betriebe oder Industrien eingeräumt werden muß. Die Wirtschaftsgeschichte der letzten Jahre hat leider gezeigt, daß der Staat bei seinen Versuchen, eine solche größere Kontrolle zu erlangen, auf den heftigsten Widerstand der Unternehmer stieß, der eine Ära des vollendeten Mißtrauens zwischen Regierung und Industrie heraufführte, die nur schwer zu einem halbwegs erträglichen *modus vivendi* geführt worden ist. Dieses gegenseitige Mißtrauen

scheint auf der Voraussetzung zu beruhen, als ob privatwirtschaftliche nationalwirtschaftliche Interessen notwendigerweise einander entgegenlaufen müssen. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Das Vorgehen des Essener Elektrizitätswerks erscheint auch hier vorbildlich. Die Verwaltung dieses privaten Werkes etablierte von vornherein den Grundsatz, daß sie ihren größten Vorteil zu finden glaube, wenn sie der Allgemeinheit möglichsten Vorteil brächte. Die Idee, als ob es das höchste Ziel geschäftlicher Taktik sei, den Gegenkontrahenten zu übervorteilen, ist zum alten Eisen geworfen. Wo die Interessen von Produzent und Konsument einander entgegenstehen, da ist List und Übervorteilung nicht von dauerndem Bestand, wo sie aber übereinstimmen, da müssen die sachlichen Gründe über mangelnde Einsicht bald siegen. Solche Grundsätze sind nicht Eigentum dieses oder jenes Unternehmers, sie liegen in der Natur des konzentrierten Großbetriebes. Darum wird die heute noch vielfach bestehende Auffassung von der Gegensätzlichkeit privatwirtschaftlicher und nationalwirtschaftlicher Interessen von selbst immer mehr schwinden. Je mehr freilich die Großunternehmer den Grundsatz in den Vordergrund stellen, ihr Geschäftsinteresse nur in der Förderung des allgemeinen wirtschaftlichen Fortschritts zu suchen, um so wünschenswerter wird eine lebhaftere Mitbeteiligung des Staates an der Erreichung solchen Fortschrittes. Dadurch in erster Linie wird der heute bestehende vielfache Gegensatz zwischen Staat und Unternehmertum beseitigt werden können.

Fassen wir das bisher Gesagte zusammen: Die Industrie der Erzeugung elektrischer Energie bedarf dringend einer Konzentration. Ihre Wichtigkeit als Produktionsfaktor für zahllose andere Industrien und Gewerbe sowie die geforderte Konzentration bedingen eine größere Einmischung des Staates. Dies um so mehr, als mit der Möglichkeit gerechnet werden muß, in fernerer Zeit einmal den größten Teil der Erzeugung elektrischer Energie in der Hand des Staates zu vereinigen. Die schon jetzt wünschenswerte Kontrolle des Staates darf nicht zu einem Gegensatz zwischen Staat und Unternehmer führen. Diese Erwägungen führen zu der Forderung, daß der Staat sich mit den privaten oder kommunalen Unternehmern auf dem Gebiete der elektrischen Krafterzeugung zu gemeinsamen privat-staatlichen Betrieben zusammenfinden sollte. Verbunden mit einer Wegerecht-Gesetzgebung für elektrische Kraftleitungen und einer Gesetzgebung über Zusammenlegung oder Angliederung kleiner Elektrizitätszentralen, da wo durch Konzentration große wirtschaft-

liche Vorteile für die Gesamtheit zu erzielen sind, würde ein solches Zusammenwirken von Staat und Einzelunternehmern eine großzügige Entwicklung unserer elektrischen Kraft'erzeugung gewährleisten können.

Diese elektrizitätswirtschaftlichen Aufgaben sollten in das Gebiet der Reichspolitik gehören, nicht in die der Bundesstaaten. Denn auf wirtschaftlichem Gebiet ist das Reich die umfassendste Einheit und jede staatliche Landespolitik hemmt die wirtschaftlich so notwendige Zentralisation. Anlässlich der Frage einer Reichs-Starkstromabgabe ist mit besonderer Emphase betont worden, daß hiervon die süddeutschen Staaten durch ihre zur Elektrizität'erzeugung bestimmten Wasserkräfte besonders betroffen werden würden. Demgegenüber ist wohl der Hinweis nicht unangebracht, daß vorerst in Nord- und Mitteldeutschland noch erheblich mehr elektrische Energie erzeugt wird, als in Süddeutschland. Dann aber dürfte es doch auch recht schwer zu entscheiden sein, ob in den süddeutschen Wasserkräften oder in den norddeutschen Torf- und Kohlenlagern mehr latente Energie für elektrische Kraft'erzeugung vorhanden ist. Freilich ist wenig Aussicht vorhanden, daß die Einzelstaaten die Chancen, welche für ihre eigene Finanzwirtschaft in der Nutzbarmachung jener latenten Kräfte für die Erzeugung elektrischer Energie liegen, zugunsten des Reichs ganz oder auch nur teilweise aufgeben werden. Und doch könnte eine Kapitalinvestierung größeren Stiles von Reichs wegen in der zukunftsreichen Elektrizität'erzeugung eine Einnahmequelle für das Reich werden, die derjenigen der preußischen Eisenbahnen an die Seite zu stellen wäre.

Ist indessen hierüber eine Einigung nicht zu erzielen, so bleiben doch die vorgeschilderten elektrizitätswirtschaftlichen Aufgaben als solche der staatlichen Politik bestehen. Der Staat sollte es nicht wieder und wieder geschehen lassen, daß der wirtschaftliche Konzentrationsgedanke durch Kirchturm-Interessen gehemmt werde. Unter eigener Kapitalbeteiligung sollte er die Elektrizitätsinteressenten zu großen Leistungen zusammenführen helfen, damit nicht nur der Großindustrie, sondern auch der Landwirtschaft und dem Kleingewerbe billige elektrische Energie zur Verfügung gestellt werden kann. Dabei ist es durchaus nicht erforderlich, daß der Staat die Majorität der Stimmen in solchen gemischt staatlich-privaten Betrieben besitzt. Einmal kann er vor Festlegung seiner Beteiligung jeden gewünschten Einfluß vertraglich ausbedingen. Dann aber ist oben dargelegt, daß Privatinteresse und Gesamtinteresse einander durchaus nicht entgegenstehen.

Schon die bloße Teilnahme staatlicher Organe an der Verwaltung wird die geschäftliche Politik im Sinne des Gesamtwohls beeinflussen; wird doch meistens das Gewicht, welches sachliche Gründe egoistischen Forderungen gegenüber haben, sehr unterschätzt.

Das von Schmoller auf der Mannheimer Tagung des Vereins für Sozialpolitik unter die aktuellen politischen Aufgaben eingereihte Problem der staatlichen Ueberwachung namentlich derjenigen modernen Riesenbetriebe, die dem Gros der übrigen Einzelwirtschaften unentbehrliche Produktionsmittel und Vorfabrikate liefern, kann vielleicht auf dem hier angegebenen Wege eine Förderung erfahren: Eine Verbindung von Staat und Privatunternehmer zu gemeinschaftlicher Produktion, in der das wirtschaftliche Prinzip durch den Unternehmer und das soziale durch den Staat gewahrt bleibt.

Todtmoos, im August 1908.

Christopher Marlowe.

Von

Hermann Conrad.

„Die Großtaten von Shakespeares größtem Vorgänger im englischen Drama sind schließlich als Tatsache in der englischen Literatur anerkannt Alle, die ein ernsthaftes Interesse an der englischen Poesie haben, haben den Zauber von Marlowes „mächtigem Verse“ gefühlt. Sie wissen, daß in der Erregung von Schrecken und Mitleid der Schöpfer des Faustus und Edwards II. nur übertroffen wird von Shakspeare Sicherlich strebte kein Mensch jemals höher als Marlowe; und in so kurzer Lebenszeit haben wenige so würdig ihre gewaltigen Pläne ausgeführt. Er war der erste in England, der Tragödien dichtete, welche ein dauerndes Interesse für die Menschheit haben sollten. Die übrigen Vorgänger Shakespeares sind Schatten; Marlowe allein lebt.“

Dieser überschwängliche Prosaerguß in der übrigens vortrefflichen Einleitung A. S. Bullers zu seiner Ausgabe der Werke Marlowes *) scheint ein Nachklang von Marlowes „mächtigem Verse“ zu sein, dessen Gehalt so wenig seinem sonoren Schalle entspricht. Wenn man dieses Urteil mit dem ganz anders lautenden unsers Klein in seiner „Geschichte des Dramas“ vergleicht, so wird man bei dem wohlberechtigten Vertrauen, das man in den Geschmack unseres großen Aesthetikers setzt, auch ohne seinen Gegenstand zu kennen, Zweifel an der Richtigkeit des englischen Urteils hegen. Wäre Marlowe als Tragiker wirklich so groß gewesen, daß er nur noch von Shakspeare übertroffen werden konnte, daß Kyd, Greene und selbst Massinger, Beaumont und Fletcher, Ford, Webster, alle weit unter ihm stehen, dann wäre ja schließlich für Shakspeare so

*) London, Nimmo. 1885. 3 vols.

gar viel zu leisten nicht mehr übrig geblieben; dann könnten wir uns die großartigste Blüteperiode des Dramas, welche die Weltgeschichte kennt, nicht mehr vorstellen unter dem Bilde von vielen hohen Gipfeln, über die hinweg ein einzelner in den Himmel ragt, sondern müßten eher an eine wellige Ebene denken, aus der zwei fast gleich große Berge emporsteigen. Die Frage über das dichterische Größenverhältnis zwischen Marlowe und Shakspeare ist nicht nur im allgemeinen literarhistorisch bedeutsam, sondern die vergleichende Messung der Gipfel, die man Marlowe und Shakspeare nennt, bestimmt die Summe der Leistungen desjenigen Dramatikers, den man heute für den genialsten von allen hält.

Christopher Marlowe wurde am 26. Februar 1564, also zwei Monate früher als Shakspeare, in Canterbury als der Sohn eines Schusters geboren. Von seinem Leben wissen wir leider noch weniger als von dem Shaksperes. Jedenfalls wurde er in den klassischen Sprachen gebildet, in der dortigen mit der Kathedrale verbundenen public school, der heute nicht mehr vorhandenen King's School, wo er ein Stipendium von £ 4 (nach heutigem Geldwert 24—32) genoß. Von dort ging er 1581 nach Benet College (heute Corpus Christi) in Cambridge, wo er indessen nicht Stipendiat war (obgleich es ein Stipendium für Schüler der King's School, die nach diesem College übergangen, gab), also wahrscheinlich von einem wohlhabenden Gönner unterstützt wurde. 1583 erwarb er seinen Bachelors-Grad; ein bedeutender klassischer Gelehrter wurde er nicht, wie seine vielfach falsche Uebersetzung der „Amores“ des Ovid und verschiedene von den durch seine Dramen verstreuten lateinischen Zitate beweisen. 1587 erwarb er den zweiten Grad eines Master's of Art, und höchst wahrscheinlich in demselben Jahr, spätestens 1588, wurde der 1. Teil seines „Tamburlaine“ aufgeführt. Da die Erlangung des zweiten Grades einen Aufenthalt an der Universität nicht voraussetzt und in den offiziellen Registern nichts über ihn zu finden ist, so bezeichnen die Jahre 1583—87 eine gleich dunkle Periode seines Lebens, wie in dem Shaksperes die Jahre 1585—92. Man hat angenommen, daß er in dieser Zeit Kriegsdienste in den Niederlanden geleistet habe, weil er eine große Kenntnis der damaligen Kriegskunst in seinen sämtlichen Dramen entfaltet, besonders in einem längeren Vortrage Tamburlaines. Diese Annahme ist indessen ebensowenig zu verbürgen wie die andere, gleich wahrscheinliche, daß er diese Zeit durch Reisen ausgefüllt habe. Warum sollte nicht dieselbe wohlthätige Hand, welche die Kosten eines mehrjährigen

Universitätsaufenthaltes bestritt, ihm auch die Mittel zu Reisen verabreicht haben?

Es ist sehr wahrscheinlich, daß Marlowe 1587, als sein erstes Drama aufgeführt wurde, wie so viele seiner dichterischen Genossen, auch Schauspieler war. Aber zu erweisen ist die Annahme nicht: die alte Ballade „The Atheist's Tragedy“, welche Collier als einen Beweis für seine schauspielerische Tätigkeit gefunden zu haben vorgegab und an die Dyce noch glaubte, ist, wie so vieles, was Collier als authentische Beweise für manche phantastischen Behauptungen vorgebracht hat, von jenem betrügerischen Manne höchst wahrscheinlich gefälscht. Die fünf Dramen, die wir von Marlowe besitzen — das sechste, Dido, war bei seinem Tode ein Fragment und wurde von seinem Freunde Thomas Nashe vollendet und veröffentlicht im Jahre 1594 —, folgten schnell aufeinander: Der zweite Teil des Tamburlaine wahrscheinlich*) noch 1587, der Faustus 1588. Für die anderen Dramen kann man nur die Reihenfolge feststellen, nicht ein bestimmtes Abfassungsjahr. Der „Faustus“ gehört am nächsten zum „Tamburlaine“ auch wegen des Stiles, welcher, wenn auch in viel geringerem Maße, dieselbe Art des hallenden Schwulstes zeigt, wie er das Erstlingsdrama nahezu erfüllt. Dagegen steht Edward II. dem „Tamburlaine“, metrisch am nächsten, während der „Faustus“ eine spätere Phase der sehr lebhaften rhythmischen Entwicklung Marlowes darzustellen scheint. Nur so darf man sich ausdrücken, da bei dem fragwürdigen Zustande der beiden überlieferten Faust-Redaktionen und ihrem gegenseitigen Verhältnis nicht in jedem Teile leicht festzustellen ist, ob wir echte Marlowesche Poesie oder fremde Dichtung vor uns haben. Stilistisch hingegen entfernt sich „Edward II.“ bedeutend von „Tamburlaine“ und steht auf demjenigen Standpunkte, der später bei Beurteilung des Jew of Malta gekennzeichnet werden wird. „Edward II.“ ist jedenfalls das am gleichmäßigsten gearbeitete von allen Dramen Marlowes; und darin ist wohl der alleinige**) Grund zu sehen, weshalb man es als die letzte Leistung des Dichters angesehen hat, die es den beiden ersten Akten des „Juden“ gegenüber nicht sein

*) Außer Geburtsdatum, Schulbesuch, Immatrikulation, der Erwerbung der beiden Grade und dem Datum seines unnatürlichen Todes ist nichts feststehend, alles nur mehr oder weniger wahrscheinlich zu machen, wie in der Shakspeare-Biographie.

**) Daß der alte Wharton ohne jede Begründung für Edward II. 1590 als Abfassungsjahr gibt, könnte nur ein Grund sein, wenn in der Wissenschaft Autoritätsglauben gelten würde.

kann, weder der Metrik noch der Charakteristik nach. In der rhythmischen Belebtheit des dramatischen Verses steht der „Jude“ hoch über „Edward“; und die Charakteristik ist, wenn auch niemals auf Shakespearescher Höhe, doch wesentlich konsequenter in den beiden ersten Akten des „Juden“. Die Charakteristik der Hauptpersonen der Historie dagegen erinnert auffallend an diejenigen Teile Heinrichs VI., in denen man Shakespeares Hand nicht erkennen kann: sie sagen ohne Rücksicht auf die Umgebung und die Situation alles, was sie denken, gerade heraus und ändern ihre Stimmungen, ihre Ansichten, ihren Willen ohne Uebergang im Handumdrehen. Gaveston, der Liebling des Königs, ist ganz Lobhudelei und Untermüßigkeit; wenn er mit diesem spricht; alle andern, auch die Königin, behandelt er mit dummer Unverschämtheit. Der König verhimmelt immerfort seine Lieblinge, Gaveston und danach Spencer; alles andre, das Staatswohl, die Finanzen, das Verhältnis zu seinen mächtigsten Vasallen, ist ihm gleichgültig; er verletzt alle in törichter Unbesonnenheit. Wie man dieses Bild mit dem feinen Seelengemälde Richards II. hat vergleichen können — des Gefühlsgeistes, des feinen Geistes, des Dichters auf dem Thron, der ohne sittliches Wollen seine ganze Gefühlskraft auf sich und sein selbstbereitetes Schicksal verschwendet und für andere Menschen nichts davon übrig behält —, ist nicht zu verstehen. Die Königin, die immer Geschmähte, Beschimpfte, bewahrt ihrem verächtlichen Gemahl anfangs eine unsahbare Liebe und Anhänglichkeit, um dann plötzlich ohne Uebergang ihm untreu zu werden und unter einer liebevollen Außenseite ihren Mordplan zu verbergen. Das kann niemand als Charakteristik bezeichnen. Das *Massacre at Paris* (Bartholomäusnacht) ist schwer zu placieren, da es in sehr verstümmelter Gestalt auf uns gekommen ist; dem Gehalt nach ist es die unbedeutendste Dichtung Marlowes.

Dem wilden Leben, das Marlowe in London führte, folgte ein wüstes Ende: er wurde am 1. Juni 1593 von einem Francis Archer (nach der Grabchrift), einem Lakaien, den er als seinen Nebenbuhler bei einer Dirne in Deptford traf, erstochen (nach Fr. Meres, 1598), als er diesen selbst niederstechen wollte. Von dem Puritaner Th. Beard wird der Vorgang so geschildert, daß der Diener die Hand Marlowes faßte und mit dem eben aus der Scheide gezogenen Dolche zurückstieß, so daß dieser ihm durchs Auge ins Hirn drang. Und doch war dieser Tod vielleicht die Rettung vor einem noch urchtbareren. Er wurde von einem Richard Bame wegen Atheis-

muß denunziert; das Schriftstück, von etwas zweifelhafter Gestalt, ist bei Bullen (III, 311) abgedruckt. Es wurde daraufhin vom Geheimen Räte gegen ihn, gegen seinen Freund, den Dramatiker Kyd, und seinen Gönner, Sir Walter Raleigh, der im Jahre vorher mit dieser und andern geistigen Größen eine Art von Akademie gegründet hatte, ein Untersuchungsverfahren eingeleitet. Ein Verhaftbefehl war von der obersten Reichsbehörde gegen ihn bereits erlassen, als das Ereignis in Deptford eintrat.

In eine eingehende Würdigung aller Dramen Marlowes einzutreten, ist unmöglich. Wir halten uns an drei, den „Tamburlaine“, der den geistigen und sittlichen Gehalt seines Dichtens am besten charakterisiert, an den „Juden von Malta“, der die Weltauffassung des „Tamburlaine“ auf einem andern sozialen Gebiete darstellt und zugleich den Höhepunkt seiner dramatischen Leistungsfähigkeit zeigt, und an seinen „Faustus“, der unserm Interesse des Stoffes wegen am nächsten steht.

*
*
*

Was für eine Art von Mensch ist der Tamburlaine Marlowes? Am besten lernen wir ihn kennen, wenn wir ihn im Hauskleide im Kreise seiner Familie sehen. Eine solche Situation führt uns die dritte Szene des ersten Aktes im zweiten Teile vor.

Nachdem Tamburlaine ein paar pomp hafte Verse gerichtet hat an seine „leuchtende Zenocrate, das schöne Auge der Welt, dessen Strahlen den Lampen des Himmels Licht geben“, fragt diese ihn jetzt, nachdem er Persien, Kleinasien, Aegypten, den Norden Afrikas und Griechenland erobert hat, wann er endlich seine Waffen aufhängen und seine „geheiligte Person“ den Gefahren des wütenden Krieges entziehen werde.

Wenn der Himmel aufhört, um die Pol' zu rollen,
Und wenn der Grund, den meine Krieger treten,
Emporsteigt und des Mondes Hörner rührt,
Teure Zenocrate, und nicht vorher

Dann geht er zu einer Kritik seiner drei Söhne über, die um die Mutter sitzen; er findet, daß sie mehr zur Liebe als zum Kriege geschaffen scheinen; sie hätten Haare „weiß wie Milch“ und „weich wie Flaum“ statt der „schwarzen Stacheln“ seines eignen Hauptes, ihre Finger seien gemacht, um auf einer Laute zu zittern, die Arme, um einer Dame Hals zu umschlingen, und die Beine, um zu tanzen

und Luftsprünge zu machen — kurz: er würde sie für Bastarde halten, wenn Zenocrate sie nicht geboren hätte.

Die indirekt gescholtene Frau erwidert, wenn die Knaben auch ihre blonden Locken hätten, so zeigten sie doch auch des Vaters Herz; so hätte der jüngste, Celebinus, neulich ein wildes Szythenroß gemeistert. Das erfreut den Vater; er verspricht ihm, wenn er den Krieg lieben und in Waffentüchtigkeit seine Brüder übertreffen werde, solle er sein Mitregent werden und auch — wie er eini Bajazeth — „Kaiser in Käfigen halten“, und seine einstigen Kinder

Soll'n aus der Mutter Leib gekrönt hervorgehn.

So wunderbare Verheißungen besflügeln den Geist des kleinen Celebinus, und er renommiert, wie der Vater es durch zehn Akte tut, mit seinen allerdings erst zu erwartenden Taten:

Die Worte zeugen mir, du bist mein Sohn.
Kann ich im Alter nicht die Waffen führen,
Sei du die Geißel und der Schreck der Welt.

Darauf der mittlere, Amyras:

Warum kann ich, Herr, nicht so gut wie er
Die Geißel heißen und der Schreck der Welt?

Lamburlaine.

Seid alle Geißel denn und Schreck der Welt (so),
Sonst seid ihr nicht die Söhne Lamburlaines.

Ein so ideales Lebensziel kann den ältesten Sohn, Calyphas, indessen nicht reizen; er möchte immer seine schöne Mutter begleiten; die beiden Brüder seien genug, um alle Welt zu erobern, und er, der Vater, habe schon soviel gewonnen, daß es für ihn als Sohn ausreiche. Nun donnert der Mongolen-Jupiter in vollkommenem Vergessen der anfänglich gesprochenen Worte:

Du Bastardbube, Frucht aus Feiglingslenden,
Und nicht der Sohn des großen Lamburlaine!
Von allen Ländern, die ich unterwarf,
Nicht einen Fuß breit sollst du haben
Denn in ein Feld, des Oberfläche ist
Von flüß'gem Purpurschleier überdeckt
Und mit erschlagener Menschen Hirn bespritzt,
Will meinen königlichen Thron ich rücken;
Und wer auf den sich einstmals setzen will,
Gewappnet waten muß er bis ans Kinn in Blut.

Die gute Zenocrate, an solche Reden zwar gewöhnt, bittet ihn doch, ihre Kinder damit nicht zu erschrecken. Aber sie hat die Rechnung ohne die Knaben gemacht; der kleine Celebinus ist entzückt von diesen Reden: und wenn der Thron in einem Meere von Blut stände, würde er ein Schiff nehmen und hinsegeln. Und Amyras überbietet ihn: er würde durch das Blutmeer schwimmen zum Throne oder aus Leichnamen eine Brücke bauen, deren Bogen aus Türkenknochen hergestellt sein sollten. Der Alte ist hingerissen von der Begeisterung seiner „lieblichen Knaben“: sie sollen Kaiser werden; aber der Feigling, der älteste, wenn der eine Krone tragen will, so soll er sie dem Bizekönig des besiegten Türkentaisers Bajazeth, mit dem sie in Kürze zusammentreffen werden, vom Kopfe reißen und ihm den Schädel spalten. Das will Calypphas schon tun, wenn der Mann nur von jemand festgehalten wird, so daß er sich nicht wehren kann. Darauf der empörte Vater:

Halt' ihn und spalt' ihn selbst, sonst spalt' ich dich.

Das ist Tamburlaine, das sein Schöpfer. Das ist das gewöhnliche dichterische Niveau der in diesen zehn Akten geführten Reden, und das die menschliche Größe, welche Marlowe in ihnen darzustellen vermeint.

Aus dieser Szene allein ergibt sich, daß der Dichter nicht die Absicht hatte, aus dem Scheusal der Geschichte oder Legende einen menschlichen Helden zu machen. Mauern aus Menschenleibern läßt er ihn zwar nicht bauen, Türme aus abgeschnittenen Köpfen nicht errichten, also die ekelhaftesten seiner Greuelthaten nimmt er ihm ab; und er pflanzt diesem Unhold, der natürlich a l l e n seinen Trieben schrankenlos fröhnte, eine Art von sentimentaler Liebe zu der einen Gemahlin, seiner Zenocrate, ein. Im übrigen aber läßt er, ohne den Widerspruch zu merken, den Grausamkeitsgelüsten seines moralischen Irzsinns freien Spielraum. Den ältesten Sohn, der aus angeborener Aengstlichkeit einer Schlacht fern geblieben ist, richtet er eigenhändig hin vor den Augen des ganzen Heeres. Den Türkensultan Bajazeth läßt er in einem Käfig mit sich führen, um sich in Zeiten der Ruhe mit ihm zu belustigen: dann läßt er den Käfig neben sich stellen und verhöhnt ihn; oder er läßt ihn herausnehmen und vor seinen Thron legen, um ihn als Fußbank zu benutzen. Die einstigen Unterkönige Bajazeths, die er später besiegt, spannt er als Pferde vor seinen Wagen und läßt ein Reserve-Gespänn von ihnen stets nachführen; so erscheint er dreimal auf der Bühne. Deren

Haremsfrauen überantwortet er dem scheußlichsten Tode, indem er sie mit einem nicht zu wiederholenden Scherze seinen Soldaten übergibt. Die Einwohner der Städte, welche sich ihm nicht sofort unterwerfen, läßt er alle niedermachen, und so weiter.

Marlowe wollte also offenbar unter einem rohen Publikum Sensation erregen, und das gelang ihm so vortrefflich, daß er wahrscheinlich noch in demselben Jahre, in dem sein erster Teil auf der Bühne erschien, einen zweiten schreiben mußte. Andererseits — ob absichtlich oder unter dem natürlichen Impulse seiner klassischen Bildung, sei dahingestellt — wußte er auch die Gebildeten anzuziehen, die damals, ehe das Volksdrama in Shakespeares Händen seinen gewaltigen Aufschwung genommen hatte, den fürchterlichsten Schwulst verdauen konnten, wenn er nur recht viele Anspielungen auf ihr geliebtes Altertum enthielt. Auch die Form des Tamburlaine ist, im Gegensatz zu Marlowes späteren Schöpfungen, die der klassizistischen — lateinisch oder englisch geschriebenen — Dramen, in denen der Dialog des wirklichen Lebens durch Debatten mit langen, pomphaften Reden ersetzt wird; während andererseits die Zusammenhanglosigkeit der szenischen Einzelbilder und das Fehlen jeder Charakterentwicklung ihn zu einem weltlichen Mysterium, d. h. zu einer „Historie“, stempelt.

So war denn der Erfolg ein ungeheurer. Und wenn Marlowe bloß um des Erfolges willen solchen widerrätigen Stoff gewählt und ihn so und nicht anders gestaltet hätte, so könnte man die Häufung dieser rohen Effekte dem jugendlichen Dichter verzeihen. Aber in dem Seelenkeime, aus dem diese dramatische Pflanze emporgewachsen, ist etwas Krankhaftes, dem gegenüber sich die Menschlichkeit empört und der heilige Geist der Kunst sein Anathema spricht.

An keiner Stelle der langen Dichtung tritt eine Mißbilligung der Greuelthaten seines Helden hervor; diese ist vielmehr ein einziger Ruhmesfang; und die Szene, in der Tamburlaine stirbt — eine von den wenigen, die eine tiefere dramatische Begabung verraten —, ist trotz des unvermeidlichen Schwulstes von ernstem Pathos erfüllt. Der Dichter sucht seine Zuschauer durch den Tod des Mächtigen zu rühren, und das heißt: er ist selbst ergriffen davon. Ein sittlich gesunder Dichter, wenn er, ein rauher Mensch in einer rauhen Zeit, sich dazu hergegeben hätte, ein so entsetzliches Leben zu zeichnen, würde das Ende dieses leider mit Verstand und Willensenergie begabten Raubtieres wenigstens als eine schwache Sühne für seine

unerhörten Verbrechen, als furchtbar dargestellt haben. Marlowe findet es tragisch ergreifend, daß auch ein so starkes Raubtier sterben muß; er identifiziert sich mit seinem Helden. Er bekennt sich zu der in der Zeit der Renaissance weit verbreiteten Auffassung, daß der wahre Lebensinhalt „der Wille zur Macht“;*) daß die Macht das wahre Ziel des Lebens sein müsse, das mit allen, auch den schlimmsten Mitteln zu erstrebende; und daß diejenige Kraft, welche die größte Macht zu erwerben vermag, die höchste im Menschen sei. Er feiert in diesem Drama die Körperstärke, die List, den rücksichtslosen Egoismus, „die besonnene Grausamkeit“. Denn der Held ist einer jener „Barbaren in jedem furchtbaren Verstande des Wortes, Raubmenschen, die, noch im Besitze ungebrochener Willenskräfte und Macht-Begierden, sich auf schwächere, gesittetere, friedlichere Rassen werfen“. Er hält mit Rießsche die Angehörigen „der vornehmen Barbaren-Raste“ für „die ganzeren Menschen“, welche immer auch „die ganzeren Bestien“ waren. Das wahre Leben ist auch ihm „wesentlich Aneignung, Verletzung, Ueberwältigung des Fremden und Schwächeren, Unterdrückung, Härte, Aufzwingung eigener Formen, Einverleibung und mindestens, mildestens, Ausbeutung“; denn „Leben ist eben Wille zur Macht“.

Ein mit dieser Lebensauffassung im Widerspruch stehender Zug ist die im zweiten Teile auftretende Fiktion Tamburlaines, daß er seine Berufung als Weltengeißel von Jupiter oder Göttern oder gar von Gott (diese Bezeichnungen wechseln beständig) empfangen habe. Wie kann der Uebermensch irgen^d etwas über sich anerkennen? Der Wahnsinn einer solchen Erdennade — so nennt Marlowe selbst einen eitlen Menschen**), und Shakspeare spricht von „Naden“-Brahleren***) — besteht doch eben darin, daß sie glaubt, wenn sie sich in winzigem Sprunge empor-schnellt, den Himmel zu erreichen. So sieht es dem älteren, dümmern Uebermenschen wohl ähnlich, wenn er die Götter schmählt und ihnen Rache droht, und dem modernen, wenn er glaubt, den Lauf der Weltgeschichte meistern zu können, während er doch nur, wie alle andern, im Dienste eines höchsten Willens, der hier offen zutage tritt, nach unerkannten Zielen hinarbeitet. Unterordnung kennt der Wahnsinn nicht. Vielleicht zeigt sich in dieser Inkonsistenz die Denkschwäche des jungen Dichters, für welche diese ganze Dichtung ja ein schlagender Beweis ist.

*) Die folgenden Zitate sind aus Rießsches „Jen'eits von Gut und Böse“.

***) Im „Juden von Malta“ (II 3).

****) In „Verlorner Liebesmühe“ (V, 2, 409).

Vielleicht wollte er seinem Uebermenschentum ein religiöses Mäntelchen umhängen, das dann freilich selbst für die rohe Masse, für die es berechnet war, als Hülle zu fadenscheinig gewesen wäre.

Daß Marlowe Atheist war, als er Tamburlaine schrieb, darüber kann kein Zweifel sein. Mögen seine englischen Verehrer sich noch so sehr empören gegen das, was nach ihrer Ansicht ein unauslöschlicher Schandfleck für den Dichter wäre: ein Mensch von der im Tamburlaine entwickelten Weltanschauung kann gleichzeitig mit der Verwerfung jeder sittlichen Pflicht und der Ablehnung jeder Selbstverantwortlichkeit nicht den Glauben an Gott in seinem Busen beherbergen. Auch der Jude von Malta, das reiffte, wenn auch vielleicht nicht letzte Drama Marlowes, ist ein Produkt dieser Weltanschauung, wie wir sehen werden. So ist es denn nicht verwunderlich, daß er 1592 von einem Richard Bame wegen Atheismus angeklagt wurde. Und wenn dieser sonst unbefannte Mensch auch von andern angereizt gewesen sein und im einzelnen manches übertrieben haben mag, so wird der Gegenstand seiner Anklage doch nicht, wie die meisten englischen Biographen anzunehmen geneigt sind, dadurch hinfällig gemacht, daß der Ankläger im folgenden Jahre selbst in Tyburn gehängt wurde. Die Angabe, einer Reihe von anderen Quellen, die Marlowe übereinstimmend als Atheisten bezeichnen, ist doch auch nicht einfach in den Wind zu schlagen. Beweisend aber für die Fortdauer seines Unglaubens bis zu seinem Tode ist eine Schrift seines dichterischen Freundes Robert Greene, in welcher dieser kurz vor seinem durch ein wüstes Leben veranlaßten frühen Tode (September 1792) ein klägliches Reuebekenntnis ablegt. Hier wendet er sich gegen den Schluß mit einer Ermahnung an seine dichterischen Genossen und zuerst an Marlowe: „Wundre dich nicht, du Stolz der Tragiker, daß Greene, der mit dir, wie der Narr, in seinem Herzen gesprochen hat: „Es ist kein Gott“, jetzt den Ruhm seiner Größe verkündet; denn das innerste Herz treffend in seiner Kraft, liegt seine Hand jetzt schwer auf mir, er hat zu mir gesprochen mit Donnerstimme, und ich habe gefühlt, er ist ein Gott, der seine Feinde bestrafen kann. Wie kann dein trefflicher Geist, seine Gabe, nur so geblendet sein, daß du dem Geber nicht Ehre gibst? Kommt das von der verpestenden Machiavellischen Politik, die du studiert hast? O kindische Torheit! Denn was sind seine Grundsätze anderes als ein sinnloses Blendwerk, da sie imstande wären, in kurzer Zeit das Menschengeschlecht auszurotten? Denn wenn für die, welche gebieten können, sic volo, sic jubeo gilt, und

wenn es recht ist, mit erlaubten und unerlaubten Mitteln alles zu tun, was ihnen nützt, so würden nur Tyrannen die Erde besitzen, und die, bestrebt, einander in der Tyrannei zu übertreffen, würden sich gegenseitig abschlachten, bis der Mächtigste, der alle überlebte, den Tod nur einen Streich kostete, so daß in einem Menschenalter das Menschenleben enden würde. Der Verbreiter dieses teuflischen Atheismus ist tot und fand in seinem Leben nie das Glück, nach dem er strebte; sondern, wie er mit Trug begann, lebte er in Furcht und endete in Verzweiflung. Quam inscrutabilia sunt Dei iudicia! . . . Und willst du, mein Freund, sein Jünger sein? Sieh mich an, der auch von ihm zu jener Freiheit (des Denkens) überredet wurde, und du wirst einsehen, daß es eine höllische Anechtenschaft war. . . Zögere nicht, wie ich, bis zum letzten Augenblick der äußersten Not; denn du weißt nicht, wie du am Ende noch einmal heimgesucht werden kannst.“

Diese letzte Ermahnung eines sterbenden Freundes, die nur blinde Voreingenommenheit als böswillige Anfeindung ansehen kann — wir wissen ja gar nicht, ob die Schrift nach Greenes Tode nicht gegen seinen Willen von Chettle veröffentlicht wurde —, macht es äußerst unwahrscheinlich, daß Marlowe je seine Ansichten geändert hat. Sie mutet uns vielmehr an, wie eine authentische Charakteristik, aus der heraus die meisten seiner Dichtungen zu erklären sind.

Der Stil des Tamburlaine ergibt sich schon aus den vorgeführten Proben: es ist hochtrabender Schwulst, bei dem es dem Dichter viel mehr auf den sonoren Klang als auf den Sinn ankommt. Epitheta, die dichterisch absolut nichts sagend, ein leerer Schall sind, finden sich zu Hunderten; und es kommt Marlowe nicht darauf an, zwei- oder dreimal dasselbe zu sagen, wenn nur ein tönender Blankvers zustande kommt. ‚The wide vast Euxine Sea‘ ist ein großartiger Klang, aber die Bedeutung der Worte „Das weite, mächt'ge Schwarze Meer“ ist dieselbe, als wenn man sagt, „Das große Schwarze Meer“, wobei das Wort „groß“ nicht nur überflüssig, sondern ganz unzutreffend ist. Zenocrate soll Tamburlaines „Königin und stattliche Kaiserin“ werden. Marlowe spricht von „des Jornes Wut“, von einem „Raube und geschlossenen Diebstahl“, von „kostbaren Juwelen, die reicher und wertvoller sind als . . .“

Hin und wieder gelingt ihm ein schönes Bild, eine dichterisch wirrkame Wendung, so z. B. wenn er das Gewitter personifiziert:

Der Nord und Süd, auf Flügelrossen voll
 Von Schweiß, turnieren an dem Wolkenhimmel,
 Der Speere Splittern zeugt des Donners Schläge,
 Und von den Schilden sprüh'n des Blitzes Flammen.

Man läßt sich's gern gefallen, wenn er ein ungeheures Heer in Bewegung vergleicht mit dem „zitternden Laub des Waldes“. Weniger schön ist es, wenn der König von Marokko dem Sultan Bajazeth die gewaltige Stärke von dessen Heere folgendermaßen darstellt:

Der Frühling wird von deinem Heer erstickt;
 Denn auf die Erde kann kein Regen fallen,
 Noch ihren kräft'gen Strahl die Sonne werfen:
 Von solchen Massen ist das Land bedeckt.

und Bajazeth dem stumpfsinnig zustimmt:

Wahr ist das, wie der heil'ge Mahomet;
 Von unserm Hauch verdorrt sind alle Bäume.

Dieser blöde, von einer zügellosen Phantasie ins Unfinnige getriebene Bombast, der das ganze Stück erfüllt, überwuchert die einzelnen wirklichen Schönheiten, so daß man sie kaum erkennen kann. Als Zenocrate stirbt, schreit Tamburlaine:

Was, ist sie tot? Tschelles, zieh dein Schwert,
 Durchhau die Erde, daß entzwei sie spalte;
 Dann in des Hades Höhlen laß uns steigen,
 Die Schicksalschwester bei den Haaren schleifen,
 Und in der Hölle tiefsten Abgrund schleubern,
 Weil sie Zenocrate, mein Weib, mir nahmen.

Nun sucht Theridamas seinen Herrn zu beruhigen: das Schmerzswüten könne nichts helfen, „denn sie ist tot“. Und Tamburlaine:

Denn sie ist tot! Das Wort durchbohrt mein Herz.
 Guter Theridames, ach, sprich's nicht wieder!
 Sei sie auch tot, laß doch „sie lebt“ mich denken,
 Und meine Seele speisen, die am Mangel stirbt.
 Wo auch dein Geist sei, du bleibst stets bei mir,
 Durchtränkt von Ambra, Kassa und Myrrhen,
 In Blei nicht, nein, in schierem Gold gehüllt,
 Und nicht begraben wirst du, bis ich selber tot.

Aber die Wirkung dieser schönen Stelle wird gleich wieder vernichtet durch eine kindliche Schilderung der Pracht, mit der sie einst begraben werden soll.

Eine distinkte Charakterisierung der einzelnen Figuren ist nicht vorhanden, sie deklamieren alle in gleich hysterischen Tönen, und übergangslose Gefinnungs- und Stimmungswchsel finden sich zahlreich, wie durch die ganze Kindheit der Blüteperiode des englischen Dramas. Freilich besteht darin, die Menschen nicht bloß tun zu lassen, was der Dichter ihnen in der Anordnung der Handlung zuerteilt hat, sondern so tun zu lassen, daß es ihrer Natur entspricht und ihrem eigenen Willen zu entspringen scheint, die größte Schwierigkeit der dramatischen Charakteristik.

Wie bedeutend im ganzen und im einzelnen der Einfluß dieses Dramas auf die gleichaltrigen Dramatiker, einschließlich Shakspeare, war, hat unter der Regide des ersten deutschen Marlowe-Kenners, Professor Albrecht Wagner (Halle), sein Schüler E. Hübener in einer fähigen Dissertation gezeigt.*) Noch 1650 wurde das Drama neu einstudiert.**) Eine solche Anerkennung beweist nichts weiter als den Tiefstand des damaligen Geschmacks, der die Meisterwerke von Shakspeare und einem Duzend großer Dramatiker wohl auch anerkannte, aber nicht empfand, wie ungeheuer sie Marlowes Leistung überragten.

Im Tamburlaine schildert Marlowe den Willen zur Macht in einer geborenen Herrschernatur; in dem Juden von Malta, in einer Persönlichkeit der mittleren Gesellschaftsstufe. Bei jenem äußert er sich in gewaltigen Eroberungstaten und Menschenerschlägereien, bei diesem in gemeinen Verbrechen gegen Leben und Eigentum. Naturgemäß; es kann nicht anders sein; das Uebermenschtum innerhalb eines beschränkten Gesellschaftskreises kann sich immer nur in Schädigungen der Mitmenschen äußern, die je nach der Stärke des für den Uebermenschen allein maßgebenden egoistischen Triebes von straflosen unehrenhaften Handlungen bis zu Vergehen und gemeinen Verbrechen hinabsinken. Es ist charakteristisch für die Denkschwäche des modernen Propheten des Uebermenschtums und seiner Nachbeter, daß sie sich diese selbstverständlichen Konsequenzen nicht klar machen; oder wenn doch, daß sie die praktische Unmöglichkeit des Uebermenschtums nicht einsehen: ein Volk, das Taten des sittlich uneingeschränkten Egoismus, also Vergehen und Verbrechen, straflos gestatten wollte, müßte in seiner Gesamtheit dem Wahnsinn verfallen sein. Während also das Gros der heutigen Uebermenschen

*) Der Einfluß von Marlowes Tamburlaine auf die zeitgenössischen und folgenden Dramatiker. Halle, 1901.

***) Dyce, Ausgabe, XIX.

in kleinlichem, häßlichem, unehrenhaftem Egoismus sich betätigt und vor einem straff durchgeführten Strafgesetz halt macht, stand zu einer Zeit, wo dieses Gesetz größere Lücken aufwies und die Organe der öffentlichen Sicherheit schwach und unzuverlässig waren, dieser gesellschaftswidrigen Lebensanschauung ein größerer Spielraum offen.

So schildert denn Marlowe mit Feuereifer, fast möchte man sagen mit Begeisterung, die Taten seines kraftvollen Unmenschen Barabas, der, ein verachteter und mißhandelter Jude, dennoch die Fähigkeit entwickelt, jede ihm zugefügte Schädigung furchtbar zu rächen und sich durch List und jede Art der Bosheit ein unermessliches Vermögen zu erwerben, ja sich zum Gouverneur von Malta und Herrn der christlichen Ritter aufzuschwingen. Daß Marlowe in ihm nicht etwa ein abschreckendes Beispiel des jüdischen Volkscharakters hat geben wollen, zeigt seine Behandlung der Christen; der christliche Gouverneur selbst begeht einen Verrat nach dem andern, so daß Barabas (II, 3) mit Recht sagen darf:

Nicht Sünde ist's, die Christen zu betrügen;
Denn selbst bekennen sie den Grundsatz stets:
Dem Kezer darf man keine Treue halten.

Der Gouverneur nimmt dem Juden, der ihn in einer schweren Notlage des Staates durch Widerstand und freche Reden gereizt hat, sein ganzes Vermögen, um damit eine Kontribution an die Türken zu bezahlen, und macht sein Haus zum Nonnenkloster. Der Jude veranlaßt seine Tochter Abigail, als Novize in das Kloster einzutreten und ihm die darin von ihm verborgenen Juwelen auszuhandigen. — Die betreffenden Szenen sind übrigens sehr wirksam: während Barabas vor dem Mönche, bei dem sie sich gemeldet hat, seine Tochter verflucht, weil sie von dem Glauben ihrer Väter abtrünnig werden will, flüstert er ihr heimlich zu, wo die Juwelen zu finden sind und wann er sie holen wolle. Und dann umschleicht er nächtlicherweile das Kloster, „wie der Geist eines Verstorbenen einen vergrabenen Schatz“, und sein Entzücken kennt keine Grenzen, als die Tochter endlich auf dem Balkon erscheint und ihm in Säcken seine Schätze herabwirft. Hierauf verläßt Abigail das Kloster wieder. Sie liebt einen jungen Christen und wird von ihm wiedergeliebt; auch der Sohn des Gouverneurs möchte sie besitzen. Als der Vater davon hört, verlobt er sie mit beiden, sendet an den einen eine gefälschte Herausforderung von dem andern, damit sie in dem Duell sich gegenseitig totschlagen (!), was seltsamerweise auch geschieht.

Der schurkische Diener des Juden, Ithamore, der über jede Schandtath mit seinem Herrn um die Wette frohlockt, erzählt Abigail, welche seine Rache ihr Vater an dem Gouverneur genommen habe. Sobald sie hört, daß der Vater an dem Tode ihres Geliebten schuldig ist, tritt sie sofort, ohne den geringsten Kampf der Empfindungen, in das Kloster ein, das sie kürzlich verlassen hat. Ihr Vater liest den von ihr zurückgelassenen Brief und ist sofort, ohne eine Regung des bekannten jüdischen Familiengefühls, entschlossen, sie mit allen andern Nonnen zu ermorden. An einem Almosentage schickt er Ithamore mit einem Topfe Reis, den er törichterweise vor dessen Augen vergiftet, ins Kloster, und alle Nonnen sterben von diesem einen Topfe Reis. Vor ihrem Tode beichtet Abigail einem Mönche und erwähnt auch das Verbrechen ihres Vaters. Dieser bestürmt nun mit einem Bruder aus einem andern Orden den Juden, um ihn zu brandschäzen. Wie der Jude den einen mit Hilfe Ithamores erdrosselt und dem andern die Schuld dafür aufhält, diese Veranstaltung ist zu kindisch, um Worte darüber zu verlieren. Sie führen den Mönch Jacomo vor Gericht — was in Wirklichkeit undenkbar ist, da dieser sonst die ihm bekannten Verbrechen des Juden aufdecken würde — und lassen ihn hängen. Ithamore wird von einer Dirne angelockt, welche die Absicht hat, durch ihn etwas von dem Reichthum des Juden sich anzueignen; trunken von Wein und Liebe, verrät er die Schandtathen seines Herrn, und nun wird der Zuhälter, eine außerordentlich lebendig geschilderte Figur, wiederholt mit Briefen Ithamores zu dem Juden geschickt, an dem er erfolgreich mehrere Erpressungsversuche verübt. Der Jude verkleidet sich als französischer Musikant, geht vor das Haus der Dirne und überreicht ihr einen vergifteten Blumenstrauß, an dessen Duft die drei sterben, freilich erst, nachdem Bellamira den Juden bei dem Gouverneur denunziert hat. In der Haft nimmt der Jude einen jener Starrkrampf verursachenden Tränke ein, die auch bei Shakspeare wiederholt verwandt werden, und wird als Leichnam über die Mauer der Stadt geworfen, welche die Türken belagern. Barabas erwacht, führt den Feldherrn der Türken durch einen Abzugskanal in die Stadt und wird dafür von diesem zum Gouverneur von Malta ernannt. Nachdem er den Gouverneur an die Türken verraten hat, verrät er die Türken für eine große Summe an den Gouverneur. Die türkischen Truppen werden in einem Kloster bewirtet und mit ihm in die Luft gesprengt. Als aber der türkische Feldherr den Bankettsaal im ersten Stock der

Zitabelle (d. h. die Gallerie über der Bühne) betreten soll, dessen Fußboden als Falle eingerichtet ist, verrät der Gouverneur den Juden: er hält jenen zurück, läßt den Juden zuerst das Zimmer betreten und durchschneidet die Stricke, welche die Falle halten; der Jude stürzt hinab, nicht bloß in das untere Stockwerk des Bühnenhauses, sondern in einen dort bereit gehaltenen glühenden Kessel*), in dem er zu Tode schmort, fluchend und bis zum letzten Atemzuge sich seiner Verbrechen rühmend. Er stirbt also als Mann und Held, in seiner Verbrechergröße unüberwunden von dem elenden Christenvolk.

Wir sehen, die Tendenz ist ganz dieselbe wie im Tamburlaine: der Dichter steht auf der Seite seines Helden. Und wieder muß betont werden, daß, abgesehen von der mit den Anschauungen des Uebermenschentums notwendig verknüpften Verstandesschwäche, eine Fülle von angeborener und von keiner sittlichen Erziehung abgeschwächter Gefühlstroheit dazu gehört, um eine so scheußliche Verbrecherlaufbahn mit dieser Tendenz darzustellen. Diese Tendenz zeigt sich auch im einzelnen in geradezu ekelhafter Weise: zunächst in dem Stolz, der Freude, welche die beiden Verbrecher über das Gelingen jeder Schandtat zeigen.

Ihr Weltkinder, nun sagt, ob unter der Sonnen
Ein größerer Trug je feiner ward begonnen,

ruft Barabas ins Parterre, als er dem Gouverneur seinen Plan mit der Falle auseinandergesetzt hat. Als Abigail den Sohn des Gouverneurs ins Netz locken soll, sagt ihr der Vater, sie möchte ihm jede Freundlichkeit erweisen, wenn sie nur ihre Jungfernschaft behalte. Als die vergifteten Nonnen mit seiner Tochter begraben werden, meint der Jude, daß es keine schönere Musik gebe, als das Geläute beim Begräbniß eines Christen. Ithamore fragt ihn, ob er nicht Kummer empfinde über den Tod seiner Tochter:

Nein, Kummer nur, daß sie so lange lebte

lautet die Antwort. Der Mönch, welcher der sterbenden Abigail die letzten Tröstungen gespendet hat, ist nach ihrem Tode darüber „am meisten betrübt“, daß diese Nonne als Jungfrau gestorben ist. Solche Noheiten haben mit der dramatischen Charakteristik nichts zu tun, sie charakterisieren nur den Verfasser.

Im übrigen stellen die ersten beiden Akte des Juden von Malta — die drei letzten sind mit Ausnahme der Szenen, in denen

*) Die Veranstaltung ist, auch bühnentechnisch, schwer verständlich.

die Dirne, ihr Zuhälter und Ithamore zusammen wirken, sehr flüchtig gearbeitet — einen bedeutenden Fortschritt der Kunstübung dar. Die langen Reden des Tamburlaine kehren nur vereinzelt wieder; im allgemeinen ist der Dialog natürlicher geworden und zum Teil derb realistisch. An die Stelle des langatmigen Schwulstes ist die Hyperbel getreten; die klassischen Anspielungen sind beschränkt. Der Vers hat den zwar kraftvollen, aber zu gleichmäßigen Rhythmus des Tamburlaine aufgegeben und ist irregulärer und dramatisch belebter geworden. Die Form ist also die des englischen Volksdramas, wie wir es aus Shakspeare kennen. Daß der Jude von Malta hinsichtlich des dichterischen Gehaltes mit dem Kaufmann von Venedig, dem einige englische Beurteiler ihn sehr nahe stellen, auch nur aus der Ferne verglichen werden könnte, ist bei der durchgehends schwachen Charakteristik, der oft kindlichen Handlungsführung und vor allem bei dem geistigen und sittlichen Tiefstande der schaffenden Persönlichkeit ausgeschlossen. Das zeigt wohl schon diese knappe Inhaltsangabe.

Zum Schluß Marlowes Faustus.

Die Abfassungszeit dieses Dramas, das von englischen Beurteilern — darunter der Dichter Swinburne — für die größte dichterische Tat Marlowes gehalten wird, fällt jedenfalls zwischen das Erscheinen des deutschen Faustbuches (Frankfurt a. M., 1587) und die Druckerlaubnis, welche die englische Faustballade im Anfange des Jahres 1589 erhielt. Denn diese Ballade ist nach einer berechtigten Annahme, deren Begründung uns hier zu weit führen würde, erst hervorgerufen durch die Aufführung des Marloweschen „Faust“. Wahrscheinlich haben die englischen Schauspieler, welche sich nach Cohns „Shakspeare in Germany“ in den Jahren von 1585 bis 1587 in Frankfurt aufhielten, das Faustbuch nach England mitgebracht, wo es sogleich übersezt worden sein muß: denn 1592 erschien bereits die uns allein bekannte zweite Auflage dieser Uebersetzung. Gedruckt ist der „Faust“ erst 1604 und dann wieder 1616; beides sind sehr mangelhafte Ausgaben, die bedeutend voneinander abweichen; da aber Anfang und Schluß in beiden übereinstimmen und die verschiedenen Wundertaten Fausts, welche den mittleren Teil der Handlung einnehmen, in der zweiten Ausgabe ausführlicher und dichterisch besser behandelt sind, so werden wir uns an diese halten, obwohl Interpolationen von fremder Hand auch hier keineswegs ausgeschlossen sind.

In der ersten Szene sehen wir Faust, wie bei Goethe, in feinem Studierzimmer sitzen, in Betrachtungen über den Wert der Wissenschaften versunken. Die Logik, die nach seiner Ansicht keinen anderen Zweck hat, als die Kunst des Disputierens zu entwickeln, kann ihm nichts mehr bieten. Als Arzt hat er sich einen Weltruf erworben; da aber die Medizin ihn nicht hat lehren können, wie man dem Menschen ein ewiges Leben gibt und die Toten auferweckt, so taugt sie nichts. Justinians Gesetzsammlung handelt vom Mein und Dein, d. h. von jener elenden Materie, die ein großdenkender Mensch, wie er, für nichts achtet; drum weg mit der Juristerei. Die Bibel lehrt, daß der Tod der Lohn der Sünde ist, und ferner, daß wir uns selbst betrügen und keine Wahrheit in uns ist, wenn wir sagen, daß wir ohne Sünde sind; dann wäre uns also der ewige Tod sicher. Also fahr' hin auch du, Theologie! So bleibt nur noch die Magie:

O welche Welt von Vorteil und Genuß,
 Von Macht und Ehre und Allmächtigkeit (so)
 Verheißt sie ihrem eifrigen Adepten!
 Herr werd' ich sein von allem, was sich regt
 Zwischen den ruh'nden Polen; Kaiser und Könige
 Finden Gehorsam nur in ihren Reichen,
 Auf ihr Gebot stürmt nicht der Wind, noch teilen sich
 Die Wolken; doch wer hierin Meister ist,
 Des Herrschaft reicht so weit wie Menschengeist,
 Ein tücht'ger Zaubrer ist ein mächt'ger Gott:
 Hier, Faust, zerbrich dein Hirn, um Götlichkeit
 Zu erben.

Nun ruft er Wagner, dem er den Auftrag gibt, seine Freunde Valdes und Cornelius zu ihm zu holen, welche in der Magie besonders beschlagen sind. Als er wieder allein ist, erscheinen sein guter und sein böser Engel, der eine zur Lektüre der Bibel an Stelle des verfluchten Zauberbuches ihn mahnend, der andere ihm Jupiters Macht verheißend. Der letztere hat die für ihn maßgebenden Worte gesprochen: denn nun schwelgt er in phantastischen Vorstellungen von dem, was er später vollbringen will:

Wie schon das bloße Denken dran mich lezt!
 Werd' ich nicht Geister senden, die mir holen,
 Was mir gefällt? mich von den Zweifeln lösen?
 Und, wenn ich will, Berwegenstes vollbringen?
 Nach Indien soll'n sie fliegen um sein Gold,
 Das Meer absuchen nach den schönsten Perlen,
 Die Neue Welt in Ost und West durchforschen

Nach süßen Früchten, feinsten Lederein;
 Die Rätsel der Philosophie enthüllen
 Und die Geheimnisse der fremden Fürsten;
 Sie soll'n ganz Deutschland mir mit Erz ummauern,
 Den Rhein hierher, nach Wittenberg, ableiten,
 Die Schulen sollen sie mit Seide füllen,
 Die den Studenten prächt'ge Kleider schafft;
 Soldaten werb' ich mir mit ihrem Geld
 Und jage Parmas Prinzen*) aus dem Reich
 Und herrsche als Monarch im ganzen Land.

Wir sehen, dieser Faust hat, wie Tamburlaine, eine Kinderphantasie.

Baldes und Cornelius, die nun erscheinen, sind gleich bereit, ihn in die schwarze Kunst einzuweihen. Die Zeit, welche der Unterriht einnimmt, wird auf der Bühne ausgefüllt durch ein wißlos albernes Gespräch zwischen Wagner und zwei Studenten, dessen einzige Beziehung zur Handlung Wagners Mittheilung ist, daß Faust mit den beiden Zauberern sich eingeschlossen habe, woraus die Studenten schließen, daß ihr Lehrer sich selbst der Magie ergeben wolle.

Wenn wir jetzt Faust wieder auf der Bühne erscheinen sehen, ist er mit allem, was zur Geisterbeschwörung gehört, innerlich und äußerlich ausgerüstet. Es ist Nacht, das Nodium stellt einen dunklen Wald dar. Die Beschwörung wird in nicht immer verständlichem Latein ausgeführt, Mephistophilis erscheint in seiner scheußlichen Höllengestalt. Faust schickt ihn deshalb fort und heißt ihn die Gestalt eines Franziskanermönches annehmen. Als er so wieder zurückgekehrt und Faust nach seinem Begehren fragt, befiehlt ihm dieser, sein Diener zu sein und alle seine Befehle auszuführen, auch wenn er verlangte, daß der Mond vom Himmel fallen oder der Ozean die Welt überfluten sollte. Mephistophilis lehnt diese Zumutung ab; er könne ihm nur dienen, wenn der Höllenfürst Lucifer ihm die Erlaubnis dazu gebe. Ueber die Natur der höllischen Geister und ihr Verhältnis zu Gott befragt, erzählt er von der Empörung und ewigen Strafe Lucifers und der von ihm verführten Engel. Mephistophilis bejammert reuig seinen Zustand, in dem die Hölle mit ihren Dualen niemals von ihm weiche, und bittet ihn, von seinem furchtbaren Begehren abzustehen. —

Ein englischer Beurtheiler, Hallam,**) hat in diesem Verhalten des Marloweschen Mephistophilis „eine furchtbare Trauer“ gefunden,

*) Im Jahre 1585 belagerte der Prinz von Parma Antwerpen.

***) In seiner Introduction to the Literature of Europe &c. Ed. 1843, II, 171.

„die viel eindrucksvoller sei, als die boshafte Fröhlichkeit“ des Goetheschen. Dieses Urteil gibt der Marloweschen Figur ein Relief, welches dem Nichtkenner eine vollkommen falsche Vorstellung von ihr beibringen muß. Hätte Marlowe seinen Teufel durchweg als eine tragische Persönlichkeit dargestellt, etwa wie Marie Corelli ihren Satan,*) der mit innerem Widerstreben und tiefer Trauer über seine Erfolge einem furchtbaren Gebot gehorchen und die Seelen der Menschen berücken und verderben muß, so ließe sich hier eine Frage des sittlichen und des ästhetischen Urteils erheben. Aber Marlowes Höllegeist spricht sich nur an dieser einen Stelle in diesem Sinne aus, im übrigen ist er so eifrig bemüht, seine höllische Aufgabe zu lösen, wie man es nur von einem Diener Lucifers verlangen kann. Marlowe folgt hier also nicht einer besonderen poetischen Anschauung der Teufelsgestalt, sondern übt, wie so oft, eine anschauungslose, fragmentarische Art der Charakteristik, welche den Figuren gerade die Züge leiht, die sie für die vorher festgestellten Vorgänge und Situationen brauchen. Danach scheint es kaum fraglich, daß Marlowe seinen Teufel nur deshalb diese auffallenden Reden führen läßt, damit Faust einen kraftmenschlichen Trumpf darauf setzen kann:

Lern' Manneskraft von Faust, und jene Freuden,
Die nimmer du besitzen sollst, verachte.

Nun schickt er Mephistophilis zu Lucifer, dem er seine Seele verspricht, wenn er ihn 24 Jahre in Sinnenlust (voluptuousness) und im Genuß einer überirdischen Macht leben lassen will. Nach dessen Abgange schwelgt er wieder in kindlichen Vorstellungen von dem, was er alles machen wird: er wird eine Brücke durch die Luft bauen, auf der er den Ozean mit einer Schar Männer überschreiten wird — wohl, um in das amerikanische Goldland zu kommen —; er wird die Berge von Afrika und Spanien vereinigen, so daß die Meerenge von Gibraltar zu bestehen aufhört, usw.

Die Fausthandlung muß hier notwendig unterbrochen werden, und Marlowe fügt wieder eine stumpf-komische Zwischenaktzscene ein, die mit jener absolut nichts zu tun hat. Wagner tritt auf mit dem Clown, welchen er zu seinem Diener machen will; der Clown gibt ihm so freche Antworten, daß Wagner ihm droht, er wolle ihn von zwei Teufeln holen lassen — er hat also inzwischen auch die Beschwörungskunst erlernt —; die beiden Teufel erscheinen auch, und

*) In dem Roman *The Sorrows of Satan*. Leipzig, Tauchnitz.

der Clown ergibt sich in sein Loß. Dann öffnet sich eine Thür oder der Vorhang im Bühnenhause, und man erblickt Faust wieder in seinem Studierzimmer.

Er ergeht sich in einem seiner naiven Selbstgespräche: Warum denkst du an Gott und den Himmel? Tu es nicht. „Der Gott, dem du dienst, ist deine eigene Begierde.“ Daher will ich Beelzebub „einen Altar und eine Kirche bauen und lauwarmes Blut neugeborener Säuglinge ihm darbringen“. Nun erscheinen wieder die beiden Engel, die ihm mit der ihnen eignen geistigen und dichterischen Einfalt sagen: „Dieber Faust, denk' an den Himmel und himmlische Dinge“ — und „Nein, Faust, denk' an Ehre und Reichthum“. . . Der böse Engel gibt den Ausschlag und Faust ruft: „Veni, veni, Mephistophil — o!“ — (So schrieb wahrscheinlich Marlowe, dem es auf philologische Genauigkeit nicht viel ankam; denn es steht in den Ausgaben von 1604 und 1616 und ist erst 1624 verbessert in Mephistophilis.) Der Böse kommt mit Lucifers Erlaubnis, daß er Faust dienen dürfe. Nun muß dieser seine Seele mit Blut vers schreiben; aber auf dem gerigten Arm erscheinen (wie im Faustbuch) die Worte „Homo fuge!“ Faust wird stutzig, und Mephistophilis beruhigt ihn, indem er Geister, die ihm „Krone und reiche Kleider“ bringen, einen Tanz vor ihm aufführen läßt. Jetzt überreicht ihm Faust seine Bedingungen für den Seelenverkauf: Zuerst will er ein „Geist sein in Form und Substanz“; dann soll Mephistophilis 24 Jahre sein Diener sein, auf seinen Ruf in jeder von ihm gewünschten Gestalt erscheinen, jeden seiner Befehle ausführen und ihm alles bringen, was er haben will.

Nachdem nun die Seelenverkaufshandlung abgeschlossen ist, wissen wir, was für einen Menschen wir im Marloweschen Faust vor uns haben. Mit Recht sagt schon der Engländer Lewes in seine Goethebiographie, daß dieser Faust zu dem Pakt mit dem Teufel getrieben wird durch die niedrigsten Motive. Er will die Macht haben, alles zu tun, was er will; und nach den früheren Selbstgesprächen will er Dinge verrichten, die ihm kein Mensch nachahmen kann, die wunderbarsten, die großartigsten und die unsinnigsten. Denn es handelt sich keineswegs bloß um Dinge, die ihm angenehm und nützlich sind, sondern mindestens ebensosehr um die Befriedigung seiner Eitelkeit und Sensationslust, wenn er das Staunen der Menschheit erregen will durch seine unbegreifliche Kraft. Daneben läßt er nicht unerwähnt, daß er auch die Fülle von sinnlichen Genüssen für sich haben will. Von dem Riekscheschen Ueber-

menschen unterscheidet er sich also in dem Motiv des Handelns nicht: es ist ein rein egoistisches, rücksichtsloses, rohes Machtstreben. Nießches Uebermensch nimmt für sich die Freiheit in Anspruch, alles zu tun, was er kann. Marlowes Faust will die für andre Menschen unerreichbare Macht haben, alles tun zu können.

Mit dem Faust von Goethe kann solch ein Mensch überhaupt nicht verglichen werden. Jenen treibt ein unbezähmbarer, schmerzlicher Wissensdrang; die menschliche Wissensschwäche macht ihn elend. Er hat sich der Magie ergeben, damit ihm „durch Geistes Kraft und Mund manch Geheimnis würde kund“; er will „erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält“. Und erst später, nachdem er von der Höhe seines Strebens in die Tiefen der menschlichen Erbärmlichkeit zurückgeschmettert ist, ergibt er sich dem Genußleben, aber auch hier nicht in der rohen Weise des Marloweschen Helden: er will denjenigen Genuß kennen, der nicht ermattet, der so schön ist, daß man seine Dauer wünschen muß, weil er in der ersten Phase seiner Entwicklung den Wert des Daseins in nichts anderem zu entdecken vermag, als in einem so köstlichen Genuß.

Wenn nun die niederen Motive, welche Marlowes Faust zum Verkauf seiner Seele treiben, zweifellos sind, so wird zum Schlusse die Frage zu beantworten sein: Entspricht diesen Motiven der Gebrauch, den er im Laufe der Handlung von seinen überirdischen Kräften macht?

Zunächst will er sein außermweltliches Wissen erweitern und fragt Mephistophilis, wo denn eigentlich die Hölle sei, um dann schließlich nach seiner Auskunft ihm ins Gesicht zu schlagen mit der Behauptung, daß die Hölle eine Fabel sei und daß er an die ihm in Aussicht gestellte Verdammnis nicht glaube:

Denkst du, daß Faust so närrisch wär' zu glauben,
Nach diesem Leben gäb' es Qualen noch?
Paß! Das ist Unsinn, ein Altweibermärchen.

Faust wird nun am Ende der Handlung praktisch darüber belehrt, daß die Hölle nicht Unsinn ist; jedenfalls aber ist es ein Unsinn von seiten des Dichters, seinen Helden solche Worte sprechen zu lassen, da dieser doch einen wirklichen und mit wirklich überirdischer Macht begabten Vertreter der Hölle vor sich hat und mit diesem einen ganz ernsthaften Vertrag geschlossen hat; auch zweifelt er im Verlaufe des Dramas nie wieder an der Existenz Gottes und des Teufels; des Himmels und der Hölle. Uebrigens zeigt Marlowe

diesen Mangel an Ueberlegung wie an künstlerischer Besonnenheit immerfort in der Charakteristik wie in der Organisation der Handlung.

Nun verlangt Faust *ex abrupto*, zur Frau „die schönste Jungfrau Deutschlands“ zu erhalten; denn er sei, wie er sich mit jener Tautologie ausdrückt, die Marlowe so oft zur Füllung der Verse verwendet, „üppig und wollüstig“. Mephistophilis läßt einen Teufel in Gestalt eines Weibes auftreten, „mit Feuerwerk (with fireworks)“ — lautet die Bühnenweisung: wahrscheinlich erscheint er in einem Funkenregen —, und fragt Faust, wie ihm diese Frau gefalle. Faust vermüthscht sie natürlich und Mephistophilis bittet ihn, den Gedanken an eine Heirat aufzugeben, die nur eine kindische Zeremonie sei; er wolle sein Verlangen auf ausgesuchtere Art befriedigen. Vorläufig gibt er ihm als Ersatz ein Buch, das die Formeln enthält, vermitteltst deren er Gold erlangen, Unwetter erregen und Armeen aus der Erde stampfen kann. Aber Faust ist nicht so leicht befriedigt, er verlangt ein Buch, das alle Zauber- und Beschwörungsformeln enthalte, ein andres, in dem er alle Gestirne mit ihren Bewegungen, und ein drittes, in dem er alle Pflanzen und Bäume sehen könne, und Mephistophilis zieht diese Bücher sofort aus der Tasche.

Wie veränderlich indessen die Stimmungen Fausts sind und auf welche absonderlichen Gedankengänge uns der Dichter führt, dafür diene als Beispiel das folgende kurze Zwiegespräch. Nachdem Faust soeben den Glauben an ein Nachleben für ein Altweibermärchen erklärt hat, spricht er, während er offenbar in dem astronomischen Buche blättert:

Seh' ich den Himmel an, bereue ich
Und fluche dir, verworfner Höllegeist,
Da jene Freuden du geraubt mir hast.

Mephistophilis: Ei, Faust, hältst du den Himmel für so herrlich denn?
Glaub' mir, er ist nicht halb so schön wie du (!)
Noch irgend jemand, der auf Erden lebt.

Faust: Wie willst du das beweisen?

Mephistophilis: Für den Menschen ward er gemacht, drum ist der Mensch
[noch herrlicher.

Faust: Wenn für den Menschen, ward er für mich gemacht.
Fort denn mit der Magie: ich will bereuen.

Nun treten der gute und der böse Engel wieder an ihn heran: der eine ermahnt zur Reue und verheißt Gottes Erbarmen, der andre tut das Gegenteil. Und Faust?

Hart ist mein Herz, bereuen kann ich nicht.

Die Kindlichkeit dieser dichterischen Mache tritt hier, wie an andern Stellen, fast belustigend hervor. Daß Marlowe die streitenden Stimmen in Fausts Innern nach außen projiziert in den Personen des guten und des bösen Engels, anstatt die gute Neigung in ihn selbst zu verlegen und die böse vermittelt eines Verführers zur Herrschaft zu bringen, dieses Ungeschick soll ihm für jene Zeit nicht hoch angerechnet werden. Aber man betrachte einmal, wie der innere Kampf, den Marlowe darstellen will, sich vollzieht. Faust erklärt in einem Augenblick, daß er bereut, im nächsten, daß sein Herz verhärtet ist. Warum er in dem einen sich erweicht zeigt, welcher äußere Vorgang oder welcher psychologische Prozeß ihn in diese Stimmung versetzt, erfahren wir nicht. Die seelischen Uebergänge von der einen in die entgegengesetzte Stimmung, die als längere psychologische Prozesse auch dem bedeutenden Dichter große Schwierigkeiten bereitet haben würden, werden auch nicht einmal angedeutet; die entgegengesetzten Stimmungen lösen sich einfach ab. Marlowe scheint also nicht die Empfindung gehabt zu haben, daß Uebergänge von einem Extrem ins andere überhaupt nötig wären; denn diese plötzlichen und unverständlichen Empfindungswechsel kehren hier noch öfters wieder und sind überhaupt bei ihm ganz gewöhnlich. Daß er aber zu solcher albernem Charakteristik, die überhaupt keine Charakteristik ist, die innere Möglichkeit besaß, ist meines Erachtens ein unwiderlegliches Zeugnis für seine dichterische Schwäche.

Faust erzählt uns im Anschluß an jene Worte, daß das Bewußtsein, verdammt zu sein, ihn zu Zeiten furchtbar schüttele, daß er dann zu Strick und Dolch greifen möchte; aber „süßer Genuß überwinde die tiefe Verzweiflung“; und wenn er Homer und Amphion zitieren und sich von ihnen etwas vorsingen lassen könne —

Warum denn sterben und gemein verzweifeln?

Und dann, mit kühnem Uebergange:

Komm, Mephistophilis, jetzt laß uns streiten
Und disputieren über Astronomie.

Jetzt folgt von beiden Seiten eine Auseinandersetzung über astronomische Verhältnisse, zum Teil nach modernen, zum Teil nach

pythagoreischen Anschauungen, die für die Wissenden überflüssig, für die Unwissenden unverständlich sind, aber der Wissensseitlichkeit des Dichters genügt. Plötzlich unterbricht Faust die Verhandlung mit der Frage: „Wer hat die Welt gemacht?“ Das will Mephistophilis trotz energischen Zuredens nicht sagen. Und nun folgt wieder ein Stimmungsumschlag in Faust:

Denk, Faust, an Gott, der diese Welt gemacht.
Ja, geh, verdammter Geist, zur finstern Hölle!
Du bist's, der meine arme Seele hat verderbt.
Ist's nicht zu spät?

(Der Teufel ist fort und sogleich sind die beiden Engel wieder da.)

Böser Engel: Zu spät!

Guter Engel: Niemals zu spät, wenn Faust bereuen kann.

Böser Engel: Bereuest du, reißen Teufel dich in Stücke.

Guter Engel: Bereue, und sie krümmen dir kein Haar.

(Beide ab.)

Faust: O Christ, mein Heiland, rette des elenden Faustes Seele.

Das wird nun aber der Hölle zu bunt: Lucifer, der Höllenfürst, erscheint selbst mit seinem Adjutanten Belzebub und donnert Faust an, und dieser gerät in solche Angst vor der furchtbaren Erscheinung, daß er das Unmögliche für ihn zu tun gelobt: er will den Namen Gottes nie wieder nennen, die heilige Schrift verbrennen, die Diener Gottes erschlagen und von seinen Geistern die Kirchen niederreißen lassen. Dieses Gelöbniß stellt die gute Laune Lucifers wieder her, und zum Dank dafür läßt er von seinen Leuten ihm die Moralität von den sieben Todsünden aufführen, eine von der simpelsten Art: Faust fragt jede der allegorischen Figuren nach ihrem Namen, den nennen sie und charakterisieren sich dann selbst. Trotzdem erklärt Faust, als Lucifer ihn fragt, wie ihm das Stückchen gefallen habe, es wäre ihm eine Seelenweide gewesen. Nun, erwidert Lucifer, so lebe man immer in der Hölle, immer in dulce jubilo. Faust möchte gern einmal einen Einblick in das Hölleninnere haben; Lucifer verspricht, ihn um Mitternacht abholen zu lassen, und in seiner Geblauene läßt er ihm noch ein Buch da, aus welchem er lernen könne, sich in jede denkbare Gestalt zu verwandeln. Nun, man sieht, der Höllenfürst läßt sich nicht lumpen, um Fausts Seele zu gewinnen; dieser dankt ihm denn auch herzlich, und Lucifer verläßt ihn mit der eindringlichen Mahnung:

Faustus, leb wohl und denke an den Teufel!

Hier ist wieder ein Aktluß; während des Zwischenaktes tritt ein Chorus auf und teilt uns mit, was Faust in der Zwischenzeit

gemacht hat*). Er ist in einem brennenden Wagen — nicht in die Hölle, sondern — zum Himmel emporgefahren und hat sich auf einer achttägigen Reise das Universum angesehen; nachdem er sich davon zu Hause ausgeruht hat, ist er jetzt auf den Rücken eines geflügelten Drachens gestiegen, um die Erde kennen zu lernen; zunächst denkt er die Bekanntschaft des Papstes in Rom zu machen.

Der Papst tritt dann mit dem Cardinal von Lothringen und einem Gefolge von Mönchen ein zu einem Gastmahl, das also inzwischcn aufgetragen worden sein muß. Er preist seinen Gästen die feinsten Gerichte an; sobald er aber eins ihnen reichen will, gibt Faust unsichtbar Antwort und reißt es ihm weg; und als er, einen bösen Geist in seiner Nähe mitternd, sich bekreuzigt, erhält er von Faust eine Ohrfeige. (Die Ohrfeige ist das Einzige, was Marlowe zu der betreffenden Szene des Faustbuches hinzugegedichtet hat.) Nun flieht alles, und Priester werden hereingeschickt, um den bösen Geist zu verfluchen; während sie das umständlich ausführen, werden sie von Faust und Mephistophilis geprügelt, welche Feuerwerkskörper unter sie werfen und sie hinaustreiben.

Ein neuer Chorus berichtet uns, daß Faust eine Reihe von Höfen besucht und viele Länder kennen gelernt hat; und nachdem er mit seinem Ruhm die Welt erfüllt, kehrt er nach Deutschland zurück, um auch dem Kaiser Karl V. eine Probe von seinen Kräften zu geben.

Nachdem die Befriedigung der von dem Chorus erregten Spannung durch eine Clowns-Szene zwischen Robin und Ralph hinausgeschoben ist, tritt der Kaiser auf. Faust läßt auf seinen Wunsch Alexander den Großen und dessen Geliebte erscheinen; setzt einem etwas vorlauten Ritter Hörner auf und befreit ihn davon wieder auf des Kaisers Bitte. Nachdem sich dieser entfernt hat, richtet Faust an Mephistophilis die dichterisch seltsamen Worte:

Der unverdroßne Lauf der Zeit, den sie
Verfolgt mit ruhig stillem (calm and silent) Fuß, die Tage
Mir kürzend und den Faden des lebend'gen Lebens (vital life),
Verlangt die Zahlung meiner letzten Jahre.
Darum, mein lieber Mephistophilis,
Laß uns in Eile hin nach Wittenberg.

Hier finden wir Faust im Gespräch mit einem Pferdehändler wieder, dem er ein Pferd für 40 Taler verkauft mit der Warnung, daß er nie mit ihm in die Schwemme reiten solle. Nach diesem

*) Dieser Bericht findet sich jedoch nur in der ausführlichen Quarto von 1616 und ist in der von 1604 ganz verstümmelt. Daß er von Marlowe ist, kann nicht zweifelhaft sein.

banalen Geschäft wandelt ihn, wieder ohne ersichtliche Veranlassung, die Meue an:

Was bist du, Faust, als ein zum Tod Verdammtcr?

Dein unheilvolles Leben naht dem Ende (final end,
also: dem endlichen Ende);

Verzweiflung füllt die Seele mit mit Mißtraun:

Betäube dies Gefühl mit ruh'gem Schlaf.

Hat Christ den Räuber nicht am Kreuz erwählt?

Drum schlafe, Faust, gib Ruhe den Gedanken.

Während er auf seinem Sessel schläft, kommt der Pferdehändler zurück: er hat das Pferd doch in die Schwemme geritten, und da hat es sich in ein Bündel Heu verwandelt; nun will er natürlich sein Geld zurück haben. Da Faust durch seinen Lärm sich nicht stören läßt, will er ihn erwecken, zieht an einem seiner Beine und reißt es ihm aus. Da wacht Faust auf und schreit: „Mein Bein, mein Bein!“ Auch Mephistophilis bringt auf den Händler ein und verlangt als Schmerzensgeld noch einmal 40 Taler, welche der entsetzte Mensch auch zu zahlen verspricht. Sobald er mit Fausts Bein fortgerannt ist (Quarto 1616), ist Faust natürlich in Besitz eines neuen und spricht seine Freude darüber aus, den Pferdehändler so geprellt zu haben.

Hierauf wird Faust zum Herzog von Anhalt berufen, um auch ihm eine Zaubervorstellung zu geben. Er fragt galanterweise die schwangere Herzogin, ob sie nicht Appetit zu einem Lederbissen habe; als sie dann reife Trauben begehrt, obwohl es mitten im Winter ist, läßt Faust ihr sofort welche überreichen. — Man muß nun nicht glauben, daß diese öden Scherze mit Wiß oder Armut der Rede ausgeschmückt wären, so daß sie nach etwas mehr aussähen, als sie in Wirklichkeit sind. Es handelt sich immer nur um die kahle Vorführung des Zaubereperimentes. Die Quarto von 1616 ist etwas ausführlicher an dieser Stelle; sie erwähnt wenigstens, wie das Faustbuch, dem sie entschieden näher steht als die erste Quarto, das Schloß, das Faust dem Fürsten von Anhalt auf einen Berg zauberte und, nachdem er ihn und seine Gemahlin darin bewirtet, in Flammen aufgehen ließ. Vorher wird, ebenfalls nach dem Faustbuch, von einem Rärner berichtet, daß Faust für drei Farthings, also sechs Pfennige, ihm ein ganzes Fuder Heu weggefressen habe.

Fausts Zeit ist nun bald abgelaufen, das erkennen wir aus der Mitteilung Wagners, daß Faust sein Testament gemacht und ihn zum Erben eingesetzt habe. Er wundert sich, daß sein Herr sein wüstes Leben noch immer nicht aufgegeben und eben jetzt bei einem

Gelage mit Studenten sitze. Sogleich treten die Schwelger auf und bitten Faust, ihnen die schöne Helena erscheinen zu lassen. Das geschieht ohne weitere Umstände: sie geht über die Bühne, die Studenten drücken ihr Entzücken aus, und damit ist die Szene zu Ende.

Der zweite Teil, welcher die Wundertaten Fausts vorführt und in der 1. Quarto ein Drittel, in der 2. die Hälfte des ganzen Dramas einnimmt, ist hiermit abgeschlossen. Der letzte kurze Teil, in beiden Quartos gleich lang, beschäftigt sich mit dem Ende Fausts. — Ein alter Mann, nach dem Faustbuch sein Nachbar, kommt zu ihm und redet ihm ins Gewissen. Faust ist, wie gewöhnlich, zur Reue leicht gestimmt, befehrt sich aber schnell wieder zum Teufel, als Mephistophilis ihm seinen Verrat vorwirft und ihn in Stücke zu reißen droht, und verspricht, ihm von neuem mit seinem Blut sein Gelübde zu bekräftigen. Er richtet nur die Bitte an Mephistophilis, er möchte ihm die schöne Helena zu dauernder Freude verschaffen, damit ihre Umarmungen seine frommen Gedanken ersticken. Sie kommt sofort, Faust küßt sie und spricht seine Bewunderung in echt marloweschen Versen mit vielen klassischen Anspielungen aus. Im Faustbuch lebt er das ganze letzte Jahr mit ihr zusammen und zeugt einen Sohn mit ihr, den er Justus Faustus nennt; als er dann vom Teufel geholt wird, verschwinden Mutter und Kind spurlos.

Als Faust seinen letzten Tag erlebt, ruft er die ihm befreundeten Studenten zu sich, erzählt ihnen seine Geschichte und bejammert seine törichte Vermessenheit; diese sprechen ihr Mitleid über sein Schicksal aus, da sie ihn lieben, können ihm aber natürlich nicht helfen und nehmen Abschied von ihm. Dies ist das Letzte, das Marlowe dem Faustbuch entnommen hat: die letzten Augenblicke Fausts hat er selbständig und, wenn auch in dem hier verwandten stelzenhaften Stil, doch nicht ohne Pathos behandelt; sein letzter Monolog und einige am Anfange sind die einzigen Teile in dem ganzen Drama, welche auf den Namen Poesie Anspruch machen können. Eine tiefe, wenn auch naheliegende Wirkung müssen die Schläge der Uhr — elf, halb zwölf, zwölf — erzielen, welche Faust mit immer verzweifelterem Jammern begleitet; auch als die Teufel erscheinen, bleibt seine Haltung der Situation entsprechend natürlich. Seine letzten Worte sind:

Verbrennen will ich meine Bücher! O, Mephistophilis! —

Um aber jeden Gedanken, daß er in diese Dichtung einen tieferen Sinn gelegt habe, auszuschließen, beschließt Marlowe den letzten Chorus mit einer Warnung an die „Weisen“, sich durch ihren

vormizigen Geist nicht verlocken zu lassen, „mehr auszugeben, als die himmlische Macht erlaubt“.

Wenn wir Marlowes Faust mit seiner Quelle, dem deutschen Faustbuch, vergleichen, so müssen wir eine so vollkommene Abhängigkeit davon feststellen, daß von Originalität seinerseits kaum die Rede sein kann. Was stammt von ihm persönlich her? — Deklamationen, wenig tiefe, im ersten Teil; Deklamationen, etwas tiefere, im letzten und die dem Papst applizierte Ohrfeige. Die Wundertaten des mittleren Teils stehen abgerissen und ohne inneren Zusammenhang da wie im Faustbuch und sind, einzeln betrachtet, so öde dargestellt, daß uns die Anekdoten des Faustbuchs mit ihrem oft derben Witz noch poetischer anmuten und angenehmer zu lesen sind. Ueber die geringe Tiefe eines mittelalterlichen kirchlich-religiösen Standpunktes geht Marlowes Faust nirgends hinaus: hier, wie im Faustbuch, verschreibt der Held sich dem Teufel in Person aus Genuß- und Großmannsucht; er befriedigt seinen Materialismus durch ein schwelgerisch wüstes Leben und seine Eitelkeit durch Zauberkunststücke, mit denen er das Staunen von hohen und niederen Toren erregt; und da er sich nun einmal dem Teufel verschrieben hat, muß er eben zur Hölle fahren. Moderne tragische Vorstellungen, z. B. von dem richtigen Verhältnis von Schuld und Sühne, dürfen wir an diese Dichtung gar nicht heranbringen: daß der Held für ein paar Zauberkunststücke, die er mit Hilfe eines höllischen Hexenmeisters ausführt, die ewige Verdammnis erntet, ist für uns lächerlich.

Da die Seelenverfassung dieses Helden keine Spur von Größe hat — man müßte denn in den Radomontaden gegen das höchste Wesen eine solche finden wollen —, so können auch die Empfindungen, welche seine Entschlüsse begleiten, keine erschütternde Wirkung auf uns ausüben; von ernstest Seelenkämpfen kann bei einem solchen Menschen nicht die Rede sein. Auch hat sich Marlowe nicht die geringste Mühe gegeben, uns solche Kämpfe wenigstens vorzutäuschen: die Regungen der Vermessenheit und des Kleinmuts lösen sich unvermittelt und unmotiviert ab. Auch im übrigen, wenn wir von ein paar besser gelungenen Deklamationen absehen, merken wir nichts von einem ernstest dichterischen Bestreben: die Wundertaten werden, wie schon bemerkt, in der nüchternsten Einkleidung vorgeführt, und es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß es dem Dichter dabei nicht auf irgend eine dichterische Wirkung ankam, sondern nur auf das Staunen der maulaufsperrenden Menge im Parterre. Auch Szenen, welche die beste Gelegenheit für die Entfaltung dichterischer

Kraft boten, wie z. B. die Vereinigung von Faust und Helena, werden ebenso handwerksmäßig abgetan: Faust preist ihre Schönheit, und Helena spricht nicht ein einziges Wort.

Wie gegenüber einem so beschaffenen dichterischen Gehalt die hohen Lobsprüche, welche englische Kritiker dem Marloweschen Faust zollen, zu rechtfertigen sind, ist schwer begreiflich.

Der alte Nathaniel Drake*) nennt Faust Marlowes „Meisterwerk in Hinsicht auf übermenschliche Wildheit und übernatürliches Grauen; er zeige ein Genie von erhabenster und fremdartiger Natur“. Harzlitt**) nennt ihn „Marlowes größtes Werk“, die Charakterzeichnung des Helden „kühn und großartig“. Dyce***) in der Einleitung zu seiner Ausgabe findet, daß der Faust „eine Fülle von ungewöhnlich schönen und großartigen Gedanken enthält“. Auch der ganz moderne Courthope†) sagt: „Dies ist unzweifelhaft Marlowes größtes Drama; es ist in der Tat eines der größten Dramen, welche die Welt besitzt; denn in ihm ist der Dichter durch das Wesen seines Stoffes und seine tiefgründige Phantasie getrieben worden, die Tiefen des Menschenherzens zu ergründen in einer Darstellung des Konflikts zwischen Willen und Gewissen.“ Dieses Urteil darf man nicht bloß als ein maßlos übertriebenes bezeichnen; sondern man muß geradezu aussprechen, daß das Gegenteil wahr ist. Für dieses armselige Nachwerk ist die Existenz unseres Goetheschen Faust vernichtend, weil der unumgänglich naheliegende Vergleich mit ihm zeigt, daß Marlowe absolut unfähig war, einen banalen mittelalterlichen Stoff menschlich zu vertiefen. Wovon diese Kritiker sprechen, das ist ein Faust, wie er unter den Händen eines andern Dichters hätte werden können, wie sie ihn vielleicht im Hinblick auf unsern Faust gern gesehen hätten, aber nicht Marlowes Faust. Dieser ist gegenüber dem an sich nicht hohen absoluten Wert der Marloweschen dramatischen Kunst entschieden das schwächste von seinen Werken:††)

Es ist für alle, welche Marlowe auf Shakespeares Gipfel haben möchten, eine niedererschlagende Tatsache, daß ihr Heros für die heutige Zeit in jedem Sinne tot ist: auch Gebildete, deren Interesse über die Literatur ihres eigenen Volkes weit hinausgeht, kennen ihn

*) Shakespeare and his Times. Paris 1843. S. 463.

**) Lectures on the Dramatic Literature of the age of Elisabeth. 2. Ed. London, 1840, S. 53.

***) The Works of Marlowe. London, 1859. S. XXII.

†) A History of English Poetry. Vol. II; London, 1904. S. 410.

††) Das ist auch Kleins Ansicht. Der Engländer Ward (History of Engl. Dram. Lit.) neigt ihr ebenfalls zu, wenn ihm auch das tragische Pathos mancher Scene größer zu sein scheint, als es in Wirklichkeit ist.

nur dem Namen nach; er wird nicht gelesen und nicht aufgeführt; und selbst der Jude von Malta, der noch im 18. Jahrhundert in England neu einstudiert wurde, hat keine Aussicht, jemals wieder die Bretter zu beschreiten. Marlowe existiert tatsächlich nur für Fachleute, und speziell für gelehrte Shakspeare-Forscher, welche wissen müssen, was Shakspeare aus sich selbst, was er von den vorhandenen Mustern hatte. Und diese Frage interessiert uns auch hier.

Was nahm Shakspeare von Marlowe an, was lehnte er ab?

Daß Shakspeare von Marlowe den reimlosen Jambenvers, den Blankvers, entlehnte, ist durchaus zweifelhaft; warum sollte er ihn nicht aus dem viel älteren Gorboduc von Sackville und Norton oder aus Kyds Spanischer Tragödie entnommen haben, die wahrscheinlich vor dem Tamburlaine erschien? Worin Marlowe aber zweifellos für ihn vorbildlich wurde, das war die dramatische Belebung des Blankverses, die wir bei jenem in raschem Fortschreiten bis zum Juden von Malta verfolgen können. Shakspeare hat sich zwar auch in seinem frühesten Drama, in der Komödie der Irrungen, nicht so streng an das antike Versschema gehalten wie Kyd, aber in dem freiheitlichen Ausbau seines Verses schreitet er Marlowe langsamer nach, um ihn auf der Höhe seiner Kunstübung darin weit zu übertreffen.

Die Kraft und Leidenschaftlichkeit des Menschen Marlowe mußte notwendig in seiner dichterischen Sprache zur Geltung kommen, um so mehr, als er von Anfang an die Schicksale willensgroßer, tatgewaltiger Menschen schilderte. Wir haben gesehen, daß ihn dieses formale Streben zunächst besonders in seinem ersten Drama zu ungeheuerlichem Schwulste trieb. Aber inmitten dieses Schwulstes fand sich manches schön geprägte Epitheton, manches edle Bild, mancher in der Energie seiner stets gedrängten Sprache großartige Gefühlsausdruck. Und als er den Schwulst von sich getan, blieb immer die Kraft und als poetisches Lieblingemittel die Hyperbel. Daß dieses Beispiel an Shakspeare nicht verloren war, wissen wir aus den echten Teilen von Titus Andronicus und Heinrich VI. und vor allem aus Richard III. Shakspeare hat auch im einzelnen viel von Marlowe entlehnt — genau so, wie die anderen zeitgenössischen Dichter. Wir dürfen diese Entlehnungen nicht von heutigen Anschauungen aus beurteilen; wir müssen bedenken, daß die auf Petrarca fußende Sprache der damaligen Lyrik mit ihren poetischen Mitteln größtenteils konventionell war; daß die

gleichen Bilder und Konzepte, die gleichen platonischen Gedanken über die Liebe, ja stofflich kongruente Sonette sich bei vielen Dichtern finden; daß also, was auf dem Gebiete der Lyrik erlaubt war, im Epos und im Drama nicht für verwerflich galt. Hübener führt in seiner obengenannten Arbeit eine Reihe von Stellen an, die aus Tamburlaine in Shaksperes Dramen übergegangen sind.*) Aber er nennt von diesen nur Titus Andronicus, Heinrich VI. und Richard III, während eine ganze Reihe von Parallelismen sich außerdem in König Johann und den Sonetten, weniger in Romeo und Hamlet finden. Ueberhaupt finden sich die Marlowe-Anklänge vereinzelt bis in die letzte Zeit des Shakspereschen Dichtens, bis Lear und Cymbeline, in größerer Fülle in den Dramen der Neunziger, besonders zahlreich und auffallend sind die Parallelismen zwischen dem Juden von Malta und dem Kaufmann von Venedig.

Wüller sagt in seiner Geschichte der englischen Literatur, daß Marlowe der erste gewesen sei, der sich bestrebt habe, die Handlungen seiner Personen aus ihren Charakteren hervorgehen zu lassen, während für den naiven Dramatiker die einzelnen Figuren nur Instrumente sind zur Vollbringung dessen, was er selbst als Handlung erfunden hat. Das ist richtig; trotzdem ist er, wie wir gesehen haben, niemals ein großer Charakteristiker gewesen. Jenes Bestreben beschränkte sich nur auf die wenigen Hauptfiguren, und auch in ihnen gelang es ihm nie, die Entwicklung der Charaktere, die Uebergänge von einer Stimmung oder Gesinnung zu einer andern, und noch weniger ein allmähliches inneres Werden zur Anschauung zu bringen. Es gelang ihm auch nicht, durch die Art der Rede und des äußeren Gebarens ein scharf umschriebenes Personenbild dem Zuschauer vor die Seele zu zaubern; und daher griff er sehr häufig zu dem naiven Auskunftsmittel, in Selbstgesprächen seine Personen auseinandersetzen zu lassen, wie sie über Menschen und Dinge dachten und was sie insolgedessen beabsichtigten. Es ist bekannt, daß wir beide Unarten, sowohl den unvermittelten Gesinnungswechsel wie die Selbstenthüllung und Selbstanzeige, in Shaksperes Jugenddramen wiederfinden, ja selbst in Richard III. noch, wo sich im übrigen doch seine menschengestaltende Kraft aufs höchste bewährt. Daneben dürfen wir dann nicht vergessen, daß er

*) Merkwürdigerweise finden sich unter den Parallelismen des Titus Andronicus die markantesten in unechten, nicht von Shakspeare verfaßten Stellen. Das paßt vortrefflich zu der Annahme, daß Marlowe selbst der Urdichter dieses Dramas ist.

auch schon in seiner einzigen Jugendtragödie, Romeo, Charaktergebilde schafft, wie sie Marlowe überhaupt unerreichbar sind.

Was Shakspeare nicht von Marlowe entlehnte, war das hohle Wortgepränge und der Schwulst; und was sich davon in Titus Andronicus und in Heinrich VI. findet, kennzeichnet sich neben den unzweifelhaft echten und formell ganz anders gearteten Teilen als die Arbeit des ursprünglichen Verfassers. Shakspeares Jugendstil zeigt nur zu oft die Unnatur seiner Muster Petrarca und Oly: er ist gekünstelt, zierlich, überfein von Gefühl, geistig spitzfindig; leeren Hall aber hat er zu keiner Zeit seines Lebens der Welt als Poesie geboten; und es ist ungeheuerlich, dem größten Dichter für seine Jugendzeit die Unfähigkeit eines stumpfen Poetasters zuzuschreiben, während sich in denselben Dichtungen die Beweise höchster Befähigung finden. Wo hätte er auch den Mut hernehmen sollen, den Tamburlaine-Stil wenige Jahre später in den Reden Pistols sogar mit wörtlichen Wiederholungen lächerlich zu machen, wenn er ihn selbst einmal geübt hätte?*)

Der Hauptunterschied zwischen Shakspeare und Marlowe besteht aber darin, daß jener seiner unergleichlich größeren Natur nach ganz außerstande ist, auch nur vorübergehend die brutale Lebensanschauung des Uebermenschentums sich anzueignen. Auch er hat mitleid- und gewissenlose Gewaltmenschen geschildert, wie er sie damals in den einflußreichsten Stellen vor sich sah; aber niemals hat er sie triumphieren lassen. Den gewaltigsten Uebermenschen, der je die Bühne beschritten hat, Richard III., stellt er als abschreckendes Beispiel hin und zeigt an ihm, wie die unausbleiblich schlimmen Folgen der gesellschaftschädigenden Taten sich schließlich zusammenballen, um den Täter niederzuschlagen. Er steht hierin auf dem Standpunkt des modernen Altruismus, den man als eine philosophische Begründung der Lehre Christi ansehen kann; und er hat diese Ueberzeugung an mehreren Stellen ausgesprochen, am deutlichsten im Macbeth:

Doch solche Taten richten sich schon hier;
So daß wir blut'gen Unterricht bloß geben,
Der, kaum erteilt, auf des Erfinders Haupt
Zurückschlägt; die gleichwägende Gerechtigkeit
Setzt uns den eigenen Giftkelch an die Lippen.

*) Wie der Stil der unechten Stellen im Titus Andronicus große Ähnlichkeit hat mit dem des Tamburlaine, so schieben sich die metrischen Erscheinungen dieser Stellen, ziffernmäßig festgestellt, zwischen Tamburlaine und Faustus ein, während die der echten Stellen ganz andere sind.

Kunstgenuß und Kunstwissenschaft.

(Zur Museumsreform.)

Von

Werner Weisbach.

Jeder Mensch hat heutzutage ein Recht auf Kunstgenuß. In den Großstädten und den meisten Kleinstädten stehen ihm aus öffentlichen Mitteln erhaltene Museen verschiedener Art — meist zu unentgeltlichem Besuch — offen. Die großen umfassenden Kunstmuseen vereinigen meistens zweierlei Absichten. Sie wollen einmal dem Besucher durch die Qualität der ausgestellten Meisterwerke einen ästhetischen Genuß verschaffen. Ferner suchen sie durch eine besondere Auswahl und Kombination von Werken kunst- und kulturgeschichtlichen Interesses zu dienen, sie anzuregen und zu befriedigen. Was man auch sagen mag, kein der alten Kunst gewidmetes Großmuseum läßt sich bei seinen Erwerbungen und Darbietungen einzig und allein von dem Gesichtspunkt leiten, nur für die Befriedigung der höchsten ästhetischen Bedürfnisse bei seinem Publikum zu sorgen. Wenn man ein altchristliches Elfenbein, ein koptisches Relief oder eine frühromanische Figur ausstellt, so wird dabei gewiß nicht auf ein naives ästhetisches Nachempfinden eines heutigen Kunstfreundes gerechnet. Es handelt sich dabei doch wohl um Interessen anderer Art.

Die Genußfähigkeit für ein großes Kunstwerk wird bei dem Beschauer durch den Platz, den es einnimmt, mitbestimmt. Möglichste Isolierung und Einfügung in eine passende Umgebung tragen zu deren Förderung nicht unwesentlich bei. Deshalb erscheinen Kunstwerke vielfach eindruckvoller in Privaträumen als in Museen, in Ateliers als auf Ausstellungen. Manche Stücke der Vergangenheit haben nach der Entfernung von ihrem Bestimmungsort an Wirkung beträchtlich eingebüßt. Es ist das Los der beweglichen

Altertümer, allmählich in die Museen überzugehen. Daß vollgefüllte und magazinartig aufgestapelte Sammlungen den Wirkungen der Kunstwerke nicht günstig sind, darüber ist man sich jetzt in Museumskreisen, und besonders in Deutschland, fast allgemein einig. Um dem entgegen zu steuern, ist schon vor einigen Jahren die Idee von Depotmuseen aufgetaucht. Es wurde der Vorschlag gemacht, in den dem allgemeinen Publikum zugänglichen Räumen nur das Beste in vorzüglicher Auswahl und möglichst günstig aufgestellt darzubieten. Die Masse der übrigen Stücke soll, nach wissenschaftlichen Prinzipien geordnet, in Depoträumen, die für Studierende und Leute mit besonderen Interessen geöffnet werden, ausgebreitet sein. Der Plan hat manches für und gegen sich. Gewiß würde dadurch einer Ueberlastung des Sehens, wie sie in gewissen Museen, z. B. dem South-Kensington, ohne Frage eintreten muß, vorgebeugt werden können. Manches einzelne Kunstwerk würde besser zur Geltung kommen und deshalb eindringlicher wirken. Andererseits hätte die Auswahl ihre großen Schwierigkeiten. Sie würde von dem Geschmack und den Anschauungen des jeweiligen Museumsvorstandes abhängen. Man kann die Anregungsfähigkeit eines Kunstwerkes auch schwer berechnen. Und manches, das vielleicht eine solche Kraft in sich hätte, würde den Augen des Publikums entzogen und in den Depoträumen magaziniert. Auch würden bei einem solchen System vielleicht Reize, die von einer Anzahl, einem Ensemble gleichartiger Werke ausgehen, sobald diese getrennt werden, verloren gehen. Tatsächlich hat sich auch noch kein großes Museum zu solch einer Umgestaltung bereitgefunden. Sie wäre mit ungeheuren Schwierigkeiten und Ueberlegungen verbunden. Zweckmäßigkeit und Erfolg ließe sich erst und allein durch die Praxis feststellen.

Ein einzigartiges Beispiel für eine große die verschiedensten Gebiete umfassende Kunstsammlung, wo die Räume und deren Ausstattung und Inhalt auf einander zugeschnitten, durch eine gewisse Harmonie verknüpft erscheinen, bot bei ihrer Eröffnung die Wallace-Collection in London. Sie verdankt das aber den günstigsten Umständen. Zugleich mit der reichsten aller Privatsammlungen wurde das Haus, das sie barg, der englischen Nation vermacht. Es gibt wenig Orte, die von einer gleichen künstlerischen Atmosphäre durchströmt sind, und dem Eindruck kann sich niemand entziehen. Eine Parallele dazu, allerdings von weit geringerer Bedeutsamkeit, ist das Museo Poldi Pezzoli in Mailand, gleichfalls eine Stiftung des ganzen Hauses mit seinen Schätzen. Zum Teil kommt eine intime Wirkung der Kunstwerke in den Räumen

zustande. Aber hier stört vielfach die Ueberladung und Geschmacklosigkeit der modernen Ausstattung und des Mobiliars.

Indem in solchen und anderen Fällen klar zutage trat, wie die Wirkungsfähigkeit eines Kunstwerks durch seinen Standort beeinflusst würde, wurde eine zweckmäßige Museumsreform in der letzten Zeit immer mehr als notwendig erkannt und zum Teil in Angriff genommen. In den Gemäldegalerien machte sich die Tendenz, die Bilder möglichst vorteilhaft und mit Wahrung ihrer intimsten Reize darzubieten, bemerkbar. Wenn auch das Prinzip des konsequenten Depotmuseums nirgends durchgeführt wurde, so sah man sich doch vielfach veranlaßt, Mittelgut und Schlechtes auszuschneiden, um das Wertvolle nicht zu erdrücken. Kabinette wurden eingerichtet, um dafür geeignete Bilder aufzunehmen. Alte berühmte Galerien, wie die des Louvre, reformierten sich. Und wer könnte den Wert solcher Veränderungen bezweifeln, der dort früher die niederländischen Bilder gesehen hat am Ende der langen Galerie unter sehr ungünstigen Umständen, die ganze Galerie als Maßstab für die durchmessene Bilderfahrt hinter sich, und sie heute in den kleinen Kabinetten zu ganz anderer intimer Wirkung gebracht bewundern darf. Einen Vorkämpfer für die Unterbringung von Kunstwerken in stimmungsvollen Interieurs haben wir an unserem Generaldirektor Bode. Er hat versucht, in einzelnen Kabinetten des Kaiser Friedrich-Museums Plastik, Malerei und kunstgewerbliche Gegenstände zu vereinigen mit dem Bestreben, jedes Kunstwerk in seinem Eigenwert möglichst zur Geltung kommen zu lassen, dadurch den Kunstgenuß zu fördern und ein möglichst wohltuendes Ensemble zu schaffen. Wie solche Bestrebungen dann aber gleich ausgenutzt, mißverstanden und zur Farce werden, zeigt die Gemäldegalerie des in einzelner so vorzüglichen neuen Darmstädter Museums, wo zum Teil die klüglichen Bilder in prunkhafter Aufmachung an sammetbespannten Wänden sich breit machen. Es tritt dann gerade das Gegenteil ein. Ist man sich des Mißverhältnisses zwischen dem Wert der Bilder und der Ausstattung der Räume bewußt geworden, so überkommt einen die Verstimmung.

Wie schon angedeutet wurde, sind aber die großen vielumfassenden Museen nicht nur Weihestätten für den künstlerischen Genuß; sie sind auch Bildungsanstalten und sollen es sein. Es werden außer den rein um ihrer künstlerischen Wirkungskraft willen erworbenen Werken auch solche aufgenommen, denen ein besonderes historisches oder technisches Interesse anhaftet. Eine geschickte

Museumsleitung wird nach beiden Seiten möglichst ausgleichend zu wirken haben. Die Interessen lassen sich wohl vereinigen.

In den Museen werden im großen und ganzen Werke nach Ländern, Epochen, Schulen und Meistern geordnet. Das ist ein wissenschaftliches Prinzip. Nicht selten entspricht es auch den Wünschen an eine ästhetische Anordnung. Wie sich beides vereinigen läßt, zeigt z. B. die vortreffliche Neuorganisierung der Berliner National-Galerie durch Hugo von Tschudi. Aus den geeigneten Zusammenstellungen ergeben sich in Museen zum Teil reichhaltige und fördernde Aufschlüsse über Kunst- und Kulturverhältnisse einer bestimmten Zeit und Umgebung und auch über die Eigenart eines Meisters. Der Geist eines Zeitalters spricht aus seinen Denkmälern, und manchmal stärker als aus irgendwelchen anderen Äußerungen. In geschickt zusammengestellten Sammlungen gelingt es zuweilen, diesen Geist zu bannen. Und manchem verschafft es Genuß, ihn dort auf sich wirken zu lassen und in sich aufzunehmen. Man nennt das wohl ein historisches Interesse. Es wurzelt tief in unserer Kultur, und ein Recht auf Berücksichtigung kann ihm kaum streitig gemacht werden.

Ist es nicht überhaupt Gegenständen alter Kunst gegenüber manchmal schwer zu entscheiden, ob ein ästhetisches oder historisches Interesse vorherrscht? Nur der schaffende Künstler weiß jedesmal ohne weiteres, was ihn rein künstlerisch fesselt, für ihn genießbar und verwertbar ist. Aber der schaffende Künstler ist fast immer einseitig. Gibt es einen Menschen der Gegenwart, der den Scharfblick für das allgemeine absolut Künstlerische in der Vergangenheit besitzt, und gibt es überhaupt eine Möglichkeit dafür?

Historische Erkenntnis vermag jedenfalls zur Vertiefung ästhetischen Genießens zuweilen beizutragen. Jeder hat solche Erfahrung wohl schon an sich selbst gemacht. Dadurch, daß er sich in das Studium einer Epoche versenkte, sind ihm nach und nach künstlerische Reize ihrer Monumente aufgegangen, und Werte, die vorher keine Schätzung fanden, zum Bewußtsein gekommen. Museen, indem sie das Beste aller Zeiten vereinigen, sollen einen Maßstab geben für die künstlerischen Höhepunkte der verschiedenen Epochen und Richtungslinien für die Geschmackswandlungen festlegen. Welches das Beste ist, das kann nur eine ausgebildete Kunstwissenschaft, bei der wissenschaftlicher Sinn mit künstlerischem Empfinden Hand in Hand geht, aufstellen. Auch dem künstlerischen Verständnis für einen Meister vermag man auf historischem Wege näher zu kommen, besonders

wenn seine Eigenart den Tendenzen der Gegenwart entgegengesetzt ist. Mancher Künstler hat sich durch solch ein Verfahren Klarheit zu schaffen gesucht. Man weiß, was Goethe von dieser Art Historie gehalten hat.

An das Museumswesen dürfen deshalb von kunstwissenschaftlicher Seite bestimmte Ansprüche gestellt werden.

Die Museen sind gewöhnlich nicht imstande, mit ihren Originalen allein ein abgeschlossenes Bild von einer Zeit oder von einem Meister zu geben. Zur Ergänzung bedarf man Reproduktionen nach den nicht vorhandenen Meisterwerken an anderer Stelle. Des Wertes von Nachbildungsammlungen ist sich die Altertumswissenschaft von früh an bewußt gewesen und hat allenthalben ihre Gipsmuseen gegründet und systematisch ausgestaltet. Die neuere Kunstwissenschaft folgte nach, aber ihre Abgußsammlungen sind selten so vollständig und systematisch wie die der Archäologen.

Von ganz einzigem Wert ist für die neuere Kunstgeschichte die Abgußsammlung des Trocadéro in Paris. Ihr Zweck liegt schon in ihrem Namen ausgesprochen: Musée de sculpture comparée. Der Franzose erhält hier einen Ueberblick über die Entwicklung seiner Plastik und ist imstande, sie mit den Hauptwerken anderer Völker zu vergleichen. In großartiger Weise wird die Verbindung der Plastik mit der Architektur durch Abgüsse ganzer Portale und anderer umfangreicher Monumente veranschaulicht. Figuren, die hoch oben an den Kathedralen nur schwer bemerkbar sind, werden in der Reproduktion dem Studium zugänglich gemacht. Auf eine Fülle künstlerischer Genüsse wird das Publikum hingewiesen, die ihm sonst verschlossen wären. Wenn Abgüsse auch nur ein Surrogat für Originale sein können, so wird durch sie doch das Interesse und Verständnis für diese geweckt, und das Auge auf Dinge eingestellt, die ihm bei dem Betrachten der Kunstwerke zugute kommen.

Das Londoner South-Kensington-Museum besitzt ebenfalls eine große Abgußsammlung mit zum Teil sehr umfangreichen Stücken, augenblicklich allerdings noch ganz unbrauchbar aufgestellt. Dieses Museum vermag auch durch seine Modellsammlung sehr nützlich zu wirken. Es enthält eine Reihe verkleinerter Nachbildungen künstlerisch besonders wertvoller Interieurs, an denen das Zusammenwirken von Wandmalerei, plastischem Schmuck und Mobilien demonstriert wird, z. B. von dem Saal des Cambio in Perugia. Die Brauchbarkeit solcher Modelle ist natürlich ganz von der Qualität der Ausführung abhängig. Aber man hat es in England verstanden,

sich Kräfte zu schulen, die dergleichen Aufgaben mit viel Geschick und Takt zu lösen vermögen. Und dann kann durch die Anschauung das Verständnis für die Denkmäler, der Einblick in ihr Wesen beträchtlich gefördert werden.

In Deutschland ist es, so weit mir bekannt, nicht so gut um diese Dinge bestellt. In München hatte man vor etwa zehn Jahren den lobenswerten Plan gefaßt, ein Abgußmuseum für die neuere Kunst zu gründen. Die Vorbereitungen waren schon ziemlich weit gediehen, da wurde das Ganze wieder fallen gelassen. Der Durchführung einer besonders guten Abgußsammlung für neuere Kunst darf sich aber das Albertinum in Dresden rühmen. Auch in Berlin soll vor einiger Zeit die Absicht bestanden haben, solch ein Museum ins Leben zu rufen. Sie ist wie in München allem Anschein nach in Vergessenheit gesunken. Während für die Antike in dem Neuen Museum eine vortrefflich organisierte Gipsammlung besteht, ist die neuere Kunst recht stiefmütterlich bedacht. Bei dem Neubau des Kaiser Friedrich-Museums wurde auf sie keine Rücksicht genommen, und aus Platzmangel mußte sie dann in unzulänglichen Räumen magaziniert werden. Eine Abgußsammlung wird nur dann ihren Zweck erfüllen, wenn sie, streng systematisch geordnet, Lehrzwecken dienstbar gemacht wird. Sie ist nicht dem Genuß, sondern dem Studium bestimmt, und je sachlicher ihre Aufstellung, je einfacher die Ausstattung der Räume, desto mehr wird sie ihrer Bestimmung entsprechen. In prunkvolle Museumsräume läßt sie sich nicht einfügen und wird dort immer einen falschen Eindruck hervorrufen.

Wie erwünscht wäre gerade in Berlin eine gute Sammlung von Abgüssen mittelalterlicher deutscher Plastik bei der Entfernung der Reichshauptstadt von den alten süddeutschen Kunstzentren. Nur dadurch könnte für unsere grandiose mittelalterliche Großplastik das Verständnis geweckt, der Genuß an diesen Werken erschlossen werden.

Wilhelm Bode, dem unsere Museen so viel verdanken, hat bei seinen weit ausschauenden Plänen für eine Neugestaltung der Sammlungen in dem zu gründenden „Museum für deutsche Kunst“ auch die Errichtung einer Abgußsammlung vorgesehen, wie er es in seiner Denkschrift betreffend Erweiterungs- und Neubauten bei den königlichen Museen in Berlin (Februar 1907. Als Manuskript gedruckt) ausgeführt hat.

Ganz unzweckmäßig würde es sein, Originalbildwerke und Abgüsse neben einander in denselben Räumen aufzustellen, wie im Bayrischen National-Museum in München. Die Aufmerksamkeit wird

dadurch von dem Befizstand der Originale eines Museums abgezogen, namentlich wenn, wie es dort geschehen ist, einzelne Abgüsse durch die Art der Aufstellung und Ausstattung der Umgebung sozusagen noch künstlerisch gehoben erscheinen. Das Gefühl für die Qualität des Originals muß durchaus erhalten bleiben und darf durch nichts beeinträchtigt werden. In einer Abteilung, in der Originale untergebracht sind, dürfen sich keine Gipsabgüsse vordrängen — und nun gar dekorativen Effekten zuliebe.

Für das geplante „Deutsche Museum“ könnte also wohl nur eine besondere Abguß-Abteilung in Frage kommen. Dann wird sich aber sogleich die Frage aufdrängen: Was wird mit den vorhandenen Gipsabgüssen der italienischen Gotik und Renaissance? Sie sollen nach Bodes Denkschrift in den nach dem Auszug anderer Abteilungen übrig bleibenden Räumen des Kaiser Friedrich-Museums untergebracht werden. Von einer Vermehrung und Ausgestaltung ist nicht die Rede. Und soll denn die mittelalterliche französische Skulptur, die der Welt die größten Meisterwerke, wie die Figuren der Kathedralen von Rheims und Chartres, geschenkt und unsere deutsche Plastik — z. B. am Dom von Bamberg — so stark beeinflusst hat, gar nicht berücksichtigt werden?

Mit der Einrichtung einer deutschen Abguß-Abteilung und Abtrennung derselben von der übrigen Gipsammlung scheint mir also diese Frage noch nicht erledigt. Vielmehr ist die Schaffung eines streng wissenschaftlich organisierten und für Lehrzwecke geeigneten Abguß-Museums für die vergleichende Skulptur aller Kulturvölker in Mittelalter und Neuzeit ein dringendes Bedürfnis und eine Aufgabe, der sich die Hauptstadt des Deutschen Reiches nicht länger entziehen darf. Es würde sich besonders empfehlen, dieses Museum von den Original-Museen loszulösen und mit einem eigenen Etat auszustatten. Denn die Erfahrung lehrt, daß die Direktoren von Original-Museen leidenschaftliche Altertümerkäufer sind und es sein müssen, und unter ihrer Hegide solch eine wissenschaftlichen Zwecken dienende Institution leicht zu kurz kommt.

Während für die Errichtung eines Abguß-Museums nicht unbeträchtliche Kosten und Vorbereitungen erforderlich sind, die jedoch bei der Notwendigkeit der Institution nicht in die Waagschale geworfen werden dürfen, läßt sich eine andere Reproduktionsammlung, deren die Kunstgeschichte dringend bedarf, leichter und weniger kostspielig verwirklichen. Ein unentbehrliches Hilfsmittel ist für diese

die mechanische Abbildung, die Photographie, geworden. Die Kunstgeschichte ist nicht zum geringsten eine vergleichende Wissenschaft, und daher ist ein möglichst umfangreiches Vergleichsmaterial für sie ein Haupterfordernis. Der einzelne Forscher wird sich davon immer nur einzelne Teile anschaffen können. Es muß eine öffentliche Stelle geben, an der universal und auf Vollständigkeit gesammelt wird. Der letzte kunsthistorische Kongreß hatte sich schon mit der Frage beschäftigt. Die Einrichtung von Photographien-Archiven ist eine berechtigte Forderung der Zeit.

In Berlin gibt es nur schwache Anfänge dafür. Besonders schlecht steht es für die Plastik. Es ist kein Ort vorhanden, an dem systematisch Reproduktionsmaterial von Skulpturen gesammelt wird zu öffentlicher Benutzung. Die Photographienammlung des Kaiser Friedrich-Museums dient nur dem Privatbedarf der Beamten. In den Rahmen der Bibliothek des königl. Kunstgewerbe-Museums fällt die Plastik ja nur so weit, als sie dekorativen Zwecken dient. Wer irgendwelches Vergleichsmaterial auf dem Gebiete der Skulptur braucht, ist genötigt, es sich selbst zu beschaffen, was einen Aufwand an Zeit und nicht für jeden verfügbaren Mitteln erfordert.

Was nach der Richtung geeigneter Reproduktionsmaterialem zu erreichen ist, das zeigt die von Dr. Peter Jessen musterhaft organisierte Bibliothek des Kunstgewerbe-Museums, die für ihr Gebiet ganz Hervorragendes geleistet hat.

Für die Malerei und die graphischen Künste besteht eine Sammlung von Photographien und Abbildungen im königl. Kupferstich-Kabinett. Sie ist zum Teil vortrefflich, aber in den letzten Jahren ist ihr weiterer Ausbau fast eingeschlafen. Und Stillstand heißt hier völliges Versagen. Das Material an Photographien ist nicht entfernt im Verhältnis zu den Neuerscheinungen erweitert worden. Eine Reihe wichtiger Publikationen auf dem Gebiete mittelalterlicher Illustrationen und Miniaturen, die zur Ergänzung von schon Vorhandenem sehr notwendig wären, fehlen. Der wissenschaftliche Apparat des Kabinetts ist zurückgegangen. Dem neuen Direktor bleiben nach dieser Richtung schöne und wertvolle Aufgaben zu lösen.

Vor kurzem ist ein „Deutscher Verein für Kunstwissenschaft“ unter starker Mitwirkung des Generaldirektors Bode ins Leben gerufen worden, der unter anderem auch den Zweck verfolgt, bisher vernachlässigte Gebiete der deutschen Kunst durch gute Publikationen zu fördern. Aber was hilft es, immer wieder neue Publikationen

zu schaffen, wenn nicht im Bereiche der Museen Sammelstellen für das wissenschaftliche Material in der hier geforderten Weise im Gange gehalten werden, an denen das Publizierte sicher erreichbar und der Benutzung und Vergleichung in zweckentsprechender Weise zugänglich gemacht ist.

An der Vernachlässigung des wissenschaftlichen Apparates des Kupferstich-Kabinetts ist natürlich wieder der leidige Etat schuld. Durchgreifender Wandel kann nur geschaffen werden, indem neben dem Etat für die Originale für den Ausbau des wissenschaftlichen Apparates besondere und zwar ausreichend hohe Summen vorgeesehen werden.

Man darf wohl mit Rücksicht darauf die Frage aufwerfen, ob es in großen Kabinetten, die ihren festen Bestand an Originalen aller Zeiten haben, der Allgemeinheit mehr von Nutzen ist, wenn irgend ein seltener Stich des Israel von Meckenen oder des Meisters mit den Bandrollen für hohe Summen erworben wird, oder daß ein möglichst reiches Abbildungsmaterial für Studienzwecke zur Verfügung steht, von dem schon ein ganz beträchtlicher Teil mit dem Gelde, das für einen solchen Stich manchmal bezahlt wird, bestritten werden kann. Es ist heutzutage ja wirklich nicht so sehr von Belang, ob eine von den graphischen Raritäten, die mehr historischen als ästhetischen Wert besitzen, sich in dem Kabinett von Berlin, München, Paris oder London befindet. Eine gute Reproduktion wird schon viel für die Anschauung tun, und der Spezialforscher kommt doch über das Reisen nicht hinaus. Daß die Arbeiten eines Dürer, Rembrandt und der anderen größten Meister aber möglichst vollständig in den besten Abdrücken vorliegen, wird immer den Hauptehregeiz der Kabinette bilden müssen.

Das Abbildungsmaterial darf nicht nur ein Anhängsel der graphischen Sammlung sein, das nach der Laune und dem Geschmack des jeweiligen Direktors bald mehr ausgebaut, bald vernachlässigt wird. Es würde zu erwägen sein, ob man nicht den Reproduktionsvorrat, der nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit der graphischen Abteilung steht, ausscheidet und für ein zu gründendes Photographien-Archiv verwendet. Dann handelte es sich darum, ob man dieses Archiv in Verbindung mit dem Kupferstichkabinett beläßt, oder selbständig macht, oder etwa der Bibliothek des Kunstgewerbe-Museums einfügt.

Ein derartiges Archiv ist an verschiedenen Stellen als Notwendigkeit empfunden und zum Teil auch schon verwirklicht worden. Berlin

ist nach dieser Richtung mancher Stadt des Auslandes gegenüber im Rückstande. Mit Eifer wird die Schaffung eines Photographien-Archivs von dem rührigen Generaldirektor der Antiquitäten Italiens, Corrado Ricci, in Rom betrieben. In Paris besitzt die Ecole des Hautes Etudes für gewisse Gebiete umfangreiche Abbildungssammlungen. In Deutschland gibt es einige wenige Universitäten — es sind gerade nicht die in den Hauptstädten —, die einen kunstgeschichtlichen Apparat mit reichem Abbildungsmaterial zur Verfügung haben. Aber aus Mangel an Mitteln kann hier doch nur in beschränktem Umfange gesammelt werden. Es ist auch nicht ihre Aufgabe, nach Vollständigkeit zu streben, und sie sind nicht für die Öffentlichkeit bestimmt.

Dem angedeuteten Zweck kann nur durch Schaffung eines Zentralarchivs genügt werden. Die Denkmäler sind die Urkunden für die Kunstwissenschaft. Jetzt, wo die Denkmäler zum großen Teil in getreuen Reproduktionen vorliegen, ist es wohl eine nicht zu umgehende Aufgabe, daß diese in einem Archiv gesammelt werden.

In keiner Zeit ist so viel von „Kunsterziehung“ gesprochen worden, kunstgeschichtlicher Unterricht so stark begehrt gewesen wie heutzutage. Auch der vorhin erwähnte „Deutscher Verein für Kunstwissenschaft“ hatte nach dem Statutenentwurf die Erziehung zur Kunst in sein Programm mit aufgenommen.

Daß eine geeignete Kunsterziehung nur durch Anschauung bewirkt werden kann, darüber ist man sich heute einig. Erweiterung und Vertiefung der Anschauung, wobei die Hauptwerke im Vordergrund zu stehen haben, ist das Erstrebenswerte. Notwendig ist, daß ein zweckmäßiges und ausgedehntes Material für Lehrende und Lernende zu Gebote steht. Daran darf es in einem Zentrum wie Berlin nicht fehlen. Ja, es ist wohl das Verlangen berechtigt, daß Berlin an der Spitze stehen und ein Beispiel geben soll. Die Originalsammlungen werden dann ihren erzieherischen Einfluß in vollem Umfang auszuüben vermögen, wenn sie in ausreichenden Reproduktionssammlungen ihre Ergänzung finden. Die Kunstbehörde hat die Pflicht, nach zwei Seiten ihr Augenmerk zu richten: das Quantum an Kunstgenuß nach Möglichkeit zu steigern und die Mittel für ein wissenschaftliches Studium der Zusammenhänge zu bieten.

Die Bezirke dieser beiden Aufgaben werden sehr genau gegeneinander abzugrenzen sein. Und es ist vielleicht nicht unzeitgemäß, sich darüber zu verständigen, ob nicht Kulturaufgaben im Sinne

der heutigen Zeit besser erfüllt werden durch eine Ausgestaltung der Sammlungen in dem hier angedeuteten Sinne als — um irgend ein Beispiel zu wählen — etwa durch eine endlose Vermehrung mit holländischen Genrebildern von Kleinmeistern des 17. Jahrhunderts, für die die Aufnahmefähigkeit des Publikums doch bis zu einem gewissen Grade erschöpft ist.

Eine Vorsicht, nicht mit den Originalsammlungen zu sehr in die Breite zu gehen, scheint heute dringend geboten. Der Kunstgenuß wird dadurch nicht erhöht. Er läßt sich nur durch Zuführung des wenigen Allerbesten vermehren. Die Wissenschaft aber wird durch die Ausgestaltung von Reproduktionsammlungen in dem angedeuteten Sinne vollauf befriedigt werden.

Daß die hier berührten Probleme jetzt oder später einer Lösung harren, davon muß jeder Eingeweihte überzeugt sein. Eine Genugtuung für den Verfasser wäre es, wenn durch diese Anregung der Gang der Ereignisse etwas beschleunigt würde.

Notizen und Besprechungen.

Theologie.

D. Bernhard Weiß. Die Religion des Neuen Testaments. Zweite Auflage. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Buchhandlung Nachfolger, 1908. VIII. und 323 S. geh. M. 6.—. In Halbfrz. geb. M. 8.—.

In demselben Jahre, in welchem Bernhard Weiß sein einundachtzigstes Lebensjahr vollenden durfte und in denselben Wochen, in denen der ehrwürdige Gelehrte einem heftigen kirchenpolitischen Kampfe in ritterlicher Gesinnung standhielt, ist es ihm vergönnt gewesen, die zweite Auflage eines Buches herauszugeben, das man wohl als die Krönung seines reichen Lebenswerkes am Neuen Testament bezeichnen kann: „Die Religion des Neuen Testaments.“ Für einen weiteren Leserkreis bestimmt, wie manche andere der Weißschen Arbeiten, ist es doch auch für die Fachgelehrten eine bedeutsame Etappe gewesen. Mir ist es eine Freude, das Buch, dessen Besprechung ich schon vor meiner Uebersiedelung nach Berlin übernommen hatte, anzeigen zu dürfen. Den Eindruck, den das erste Erscheinen des Buches vor fünf Jahren auf mich selbst gemacht hat, kann ich am besten durch ein Bild wiedergeben: nach dem großen, in vielen Auflagen verbreiteten „Lehrbuch der biblischen Theologie des Neuen Testaments“ von Bernhard Weiß war mir sein kleineres Buch über die Religion des Neuen Testaments wie der Sonntag nach den sechs Werktagen. Das will sagen: nachdem Weiß uns in minutiöser Kleinarbeit die von ihm stark lehrhaft aufgefaßte Begriffswelt Jesu und seiner Apostel in systematisierendem Aufriß der einzelnen „Lehrformen“ dargestellt hatte, versuchte das kleinere Buch das in den verschiedenen Lehrtypen der urchristlichen Schriften zum Ausdruck kommende einheitliche religiöse Bewußtsein zu rekonstruieren. Ich hatte bereits vor fünfzehn Jahren, in einer Zeit, in der ich selbst freilich kaum schon zur vollen Klarheit über die Aufgaben der Neutestamentlichen Theologie gelangt war, wenigstens instinktiv gefühlt und in meiner Probevorlesung auch gefordert, daß die Darstellung des urchristlichen Gesamtbewußtseins die Krönung dieser ganzen Disziplin sein müsse. Nun liegt von der Hand eines anerkannten Meisters der Exegese eine solche abschließende Dar-

stellung vor: nach der „Theologie“ (oder den Theologien) des Neuen Testaments die Religion des Neuen Testaments. Diese neue Aufgabenstellung wird nicht wieder verschwinden, ja man wird im Blick auf die von jüngeren Exegeten gehandhabten Methoden mit einer ziemlichen Sicherheit sagen können, daß sie die ältere Fragestellung mehr und mehr in den Hintergrund drängen wird; auch die Darstellung der individuellen Einzeltypen des urchristlichen Bewußtseins wird künftig immer mehr unter dem religiösen Gesichtspunkte gegeben werden.

Das bedeutsame Werk ist aber noch nach einer anderen Seite hin von hohem Interesse. Es ist ein Spiegelbild der theologischen und kirchlichen Persönlichkeit seines Verfassers. Bernhard Weiß verfolgt mit ihm nicht rein gelehrte Zwecke, er will auch der christlichen Gemeinde der Gegenwart und insbesondere der seelsorgerlichen Praxis der Geistlichen einen Dienst leisten. Und so begnügt er sich nicht mit einer bloßen historischen Darstellung, sondern er liebt es, auch seine eigene Stellung zu den großen Fragen der Religion entweder geradezu zu bekennen oder doch zwischen den Zeilen anzudeuten. Wir sehen einen Theologen, der in gleicher Weise vom Drang nach Erkenntnis wie vom lebendigsten kirchlichen Interesse bestimmt ist. Stark angeregt durch die besten Traditionen der großen deutschen Vermittlungstheologen, aber unabhängig von theologischen Parteiformulierungen und Modeschlagwörtern, wenig zugänglich unserem heutigen psychologischen Impressionismus, ist Weiß in der Grundstimmung seines Wesens positiv, und er wirkt positiv auch durch dieses Buch, positiv im ernstesten Sinne des viel mißhandelten Wortes. Die schwallen Probleme, die bei den reizbareren Naturen der jüngeren Generation leicht in schweren Konflikten oder mindestens in grossenden Broschüren sich entladen, haben in der Reife und Mäßigkeit seines Wesens ihre Gefährlichkeit und ihre Tragik verloren. Die haltenden, erhaltenden, aufbauenden Kräfte sind bei ihm die stärksten, auch da, wo er veralteten Theorien kräftig den Abschied gibt. Der Meister der Parabelforschung erinnert auch in diesem seinem theologischen Testament an den Schriftgelehrten des evangelischen Gleichnisses, der „zum Himmelreich gelehrt ist und gleich einem Hausvater aus seinem Schatze Neues und Altes hervorträgt“.

Deißmann.

Jesus im Urteil der Jahrhunderte.

Vor einiger Zeit habe ich in dieser Zeitschrift*) eingehend über Albert Schweitzers Geschichte der Leben-Jesu-Forschung „Von Reimarus zu Wrede“ (Tübingen, Mohr 1906) berichtet und geurteilt. Dieser trotz ihrer zu einseitigen Würdigung des eschatologischen Momentes vortrefflichen Leistung tritt jetzt eine andere an die Seite. Sie ist betitelt „Jesus im Urteil

*) Bd. CXXVI Heft 1. S. 128—134.

der Jahrhunderte. Die bedeutendsten Auffassungen Jesu in Theologie, Philosophie, Literatur und Kunst bis zur Gegenwart von Gustav Pfannmüller“ (1908. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, VI und 578 Seiten). Der Verfasser hat sich eine gewaltige Aufgabe gestellt: er will eine kurze Geschichte des Jesusbildes von der ältesten Zeit bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts bieten und durch ausgiebige Mitteilungen aus den Texten es dem Leser ermöglichen, sich selbst aus den Quellen ein Urteil über die bedeutendsten Auffassungen von Jesus zu bilden. Ein Anhang bietet einen kurzen Ueberblick über das Christusbild der Kunst, erläutert durch beigegebene Kunstbeilagen, die Christusbilder von den ältesten bis zu den Darstellungen Gebhardts, Uhdes, Klingers bringen. Also ein mit Einleitungen und Anmerkungen ausgestattetes illustriertes christologisches Lesebuch, so ließe sich Pfannmüllers Arbeit wohl am treffendsten bezeichnen. Schweipers Arbeit, die in den betreffenden Partien von Pfannmüller noch ausgiebiger hätte benutzt werden sollen, ging durch Heranziehung auch der romanhaften „Leben Jesu“ über eine „Geschichte der Leben Jesu-Forschung“ hinaus. In Pfannmüllers Buch gehörte manches hinein, was sich nicht darin findet. Zwar verzichtet der Verfasser auf Vollständigkeit; nur die bedeutendsten Auffassungen Jesu in Theologie, Philosophie und Literatur will er bieten. Aber schon bei rein äußerlicher Erwägung wird man sagen müssen, daß bei einem Buch von diesem Umfang der Raum für das Mittelalter mit 88 Seiten zu knapp bemessen ist. „Nicht in Konzilsbeschlüssen und dogmatisch-polemischen Werken der Theologen, nur in der Legende kann man die religiöse Volkspychologie studieren“, so schreibt von Dobschütz einmal in seinen lehrreichen Untersuchungen über „Christusbilder“, deren Pfannmüller leider nicht einmal in seinem Literaturverzeichnis gedenkt. Die volkstümliche Auffassung von Jesus in den verschiedenen Zeiten gehört aber ganz gewiß zu den „bedeutendsten“. Darum dürfte die legendarische Ueberlieferung von Jesus, z. B. die Ausmalung der Kindheitsgeschichte oder in dem kunsthistorischen Ueberblick die Legenden von den wunderbar entstandenen Christusbildern bei Pfannmüller nicht so gänzlich fehlen. Auch von den Formen, in denen man das Unbegreifliche zu fassen suchte, der Typik und Symbolik (Phyhiologus) des Altertums und Mittelalters, erfährt der Leser fast nichts. Der Name Wendlands wird mit einigen anderen Philologen respektvoll genannt; aber was sie für die Jesusforschung bedeuten, bleibt dunkel. Warum hört man z. B. nichts davon, daß für die hellenistische Welt in dem Begriff des σωτήρ (Heiland) eine Vorstellung vorlag, die in ähnlicher Weise wie der Messiasbegriff die Auffassung von Jesus mitbedingte. Daß auch die werdende antike christliche Kunst nicht ohne Seitenblicke auf die vorhandene heidnische zu würdigen ist, hat uns Ludwig von Sphel gezeigt. Im einzelnen bleibt bei Pfannmüller noch manches auszu setzen. Es geht doch nicht an, daß man heute noch, nach den Forschungen Hauréaus, mit solcher Zuversicht von der hymnendichtenden Tätigkeit des heiligen Bernhard spricht und ihm mit solcher Bestimmtheit den Jubilus „Jesu

dulcis memoria“ zuschreibt.*) Bei Neußerlichkeiten möchte ich den Leser nicht lange aufhalten. Aber warum erfährt man nicht, wie viel die mitgeteilten Textproben aus dem Neuen Testamente der Uebersetzung Weizsäckers verdanken? Steif ist der wiederholte leidige Schülerfehler der Wortstellung „und nicht“ in der Uebersetzung aus der Schrift „Pistis Sophia“.

Diese Ausstellungen sollen im wesentlichen dem Leser nur einen annähernden Begriff geben von dem Umfang und der Schwierigkeit der Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hatte. Daß ein so umfassender Versuch mit dem ersten Wurf vollkommen gelang, durfte man nicht erwarten. Dem Leser sei Pfannmüllers Buch, so lange es kein besseres gibt, auf das wärmste empfohlen; auch der in diesen Dingen nicht ganz unbewanderte wird genug neues und wichtiges erfahren, ich verweise ihn z. B. auf die Mitteilungen aus Gelsus und der Gnosis. Vielleicht werden manchen auch die Abschnitte „Jesus und die Philosophie des 19. Jahrhunderts“, „Jesus und die Literatur des 19. Jahrhunderts“, „Jesus und die soziale Bewegung des 19. Jahrhunderts“ noch willkommener und interessanter sein. Es sei nochmals gesagt: was wir auszustellen fanden, sollte unser Interesse für den Gegenstand und unsre hohe Auffassung von der gestellten Aufgabe, nicht Unzufriedenheit mit der Leistung des Autors betreffen. Es steckt viel gebiegene Arbeit darin.

Hamburg.

Vic. Hans Vollmer.

Pädagogik.

Paul Cauer, Siebzehn Jahre im Kampf um die Schulreform. Gesammelte Aufsätze. Berlin 1906, Weidmann. 283 S.

Paul Cauer, Zur freieren Gestaltung des Unterrichts. Gedanken und Anregungen. Leipzig 1906, Dieterich. 48 S.

Der unter den Vorkämpfern des Gymnasiums seit langem in der ersten Reihe stehende Schulmann, der hier eine größere Anzahl von Aufsätzen gesammelt herausgibt und in einer Flugschrift zu einer verhältnismäßig neuen Frage Stellung nimmt, ist den Lesern dieser Zeitschrift wohl bekannt: etwa die Hälfte der hier vereinigten Kampfschriften sind in den Preussischen Jahrbüchern erschienen, und wie sie seiner Zeit mit unzweifelhaftem Erfolg in die Bewegung eingegriffen haben, verdienen sie es, noch einmal im Zusammenhang gelesen zu werden.

Paul Cauer erhebt nicht den von Unwürdigsten oft am lautesten erhobenen Anspruch, ein Erzieher großen Stiles zu sein: starke Affekte in

*) Ich möchte bei dieser Gelegenheit empfehlend auf das kleine, aber treffliche populäre Schriftchen des katholischen Hymnologen Guido Maria Dreves, „Die Kirche der Lateiner in ihren Liebern“, hinweisen (1908; Sammlung Kösel Bd. 16). — Von „Jesu dulcis memoria“ habe ich soeben in einer Handschrift des 14. Jahrhunderts eine bisher unbekannte deutsche Uebersetzung gefunden; ein neues Zeugnis für die Beliebtheit dieses Hymnus.

Jorn und in Liebe sind nicht seine Sache. Weder an dem gegenwärtigen Stande der Kultur, noch an dem bisherigen Gange der deutschen Gymnasialbildung — geringe schulpolitische Schwankungen der letzten Jahrzehnte abgerechnet — ist etwas, das seine Seele von Grund aus empörte. Was ihm am meisten nahegeht und worauf er die intensivste Denkarbeit richtet, das sind Fragen der Organisation und die tausendfältigen, bei aller Unscheinbarkeit oft sehr belangreichen Aufgaben der Didaktik. So handelt es sich in seinen bisherigen Schriften*) vor allem um zweierlei: erstens um Abwehr der ja von keinem nur einigermaßen Einsichtigen gewünschten, aber bei Nachgiebigkeit gegen sämtliche Einzelwünsche unabwendbaren Universalerschule, von ihm Einheitschule genannt, und zweitens um den Nachweis, in wieviel Richtungen gerade das humanistische Gymnasium dem Leben zu dienen vermöge. Hierbei entfaltet nun Cauer eine erstaunliche Vielseitigkeit: das Einheitsgymnasium hat er hinausgetrieben, um selber als der vollkommene Einheitschulrat heimzukehren, mit unbeschränkter facultas docendi et examinandi. Bei der Bekämpfung des Gespenstes der Einheitschule begegnet es ihm gelegentlich, Forderungen zu bekämpfen, die mit der dort drohenden Polymathie nichts gemein haben, so die Forderung, neben den allzu vorwiegend gepflegten sprachlichen Bildungsmitteln etwas ernster als bisher, wenn auch nur in der Anerkennung selbständigerer Schülerleistungen, die naturwissenschaftlichen zu betonen. Cauer hat dafür das Schlagwort Ultraquismus geprägt, überaus unglücklich, sowohl vom protestantischen Standpunkt, als angehts der neueren Bewegung innerhalb der sog. Geisteswissenschaften. „Geschichte“, sagt er selber (Freiere Gestaltung 29), „läßt sich heute gar nicht anders lehren, als so, daß man Begriffe der Biologie zu Hilfe nimmt“. Wer weiß also ob Cauer nicht auch demnächst dem Ultraquismus verfällt, um die flundermäßige Einseitigkeit gewissen Mathematikophysikern zu überlassen: auch ihm werden im Lauf der Jahre mehr Physiker begegnet sein, die den eigentlichen sprach- oder staatengeschichtlichen, literar- oder kunsthistorischen Problemen völlig verständnislos gegenüberstanden, als umgekehrt, für Schwierigkeit, Sinn und Wert der Naturwissenschaft unempfindliche Historiker.

Freuen wir uns also der bereits vorhandenen Uebereinstimmung: auf dem humanistischen Gymnasium, darin sind alle ernsthaften Gymnasialmänner in Deutschland einig, kann das altertumswissenschaftliche Element eine weitere Einbuße nicht vertragen. Eine solche Einbuße ist aber auch nicht erfordert, weder zugunsten der Realien noch vollends der neuern Sprachen, die auf der humanistischen Gelehrtenchule zu den löblichen Fertigkeiten gehören, wie Turnen, Fechten, Tanzen, Singen. Freuen wir uns endlich, daß Cauer unserer Forderung größerer Studienfreiheit für die Primaner (Novemberheft der Preuß. Jahrb. 1906) doch recht weit entgegenkommt.

*) Außer den genannten ist hier die soeben in neuer Bearbeitung erschienene *Palaestra vitae* zu erwähnen, Berlin 1907, Weidmann. 169 S.

Aber es bedarf ja einer viel entschlosseneren Abkehr von den immer pueriler gewordenen Gepflogenheiten des Primanerunterrichts und der Examensvorbereitung. Pennal oder Gelehrtenerschule! das sind die Gegenätze, und es ist kein Zweifel, auf welche Seite Paul Cauer gehört. Alle Welt aber, in hohen und breiten Schichten, in Regierungs- und, wie sich sogleich zeigen wird, selbst in Gymnasialkreisen, und zwar in führenden, wünscht heute das Pennal.

Friedr. Aly, *Gymnasium militans*. Marburg 1907, Elwert. 28 S.

Ich weiß nicht, was alles ich lieber täte, als eine pädagogische Schrift *Gymnasium militans* überschreiben. Die auf den Schlachtfeldern der *ecclesia militans* gewonnenen Siegeskränze sind doch überwiegend nicht beneidenswert.

Gegen fünf Punkte richtet sich die Streitschrift: 1. gegen angeblich bevorstehende Erleichterungen im Abiturientenexamen, 2. gegen eine angeblich drohende gewalttätige Einführung des Reformgymnasiums Frankfurter Systems, 3. gegen freiere Gestaltung des Unterrichts in der obersten Klasse, 4. gegen Kurzstunden und Spielnachmittage, 5. gegen Abordnung englischer und französischer Assistenten auch an Gymnasien, 6. gegen Abschaffung des lateinischen Skriptums in der Prima und (in) der Reifeprüfung.

Durchgehends geschieht die Bekämpfung summarisch, in der dem Verfasser eigenen grobdrächtigen Bonhomie und Gesinnungstüchtigkeit.

Von den genannten sechs Schretnissen beruht das erste auf einem noch unverbürgten, vermutlich unzutreffenden Gerücht, während das zweite sich aus dem Antrage eines nicht ernst zu nehmenden Parlamentariers herleitet. Die Heranziehung englischer und französischer Kandidaten ist unter allen Umständen etwas ganz Peripherisches; aber gerade an Gymnasien könnten diese liebenswürdigen und durchaus anspruchlosen Herren den beiden Weltsprachen zu ihrem bescheidenen Rechte verhelfen. Nun „der gefährlichste Schlag“! Beseitigung oder Zurücksetzung des lateinischen Skriptums. Kein Zweifel: die straffe Zucht, die gerade für den jungen Deutschen im Lateinschreiben liegt, ist durch nichts zu ersetzen, wie denn der rapide Rückgang in den Lateinleistungen in den neunziger Jahren die allgemeine Deroute ganz wesentlich verschuldet hat. Keine schönere Prima, als eine lateinisch in der Wolle gefärbte und gut versepte Obersekunda. Aber das triviale Skriptum Ostermannischen Stils, zu dessen erfolgreicher Bewältigung am Schluß des neunten Schuljahres eine viel zu lange, den Geist mehr lähmende als stählende Vorbereitungszeit zur Verfügung steht, zum Hauptmerkmal der humanistischen Gelehrtenerschule zu machen, ist nichts als schulmeisterliche Armseligkeit. Für die humanistische Ausbildung, wie wir sie heute verstehen, von der Fähigkeit einen vorgelegten Text genau zu interpretieren, bis zur Anbahnung eines historischen Verständnisses der Gegenwart und ihrer ungeheuren Zukunftsaufgaben, bedeuten diese Übungen ohngefähr soviel als die taktischen Manöver des kleinen Exerzierplatzes für

den Krieg: — wir lehren wohlweise, warum 1806 Preußen die Schlacht bei Jena verlieren mußte; aber mich dünkt, wir lernen nicht genug daraus. Will man einmal diese Exercitien zur Hauptsache machen, nun so Sorge man wenigstens für Erhöhung der Ansprüche, verlange Sicherheit in Beherrschung der Sprache und fordre, um dies zu können, eine achte Wochenstunde, gönne aber andern, das heutige Durchschnittskriptum ein bis zwei Jahr früher abzuliefern — bei straffem Elementarunterricht und etwas strengeren Versetzungen recht wohl ausführbar — und darnach den Schwerpunkt ganz in das Griechische zu verlegen (attische Tragödie, Thukydides, Platon, griechische Kulturgeschichte).

Am wenigsten Mühe hat Aly sich gemacht bei der Bekämpfung größerer Bewegungsfreiheit. Mit skrupellosen Demegorien, und seien sie noch so stimmgewaltig und der Beifall noch so dröhnend, tötet man keinen Gedanken; auch *ecclesia militans* hat das nicht vermocht.

Berlin.

Otto Schroeder.

G e s c h i c h t e.

Belehrende Unterhaltungsschriften für die deutsche Jugend. —
„Hermann Paetels Bäckerei.“

Wer auch nur gelegentlich einmal als Lückenbüßer Geschichtsunterricht in einer höheren Schule gegeben hat, weiß, wie schwer es fällt, den Jungen begreiflich zu machen, was denn eigentlich Geschichte ist und auf welchem Wege man zu einer halbwegs objektiven und doch nicht mark- und farblosen Darstellung des geschichtlich Gewordenen gelangt. Die Schüler, halb Knaben halb Jünglinge, die sich demnächst nach eigener Wahl und Entschließung auf den Gefilden des akademischen Studiums herumtummeln sollen, dürfen es verlangen, daß in dieser Hinsicht ihnen die Wege gewiesen, daß ihnen der Blick dafür geschärft werde, worin das gewissenhaft gezeichnete Bild der Ereignisse in ihrem inneren Zusammenhang sich von der dilettantischen Skizze oder von der absichtlichen Verzerrung und Verschiebung des Tatsachenmaterials unterscheidet. Dem künftigen Studenten, der später in keine engere Beziehung zur Geschichtswissenschaft tritt, tut solche Anleitung selbstverständlich noch viel mehr not, als dem späteren Historiker, den seine Arbeit, wenn er sie ernst nimmt, unbedingt bald in die Lage versetzt, falsche Anschauungen, die er sich auf diesem Gebiet angeeignet hat, von Grund aus zu korrigieren.

Eine derartige Propädeutik feinsten Stils, auch für Erwachsene eine genutzreiche und anregende Lektüre, liegt uns vor im 3. bis 6. Band der „Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften für die deutsche Jugend“. Im 3. und 4. Band behandelt Hans Vollmer, seines Zeichens Licentiat und Gymnasialoberlehrer in Hamburg, den deutsch-französischen Krieg (1870/71), im 5. und 6. sein Kollege Wilhelm Capelle die Befreiungskriege (1813—1815). An der Hand von Ur-

unden, Briefen, Tagebüchern und nachträglichen Aufzeichnungen von Augenzeugen, darunter auch viel bisher nicht Gedrucktes, erhalten wir eine von allem spielerig Anekdotenhaften freie und doch in allen Einzelheiten fesselnde Darstellung der großen nationalen Kämpfe, in der unter Verzicht auf jeden rhetorischen Aufputz und künstliche Gefinnungsmacherei um so eindringlicher nur das Geschehene und Werden zu uns spricht. Die kurze Bezeichnung der Quellen in Fußnoten (wie Moltkes militärische Werke — Droyfen, York — Clausenwitz, Hinterlassene Werke — Delbrück, Gneisenau — Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Grafen Mook — Fontane, Der Krieg gegen Frankreich) überzeugt auch schon den jugendlichen Leser, daß die Herausgeber sich ihre Weisheit nicht aus den Fingern gezogen haben, und die Schilderungen, Reden, Urteile französischer Gewährsmänner lehren uns nicht nur den Gegner kennen und richtig einschätzen, sondern geben auch das Exempel auf die Probe von der Zuverlässigkeit und Naturtreue des aufgerollten Bildes. Geschichtliches Denken und nationales Fühlen wird wirklich in der schwierigen Kombination der „belehrenden Unterhaltung“ anezogen, ohne daß dabei der Schulmeister in fühlbare Nähe rückt.

Die Methode ist in den übrigen Bändchen dieser Sammlung auch auf andere geschichtliche und kulturgeschichtliche Gebiete übertragen worden; auch Reisebeschreibungen, Biographisches, Geologisches begegnet uns in bunter Reihe. Eine besondere Freude war es dem Berichterstatter als gebürtigem Siebenbürger, daß ihm hier Gelegenheit geboten wurde, auch seine alte Heimat der deutschen Jugend aus der nebelhaften Entfernung ihrer Vorstellungen vom unwirklichen „Bärenland“ in greifbarere und freundlichere Nähe zu rücken.

Derselbe Verlag (Hermann Paetel, Berlin) hat sich jetzt in einer neuen Sammlung einer verwandten Aufgabe zugewendet: „einer allgemeineren verständnisvollen Würdigung unserer Kolonien und des Deutschtums im Auslande überhaupt durch eine Reihe möglichst objektiv schildernder Darstellungen“ („Hermann Paetels Bücherei“, herausgegeben von Hans Vollmer). Als erster Band liegt „Das Deutschtum in Südamerika“ vor. Der Verfasser, Kapitän Dr. W. Ballentin, macht uns mit aller Art deutscher Arbeit in den einzelnen Landschaften und Staaten Südamerikas bekannt. Kolonialer Anschauungsunterricht ist es, was dem Leser hier in fleißigster Kleinmalerei geboten wird; auf verhältnismäßig beschränkten Raum ist alles für den Deutschen Wissenswertes zusammengedrängt, der sich mit Südamerika vertraut machen will, und mit derselben peinlichen Genauigkeit, die wir an des Herausgebers „Deutsch-französischem Krieg“ bewundern, hat Dr. Ballentin nur solche Daten verwendet, für deren Richtigkeit er den statistischen Nachweis erbringen kann.

In einem weiteren Band wird Lic. Dr. Paul Rohrbach „Deutsche Arbeit im Orient“ behandeln, und das Deutschtum in Ungarn und Siebenbürgen soll auch in dieser Sammlung zu seinem Recht kommen. Wenn

der Schreiber dieser Zeilen hiermit als Verfasser des ungarischen Bändchens sein Karpathenland selbst in gefällige Erinnerung bringt, so mag das weniger der Autoreneitelkeit als dem Umstand zugeschrieben werden, daß es heute wesentlich leichter ist, die Aufmerksamkeit des weltpolitisch interessierten Deutschen auf allerfernste Länder und Völker zu lenken, als auf die Gestaltung der Dinge an den Toren Deutschlands. Und dort im Südosten Europas geschieht so manches, was der Nation auf die Finger brennt, ohne daß sie davon in ihrer überwiegenden Mehrheit ernstlich Kenntnis nimmt!

Luž Korodi.

Literatur.

Das Hinterzimmer. Roman von Max Krejzer. Verlag von Oskar Hellmann, Jauer und Leipzig.

Wenn man auch gegen Max Krejzers bisherige Romane allerlei einzuwenden hatte und manches darin nur mit innerlichem Vorbehalt las, gefangen nahmen sie einen meist doch, nicht nur durch die Wirklichkeitsstreue in der Schilderung des Milieus, in das sie uns versetzen, und die Sittengemälde aus dem modernen Großstadtleben, die sie enthalten und die sie zu Kulturdokumenten machen, sondern auch durch die spannende Handlung und die Kraft und Natürlichkeit der Sprache. Außerdem erweckt vieles darin auch ein tiefes Mitleid in uns mit denen, „die gebeugt vom Joche der Notdurft in dunklem Genuß und trüben Schmerzen“ dahinleben, und so wirken sie durchaus ethisch. Von diesen Vorzügen besitzt aber der Roman „Das Hinterzimmer“ nur den der Wirklichkeitsstreue. Die Menschen, die wir darin kennen lernen, sind von einer Spießbürgerlichkeit und Flachheit, daß sie nicht das geringste Interesse erwecken, die Sprache entbehrt jeder individuellen Färbung und ist von einer Alltäglichkeit und Nüchternheit, daß es einem schließlich förmlich auf die Nerven fällt, und von einer spannenden Handlung ist nicht die Rede. Nur wer Romane liest, um die Zeit totzuschlagen, kommt bei diesem neuesten Werke des Verfassers auf seine Rechnung.

Leute von ehedem und was ihnen passiert ist. Erlebtes und Gedachtes von Wilhelm Münch, Leipzig. C. F. Amelangs Verlag 1908.

Der Verfasser dieser liebenswürdigen Geschichten hat nach seiner eigenen Aussage das Bedürfnis gehabt, die Lebenskenntnis, die er sich im Laufe der Jahre erworben hat, weiteren Kreisen zugänglich zu machen, und da er für alles, was lebt und webt, ein warmes Herz hat und dazu einen feinen Humor besitzt, so kann man sich nur freuen, daß er seinem Bedürfnis gefolgt ist und die anspruchslosen Erzählungen herausgegeben hat. Seine eigene Persönlichkeit, die wir daraus ebenso gut kennen lernen, wie die Menschen, von denen er erzählt, ist eine so sympathische, seine Lebens-

anschauung ist eine so wohlthuende, daß man sich freut, seine Bekanntschaft gemacht zu haben, und wünscht, noch öfter einige Stunden in seiner Gesellschaft verleben zu können.

An des Daseins Grenzen. Geschichten und Phantasien von
 Max Haushofer. Mit dem Bildnis des Verfassers. C. F.
 Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck, München 1908.

Der unlängst verstorbene Verfasser dieses Buches hat seine Leser an die Daseinsgrenzen führen wollen, „wo zwar die Naturwissenschaft noch in die Geschichte der steineren Erdrinde zu dringen, aber keinen Aufschluß zu geben vermag über die ersten Gedanken des Menschengehirns“; an die Grenzen in den Fernen des Raumes, „wo zwar die Astronomie noch Planetenbahnen ausmisst, aber darauf verzichtet, sich in das Seelenleben zu versenken, das möglicherweise jenseits jener Sonnenfernen schimmernde Weltkörper vergeistigt“; an die Grenzen, die um jedes einzelne Menschendasein gezogen sind, dort, „wo es von den Schleiern des Todes umfassen wird; endlich an die Daseinsgrenzen für die Gesamt Menschheit dort, „wo in der Zukunft groß und tief umwölkt die letzten Marksteine der Weltgeschichte stehen.“ Daß er bei einem solchen Vornehmen den Boden wissenschaftlicher Welterkenntnis verlassen hat, ist selbstverständlich, und er hätte in der Einleitung kaum noch darauf hinzuweisen brauchen, daß es sich um Dichtungen handelt, „die dort anheben, wo unsere wirkliche Daseinskenntnis endet, wo das ungeheure Reich der Möglichkeiten zum Spielraum der Phantasie wird.“ Wenn das Spiel seiner Phantasie nur poetischere Gebilde erzeugt hätte, die, wenn auch nicht ernst zu nehmen, doch durch ihre Schönheit entzückten! Seinem Programm gemäß hat er seine Dichtungen in vier Bücher geteilt, aber weder denen des ersten Buches, wie z. B. der phantastischen Geschichte aus der DrachENZEIT, noch denen des zweiten, wie den Betrachtungen über die Beschaffenheit der Seelen auf den verschiedenen Planeten, noch der Unterhaltung im dritten Buch zwischen einem sterbenden Knaben und einem Mönch über die Auferstehung des Fleisches, noch der Schilderung im vierten, wie es sein wird, „wenn auf der Erde kein Wasser mehr rauscht“, noch irgend einem anderen Traumgebilde, das sie enthalten, läßt sich poetischer Wert nachrühmen. Je weiter man liest, desto staunender fragt man sich, welche Wirkungen sich der Verfasser hat von diesem Buche versprechen können, durch das er, wie wir auf dem Umschlage lesen, „als Abgeschiedener noch zu seinen Lieben und zu anderen sinnigen Menschen hat reden wollen aus dem Dunkel des Jenseits heraus.“ Wenn er gemeint hat, daß mancher, der weder in Glaubensformeln noch in der wissenschaftlichen Welterkenntnis vollständige Sättigung für seine Sehnsucht nach Ergänzung seiner Weltanschauung gefunden habe, vielleicht eins oder das andere darin finden werde, das ihn anrege, „weiter zu denken als der Lärm des Tages braust,“ so dürfte er sich geirrt haben. Es wird schwerlich jemand dadurch angeregt werden zum Weiterdenken, weil das Denken,

vollständig dabei aufhört, und nur traumhafte Ahnungen in uns aufsteigen. Manchem, der es zur Hand nimmt, wird zumute sein wie dem Schüler im Faust: „Mir wird von alledem so dumm, als ging' mir ein Mühlrad im Kopfe herum,“ und er wird es beiseite legen, ehe er es zu Ende gelesen hat. Sollte es Leser finden, die es zu tröstlichen Betrachtungen veranlaßt, so wäre dies den Hinterbliebenen des Verfassers, der sicher ein liebenswerter Mensch gewesen ist und es so gut gemeint hat, herzlich zu gönnen.

M. Fuhrmann.

Zur Finanzverwaltung Hannovers.

Vom Magistrat der Königl. Haupt- und Residenzstadt Hannover erhalten wir mit Bezug auf den Artikel von Hüpeden im Augustheft (Die preussischen Städteordnungen und die städtischen Finanzen) folgende Zuschrift:

„Die in dem genannten Aufsätze in betreff der Rechnungsführung unserer Stadtverwaltung mitgetheilten Tatsachen,

1. bezüglich einer Summe von über 20 000 Mk., welche in der Kammereirechnung gefehlt habe, während sie die Separatverwaltung als Ueberschuß aufgeführt habe, sei dem Geheimen Medizinalrat Dr. Hüpeden von dem Herrn Regierungsreferenten in Stadt Sachen erklärt worden: sie sei vergessen,

und

2. das Vorhandensein vielfacher Differenzen in den einzelnen Rechnungsaufstellungen und das Vergessen eines Postens von über 20 000 Mk. habe von dem Herrn Referenten zugegeben werden müssen,

sind unrichtig.

Vielmehr hat der betreffende Regierungs-Referent, Herr Oberregierungsrat Meyer, wie er nach amtlicher Mitteilung des königlichen Herrn Regierungs-Präsidenten dienstlich erklärt hat, als er im Auftrage des Herrn Regierungs-Präsidenten die städtischen Rechnungen auf die Angaben der Hüpedenschen Beschwerdeschriften einsah, festgestellt, daß die Bücher über alle Vorgänge der Finanz-Verwaltung bis auf den letzten Pfennig ordnungsmäßig Auskunft geben, und — bei der Unterredung mit Herrn Geheimen Medizinalrat Dr. Hüpeden — nachdrücklich betont, daß nach seinen Feststellungen die Ordnungsmäßigkeit der städtischen Buchführung hinsichtlich der von ihm (Hüpeden) beanstandeten Punkte über jeden Zweifel erhaben sei, und dabei durchblicken lassen, daß es in seinem (Hüpedens) Interesse liege, die Beschwerde zurückzunehmen.“

Replik.

Zu vorstehenden Berichtigungen des Magistrats der Stadt Hannover habe ich zu bemerken:

ad 1. Auf meine Frage, wie es sich mit dem Ueberschusse der Ziegeleien in Grassdorf verhalte (über 20 000 Mk), welcher in der Kammereirechnung nicht zu finden sei, hat mir der Herr Regierungsreferent geantwortet, er sei vergessen. Diese meine Behauptung soll unrichtig sein. Ich bin jederzeit bereit, die Wahrheit derselben eidlich zu bekräftigen. Eine längere Diskussion oder sonstige Erklärung dieses Punktes hat nicht stattgefunden. Nach den am 27. August d. Js. bekannt gewordenen Erklärungen des Herrn Ober-Regierungsrats Meyer ist die Annahme zulässig, daß unter dem Vergessen nicht das Vergessen der Einnahme an sich verstanden sein sollte, sondern das Vergessen der erforderlichen Hinweisung auf jene Stelle der Haushaltspläne, wo die Verwendung der betreffenden Summe berücksichtigt ist, nämlich auf die Rechnung der Wasserwerke.

ad 2. Daß der Herr Regierungsreferent das Vorhandensein vielfacher Differenzen in den einzelnen Rechnungsaufstellungen hat zugeben müssen, durfte daraus gefolgert werden, daß von ihm ebensowenig wie später vom Oberpräsidio auch nur eine der von mir bezeichneten zahlenmäßig nachgewiesenen vielfachen Differenzen bezüglich ihrer Wichtigkeit beanstandet werden konnte. Die Liste derselben hat mit allen Details der königlichen Regierung vorgelegen.

Ich erkenne an, daß mir vom Herrn Regierungsreferenten unter Hinweisung auf die von ihm vorgenommenen Untersuchungen und deren Resultat anheimgegeben wurde, meine Beschwerde zurückzunehmen. Ich lehnte dies ab und bat um Antwort auf meine Eingaben aus verschiedenen Gründen. Zunächst sprach nach meiner Ansicht, abgesehen von den etwa bei näherer Untersuchung zu findenden Erklärungen, schon allein die Tatsache gegen eine ordnungsmäßige Buchführung, daß die Angaben der Separatverwaltungen von denen der Kammereirechnung erheblich abwichen. Ich durfte annehmen, daß die Bücher der Kammereiverwaltung bezw. der Separatverwaltungen mit den Angaben der Haushaltspläne übereinstimmen, da letztere allein auf die Angaben der ersteren bei ihrer Aufstellung angewiesen sind. Noch mehr aber ließ mich an der Ordnungsmäßigkeit der Bücherführung zweifeln, weil eine Erklärung der vorgefundenen Differenzen in den Haushaltsplänen vergeblich gesucht wurde. — Ich hatte noch andere Gründe, die mich die Richtigkeit der Auffassung des Herrn Referenten bezüglich der Ordnungsmäßigkeit der Kammereibücher bezweifeln ließen.

Die Differenzen der Reinerträge der Staatsapothek in den Separatrechnungen gegen die Angaben der allgemeinen Kammereirechnung sollten dadurch erklärt werden, daß ein Teil des Reingewinns der Apotheke zur Bestreitung des Betriebes zurückgegeben werde. Mit dieser Erklärung konnte ich nicht einverstanden sein, denn dann würde der Reingewinn um die zurückgegebene Summe zu hoch berechnet sein.

Ebenso wenig konnte ich mich mit der Berechnung der Ueberschüsse der Elektrizitätswerke durch die Kammerei einverstanden erklären. Hier war in einem Jahre die Summe des Ueberschusses um 3000 Mk. zu niedrig, im folgenden Jahre um dieselbe Summe zu hoch angegeben. Der Herr Referent erklärte diese Differenz dadurch, daß diese Summen sich ausglich. Ich glaube nicht, daß ein derartiger Ausgleich zweier unrichtiger Angaben zu einem richtigen Resultate den Beifall der Rechnungs-sachverständigen haben wird.

Schließlich war es mir sehr auffallend, daß der Herr Referent mir mitteilte, die von mir im Februar 1906 in der Grundbesitzerzeitung veröffentlichten sehr erheblichen Anstände habe der Herr Stadtdirektor überall nicht erfahren, da er diese Zeitung nicht läse. Ich drückte mein Erstaunen darüber aus mit der Bemerkung, es sei schwer zu verstehen, daß der Herr Stadtdirektor nicht von andern auf diese Anstände aufmerksam gemacht sei. — Von Nachforschungen seitens des Herrn Referenten bezüglich meiner Bemängelungen der Rechnungsführung in der Grundbesitzerzeitung wurde mir nichts mitgeteilt.

Ich komme an dieser Stelle noch einmal auf meinen bereits früher gemachten Vorschlag zurück, eine gründliche Revision der Kammereibücher durch einen unabhängigen Sachverständigen, etwa einen Beamten der Oberrechnungskammer, vornehmen zu lassen. Es würde sehr erfreulich sein, falls es sich herausstellen sollte, daß lediglich ordnungswidrige Anordnung des Materials der Grund der vorgefundenen Unstimmigkeiten gewesen ist.

9. September 1908.

Hüpeden.

Schlusswort der Redaktion.

Die Differenz zwischen Herrn Hüpeden und Herrn Oberregierungsrat Meyer über den Inhalt ihrer Unterredung beruht offenbar auf einem Mißverständnis unseres Mitarbeiters. Ein solches Mißverstehen in mündlichen Unterhandlungen ist ja nicht selten, selbst wenn wie hier auf beiden Seiten optima fides vorhanden ist.

Aus diesem Mißverständnis erklärt sich wohl auch der irrtige Schluß, daß der Regierungsreferent das Bestehen vielfacher Differenzen in den einzelnen Rechnungsaufstellungen habe zugeben müssen.

Der Ueberschuß der Grassdorfer Ziegelei (21765,94 Mk.) scheint uns nach der in der öffentlichen Sitzung der städtischen Kollegien vom 27. Aug. gegebenen Darstellung ordnungsmäßig zur Tilgung einer städtischen Schuld verwendet und berechnet zu sein.

Wenn so die Ausstellungen an der Finanzverwaltung Hannovers nicht begründet erscheinen, so verlieren damit die prinzipiellen Vorschläge Hüpedens zur Reform der städtischen Kammereiverwaltung nicht an Wert.

Theater-Korrespondenz.

Shakespeares König Lear im Deutschen Theater.

Der Lear gehört der pessimistischen Periode des Dichters an, aber jener Phase derselben, welche den Höhepunkt bereits überschritten hat. Im Hamlet erscheint diese Gemütsstimmung zuerst noch in elegischer Form, als ein Jammer über die Macht des Bösen. In Maß für Maß, jener unfrohsten aller Komödien, als Jorn über diese verkommene Welt, in der die Gemeinheit unbeschränkt sich ausleben kann, die heuchlerische Bosheit die Macht in Händen hat, und geistesstumpfer, energieloser Quietismus (Herzog) die höchste Annäherung an die Tugend ist; die Verbrechen der Macht werden nur durch glückliche Zufälligkeiten und geheimen Trug verhindert, das Gute wird sozusagen zur Hintertür eingelassen. Aus dem Sumpf der allgemeinen Verworfenheit sprießt nur eine farbenprächtige Blume von entzückendem Duft, die jungfräuliche Isabella, welche des Dichters Begeisterung für Herzensreinheit, Güte und noble Gesinnung allerdings wundervoll ausgestattet hat. Die Monologe Timons enthalten das Furchtbarste von Weltkel und Menschenverachtung, was je eines großen Dichters Seele mit seiner Lebenserfahrung erzeugt hat. Das uralte Dunkel hat sich vor seinen Augen wieder auf die Erde gesenkt und hüllt alles ein: es gibt nichts Gutes hienieden; auch der Trost, den er im Weibe gefunden hat, scheint versiegt — die Weiber sind Hetären. Doch das letztere scheint nur: als der treue Hausverwalter dem von allem entblöhten Timon in seiner Felsenhöhle seine Dienste anbietet und, von seinem Herrn schroff zurückgestoßen, in Tränen ausbricht, da dringt der einzige Strahl Sonnenstrahl durch das schwarze Gewölk dieser Lebensbeleuchtung in dem Ausruf:

Wie, weinst du? — Komm nur, komm. Dann lieb ich dich:
Du bist ein Weib, vom harten Mannsgeschlecht
Sagst du dich los, das niemals weint als nur
Vor Lust und Lachen.

Der Lear steht dem Timon sehr nahe, wie die auffallende Zahl der gleichen pessimistischen Gedanken und die ganz gleiche Metrik beweisen*); er

*) Ich habe das im einzelnen nachgewiesen in einem demnächst in der Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte erscheinenden Aufsatz.

folgt unmittelbar auf ihn (1603/4). Auch darin gleicht er ihm, daß die Guten (Lear, Gloster) durch eine törichte Handlung von den Bösen abhängig werden und in dem hier sich entspinrenden, mit den furchtbarsten Waffen geführten Kampfe zu Grunde gehen. Aber um diesem Drama hinsichtlich der in ihm herrschenden Lebensanschauung oder Seelenstimmung des Dichters die richtige Stelle anzuweisen, dazu genügt nicht dieser Kampf allein, wie einige Ausleger anzunehmen scheinen: Der Kampf zwischen Gut und Böse wird in jeder Tragödie, ja an jedem Tage unseres Erdbaseins geführt. Es kommt vielmehr auf die Kraft an, die das Gute in dem Kampfe entfaltet; und diese ist hier unvergleichlich größer als in jedem der vorher genannten Dramen. Eine stattliche Schar kämpft auf der Seite der beiden Helden: der kraftvolle, treue Kent, der gute, tapfere Edgar, der König von Frankreich, der Herzog von Albanien, und ihr voran schreitet ein Engel mit dem Schwert, Cordelia. Zwar fallen die Helden im Kampfe und reißen ihren himmlischen Führer mit sich — eine herbe Dissonanz in dieser großartigen Lebenssymphonie —; aber das Gute siegt zuletzt, und das Böse wird mit Stumpf und Stiel vernichtet:

Die Götter sind gerecht: aus unsern Sünden
Bereiten sie das Werkzeug, uns zu strafen.

Diese Worte, welche Edgar am Schlusse der Tragödie spricht, kennzeichnen den Standpunkt des Dichters als den einer christlichen Verfühntheit mit dem Jammer des Lebens. Von solchem Standpunkt ist in den vorausgehenden Dramen mit Einschluß des Othello nichts zu spüren.

Gewiß geht ein pessimistischer Grundzug durch die Dichtung in der Häufung der Missetaten und der durch sie veranlaßten Leiden, der beweist, daß der Dichter zur Zeit der Abfassung des Lear den schauernden Blick von den Abgründen des Lebens noch immer nicht abwenden konnte; daß er die furchtbare Erkenntnis, zu der er gelangt war, noch immer nicht in sich überwunden hatte. Aber der Weg zu einer milderen Auffassung wurde bereits beschritten, als er sich die Last von der Seele dichtete und seiner Zeit diesen Spiegel vorhielt.

Denn nicht Ausgeburten einer pessimistisch erkrankten Phantasie haben wir in den Vorgängen dieser Tragödie zu sehen, sondern die Schilderung dessen, was der Dichter in seiner Zeit um sich sah und täglich erlebte.

Das Uebermenschentum, mit der zu ihm gehörigen Glaubenslosigkeit und sittlichen Unbedenlichkeit, importiert durch den lebhaften Verkehr mit Italien, war in den höchsten und den besseren Bürgerkreisen sehr verbreitet, Machiavels Fürst, ein allbekanntes und beliebtes Buch; und wie im Leben, so hatte es auf der Bühne seit Marlowe eine bedeutende Rolle gespielt. Die Lebensanschauung des Bastards Edmund, die er in der zweiten Szene entwickelt und epigrammisch in den Schlußversen ausspricht:

Was die Geburt mir weigert, gibt die List:
Gut nenn' ich alles, was mir nützlich ist.*)

war weit verbreitet, er selbst eine sehr gewöhnliche Sorte von Verbrechern. Die trotz aller Geistesbildung entsetzliche Tochter Heinrichs VIII., die notorische Mörder wie Leicester auf die oberste Stufe des Thrones, zunächst ihrem unverhüllt getragenen Busen stellte und selbst ihrem Volke das Beispiel des Königsmordes gab, wirkte notwendig degradierend auf den sie umgebenden Adel. Das Familienband der Treue zwischen Mann und Weib, Eltern und Kindern erscheint bedenklich gelockert nach Hunderten von Erzählungen und Dramen und den zahlreichen, keineswegs bloß puritanischen Sittenschilderungen. Speziell der Kindesundank spielt schon 15 Jahre früher in einem Drama von Greene und Lodge: Ein Spiegel für London und England (The Looking-Glass for London and England) eine gleich hervorragende und empörende Rolle wie im Lear. Auch die Blendungsszene ist ein unerläßlicher Teil dieses furchtbaren Gemäldes: wenn der Dichter es selbst vermied, die Nichtstätte zu besuchen, so mußte er auf den an den belebtesten Plätzen aufgestellten Prangern die gräßlichsten Körperverstümmelungen mit ansehen. Dazu entwickelte sich bei der Lebenslust der Renaissance und unter dem hereinströmenden Handelsgewinn am Hofe der Elisabeth und dann in Adels- und Bürgerkreisen ein wahnwitziger Luxus, welcher die Auszugaug des Volkes, seine Verarmung und nach vierzig Jahren die Revolution zur Folge hatte. So ist denn auch Lear's ergreifendes Gebet für die Armen (III, 4), in dem Shakspeare als edler Sozialpolitiker sich zeigt, im traurigsten Sinne aktuell:

Ihr nackten Armen, wo ihr immer auch
Des unbarmherz'gen Sturmes Wut ertragt,
Wie soll nur euer obdachloses Haupt,
Der hungerdürre Leib, das Lumpenkleid,
Voll Scharten und voll Fenster, euch beschützen
Vor Stürmen, so wie der? — — — — —
— — — — Nimm Arznei, o Pömp!

Wenn Shakspeare dieses großartige Gegenwartsbild im Anschluß an eine uralte keltische Sage komponierte und es so in eine sehr frühe Zeit zurückverlegen durfte, so war das weise gehandelt: sollte der gewaltige Gefühlserguß, welchen diese Dichtung darstellt, die Herzen der Hörer bis in die Tiefe aufwühlen, so durften diese sich nicht persönlich angegriffen fühlen.

Als Schildkraut als Lear unter die ihn erwartende, phantastisch gekleidete Hofgesellschaft trat, gebeugt nach dem hochgestellten Throne zu

*) Die Fassung des revidierten Schlegel-Lied. Im originalen übersezt Vaudissin diese, wie manche andre Stelle, nicht gerade glücklich:
Wenn nicht Geburt, schafft List mir Land und Leute (!);
Und was mir nützt, das ach! ich gute Deute.

und mühsam die Stufen hinauffchwankte, regten sich starke Zweifel an dem Gelingen seiner Aufgabe. Denn ein schwächlicher alter Mann ist der achtzigjährige König keineswegs; mag er der mangelnden Elastizität seines Alters immerhin die Stütze eines Stockes geben, aber zur Schau tragen wird er seine Gebrechen nicht; dazu ist er zu stolz und selbstbewußt: wenn alles seinem Willen gehorchen muß, so muß es sein eigner Körper, der Lump, erst recht. Und an Kraft mangelt es ihm sicher nicht. Wie könnte ein solcher Mann, wie er hier erschien, auch nur einen Tag lang auf die Jagd reiten und das Wild mit dem Speer erlegen? Wie könnte seine väterliche Liebe die ungeheure Selbstbezwingung üben, die sich in der Verstoßung seiner jüngsten, geliebtesten Tochter zeigt? Wie könnte er seine älteste, das gottverlassenste, frechste Weib, das die Erde tragen kann, niederschmettern, daß sie erbleicht und zittert? Oder wenn er, wie ein Titane, die Elemente zum Kampf herausfordert:

Wlast, Winde! Sprengt die Bader! Wüter! Wlast!

ist hier etwas von Altersschwäche zu spüren? — Der Philister mag diese Titanen-Poesie für Schwulst halten; für den richtiger Empfindenden ist hier dem leidenschaftlichen Jorn über schmähslich erlittenes Unrecht, dem mannhaftesten Troß gegen das Schicksal, der unbändigsten Widerstandskraft ein Ausdruck gegeben, wie ihn ein Shakspeare allein zu schaffen vermag. Sprach Schildkraut diese Stellen in zitternd schwächlichem Tone? — Weile nicht: mit der ganzen Kraft der Empfindung, mit der ganzen Wirkung, deren nur ein Schildkraut fähig ist. Wozu also der rein äußerliche Widerspruch des körperlich schwächlichen Auftretens? Wozu später die kindlich quarrtenden Töne, die ein Lear selbst im Wahnsinn nicht von sich geben wird? — Das ist bedauerlich. Aber glücklicherweise sind es nur leichte Flecken, die den mächtigen Gesamteindruck des Schildkrautschen Lear-Bildes stören und die Wirkung nur einer einzelnen markanten Situation schwer schädigen. Wenn nämlich der starke, stolze König sich vor seiner unbedeutenden Tochter Regau auf die Kniee wirft, dann erst empfinden wir die ganze tragische Tiefe seines Falls; tut das ein alter, schwacher Mann, dann empfinden wir mit ihm nur ein schwächliches Mitleid.

Hiermit hat der Tadel ein Ende; was folgt, kann nur noch Preis sein. Vor zwei Jahren hat Schildkraut einen Shylock geschaffen, der unübertrefflich war; aber der Shylock ist an sich leichter erreichbar und lag seiner Individualität näher. Sein Lear ist die größere Leistung, eine Rolle, an die sich nur verschwindend wenige Schauspieler wagen, eine der schwersten, die es gibt: denn wir haben hier eine komplizierte Charakterschöpfung von Shaksperes reifster Kunst. Und einen solchen Menschen so zu durchbringen, die eigne Persönlichkeit so umzuschaffen, daß man an ihr nicht bloß die geistige Größe, die Willenskraft der darzustellenden erkennt, sondern die leiseste Regung der feinorganisierten Seele dieses Ausnahmemenschen aus Miene und Haltung ablesen kann, dazu gehört nicht Talent,

sondern Genie. So geriet denn auch die schwere erste Szene bis auf jenen einen falschen Ton vorzüglich. So sah man diesem Lear bei den Liebesreden der beiden älteren Töchter die tiefe Freude seines im Grunde harmlos guten Herzens an, das für Liebe alles tut; ganz besonders erhellte sich sein Gesicht bei der Erwartung der Rede seiner jüngsten — dann, als das Unverhoffte geschah, Verlegenheit, tiefes Befremden, Unmut über die erfahrene Demütigung und schließlich losbrechender Zorn; nach der Verfluchung sitzt er da in heftigen inneren Kämpfen: er kann es nicht vermeiden, daß gerade Cordelia so lieblos sein kann, daß er sie, die Geliebteste, verlieren soll — doch muß es sein; er ist ein König von Natur und läßt sich nicht verspotten. Auch Kent — hier sei es gleich gesagt, er erfuhr durch Herrn von Winterstein eine absolut vollkommene Gestaltung —, der sich an ihn herandrängt, ihm eindringlich zuflüstert, dann immer lauter in seinem Widerspruch wird bis zu offener Empörung, auch er muß den königlichen Zorn fühlen. Danach erhalten die beiden Schwieger söhne mit widerwilliger Verachtung den Anteil Cordelias zugesprochen wie einen unappetitlichen Brocken, den man dem Hunde zuwirft.

In der ganzen Zeit steht der *Narr* (Herr Moissy), auch ein Liebling und ein Liebhaber des Königs, an der Seite des Thrones, vergißt sein stereotypes Narrenlächeln und folgt mit atemloser schmerzlicher Spannung all den aufregenden Reden. Als der König sich erhebt, um Cordelia zu verfluchen, springt er verzweifelt am Throne in die Höhe, als wollte er ihm den Mund zuhalten. Dann, als der Hof sich entfernt hat und Cordelia allein, in sich versunken dasteht, schleicht er zu ihr hin, kniet hinter ihr nieder, beugt den Kopf zur Erde und küßt den Saum ihres Kleides; sie merkt es nicht, und er schleicht leise hinweg, den Blick bis zuletzt auf sie gerichtet. — Irgendwo habe ich gelesen, daß man dieses stumme Spiel als Märchen auffaßte. Mein Gott! Wenn das ein Märchen war, dann wollen wir solche Märchen recht viele auf der Bühne sehen. In Wirklichkeit war es eine fein empfundene Verdeutlichung der dichterischen Absicht: „Seit der jungen Fürstin Abreise nach Frankreich hat sich der Narr ganz abgehärtet.“ Hier ist eben kein bloßer Spaßmacher, sondern ein Narr, der seinen Beruf verfehlt hat, ein Mensch von weltverstehendem Humor und von tiefem, richtigem Empfinden. Darum liebt ihn Lear. — Der Narr des Herrn Moissy erfüllte den Willen des Dichters vollkommen: er war ein liebevoller Gefährte des verlassenem Greises und zugleich sein Spiegel, in dem der König sich selbst und die Zuschauer den König erkennen sollen. Es ist nie wieder ein so weisheitsvoller, weil mithandelnder, miterregender Chorus erdacht worden, wie dieser Narr des Lear. In allen Szenen wurde diese äußerst schwere Rolle von Herrn Moissy taktvoll, ja anmutig durchgeführt; ihm gebührt nächst Schildkraut die Palme.

Den Schluß der Szene bildet das kurze Gespräch der beiden bösen Schwestern Goneril (Helene Fehdmer) und Regan (Hilma Schlüter), das vorzüglich einstudiert war und seine Wirkung bis auf die feinste Nuance

ausklopfte. Beide Rollen wurden gut durchgeführt, was bei der letzteren Dame um so mehr anzuerkennen ist, als ihre Natur zu der Verkörperung einer Regan offenbar nicht paßte.

Als der Vorhang sich zusammenzog, herrschte Totenstille im Zuschauer-raum. Jeder hatte die Empfindung, daß er etwas ganz Eigenartiges, selten Großes erlebt hatte; alles war so tief erschüttert, daß der Beifall beinahe vergessen wurde. — Die Beschreibung dieser Szene kann als Charakteristik für die ganze Aufführung gelten. Ich suche vergeblich in meiner Erinnerung nach einer wirklich mißratenen Szene; ich finde keine.

Noch ein Blick auf Lear. Besonders gut gelang die Szene mit dem Narren nach dem Weggange Gonerils (I, 5), wo der Narr ihm über die traurige Situation durch seine Späße hinwegzuhelfen versucht. Schildkraut achtet kaum auf ihn, wirft hin und wieder mechanisch ein Wort der Antwort hin und läßt — das sieht man auf seinem Gesicht — den Sturm in seinem Innern toben; schon hier beginnt er, den Zuschauer auf den kommenden Wahnsinn vorzubereiten, durch die plötzliche Erstarrung seines Blicks. Auch der Zuhörer achtet nicht auf die Scherze des Narren; er ist von dem stummen Spiel Schildkrauts vollständig in Anspruch genommen. Der Moment, wo Lears Wahnsinn ausbricht, indem er den Irren Edgars wie selbstverständlich auf undankbare Töchter zurückführt, wurde allseitig gut markiert. Solche Feinheiten läßt die Reinhardt'sche Bühne niemals unbeachtet. Die visionäre Gerichtsszene im Farnhause, wo Lear in einem aufgehängten Mantel seine Tochter Goneril sieht und sie aburteilen läßt, wo er in einem Strohband Regan sezziert, um zu sehen, welchen Fehler sie am Herzen hat, wirkte fast zu groß, da auch die Rolle des irrsinnigen Edgar — weniger die des gesunden — von Harry Walden packend dargestellt wurde. Man hatte das unheimliche Gefühl, in eine Irrenzelle zu blicken. Gewaltig erschütternd war das Wiedersehen zwischen Lear und Cordelia (Lucie Höflich), die hier tat, was in ihren Kräften stand: man sieht des kranken Königs Bewußtsein allmählich dämmern, das doch niemals mehr zu vollem Licht erwachen soll; bei den Worten

Die Dame halt' ich für mein Kind Cordelia

leuchtet in seinem Antlitz eine wirre Freude auf; und was von diesem „zertrümmerten Meisterstück der Schöpfung“ schließlich übrig bleibt, ist der tiefste Grundzug seines Wesens: Liebe, durch Reue vertieft, und harmlose Freundlichkeit. Und in diesem Stadium der Charakterentwicklung fand sich Schildkraut mit der Intention des Dichters wieder ganz zusammen; denn zum Schluß haben wir nur noch einen alten, schwachen Mann vor uns. Im ganzen aber müssen wir, trotz des zu Anfang erwähnten Widerspruchs, anerkennen, daß wir in Schildkrauts Lear die bewundernswerte, von andern schwer erreichbare Leistung eines unserer größten Künstler vor uns sahen.

Daß in einem Drama von dieser Personenfülle nicht jede Rolle tadellos besetzt werden kann, ist selbstverständlich; und gegenüber dem groß-

artigen Gesamteindruck wäre es kleinlich, auf gewisse Unvollkommenheiten in den Nebenrollen irgend ein Gewicht zu legen, zumal auch diesmal, wie immer an dieser wohldisziplinierten Bühne, jeder sein Bestes gab. Vielleicht könnte das Spiel des Gefolges etwas lebhafter werden, wenn ich auch dem seit den Meinigern üblichen mechanischen Ampeln mit den Armen nicht das Wort reden will: die Verfluchung Cordelias hätte wie ein Blitschlag in die ganze Gesellschaft fahren müssen.

Das Spiel Edmunds (Herr Beregi) in der zweiten Szene war sein abgestimmt; freilich war von der vornehmen Zurückhaltung des Hofmannes wenig, von der Kraft des tapferen Verbrechers noch weniger zu bemerken. Edmund ist eben weiter nichts als ein körperlich schöneres Duplikat Richards III. Der Oswald des Herrn Kühne war eine gut ausgearbeitete Karikatur, aber leider eine Karikatur. Die wilde Grausamkeit Cornwallis (Hartau) entsprach ganz der Absicht des Dichters, und die notwendige Blendungs- scene wurde mit all der Gräßlichkeit ausgeführt, die er in sie hineingelegt hat. Eine durch und durch vollendete, ganz ausgeglichene Leistung war der Glosster des Herrn Wegener.

Von Uebertreibung im Spiel war nichts zu merken, wohl aber in der Kostümierung, oder besser in deren Fehlen. Es ist nicht einzusehen, warum die Menschen auf der Bühne nackter erscheinen sollen, als es in der Wirklichkeit geschehen kann. Von Edgar ist nur der mittlere Teil des Körpers bedeckt, die Beine sind bloß und über den nackten Oberkörper trägt er eine Schärpe von Lumpen. In dieser Verfassung hätte er in Höhlen und auf der Sturmheide nicht leben können; er wäre damals ohne Zweifel vom Büttel verarbeitet worden, wenn er sich auf irgend einer Straße so hätte sehen lassen; und soviel Mitleid existierte zu jeder zivilisierten Zeit, daß man einem solchen armen Teufel ein abgetragenes Kleidungsstück zuwarf. Lear reißt sich auf der Heide einen Ärmel halb ab, so daß der eine Arm nackt ist; er reißt sich an der Brust sein Gewand auf und entblößt sich bis auf die Magengegend, so wird der König auch zum Strolch gemacht. „Er reißt sich die Kleider ab“ ist ein schlechter Einfall Baudissins; im englischen Text sagte Lear bloß: Unbatton here (knöpf hier auf); er will dem schwach bekleideten Edgar sein Obergewand geben. Zum Ueberfluß stürmt nun noch der Narr in das Farnhaus mit gänzlich entblößtem Oberkörper; man begreift nicht, warum er auf der Heide die Kleider abgelegt hat. Was soll nun mit dieser Verletzung der öffentlichen Schamhaftigkeit bezweckt werden? Der Anblick der drei Nackten bewirkt weiter nichts als eine Sensation, deren Widerwärtigkeit wertvollere Empfindungen nicht aufkommen läßt und die Aufmerksamkeit vom Spiel abzieht.

Störend in ihrer Häßlichkeit wirkten auch die Kostüme der Männer. Ich weiß nicht, ob es historisch verbürgt ist, daß die Zeitgenossen des sagenhaften Lear alle möglichen Arabesken, Ringe, Kreise, Kränze und weiß Gott was für Figuren auf ihre Kleider nähten, deren Farben mit

jenen eine möglichst schreiende Dissonanz bildeten. War es der Fall, so sollte eine geschmackvolle Bühne die häßliche Wirkung vermeiden.

Die Ausstattung der Räume war ebenfalls reines Phantasierzeugnis; aber hierin müssen wir der Direktion recht geben, daß sie die rauhe Handlung in ein Lokal von starren Formen und harter Einfachheit verlegte.

Zum Schluß müssen wir dem Leiter des Deutschen Theaters für die großartige Gestaltung der gewaltigen Lear-Tragödie unsere Dankbarkeit aussprechen.

Shakespeares Julius Cäsar im Schiller-Theater.

Seitdem die Meininger durch ihre bewundernswerte Einstudierung dieser Tragödie der Welt gezeigt haben, welche feine Geschichtsanschauung, welche tiefe politische und Lebensweisheit, welche wahre Charakteristik großer und edler Menschen, welche außerordentliche dramatische Wirkung in ihr eingeschlossen sind, ist sie ein beliebtes Repertoirestück geworden, auch auf den Bühnen der Mittelstädte; aber nicht bloß in Magdeburg, Nürnberg, Schwerin ist sie in den letzten zwei Jahren aufgeführt worden, sondern auch in Bielefeld, Augsburg, Fürth, Halberstadt und Lodz. Ueberall, wo sich selbstbewusste, strebsame Kräfte unter den Künstlern regen, wird es als eine dankbare Aufgabe empfunden, im Brutus die Tragik des falschen Idealismus darzustellen, im Cassius die Macht raffinierter Ueberredungskunst, in Porcia die reine, hochherzige Gattenliebe, oder sich an jene größte aller je gehaltenen Reden zu wagen, durch welche der ebenso energische und verschlagene wie liebevolle Freund des Cäsar dem ermordeten Welt herrscher Rächer erweckt.

Auch das Schiller-Theater, nachdem es im Winter mit einer leichteren Komödie Shakespeares debütiert hatte, unternahm es am 21., mit der Auführung dieser Tragödie eine ernste Probe seines Könnens abzulegen, die es — daran kann kein Zweifel sein — glänzend bestanden hat. Es hat bewiesen, daß es die Kräfte besitzt, welche befähigt sind, eine derartig große Aufgabe zu lösen, und eine Leitung, welche die schwierige Kleinarbeit, die eins der großen Dramen Shakespeares erfordert, mit Erfolg durchzuführen vermag. Bloße schauspielerische Routine kann solcher Aufgabe gegenüber dem einzelnen Künstler wenig helfen: mit festem Willen, mit Einsicht und Kraft muß jede Rolle sozusagen Stück für Stück aufgebaut werden. Und das war hier bei allen gesehen von den Hauptrollen herab bis zu denen der Sprechenden und stummen Plebejer.

Herr Pategg, obwohl zu groß und zu beleibt für Cäsar, zeigte uns ein einheitliches Bild des Imperators, das neben der Energie und Würde auch die freundlichen Seiten des wunderbaren Mannes nicht unbeachtet ließ. Nur in der Ermordungsszene, wo seine selbstbewusste Kraft freilich nur in großen Worten gezeichnet werden muß, erhob er sich von seinem Throne zu spät, er ließ sich von den für Cimber stehenden Verschworenen zu lange umdrängen und verbergen. Der Cäsar, der die Worte spricht

Doch ich bin standhaft wie des Nordens Stern,
muß stehen und über alle hinwegragen, sich immer höher aufrichtend bis
zu dem Augenblick, wo der Dolch Cascas ihn trifft.

Der Brutus des Herrn Wirth war eine ungemein sympathische Gestalt von angeborener Vornehmheit, die etwas stärker hätte betont werden können in der Szene mit den Verschworenen (II, 1), welche alle moralisch und gesellschaftlich mehr oder weniger tief unter ihm stehen. Er, Brutus, ist ihr Herr, das weiß er und will es sein von Anfang an. Selbst Cassius, der viel weltklügere, beugt sich widerstrebend vor der Macht seiner Persönlichkeit, weil seine niedere Natur ihn dazu zwingt, und heißt alles gut, was jener will, obgleich er weiß, daß es falsch ist: die Verschönerung des Antonius, die Gestattung der Leichentede dieses gefährlichen Gegners, den Zug von Kleinasien nach Griechenland. Nur in der Szene mit Porcia schien seine Empfindungskraft der Situation nicht gewachsen zu sein, der freilich auch die Persönlichkeit seiner Partnerin schon rein äußerlich, mit der Zierlichkeit ihrer Gestalt, nicht genügen konnte. Diese Szene mit ihren noch nicht achtzig Zeilen, in denen der Dichter uns zwei der edelsten Menschen in die Tiefe ihrer Seelen blicken läßt und das Bild einer Idealehe vor uns zeichnet, ist ein wahres Wunderwerk der Kunst: und schwer ist es allerdings, den Gefühlsgehalt, den jede Zeile, jedes Wort in sich faßt, ganz auszuschöpfen. Dagegen wurde die Streitizene mit Cassius beiderseits mit einer Wirkung gespielt, die nur seines Verständniß und eindringendes Studium ermöglichten. Ebenso gelang vortrefflich die Szene nach der Ermordung an Cäsars Leiche. Die Haltung der einzelnen Verschworenen Antonius gegenüber, wie sie sich besonders bei der Handreichung zeigte, war den Charakteren nach verschieden, abweisend, bedenklich, argwöhnisch, höhnisch und offen feindselig (Cassius). Nur Brutus war milde und versöhnlich gestimmt, und als Antonius in unbeherrschtem Zorn und Schmerz die verwegene Frage an den toten Cäsar richtet, ob's ihn „nicht kränke bitterer als der Tod, zu sehn, wie sein Antonius seiner Feinde blut'ge Hände drücke“, nahm er allein seine Worte ruhig hin, er war gerührt von der Liebe des Antonius zu dem Toten, der auch sein Freund gewesen war.

An dem leidenschaftlichen Spiel des Cassius (Herr Verhardt) war nichts auszusagen, wohl aber an seiner Maske, die weniger fürchterlich sein durfte. Wenn Cassius auch aus persönlichen Motiven die Verschwörung gegen Cäsar anstiftet, so ist er doch nicht ein ganz unedler Mann: er wächet gegen das Ende an Brutus, seinem Mitkämpfer, empor. Sicher entsprachen die spärlichen, glatt gestrichenen Haare nicht dem Bilde, das Shakspeare sich von ihm macht. Cäsar liebt um sich „wohlbeleibte Männer mit glatten Köpfen“, die nicht so aussehen wie Cassius: also hat Cassius krauses Haar.

Antonius (Herr Paeschke) verdiente den reichen Beifall vollauf, der ihm nach seiner glänzenden rhetorischen Leistung zuteil wurde. Er wußte die Werbekraft seiner Rede zu erhöhen, indem er sie, wie ich das hier zum

ersten Male sah, zum Teil colloquial gestaltete, zu einem Zwiegespräch mit den Plebejern. Eine Stelle freilich schien mir nicht richtig wiedergegeben, die, wo er im Uebermaß des Gefühls in Tränen ausbricht:

O Urtheil, du entflohst zum blöden Vieh,
Der Mensch ward unvernünftig!

Nun sprach er weinend:

Habt Geduld!
Mein Herz ist in dem Sarge da bei Cäsar,
Und Schweigen muß ich, bis es wiederkehrt.*)

Dann legte er den Kopf auf die Umfassung der Mednerbühne und schluchzte weiter. — Nein, bei der höchsten Verzweiflung über die Hartherzigkeit der Plebejer (Der Mensch ward unvernünftig!) muß der Zusammenbruch erfolgen; er kann nicht weiter sprechen und wirft sich weinend mit dem Oberkörper auf die Balustrade. Die Plebejer stehen stumm und erschüttert da, bis er, immer noch schluchzend, mit den Worten „Habt Geduld!“ sich erhebt. In der Szene mit den Verdorenen, wo Antonius nur Schmerz dem ermordeten Cäsar und Liebenswürdigkeit den Mördern bezeugte, war Doppelspiel nötig; der Zuhörer mußte an seiner Miene, wenn er sich von jenen abwandte, erkennen, daß die Freundlichkeit Lüge war. Antonius ist nun einmal ein seltener Mensch, der rechte und heiße Empfindung neben kühl berechnendem Verstande besitzt.

Sehr interessant und für mich eine ganz neue Darstellungsweise war die Szene zwischen Cäsar und Calpurnia. Gewöhnlich sieht man die Gattin Cäsars als Matrone dargestellt, der der Weltbeherrscher nur ein mäßiges Interesse schenkt und deren Wunsch, nicht in den Senat zu gehen, er aus Gutmütigkeit nachgibt. Hier war Calpurnia eine junge, schöne Frau (Fräulein Paulh), was entschieden besser zu dem Verlangen Cäsars nach Nachkommenschaft (I, 2) paßt als die beliebte Darstellung. Eine solche Frau hat bei der bekannten Neigung Cäsars für schöne Weiblichkeit eine ganz andere Macht über ihn als eine alte ehrwürdige Dame, zumal wenn sie, wie hier, von lebhafter Phantasie und aufs tiefste erregt von dem furchtbaren Traum, ihre böse Ahnung durch feines, temperamentvolles Spiel auf ihn zu übertragen weiß. Als dann Cäsar, um nicht furchtsam zu erscheinen, sich doch von Decimus Brutus zu dem Todezuge überreden läßt, stürzt sie verzweifelt hinweg. Auf diese Weise bekommt dann die bisher wohl meist als epische Ruhepause betrachtete Szene einen aufregenden dramatischen Charakter und wird auch dramaturgisch bedeutsam, indem sie uns in die richtige Stimmung versetzt für die folgende Mordszene. Das Spiel dieser Künstlerin war vorzüglich.

*) Text nach dem revidierten Schlegel-Lied.

Von den Vertretern mittlerer Rollen zeichnete sich Herr Thurner (Cassca) durch seine kraftvoll lebendige Darstellung des ehrlichen Zynikers aus.

Die Ausstattung war, was Lokal und Kostüme anbetraf, nicht prunkend, wie man sie an größeren Berliner Bühnen sieht, aber vornehm bei der Einfachheit. Das Forum konnte leider nur wenig Menschen fassen; aber die beengten Räumlichkeiten müssen wir nun einmal bei der Drehbühne in Kauf nehmen.

Wenn das Schiller-Theater auf diesem Wege weiterschreitet, dann wird es die Aufgabe eines idealen Kunsttempels erfüllen und vermöge der Niedrigkeit seiner Preise den weitesten Kreisen unserer hauptstädtischen Bevölkerung edlen Genuß, Erhebung und Stärkung zum Lebenskampfe geben.

Hermann Conrad.

Politische Korrespondenz.

Auswärtiges. — Türkei. — Marokko. — Deutschland und England.
Finanz-Reform und Flottenverein.

Wird die neue türkische Verfassung den Anfang vom Ende des großen Osmanenreiches bedeuten? Wird sie im Gegenteil eine Verjüngung und Kräftigung des Osmanenreiches bedeuten? Wird sie vielleicht beides zugleich sein, nämlich vorläufig, auf eine gewisse Zeit, eine Verjüngung und Kräftigung, um dann in einer großen Katastrophe mit Zerspaltung, Entstehung von Nationalstaaten, Aufteilung unter andre Mächte zu enden? Niemand, auch nicht der beste Kenner des Orients vermag darüber nur mit einiger Sicherheit etwas vorauszusagen. Wohl ist es möglich, die verschiedenen Kräfte aufzuzeigen, die hier mit einander oder gegen einander am Werke sind. Wohl ist es möglich, die verschiedenen Prinzipien, Ideen, Weltanschauungen, die auf diesem Boden neben einander festgewurzelt sind und durcheinander wogen, zu charakterisieren und darzutun, daß sie in schlechthin unausgleichbarem Gegensatz zu einander stehen, daß sie von einem tödlichen Haß gegen einander erfüllt sind und daß die Klammern, die das Reich von Tripolis bis Trapezunt, von Adrianopel bis Bagdad, von Byzanz bis Mekka zusammenhalten, künstliche, gewaltsam zusammengeschiedete Gebilde sind — und trotzdem ist es unmöglich zu sagen, was kommt. Es ist deshalb unmöglich, weil die relative Stärke der zahlreichen verschiedenen Potenzen, die hier in Betracht kommen, unberechenbar ist, weil die Kombinationen und Bündnisse, die sich unter ihnen bilden können, so zahlreich sind wie die Möglichkeiten des Schachspiels, und weil schließlich die Einwirkungen von außen, die Rückwirkungen der Weltpolitik sich nicht voraussagen lassen. Nur eins darf in diesem wogenden Nebel als völlig sicher hingestellt werden: Deutschlands Interesse ist es, daß das konstitutionelle Experiment gelingen möge, daß das Osmanenreich sich auf diesem Wege verjünge, zivilisiere, europäisiere. Mißlingt das Experiment schließlich und die Türkei splittert auseinander, so ist die Proklamation der Verfassung auch für die deutsche Politik eine Niederlage gewesen, denn in den Neubildungen wird Deutschland weder politische Freunde noch wirtschaftliche Abfahrgelände haben. Zeitigt die Verfassung aber wirklich einen

für den türkischen Gesamtstaat günstigen Erfolg, so ist das die direkte Fortsetzung der deutschen Politik, die seit der Reise des Kaisers nach Konstantinopel darauf ausgeht, die Türkei vor der Teilung zu bewahren und sie zu freiwilliger, selbständiger Europäisierung allmählich zu bewegen und hinüberzuführen. Man darf sich in dieser Auffassung nicht dadurch irren lassen, daß die Träger der konstitutionellen Bewegung Deutschland keineswegs freundlich gesinnt sind, sondern ihm direkt Antipathie entgegenbringen, weil sie in ihm den Freund und Schützer des Sultans und des bisherigen despotischen Regiments sehen. Sehr bald werden sie erkennen, daß Deutschland nicht der Schützer des Sultans, sondern der Integrität des türkischen Reiches war und ist, und durch seine Politik darauf angewiesen, alles zu fördern, was die innere Kraft dieses Reiches stärkt.

Als Zeichen der Unsicherheit, was eigentlich werden wird, ist auch wohl die Langsamkeit anzusehen, mit der sich die Dinge entwickeln. Alle die verschiedenen Potenzen: Alttürken und Jungtürken, Araber, Griechen, Bulgaren, Armenier, Kurden, Arnauten, Gläubige und Ungläubige, Reaktionäre und Revolutionäre, Moslim, Christen und Juden, der Padiſchah und die Reformer warten noch ab, und ein Schluß, daß sich alles auch künftig so ruhig wie bisher und schließlich konstitutionell gesetzlich entwickeln werde, wäre verfehlt. Erst an einer Stelle hat sich an den neuen Verhältnissen eine Reibung ergeben, die zu glimmen anfängt; es ist genau der Punkt, der schon in unserm vorigen Heft als der gefährlichste bezeichnet wurde, nämlich das Verhältnis Bulgariens zur Türkei. Die Bulgaren haben bisher in der Hoffnung gelebt, daß die Auflösung wenigstens der europäischen Türkei bevorstehe und daß sie dann ihre Stammesgenossen oder die, die sie als solche proklamieren, mit sich zu einem größeren Reiche vereinigen würden. Statt dessen machen ihnen die Türken klar, daß sie überhaupt noch nicht souverän, sondern türkischer Vasallenstaat seien, und es ist sicher, daß, je besser die türkische Verfassung funktioniert, je mehr die hohe Pforte mit diesem Anspruch Ernst machen wird. Sollten die Bulgaren ohne einen Waffengang zu wagen, sich so aus allen ihren Himmeln stürzen lassen? Wenn aber nicht, so ist leicht zu sehen, in wie engem Zusammenhang die Zukunft der türkischen Verfassung mit dem Ausgang eines türkisch-bulgarischen Krieges stehen würde.

Von so unermesslicher Wichtigkeit die Zukunft des osmanischen Reiches für die Welt und damit auch für uns ist, es ist doch möglich, daß allein vermöge der Langsamkeit der Entwicklung dies Problem in den nächsten Kapiteln der Weltgeschichte nur eine mindere Rolle spielen wird. Auch die marokkanische Frage wird wohl jetzt in das Stadium des Hinschleppens eintreten. Die vielgescholtene deutsche Marokkopolitik hat sich durchaus bewährt. In dem Vertrauen darauf, daß die innere Widerstandskraft Marokkos groß genug sei, um von den Franzosen nicht so beikäufig abgetan werden zu können, hat man diese ruhig in ihr Abenteuer hineinziehen lassen und im richtigen Augenblick durch den Vorschlag, Muley Hafid

anzuerkennen, sowohl die Franzosen kräftig daran erinnert, daß sie nicht die alleinigen Mandatare Europas seien, wie auch die moralische Stellung Deutschlands bei den Marokkanern wiederhergestellt.

Ebenso wird man von den ostasiatischen Dingen annehmen dürfen, daß akute Krisen nicht bevorstehen. Japan ist in einer wirtschaftlichen Depression, die ihm doch wohl jede Unternehmungslust verleidet, und die Ausichten Chinas, so gewaltig sie sich nach den Darlegungen Dr. Kohrbachs für die Zukunft darstellen, brauchen doch auch zu ihrer Entwicklung noch Zeit.

So bleibt wie das von allem wichtigste, so auch aktuellste Moment der Weltpolitik die immer drohende Spannung Deutschland—England. Immer wieder beschwichtigt, züngelt immer von neuem diese Flamme empor, und immer wieder muß man deshalb darauf zurückkommen.

Das jüngste Kapitel in dieser sich nun schon recht lang hinziehenden Geschichte bietet so viele interessante und pikante Einzelheiten, daß es sich lohnen wird, näher darauf einzugehen. Ein Engländer, Herr Sidney Whitmann, der das prachtvolle Buch „Imperial Germany*)“ über Deutschland geschrieben, auch unserer Zeitschrift mehrere wertvolle Beiträge geliefert hat**), seinerzeit zum Fürsten Bismarck wie zu Lenbach in freundschaftlichen Beziehungen stand und auch mit dem Fürsten Bülow befreundet ist, hat diesem auf Norderny einen Besuch abgestattet, ihm einen Aufsatz der jüngsten „Quarterly Review“ über die deutsch-englischen Beziehungen vorgelegt und die Bemerkungen des deutschen Reichskanzlers darüber in einem eingehenden Bericht im „Standard“ veröffentlicht, welchem Bericht der Standard wieder seine Glossen in der nächsten Nummer hat folgen lassen. Der grundlegende Aufsatz in der „Quarterly“ ist von einem tödtlichen Feinde, aber im ganzen nicht schlechten Kenner Deutschlands recht geistvoll geschrieben und faßt mit höchstem advokatischen Raffinement alles zusammen, was sich gegen Deutschland im allgemeinen sagen läßt und was im besonderen einen Engländer glauben machen kann, daß Deutschland einen Angriff auf England plane und mit Anspannung aller Kräfte vorbereite. Deutschland ist von einem unermesslichen Ehrgeiz beseelt, es möchte Marokko, Brasilien, China aufteilen, Syrien, Anatolien, Australien für sich erwerben; Südafrika soll holländisch und mit Deutschland kommerziell oder sogar politisch verbunden werden; Holland, Belgien und Lesterrich sollen gezwungen werden, in den deutschen Zollverein einzutreten. Auf dem europäischen Kontinent ist keine Macht mehr, die imstande wäre, sich den deutschen Herrschaftsplänen entgegenzustellen. Die einzige Macht, die noch fähig ist, Deutschland Schranken zu setzen, ist England, deshalb konzentriert sich seit langem der deutsche Nationalhaß gegen

*) Das Kaiserliche Deutschland. Eine kritische Studie von Tatsachen und Charakteren von Sidney Whitman. Deutsch von D. Th. Alexander. Berlin, Carl Ulrich & Co.

**) Der deutsche und der englische Arbeiter. Bd. 66. S. 386.

dies Inselreich. Mit fieberhafter Hast rüstet man und baut Schiffe auf Schiffe. Sobald man nur einigermaßen Aussicht auf Erfolg sehen würde, würde man loschlagen. Die Deutschen sind zwar, meint der Verfasser, „a nation of well-trained mediocrity“, aber gerade darin liege eine ungeheure Gewalt, und die Persönlichkeiten, die uns sonst im allgemeinen fehlten und worin das englische Volk uns überlegen sei, hätten sich doch im richtigen Moment in Deutschland immer noch gefunden.

Die Träger der ehrgeizigen, England feindlichen Gesinnung in Deutschland sind die Professoren, und die Professoren sind in Deutschland nach der „Quarterly Review“, was zu alten Zeiten und in anderen Ländern die Propheten waren. Früher freilich seien sie die Träger des deutschen Idealismus gewesen, jetzt aber seien sie unter dem mächtigen Einfluß Heinrich von Treitschkes die Schöpfer und Wortführer des deutschen Chauvinismus geworden und pflegten deshalb vor allem den Haß gegen England. Auf allen Kathedern werde heute verkündigt, daß England von je eine brutale, räuberische, heuchlerische Macht gewesen sei (that England has been a brutal, grasping, hypocritical power), und Deutschlands Aufgabe, diese falsche Größe zu stürzen. Man solle nicht etwa glauben, daß die Regierung mit dieser Propaganda nichts zu tun habe. Die Regierung stelle ja die Professoren an, besolde sie, befördere sie, belohne sie; kein deutscher Professor lehre etwas anderes, als was die Regierung vorgeschrieben habe, ganz wie die deutsche Presse in der auswärtigen Politik einheitlich von der Wilhelmstraße gelenkt werde. Alle Ablehnung feindseliger Gesinnung gegen England sei daher nichts als Heuchelei, um Zeit zu gewinnen, die Rüstungen zu vollenden und auf den Stand zu bringen, der den Angriff ermögliche.

Sollen wir uns nun begnügen, über solche Tollheiten, sei es je nach dem Temperament, zu lachen oder uns darüber zu entrüsten, oder sie zu verachten? Das wäre sehr verkehrt, denn nicht der Unsinn in diesem Gerede ist das Entscheidende, sondern die Tatsache, daß solche Ausführungen in einer durchaus ernsthaften, sehr hochstehenden englischen Zeitschrift Platz gefunden haben, und daß sie, wie ja weiter bekannt, keineswegs isoliert sind, sondern seit Jahren in einem großen Teil der englischen Presse ähnliche Vorstellungen immer von neuem vorgetragen und demgemäß auch von einem großen Teil des englischen Volkes geglaubt werden. Das beste Zeugnis, wie ernst diese Dinge sind, ist ja, daß der Herr Reichskanzler selbst sich die Mühe genommen hat, den Aufsatz der Quarterly mit Herrn Whitman bis ins einzelne durchzugehen und ihm alle die Fehler darin aufzuzeigen. Das Bild wird aber nur noch dunkler, wenn wir hinzufügen, daß der „Standard“, dieselbe Zeitung, die den Bericht des Herrn Whitman gebracht hat, sofort einen Artikel hat folgen lassen, alles, was der Herr Reichskanzler gesagt habe, seien wichtige Ausreden, um die Dummen zu täuschen; die Absicht des deutschen Angriffs auf England sei außer jedem Zweifel.

Was will man machen, wenn der zahlenmäßige Nachweis, den Fürst Bülow Herrn Whitman vorgelegt hat, wie schwach die deutsche Flotte im Vergleich zu der englischen sei, beiseite geschoben wird mit dem Hinweis auf die künftigen Rüstungen, die wir machen könnten, und auf den Einwand, dessen Realität wir heute selber nur gar zu sehr empfinden, daß die deutschen Finanzen weiterer Flottenvergrößerung eine Schranke setzen, die prompte Antwort erfolgt, im Charakter des deutschen Volkes liege es, seine Rüstungen aus Anleihen zu bestreiten und diese nachher von den Besiegten bezahlen zu lassen?

Der Punkt, von dem aus es möglich ist, in einen Gegenbeweis einzutreten, ist ein in der Sache selbst untergeordneter, aber eben deshalb greifbarer — die angebliche Englandfeindschaft der Professoren. Wenn ein teutophober Engländer behauptet, wir wollten die Welt erobern und würden deshalb im nächsten Jahrzehnt auf Anleihen eine der englischen gewachsene Flotte bauen, so hört jede vernünftige Diskussion auf. Prophezeiungen lassen sich weder beweisen noch widerlegen. Damit wir nicht gar zu pharisäisch auf diese „verrückten Engländer“ herabsehen, will ich auch nicht unterlassen, daran zu erinnern, daß wir in Deutschland von ähnlichen Verantheitungen keineswegs unbedingt frei sind: wie oft lesen wir nicht in deutschen Zeitungen, daß die Polen die Losreißung der östlichen Provinzen von Preußen planten, und daß der zu diesem Zweck aufgesammelte Nationalfonds in Rapperswohl bereits, wie öffentlich festgestellt, 217 832 Francs und 60 Centimes betrage! Noch jüngst las ich in einer sehr angesehenen Berliner Zeitung mit genau denselben Worten, wie ich sie eben aus der englischen zitiert habe, bei dem polnischen Nationalcharakter müsse man in jeder Versicherung, die Polen wollten nur ihre Nationalität wahren, im übrigen aber loyale preußische Staatsbürger sein, nichts als Täuschungsmittel sehen, um uns einzuschläfern. Zeitungen, die in dieser Weise mit dem polnischen Nationalfonds in Rapperswohl und dem polnischen Nationalcharakter operieren, mögen also nur sein stille sein. Aber die „Preussischen Jahrbücher“, die dem inneren Chauvinismus nicht weniger wie dem äußeren von je entgegengetreten und in den Anschuldigungen gegen die deutschen Professoren in etwas selber mitgetroffen sind, werden mit doppeltem Recht an dieser Stelle mit ihrer Gegenargumentation einsetzen.

An die Spitze der deutschen Professoren, die den Englandhaß des heutigen deutschen Volkes großgezogen haben, stellt die „Quarterly Review“ Heinrich v. Treitschke und beruft sich im besonderen auf seinen in diesen „Jahrbüchern“ erschienenen Aufsatz (Dezemberheft 1884): „Die ersten Versuche deutscher Kolonialpolitik“. Es ist richtig, daß Treitschke sowohl in diesem Aufsatz wie auch sonst Ausdrücke und Wendungen gebraucht hat, die als Eingebungen eines leidenschaftlichen Hasses gegen England erscheinen. Der Herr Reichskanzler hat in seiner Unterredung mit Herrn Whitman darauf hingewiesen, wie sehr Treitschke England bewundert habe und seinen

Englandhaß deshalb abgeleugnet. Aber Treitschke war eine so leidenschaftliche Natur, daß sich das eine und das andere bei ihm mit einander vereinigte. Auch den Feind kann man ja bewundern, und Treitschke sah eigentlich Feinde ringsum. Freundlich hat er wohl eigentlich nur von den Russen und Italienern gesprochen, unfreundlich oder vielmehr grimmig aber keineswegs etwa bloß über Engländer, Franzosen und Yankee's, sondern am allerstärksten über die eigenen deutschen Stammesbrüder. Wie kommen bei ihm die Württemberger und die Bajuwaren, die Oesterreicher, die Welfen und die Sachsen fort? Einer seiner Freunde sagte einmal lachend, im Grunde kenne Treitschke doch nur zwei Arten Menschen, Preußen und Hallunken, und in eben jenem Aufsatz über die deutsche Kolonialpolitik finden wir auch über das deutsche Volk in seiner Gesamtheit Sätze wie: „Doch in dieser schimpflichsten Epoche unserer neuen Geschichte standen die beiden Nationalfehler, welche uns noch heute die wirtschaftliche Lattkraft lähmen, doktrinärer Idealismus und behäbige Genußsucht, in üppigster Blüte. Die Nation verkam in theologischem Gezänk und in der rohen Völlerei eines faulen Friedens.“

Auf dem Hintergrunde dieses Temperaments sind daher auch seine heftigen Ausfälle gegen England einzuschätzen und richtig zu werten. Wie wenig aber selbst dieser kampflustige Mann, wenn er von dem sich bildenden Gegensatz zwischen Deutschland und England sprach, damit meinte, daß es einmal zum Kriege kommen müsse, oder gar selbst zum Kriege zu treiben wünschte, das geht deutlich genug aus eben dem Satz hervor, den die „Quarterly“ selbst zitiert als das Hauptbeweisstück für ihre Behauptung. Er lautet: „Es liegt in der Natur der Dinge, daß die neue Großmacht Mitteleuropas sich mit allen anderen großen Mächten auseinandersetzen muß. Mit Oesterreich, mit Frankreich, mit Rußland haben wir bereits abgerechnet, die letzte Abrechnung mit England wird voraussichtlich die langwierigste und schwierigste sein.“ Haben wir etwa mit Rußland einen Krieg geführt? Wir haben einfach unsre Politik, die früher in einer gewissen Abhängigkeit von Rußland war, selbständig gemacht und Rußlands Feindschaft zum Trost im Jahre 1878 das Bündnis mit Oesterreich geschlossen. Das ist die „Abrechnung“, die Treitschke meint. „In England, fährt er an jener Stelle fort, tritt uns eine Politik entgegen, die seit hundert Jahren fast unbelästigt von den anderen Mächten auf das Ziel der maritimen Welt Herrschaft lossteuert.“ Diesem Streben, verlangt er, soll das neue Deutschland sich widersetzen und einen gewissen Anteil bei der Weltverteilung fordern. Gibt es heute noch in England, abgesehen von den ganz tollen Sings, Leute, die die Gerechtigkeit und Billigkeit dieses Anspruchs bestreiten? Indem Treitschke dieses Programm aufstellte und verjocht, hat er freilich, und des freuen wir uns, in seiner Mission als Prophet des neuen Deutschen Reiches gesprochen und gehandelt. In der Verteidigung dieses deutschen Anspruchs hat er auch gegen das England, das ihn nicht gelten lassen will, leidenschaftliche Worte des Hasses geschleudert, und mit

dieser Gesinnung hat er vielfältige Jünger und Nachfolger im deutschen Volke gezeugt und wir leben heute alle in ihr. Aber von einem Haß gegen das englische Volk als solches, von einem Wunsch, dieses Volk grundsätzlich zu bekämpfen und es von seinem Piedestal als Großmacht und Kultur-macht herabzustürzen, ist diese Gesinnung himmelweit entfernt und himmelweit verschieden. Was Treitschke bekämpfte und was das ganze deutsche Volk heute mit ihm bekämpft, ist jene Gesinnung, der der englische Minister Sir Charles Dilke eben damals Ausdruck gegeben hatte in der Schrift „Greater Britan“, in der er für sein Land, das ohnehin bereits den vierten Teil der Menschheit beherrscht, auch noch China, Japan, Peru, die La Platastaaten und die Tafelländer Afrikas verlangte. Von dieser Politik sagt Treitschke allerdings, die Folge sei „der ungeheure wohlbe-rechtigte Haß, der sich allmählich in allen Völkern gegen England ange-sammelt“ habe. Damals war dieses Wort von dem allgemeinen Haß, den sich England zugezogen habe, wirklich bis auf einen gewissen Grad richtig; besonders lebendig war er in Frankreich und Nordamerika. In diesen beiden Ländern hat sich seitdem die Stimmung erheblich zugunsten Eng-lands gewandelt und zwar auf unsere Kosten. Das am meisten gehaßte Volk, fürchte ich, sind heute nicht mehr die Engländer, sondern die Deutschen. Die Gründe sind nicht so schwer zu erkennen. Zum Teil liegen sie in gewissen Fehlern unserer auswärtigen wie auch inneren Politik, zum Teil in der ungemein geschickten Behandlung und Bearbeitung der Presse aller Länder durch die Engländer, entscheidend geworden aber ist eben unser Eintreten in die Welt-politik. Dies unser Eintreten hat der englischen Expansion gewisse Schranken gesetzt und die englischen Staatsmänner veranlaßt, anderen Völkern und namentlich den Franzosen gegenüber sich höchst entgegen-kommend und nachgiebig zu zeigen. Die Furcht vor der maritimen Welt-herrschaft Englands ist also geschwunden und hat der Furcht, zum Teil darf man sagen dem Aberglauben, vor der aufstrebenden Macht Deutsch-lands Platz gemacht. Wie dem auch sei, wir haben quellenmäßig festge-stellt, daß das, was die „Quarterly“ den von Treitschke ausgehenden Eng-landhaß in Deutschland genannt hat, etwas ganz anderes ist, als es in der Beleuchtung dieser Zeitschrift und der englischen Ringopresse erscheint: nichts von Nationalhaß, nichts von Kriegstreiberei, sondern der einfache Anspruch auf Anerkennung als Großmacht neben anderen Großmächten, auch zur See, der Anspruch, den der zweitgrößten Handelsmacht der Welt heute auch kein verständiger Engländer mehr streitig macht.

Wenn nun schon von dem leidenschaftlichen Treitschke nachgewiesen werden konnte, wie unbegründet die gegen ihn gerichtete Anklage ist, so ist von den anderen Namen, die von der „Quarterly“ genannt werden: Brentano, Schmoller, Schulze-Gävernitz, von Halle, Schiemann ein solcher Nachweis gar nicht mehr nötig. Von mehreren dieser Herren ist es sogar bekannt, daß sie, wenn man will, Englandswärmer sind, von einem mag auch wohl einmal eine etwas alldeutsche Anwendung nachgewiesen werden

können, aber von allen ohne Ausnahme gilt, daß sie prinzipiell nichts anderes wollen, als was ich oben als das natürliche deutsche Programm hingestellt habe: die Nichtanerkennung des englischen Anspruchs auf Alleinherrschaft, die Forderung der Gleichberechtigung für Deutschland. Wir wollen nicht, daß wie im Morokko-Vertrage England und Frankreich es unternehmen, die Welt unter sich zu verteilen, ohne sich um Deutschland und seine Interessen dabei zu kümmern. Wir scheuen uns nicht, an den Degen zu greifen, wenn solche Versuche gemacht werden, aber wir sind durchaus friedlich gesinnt, sobald man es an der Anerkennung, die uns als einem großen Kulturvolk gebührt, nicht fehlen läßt.

Daß es nun überhaupt nie einen deutschen Professor gegeben habe, der weiter ginge und Englandhaß quoad membra gepredigt hätte, will ich nicht behaupten, z. B. der verstorbene Präsident des Alldeutschen Verbandes, Haffe, war Honorarprofessor an der Universität Leipzig, aber zum eigentlichen Gelehrtentum, den wissenschaftlichen Forschern Deutschlands gehörte er nicht und war Professor nur im Nebenamt. Wenn man den Begriff des Professorentums beschränkt auf die eigentlichen Männer der Wissenschaft, so glaube ich wirklich sagen zu können, daß jener angebliche Englandhaß auch nicht einen einzigen Vertreter hat. Aber selbst wenn man diesem oder jenem diese oder jene Aeußerung nachweisen wollte, wir haben die stärkste aller Arten noch im Spiel: nicht nur sind die Professoren nicht die Träger des England-Haßes gewesen, sondern gerade Professoren sind es gewesen, die, wenn einmal die Entrüstung in Deutschland gegen England in irgend einem konkreten Streitfall gar zu sehr aufbrauste, zur Ruhe gemahnt und die Uebertreibungen, in denen Presse und Volksversammlungen ja gar zu leicht schwelgen, zurückgewiesen haben. Ich erinnere an einen Aufsatz, den unser vereinigter unvergesslicher Friedrich Paulsen im Herbst 1904 gleichzeitig in der „Deutschen Rundschau“ und in einer englischen Zeitschrift veröffentlichte. In demselben Sinne wie der Philosoph Paulsen hat Historiker Erich Marcks*) einmal das Wort ergriffen, und als das deutsche Volk in der Erregung des Burenkrieges sich wirklich einmal zu einer ungerechten Demonstration gegen England hat hinreißen lassen, in der Meinung, Herr Chamberlain habe die deutsche Armee beleidigt, da waren es zwei Professoren, Herr Schieman und meine Wenigkeit, die es sich nicht nehmen ließen, in der allgemeinen Aufgeregtheit mit aller Ruhe darzulegen, daß, wenn man die Worte genauer betrachte, Herr Chamberlain die deutsche Armee weder beleidigt habe, noch habe beleidigen wollen, ebenso wie wir beide es auch waren, die, als die öffentliche Meinung in Deutschland vor Betrübnis oder vor Entrüstung vergehen wollte, daß der Kaiser es ablehnte, den Präsidenten Krüger zu empfangen, mit aller Unbefangtheit die Lage erörterten und der Regierung recht gaben (vgl. Europäischen Ge-

*) Erich Marcks, Deutschland und England in den großen europäischen Kriegen seit der Reformation. Stuttgart 1900, J. G. Cotta Nachf.

schichtskalender, Jahrgang 1900, S. 26). Diese unsere Haltung hat uns, da es gegen den Strom war, in Deutschland wenig Freunde gemacht und ist uns auch in der englischen Presse nicht gedankt worden. Gerade Professor Schiemann wird wieder in der „Quarterly Review“ als einer der Wortführer der antienglischen Propaganda bezeichnet. Zwar muß der Autor zugeben, daß Herr Schiemann in seinen vielbeachteten Mittwochskartikeln in der Kreuzzeitung über auswärtige Politik direkt nie etwas gegen England sage, aber in dieser Zurückhaltung sieht er nichts als tüchtige Verschlagenheit, denn wenn in der Welt irgend etwas für England unangenehmes passiere, so registriere er es sorgsam; und nicht weniger muß auch ich es immer wieder erleben, daß ich in den englischen Zeitungen als Englandhörer hingestellt werde. Ein- und das anderemal habe ich versucht, gar zu grobe Entstellungen meiner Worte zu berichtigen, z. B. als einmal in der Daily Mail ein Artikel erschien, worin ein Satz von mir, Deutschland müsse „Weltpolitik“ machen, so übersetzt war, daß herauskam, Deutschland müsse nach der „Weltherrschaft“ streben. Da direkte Einwendung erfolglos blieb, nahm ich auch einmal die Vermittlung von Herrn Whitman in Anspruch, es war vergeblich, die Aufnahme meiner Berichtigung wurde einfach abgelehnt.*)

Existiert in Deutschland eine Strömung, die den Bau einer großen deutschen Flotte betreibt mit dem Ziel, auf dieser Flotte einmal die deutsche Armee auf das Inselreich hinüberzuführen? Es mag sein, daß es im Alldeutschen Verband Leute gibt, die dergleichen träumen, aber unter den deutschen Professoren gibt es solche Träumer nicht. Wenn es also wahr ist, wie die „Quarterly“ meint, daß in Deutschland die Professoren die Propheten sind, so können die Engländer noch lange ruhig schlafen.

*) Diese Art der Anfeindung beschränkt sich nicht bloß auf die Politik, sondern greift auch auf die Wissenschaft über. Ich habe in meinem „Leben Gneisenaus“ nachgewiesen, daß die Preußen die Schlacht bei Ligny nur annahmen, weil ihnen Wellington mitgeteilt hatte, daß er mit seiner Armee in der Nähe sei und ihnen zu Hilfe kommen werde. Die Angaben Wellingtons aber über die Stellung seiner Armee waren unrichtig und Wellington war sich dessen auch bewußt, mußte sich aber nicht anders zu retten.

Wegen dieser durchaus objektiven Darstellung, wobei ich im übrigen der Feldherrngröße Wellingtons volle Gerechtigkeit widerfahren lasse, bezeichnet mich Herr Ch. Rowe, der frühere Times-Korrespondent in Berlin, als einen der bössartigsten Englandhörer und nennt mich einen Berleumder. (Daily Chronicle, 4. August 1908.) Er behauptet, ich sei gefragt worden nach dem Beweise für meine Behauptung, hätte aber keinen vorzubringen vermocht. Es ist mir nicht bekannt, daß ich nach dem Beweise gefragt worden sei, und es wäre auch überflüssig gewesen, da ich in meiner Gneisenau-Biographie (Große Ausg. IV, 369) den betreffenden Brief Wellingtons abgedruckt und hinzugefügt habe, daß er noch heute im Archiv des Großen Generalstabes in Berlin vorhanden sei. Er ist auch schon vor 60 Jahren im Mil.-Wochenbl. facsimiliert und nicht bloß in meinem, sondern in vielen deutschen Werken gedruckt. In einem ausführlichen Exkurs (IV, 657) habe ich von jeder einzelnen Division der verbündeten Armee nachgewiesen, wo sie zur Zeit, als Wellington seinen Brief schrieb, stand, und daß von allen nur eine einzige sich an dem Plage befand, den er den Preußen angab.

Man möchte beinahe wünschen, daß die „Quarterly“ mit ihrer Behauptung, die deutschen Professoren lehrten nur, was die Regierung ihnen vorschreibe, recht hätte, denn dann wäre ja der absolute Beweis, daß Deutschland nicht der Friedensstörer ist, erbracht. In Wahrheit aber muß man doch Herrn Brothero, dem Herausgeber der „Quarterly“, der selber ein Gelehrter ist und die deutschen Universitäten besser kennt, eine moralische Vorhaltung darüber machen, daß er einer solchen Beschimpfung des Gelehrtenstandes in seiner Zeitschrift Raum gegeben hat. Die „Propheten“-Stellung, die er uns gibt, dürfte das um so weniger ausgleichen, als sie leider nicht zutrifft und den Einfluß des Professorentums erheblich zu hoch einschätzt.

Regiert nun vielleicht, wenn nicht die Professoren, der „Alldeutsche Verband“ im Deutschen Reiche? Auch in diesem Fall dürfen die Engländer hinter ihren Wasservogel sich unbesorgt ihres Lebens weiter freuen. Denn es ist klar, daß, was auch in alldeutschen Phantasien für Wilsdramen, nicht nur die englische Flotte der deutschen dauernd überlegen sein, sondern daß sie auch noch auf ferne Zeiten hin die französische an ihrer Seite haben wird. Die einzige Art, wie die deutsche Flotte der englischen hätte gefährlich werden können, nämlich im Bündnis mit der französischen und russischen, ist ja zerstört. Frankreich ist vermöge der verschiedenen Bevölkerungszunahmen so sehr zurück gegen Deutschland (39 Millionen gegen 62), daß es niemals dazu beitragen kann, Deutschland zu einem Siege über England zu verhelfen, wodurch es ja selbst in völlige Abhängigkeit von Deutschland geraten würde.

Was hat also die unausgesetzte Heze der englischen Presse gegen Deutschland für einen Sinn? Die Heze, die nicht einmal auf den Bau der deutschen Kriegsflotte zurückgeführt werden kann, denn sie begann bereits im Jahre 1871 mit der Schrift „The battle of Dorking“, in der zum erstenmal das Gespenst der deutschen Invasion vor den Augen der erschrockenen Insulaner aus den grauen Wasservogel emporstieg, ehe wir überhaupt an den Bau einer wirklichen Flotte dachten, und auch heute bezieht sie sich ja nicht sowohl auf die vorhandene deutsche Flotte, deren Unzulänglichkeit man nicht leugnen kann, sondern auf die Zukunftsflotte, die wir einmal bauen würden. Ist es unnatürlich, daß bei diesem nun schon Jahrzehnte währenden Verleumdungs-Feldzug auch in den besonnensten und unbefangenen Kreisen Deutschlands allmählich eine steigende Mißstimmung gegen England sich herabildet? Wenn wir aber wirklich von einem solchen gegenseitigen Nationalhaß sprechen wollen — von wem ist er ausgegangen? Wer ist schuld daran? Bei wem gipfelt er in dem ernstesten Gedanken eines kriegerischen Angriffs und gewalttätigen Niederschlagens? Deutschland, selbst wenn es wollte, ist schlechtthin unfähig dazu; England, in dem Augenblick, wo es will, kann in der That zwar keine vernichtenden, aber doch sehr schwere und empfindliche Schläge gegen Deutschland führen. Nicht die Engländer haben Anlaß, sich durch Deutschland

bedroht zu fühlen; wohl aber haben die Deutschen Anlaß, sich bei der immer wieder in den angesehensten Zeitschriften und Zeitungen Englands systematisch betriebenen Verhöhnung zu fragen, ob nicht wirklich einmal jene Prophezeiung jenes Lords der Admiralität in Erfüllung gehen könnte: England werde einen furchtbaren Schlag gegen uns geführt haben, ehe der deutsche Bürger nur in seiner Zeitung gelesen, daß der Krieg erklärt sei.

Sollen wir nun, um die Empfindlichkeit der Engländer zu schonen und ihren Argwohn zu beruhigen, mit dem Ausbau unserer Flotte einhalten? Das ist unmöglich. Wir würden damit aus der Weltpolitik ausscheiden. Können wir auch niemals eine Flotte haben, die der englischen gewachsen wäre, so muß sie doch so groß sein, daß sie nicht nur mit den Seemächten zweiten Ranges es aufnehmen, sondern auch von England nicht übersehen werden kann; daß die englischen Staatsmänner sich sagen, sie würden bei einem Konflikt, auch wenn sie unsre Seemacht vernichten, doch auch selber so große Verluste erleiden, daß ihre Weltstellung geschwächt wäre. Bei diesem Status sind wir jetzt ungefähr oder erreichen ihn in den nächsten Jahren, und dabei wird und muß es auch bleiben. Eine Abkunft über gleichmäßige Beschränkung der Rüstungen, um diesen Zustand zu erhalten, ist nicht nötig: wir haben es ja vor Augen, daß Deutschland am Ende seiner Mittel angelangt ist. Der französische Minister Rouvier hat einmal gesagt, kein Volk, auch das reichste nicht, sei imstande, gleichzeitig eine große Armee, eine große Flotte und eine große Sozialpolitik zu tragen. Wir sehen jetzt, daß das wahr ist. Ich möchte nicht sagen, daß es in absolutem Sinne wahr sei. Denn rein volkswirtschaftlich angesehen, unterliegt es ja keiner Frage, daß die Deutschen noch sehr viel größere Lasten auf sich nehmen könnten. Die Prophezeiungen der Pacifisten, daß die Völker sich heute bankrott rüsteten, sind nicht nur nicht eingetroffen, sondern von Jahrzehnt zu Jahrzehnt und von Jahr zu Jahr kann man feststellen, daß der Wohlstand bei allen Kulturvölkern, und bei uns vielleicht noch mehr als anderswo, in kräftiger Zunahme begriffen ist. Trotzdem hat die Steuer-Anspannung ihre Grenze. Die Interessen der Einzelnen, der Gewerbe, der Stände, der Klassen, die sich widersetzen und die größere Last nicht auf sich nehmen wollen, sind nicht zu überwinden. Wir haben in Deutschland heute genug zu tun, schon das, was wir bisher sowohl an Rüstungs- wie an Wohlfahrts-Politik beschlossen und ins Werk gesetzt haben, nun auch zu bezahlen.

So führt die Betrachtung des Verhältnisses England—Deutschland ihrer Natur nach hinüber auf das große Problem der Reichsfinanzreform. Ich enthalte mich für diesmal noch des Eingehens darauf und weise nur darauf hin, in wie häßlicher Weise bei dieser großen Aufgabe sofort wieder die unerfreulichsten Seiten des deutschen Nationalcharakters hervorgetreten sind. Nicht nur wühlen und arbeiten allenthalben die Interessenten, die die Last von sich auf andere abwälzen möchten, die Reichen, die keine Erbschaftssteuer zahlen wollen, die Brauer, die Tabaks-
Preussische Jahrbücher. Bb. CXXXIV. Heft 1. 13

und Elektrizitäts-Betheiligten (die Brenner nur deshalb nicht, weil sie ihr Schäfchen bereits ins Trockene gebracht haben), die Konsumenten und die Produzenten, sondern sogar in dem großen patriotischen Verein, der es sich zu seiner besonderen Aufgabe gemacht hat, das deutsche Volk über die Notwendigkeit seiner Flottenrüstung aufzuklären und dafür zu gewinnen. dessen Sache es also jetzt wäre, zu zeigen, daß man auch die Lasten dafür auf sich nehmen muß und daß wir reich genug sind, es zu tun — dieser Verein verzehrt statt dessen seine Kräfte mit persönlichen Zänkereien in seinen eigenen Reihen. Die Gruppe Rudolstadt erklärt, sie träte aus, wenn nicht drei namentlich genannte Herren des bayerischen Verbandes, die ihr nicht gefallen, von der Leitung dieses Verbandes zurücktreten. Welches Recht haben die Rudolstädter, sich darum zu kümmern, wen der bayerische Verband in seinen Vorstand wählt? Ueber die Rudolstädter möchte der Flottenverein sich ja schließlich trösten, aber auch große Provinzialverbände, der rheinische und der westfälische, drohen mit einer Sezession, weil ihnen die Bayern nicht zusagen. So sieht heute der deutsche Patriotismus aus. Das heißt, er sieht noch immer ebenso aus, wie seit zweitausend Jahren. Der Volkscharakter ändert sich nicht. Wenn es einmal gelingt, auch die Lauen mit fortzureißen und für eine große Sache eine allgemeine Bewegung zu entflammen, dann sind es die Leberpatrioten, die die Einheit verderben und das Gute verhindern.

26. 9. 08.

Delbrück.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

- Böckel, Otto. — Das deutsche Volkslied. M. 5.—, geb. M. 6.—. Marburg, N. G. Elwert
 Bossert, A. — Johann Calvin. Deutsche Ausgabe von Prof. Dr. Hermann Krollsch
 M. 8 80. Giessen, Alfred Töpelmann.
 Buber, Martin. — Die Legende des Baal-Schem. Geh. M. 6.—, geb. M. 7.50. Frankfurt a. M.,
 Rütten und Loening.
 Cieslow, George. — Die Zukunft Polens. Bd. 1. Wirtschaft. 298 S. Leipzig, Fr. Wilh.
 Grunow.
 Coolidge, Archibald Cary. — Die Vereinigten Staaten als Weltmacht. Uebersetzt von
 Dr. Walter Lichtenstein. Geh. M. 6.—, geb. M. 8.—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn
 Davidsohn, Robert. — Geschichte von Florenz. Zweiter Band: Guelfen und Ghibellinen
 Zweiter Teil: Die Guelfenherrschaft und der Sieg des Volkes. M. 18.—, geb. M. 15.—.
 Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn.
 Deissmann, Adolf. — Licht vom Osten. Das Neue Testament und die neuentdeckten
 Texte der hellenistisch-römischen Welt. M. 12.80, geb. M. 18.—. Tübingen,
 J. C. B. Mohr.
 Deutsche Arbeit. — Monatschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen.
 Jahrgang 7, Heft 9. M. 1.20. Prag, Karl Sellmann.
 v. Detten, Georg. — Der Wald als Wirtschafts- und Kultur-Element in Altwestfalen.
 M. 1.60. Paderborn, Bonifacius-Druckerei.
 Dalmeida, Theodor. — Monarchen und Mammonarochen. M. 4.50, geb. M. 5.50. Berlin,
 Weisische Verlagsbuchhandlung.
 Daucker, Dora. — Maria Magdalena. Roman. 2. Aufl. M. 8.—. Berlin, Gebr. Paetel.
 Friedell, Dr. Eugen — Hebbel. Ein verkleinertes Bild seines Gedankenlebens. (Aus der
 Gedankenwelt grosser Geister. Herausgegeben von Lothar Brieger-Wasservogel.
 Bd. 10.) M. 2.50, geb. M. 8.—. Stuttgart, Robert Lutz.
 Goethes Briefe — Bd. 5. M. 1.—. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh., Nachf.
 Gompers, Heinrich. — Weltanschauungslehre II. Bd. 1. Hälfte. M. 10.—, geb. M. 12.—.
 Jena, Eugen Diederichs.
 Grunewald, Matthias. — Der Isenheimer Altar. Herausgegeben von Max J. Fried-
 länder. In Mappe M. 18.—. München, F. Bruckmann A.-G.

- Hann.** — Die sexuelle Frage und das Christentum. M. 2.— Leipzig, J. Neumann, Neudamm, Klinkhardt.
- Herr.** — Dargestellt in Beiträgen seiner Vertreter. M. 450, geb. M. 6.— Jena, G. Diederichs.
- Herrmann.** — Schleiermachers Sendschreiben über seine Glaubenslehre an Studien zur Geschichte des neueren Protestantismus. Herausgegeben von Heinrich Hoffmann und Lic. Leopold Zscharnack. 2. Quellenheft. M. 1.40. Alfred Töpelmann.
- Hilf.** — Das pädagogische Seminar. M. 6.— München, C. H. Beck.
- Hirsch.** — M. 8.—, geb. M. 8.60. Leinsig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandl.
- Hyp.** — thyphron, Laeher, Hippias. Ins Deutsche übertragen von Karl Preisendanz. geb. M. 8.50. Jena, Eugen Diederichs.
- Walther.** — Reflexionen. Zweite Auflage. M. 4.50, geb. M. 6.— Leipzig, J. Neumann, Neudamm, Klinkhardt.
- Friedr.** — 1866. Der Mainfeldzug. Mit Illustrationen von Anton Hoffmann. Stuttgart, Franckh'sche Verlagsbuchhandl.
- Stat.** — Herabgegeben vom Kaiserlichen Statistischen Amt, Abteilung für Statistik. Sechster Jahrgang No. 5. 10 Pf. Berlin, Carl Heymann.
- Dr. C.** — Leopold von Banke als Oberlehrer in Frankfurt a. O. (Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Königl. Kaiserin-Augusta-Gymnasiums in Rottenburg, Ostern 1908. Programm No. 79.) Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.
- Phil.** — Der Skeptizismus in der Philosophie und seine Ueberwindung. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung.
- J.** — Wildenbruch als Dramatiker. Kritische Untersuchungen. M. 8.50, geb. M. 4.50. Berlin, Carl Duncker.
- Walther.** — Betrachtungen zur Gegenwart von einem Fortschrittler. M. 2.—. Berlin, J. Neumann, Neudamm, Klinkhardt.
- Hee.** — Soziale Frauenbildung. M. 1.50. Leipzig, B. G. Teubner.
- Studium.** — Studiengang, Kosten, Aussichten. 10 Pf. Berlin, Kommissionsverlag Polytechnische Buchhandlung A. Seydel.
- F. A.** — Friedrich Heinrich Jacobi. M. 8.—. Heidelberg, Carl Winter'sche Buchhandlung.
- Welp.** — Gebrochene Flügel. Roman. 4. Aufg. M. 4.—. Berlin, Gebr. Paetel.
- Walther.** — Die Organisation der Welt. M. 2.80. Tübingen, J. C. B. Mohr.
- Dr. Hermann.** — Die Ursachen der Geldkrise. (Neue Zeit- und Streitfragen.) Herausgegeben von der Gehe-Stiftung zu Dresden. Jahrg. V, Heft 6 u. 7. Dresden, Zahn & Jaensch.
- Wald Gerhard.** — Die Schrecken der Völker. Ein Weltroman. Zweite Aufg. Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.
- Werk.** — Die Schule der Zukunft eine Arbeitsschule. (Schweizer Zeitfragen. 5.) Zürich, Art. Institut Orell Füßli.
- Werg.** — Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. geb. M. 15.—. Leipzig, Duncker & Humblot.
- Lie. Horst.** — Spaldings Bestimmung des Menschen (1748) und Wert der Menschheit (1776). Studien zur Geschichte des neueren Protestantismus. 1. Quellenheft. Gießen, Alfred Töpelmann.
- Herrmann.** — Friedrich Hebbels Drama aus der Weltanschauung und den Ansichten des Dichters erläutert. 80 Pf. Stuttgart, Wilhelm Violet.
- David Friedrich.** — Lessings Nathan der Weise. Mit einem Vorwort von Friedrich Stuedel. (Bibliothek der Aufklärung.) 50 Pf. Frankfurt a. M., Neuer Vorländer Verlag.
- Wald, Dr. Emil.** — Peter Cornelius als Mensch und als Dichter. M. 2.50. Jena, C. H. Beck.
- Handbuch der Germanischen Philologie.** Herausgegeben von Alfred von Schwan. Hft. 8. Ueber Deutsche Wortforschung und Wortkunde. Preis M. 8.60. Leipzig, Verlag Deutsche Zukunft.
- Burg, Adolf.** — Die Anfangsstrecke der Heiligen Strasse in Delphi. (Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Friedrich-Gymnasiums zu Berlin. Ostern 1908.) Weidmannsche Buchhandlung.
- Wahrlich.** — Die Kompetenzen des Bundesstaats und die geschriebene Verfassung. M. 2.80. Tübingen, J. C. B. Mohr.
- Wald, Alfred.** — Die Stetigkeit im Kulturwandel, Eine soziologische Studie. M. 5.—. Leipzig, Duncker & Humblot.
- Wald von Bassenheim, Friedrich Reichsfreiherr — Graf Oswald Gobert von Gosenstein.** seine direkte Abstammung väterlicher und mütterlicher Seite von den kais. u. k. Großherzögen von Sachsen-Altenburg. M. 4.—. Budapest, Pátria A.-G.
- W. Julius.** — Nationalökonomie als exakte Wissenschaft. Ein Grundriss. geb. M. 5.—. Leipzig, A. Deichert.
- W. Dr. Johannes.** — Das Ergebnis der friderizianischen Städteverwaltung und die Städteordnung Steins. M. 6.—. Jena, Hermann Costenoble.
- W. Th.** — Cicero im Wandel der Jahrhunderte, 2. Aufl. M. 7, geb. M. 8.—. Leipzig, B. G. Teubner.
- W. Dr. Lie. Leopold.** — John Tolands Christianity not mysterious (Christentum ist Geheimnis) 1696. Studien zur Geschichte des neueren Protestantismus, Quellenheft. M. 8.—. Gießen, Alfred Töpelmann.
- W. Stefan — Balsac.** Sein Weltbild aus den Werken. (Aus der Gedankenwelt großer Geister. Herausgegeben von Lothar Brieger-Wasservogel, Bd. 11.) M. 2.50, geb. M. 8.—. Stuttgart, Robert Lutz.

- Arnold, Oskar. — Philosophische Betrachtungen eines Juristen. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.
- Bodenstein, Dr. B. — Die Beschäftigung ausländischer Arbeiter in der Industrie. Essen (Ruhr), G. D. Baedeker.
- Böhtlingk, Arthur. — Bismarck und Shakespeare. M. 8.—. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.
- Deutsche Arbeit. — Monatschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Jahrgang 7, Heft 11. M. 1.40 Prag, Karl Ballmann.
- Deutsche Kunsterziehung. — M. 2. Leipzig, B. G. Teubner.
- v. Domaszewski, A. — Die Rangordnung des römischen Heeres. Bonn, A. Marcus und E. Weber.
- Documents du Progrès. — Revue internationale. Paraissant tous les mois Berlin, Paris, Londres dirigée par le Dr. Rodolphe Broda. 5me Année Juillet 1903. Paris, Felix Alcan.
- Eberstadt, Dr. Rudolf. — Die städtische Bodenparzellierung in England und ihre Vergleichung mit deutschen Einrichtungen. M. 2.—. Berlin, Carl Heymanns Verlag.
- Erhard, Albert. — Das Mittelalter und seine kirchliche Entwicklung. (Kultur und Katholizismus Bd. 8.) 340 S. München, Kirchheimische Verlagsbuchhandlung.
- Eister, Dr. Ernst. — Tannhäuser in Geschichte, Sage und Dichtung. Bromberg, Mittler'sche Buchhandlung.
- Foerster, Fr. W. — Christentum und Klassenkampf Sozialistische und sozialpädagogische Betrachtungen. 296 S. Zürich, Schultheiss & Co.
- Forel, Dr. August. — Jugend, Evolution, Kultur und Narkose. Der neutrale Guttemplerorden. Eine Ansprache an die Jugend. 60 Pf. München, Ernst Reinhardt.
- v. François, Kurt. — Aesthetik. Teil I, 1. Abschnitt. M. 2.—. Gross-Lichterfelde, Kahlenberg & Günther.
- Friedrich, Paul. — Der wahre Glaube. M. 1.50 Berlin, Karl Curtius.
- Hansen, Dr. Adolph. — Grenzen der Religion und Naturwissenschaft. Zur Kritik von Haekels monistischer Religion und Naturphilosophie. Giessen, Alfred Töpelmann.
- Hennig, Dr. Richard. — Die Entwicklung der Telegraphie und Telephonie. M. 4.—. (Wissen und Können, Bd. 2.) Leipzig, J. Ambrosius Barth.
- Hirschfeld, Dr. Maxm. — Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen unter besonderer Berücksichtigung der Homosexualität. M. 12.—, geb. M. 18.50. Leipzig, Max Spohr.
- Hoenicke, Gustav. — Das Judentum im ersten und zweiten Jahrhundert. M. 10.—. Berlin, Trotwitsch & Sohn.
- Hoost, M. — Lebensweisheit. Grundriss einer auf Grundlage der Darwin-Haekelschen Entwicklungslehre begründeten Philosophie. 66 S. Leipzig, Curt Wigand.
- Hoppe, Hermann. — Gundermann. Eine Erzählung aus dem Riesengebirge. Brosch. M. 8.—, geb. M. 4.—. Jauer, Oskar Hellmann.
- Jeremias, Alfred. — Das Alter der babylonischen Astronomie. (Im Kampfe um den Alten Orient. Wehr- und Streitschriften, herausgegeben von Alfred Jeremias und Hugo Winckler, 8.) 64 S. Leipzig, J. C. Hinrichs.
- Kautsch, E. — Die Heilige Schrift des Alten Testaments. Liefg. 2. Preis 80 Pf. Tübingen, J. C. B. Mohr.
- Koltan, J. — J. Reinkes dualistische Weltansicht (Neovitalismus). (Ideale und Probleme der Weltanschauung. Naturphilosophische Studienreihe Zweite Folge.) M. 2.50. Frankfurt a. M. Neuer Frankfurter Verlag, G. m. b. H.
- Ladendorff, Otto. — Hans Hoffmann. Sein Lebensgang und seine Werke. M. 5.—, geb. M. 8.—. Berlin, Gebirder Paster.
- Lissau, Dr. Paul. — Bismarck. Zum 10. Todestag. Ein Gedenkblatt auf sein Grab. Brosch. M. 2.—, geb. M. 8.—. Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn.

Manuskripte werden erbeten an Herrn Dr. Gustav Roloff, Berlin-Charlottenburg, Königsweg 8.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Der Nachdruck ganzer Artikel aus den „Preussischen Jahrbüchern“ ohne besondere Erlaubnis ist untersagt. Dagegen ist der Presse freigestellt, Auszüge, auch unter wörtlicher Uebernahme von einzelnen Abschnitten, Tabellen und dergl., unter Quellenangabe ohne weitere Anfrage zu veröffentlichen.

Verantwortlicher Redakteur: In Vertr.: Dr. Gustav Roloff,
Berlin-Charlottenburg, Königsweg 8.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheenstr. 72/74.
Druck von J. S. Preuss, Berlin S., Dresdenerstr. 48.

Der Christus des Glaubens und der Jesus der Geschichte.

Eine religionsphilosophische Studie.

Von

Ferdinand Jakob Schmidt.

Als im Jahre 1835 das Leben Jesu von David Friedrich Strauß erschien, wurde damit ein theologisches Problem herausgestellt, das bis auf den heutigen Tag seine Erledigung nicht gefunden hat. Wie es sich nämlich im Lauf der Entwicklung gezeigt hat, lag das Epochenmachende dieses Werkes leztthin nicht so sehr in der Methode und den Ergebnissen der Evangelienkritik, sondern wesentlich in der Formulierung derjenigen Grundfrage, die von da ab die theologische Wissenschaft beherrschen sollte. Es ist dies die Frage nach dem Verhältnis von dem Christus des Glaubens zu dem Jesus der Geschichte.

Hatte schon die Glaubenslehre Schleiermachers gezeigt, wie dringlich sich dieses Problem bemerkbar machte, so hat doch erst Strauß diesen Untersuchungen eine bestimmte Richtung gegeben. Man wird es wenigstens der durch ihn hervorgerufenen Bewegung zuschreiben müssen, daß die ganze Frage sich immer bestimmter auf den Punkt zuspitzte, die wissenschaftliche Rekonstruktion der Gestalt des geschichtlichen Jesus zum Kriterium des wahren Christentums zu machen.

Daß diese Fragestellung für die neutestamentliche Quellenforschung und Textkritik vom größten Nutzen gewesen ist, darf als zugestanden vorausgesetzt werden. Andererseits aber kann auch heut nicht länger mehr in Abrede gestellt werden, daß zwar nicht in dieser Problemstellung an sich, wohl aber darin eine zunehmende Verirrung gezeitigt wurde, daß die empirische Erkenntnis

der geschichtlichen Erscheinung Jesu als die alles entscheidende Grundwahrheit des Christentums geltend gemacht wurde. Ein so fundamentales Mißverständnis war freilich nur in einem Zeitalter möglich, in welchem die Theologie aller spekulativen Erkenntnis ermangelte und es vielmehr mit A. Ritschl als eine nicht geringe Ruhmestadt ansah, das metaphysische Denken aus ihrem Gebiet siegend verbannt zu haben. Auch nur eine geringe Kenntnis der spekulativen Philosophie würde sofort die Unmöglichkeit zum Bewußtsein gebracht haben, Wesen und Wahrheit aus empirischen Erscheinungen ermitteln zu wollen, da vielmehr das Umgekehrte zutrifft, daß eine geschichtliche Erscheinung nur als Verwirklichung des ihr zugrunde liegenden Wesens wahrhaft begriffen werden kann. Daher muß denn jene Leben-Jesuforschung notwendig damit enden, daß das Uebergeschichtliche, die Gottmenschlichkeit dieser Gestalt entweder, wie bei Strauß, nur als Produkt der sagen- und mythenbildenden Phantasie geudeutet wird, oder aber, wie bei Ritschl, damit, daß die Verbindung der geschichtlichen Erscheinung Jesu mit seiner übergeschichtlichen Christianität zwar festgehalten wird, aber lediglich als ein unerklärbares Geschichtsfaktum, d. h. als ein sich der wissenschaftlichen Erkenntnis entziehendes Wunder. Im ersten Fall ist das Ergebnis geradezu die Verneinung des überempirischen Wesens der Christianität, im zweiten aber der agnostische Verzicht, jenes Faktum wissenschaftlich ergründen zu können. Der Versuch, die Verpersönlichung (Fleischwerdung) des Logos, d. h. die Christianität in dem Jesus der Geschichte vom Standpunkt seiner natürlichen Erscheinung aus wissenschaftlich begreifbar zu machen, muß als grundsätzlich gescheitert betrachtet werden.

Wie ist es nun möglich, aus dieser Verwirrung der historistischen Theologie wieder herauszukommen? — Nicht anders als durch eine gänzliche Umkehrung der Fragestellung! Die wahre Theologie hat dies mit der echten Philosophie gemein, daß beide stets von der schöpferischen Einheit und Allgemeinheit des Ganzen, d. h. von Gott ausgehen müssen, um eine zureichende Erkenntnis und Würdigung der besonderen, sinnlichen, empirisch-geschichtlichen Erscheinungen zu ermöglichen. Geschieht das Entgegengesetzte, geht die theologische oder die philosophische Untersuchung, wie es die empirische Forschung innerhalb ihres auf den Bereich des endlichen Daseins beschränkten Erkenntnisgebietes allerdings tun muß, von der empirischen Besonderung der Dinge und Individuen aus, so hört die Theologie auf, Theologie, und hört die Philosophie auf, Philo-

sophie zu sein. Ein eigentlich theologisches Problem kann nur durch die theologische, nicht durch die empiristische Methode gelöst werden; es ist aber empiristisch, die göttliche Mission Jesu aus seiner empirisch-geschichtlichen Erscheinung erkennbar machen zu wollen, und weil das ein innerer Widerspruch ist, darum muß die Frage nunmehr gänzlich umgekehrt werden. Es muß nicht von der Erfahrung, sondern von der göttlichen Idee ausgegangen werden, und es muß gefragt werden, worauf es im letzten Grunde beruht, daß die jahrhundertalte Christusidee erst in der geschichtlichen Persönlichkeit Jesu zur konkreten Verwirklichung gelangt ist. Welches war die epochemachende Wesensbestimmtheit der Persönlichkeit Jesu, so daß in ihr die Christusidee geschichtliche Gestalt anzunehmen vermochte?

Muß also von der Christusidee ausgegangen werden, so ist zunächst folgendes zu bedenken. Es ist das vierte Evangelium, das zuerst mit vollendeter Klarheit zum Bewußtsein gebracht hat, daß sich in der wahren Christusidee die Synthese zweier spezifischen Ideen, der hellenischen Logosidee und der jüdischen Messiasidee, vollzogen hat. Sogleich das erste Kapitel dieses Evangeliums verbreitet über den sich im Christentum verwirklichenden Vereinigungsprozeß jener okzidentalischen und orientalischen Kulturidee das hellste Licht. Es wird darin nicht bloß dogmatisch behauptet, daß der göttliche Logos in Jesus Fleisch (Mensch) geworden ist, sondern es wird im Anschluß daran sofort auch die ganz einzigartige Bedingung aufgewiesen, die allein diesen Prozeß ermöglichte, und die nur in einer ganz eigentümlichen Entwicklung der jüdischen Messiasidee hervorgetreten war.

Zwar mit dem Anspruch, der Messias zu sein, waren viele aufgetreten, und auch von ihnen wurden Wundertaten und Heilungen mit gleicher oder noch größerer Bestimmtheit erzählt; sie wurden ebenfalls als gotterfüllte Propheten von den Thyrigen angesehen, und manche von ihnen mußten sich einen größeren Anhang zu verschaffen gewußt haben, als Jesus bei seinen Lebzeiten. Dennoch aber ist durch keinen von ihnen, obwohl auch sie für ihre Ueberzeugung in den Tod gingen, die Christusidee tatsächlich zur geschichtlichen Verwirklichung gelangt, und es können daher auch nicht die Wunder, die Heilungen, die prophetischen Reden und, was sonst noch angeführt wird, gewesen sein, die den weltüberwindenden Christusglauben endgültig entfacht haben. Was ist es denn also gewesen, weshalb die Entwicklung des Christentums allein durch Jesus zur Auslösung ge-

kommen ist, wenn er doch in allen jenen Punkten gar nicht spezifisch von den übrigen Messiaspropheten verschieden war? Was war denn das wahrhaft Epochemachende seiner Persönlichkeit, das mit seinem Kreuzestode nimmermehr unterzugehen vermochte, sondern gerade durch diesen Tod erst zu dem wahrhaften Leben in dem Glauben seiner darauf gestifteten Gemeinde auferstanden ist? Ist es etwa der gewaltige Eindruck seiner empirisch-geschichtlichen Erscheinung als solcher gewesen? Unmöglich! denn dann wäre der ganze Christenglaube ein bloßer Gedächtnisglaube, und auf geschichtliche Gedächtnisse hin wird keine Religion, am wenigsten die absolute Religion, die Religion des Geistes, gestiftet. Was war es denn also? Solange darauf keine klare Antwort erteilt wird, muß die wissenschaftliche Erkenntnis des Christentums den Schwankungen des subjektiven Meinens ausgesetzt bleiben, und dieses Schwanken erreicht seinen höchsten Grad, wenn das Epochemachende des Christentums auf Werturteile gegründet wird, die aus der Rekonstruktion der geschichtlichen Erscheinung Jesu abgeleitet werden. Von dieser Subjektivität des Erkennens befreit uns aber das Eingangskapitel des johanneischen Evangeliums einerseits, indem es als das Eine, woran das ganze Christentum hängt, dies herausstellt, daß die Logosidee endgültig persönliche Gestalt in der Menschheit gewinnen mußte; andererseits aber dadurch, daß es ein für allemal zum Ausdruck bringt, was das für ein persönlicher Zug des übersinnlichen, geistigen Lebens sein mußte, der die Verwirklichung jener Idee in Jesus und durch ihn in allen Menschen tatsächlich ermöglichte.

Um eine klare Einsicht in diesen Zusammenhang zu gewinnen, wird es geraten sein, mit dem Johannesevangelium von der göttlichen Logosidee selbst auszugehen.

Von den Hellenen, nicht von den Israeliten ist die lebendige Wahrheit der christlichen Kultur ausgegangen, daß Gott Geist ist, und daß dementsprechend der geistige Mensch und nicht der psychische Mensch der wahre Mensch ist. Auch die Einsicht des Paulus (1. Kor. 2,14), daß der psychische Mensch nichts vom Geist Gottes vernimmt, sondern nur der geistige, ist hellenischen Ursprungs. Denn das Judentum ist von sich aus gar nicht zur Erkenntnis dieses entscheidenden Gegensatzes zwischen dem psychischen und dem geistigen Menschen gekommen, weil es das wahre Wesen des Geistes nicht mehr zu begreifen vermocht hat. Nicht im Morgenlande, sondern im Abendlande, nicht in den religiösen Schriften der Juden, sondern in der religiösen Philosophie Platos ist der Menschheit zu-

erst zum Bewußtsein gebracht worden, daß alles, was ist, Geist ist, und daß die lebendige Einheit und Allheit des Geistes Gott ist. Wohl schimmert in den Reden der alttestamentlichen Prophetie die Ahnung von dem geistigen Wesen Gottes durch die Hülle der sinnlichen Vorstellungsweise bereits bedeutsam hindurch, aber zur reinen Erkenntnis des Geistes ist die jüdische Religiosität trotzdem nicht gelangt. Die Platonische Philosophie hat zuerst den Geist zur Grundlage aller Erkenntnis gemacht, und darum nannte sie Clemens von Alexandrien (Strom. I, 17) eine Bewegung die von Gott ihren Ausgang nimmt (*κίνησις παρὰ θεοῦ*). Die von den Hellenen entfachte Geistesbewegung hat dann freilich erst im Christentum ihre konkrete Vollendung erhalten, und darum erscheint die abstrakte Erkenntnis der Philosophie dieser vollendeten Offenbarung gegenüber natürlich als das Unvollkommnere. Aber dieses inneren Zusammenhanges sind sich die Kirchenväter doch bewußt geblieben, und das hat Justinus in seiner Weise so zum Ausdruck gebracht, daß er von den Philosophen sagte (Apol. II, 13): „Ein jeder hat von einem Teile des göttlichen Logos das Zusagende erblickt und in schöner Weise dargestellt. — Was nun vor allem trefflich gesagt ist, gehört uns, den Christen. Denn alle Schriftsteller konnten durch den vorhandenen Keim des eingepflanzten Logos wie in der Dämmerung das Wirkliche und Wahre sehen. Ein anderes ist ja der Keim eines Wesens und ein nach dem Maß der Empfänglichkeit verliehenes Abbild, ein anderes das Wesen selbst, welches aus Gnade einen Anteil und ein Abbild von sich gewährt.“ Am nachdrücklichsten aber hat Minucius Felix (Octavius c. 20) die wesentliche Einheit der hellenischen Geistesphilosophie und des Christentums hervorgehoben, indem er erklärt: „Ich habe die Meinung fast aller hervorragenden Philosophen dargelegt, welche die Einheit Gottes, wenn auch unter verschiedenen Namen, verkündigten, so daß man glauben möchte, entweder seien jetzt die Christen Philosophen oder die Philosophen der alten Zeit seien schon damals Christen gewesen.“ Ohne nun die oft behandelte Frage nach dem Verhältnis des Platonismus zum Christentum noch einmal aufrollen zu wollen, muß doch möglichst zusammenfassend angegeben werden, worauf es beruht, daß sich das Christentum als die geschichtliche Vollendung der von den Hellenen zuerst, aber nur philosophisch vermittelten Logosidee darstellt.

Soll mit einem Wort angegeben werden, worauf die Logosidee als die alles bestimmende Grundidee der gesamten abendländischen Kultur hinziele, so ist dies nichts anderes als: die all-

gemeine Verwirklichung des geistigen Menschen. Den ersten Schritt dazu hatte Sokrates getan durch die Einkehr in sich selbst, durch die geniale Entdeckung, daß der wahre Ursprung des ganzen Welt- und Lebenszusammenhanges, der natürlichen und sittlichen Objektivität in der allschöpferischen Kraft des allbegreifenden Geistes zu suchen sei. Im Zusammenhang mit der sophistischen Bewegung war auch er beteiligt an dem großen Entwicklungsfortschritt, durch den sich die europäische Kultur endgültig über die asiatische erhob, nämlich an der Verlebendigung des Bewußtseins der freien Individualität. Aber während die Sophisten dabei stehen blieben, daß sie das individuelle Selbstbewußtsein in seiner natürlichen Begrenztheit zur alles entscheidenden Instanz machten und so alles der subjektiven Willkür preisgaben, wurde durch das tiefere Nachsinnen des Sokrates die weltbewegende Erkenntnis zutage gefördert, daß sich das endliche, sinnliche Selbstbewußtsein von einem unendlichen, geistigen Selbstbewußtsein bestimmt finde, das der Urquell aller Wahrheit, Schönheit und Gerechtigkeit ist. Ihm kündigte sich dieses geistige, übersinnliche, göttliche Selbstbewußtsein als die Stimme des geheimnisvollen Dämoniums an, das ihm in den großen Momenten seines Lebens stets mit unfehlbarer Sicherheit den rechten Weg wies. Was sich ihm so noch erst in ahnungsvoller Gewißheit darstellte, das hat dann Plato in seiner Ideenlehre als die denkende Selbstgestaltung des unendlichen Geistes zu entwickeln unternommen und zugleich damit die Einsicht erschlossen, daß der Mensch nur durch die geistige Verklärung seines sinnlichen Selbstbewußtseins zum wahren Menschen werde. Es ist das allschöpferische Denken des göttlichen Geistes oder, wie man später vornehmlich sagte, der Logos, der in den endlichen Geschöpfen das wahrhaft Seiende ist, und der sich im menschlichen Selbstbewußtsein dadurch zu erkennen gibt, daß er stufenweise die Begrenztheit des endlichen Bewußtseins durch das verallgemeinernde Begreifen aufhebt, negiert und dadurch die Wiedervereinigung und Versöhnung mit dem göttlichen Geiste vollzieht. Damit tritt jenes große, weltüberwindende Moment der vergeistigenden Negation, der Aufhebung des Endlichen, des Absterbens und der Wiedergeburt endgültig in die Entwicklungsgeschichte der Menschheit ein und hat dann in seiner allgemein menschlichen Gestalt den Grundprozeß des Christentums erzeugt. Demnach ist es die ewig denkwürdige Leistung der Platonischen Philosophie, daß sie nicht wie die Sophistik bei der Entdeckung des individuellen Selbstbewußtseins verharret, sondern vielmehr erst

die negierende Aufhebung des endlichen in dem unendlichen Geiste als die volle Wahrheit geltend macht. Faßte sich die sophistische Bewegung in dem Satz zusammen, das Individuum ist das Maß aller Dinge, so stellte Plato dieser innigen Behauptung die tiefere Einsicht entgegen (leges 716 c.), nicht unser Individuum, sondern Gott ist das Maß aller Dinge. Der wahre Mensch, der geistige Mensch ist derjenige, der seine beschränkte Selbstheit in Gott negiert und das Göttliche im menschlichen Denken und Handeln verwirklicht.

Das ist die Grundwahrheit des Platonismus, die bei aller phantasiereichen Ausgestaltung in der späteren Zeit der wesentliche Inhalt der Logosidee geblieben ist. Diese Idee ist das schöpferische Prinzip des Christentums geworden und ist als solche von ihm nicht überboten worden. Es ist etwas anderes, wodurch sich erst das Christentum als die wahre Vollendung dieser Idee darstellt. Die Philosophie hatte wohl das Freiheits-, das Erlösungsprinzip erkannt, aber sie vermochte nicht zugleich auch das Mittel seiner allgemeinen menschlichen Verwirklichung an die Hand zu geben. Zwar mußte das gefundene Prinzip sogleich auch den Trieb erzeugen, es geschichtlich zu verlebendigen, aber dieser Realisierungsprozeß als solcher ist nicht mehr Gegenstand der philosophischen Erkenntnis, sondern der religiösen Offenbarung. Diese Aufgabe hat das Christentum gelöst, als jenes Prinzip durch die Ausbreitung der hellenischen Kultur über den ganzen Orient so allgemein verbreitet war, daß die Zeit für seine persönliche Gestaltung erfüllt war.

Es wäre verwunderlich, wenn jener Trieb, die Logosidee persönlich zu verwirklichen, nicht schon in der Platonischen Philosophie selber deutlich bemerkbar hervorgetreten wäre. Dann wäre sie allerdings nur ein abstraktes, unlebendiges Prinzip gewesen, das nimmermehr eine weltgeschichtliche Bewegung hätte auslösen können. In der Tat aber läßt sich aus dem Entwicklungsgange der hellenischen Philosophie erkennen, daß jene Idee von Plato ab bis in die alexandrinische Religionsphilosophie hinein beständig und energisch danach ringt, sich in persönlicher Gestalt lebhaft zu vergegenwärtigen. Daher wäre es dringend zu wünschen, wenn eine eingehende Untersuchung über diese charakteristische Bewegung volle Einsicht verbreitete. Welch neues Licht muß auf die Erkenntnis des Christentums fallen, wenn erst einmal ganz eindringlich versucht wird, seine schöpferische Idee ursprünglich aus dem Geiste des Hellenentums verständlich zu machen und nicht, wie bisher, nur diesen

Einfluß bei der Ausbreitung des geschichtlich konstituierten Christentums hinterher in Anrechnung zu bringen!

Ist doch die Idee der Gottmenschlichkeit das ureigenste Produkt des hellenischen Geistes. Zu diesem Gedanken der Möglichkeit innigster Verbindung und Durchbringung des göttlichen und menschlichen Geistes ist auch das Judentum nicht gelangt, trotz Prophetie und Messiasidee. Denn sowohl der Prophet als der Messias werden leßthin doch immer nur als von Gott abhängige Geschöpfe, als wesensähnliche Knechte Jahves gedacht; sie werden nicht wirklich wesenseins mit ihm, nicht Kinder Gottes. Dazu fehlte dem Judentum das eine, wesentliche Moment des Geistes: die aufhebende Negation; die Regierung des sinnlichen, endlichen, physischen Menschen. Ohne dieses Moment aber ist der Begriff der Gottmenschlichkeit unmöglich. Er hat seinen Ursprung nicht im Judentum, sondern im Hellenentum; und nachdem er einmal von der Philosophie erfaßt war, hat er sich alsbald auch als religiöser Trieb geltend gemacht, — als Trieb, den Typus dieser gottmenschlichen Einheit in einer geschichtlichen Persönlichkeit zu vergegenwärtigen. Wesentlich in Uebereinstimmung damit hat schon Ferd. Chr. Baur erklärt: „Bei den Griechen konnte weder die Religion noch die Philosophie es unterlassen, Ideale zu schaffen, die das Göttliche und Menschliche in gegenseitiger Vereinigung und Durchbringung darstellten. Während die griechische Philosophie, sobald sie sich auf ihrer ethischen Seite zu diesem Grade der Ausbildung erhoben hatte, den wahren und vollkommenen Weisen als eine konkrete Erscheinung der Idee des Absoluten, als einen Gott der Erde, auffaßte, hatte dagegen die Volksreligion schon längst in einem Apollon, Herakles, Dionysos eine Reihe von Wesen, in welchen der Sterbliche sich seiner Verwandtschaft mit einer in der Menschenwelt und der Menschennatur sich offenbarenden Gottheit bewußt werden und das schönste und erhabenste Ziel seines sittlichen Strebens anschauen konnte. Eben diese Richtung, das Göttliche in der konkreten Erscheinung eines wirklichen Menschenlebens zur Anschauung zu bringen, hat sich nirgends bestimmter hervorgetan als im Pythagorismus, in welchem uns die altgriechische Philosophie noch in ihrem ursprünglich so engen Zusammenhang mit der altgriechischen, mit orientalischer Weisheit bereicherten Religion erscheint.“ Arbeitete die Philosophie mehr auf die Herausgestaltung der allgemeinen typischen Züge der gottmenschlichen Persönlichkeit hin, so suchte die Religion immer mehr nach einer konkreten Veranschaulichung dieses Typus in einem bestimmten Individuum.

Nur im Vorbeigehen sei daran erinnert, wie Aristoteles im zwölften Buch seiner Metaphysik, ganz besonders aber am Schluß der Nikomachischen Ethik diese Einswerdung des Göttlichen und Menschlichen in der Gestalt des wahren Weisen zu bestimmen sucht, und wie dieses gottmenschliche Idealbild des Weisen in mehr populärer Form geradezu ein Hauptstück der stoischen Philosophie bildet.*) Auf dem Gebiete der Religion aber ist diese anschauliche Erfassung des Gottmenschlichen, wenn wir von den späteren, bereits unter dem Einfluß des Christentums zustande kommenden Bildungen absehen, besonders in dem Kultus zum Ausdruck gekommen, der solchen sagenhaften Persönlichkeiten, wie dem Pythagoras und dem Orpheus, dem Herakles und Asklepius, errichtet wurde. Am reinsten und eindrucksvollsten aber bleibt doch das erste Wagnis, das in dieser Absicht unternommen wurde, nämlich dasjenige des Plato. Denn was anders ist der Platonische Sokrates als der erste große Versuch, die Idee des geistigen Menschen an einer geschichtlichen Persönlichkeit konkret zu veranschaulichen.

Gerade als ob das die Hauptsache wäre, hat man auch bei diesem Platonischen Sokrates wie bei dem Christus der Evangelien beständig danach gefragt, in welchem Maße diese geistig verklärte Gestalt dem empirisch-geschichtlichen Sokrates entspricht. Gesezt, es wäre möglich, diese Frage einwandsfrei zu beantworten, so ließe sich danach allerdings bestimmen, wie sich dasjenige Individuum, das Plato hieß, zu demjenigen, das Sokrates hieß, physisch und physisch verhielt. Aber diese Ermittlung hat doch nur eine ganz untergeordnete, antiquarische Bedeutung gegenüber dem entscheidenden Grundproblem, welche bleibende allgemeinmenschliche Geistesbestimmtheit durch das Platonische Erkennen an der Gestalt des geistig verklärten Sokrates zum Bewußtsein gebracht worden ist. Das geschichtliche Individuum kommt dabei nicht als solches, sondern nur insofern in Betracht, als es den Grund abgibt, eine ihm eigene, noch nicht zur Erscheinung gekommene persönliche Wesensbestimmtheit durch lebendige Veranschaulichung in dem Bewußtsein der gesamten Menschheit zu vergegenwärtigen (offenbaren). Kommt es nun gar wie bei dem Platonischen Sokrates und dem Christus der Evangelien darauf an, nicht bloß eine einzelne Persön-

*) Es sei nur auf die Darstellung des stoischen Weisen durch Cicero, Seneca, Plutarch hingewiesen, vornehmlich aber auf Diogenes' Laertius VII, 115 bis 125, 188 f. Stob. Ecl. II, p. 116, 122 ff., 184 ff., 196 ff., 220 ff.

lichkeitsbestimmtheit, sondern im Gegensatz zu dem alten, sinnlichen, psychischen Menschen überhaupt einen ganz neuen Menschen zu verlebendigen, nämlich den wahren, wesentlichen, geistigen Menschen, so muß bei der Veranschaulichung dieses geistigen Typus das empirisch Geschichtliche eines solchen Lebens fast bis zum Verschwinden überwunden werden, weil alles Endliche, Sinnliche, Empirische für den geistigen Menschen selbst nur dazu da ist, um von ihm als solches negiert, aufgehoben zu werden. Das ist es, was Paulus den Korinthern klar machen will, wenn er ihnen schreibt: „Darum von nun an kennen wir Niemand nach dem Fleisch; und ob wir auch Christum gekannt haben nach dem Fleisch, so kennen wir ihn doch jetzt nicht mehr. Darum ist Jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen, siehe, es ist Alles neu geworden“. Christus aber ist der Geist (ὁ δὲ Κύριος, τὸ πνεῦμα ἐστίν), und daß in dieser Auferstehung des geistigen Menschen in uns der sinnliche negiert wird, charakterisiert Paulus so, daß er sagt: „Ich lebe; doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir. Denn was ich jetzt lebe im Fleisch, das lebe ich im Glauben des Sohnes Gottes.“ Mag es daher bei den epochemachenden Persönlichkeiten der empirischen Geschichte, bei Alexander, Cäsar, Friedrich II., Napoleon, gerade die Hauptaufgabe des Historikers sein, die besondere psychische Natur dieser Individualitäten psychologisch zu rekonstruieren, so kann dies nimmermehr die Bestimmung der Philosophie und Theologie sein, sofern es sich für diese, wie mit dem Platonischen Sokrates und Christus darum handelt, die typische Gestaltung des übersinnlichen, überindividuellen, geistigen Menschen lebendig erkennbar zu machen. Es ist eine fundamentale Verkennung der hierbei allein in Betracht kommenden Aufgabe, diese Vergegenwärtigung der allgemeinmenschlichen geistigen Persönlichkeit in jenen Idealgestalten durch Rekonstruktion ihrer singulären, geschichtlichen Individualitäten faßbar machen zu wollen. Dieser Prozeß der Vergeistigung des Menschen beginnt aber mit der Verklärung des Sokrates in den Platonischen Dialogen und er wird vollendet mit der Verklärung Jesu als Christus in den Evangelien.

Nimmt man den Platonischen Sokrates, wie es so oft geschehen, nur als eine Art Parallelererscheinung zu dem geschichtlichen Jesus, so verschließt man sich gerade die Haupteinsicht, daß der Vergeistigungsprozeß, der mit der Auferstehung des Gekreuzigten im Glauben seiner Gemeinde zur vollen Verwirklichung gelangt, in der Verklärung der Sokratesgestalt den Beginn seiner weltgeschichtlichen

Entwicklung hat. „Denn auch die Philosophie“, sagt Klemens Alex. (strom. I, 16.), „erzog das hellenische Volk für Christus, wie das Gesetz die Hebräer. Also bereitet die Philosophie vor, indem sie demjenigen, der von Christus erleuchtet wird, den Weg bahnt.“ Daß es sich nicht bloß um eine Parallelität, sondern um eine innere Kontinuität der Entwicklung handelt, hat bereits der Kirchenvater Justinus (Apol I, 5) so ausgedrückt: „Als Sokrates die Wahrheit erkannte und ans Licht bringen wollte, um die Menschen von den falschen Göttern abzu ziehen, wußten sie es durch schlechte Subjekte dahin zu bringen, daß er als ein Gottesloser und Gottesleugner, der neue Götter einführen wollte, getötet wurde. Eben dies bewirkten sie nun gegen uns, denn die Meinung, daß sie Götter seien, ist von dem Logos nicht allein unter den Hellenen durch die Vermittlung des Sokrates widerlegt worden, sondern auch von dem Logos selbst, der unter den Nichthellenen persönliche Gestalt annahm, Mensch wurde und Jesus Christus genannt wurde.“ Wodurch Christus über Sokrates erhaben ist, war dies (Apol. II, 10), daß in Christus die ganze Vernunft (λογικὸν τὸ ὄλον) zur Erscheinung kam, die von Sokrates nur zum Teil erkannt war. Und im Anschluß daran sagt Justinus, „dem Sokrates vertraute sich niemand an, daß er für seine Lehre stürbe, wohl aber dem Christus, der auch von Sokrates zum Teil erkannt worden war. Denn er war der Logos und ist derjenige, der in jedem ist, nämlich der, welcher sowohl durch die Propheten das in der Entstehung Begriffene voraussagte als auch selbst es verkündete, nachdem er allgemeinschliche Gestalt angenommen hatte. Denn ihm gaben sich nicht nur die Philosophen und die Philologen gläubig hin, sondern auch die Handwerker und die gänzlich Ungebildeten verachteten Ehre, Furcht und Tod.“ Es ist die von den Kirchenvätern wiederholt bezeugte Ansicht, daß sich in der christlichen Menschwerdung des Logos vollendet habe, was in Sokrates noch erst unvollkommen zu Erscheinung gekommen sei.

Der Sokrates aber, um den es sich hierbei handelt, konnte nicht der empirisch-geschichtliche Sokrates mit seiner singulären Individualität sein, sondern es war der wesentliche Sokrates, in dessen Persönlichkeit Plato zum erstenmal in der Weltgeschichte das typische Wesen des geistigen Menschen erfaßt hatte, so daß er es in dieser Gestalt leibhaftig zu vergegenwärtigen suchte. Denn als geschichtliches Individuum war Sokrates schlechterdings von allen anderen Menschen gesondert und unterschieden; nun

aber erkannte Plato gerade an diesem Mann, daß es gar nicht die wahre Bestimmung des Menschen ist, ein psychisch besonderes Individuum zu sein, sondern daß jene Bestimmung gerade umgekehrt dahin geht, diese individuelle Besonderung durch die Verlebendigung des geistigen Wesens in stufenweisem Fortschritt zu negieren. Der wesentliche Sokrates war also gar nicht die empirisch-geschichtliche Erscheinung dieses Mannes, sondern vielmehr der Sokrates, der diese seine eigene Erscheinung durch Negierung ihrer psychischen Begrenztheit geistig aufzuheben suchte, und nur diesen hat Plato als Typus festzuhalten gestrebt.

Worin aber zeigt sich dies bei Plato, daß der Geist die Negation der psychischen Begrenztheit ist und demgemäß der geistige, der wesentliche Mensch die Negation des psychisch begrenzten Menschen? Am schönsten in der von Sokrates mitgetheilten Rede der Diotima über die Liebe und am erhabensten in jenen Unterredungen, mit denen Sokrates von seinen Freunden für immer Abschied nahm! Was ist die wahre Liebe anderes als der persönlich gewordene Logos, der den wesentlichen Menschen fort und fort treibt, das Göttliche in seiner vollendeten Gestalt zu ergreifen, in welcher es zugleich das Schöne, Wahre und das Gute ist. Das ist die Kraft des Geistes, die einen solchen Menschen so lange drängt, dieses Schöne in seinen unvollkommenen Erscheinungen zu negieren, bis er es in seiner reinen, ewigen, durch keine sinnliche Begrenzung mehr getrühten Form schaut. Ein solcher wird zunächst in seiner Jugend damit anfangen, daß er das Schöne in einer bestimmten leiblichen Erscheinung liebenswert findet, nach und nach aber erkennt, daß dieser schöne Leib irgendwie mit allen schönen Leibern verschwifert ist, so daß er sich fortan nicht mehr an einen einzelnen halten wird. „Nächstem aber muß er die Schönheit in den Seelen für weit herrlicher halten, als die in den Leibern, so daß, wenn einer, dessen Seele zu loben ist, auch nur wenig von jener äußeren Blüte zeigt, ihm doch das genug ist und er ihn liebt und pflegt, indem er solche Gedanken erzeugt und aufsucht, welche die Jünglinge edler machen, damit er so selbst dahin gebracht werde, das Schöne in den guten Bestrebungen und in den Sitten anzuschauen, und dann auch von diesem zu sehen, daß es sich überall verwandt ist, und daß die Schönheit des Leibes nur etwas Geringses ist. Von den praktischen Bestrebungen aber muß er weiter zu den Erkenntnissen gehen, damit er auch die Schönheit der Erkenntnisse schaue und, vielfältiges Schöne schon im Auge habend, nicht mehr einen Einzelnen, indem er knechtischerweise die

Schönheit eines Kindes oder eines erwachsenen Menschen oder einer einzelnen Handlung liebt, sklavisch sich niedrig und kleingeistig zeige, sondern auf die hohe See des Schönen sich begebend und dort umschauend, viele schöne und herrliche Reden und Gedanken erzeuge in ungemessenem Streben nach Weisheit, bis er, hierdurch gestärkt und vervollkommnet, eine einzige solche Erkenntnis erblicke, welche auf ein Schönes geht, das immer ist, und weder entsteht noch vergeht, weder wächst noch schwindet, sondern an und für und in sich selbst überall daselbe ist, an welchem alles andere Schöne auf irgend eine Weise Anteil hat, so daß, wenn auch das andere entsteht und vergeht, jenes doch nie irgend einen Zuwachs oder eine Abnahme davon hat, noch ihm sonst etwas begegnet. Das also ist die rechte Art, die Liebe zu pflegen oder von einem anderen dazu veranlaßt zu werden, daß man, von diesem einzelnen Schönen beginnend, jenes Einen Schönen wegen immer höher hinaufsteige, gleichsam stufenweise von Einem zu Zweien und von Zweien zu allen schönen Gestalten, und von den schönen Gestalten zu den schönen Sitten und Handlungsweisen, dann von den schönen Sitten zu den schönen Erkenntnissen, bis man von den Erkenntnissen endlich zu jener Erkenntnis gelangt, welche von nichts anderem, als von jenem Schönen selbst das Wissen ist, und man also zuletzt jenes selbst, was schön ist, erkenne. Und an dieser Stelle des Lebens, wenn irgendwo, ist es dem Menschen erst lebenswert, wo er das Schönste selbst schaut, rein, lauter und unvermischt, das nicht erst voll menschlichen Fleisches ist und Farben und anderen sterblichen Fitterframes, sondern das göttlich Schöne selbst in seiner Eigenartigkeit. Und ein solcher, indem er schaut, womit man das Schöne schauen muß, wird auch nicht bloße Abbilder der Jugend erzeugen, sondern Wahres, weil er das Wahre berührt. Wer aber wahre Jugend erzeugt und aufzieht, dem gebührt, von den Göttern geliebt zu werden, und wenn irgend einem anderen Menschen, dann gewiß ihm auch, unsterblich zu sein.“ Der geistige Trieb, der hier als die wahre Liebe gekennzeichnet wird, kommt dann im Phädon als die negierende Kraft, als die Ueberwindung alles Endlichen, Sinnlichen, Körperlichen zur Geltung, und es wird in immer neuen Ansätzen erkennbar gemacht, daß die echte Philosophie der individuellen Begrenztheit gegenüber ein fortschreitendes Sterben ist, das dann in seiner abschließenden Vollendung die Auferstehung zu einem neuen, reinen, geistigen Dasein ist. „So lange wir leben, werden wir, wie es scheint, nur dann dem wahren Wissen am nächsten sein, wenn wir so viel als

möglich nichts mit dem Leibe zu schaffen noch gemein haben, was nicht durchaus nötig ist, und wenn wir mit seiner Natur uns nicht anfüllen, sondern uns rein von ihm halten, bis die Gottheit selbst uns befreit. Und so werden wir rein und der Torheit des Leibes entledigt, wahrscheinlich mit eben solchen zusammen sein, und durch uns selbst alles ungetrübt erkennen, und dies ist eben wohl das Wahre.“ Der echte Philosoph ist der Philosoph des ewigen Lebens. Durch die denkende Kraft des Geistes, durch den Logos, negiert er die Schranken des sinnlichen Lebens und wird dadurch selbst eins mit dem göttlichen Leben. Daß es so ist, hatte Plato als das Wesentliche in der Persönlichkeit des Sokrates erkannt, und darum hat er an der Gestalt dieses seines unvergeßlichen Lehrers das Urbild des geistigen Menschen zu entwickeln gesucht.

Dennoch hat die Geschichte gelehrt, daß die allgemeinmenschliche Verlebendigung des wahren, geistigen Menschheitstypus auf diesem philosophischen Wege ebensowenig gelungen ist, wie auf demjenigen der späteren hellenischen Volksreligion durch den Kultus der an Herakles, Asklepius, Pythagoras anknüpfenden Gestaltungen. Im Hellenentum geht der göttliche Gedanke auf, den neuen, wahren Menschen durch die geistige Negation des sinnlichen Menschen zu verwirklichen, und doch gelingt diese Verwirklichung auf dem ursprünglich hellenischen Boden und in seinem Volkstum zunächst nicht. Das Letzte, was dieses Volkstum als solches noch durchgesetzt hat, war die Ausbreitung dieser Logosidee über die gesamte Kulturwelt. Durch die Alexanderzüge ist auch Kleinasien und Aegypten, Syrien und Persien von diesem Triebe der Wibergeburt des Menschen ergriffen worden, und es ist keine der Volksreligionen davon unberührt geblieben. Nachdem das Alte Testament durch die Uebersetzung der Septuaginta hellenische Prägung empfangen hatte, war auch das Judentum, namentlich in Alexandria, nachhaltig von der Logosidee ergriffen worden, und auch in der hellenisch-jüdischen Form dieser Idee zeigt sich nun, wie energisch hier der Trieb waltete, den Typus des geistigen Menschen persönlich zu verwirklichen, ohne auch hier dazu zu gelangen. Aber das Wichtigste ist, daß auch in der Philosophie des Juden Philo der Gedanke der Regierung, d. h. der Trieb zur Aufhebung der sinnlichen Existenz, um sich dadurch zur geistigen zu erheben, zum Durchbruch gekommen ist. Woran aber hat es denn nun in aller Welt gelegen, daß die Verlebendigung des geistigen Menschen, die Verwirklichung der Logosidee in allen diesen Bestrebungen nicht zur Tat geworden ist?

Was war das Letzte, das Höchste, das auf diese Weise in den alten Nationalreligionen nicht hervorgetreten ist und so nicht hervortreten vermochte? Das Christentum hat darauf durch die Evangelien und besonders durch dasjenige des Johannes die Antwort gegeben.

Das vierte Evangelium faßt die entscheidende Bedeutung des Christentums dahin zusammen, daß der Logos Mensch wurde. Dieser Vorgang ist durch Jesus vermittelt, aber er ist kein singuläres, geschichtliches Faktum, sondern er hat schlechthin allgemeinmenschliche Bedeutung. Der Geist ward Fleisch und schlug seine Wohnung in uns allen, d. h. in allen Christusgläubigen auf. Der im Glauben lebendige Christus ist der menschengewordene Logos, der Urtypus des geistigen Menschen, und er ist in allen derselbe, wie er durch den Kreuzestod Jesu im Glauben zur Auferstehung gelangte. Worauf aber beruht es, daß dieser Glaube gerade durch den Kreuzestod Jesu entfacht wurde? Welches war die ausschlaggebende Bedingung, daß durch diesen Tod nicht nur der Glaube erwuchs, in Jesus sei der Christus wahrhaft und wirklich zur Erscheinung gekommen, sondern daß zugleich der Glaube an die ewige Auferstehung dieses Christus in den Herzen der Gläubigen selbst bleibende, allgemeinmenschliche Gestalt annahm? Zunächst ist das eine klar, daß diese Bedingung durch das Fürwahrhalten der physischen Auferstehung des geschichtlichen Jesus, wie das irrigerweise immer wieder behauptet wird, nicht erfüllt wird. Denn vorausgesetzt, dieser physische Vorgang wäre möglich, so hätte er als solcher nicht die mindeste religiöse Bedeutung, weil er dann ein geschichtliches Faktum wäre, das nur ein einzelnes Individuum betrifft und daher keine allgemeinmenschliche Wahrheit darstellt. Religiös kann vielmehr nur der Prozeß sein, daß die gottmenschliche Persönlichkeit, an die wir als den wahren, in Jesu erschienenen Christus glauben, ein und dieselbe Persönlichkeit ist, die in allen, mit ihm im Glauben an die Bedeutung seines Todes vereinten Menschen zur Auferstehung gelangt. Es liegt auf der Hand, daß diese, die ganze Menschheit betreffende Glaubensbedingung etwas anderes sein muß, als das Fürwahrhalten der physischen Auferstehung eines einzelnen Individuums. Welche Bedingung aber ist dies?

Die Erkenntnis, daß der Gekreuzigte gerade durch den schmachvollen Kreuzestod sich als der wahre Christ erwiesen hat, ist aus der Täufergemeinde hervorgegangen und konnte nur von hier aus ihren Ursprung nehmen, weil allein in dieser Gemeinschaft diejenige Form der Christusbildung lebte, welche gerade in dem

Gekreuzigten den Erlöser zu erkennen vermochte. Daß wir, wenn irgendwo, in der Verkündigung des Täufers die Bedingung zu suchen haben, unter welcher der Logos in unserem gesamten Geschlecht Mensch zu werden vermochte, deutet das vierte Evangelium sogleich in seinem Prologe auf das nachdrücklichste an, indem es dort sagt: „Es ward ein Mensch von Gott gesandt, der hieß Johannes. Derselbe kam zum Zeugnis, daß er von dem Licht zeugete, damit alle durch ihn zum Glauben kämen. Er war nicht das Licht; sondern daß er zeugete vom Licht. Es war das wahrhaftige Licht, welches jeden Menschen erleuchtet, sobald es in die Welt kommt.“ Welche universelle Aufgabe hat nur der Täufer erfüllt? War er in dem einen Sinn nicht einmal ein Prophet, so war er in einem anderen dennoch der größte; er hat inhaltlich zu der alttestamentlichen Prophetie nichts Neues hinzugefügt, aber er hat sich formell zum Erfüller und Vollender einer bestimmten Richtung dieser Prophetie berufen gefühlt. Inhaltlich fand er sich wesentlich durch den Gedankentreis des Deuterojesaias (c. 40—66 des Jesaiasbuches) bestimmt: von hier hat er im Gegensatz zu der volkstümlichen Messias Hoffnung die Grundüberzeugung empfangen, daß der wahre Messias nicht als triumphierender Herrscher, sondern als der leidende Knecht Jahves erscheinen werde, als das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt, und als derjenige, von dem dort geschrieben steht: „Siehe, das ist mein Knecht, ich erhalte ihn, und mein Auserwählter, an welchem meine Seele Wohlgefallen hat“; von hier aus ist ihm die Einsicht erwachsen, daß der Messias nicht ein solcher des offiziellen Judentums sein werde, ja daß er überhaupt an keine nationalen Schranken gebunden sei, weil Gott aus dem universellen Judentum, vielmehr aus den Steinen Kinder erwecken werde; auch wird dieser wahre Messias nicht nur die nationalen Unterschiede beseitigen und auch das Licht der Heiden sein, sondern weiter noch werden alle religiösen Standesunterschiede durch ihn aufhören, so daß er gerade den Böllnern und Sündern, den Verstoßenen und Verkommenen auf Grund der wahrhaft sittlichen Sinnesänderung der Erlöser sein wird. Formell neu war nur das felsenfeste Bewußtsein des Täufers, daß endlich die Zeit erfüllt sei, in welcher sich das Himmelreich zu verwirklichen beginne, und daß er selbst derjenige sei, von dem (Jes. 40, 3—5) geschrieben steht: „Es ist eine Stimme eines Predigers in der Wüste: Bereitet dem Herrn den Weg, macht auf dem Gefilde eine ebene Bahn unserm Gott! Alle Tale sollen erhöht werden und Hügel sollen erniedrigt werden, und was ungleich

ist, soll eben, und was höher ist, soll schlicht werden; denn die Herrlichkeit des Herrn soll offenbart werden, und alles Fleisch mit einander wird es sehen. Denn des Herren Mund hat's geredet!" Es mag dahingestellt bleiben, ob sich der Täufer eine Zeitlang selbst dazu berufen gefühlt hat, das Messiasreich zu verwirklichen; Tatsache ist, daß er es nicht verwirklicht hat, aber ebenso ist es andernfalls Tatsache, daß nur aus diesem Ideenreife heraus die Ueberzeugung erwachsen konnte: es ist der gekreuzigte Jesus, in dem der wahre Christus wirklich erschienen ist. Das hat die christliche Gemeinde selbst dadurch unwiderleglich zur Anerkennung gebracht, daß sie den Täufer ausdrücklich zum Vorläufer des Christentums gestempelt hat. Denn das trifft den Kern der Sache, auch wenn der Beweis als erbracht angesehen werden kann und hier nicht wiederholt werden soll, daß der Täufer selbst Jesus nicht mehr als den von ihm verkündeten Christ erkannt haben kann, und daß die Taufe Jesu in Wahrheit die Bluttaufe seines Todes gewesen ist. Die Evangelien haben diese geschichtlich getrennten Vorgänge in Eins zusammengezogen; nämlich den ersten, daß der Täufer nur ganz allgemein den kommenden Christus als den leidenden Knecht Gottes verkündet hat, und den zweiten, daß nach dem Tode des Johannes aus seiner Taufgemeinde heraus die spezielle Erkenntnis hervorgegangen ist, der von jenem prophezeite Leidenschristus sei in dem gekreuzigten Jesus tatsächlich zur Erscheinung gekommen.

Zwar auch das vierte Evangelium faßt diese Entwicklung äußerlich genommen als Einheit, aber doch so, daß der ursprüngliche Prozeß noch deutlich hindurchleuchtet. Denn hier wird von dem Täufer gesagt: „Tags darauf sieht er Jesus gegen sich her kommen und spricht: siehe, das Lamm Gottes, das die Sünde der Welt wegnimmt. Dieser ist es, von dem ich sagte: nach mir kommt ein Mann, der vor mir da gewesen ist, weil er eher war als ich. Und ich kannte ihn nicht; aber damit er dem Israel offenbart werde, darum kam ich mit Wasser taufend.“ Diese Rede ist ganz im prophetischen Stil gehalten, und deswegen kann der Hinweis, daß er Jesum gegen sich herkommen sieht, kein sinnliches Sehen gewesen sein, um so weniger, als von Jesus gesagt wird, daß er nach dem Täufer kommen werde und daß dieser ihn nicht kannte. Der Evangelist will uns nur bedeuten, daß derjenige, von dem der Täufer als dem bereits herannahenden, jedoch erst nach ihm kommenden Lamm Gottes gekündet hat, später wahrhaft in Jesus erschien. Diese Erkenntnis aber ist dann ebenfalls aus der Taufgemeinde

hervorgegangen, nämlich von zwei Jüngern eben dieses Johannes, der von dem kommenden Christus erklärt hatte: siehe, das Lamm Gottes! Es sind Andreas und der ungenannte Jünger, denen zuerst das Verständniß aufgeht, daß Jesus, und das konnte nur der gekreuzigte Jesus sein, dieses Lamm Gottes und als solches der Christ sei. Von ihnen wird dann berichtet, daß sie auf diese Erkenntniß hin von der Täufergemeinde scheiden und nun erst den Mann, nämlich Simon Petrus, in ihr Messiasgeheimniß einweihen, durch den dann der verklärte Jesus in seiner zersprengten Gemeinde wiederum zur Auferstehung gelangen sollte.

Wodurch aber gewannen die paar Jünger der Täufergemeinde gerade durch das Leiden und Sterben Jesu, das doch über seine eigene Anhängerschaft nur Enttäuschung und Abfall gebracht hatte, umgekehrt den unererschütterlichen Glauben, daß jener nunmehr als der wahre Christ erwiesen sei? Der schmachvolle Kreuzestob bloß als solcher konnte es nicht wohl sein; denn den hatten viele erlitten, ohne daß sich auch nur irgend ein solcher Glaube daran geknüpft hatte. Das war vielmehr nur möglich, wenn jene Jünger diesen Tod Jesu als die Krone anzusehen getrieben wurden, die nunmehr in abschließender Vollendung das ganze Leben des Propheten von Nazareth als das des leidenden Knechtes Gottes und des erwarteten Christus zur Gewißheit brachte. Nur dadurch also, daß durch das Ende am Kreuze erst die innerlich verborgene Wesensbestimmtheit dieses Dulders als des Lammes, das der Welt Sünde trägt, ganz und unzweifelhaft zum Durchbruch kam und jeden, der von dieser Glaubensgewißheit ergriffen wurde, ebenso unweigerlich nötigte, das eigene Leben an diese selbe allgemeinemenschliche Wesenheit hinzugeben, nur dadurch konnte der gekreuzigte als der wahre Christ im Bewußtsein aller seiner Gläubigen persönlich auferstehen.

Wir sehen in der That, daß alle unsere Evangelien die Absicht verfolgen, nicht etwa das empirische Leben des geschichtlichen Jesus als solches durch phantasiervolle Mythen und Wundererzählungen nachträglich in eine erhöhte Sphäre zu rücken; sondern daß sie schlechterdings nichts anderes wollen, als jene innerliche, dem sinnlichen Verständniß verborgene und erst mit dem Tode Jesu zur vollen Erscheinung gekommene geistige Wesensbestimmtheit in stufenweiser Entwicklung und mit allen dafür zu Gebote stehenden Vorstellungsmitteln lebendig zu veranschaulichen. Die Erzählung von der jungfräulichen Geburt, die Versuchungsgeschichte, die in der Form des Wunders gehaltenen Messiasbezeugungen, die Gleichnisse,

die Verklärung, Auferstehung und Himmelfahrt sind nichts als Mittel, die nicht-sinnliche Wesenheit der wahren, geistigen, gott-menschlichen Persönlichkeit des Menschen, wie sie durch Jesus der ganzen Menschheit vermittelt worden ist, sinnlich zu vergegenwärtigen, sinnlich zu offenbaren. Diese Wesenheit gilt es erkennbar zu machen.

Was den Menschen zu einem endlichen, beschränkten, sündigen Wesen macht, ist nicht seine sinnliche, psychische Individualität als solche, sondern der Trieb, sie als das Wesentliche zu nehmen und sie so der Gesamtheit aller übrigen Individualitäten ausschließlich entgegenzusetzen. Aber als die von allen anderen unterschiedene Individualität ist der Mensch wiederum nur ein nach allen Richtungen hin begrenztes Glied der ganzen Menschheit, und diese Begrenztheit erweckt in ihm das Gefühl der Schwachheit, Unvollkommenheit und Unseligkeit. Schon dieses Gefühl würde er gar nicht haben, wenn die individuelle Unterschiedenheit wie beim Tier die wahre Bestimmung seiner Menschlichkeit ausmache; daß er es hat, ist vielmehr das erste Zeichen dafür, daß es nicht dabei sein Bewenden haben darf und daß in dem Menschen eine höhere Bestimmtheit lebt, welche die Absonderung der Individuen von einander und vom Ganzen der Menschheit aufzuheben drängt. Infolgedessen macht sich das eigensüchtige Verharren in diesem trennenden Gegensatz als das Bewußtsein des Nichtseinsollenden oder der Sünde geltend. Diese höhere Wesensbestimmtheit äußert sich aber als der Drang, die individuelle Absonderung als solche wiederum zu negieren und in der Einheit und Allgemeinheit des Ganzen als dem Wahren und Wesentlichen aufzuheben. Sie erscheint demnach unserer sinnlichen, psychischen Bestimmtheit gegenüber als die überragende Macht der Negation, aber als eine Negation, die durch das, was sie negiert, erst das wahrhaft Positive erkennbar macht. Als diese persönliche, die individuelle Beschränktheit der menschlichen Persönlichkeit aufhebende Wesensbestimmtheit heißt diese schöpferische Macht der univiersellen Negation: Geist. Es ist also die Kraft der geistigen Negation in uns, durch welche die selbstsüchtige Entgegensetzung des Individuums gegen das göttliche Ganze und die übrigen Individuen als der Zustand der Sünde zum Bewußtsein kommt.

Die psychische Individualität ist es, die den Menschen isoliert, und diese Isolierung ist der Quell seiner Unseligkeit. Nur der Geist kann diese Trennung und damit die Unseligkeit wieder aufheben,

aber nicht sinnlich, sondern ebenfalls geistig; nicht dadurch, daß die sinnliche Individualität als solche vernichtet wird, sondern dadurch, daß das endliche Erkennen und selbstfüchtige Begehren eine unendliche, auf das Ganze gehende Richtung empfängt und so die endlichen Gegensätze wieder versöhnt. Der erste Schritt dazu, den Menschen von der Unseligkeit seiner individuellen Absonderung zu erlösen, ist der, daß der Einzelne als Einzelner die Kraft gewinnt, seine geistwidrige Selbstsucht zu negieren. Nun ist aber dieser Trieb, die selbstfüchtige Individualität zu negieren, nichts anderes als die zum Selbstbewußtsein erwachende Kraft des ewigen Logos, und darin gibt sich der Beginn, aber eben auch nur der Beginn seiner Menschwerdung kund. In seiner vollen Wahrheit ist aber damit der göttliche Logos noch nicht verwirklicht. Denn dem erhabenen Allgeiste kann dadurch noch nicht volles Genüge geschehen, daß ein gewisser Teil der Individuen dazu gelangt, seine eigene Geistwidrigkeit wieder aufzuheben. Er kann vielmehr erst darin den absoluten Abschluß seiner Entwicklung finden, daß die Triebkraft des ewigen Logos überhaupt nicht mehr auf die Entsündigung der Einzelnen als solche geht, sondern schlechthin auf die Entsündigung der gesamten Menschheit als eines einheitlich verbundenen Ganzen. In dieser vollendeten Wahrheit aber ist der Logos erst durch Jesus und zwar durch seine leidende Christianität als des Triebes, die Menschheit in ihrer allumfassenden Einheit von ihrer Sünde zu erlösen, allgemein zum Bewußtsein gekommen und damit wahrhaft Mensch geworden. Wie aber ist diese leidende Christianität, in der die Selbstoffenbarung des Logos ihre abschließende Gestalt empfangen hat, durch Jesus zur universalgeschichtlichen Verwirklichung gelangt?

Das ist sehr viel anders und sehr viel simpler geschehen, als sich sowohl die Hellenen, wie die Juden die persönliche Erscheinung des Logos-Christus vorgestellt hatten. Sie war weder die des vollkommenen Weltweisen, noch die eines triumphierenden Königs, sondern vielmehr diejenige des leidenden Knechtes Gottes, durch dessen Kreuzestod die Menschheit zu einem neuen Leben auferstand. Wie sagt doch Paulus? „Die Juden fordern Zeichen und die Griechen fragen nach Weisheit. Wir aber predigen den gekreuzigten Christ, den Juden ein Aergernis und den Griechen eine Torheit; denen aber, die berufen sind, Juden und Griechen, predigen wir Christum, Gottes Kraft und Gottes Weisheit.“ Die Christianität, die der Täufer auf Grund der Prophetie des Deuterosejais ahnend geschaut hatte, ist durch Jesus zur weltgeschichtlichen Tat geworden.

Unter allen, die von einem Weibe geboren worden sind, war Jesus der Erstling, in dessen Selbstbewußtsein sich die Aneinssetzung mit der ganzen Menschheit lebendig vergegenwärtigte, und dieses Selbstbewußtsein war zugleich das wahre Gottesbewußtsein. Erst der Gott ist der wahre, lebendige und nicht bloß vorgestellte Gott, der in uns das Bewußtsein entfacht, daß wir in ihm mit der ganzen Welt eins sind, weil die ganze Welt sein ist. Dies ist das gottmenschliche Bewußtsein. Das Einswerden mit Gott muß sich notwendig äußern in dem Einswerden mit dem Weltganzen, weil die Einheit und das Ganze der Welt ja nichts anderes ist als die zur Erscheinung kommende Gottheit. Es ist daher Phantasterei oder zum mindesten Stückwerk, in frommem Egoismus mit Gott eins werden zu wollen und doch das Einswerden mit dem Weltganzen davon auszuschließen. Beides gehört notwendig zusammen, denn das göttliche Wesen ist nur Wesen, sofern es sich in der Erscheinung äußert, und die Erscheinung ist nichts selbständig Fürsichbestehendes, sondern nur Erscheinung des göttlichen Wesens. Von Stufe zu Stufe entwickelt sich diese Erkenntnis des sich gegenseitig bedingenden Einsseins Gottes und der Welteinheit im Bewußtsein der Menschheit, und diese Entwicklung nennen wir Religion. Je höher daher das Bewußtsein von der Einheit jenes Gegensatzes in einem Volke entfaltet ist, desto höher steht seine Religion. Der absoluten Wahrheit nähern sich bereits diejenigen Religionen, welche die Gottheit nicht bloß in Einzelerrscheinungen erfassen, sondern in Erscheinungen des Weltganzen, sei es in der vollkommenen Gesetzmäßigkeit des Weltalls oder in seiner Schönheit oder in der sittlichen Gerechtigkeit der Weltordnung. Noch aber fehlt diesen Religionen zur wahren Absolutheit das notwendige Moment der Negation; und dadurch, daß das Christentum dieses letzte Moment hinzubringt, wird es selbst zur absoluten Religion. Dieses Moment der Negation äußert sich in der Erscheinung des Leidens. Erst durch die Religion des Christentums geht die Erkenntnis auf, daß der Mensch mit dem Wesen Gottes nicht wahrhaft eins werden könne, wenn er nicht zugleich mit dem Ganzen seiner Erscheinung, zu der als solcher auch das Leiden gehört, eins werde, und nur, wenn auch das Leiden der Welt um seiner Aufhebung willen im religiösen Einswerden mit Gott miteingegriffen sei, werde Gott in seiner absoluten Wahrheit vergegenwärtigt. In dieser Selbstentäußerung im Leiden der Welt besteht die Christianität Jesu und das

allgemeinmenschliche Wesen der Christianität überhaupt. Jesus ist der Christ, weil er durch seine Persönlichkeit aller menschlichen Persönlichkeit überhaupt den Weg erschloß, wieder mit der ganzen Menschheit eins zu werden, und dies vollbrachte er dadurch, daß er in der durch ihn verwirklichten Gottesgemeinschaft auch den letzten Unterschied aufhob und auch die Zöllner und Sünder mit sich vereinigte, die sonst von aller übrigen Gemeinschaft ausgeschlossen und deshalb die Unseligen und Leidtragenden waren. Für die Religion kommt natürlich nicht das physische, sondern nur das religiöse Leiden in Betracht, und dies ist dasjenige Leiden, das durch die Verbannung aus der sakramentalen Gottesgemeinschaft erzeugt wird. Es kommt darin das Umgekehrte von dem Verhältnis Gottes zur Welt zum Ausdruck, nämlich daß der Mensch Gott nur in der menschlichen Gottesgemeinschaft hat. Waren die Zöllner und Sünder diejenigen, die von der jüdischen Gottesgemeinschaft ausgeschlossen waren, so gab es innerhalb jeder anderen religiösen Volksgemeinschaft stets eine bestimmte Klasse, die aus gewissen politischen oder hierarchischen Gründen im Banne litt. Dadurch nun, daß Jesus auch diese von der jüdischen Heilsgemeinschaft ausgeschlossene Klasse der Zöllner und Sünder in seine Gottesgemeinschaft mit hineinbezog, wurde zum erstenmal in aller Welt die Einsicht erweckt, daß die religiöse Heilstiftung sich unterschiedslos auf die ganze Menschheit erstrecken müsse und prinzipiell niemanden ausschließen dürfe. Der wahre Gott ist der Gott aller Menschen; vor ihm gilt kein Ansehen der Nation, des Standes oder der Person; was Menschantlig trägt, und wäre es auch das verachtetste und verkommenste, ist doch fein; und darum ist eine Religionsgemeinschaft, die nicht die grundsätzliche Zugehörigkeit aller zu ihm ermöglicht und zur Verwirklichung bringt, noch nicht die wahre. Das ist der universelle Gottesglaube, der durch die Persönlichkeit Jesu für das Bewußtsein der ganzen Welt ausgelöst wurde, und dies ist dadurch geschehen, daß er sich getrieben fühlte, gerade mit den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel den Anfang zu machen. Er ist in die Hölle der Zöllner und Sünder herniedergefahren, um auch sie zum Heil zu berufen. Daß sich die Gottesgemeinschaft über die nationalen Gegensätze zu erheben habe, das war schon von der Prophetie des alten Testaments verkündet worden, und damit war Jahve aus einem Volksgott zum Weltgott geworden. So sagt der Prophet (Jes. 42, 1): „Siehe, das ist mein Knecht, — ich habe ihm meinen Geist gegeben,

er wird das Recht unter die Heiden bringen.“ Aber über den unaufhebbaeren Gegensatz der Frommen und der Unfrommen, der Ausgewählten und der Verfluchten, der Gerechten und der Sünder war doch auch das geistige Judentum nicht hinausgekommen; es blieb dualistisch dabei stehen, daß immer ein Teil der Menschheit, die *massa perditionis*, verloren bleiben werde, und es vermochte sich nicht mehr zu dem Gedanken zu erheben, daß die wahre Gottesgemeinschaft gerade damit beginnen müsse, den religiösen Auswurf, die Hölle, zu Gott zurückzubringen. Wie tief jene dualistische Religionsvorstellung in dem menschlichen Bewußtsein festgewurzelt ist, sehen wir daraus, daß sie auch in gewissen Richtungen des Christentums noch in dieser oder jener Form nachgewirkt hat und daß so in diesen der christliche Grundgedanke nicht zur vollen Verwirklichung gebracht worden ist. Die Christianität Jesu aber steht im Gegensatz zu allen individualistischen und partikularischen Erlösungsreligionen, weil sie von der Idee erfüllt ist, daß der Einzelne nur erlöst sei, wenn alle erlöst werden, und daß daher jeder, wie Jesus selbst, um die Erlösung des Ganzen willen ein Lamm Gottes sei, das die Sünde der Welt muß tragen helfen. So nur kann die Sünde in ihrer universellen Gestalt überwunden werden.

Erwarteten die Juden einen Christ, der sie von den physischen Leiden befreien sollte, — der sie aller Nahrungsforgen enthob und aus Steinen Brot machen konnte, der wie ein Zauberer und Wundertäter alle Widerstände der Natur besiegte und ihnen alle Schätze der Erde verschaffte —, so ist durch die wahre Christianität Jesu ein solches Ansinnen als teuflische Versuchung zurückgewiesen worden. Nicht die Leiden des Leibes, sondern das Leiden der Seele kam er zu heilen. Dieses Leiden aber ist die Trennung von Gott, und es besteht solange, als sich nicht jeder Mensch mit dem Ganzen der Menschheit im göttlichen Geiste verbunden weiß. Denn die Wiedervereinigung der Menschheit mit Gott kann nur in der Verwirklichung dieser Einheit aller mit allen objektiv und allgemeingiltig zum Ausdruck kommen. Wer aber mit allen eins werden will, der muß auch mit den Elenden und Verstoßenen eins werden und ihre Sünden als seine eigenen Sünden auf sich laden, um sie in dieser Vereinigung aufzuheben. Auch die an sich Frommen sind Sünder, solange noch ein einziges anderes Menschenkind da ist, das sündig ist; denn dadurch werden die Frommen bedeutet, daß es

immer noch eine Sünde gibt, die sie noch nicht auf sich genommen haben, und daß sie deswegen selber Sünder sind. Denn alle selbstgefällige Absonderung, auch die der Frommen von den Sündern, ist Sünde, weil diese dadurch nicht überwunden, sondern vielmehr als Gegensatz festgehalten wird. Das ist aber die religiöse Wirksamkeit des Geistes, daß er die Sünde als die selbstsüchtige Trennung des Menschen von Gott und seinen Mitmenschen als Ganzes negiert, und dies kann nur geschehen, wenn jeder jede Sünde zugleich als seine eigene empfindet, sie sich zueignet und dadurch jene selbstsüchtige Trennung aufhebt. Und dies ist die wahre, geistige Wesensbestimmtheit der menschlichen Persönlichkeit, die Christianität, die erst durch das Wirken Jesu erweckt worden ist und nun durch die Glaubensvereinigung mit ihm in allen aufersteht. Durch die Verlebendigung dieser persönlichen Wesensbestimmtheit ist der Logos-Christus in Jesus endlich Fleisch geworden, weil in diesem Grundzuge die wahre Einheit mit Gott und mit der ganzen Menschheit dadurch persönlich erfaßt wird, daß auch die letzte Trennungswand, die den Menschen vom Menschen, den Frommen von dem in der Sünde leidenden scheidet, grundsätzlich aufgehoben wird. Wie der Logos der Hellenen, so war damit der leidende Knecht Jahves, wie ihn der Täufer von neuem verkündigt hatte, in einer und derselben Person Mensch geworden. Wie zeigte sich dies?

Jesus war gekommen, die Sünder zur Buße zu rufen und nicht die Gerechten; er war gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist. Wie die Zöllner und Sünder, so hat er auch die Ehebrecherin und den Mörder nicht von der Gemeinschaft mit ihm ausgeschlossen. Er rief sie allesamt zur Buße, und der Grundtext seiner Predigt lautete: „Der Geist des Herrn ist bei mir, darum, daß er mich gesalbt hat; er hat mich gesandt, zu verkündigen das Evangelium den Armen, zu heilen die zerstoßenen Herzen, zu predigen den Gefangenen, daß sie los sein sollen, und den Blinden das Gesicht, und den Zerschlagenen, daß sie frei und ledig sein sollen, und zu verkündigen das angenehme Jahr des Herrn.“ Durch ihn ist erfüllt worden, so sagt der erste Evangelist, was durch den Propheten Jesaias verkündigt worden ist: „Siehe, das ist mein Knecht, den ich erwählet habe, und mein Liebster, an dem ich Wohlgefallen habe; ich will meinen Geist auf ihn legen, und er soll den Heiden die Gerechtigkeit bringen; das zerstoßene Rohr wird er nicht zerbrechen, und den glimmenden Docht

wird er nicht auslöschten, bis daß er ausführe das Gericht zum Sieg; und die Heiden werden auf seinen Namen hoffen.“ Indem er mit den Leidenden eins wird, ist er so der wahre Sohn des Vaters, dem in seiner allumfassenden Gemeinschaft alles ohne Ausnahme von diesem übergeben ist; denn nur der ist der Sohn und kennt den Vater, der da sagt: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Nehmt auf euch mein Joch und lernet von mir; denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen; denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht.“ Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene, und gebe sein Leben zur Bezahlung für viele. Darum, wer ihm nachfolgen will, der muß sich selbst verleugnen und ebenfalls sein Kreuz auf sich nehmen. Daß er aber nicht bloß in Worten mit den Verlorenen und Verstoßenen eins geworden ist, sondern ihre Sünde wirklich mit auf sich genommen hat, das hat er mit dem Tode am Kreuze besiegelt; und er ist gekreuzigt worden, weil es als eine verwegene Revolution empfunden wurde, daß nur diejenige die wahre Gottesgemeinschaft sein sollte, in die auch die Zöllner und Sünder mit eingeschlossen werden sollten, und daß gerade derjenige der wahre Gottessohn wäre, der diese Trennung aufhebt. Weil sich Jesus aber hierin selbst getreu blieb, treu bis zum Tode am Kreuze, so ging gerade in der Gemeinschaft des Täufers, in welcher der Glaube an den leidenden Messias vorbereitet war, die Erkenntnis auf, daß die Persönlichkeit dieses Gekreuzigten es sei, in der zur Wahrheit und Wirklichkeit geworden wäre, was da verheißen wurde: „Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen. Wir aber hielten ihn für den, der geplaget und von Gott geschlagen und gemartert wäre. Aber er ist um unserer Missetat willen verwundet worden und um unserer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten; und durch seine Wunden sind wir geheilet.“ Durch jene Erkenntnis ist aber gerade der Kreuzestod zum Samen der Auferstehung geworden in der Entfaltung des Glaubens, daß nur in der lebendigen Vereinigung mit der Christianität Jesu, um derenwillen er den Tod erlitten hat, auch von uns das Heil und die Wahrheit der menschlichen Persönlichkeit ergriffen werde. „Das ist der Stein, von euch Bauleuten verworfen, der zum Eckstein worden ist; und ist in keinem Andern Heil, ist auch kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden.“

Warum also ist der Logos in Jesus erst und nicht in Sokrates schon Mensch geworden? Warum ist jener und nicht dieser der Urtypus des neuen, des geistigen Menschen? Darum nicht, weil Sokrates und mit ihm das geistige Hellenentum die sinnliche Beschränktheit der individuellen Trennung durch den Geist nur subjektiv und einzeln negierte und nicht zugleich auch objektiv und allgemein. Es waren im besten Falle die Philosophen, die so für sich zu einer denkenden Gestaltung des geistigen Menschen kamen, ohne für die ganze Menschheit den Weg der Erlösung zu finden, und die ihn damit auch für sich nur unvollkommen erreichten. Zu der allgemeinen Offenbarung des geistigen Menschen konnte es aber nur kommen durch das objektive Einswerden der Einzelpersönlichkeit mit der wesentlichen Einheit der gesamten Menschheit, weil nur dadurch die sinnliche und selbstfüchtige Sonderung der Individuen im Ganzen negierend aufgehoben werden kann. Dies ist aber geschichtlich erst dadurch erreicht worden, daß die ausschließende Absonderung der Individuen und Gruppen von einander als Wirkung gottfeindlicher Selbstsucht d. h. als Sünde zum Bewußtsein kam, so daß nunmehr selbst der pharisäische Gegensatz der Gerechten und der Ungerechten als Heuchelei eines gottwidrigen Otterngezüchtes gebrandmarkt wurde. Das ist die Idee, die in der alttestamentlichen Prophetie ihren Ursprung hat, und die ihre vollendetste Gestalt in der Idee des leidenden Knechtes Gottes erhielt. Sie ist dann in der Täufergemeinde zur geschichtlichen Wirksamkeit gelangt, und von dieser ist die weltbewegende Erkenntnis ausgegangen, daß in dem gekreuzigten Jesus jene Erlösungsidee ihre positive Erfüllung gefunden hat. Jesus ist aber der Erfüller und Vollender dieser Menschheitsidee, weil in ihm zur Tat wurde, daß er durch seine Vereinigung mit dem Leiden der Böllner und Sünder wieder mit der ganzen Welt eins wurde und so ihre Sünden auf sich nahm, so daß er deshalb den Tod erlitt. Das ist die Christianität seiner Persönlichkeit, und es war dann der vierte Evangelist, der es ausgesprochen hat, daß in dem Glauben an diese Christianität der Logos allgemein und objektiv Mensch geworden ist.

Aus diesen gedrängten Andeutungen ergibt sich jedenfalls so viel, daß der wahre Christusglauben nimmermehr der Glaube an den geschichtlichen Jesus als solchen sein kann. Denn es hat sich gezeigt, daß die Christianität Jesu gerade darin besteht, daß er zuerst die allgemeinmenschliche Wesensbestimmtheit wahrhaft verlebendigt hat, durch welche die sinnlich-geschichtliche Beschränktheit

der natürlichen Individualität geistig negiert wird. Also nicht die Gestalt des geschichtlichen Jesus als solche ist das Epochemachende, sondern im Gegenteil die Aufhebung dieser natürlichen und geschichtlichen Begrenztheit seiner Persönlichkeit durch ihn selber. Sofern man daher die Rekonstruktion des geschichtlichen Jesus zum Grundproblem der christlichen Theologie macht, sucht man gerade das auf, was er selbst grundsätzlich abgestreift hat. Er hat seinen individuellen Willen negiert, um den allgemeinen, den göttlichen Willen zu verwirklichen; er hat sich selbst entäußert und ist mit den aus der religiösen Gemeinschaft seines Volkes Ausgestoßenen eins geworden, so daß er dadurch ihre Sünden auf sich nahm, während auf sie durch diese Gemeinschaft seine Christianität überging; er hat freiwillig die geschichtliche Existenz seiner natürlichen Menschlichkeit geopfert, um durch den Tod die Wahrheit und Wirklichkeit seiner Christianität zu festsetzen. Wohin wir auch blicken, überall gewahren wir, daß grundsätzlich dies das übergeschichtliche Wesen Jesu ausmacht, daß er seine natürliche, geschichtliche Bestimmtheit negiert und eben dadurch seine geistige Persönlichkeit offenbart.

Es ist ja auch geradezu ein Un Ding, daß das Christentum auf den historischen Jesus als solchen gegründet sein soll. Denn im Unterschied von allen anderen Religionen handelt es sich doch im Christentum darum, daß in ihm nicht eine Summe von göttlichen Bestimmungen, Anordnungen, Gesetzen offenbart worden ist, sondern schlechterdings nichts anderes als die Persönlichkeit des wahren, des geistigen, des gotterfüllten Menschen. Diese wahre Menschlichkeit ist aber in der Christianität Jesu der Welt zum Bewußtsein gekommen, und der Christusglaube ist das Mittel, sie in jedem wahrhaft Gläubigen auf entsprechende Weise zu verwirklichen. Im Christentum handelt es sich daher um gar nichts anderes als darum, durch diese persönliche Glaubensgemeinschaft in allen den sinnlichen Menschen durch den geistigen aufzuheben. Wird nun aber die Erscheinung des historischen Jesus zur Grundlage des Christentums gemacht, so wird dadurch das wahre Wesen dieser Religion prinzipiell in Frage gestellt. Denn ihrer geschichtlichen Erscheinung nach sind alle Menschen notwendig verschieden und individuell beschränkt, und daher kann keine dieser Erscheinungen die absolute Persönlichkeit des wahren Menschen vergegenwärtigen; soll daher diese gottmenschliche Persönlichkeit dennoch zur Verwirklichung gelangen, so wird sie sich unmöglich in der geschichtlichen Erscheinung an sich offenbaren können, sondern gerade umgekehrt in der

Aufhebung der individuellen Schranken jeder menschlichen Erscheinung und damit in der Aufhebung der Erscheinung als solcher. Wird Jesus nur in seiner geschichtlichen Erscheinung erfasst, so heißt dies, daß man gerade das beiseite läßt, was ihn von seiner sinnlichen Begrenztheit befreit hat. Nun ist er es aber gerade, der allen Menschen den Weg gewiesen hat, wie man seine endliche Erscheinung negiert und sich dadurch zur absoluten Persönlichkeit erhebt. Demnach ist es eine vollständige Verkennung der Grundwahrheit des christlichen Erlösungsprozesses, die empirische Erscheinung des historischen Jesus zum Fundament dieser Religion zu machen.

Nicht etwas Geschichtliches, etwas das entsteht und vergeht, etwas das sich verändert und begrenzt ist, kann Gegenstand der Religion sein, sondern nur das Wesenhafte, das Unwandelbare und Ewige. Daher kann sich der religiöse Glaube auch nicht auf einen Einzelfall, auf ein einmaliges Geschichtsfaktum beziehen, sondern nur auf etwas Allgemeinmenschliches, auf etwas, das der ganzen Gattung wesenhaft zukommt. Und so kann die Christianität Jesu auch keineswegs seiner geschichtlichen Einzelheit als solcher zukommen, sondern sie muß die Einheit und Wesenheit der ganzen Menschheit sein. Die Christianität ist die wesentliche Geistesbestimmtheit eines jeden Menschen und nicht bloß diejenige Jesu. Sie wurde nur durch ihn endgültig zum Gegenstand des menschlichen Selbstbewußtseins gemacht und ist an der vollendeten Art, wie er seine endliche Erscheinung aufhob, allgemeingültig veranschaulicht worden. Und weil die Christianität das wahre, geistige Wesen des Menschen überhaupt ausmacht, darum kann sie sich auch nicht in der geschichtlichen Erscheinung des Individuums als solcher darstellen, sondern sie kann sich in ihr gerade umgekehrt nur dadurch lebendig vergegenwärtigen, daß sie als das allgemeine Wesen der Menschheit fortschreitend das Besondere der Erscheinung negiert. Deswegen ist also gerade das Gegenteil des theologischen Historismus richtig: nicht der historische Jesus, sondern die Negierung seiner geschichtlichen Erscheinung durch ihn selbst ist der wahre Gegenstand des christlichen Glaubensprozesses.

Der christliche Glaube wäre ein Aberglaube und nicht der absolute Glaube, wenn er eine einzelne geschichtliche Persönlichkeit zum Inhalt hätte. Er ist aber der wahre Glaube, weil der durch Jesus verlebendigte Logos-Christus das wahre Wesen des Menschen überhaupt ist, wie es jedem natürlichen Individuum potenziell zugrunde liegt und in dem Glaubensprozeß aktuell wird. Christus ist

nicht eine Einzelerscheinung, sondern er ist die allen Menschen gemeinsame und identische Persönlichkeit des wahren, geistigen Menschen. „Der Herr ist der Geist (2. Kor. 3, 17).“ Der Glaube aber ist der lebendige Geistesprozeß, durch den der wahre Mensch in dem natürlichen Menschen dadurch zur Verwirklichung gelangt, daß die sinnliche Beschränktheit des endlichen Menschen aufgehoben, und daß durch diese Aufhebung die allgemeine Christuspersönlichkeit vergegenwärtigt wird. Demnach ist jener Regierungsprozeß, von dem so viel die Rede war, nichts anderes als der Glaubensprozeß selbst, denn im Glauben wird mein natürliches Ich durch den Geist negiert, so daß dieser dadurch erst als geistiges Ich in mir zur Offenbarung gelangt. Das ist der Vorgang, den Paulus charakterisiert, wenn er sagt: „Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir“, und es ist eben derselbe, den Jesus im hohenpriesterlichen Gebet also ausdrückt: „ich habe ihnen gegeben die Herrlichkeit, die du mir gegeben hast, daß sie eins seien, gleichwie wir eins sind. Ich in ihnen, und du in mir, auf daß sie vollkommen seien in eins, und die Welt erkenne, daß du mich gesandt hast und liebst sie, gleichwie du mich liebst.“ Der Glaube ist dieselbe Kraft des göttlichen Geistes, welche die Hellenen den Logos nannten; nur kommt in dem Logosprozeß mehr die das Sinnliche negierende Natur des Geistes zum Ausdruck, während der Glaubensprozeß mehr die positive Wirkung betont, nämlich daß der Christusgeist es ist, der durch jene Regierung unseres sinnlichen Menschen erst in uns lebendig wird. Der Christus des Glaubens ist in allen Lebendigen derselbe, weil in ihm alle endlichen Unterschiede aufgehoben sind; er ist in Jesus zuerst Mensch geworden, weil in diesem die Kraft offenbar wurde, seine endliche, geschichtliche Beschränktheit zu negieren, und er wird nun in allen lebendig, die denselben Weg wandeln wie Jesus. Sind die Menschen in ihrer geschichtlichen Erscheinung alle von einander verschieden, so sind sie in Christo wesenseins. Es ist daher der Christus des Glaubens und der Jesus der Geschichte mit nichts eins, sondern der Christus des Glaubens ist geradezu die Negation der Erscheinung des geschichtlichen Jesus.

Von dieser Einsicht hängt das Grundverständnis des Christentums ab. Wer es nicht hat, wird sich immer nur mit Scheinproblemen abquälen. Die wissenschaftliche Erkenntnis der religiösen Wahrheit ist aber schlechterdings ausgeschlossen, wo das Verständnis für die spekulative Natur des Geistes fehlt, und wo der Sinn dafür

fehlt, daß das spekulative Denken nicht psychologisches Denken ist. Denn das eben ist die Grundeigentümlichkeit des Geistes, daß er nur zugleich mit der Kraft der absoluten Negation die göttliche Wahrheit ist, so daß sein vollendetes Wesen nur durch die Negierung aller endlichen, psychischen, geschichtlichen Erscheinung zur Offenbarung gelangt. Diese Kraft der universellen Negation des Geistes ist zuerst mit der sokratisch-platonischen Philosophie abstrakt-wissenschaftlich in das Bewußtsein der Menschheit erhoben worden, und sie ist dann durch das Christentum der ganzen Menschheit religiös-praktisch vermittelt worden. Sie ist der Grundfaktor der ganzen abendländischen Kultur; sie ist es, die den Katholizismus und dann in ihrem Fortgange den Protestantismus erzeugt hat. Daher müßte ein Protestantismus, der dieses Wesen des Geistes nicht mehr versteht, aufhören sich selber zu verstehen, und er würde dadurch die Fähigkeit einbüßen, führender Träger der Kultur zu sein. Zudem ist die christliche Kultur heut über den Standpunkt hinaus, daß sie nur kraft ihrer geschichtlichen Ueberlieferung und ihrer ursprünglichen Vorstellungsform anerkannt wird; heut muß ihre Wahrheit entweder denkend begründet werden, oder sie wird überhaupt nicht mehr geglaubt. Wie aber kann ein Psychologismus und Historizismus diese ewige Wahrheit erfassen, da er das Ewige überhaupt nicht zu erfassen vermag, und der deswegen aus der Not eine Tugend macht, indem er die feste Behauptung aufstellt, es sei dem Menschen überhaupt versagt, das Ewige denkend zu erkennen, und zwar deswegen versagt, weil er es nicht vermag. Dadurch sind wir heut in eine alles zersekende Verwirrung geraten, und von dieser wird sich auch die Wissenschaft erst wieder befreien, wenn sie sich aus der Schwachheit des psychischen Erkennens wieder zur Kraft des geistigen Denkens erhebt, eingedenk der Mahnung des Apostels: „Der psychische Mensch vernimmt nichts vom Geist Gottes; es ist ihm eine Torheit, und er kann es nicht erkennen, denn es muß geistig ergründet werden. Der geistige Mensch aber ergründet alles, er selbst aber wird von niemand ergründet.“

Deutsch-Chinesische Studien.

II. Tsingtau.

Von

Paul Rohrbach.

Wir haben bereits im ersten Teil dieser Arbeit*) Gelegenheit gehabt, den Zusammenhang der Dinge zu streifen, durch den wir zum Kiautschougebiet und zur Gründung von Tsingtau gekommen sind. Mit Rücksicht auf die grundlegende Wichtigkeit dieser Frage für die Beurteilung unserer eigenen Stellung in Ostasien, wie für die frühere und gegenwärtige Politik der übrigen Mächte sei noch einmal kurz daran erinnert.

Nach dem chinesisch-japanischen Kriege von 1894 stand man in Europa vor der Frage, ob China den japanischen Absichten überlassen werden solle oder nicht. Japans Idee war, gestützt auf den Besitz der eroberten Liautungshalbinsel mit Port Arthur, auf das voraussichtliche Protektorat über Korea, das ihm auf die Dauer nicht mehr vorenthalten werden konnte, sobald es die Stellung in der Süd-Mandschurei besaß, und schließlich auf eine ins Leben zu rufende chinesisch-japanische Partei (ihre Ansätze waren bereits vorhanden), seine politische und ökonomische Vorherrschaft in China zu verwirklichen. Von vornherein erschien es nicht unwahrscheinlich, daß es zu großen inneren Unruhen kommen würde, in deren Verlauf die Mandschudynastie in eine kritische Lage geraten konnte. Dann ergab sich für die japanische Politik die Wahl zwischen der Unterstützung der Mandschus oder der Prätendenten. Vermutlich hätte man das letztere vorgezogen, und japanische Waffenhilfe für einen nationalchinesischen Aufstand hätte dann die vorläufige

*) Deutschland und China. I. Das chinesische Problem, 133. Band, Heft 3. und 134. Band, Heft 1 der Preussischen Jahrbücher.

Stationierung japanischer Truppen in China, japanischen Einfluß auf das Kommando der chinesischen Armee, politische und wirtschaftliche Sonderkonzessionen, vorherrschenden Einfluß auf das chinesische Bildungswesen usw. nach sich gezogen. Dieser Eventualität gegenüber befolgten die Mächte eine verschiedene Taktik. Deutschland, Rußland und Frankreich intervenierten und nötigten Japan, denjenigen Schritt, der die Interessen der übrigen Nationen am meisten gefährdete, die Okkupation der Liautungshalbinsel, zurückzutun. Damit war die Gefahr eines direkten und dauernden militärischen Drucks auf China vorläufig beseitigt. Die Kriegsschädigung mußte man den Sieger China natürlich auferlegen lassen, und in Formosa waren die Japaner einstweilen ungefährlich. England glaubte mit seinen eigenen Machtmitteln jederzeit imstande zu sein, allein für seine Interessen in China, d. h. für die ausschließliche Reservierung des Jangtsebaßins für den britischen Einfluß, im Falle, daß China seinen politischen Zusammenhalt verlieren sollte, zu sorgen, und auch Amerika verhielt sich abwartend.

Nach dem Friedensschluß von Schimonoseki gedachten die drei Mächte an China ihre Rechnung für die geleistete Hilfe zu präsentieren. Rußland wollte freie Hand in der Mandchurei, Frankreich große Konzessionen im Süden, Deutschland einen Stützpunkt, über dessen Auswahl man sich aber noch nicht klar war. Unsere Lage war die unvoreteilhafteste von allen. Wir sahen deutlich, daß Rußland und Frankreich darauf ausgingen, von der Landgrenze ihrer ostasiatischen Besitzungen aus sich kontinuierlich nach China hineinzuarbeiten. Rußland setzte die große Mandchureikonzeßion durch, betrachtete die Mongolei und Turkestan als seine nächste Anwartschaft und dachte außerdem daran, entweder durch eine Bahn quer durch die Mongolei nach Peking oder durch eine Hochasien bis in das Weiho- und Hoangotal durchziehende Linie mindestens in Nordchina die maßgebende Macht zu werden. Frankreich besaß in Tongking eine feste Basis für den Einmarsch nach Südchina; England hätte sich bereit finden lassen, gegen Einräumung der freien Hand im Jangtsebecken der russisch-französischen Aufteilungs politik beizustimmen. Eine Vorstellung von der wirklichen militärischen Kraft Japans besaß nach der Minderwertigkeit, die die chinesischen Streitkräfte gezeigt hatten, noch niemand. Die englisch-russisch-französische Verständigung über China wäre imstande gewesen, uns überhaupt auszuschließen. Daß sie tatsächlich gedroht hat, ist unzweifelhaft. Daraus folgte, daß wir gar keine Wahl hatten, ob wir

uns nun auch unsererseits eine Basis zur Geltendmachung von Ansprüchen sichern sollten, oder nicht. Die Wahl fiel auf Kiautschou, weil dies der einzige noch übrige Punkt war, von wo aus die Beeinflussung eines größeren Hinterlandes möglich erschien. Ende 1897 gab die Ermordung der Missionare in Schantung den unmittelbaren Anlaß zur Besetzung. Im übrigen wäre wahrscheinlich auch eine gütliche Verständigung mit China möglich gewesen, da den Chinesen klar sein mußte, daß wir ein Recht auf Gegenleistungen ihrerseits für die Intervention besaßen, bei der wir die Führung gehabt hatten. Rußland protestierte scharf gegen Kiautschou; nicht weil wir überhaupt zugegriffen hatten, sondern weil wir für seine Ansprüche zu weit nach Norden gegangen waren. Es gab sich schließlich zufrieden und benutzte die Besetzung von Kiautschou als Vorwand, um seinerseits Port Arthur und Dalny zu nehmen. Auch Frankreich und England erklärten nun, Kompensationen haben zu müssen: Kuangtschou und Weihaiwei. Auch Italien verlangte etwas, die Bai von Sanmun, wurde aber von den Chinesen kurz abgewiesen.

Bei allen beteiligten Mächten war die Unkenntnis über die inneren Zustände Chinas nach dem japanischen Kriege gleich groß gewesen. Wenige Jahre nach der Okkupation brach der Boxeraufstand aus, und die Bewegung innerhalb des chinesischen Volkes, von der die Unruhen in Tschili und Schantung nur eine Teilerrscheinung waren, offenbarte, daß die innerlich zusammenhaltenden nationalen Kräfte Chinas und die gemeinsame Reaktion seines Volkstums gegen alle fremde Aneignungspolitik viel stärker waren, als man allgemein geglaubt hatte. Bald nachdem die Ruhe wiederkehrt war, sah jedermann, daß es mit der „Aufteilung“ Chinas gute Wege haben würde. Damit war natürlich vor allen Dingen den Interessen derjenigen Mächte gedient, die, wie Deutschland, von vornherein nur unter dem Druck der Verhältnisse an eine gewisse Sicherung ihrer Zukunft in China mit hatten denken müssen, für die aber an sich nach Lage der Dinge nichts angenehmer und vorteilhafter sein konnte, als eine loyale Politik der offenen Tür und der Integrität des Landes. Nur England machte noch einen Versuch, sich Schanghai und damit den Jangtse durch einen militärisch-politischen Handstreich für eigene Rechnung zu sichern, aber dieser Versuch konnte von den übrigen Mächten, besonders von deutscher Seite, abgewehrt werden, weil die englische Macht damals im Burenkriege zum größeren Teile festlag.

Nachdem es nun klar war, daß von politisch-reservierten terri-

torialen Einflussszonen oder vollends von großen kolonialen Erwerbungen in China für keine der europäischen Mächte (ausgenommen vorläufig Rußland in der Mandschurei) mehr die Rede war, mußte sich die Frage erheben, welche Bedeutung den vorher erworbenen politischen Stützpunkten — für Deutschland also speziell Kiautschou — mit Rücksicht auf die ostasiatische Politik der Mächte noch innewohnte. Diese Frage ist tatsächlich auch gestellt und in der Presse diskutiert worden.

Nachdem Kiautschou etwa ein Jahrzehnt unter deutscher Flagge gestanden hatte, wurde durch den Aufsatz von Dr. Menge-Tokio im Maiheft der Preussischen Jahrbücher 1907 eine Debatte darüber eröffnet, ob dieser Erwerb für Deutschland von Nutzen gewesen sei und ob oder wie weit er für die Zukunft Nutzen verspräche. Dr. Menge kam in seinem Aufsatz zu dem Ergebnis, daß von einem erheblichen Nutzen des ostasiatischen Schutzgebiets für Deutschland weder bisher noch für die Zukunft gesprochen werden könne, und er folgerte hieraus, daß es am geratensten sei, Kiautschou an China zurückzugeben und dafür von den Chinesen, auf Grund des durch die Rückgabe herzustellenden besonderen Vertrauensverhältnisses, andere Vorteile zu erlangen. Ähnliche Stimmen wurden auch noch an anderen Stellen laut, und bedeutend mehr als in der deutschen Presse wurden sie in Ostasien beachtet — bis zu dem Grade, daß z. B. große auswärtige Unternehmungen geschäftlicher Natur vor ihrer Niederlassung in Tsingtau sich besonders vergewissern zu sollen glaubten, ob nicht tatsächlich eine Absicht der deutschen Regierung selbst vorläge. Die Aufnahme, die dem Vorschlag Dr. Menges begegnete, war sowohl in der Heimat als auch im fernen Osten in der Presse und der übrigen Öffentlichkeit fast vollkommen negativ. Nichtsdestoweniger ist diese Angelegenheit mit die Ursache dazu gewesen, daß ich mich im Einverständnis mit dem Herausgeber der Preussischen Jahrbücher zu der Studienreise nach Ostasien und speziell nach unserem Schutzgebiet entschloß, deren Ergebnis ich den Lesern der Jahrbücher unterbreite. Dabei ist es mir vor allen Dingen ein Bedürfnis, zu Anfang dieses Kapitels über Tsingtau der obersten Verwaltung und den Behörden unseres Schutzgebiets aufrichtigen Dank für das umfassende und freundliche Entgegenkommen auszusprechen, das mir von ihrer Seite bei meiner Arbeit zuteil geworden ist. Vor allen Dingen hat sich aber dieser Dank auch darauf zu beziehen, daß mir in einer ganz besonders liberalen und unparteiischen Weise Gelegenheit gegeben worden ist, alles Er-

forderliche selbst zu sehen, das in Frage kommende Material selbständig zu prüfen und in die noch zweifelhaften oder einer besonderen Aufklärung bedürftigen Punkte durch wiederholte Rückfragen und Aussprachen an sachverständiger Stelle Klarheit zu bringen. Es liegt ferner in der Natur der Sache, wenn sich in einem Schutzgebiet von dem vorläufigen Entwicklungsstadium Kiautschou fast alles Wesentliche unter der direkten Leitung und dem maßgebenden Einfluß der Verwaltung vollzieht, und es ist ebenso natürlich, wenn bei der wachsenden Bedeutung der privatwirtschaftlichen Unternehmungen und Interessen von dieser Seite her eine fortlaufende und mitunter energische Kritik an den Regierungsmaßnahmen geübt wird. Für mich war es also von vornherein eine Notwendigkeit, auch mit den Vertretern und Wortführern der nichtamtlichen öffentlichen Meinung so eingehend wie möglich Fühlung zu nehmen und zu versuchen, mir das Bild des Ganzen, das sich von ihren Gesichtspunkten aus ergab, mit derselben Unbefangenheit zu vergegenwärtigen und in seinen Einzelzügen zu prüfen — soweit es nicht etwa zu anmaßend sein sollte, diese Ausdrucksweise nach einem Aufenthalt, der immerhin nur wenige Monate umfaßt, anzuwenden. Wenn ich es daher wage, diese Studie über Kiautschou zu veröffentlichen, so haben die allgemein-wirtschaftlichen Erfahrungen, die geschäftliche Sachkenntnis und die bereitwillige Liebenswürdigkeit all der amtlichen und nichtamtlichen Persönlichkeiten, denen ich meine Fragen stellen und deren Unterhaltung ich genießen durfte, ihren reichlich gemessenen Anteil daran. Mögen daher diese Blätter, wenn sie aus Deutschland wieder nach Tsingtau zurück gelangen, denjenigen, die sich meiner in Ostasien freundlich angenommen haben, einen nochmaligen herzlichen Dank und Gruß bringen.

Gehen wir nunmehr, um eine Grundlage für die Beantwortung der Hauptfrage zu schaffen — der, nach dem Wert oder Unwert Tsingtaus für die deutsche Politik in Ostasien —, zu einer näheren Untersuchung der dortigen Verhältnisse über. Es wird von vornherein einleuchten, daß wir sie nicht außer Zusammenhang mit den allgemeinen chinesischen Zuständen, sowohl wirtschaftlicher als auch geographisch-physikalischer Art, betrachten können.

Das erste, was dem Besucher Ostasiens im gegenwärtigen Zeitpunkt entgegentritt, ist die allgemeine Klage der Geschäftswelt über eine seit langem nicht erhörte geschäftliche Depression. Das Wirtschaftsleben, vor allen Dingen der Handelsverkehr, liegt vom äußersten Süden bis zum Norden Chinas in gleicher Weise dar-

nieder, und wenn man nach Japan hinüberblickt, so erscheint dort die wirtschaftliche Krisis nach dem Urteil der Sachverständigen und Kenner des Landes sogar noch schärfer und gefährlicher, als in China. Ueber die Gründe dieser augenblicklichen Lage wird viel und vielerlei geredet, aber im allgemeinen treffen die gegebenen Erklärungen doch in den wichtigsten Punkten ziemlich übereinstimmend zusammen. Es ist nicht eine einzelne Ursache vorhanden, sondern es sind mehrere. Als der russisch-japanische Krieg ausbrach, war man in der ostasiatischen Geschäftswelt auf ihn noch nicht unmittelbar vorbereitet, und die vorhandenen Warenbestände konnten daher eher knapp als reichlich genannt werden. Gleich nach Kriegsausbruch erfolgten sowohl von russischer als auch von japanischer Seite große Bestellungen. Außerdem erhöhte die massenhafte Ausfuhr von Lebensmitteln aus China nach dem Kriegsschauplatz die chinesische Kaufkraft und Geschäftslust bedeutend. Die Lage änderte sich aber bald. Die Japaner waren von vornherein darauf aus, so viel wie möglich von ihrem Bedarf im Inlande zu decken, und sie erreichten im weiteren Verlauf des Krieges dieses Ziel mehr und mehr; die Russen dagegen wurden bald von der Küste abgeschnitten und in das Innere der Mandschurei hineingedrängt, so daß sie nicht mehr in der Lage waren, ihren Bedarf aus den großen Handelsplätzen an der chinesischen Küste zu befriedigen. Der Abnahme des Bedarfs auf dem Kriegsschauplatz hätte naturgemäß eine entsprechende Zurückhaltung in den Bestellungen folgen sollen, die von China aus in Europa und Amerika gemacht wurden. In Wirklichkeit aber erfolgte das Gegenteil. Das plötzliche Auftreten eines momentanen großen Warenbedürfnisses in Ostasien fiel ungefähr zusammen mit besonderen Verhältnissen auf dem internationalen Baumwollmarkt während des Jahres 1904. Baumwollspeculationen in Nordamerika hatten vorher die Preise für das Rohmaterial sehr in die Höhe getrieben, und die Industrie hatte sich daher von Einkäufen möglichst zurückgehalten. Mitte 1904 sank der „Cotton Corner“ in Amerika zusammen. Die Preise fielen und die Industrie begann Rohbaumwolle zu kaufen. Naturgemäß strömten im selben Augenblick die Bestellungen auf fertige Ware aus aller Welt an den großen Fabrikationszentren zusammen und die Lieferfristen der Fabriken wurden immer länger. Als zu Beginn des russisch-japanischen Krieges, wo noch niemand mit der raschen Verlegung des Kriegsschauplatzes ins Binnenland rechnete, die Hochflut der Bestellungen aus Ostasien einsetzte, da mußten sich die dortigen Firmen bereits Lieferfristen bis zu neun

Monaten gefallen lassen, d. h. die Ende 1904 bestellten Waren konnten erst Mitte 1905 in Tientsin, Schanghai usw. zur Ablieferung gelangen. Als dann aber die bestellten Waren eintrafen, waren die Absatzverhältnisse nach dem Kriegsschauplatz bereits sehr verschlechtert, und es blieben viele Gegenstände, namentlich Baumwollartikel, liegen. Ähnlich stand es mit den übrigen Bedarfsgegenständen, in denen gleichfalls zu große Bestellungen gemacht worden waren. Hierzu kam noch ein weiteres ungünstiges Zusammentreffen. Mitte 1905 begann in China der Boykott gegen die amerikanischen Waren aus Anlaß der Agitation gegen die chinesische Einwanderung in Nordamerika. Diese Maßregel war von den chinesischen Kaufleuten längere Zeit vorher erwogen worden, aber unglücklicherweise hatten viele Leute zugleich dabei besonders schlaue Pläne, und jedermann hatte sich unmittelbar vor der Erklärung des Boykotts durch reichliche Bestellungen mit amerikanischen Waren versorgt. Das Ergebnis war also wiederum ein starker Wareneinstrom aus Amerika gleichzeitig mit dem Eintreffen der in Europa aufgegebenen und mittlerweile nicht mehr in dem Umfange notwendigen Bestellungen. Außerdem vermehrte die plötzliche günstige Entwicklung der Geschäftslage zu Beginn des Jahres 1904 nicht nur die Zahl der europäischen Häuser und ihrer Filialen, sondern auch die der chinesischen Firmen bedeutend. Man schätzt, daß die Zahl der letzteren in Schanghai sich in den Jahren 1904 und 1905 etwa verdoppelt hat. Dazu kam, daß europäische Exporthäuser in der Heimat, angelockt durch die plötzlich massenweise aus China einströmenden Bestellungen, Spezial-Agenten hinausgeschickten, um womöglich noch mehr von dem Geschäft für sich zu gewinnen. Diese forcierte Bereisung durch europäische Kommissionäre trug gleichfalls zur Vermehrung des Wareneinstromes ohne Rücksicht auf die langen Lieferungsfristen bei. Namentlich nutzten die alten und neuen chinesischen Handelsfirmen das direkte Importangebot aus und legten sich Vorräte an, an deren glattem Absatz selbst bei Fortdauer der günstigen Konjunktur billig gezweifelt werden durfte.

Im Jahre 1906 setzte dann der Rückschlag, der schon 1905 vorauszu sehen war, in aller Schärfe ein. Er begann damit, daß die chinesischen Firmen durch ihre hohen Zinsverpflichtungen, die sie nach landesüblichen Prozentsätzen eingegangen waren, teils zur Verschleuderung ihrer Bestände, teils zu Zahlungseinstellungen genötigt wurden. Der Zinssatz, zu dem der chinesische Kaufmann bei seinen Geldgebern Kapital erhält, ist ein sehr viel höherer als der gewöhn-

liche europäische, und das Liegenbleiben der Waren mußte sich daher bei den Chinesen auf eine noch schlimmere Weise äußern, als bei den europäischen Häusern. Nicht nur, daß die Schäden für den Augenblick groß waren, sondern die Kauf- und Kapitalkraft dieser Leute wurde durch den erlittenen Schaden auf eine Reihe von Jahren hinaus empfindlich geschwächt.

Diese ganze Wendung des Importgeschäfts in China war bereits an sich ungesund. Sie wurde aber noch sehr verschlimmert durch währungs politische Vorgänge in China, und diese wurden das eigentliche entscheidende Uebel. Die große amerikanische Kupferkrise mußte an sich natürlich auch auf dem chinesischen Markt bemerkbar werden. Abgesehen von ihrer allgemeinen Rückwirkung äußerte sich aber die rapide Verbilligung des Kupfers besonders schädlich in der chinesischen Käschprägung. Die eigentliche Münze in China ist, wie wir uns erinnern, der kupferne Käsch; Silber wird nicht zu einem festgesetzten Nennwert, sondern nur nach seinem Gewicht, nach seinem Feingehalt und nach seinem eigentlichen Kursstand als Zahlungsmittel gebraucht. Während nun früher bei hohen Kupferpreisen der Metallwert des kupfernen chinesischen Käsch hoch gestanden hatte, so daß man selbst anfangs, die Käschstücke, aller Verbote ungeachtet, als Metall gegen Silber aufzukaufen und zu exportieren, fiel der Metallwert nun plötzlich gegen den Nennwert. Unmittelbar vorher war die chinesische Regierung daran gegangen, statt der alten durchlochten Einkäschstücke neue Zehnkäschstücke mit einem geringeren Gesamtgehalt an Metall zu prägen. Dieses schon vorher vorteilhafte Prägegeschäft wurde durch den Fall des Preises für Rohkupfer für die Staats- oder vielmehr Provinzialkassen noch viel lohnender; die Regierung zog nicht nur die alten Käschstücke zur Umprägung ein, sondern kaufte auch Kupfer aus Amerika in Menge zur Neuprägung von Zehnkäschstücken. Die Folge war natürlich, daß im öffentlichen Verkehr sehr bald eine Entwertung der neuen Käsch eintrat, und gegenwärtig beträgt diese Entwertung bereits ca. 30 % gegen den Nominalwert. Um diesen Betrag ist also die augenblickliche Kaufkraft der auf den Verkehr mit den neuen Käsch*) angewiesenen Masse in China gesunken — und das geschah gegenüber der starken Anhäufung fremder Einfuhrwaren, die selbst jetzt (Sommer 1908), mehr als 4 Jahre nach Ausbruch des russisch-japanischen Krieges, an einzelnen Plätzen, wie z. B. in Tientsin, trotz der Verringerung

*) Im Inneren werden noch viel alte vollwertige Käsch gebraucht.

der Zufuhr in den letzten Jahren, noch nicht vollständig verkauft sein sollen. Schließlich traten noch Uberschwemmungen im Sangtsegebiet, der wichtigsten Aufnahmegegend von China für die fremde Einfuhr, während der Jahre 1906/07 hinzu, um die allgemeine Lage noch weiter ungünstig zu beeinflussen. Auf diesem Hintergrund will also zunächst das äußere Bild der Verhältnisse, das sich in Tsingtau gegenwärtig darbietet, verstanden werden — d. h. wir dürfen im Augenblick nicht erwarten, die Lage in Tsingtau von der ostasiatischen Handelskrisis unbeeinflusst zu finden.

Wer Tsingtau gegenwärtig besucht und sich einerseits mit den statistischen Zahlen der Handelsentwicklung, andererseits mit dem Durchschnitt vieler privaten Urteile über die Lage der Dinge bekannt zu machen sucht, der stößt zunächst auf einen ganz auffallenden Widerspruch. Die Ausfuhr, die zurzeit der Befezung der Kiautschoubucht durch uns ganz unbedeutend war, betrug (in abgerundeten Zahlen) während des Geschäftsjahres vom 1. Oktober 1901 bis 30. September

1902	. . .	2,64	Millionen	Dollars
1902/03	. . .	4,45	"	"
1903/04	. . .	7,37	"	"
1904/05	. . .	9,99	"	"
1905/06	. . .	10,39	"	"
1906/07	. . .	15,14	"	"

Die entsprechenden Zahlen für die Einfuhr von Waren nicht chinesischen wie chinesischen Ursprungs, ausschließlich der Materialien für Eisenbahn- und Bergbau, sowie ausschließlich der für Rechnung des Gouvernements erfolgten Einfuhr, sind folgende:

1901/02	. . .	6,73	Millionen	Dollars
1902/03	. . .	12,82	"	"
1903/04	. . .	17,4	"	"
1904/05	. . .	22,44	"	"
1905/06	. . .	30,02	"	"
1906/07	. . .	36,45	"	"

Es zeigt sich also in der Einfuhr wie in der Ausfuhr eine fortgesetzte kräftige Steigerung, und gegenwärtig, nach etwa zehnjährigem Bestehen, hat Tsingtau mit seiner Gesamthandelsbewegung den beinahe 40 Jahre älteren Handelsplatz Tschifu an der Nordseite der Schantungshalbinsel erreicht und ist jetzt im Begriff, ihn kräftig zu überflügeln. Dabei erscheint es besonders auffällig, daß sich in der Aus- und Einfuhr Tsingtaus bis Ende 1907 keine Beeinflussung

durch die große ostasiatische Handelsdepression der letzten Jahre bemerkbar zu machen scheint. Während des laufenden Wirtschaftsjahres 1907/08 wird allerdings, nach dem bisherigen Ergebnis der Vierteljahrstatistiken der chinesischen Seezollverwaltung zu schließen, ein Fortschritt, wie in den Vorjahren, nicht zu verzeichnen sein. Die Handelskrisis äußert sich also für Tsingtau im Stillstand der Entwicklung. An anderen Plätzen ist es aber zu großen Rückgängen gekommen, die z. B. für Tschifu während der Monate Januar bis März 1908 gegen denselben Zeitraum 1907: 2,2 % betragen; in Niutschwang sind es 37,2 %, in Kanton 5,9 %, in Schanghai 13,4 %, in Tientsin 44,1 %! Tsingtau dagegen hat immer noch eine wenn auch geringe Zunahme um 1,2 % zu verzeichnen. Auf derselben Höhe geblieben ist die Handelsbewegung unter den nördlichen Vertragshandelshäfen Chinas, nur noch in dem japanischen Dairen (früher russisch Dalny), dem chinesischen Talienwan. Ueber Einzelheiten, die für die Beurteilung des Handels von Tsingtau im Verhältnis zu den übrigen Plätzen Nordchinas in Betracht kommen, wird später noch ausführlicher zu reden sein; einstweilen steht durch die vorgeführten Ziffern fest, daß eine kräftige Entwicklung im allgemeinen nicht bestritten werden kann. Einer besonderen Hervorhebung ist auch noch die Tatsache wert, daß an der stetigen Steigerung des Gesamtumsatzes in Aus- und Einfuhr nicht etwa die Kohlenausbeute der Schantung-Bergbaugesellschaft einen spürbaren Anteil hat, da der Absatz der geförderten Kohlen einstweilen noch fast ganz und gar innerhalb der Grenzen des Eisenbahngebiets und der Provinz Schantung erfolgt.

In einem starken Widerspruch mit dem Bilde, das sich aus den Ziffern der Aus- und Einfuhrstatistik zu ergeben scheint, steht nun eine gewisse kritische Gemütsverfassung und teilweise pessimistische Stimmung, die dem Besucher Tsingtaus jetzt bei der allgemeinen Unterhaltung in privaten Kreisen des Schutzgebiets entgegentritt. Mit außerordentlicher Bestimmtheit wird vielfach über den schlechten Geschäftsgang, über die stagnierende Entwicklung, über falsche wirtschaftspolitische Maßnahmen der Verwaltung und dergleichen geärgert. Besonders lebhaft wird z. B. auf den großen Unterschied hingewiesen, den das Bild des Dampferverkehrs in Tsingtau und Tschifu gewährt. In Tsingtau gehöre es zu den Ausnahmen, daß eine größere Anzahl Dampfer im Hafen liegt, während auf der Rheide von Tschifu fortwährend eine Menge Dampfer zu sehen sei. In Tschifu und anderen Plätzen herrsche ein reges, auf der natür-

lichen Entwicklung der Verhältnisse beruhendes Verkehrswesen; in Tsingtau hätten die Geschäftsleute großenteils mit wachsenden Schwierigkeiten zu kämpfen, ja es bestehe eine wirkliche Geschäftskrisis.

Allerdings: eine besondere Tsingtauer Krisis besteht zum Teil wirklich, aber ihr Eintritt war auf Grund natürlicher und nahe liegender Erwägungen schon seit Jahr und Tag vorauszusehen, und sie hat wenig mit der prinzipiellen Beurteilung der Entwicklungsverhältnisse Tsingtaus zu tun. Natürlich ändert das nichts an der Tatsache, daß die Betroffenen sie schwer empfinden und daß sich unter ihrem Eindruck das Bild der allgemeinen Lage für bestimmte Kreise überwiegend ungünstig gestaltet. Nur ist es ein sachlich unberechtigter Standpunkt, von hier aus allgemeine Urteile mit dem Anspruch auf allgemeine Gültigkeit fällen zu wollen. In Tsingtau sind von 1897 bis jetzt nicht weniger als 110 Millionen Mark an staatlichen Mitteln aufgewendet worden. Die kritische Auseinandersetzung dieser Gesamtsumme in ihre einzelnen Positionen soll weiter unten erfolgen; einstweilen genügt die Feststellung, daß es sich hier natürlich nicht nur um dauernde Aufwendungen des Reichs, sondern überwiegend um die einmaligen Gründungs- und Anlagekosten für das Schutzgebiet handelt. Die wichtigsten Positionen sind hierbei der Hafenaufbau, die (verhältnismäßig recht bescheidenen) Befestigungswerke, die Herstellung der Regierungsgebäude, der gesamten Stadtanlage einschließlich der Wege, der Kanalisation, der Beleuchtung usw., und die Forstkulturen. Außer jenen 110 Millionen aus Reichsmitteln wurden noch über 60 Millionen Privatkapital durch die Erbauung der über 400 km langen Schantungseisenbahn und die Einrichtung der Bergwerksbetriebe der Schantung-Bergbaugesellschaft angelegt. Auch die Aufwendungen für die Eisenbahn und die Bergwerke müssen in ähnlicher Weise als große einmalige Ausgaben, als Investitionen von Gründungskapital, angesehen werden, wie die staatlichen Ausgaben für Hafen, Dock und sonstige Regierungsbauten und Anlagen. Nebenher geht das Lieferungsgeschäft für den Bedarf der in Tsingtau stationierten Marinetruppen und das Kreuzergeschwader. Abgesehen von diesen letzten Positionen mußte ein starker Umschwung der Verhältnisse mit Notwendigkeit von dem Augenblick an erwartet werden, wo die einmaligen großen staatlichen Bauten und Lieferungen und die Arbeiten an der Bahn und den Bergwerken ihr Ende erreichten. Während der Gründungszeit hat sich aber in Tsingtau eine im Verhältnis zu dem dauernden zukünftigen Bedarf

viel zu bedeutende Anzahl von Firmen etabliert, davon nicht wenige mit einem ganz unbedeutenden Kapital und mit Ansprüchen an die Höhe der persönlichen Lebenshaltung, die weniger den zukünftigen dauernden Verhältnissen, als dem augenblicklichen guten Verdienst entsprachen. Außerdem haben noch zweimal besonders günstige aber gleichfalls vorübergehende Umstände dazu beigetragen, den in Tsingtau begründeten Unternehmungen und Firmen einen außerordentlichen Gewinn zuzuführen: erstens der Verdienst, den die Lieferungen für die Truppen in Tientsin und Peking im Sommer 1900 mit sich brachten, und zweitens der russisch-japanische Krieg 1904 und 1905. Für Tsingtau fiel der Krieg gerade mit der allmählich beginnenden Verringerung des staatlichen Bau- und Liefergeschäfts zusammen, und man kann wohl sagen, daß die gegenwärtigen Klagen an Ort und Stelle schon früher laut geworden wären, wenn nicht dieses besondere Zusammentreffen stattgefunden hätte. Wer sich Tsingtau unparteiisch ansieht und sich von älter ansässigen Leuten etwas über die Entwicklung der letztverflohenen Jahre erzählen läßt, der wird keinen Zweifel darüber haben, daß hier von Privaten viel, zum Teil sehr viel Geld verdient worden ist, und daß gut, zum Teil ganz außerordentlich gut gelebt worden ist. Daß derartige Verhältnisse dauernd bestehen bleiben sollten, war aber aus den angedeuteten Gründen von vornherein ausgeschlossen. Man braucht nur einen Gang durch die Straßen zu machen und hier und da einige Fragen an kundiger Stelle zu tun, um sofort zu sehen, daß die Zahl der kleineren, auf den bloßen Ortsverkehr und das Ortsgeschäft berechneten Betriebe zu groß ist. Wenn nicht in nächster Zeit ähnlich unerwartete, das Geschäftsleben begünstigende Ereignisse eintreten, wie 1900 und 1904 — vorläufig ist aber nicht leicht zu sehen, woher sie kommen sollen —, so muß es als ausgeschlossen gelten, daß sich alle jetzt am Ort bestehende Firmen in derselben Weise wie bisher dauernd halten. Gegenwärtig ist die europäische Zivilbevölkerung zirka 1500 Köpfe stark (gegen 1225 im Jahre 1905/06) und die Kopfstärke der Besatzungstruppen beträgt nicht ganz 2500 Mann. Selbst wenn man die größere Höhe der Gehälter und Löhnungen in Ostasien in Betracht zieht, so reicht eine derartige Einwohnerschaft nicht hin, um die Menge der bloßen Platzgeschäfte in Tsingtau zu unterhalten, zumal auch auf dieser Seite vielfach mit bedeutenden Unkosten, namentlich mit einer sehr reichlichen Zahl von europäischen Angestellten, gewirtschaftet wird. Dazu kommt noch ein weiteres Moment. Je länger desto mehr zieht sich

eine leistungsfähige chinesische Kaufmannschaft nach Tsingtau, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß gerade hierin eine grundlegende Vorbedingung für den andauernden Aufschwung des Platzes liegt. Der chinesische Kaufmann aber arbeitet auf der einen Seite mit erheblich geringeren Unkosten als der deutsche, der sein Geschäft in erster Linie auf die Befriedigung des Ortsbedarfs hin zugeschnitten hat, und er ist auf der anderen Seite in der Lieferung der gewöhnlichen Verbrauchsartikel ungefähr ebenso leistungsfähig wie jener — insolgedessen also billiger, zum Teil ganz merklich billiger. Unmöglich kann man es der nicht handelntreibenden Einwohnererschaft von Tsingtau zumuten, daß sie dieselben Sachen, die man beim Chinesen annähernd ebenso gut aber billiger bekommen kann, im deutschen Warenhaus oder Konsumgeschäft erstekt. Gerade die übermäßig große Anzahl der kleineren und mittleren europäischen Geschäfte hat zur Folge, daß auf jedes von ihnen nur eine geringe Anzahl von Einkäufen entfällt, und dadurch wird wiederum eine Steigerung der geforderten Preise bedingt, die in dieser Weise vermieden werden könnte, wenn die Zahl der Geschäfte geringer wäre. Die hohen Preise, die durch die Ueberproduktion an Geschäftsbe trieben bedingt werden, veranlassen ihrerseits wiederum die Bevölkerung, zumal die auf ein bestimmtes Einkommen angewiesenen Beamten und Offiziere, ihren Bedarf, soweit es geht, durch direkten Bezug in Deutschland zu decken. Die Kaufleute führen über diese Praxis Klage und vertreten vielfach den Standpunkt, daß die besseren Einkommenverhältnisse die Beamten und Offiziere moralisch verpflichteten, statt direkt in Deutschland, in den Tsingtauer Geschäften zu kaufen. Daß dies ein ganz unhaltbarer Gedanke ist, liegt auf der Hand, denn das Reich zahlt seine Gehälter nicht zu dem Zweck, um draußen Betriebe am Leben zu erhalten, für deren Existenz bei der jetzt vorhandenen Zahl der Einwohnerschaft keine innere Notwendigkeit vorliegt, sondern es zahlt sie zu dem Zweck, um seinen Angestellten eine Entschädigung für die vermehrte gesundheitliche Gefahr und für die mancherlei sonstigen Schwierigkeiten und Entbehrungen zu gewähren, die mit dem langjährigen Aufenthalt unter den dortigen Verhältnissen notwendig verbunden sind. Außerdem bleibt für jeden Tsingtauer Haushalt noch eine Menge übrig, was nicht durch Bestellung zu Hause, sondern in Tsingtau selbst zu hohen Preisen beschafft wird.

Um also eine richtige Anschauung von dem augenblicklichen Entwicklungsstande und der wirtschaftlichen Zukunft Tsingtaus zu

gewinnen, muß man zunächst zwischen denjenigen Urteilen, die auf der geschilderten besonderen Lage des Tsingtauer Platzgeschäfts beruhen, und denjenigen, die sich auf allgemeine Gründe und Tatsachen stützen, unterscheiden. Dazu kommt, daß Tsingtau auch für die nächste Zeit nicht unberührt von der großen ostasiatischen Handelskrisis bleiben kann. Wir haben bereits bemerkt, daß es bisher viel weniger gelitten hat, als andere Plätze, und daß auch im laufenden Geschäftsjahr bisher noch kein wirklicher Rückgang, sondern eher noch eine geringe Steigerung eingetreten ist. Diese Erscheinung ist sehr erfreulich, aber man darf sich beiläufig nicht darüber täuschen, daß sie, zum Teil wenigstens, ihre besonderen Gründe hat. Tsingtau als junger ostasiatischer Handelsplatz besitzt noch nicht die Geschäftsverbindungen der älteren Häfen, und es wird daher auch weniger von der direkten Rückwirkung geschäftlicher Schwierigkeiten, Zahlungseinstellungen usw. getroffen, die sich an anderen Punkten des ostasiatischen Geschäftslebens einstellen. Ein Teil der allgemeinen Unerfreulichkeit der ostasiatischen Geschäftslage (vielleicht abgesehen von Hankau am Yangtse, wo wiederum besondere Verhältnisse vorliegen) geht sicher gerade darauf zurück, daß die alten Handelsplätze mit ihrem kommerziellen Leben eng unter einander verbunden sind und daß so die Lage an den großen Zentren Kanton, Schanghai, Tientsin sofort auf alle übrigen Stellen zurückwirkt. Daß Tsingtau einstweilen noch ziemlich draußen steht, ist nicht an sich, sondern nur in diesem zufällig gegebenen Augenblick ein Vorteil. Ueber Jahr und Tag, wenn die Verbindungen mit dem übrigen Ostasien enger geknüpft sind, wird sich etwas derartiges hier auch nicht mehr wiederholen können.

Die bisher so günstige Entwicklung Tsingtaus ist im wesentlichen durch zwei Faktoren bedingt: die Schantungseisenbahn und das Zollabkommen mit China von 1905. Mit dem Eisenbahnbau wurde Ende 1899 begonnen, und trotz der inzwischen wegen der sogenannten Boxerunruhen eingetretenen Schwierigkeiten wurden die Arbeiten bis zum Jahre 1904 fertig gestellt. Vom Geschäftsjahr 1902/03 an begann sich die Wirkung der Eisenbahn in einer raschen Steigerung des Gesamthandels zu äußern. Hatte der bis dahin stets unter 10 Millionen Dollars*) betragen, so stieg er von 1902/03 bis zum

*) Eine gewisse Schwierigkeit bei den Angaben über den Wert des Tsingtauer Handels liegt in den besonderen Währungsverhältnissen Chinas. Der Kurs des Dollars hat während der letzten Jahre innerhalb der Grenzen von ca. 1,72 bis 2,40 W. geschwankt, und dementsprechend der Wert der chinesischen Reich-

Jahre 1906/07 auf 17,3 — 24,9 — 32,4 — 39,5 — 51,6 Mill. Dollars. Dem entspricht die Steigerung des Schiffsverkehrs im Hafen von Tjingtau von 182 Dampfern im Jahre 1899/1900, auf 498 im Jahre 1906/07. Als ein besonders wichtiges und erfreuliches Ergebnis des Eisenbahnbaues muß die allmähliche Verbesserung des Verhältnisses zwischen der Einfuhr und Ausfuhr Tjingtaus betrachtet werden. Während in früheren Jahren die Ausfuhr etwa nur ein Viertel des Gesamthandels zu betragen pflegte, hat sie im Jahre 1906/07 bereits nahezu ein Drittel des Gesamthandels umfaßt, d. h. der Wert der Ausfuhr ist beinahe auf die Hälfte vom Wert der Einfuhr gestiegen, und zwar, was wiederum besonders angemerkt werden muß, ohne daß es bisher zu einer ins Gewicht fallenden Kohlenausfuhr aus den Betrieben der Schantung-Bergbaugesellschaft gekommen wäre. Daß nicht nur die Kohlenausfuhr, sondern späterhin auch eine Ausfuhr von Hüttenprodukten aus den Eisenerzlagern an der Bahn sich entwickeln wird, ist aber, wie wir bei der Besprechung der Bergwerksverhältnisse noch sehen werden, höchst wahrscheinlich, und alsdann wird sich die bisher immer noch nicht günstige Bilanz zwischen Tjingtaus Export und Import wohl endgültig verbessern. In Tschifu entsprechen sich Ausfuhr und Einfuhr besser. Würde das Verhältnis zwischen Ausfuhr und Einfuhr in Tjingtau dem in der ganzen Provinz Schantung entsprechen, so wäre die Lage höchst ungesund, aber der Handel über die Landgrenze von Schantung kann überhaupt nicht statistisch erfaßt werden. Mutmaßlich überwiegt hier die Ausfuhr die Zufuhr. Auf jeden Fall fällt auch der verhältnismäßig starke Zufluß an barem Geld nach Schantung ins Gewicht. Er stammt daher, daß viele Schantungleute als Arbeiter nach der Mandschurei zu gehen pflegen und mit ihrem Verdienst zurückkehren. Die Bar-gelbefuhr aus der Mandschurei war außerordentlich stark, als dort die russische Bahn gebaut und die Häfen von Dalny und Port-Arthur errichtet wurden. Seitdem ist der Arbeiterstrom, der von Schantung nach der Mandschurei fließt, schwächer geworden, aber er hat auch gegenwärtig unter dem japanischen Regiment keineswegs aufgehört.

Von sehr günstiger Wirkung ist ferner das veränderte Zollabkommen mit China gewesen. Während der ersten Jahre nach der

nungsmünze, des Taels. Im allgemeinen kann man annehmen, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen der Mittelwert für den Dollar 2 M. und für den Tael 3 Mark in deutscher Währung beträgt.

Besezung von Kiautschou erfolgte die Verzollung der aus dem Schutzgebiet nach China gehenden Güter jedesmal bei ihrem Uebergang auf den Transport ins Innere; Tsingtau und das Schutzgebiet selbst bildeten ein Freihandelsgebiet. 1905 wurde statt dessen nur ein beschränktes Freihafengebiet geschaffen und im Schutzgebiet derselbe Zollsatz eingeführt, wie in China. Mit Rücksicht darauf, daß der über Tsingtau gehende Handel im wesentlichen aus dem chinesischen Hinterland kommt und dorthin bestimmt ist, übernahm die chinesische Seezolldirektion in Tsingtau die Verwaltung des Zolls, wogegen das Gouvernement von Kiautschou mit einem bestimmten Anteil, 20 % der Zollerträge, an den Einnahmen beteiligt ist. Diese Teilung nach dem Verhältnis von 4 : 1 zwischen China und der Schutzgebietsverwaltung beruht auf der Annahme, daß ein Fünftel der in Tsingtau anlangenden Waren für den Verbrauch innerhalb des deutschen Gebiets, vier Fünftel dagegen für die Durchfuhr nach China bestimmt seien. Zum erstenmal erhielt das Gouvernement für die Zeit von Januar bis Juni 1906 einen Anteil an den Einnahmen des chinesischen Zollamts. Für das Jahr 1906/07 betrug er bereits über 570 000 Mark und machte mehr als ein Drittel der eigenen Einnahmen des Schutzgebietes aus. Unmittelbar nach dem Abschluß des Zollabkommens mit China erlebte der Gesamthandel von Tsingtau den größten bisher vorgekommenen Aufschwung: um ca. 12 Millionen Dollars von 1905/06 auf 1906/07. Gegenwärtig wird der chinesische Zoll erhoben, sobald die Ware den neu geschaffenen Freihafenbezirk innerhalb der Tsingtauer Hafenanlage verläßt, während früher jeder einzelne Posten von Gütern für sich verzollt werden mußte, sobald er in den chinesischen Verkehr gelangte. Diese Praxis hatte z. B. zur Folge, daß die Passagiere beim Antritt der Eisenbahnfahrt von Tsingtau ins Innere ihr Gepäck revidieren und eventuell verzollen lassen mußten. Ebenso mußten die chinesischen Kaufleute, die zum Einkauf von Waren aus dem Innern nach Tsingtau kamen und dort in der Regel sehr verschiedene Warengattungen von verschiedenen Tsingtauer Firmen bezogen, von den Einkaufsstellen aus die Verzollung beim chinesischen Zollamt besorgen, was auf alle Fälle einen Verlust an Zeit, eine Vermehrung der Unkosten und eine große Erschwerung des Geschäftsganges bedeutete. Auf die Dauer wäre es bei diesem Modus gar nicht zu umgehen gewesen, daß China seinerseits eine feste Zollgrenze rings um das Schutzgebiet einrichtete, und da andererseits das deutsche Gouvernement keinesfalls in der Lage gewesen wäre,

dauernd auf Zolleinnahmen aus dem Tsingtauer Handel zu verzichten, so hätte sich daraus entweder die Notwendigkeit eines doppelten Zollgeschäfts oder sonstiger Schwierigkeiten und Belästigungen für den Handel ergeben. Dadurch, daß der chinesische Zoll jetzt nicht an der Landesgrenze sitzt, sondern in Tsingtau selbst, hat die Kolonie überdies den Vorteil, daß ihr eigener Verbrauch an chinesischen Inlandsprodukten, von denen sonst der übliche chinesische Ausfuhrzoll erhoben werden würde, zollfrei ist. Die Steigerung der Zolleinkünfte und des Handels von Tsingtau im Vergleich zu Tschifu geht aus der Statistik der chinesischen Zollverwaltung, deren Rechnungsjahr vom 1. Januar bis 31. Dezember läuft, noch deutlicher hervor, als aus der deutschen vom 1. Oktober bis 30. September laufenden Rechnungsweise. Es betrug nach der chinesischen Seezollstatistik der Gesamthandel

	1905	1906	1907
von Tschifu	39 Mill. Taels	34,37 Mill. Taels	28,6 Mill. Taels
von Tsingtau	22 " "	30,5 " "	28,6 " "
Die Zolleinkünfte			
	1905	1906	1907
von Tschifu	871 000 Taels	818 000 Taels	633 000 Taels
von Tsingtau	545 000 " "	863 000 " "	934 000 " "

Zu diesen Ziffern muß bemerkt werden, daß im Jahre 1906 der ca. 5 Millionen Taels betragende Dschunkenhandel des Kiautschougebiets, der zum größten Teil über den Hafen Tapatur am Nordrande der Kiautschoubucht geht, noch mit in der Gesamtsumme 30,5 Millionen Taels enthalten ist. Für das Jahr 1907 hat das chinesische Seezollamt die Berechnungsweise geändert und die Statistik des Dschunkenhandels besonders geführt; unter Zurechnung des Verkehrs auf chinesischen Fahrzeugen würde sich für 1907 ein Gesamt-handel von 33,6 bis 34 Millionen Taels für das Schutzgebiet ergeben. In Tschifu ist der Dschunkenhandel etwas größer als im Kiautschougebiet; er hängt in erster Linie von der Ernte ab und ist zum großen Teil direkter Tauschhandel. Seit 1907 beginnt unter der Einwirkung der neuen Zollordnung der Verkehr der großen Dschunken von Tapatur, dem Hafen der alten chinesischen Handelsstadt Kiautschou, allmählich nach dem Hafen von Tsingtau überzugehen, weil der chinesische Händler Wert darauf legt, seine Waren sofort verzollt zu sehen. Wenn das nicht der Fall ist, wie es nach der früheren Ordnung der Dinge in Tsingtau leicht vorkommen

könnte, so lief die Ware Gefahr, ihre Provenienz zu verlieren, d. h. auch wenn sie aus einem anderen Chinesischen Vertragshafen bezogen und dort bereits verzollt war, doch einer nochmaligen Verzollung zu unterliegen. Vor dieser Gefahr sind die Chinesischen Kaufleute in Tsingtau seit der neuen Zollordnung sicher. Im übrigen bezahlen die auf Dschunken verschifften Waren nur die Hälfte des Fremdenzolls, weil sie als einheimische Handelsartikel schon bei der Ausfuhr aus ihrem Herkunftshafen Ausfuhrzoll (im Betrag von 50 % des Einfuhrzolls für fremde Waren) bezahlt haben. *)

Die gegenwärtige Handelskrisis in China ist nach dem Urteil erfahrener Sachkenner, die während eines Menschenalters die Entwicklung der ostasiatischen Wirtschaftsverhältnisse persönlich an Ort

*) Die vorhergehenden Angaben, einschl. der Vergleichsziffern zwischen Tsingtau und Tschifu, entstammen den jährlichen Veröffentlichungen der chinesischen Seezollverwaltung, den Trade-Reports, von 1906 und 1907. Der amtliche Jahresbericht der Chinesischen Seezollverwaltung (Imperial Maritime Customs; Returns of trade and trade reports, 1907, part. II, vol I, p. 121) schreibt in diesem Jahre über Tsingtau: „Von besonderer Wichtigkeit ist die Tatsache, daß im Laufe dieses Jahres zwanzig Dschunken von Futschau und Ningpo zum ersten Male Gebrauch von dem Tsingtauer Dschunkenhafen gemacht haben. Früher blieben die südlichen Dschunken fort; trotzdem daß zur Zeit des früheren Abkommens mit China in Tsingtau keine Importzölle erhoben wurden, zogen sie doch die Häfen an der inneren Bucht vor, besonders den Ankerplatz von Kiautschou obwohl dort Einfuhrzölle existierten. Ihre Ankunft in Tsingtau bedeutet daher einen wichtigen Wendepunkt in der Entwicklung des Hafens und der Kolonie, und zwar kann man um so befriedigter darüber sein, weil nicht ein bloßer Platzwechsel des Dschunkenhandels von Kiautschou zugunsten Tsingtaus vorliegt, sondern ein tatsächliches Wachstum. Die Einnahme von den Dschunken in Tsingtau hat sich während des Jahres vervielfacht, während sie in Kiautschou und den übrigen Plätzen (an der Bucht) ebenfalls etwas gewachsen zu sein scheint. Im ganzen sind die Dschunkeneinnahmen für 1906 und 1907 die höchsten, die bisher gekommen sind, und das Wachstum während dieser zwei Jahre — ungefähr 30 % — bedeutet zusammen mit dem vorher erwähnten Wechsel einen erfreulichen Beweis für den Wiederaufschwung eines bisher stagnierenden Handels und für das zunehmende Vertrauen in den neuen Tsingtauer Dschunkenhafen, das bisher auf Seiten der südlichen Dschunkeneigentümer und Kaufleute fehlte. Im ganzen hat also das Jahr 1907 die während der ersten 6 Monate gehegten Erwartungen voll erfüllt, und abgesehen von vorübergehenden Enttäuschungen gegen Ende bezüglich des fremden Handels und Gewinns, speziell der fremden Kaufleute, muß es als entschieden befriedigend für den Tsingtauer Hafen betrachtet werden. Namentlich in zwei schwachen Punkten, die von Bedeutung für seinen sonst blühenden Handel waren, sind seit dem neuen Zollabkommen entschiedene Zeichen von Besserung vorhanden. Das Erste ist die bisherige Geringfügigkeit der Exporte, die jetzt von 4,88 Mill. Taels für 1905 auf 6,33 Mill. für 1906 und 8,48 Mill. für 1907 gestiegen sind, also eine Zunahme in zwei Jahren um annähernd 75 %. Der Wert der Ausfuhr beträgt jetzt ca. 50 % von dem der Einfuhr, und Schiffe, die früher mit geringer Ladung weggingen, haben jetzt gute Rückfrachten. Das Zweite ist, daß die Abneigung der südlichen Handelsdshunken gegen Tsingtau, nun als glücklich definitiv überwunden gelten kann.“

und Stelle verfolgt haben, die schwerste und am längsten anhaltende seit einem Menschenalter. Ueber die verschiedenen Gründe, die zu ihrem Ausbruch geführt und sie fortgesetzt verschärft haben, ist bereits weiter oben geredet worden. Es bedarf keiner besonderen Darlegung darüber, daß sie, abgesehen von allen diesen besonderen Ursachen, auch noch in einem inneren Zusammenhang mit dem allgemeinen Rückschlag in der Weltwirtschaft steht, der im Laufe des vorigen Jahres offenbar geworden ist, und daß daher auf ostasiatischem Gebiet eine entschiedene Wendung zum besseren nicht unabhängig von dem Wiedereintritt der Aufwärtsbewegung auf dem allgemeinen Weltmarkte erwartet werden kann. Dazu kommt, daß die Lage in Japan in ostasiatischen Handelskreisen zunehmend pessimistisch beurteilt wird. Was Japan betrifft, so mehrt sich jetzt die Zahl der Stimmen, die in der dortigen Krisis überhaupt nicht mehr lediglich eine durch die allgemeinen Verhältnisse bedingte, mehr oder weniger rasch vorübergehende Erscheinung sehen wollen, sondern den Beginn eines weitergehenden, durch die finanzielle Ueberanstrengung des Landes bedingten Zusammenbruchs. In diesem Falle, über dessen Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit hier kein Urteil abgegeben werden kann, würde natürlich eine gewisse Rückwirkung auf den chinesischen Handel auch nach Besserung der übrigen Lage stattfinden. Wie dem aber auch sei, — wir werden gut tun, uns für das laufende und möglicherweise auch noch für das nächste Jahr auf einen Stillstand in der Entwicklung Tsingtaus gefaßt zu machen. Daß ein solcher Stillstand aber nicht zum Anlaß einer grundsätzlich negativen Kritik an der Entwicklung des Platzes genommen werden darf, wird aus den bisherigen Darlegungen wohl mit genügender Bestimmtheit hervorgehen. Sobald in Ostasien, oder zum mindesten in China, normale Handels- und Wirtschaftsverhältnisse wiederkehren, dürfen wir auch ein kräftiges Wiederansteigen der Tsingtauer Handelsbewegung erwarten. Auf der andern Seite wäre es aber in zu großer Optimismus, wenn man ohne bestimmte Anhaltspunkte einer besonders großartigen und rapiden Entwicklung entgegensehen wollte. Was aus Tsingtau als Handelsplatz wird, hängt von sehr vielen Faktoren ab: von dem Ausbau des Bahnnetzes um Tsinanfu und im weiteren chinesischen Hinterlande; von der Förderung guter Schiffs- und guter Koks- und Kohle in den Werken der Schantung-Bergbaugesellschaft; von der Inangriffnahme der Eisenerzlager im Bahngebiet samt der dazugehörigen Errichtung eines Walzwerks; von verkehrstechnischen Maßnahmen auf dem Gebiet der Schifffahrt;

von der kulturellen Beeinflussung des Chinesentums im Wirkungsbereich der von Tsingtau ausgehenden Bahnen; — schließlich noch von verschiedenen allgemein politischen Möglichkeiten. Diese verschiedenen Einzelfragen uns kurz zu vergegenwärtigen soll die nächste Aufgabe unserer Untersuchung sein.

Sehen wir zunächst zu, wie sich die gegenwärtig von Tsingtau erreichte Entwicklungsstufe zu den übrigen Hauptpunkten des chinesischen Wirtschaftslebens an der Küste verhält und welches die wichtigsten dauernden Bedingungen sind, von denen die Entfaltung dieses Lebens natürlicherweise abhängig ist. Die Handelsbedeutung der Häfen Chinas spiegelt sich außer in der direkten Warenstatistik am besten in den Zolleinkünften wieder.*) Im Jahre 1901 erscheint Tsingtau unter den damaligen 36 Vertragshäfen Chinas (zolltechnisch ist es als solcher zu betrachten) mit rund 107 400 Taels an der dreißigsten Stelle; nur einige ganz unbedeutende Plätze hatten einen noch geringeren Ertrag. 1907 machen die Einkünfte von Tsingtau rund 934 000 Taels aus, haben sich also verneunfacht. Damit steht Tsingtau an der siebenten Stelle. Allerdings muß diese Zahl im Zusammenhange mit der überragenden Bedeutung verstanden werden, die einigen großen Häfen und ganz besonders Schanghai zukommt. Die Gesamteinnahme Chinas aus den Seezöllen betrug 1901 etwa 25½ Millionen, 1907 beinahe 34 Millionen Taels. Davon brachte Schanghai allein 8,15 bezw. 11 Millionen ein. Die nächste, durch einen weiten Abstand getrennte Gruppe bilden Tientsin, Hankau und Canton, die gegenwärtig rund je drei Millionen Taels einbringen. Dann folgt eine Lücke bis zur Gruppe Swatau-Tschingkiang mit 1,53 und 1,27 Millionen Taels. Zu dieser dritten Klasse der chinesischen Handelshäfen gehört also Tsingtau gegenwärtig, und mit ihm etwa noch Tschifu, Kiukiang, Wuhu, Hangtschau, Ningpo, Futschau, Amoy, die sämtlich im Durchschnitt der letzten sieben Jahre nicht sehr weit von einer Million Taels Ertrag entfernt sind. Der Unterschied zwischen den übrigen genannten Plätzen und Tsingtau ist nur der, daß jene während der ganzen Periode mit ihren Erträgen, wenn auch im allgemeinen mit etwas steigender Tendenz, nur unbedeutend um einen bestimmten Mittelwert geschwankt haben, während Tsingtau ein rasches Ansteigen zeigt. Von 1901 bis 1907 sind die Ziffern:

*) Die folgenden Ziffern nach den Returns of Trade and Trade Reports der chinesischen Seezollverwaltung, 1907, Part I, Abstracts of Statistics. (Shanghai, 1908.)

107 400, 192 900, 310 500, 432 500, 545 200, 863 400, 934 600 Taels. Etwas ähnliches kommt bei keinem einzigen chinesischen Hafen vor, und man wird daher nach der bisherigen Entwicklung wohl ziemlich sicher annehmen dürfen, daß Tjingtau auch ohne weitere besondere Maßnahmen noch Tschingiang und Swatau erreicht und vielleicht an die Spitze der Häfen dritten oder, wenn man Tientsin, Canton und Hankau mit Schanghai in eine Gruppe zusammenfassen will, derjenigen zweiten Ranges tritt. Der nächste Schritt müßte es dann aber schon an die Seite der großen Welt-handelsplätze Canton, Tientsin und Hankau führen. Zu dem Zweck müßte sich sein Handel gegen den jetzigen Stand verdreifachen. Es fragt sich, ob in den natürlichen Verhältnissen hierfür eine haltbare Aussicht begründet erscheint und welche Faktoren für die Gewinnung des Urteils hierüber maßgebend sind.

Wir müssen hierfür zunächst auf die Gründe zurückgreifen, die seinerzeit nach mehrjährigem Schwanken zur Auswahl der Kiautschou-bucht als deutschen Flotten- und Handelsstützpunkt geführt haben. Ursprünglich erwog man nämlich, ob es nicht vorteilhafter sein würde, einen weiter nach Süden liegenden Hafen zu erstreben, wo ein gewisser Handelsverkehr, der für Kiautschou erst aus dem Nichts zu schaffen war, bereits existierte und die Bevölkerung gegenüber dem einseitig agrarischen, binnenländischen Schantung als wirtschaftlich vorgeschrittener galt. Süd- und Mittelchina haben aber nur zwei natürliche, bis weit ins Hinterland hineinreichende Zugänge: das Sikiangsystem, das bei Canton mündet und dessen Pforte durch das englische Hongkong beherrscht wird und den Yangtse, an dessen Mündung der große internationale Handelsplatz Schanghai liegt. Positionen in unmittelbarer Nähe dieser Plätze waren natürlich durch naheliegende Rücksichten ausgeschlossen, und ebenso ein Punkt binnenwärts des Kap Schantung am inneren Gelben Meer. Ferner aber mußte man notwendig mit der Tatsache rechnen, daß die südchinesischen Häfen ohne Ausnahme — auch für die größten, wie Amoy, Swatau, Futschau, gilt daselbe — schlechte natürliche Verbindungen mit dem Innern haben. Es hängt dies mit dem Gebirgsbau Südchinas zusammen, der das ganze Küstengebiet mit Ausnahme der beiden großen Stromtore bei Canton und Schanghai in eine Reihe isolierter Verkehrsrayons von beschränktem Umfange zerlegt, die weder unter einander noch mit dem Innern, sondern nur mit der See in freier Kommunikation stehen, während die natürlichen Verkehrslinien des Binnenlandes jenseits der gegen das Meer auf-

gebauten Gebirgsriegel zu den beiden großen Stromsystemen des Jangtse und des Cantonflusses hin verlaufen. Schantung dagegen bot die Aussicht, durch eine von der Kiautschoubucht ins Innere hineingeführte Eisenbahnlinie ohne irgendwelche technischen Schwierigkeiten ein großes Wirtschaftsgebiet aufzuschließen, das vorläufig allerdings beinahe rein agrarischer Natur war, das aber durch seine Mineralerschätze — Kohle und Eisen — gute Möglichkeiten der Entwicklung versprach.

Als bald nach der vertraglichen Sicherung des Kiautschou-Pachtgebiets wurde daher mit dem Bau der Schantungbahn und der Aufschließung der Kohlenlager begonnen. Zwei Schwester-Gesellschaften, die Schantung-Eisenbahn- und die Schantung-Bergbaugesellschaft, haben die Konzession hierfür erhalten. Die Tätigkeit der beiden Unternehmungen ist in ihren bisher erreichten Ergebnissen im wesentlichen bekannt; immerhin wird es nicht überflüssig sein, z. B. darauf hinzuweisen, daß die Dividende der Bahn sich bisher fortwährend verbessert hat. 1904 waren die Bauarbeiten beendet; 1905, nach Schluß des ersten vollen Betriebsjahres, wurden $3\frac{1}{4}\%$ verteilt; für 1906 waren es $4\frac{1}{4}\%$ und für 1907, nach einem schlechten Erntejahr in Schantung, $4\frac{3}{4}\%$. Das reicht natürlich noch nicht hin, um eine Pause in Schantungsbahnaktien zu entfesseln, aber man vergleiche damit doch einmal, wie langsam sich nicht wenige große Eisenbahnlinien in Deutschland entwickelt haben. Bei manchen, die jetzt zu den Stützen des Systems gehören, hat es recht lange gedauert, bis sie $3\frac{1}{4}\%$ gaben, womit die Schantungsbahn gleich im ersten Jahre angefangen hat. Die Bergbaugesellschaft ist noch nicht bis zur Verteilung einer Dividende vorgeschritten. Das kann aber nur Unkundige verwundern. Man rechnet unter heimischen Verhältnissen durchschnittlich zehn Jahre, bis ein neu angelegtes größeres Bergwerk vollkommen ertragsreif ist. Wenn eine solche Neuanlage in einem fremden Lande, in einer Gegend stattfindet, deren geologische Verhältnisse im einzelnen vollkommen unbekannt sind und wo noch niemand Erfahrungen in einem Bergwerksbetrieb nach europäischer Art gemacht hat, so wird man jedenfalls nicht erwarten können, daß es schneller vorangehen soll, als zu Hause. In Schantung konnte mit den bergbaulichen Arbeiten in den beiden in Angriff genommenen Revieren, die etwa auf der Hälfte und im dritten Viertel der Bahnstrecke liegen, natürlich nicht eher begonnen werden, als bis die Schienenverbindung zwischen Tsingtau und den Förderorten hergestellt war. Die wichtigste Frage war natürlich die, von welcher

Art die Kohle sein würde: ob sie zur Kesselheizung für Dampfschiffe und für die Eisenerzverhüttung sich brauchbar zeigte. Zunächst erschien das Ergebnis nicht sehr günstig. Das erste in Abbau genommene Revier von Fangtse oder Weichsien lieferte zwar eine gute Kohle für Lokomotiven, gewöhnliche Dampfkessel und Hausbrand, aber die Schiffe erhoben nach den ersten Proben Schwierigkeiten, weil die Rückstände groß waren und die Feuerroste unter den Kesseln verschlachten. Praktisch wurde diese Frage nicht wichtig, solange die Gesellschaft ihre ganze geförderte Kohle schlankweg am Produktionsort oder in Tsingtau verkaufen konnte. Das ist bisher der Fall gewesen, da der einheimische Konsum für Feuerungsmaterial in dem äußerst holzarmen Schantung groß ist. Die Chinesen kaufen daher soviel Kohle, wie sie nur bekommen können. Die zweite, weiter landeinwärts gelegene Schachtanlage, im Hungshan- oder Poshanrevier, ließ bald vermuten, daß eine höhere Qualität vorhanden war, aber es hat bei den außerordentlichen Schwierigkeiten, die dort so lange bestanden, wie der Verlauf der Störungen in den kohlenführenden Schichten noch nicht einigermaßen ergründet war, einige Zeit gedauert, bis eine normale Förderung erfolgen konnte. Erst in der allerletzten Zeit, gegen Ende meiner Anwesenheit in Tsingtau, waren die amtlichen Proben über den Wert der Hungshankohle auf dem Elektrizitätswerk in Tsingtau beendet. Sie haben das ebenso wichtige wie erfreuliche Ergebnis gehabt, daß die Kohle für die Kesselheizung auf Dampfern — auch auf Kriegsschiffen — als der durchschnittlichen englischen Cardiffkohle gleichwertig festgestellt wurde. Hiermit ist ein für den Fortschritt Tsingtaus außerordentlich bedeutsamer Faktor in positivem Sinne entschieden. Gleichzeitig mag dieses Ergebnis denjenigen Beurteilern kolonialer und überseeischer Entwicklung zur Lehre dienen, die geneigt sind, für alle Dinge, die Zeit und Weile brauchen, schon in kürzester Frist eine Kritik, sei sie abfällig oder lobend, bereit zu haben. Ueber die Schantungskohle ist, ungefähr seit die ersten Probebohrungen niedergebracht worden, abwechselnd hoffnungsvoll und pessimistisch geurteilt worden, und natürlich gleich mit Ausdehnung dieses Urteils auf die ganze Zukunft von Tsingtau, obwohl von sachverständiger Stelle stets darauf hingewiesen wurde, daß zwar Aussichten vorhanden, aber die Arbeiten unter Tage noch nicht so weit fortgeschritten seien, um eine abschließende Meinung zu ermöglichen. Jetzt allerdings darf man erwarten, daß nicht nur die Kohlenausfuhr für den ostasiatischen Schiffsverkehr, sondern auch

das regelmäßige Anlaufen der großen Dampferlinien in Tsingtau in Gang kommen wird. Nach Artikel 1 des Vertrages mit dem Norddeutschen Lloyd über die Unterhaltung deutscher Postdampferverbindungen mit Australien und Ostasien,*) ist der Reichskanzler berechtigt, gegen eine nach den Grundsätzen des Artikels 35 („beträgt die Verlängerung des Kurses mehr als 250 Seemeilen, so wird für jede Seemeile die Vergütung um 5,40 M. erhöht“) zu berechnende Entschädigung, die Fahrten der chinesischen Anschlußlinien**) über den Endpunkt bis nach Tsingtau ausdehnen zu lassen. An sich bedeutet es eine, wenn auch nicht unbillige, so doch erhebliche Rücksichtnahme auf die Interessen der anderen Kontrahenten, wenn die Regierung bisher von ihrer Befugnis keinen Gebrauch gemacht hat. Vermutlich ist dabei die Erwägung mitbestimmend gewesen, daß die Dampfer in Tsingtau bisher keine so vorteilhafte Gelegenheit zum Kohlen hatten, wie in Japan. Diese Rücksicht fällt jetzt fort, nachdem in der Hungschankohle ein bedeutend besseres Produkt geliefert werden kann, als die gewöhnliche japanische Schiffskohle es ist. Damit, daß Tsingtau direkter Anlaufhafen für den großen ostasiatischen Verkehr wird, ergeben sich natürlich bedeutende Vorteile für das dortige Geschäft. Bisher hat nur direkte Frachtdampferverbindung in größeren Zwischenräumen mit Deutschland bestanden, während der Personen- und Postverkehr durch eine Küstendampferlinie der Hamburg-Amerikalinie (Schanghai-Tsingtau-Tientsin und vice versa) besorgt wird. Damit würden auch die großen Anlagen des Tsingtauer staatlichen Docks und der Werft in ganz anderer Weise ausgenutzt werden und sich rentieren, als jetzt. Sowohl Dock als auch Werft sind technisch durchaus auf der Höhe modernen Betriebes und den Anlagen in Schanghai mindestens ebenbürtig.

Noch wichtiger als die Brauchbarkeit für Dampfschiffe ist aber die gute Verkokungsfähigkeit der Hungschankohle, mit Rücksicht auf die benachbarten Eisenerzlager von Tieshan und Sybanshan. Es wäre im höchsten Grade zu bedauern, wenn übertriebene heimische Bedenklichkeit jetzt, nachdem die natürlichen Vorbedingungen hinlänglich geklärt sind, die tatkräftige Inangriffnahme der Eisenerzhüttung in Schantung weiter hinauschieben wollte. Ob sich mit den Chinesen zu einem Abkommen gelangen läßt, den ganzen Fabrikationsprozeß direkt an der Grube vorzunehmen, oder ob die Walz-

*) Marine-Verordnungsblatt 1899, Nr. 19, Anlage 2.

**) Die Linie nach Ostasien ist jetzt eine selbständige Hauptlinie des Norddeutschen Lloyd.

und Stahlwerke nach Tsingtau gelegt werden, ist eine Frage zweiter Ordnung; die Hauptsache ist, daß jetzt überhaupt vorangegangen wird, so lange wir auf dem ganzen nordchinesischen Markt für Eisen- und namentlich für Stahlerzeugnisse noch die unbedingte Vorhand haben. Es ist keineswegs gesagt, daß das über Jahr und Tag noch der Fall sein wird, wenn erst die Eisen- und Kohlenlager weiter im Innern von chinesischer oder europäischer Seite ernsthaft in Betrieb genommen werden. Wenn irgendwo, so mahlt hier derjenige zuerst, der zuerst kommt.

Während die Eisenlager Schantung von den Chinesen bisher fast ungenutzt geblieben sind, hat ein chinesischer Bergbau auf Kohle, wenn auch mit primitiven Mitteln, so doch in ziemlich bedeutendem Umfange von Alters her stattgefunden. Abgesehen hiervon und von der eigentümlichen Glas-, Ton- und Farbindustrie unmittelbar in und bei Poshan ist Schantung aber — wenn man von dem wenig produktiven, ärmlichen und schwachbevölkerten Bergland im Innern absieht — eine der am reinsten agrarischen Provinzen des Agrarlandes China. Nur unter diesem Gesichtspunkt kann daher die oft aufgeworfene Frage beantwortet werden, ob Schantung ein armes oder ein wohlhabendes Gebiet sei, und was für eine Grundlage es vermöge seiner natürlichen Produktionsverhältnisse für die weitere Entwicklung von Tsingtau biete. Im ganzen überwiegt in Schantung der bäuerliche Kleingrundbesitz den nur auf einige Kreise beschränkten Großgrundbesitz bedeutend. Im Westen und Norden, in Honan und Tschili, ist das anders. Der flüchtige Reisende gewahrt allerdings kaum einen Unterschied des Landes. Hier wie dort derselbe zusammenhängende Bodenanbau, dieselbe Gruppierung der in Baumgruppen eingebetteten Dörfer, dasselbe oder ein ähnliches Verhältnis zwischen der Besiedlung des platten Landes und der Zahl und Ausdehnung der größeren und kleineren städtischen Wohnplätze. Wer sich aber bei sachverständigen chinesischen Stellen erkundigt, erhält übereinstimmend die Auskunft, daß ebenso wie in Schantung der bäuerliche Kleingrundbesitz, so in Honan und Tschili der Großgrundbesitz überwiegt, daß die Bauern hier zum größten Teil freie Eigentümer, dort aber Pächter und mitunter sogar Hörige (der Ausdruck Sklave trifft nicht ganz zu) der Großgrundbesitzer seien. Der Umfang des Großgrundbesitzes ist sehr verschieden; hier und da handelt es sich doch um so erhebliche Landkomplexe im Besitz einer einzigen Familie, daß beinahe von wirklichen Latifundien gesprochen werden kann. Man muß noch hinzunehmen, daß nach guter alter chinesischer Auffassung der wohlhabende und angesehene Mann

sein Vermögen am ehesten im Grund und Boden anlegt. Das trifft zum größten Teil auch auf diejenigen Vermögen zu, die auf dem Wege der Beamtenkarriere gemacht werden; weniger regelmäßig wohl bei kaufmännisch erworbenem Besitz. Auch abgesehen hiervon ist aber der Handelsstand in Schantung weniger entwickelt, als in vielen anderen Provinzen Chinas. Es gibt einzelne Plätze, die ausgesprochene Handelsstädte sind, wie z. B. Weihstien und Tschoutsun an der Schantungbahn, aber an diesen durchaus nicht zahlreichen Orten konzentriert sich auch der größte Teil des in Schantung überhaupt vorhandenen Handels; die übrigen Plätze sind ganz überwiegend Landstädte mit bloßem Lokalgeschäft, das sich innerhalb der Grenzen des an Ort und Stelle vorhandenen Konsumbedarfs hält. Wir haben es also mit einem Lande zu tun, in dem es eine mäßige Anzahl alter und wohlhabender, zum Teil sehr begüterter Grundbesitzerfamilien gibt; ferner einige wenige kaufmännische und gewerbliche Mittelpunkte von mäßigem Umfange, und schließlich eine sehr dichte Bevölkerung eigenbesitzlicher Bauern. Im ganzen leben ca. 38 Millionen Menschen auf einem Gebiet von der halben Größe Preußens. Die Bauern bilden schlechtthin die Hauptmasse und sind mit ihrer Kaufkraft natürlich ganz vom Ausfall der jedesmaligen Ernte abhängig. Trotz der dichten Zusammendrängung der Agrarbevölkerung in vielen Kreisen soll aber wirklicher Landmangel nur wenig vorhanden sein, und soweit doch Ueberschüß droht, bildet die Auswanderung nach der Mandschurei und der bare Geldzufluß aus dem Arbeitsverdienst der dorthin gehenden Sachfengänger ein ausreichendes Gegengewicht. Das Schantungshinterland ist also im allgemeinen so aufnahmefähig für die europäische Einfuhr, wie seine Ernte es gerade gestattet. Man muß dabei nur denjenigen Vorbehalt machen, daß auch eine gute Ernte unter so mangelhaften Verkehrsverhältnissen, wie sie der größte Teil der Provinz immer noch aufweist, durchaus nicht ohne weiteres eine entsprechende Steigerung der Einkünfte des Bauern und seiner Kaufkraft bedeutet. Der Ueberschuß, den der Landwirt über seinen eigenen Bedarf produziert, hat für ihn nur den Wert, zu dem er ihn verkaufen kann. Ist die Ernte aber gut, so ist sie es innerhalb einer bestimmten Gegend meistens an einem Platz ebenso wie am andern. Das heißt also, daß der Mehrertrag nur in weiterer Entfernung vom Produktionsort, wo irgendwo immer ein sicherer Bedarf vorhanden sein wird, mit Vorteil verkauft werden kann. Dazu bedarf es aber eines weiteren Ausbaues der Schiffs- und Eisenbahnverbindungen

nicht nur innerhalb der Grenzen von Schantung selbst, sondern auch von Schantung nach den Nachbarprovinzen. Die jetzt von Tientsin aus in Angriff genommene Bahn durch den ganzen Osten von Schantung wird hierin sicher eine Besserung schaffen, aber sie wird für sich allein nicht genügen, zumal sie nicht nur für die Ausfuhr der Landwirtschaftsprodukte wirksam wird, sondern auch für die Zufuhr von Waren die Konkurrenz anderer Plätze gegen Tsingtau begünstigt. Es muß vielmehr das Netz der Schantungbahn selbst, sei es mit normaler Spurweite, sei es unter Zuhilfenahme von Schmalspur, noch innerhalb der Provinz Schantung ganz erheblich erweitert werden, um die entfernter liegenden Gebiete zu dem angeedeuteten Zweck aufzuschließen. Dazu bedarf es aber wiederum der Zustimmung der chinesischen Regierung, sofern die bisherige Konzessionszone von 30 Kilometer Breite längs der bestehenden Linie überschritten wird.

Der Ausfall der Ernte ist zunächst abhängig von der Witterung. Die Bedeutung des rechtzeitigen Regenfalles für die Ernte in China ist bekannt. Gerade die zum Teil ungünstigen Verhältnisse während des laufenden Jahres haben von neuem darauf hingewiesen, wie vollständig der chinesische Bauer mit seiner Existenz vom Regen abhängt. Daneben kommt aber noch ein zweites Moment sehr stark in Betracht. Man hat sich daran gewöhnt, und es ist beinahe zu einer Art Glaubenssache geworden, den chinesischen Ackerbau als etwas in seiner Art Vollkommenes, Unübertreffliches hinzustellen. Man kann das nur zugeben, wenn man die Einschränkung „in seiner Art“ stark unterstreicht. Die beiden Faktoren der Bodenbearbeitung sind in China, von der natürlichen oder künstlichen Bewässerung abgesehen, die Umarbeitung mit Pflug, Hacke, Egge usw. und die Düngung. Vom einen wie vom anderen kann man nur sagen, daß sehr unvollkommene Methoden angewandt werden. Die chinesische Landwirtschaft leidet namentlich im Norden unter dem Fehlen von Weide und der dadurch bedingten höchst mangelhaften Viehhaltung. In Schantung steht es damit vielleicht noch etwas besser, als in Honan oder Tschili, aber es steht immer noch herzlich schlecht, wenigstens nach normalen und rationellen Verhältnissen gemessen. Gegenwärtig findet eine gewisse Ausfuhr von lebendem Vieh aus Schantung über Tsingtau nach Wladiwostok statt, weil die Absatzverhältnisse dorthin sehr günstig sind, aber man darf sich hierdurch nicht zu der Annahme verleiten lassen, daß das nach chinesischen Begriffen viehreiche Schantung an sich einen

genügenden Viehstand besäße. Weil der chinesische Landmann Vieh entweder gar nicht oder nur in ganz geringer Zahl besitzt, darum hat er auch zu wenig Dünger. Die Dungstoffe, die er anwendet, sind überwiegend, in vielen Gegenden sogar fast ausschließlich menschlicher Herkunft, und mehr als diese Quelle, mit einem gewissen, aber auf keinen Fall ausreichenden Zusatz von Vieh, ihm liefert, kann der Landbauer in Schantung nicht auf seinen Acker verwenden. Daraus folgt, daß, abgesehen von der Qualitätsfrage, die Quantität des Düngers in keiner Weise dem wirklichen Bedarf bei einer so fortbauenden und so starken Bodenausnutzung, wie sie in China stattfindet, entspricht. Nicht viel anders aber steht es mit den Ackergerätschaften, die der chinesische Bauer anwendet. Er hat zwar eiserne Pflüge, Hacken, Spaten und Eggen, und im Verhältnis zu der Beschaffenheit dieser Werkzeuge arbeitet er mit ihnen ungeheuer fleißig und einigermaßen erfolgreich. Die Beschaffenheit ist aber sehr mangelhaft. Die chinesischen Pflüge greifen längst nicht tief genug, und noch weniger kann bei Hackkultur von genügend tiefer Durcharbeitung des Bodens die Rede sein. Auch eine chinesische Egge, wie sie z. B. in Schantung verwendet wird, braucht man sich nur anzusehen und ihr geringes Gewicht und die Kleinheit ihrer Zinken mit rationellem Ackergerät zu vergleichen, um sofort ihre schlechtere Wirksamkeit zu begreifen. Auch daß die Leute sich bei der Arbeit selbst auf die Egge stellen, ändert daran nicht viel. Die Hauptsache ist natürlich das Pflügen. Wo aber bestenfalls ein Paar überdies auch nur selten gleichartiger und kräftiger Zugtiere zur Verfügung steht oder wo selbst der Pflug durch Menschenkraft gezogen werden muß, da kann von einer tiefgründigen Umarbeitung des Bodens nicht die Rede sein. Die Folgen, die eine derartige Methode betreffend Durchlässigkeit des Bodens, Fähigkeit zur Aufnahme und Festhaltung der atmosphärischen Feuchtigkeit, Heranziehung der unteren Bodenschichten für die Ernährung der Pflanzen usw. nach sich zieht, sind bekannt.

Fragt man, an welchem Ende hier zunächst und am leichtesten eine Besserung einsetzen könnte, so kann das natürlich nur die Düngung sein, und zwar vorläufig durch Zufuhr von mineralischen Düngstoffen. Welcher Art diese Stoffe im besonderen sein müßten, das kann natürlich niemand im Voraus ohne genaue Untersuchung des Bodens in den verschiedenen Gegenden der Provinz, unter gleichzeitiger Berücksichtigung der klimatischen Verhältnisse, angeben. Verhältnismäßig die geringste Sorge wird dabei die sein, ob der chinesische Landmann bereit sein wird, den mineralischen Dünger zu

gebrauchen. In dieser Beziehung wird er zunächst auf die Haltung der Behörden sehen und danach auf seine eigenen Erfahrungen. In China ist man jetzt von Amts wegen zu wirklichen materiellen Verbesserungen, deren Nutzen ohne weiteres ins Augen fällt, überall, wo keine besonderen politischen Erwägungen entgegenstehen, so bereit wie nur möglich, und was die Masse der Bauern betrifft, so ist es auch hier durchaus wahrscheinlich, daß nach den ersten Beispielen und Erfahrungen in der Richtung auf eine Vermehrung des Ernteertragnisses hin jedermann sehr bereitwilligst sein wird, zu folgen — sobald die Möglichkeit zu billigem und organisiertem Bezug des mineralischen Düngers geboten wird. Was auf jeden Fall vermieden werden muß, sind nur überhastete Maßnahmen, ohne vorhergehende Untersuchung der Böden und ohne eingehende, unter europäischer sachverständiger Kontrolle veranstaltete Kulturproben, die sich aber nicht auf eine oder wenige Plätze beschränken, sondern von vornherein möglichst die ganze Provinz oder doch das ganze Eisenbahngebiet berücksichtigen müßten.

(Fortsetzung folgt.)

Königin Victoria und Lord Palmerston.

Von

Emil Daniels.

Königin Victorias Briefwechsel und Tagebuchblätter. Auf Veranlassung S. M. des Königs Eduard VII. herausgegeben von H. C. Benson und Lord Escher. Autorisierte Uebersetzung von Konteradmiral z. D. M. Plüddemann. 2 Bände. Berlin 1908.

In dem Menschenalter von 1830 bis 1865, in welchem Richard Cobden und das Manchesterium einen so großen Einfluß auf den englischen Nationalgeist und die öffentlichen Angelegenheiten des britischen Reichs ausübten, überließen die Engländer die Zügel ihrer auswärtigen Politik der im schroffsten Kontrast zu Cobdens Eigenart stehenden dämonischen Natur Viscount Palmerstons. Seine, die Unterbrechungen abgerechnet, etwa fünfundzwanzigjährige Amtstätigkeit begleiteten vom Kontinent her das unausgesetzte Wutgeschrei der reaktionären Gewalthaber, der nicht endenwollende Applaus der nach Freiheit ringenden Nationen. Sein Name war in Aller Munde.

Um so schwerer ist eine objektive Darstellung dieser heute der Weltgeschichte angehörenden, aber noch immer die politischen Leidenschaften des Forschers reizenden Persönlichkeit. Zwar erstklassiges Quellenmaterial steht in genügender Menge zur Verfügung, um in einem Essay gewisse Grundauffassungen von Palmerstonscher Politik zu fixieren, welche der Fortschritt der Studien nicht wiederumzustößen vermögen wird. Haben wir doch seit langer Zeit fünf Bände von privaten diplomatischen Geheimschreiben Palmerstons*), wozu als Gegengift Cobdens, Political Writings**) mit dem größten Nutzen

*) Sir Henry Lytton Bulwer (Lord Dalling) „The life of Viscount Palmerston“. London 1871. Band 1 und 2. Ibidem 1874, Band 3. Evelyn Ashley, „The life of Viscount Palmerston“. London 1876. Band 1 u. 2.

**) Von mir besprochen in den „Preuß. Jahrb.“, Band 115, Heft 3, S. 402, in dem Essay „Cobden“.

studiert werden können. Hierzu kam vor kurzem „The life of the earl of Granville“ von Lord Fitzmaurice, dem gegenwärtigen Unterstaatssekretär im Londoner Auswärtigen Amt, ein für die Biographie Palmerstons an wertvollen Dokumenten reichhaltiges Buch.*) Nicht vergessen werden darf auch John Morleys „Life of Gladstone“, auf der Korrespondenz und den Tagebüchern dieses Staatsmannes beruhend**), der jahrelang Schatzkanzler und hervorragender Mitarbeiter des Premierministers Lord Palmerston war. Nachdem sich zu den hier aufgezählten, wenig oder gar nicht benutzten Quellen die mit ihrem genaueren Titel diesem Aufsatz vorgedruckte politische Korrespondenz der Königin Victoria gesellt hat, lassen sich wenigstens vom Jahre 1848 an die staatsmännischen Taten Viscount Palmerstons, dessen Charakterbild wie nur irgend eines in der Geschichte schwankt***), auf solider wissenschaftlicher Grundlage unparteiisch darstellen.

In jenem Sturmjahr, als Königin Victoria von England alle Throne des Festlandes wanken sah, schrieb sie ihrem Onkel Leopold I., König der Belgier †): „Seit dem 24. Februar habe ich einen Eindruck von der Unsicherheit alles Bestehenden, wie ich ihn nie zuvor gekannt habe. Wenn ich an meine Kinder, ihre Erziehung, ihre Zukunft denke und für sie bete, so sage ich mir, mögen sie aufwachsen in einer Weise, daß sie für jede Stellung brauchbar sind, in die sie kommen könnten, sei es, welche es wolle. Hieran habe ich früher nie gedacht, aber jetzt tue ich es. Die ganze Sinnesart hat sich geändert. Auf langweilige Kleinigkeiten, über die man sich vor einigen Monaten bitter beklagt haben würde, sieht man gegenwärtig wie auf etwas Gutes, Angenehmes und ist nur froh, daß man sich überhaupt noch ruhig in seiner Stellung befindet.“

Wenn Königin Victoria in der siegreichen kontinentalen Revolution eine Warnung vor übertriebenem fürstlichen Stolz erblickte, so ist es andererseits doch nicht überraschend, daß die Erfolge der Umsturzparteien dynastische und legitimistische Hinneigungen bei ihr hervorriefen, welche sie in der auswärtigen Politik Englands zu be-

*) Ueber das Fitzmauricesche Buch vgl.: „Die englischen Liberalen und Fürst Bismarck“ von Emil Daniels, „Preuß. Jahrb.“, Band 123, Heft 2, S. 220.

**) Emil Daniels, „Gladstone“, „Preuß. Jahrb.“, Band 117, Heft 3, S. 385.

***) Vgl. Die Charakteristik Palmerstons durch Treitschke in der „Deutschen Geschichte“, IV, 26, welche bei allem Gedankenreichtum des Verfassers infolge der nationalen und parteiischen Voreingenommenheit desselben schweren Schaden gelitten hat.

†) Königin Victorias Briefwechsel I, 648. Brief vom 11. Juli 1848.

tätigen suchte. Sie wurde sich dabei ihrer Vorurteile nicht bewußt, sondern handelte in dem guten Glauben, das britische Staatsinteresse zu befördern. „In Deutschland sieht es sehr böse aus“, schrieb sie im Mai 1848 an Leopold I. „Ich zittere vor dem, was aus dem Frankfurter Parlament herauskommen wird. Ich bin so in Angst um das Schicksal der kleinen Fürsten, die zu opfern schändlich wäre. Ich empfinde es mehr als Albert, da es mein Herz brechen würde, Koburg verschwinden zu sehen.*)

Derartige sentimentale Empfindungen beeinflussten die Ansichten Victorias und ihres Gemahls hinsichtlich der meisten Fragen, welche das Jahr 1848 in Europa aufwarf. Dadurch kam die Krone in scharfen Gegensatz zu Viscount Palmerston, als dem Staatssekretär des Auswärtigen.

Besonders lebhaft wurde die Meinungsverschiedenheit zwischen Souveränin und Minister über die Behandlung der Angelegenheiten Italiens. Palmerston begünstigte König Karl Albert von Sardinien, der als Anwalt der Unabhängigkeit Italiens Krieg gegen Oesterreich führte. Die Königin dagegen wünschte die auf der apenninischen Halbinsel bestehende Gebietsverteilung so weit wie möglich zu erhalten. Ihr legitimistischer Eifer war ebenso ausgesprochen wie der liberale Palmerstons. Als die österreichische Regierung den Baron Hummelauer nach London schickte mit dem Auftrage, durch britische Vermittlung einen Frieden zwischen Oesterreich und Sardinien zustande zu bringen, war die Königin von Großbritannien unangenehm berührt über die leichte Art, auf welche die Note des Barons Hummelauer die Ansprüche der von ihren Untertanen vertriebenen Herzöge von Modena und Parma behandelte.

Daß Karl Albert eine Vergrößerung seines Landes erhielt, schien der Königin ein durchaus unbegründeter Anspruch zu sein**); aber Herr v. Hummelauer gab zu erkennen, daß man sich österreichischerseits in eine Abtretung der Lombardei an Sardinien fügen würde; nur Venetien wollte man festhalten. Palmerston machte für die Uebernahme der Vermittlung zur Bedingung, daß, wenn nicht ganz Venetien, mindestens ein Teil davon mit der Stadt Venedig, welche sich bereits von der österreichischen Herrschaft befreit hatte, zu Karl Alberts Königreich geschlagen würden.***)

*) Königin Victorias Briefwechsel I, 639.

**) Königin Victorias Briefwechsel I, 640. Schreiben an Viscount Palmerston. (Ohne Datum.)

***) Ashley, „The life of Viscount Palmerston“, I, 99.

Königin Victoria behauptete, daß eine solche Politik Englands „dem Unrecht Vorschub leiste, nur zu dem Zweck, Einfluß in Italien zu gewinnen“. Victoria verkannte also nicht, daß Lord Palmerston auf italienischem Boden die britischen Interessen verfocht, aber sie erachtete doch für den Hauptzweck seines diplomatischen Systems die Ausbreitung der Macht eines internationalen Liberalismus*): „Die Königin hält einen so gewonnenen Einfluß für keinen Gewinn“, schrieb sie an Lord Palmerston. Ja, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die von ihr erstrebte Richtung der auswärtigen Politik die unparteiischere und klügere sei, ließ sich die jugendliche Monarchin gegenüber ihrem 63jährigen Staatssekretär des Auswärtigen sogar zu der Erklärung hinreißen, sie schäme sich der Staatskunst, welche England in Italien verfolge.**)

Auch die Begriffe, welche Victoria sich unter dem Einflusse ihres Gemahls von politischer Moral gebildet hatte, verletzten Palmerston. Die Königin nahm schweren sittlichen Anstoß an dem Widerspruch, daß Lord Palmerston Sardinien unterstützte, weil es im Namen der nationalen Idee die italienischen Besitzungen Oesterreichs verlangte, während derselbe Minister Preußen bekämpfte, weil es, gleichfalls im Namen der nationalen Idee und noch obendrein auf Grund eines positiven Rechtstitels, von den Dänen die Ueberlassung Schlesiens an den deutschen Bund forderte.

Respekt vor ihrer königlichen Würde traute Victoria dem Staatssekretär des Auswärtigen so wenig zu, daß sie seit Jahren die wohl unbegründete Meinung hegte, ihre persönliche Korrespondenz liefe Gefahr, im Auswärtigen Amt heimlich geöffnet zu werden. Deshalb ließ Victoria ihre Briefe durch Privatleute ins Ausland befördern. Beispielsweise gingen sämtliche nach Deutschland bestimmten Schreiben durch die Vermittlung Rothschilds dorthin „vollständig sicher und sehr schnell.“***)

Es ist gezeigt worden, daß die britische Souveränin sich lebhaft für die dynastischen Ansprüche der kleinen deutschen und italienischen Höfe interessierte. Man würde ihre geistige Bedeutung jedoch unterschätzen, wenn man urteilte, sie sei in dem Gesichtskreis des banalen Legitimusismus befangen gewesen. Vielmehr wollte die Königin in

*) Königin Victorias Briefwechsel I, 645. Victoria an Lord John Russell. 17. Juni 1848.

**) Königin Victorias Briefwechsel I, 647. Victoria an Viscount Palmerston. 1. Juli 1848.

***) Königin Victorias Briefwechsel I 275. Victoria an den König der Belgier, 6. Juni 1841 und I, 655 Victoria an Palmerston 20. August 1848.

der auswärtigen Politik die legitimistischen Grundsätze auch deshalb respektiert wissen, weil die in Europa bestehende Gebiets- und Machtverteilung, welche das Fundament des allgemeinen Friedens bildete und England günstig war, auf den Verträgen von 1815 beruhte. Nun wollte sich aber Palmerston gerade mit den mächtigsten Feinden der Beschlüsse des Wiener Kongresses, den Franzosen, verbünden, um die Oesterreicher aus Italien herauszudiplomatistieren. Eine derartig gewagte und verzwickte Staatskunst kam der Königin und dem Prinzen-Gemahl schlechterdings unbegreiflich vor. Victoria ersuchte den Premierminister Lord John Russell um Beistand gegen den Staatssekretär des Auswärtigen: „Die Königin muß Lord John erklären“, schrieb sie, „was sie Lord Palmerston wiederholt erklärt hat, aber anscheinend ohne Wirkung, daß die Errichtung einer entente cordiale mit der französischen Republik, um die Oesterreicher aus ihren Besitzungen in Italien zu vertreiben, eine Schmach für unser Land wäre.“*)

Lord John Russell fühlte sich in der That nicht geheuer bei dem Gedanken, daß England die italienische Politik der französischen Regierung unterstützen sollte. Seine Minister-Kollegen dachten wie er. Auch die öffentliche Meinung war einem engen Einvernehmen Großbritanniens mit der in anarchischen Zuständen befindlichen französischen Republik nicht geneigt. Die Mehrzahl der damals in England täglich verkauften Zeitungsnummern waren Exemplare der „Times“**), und dieses fast immer entschieden antiradikale Organ veröffentlichte Leitartikel über die auswärtige Lage, welche durchaus im Sinne der Königin geschrieben waren.

Gleichwohl wagte Lord John Russell nicht, mit Entschlossenheit gegen Palmerston aufzutreten. Der Königin Victoria gegenüber rechtfertigte Russell seine Vorsicht mit der Erschütterung aller Verhältnisse des Weltteils, welche den Fortbestand eines einheitlichen und starken Ministeriums zur Notwendigkeit mache. Palmerston wußte, daß seine Amtsgenossen ihn fürchteten, und führte seine persönliche Politik, von deren Zweckmäßigkeit er durchdrungen blieb, in rücksichtsloser Weise fort. In Paris fungierte als britischer Gesandter der Marquis von Normanby, ein Freund und großer Bewunderer Lamartines und den Führern der republikanischen Richtung überhaupt zugetan. Der Marquis war unter den obwaltenden

*) Königin Victorias Briefwechsel I 651. Victoria an Lord John Russell 25. Juli 1848. In dem Briefwechsel Victorias mit ihren Staatsmännern sprechen beide Teile immer in der dritten Person.

**) Vgl. meinen „Gladstone“ II, Band 118 der Preuß. Jahrb. S. 40.

Umständen gerade derjenige Diplomat, von dem sich Palmerston an der Seine die größten Dienste versprach, eine Ansicht, welche durchaus gerechtfertigt gewesen zu sein scheint. Er beantragte darum bei der Königin, daß Normanby, dem Wunsche der Franzosen gemäß vom Gesandten zum Botschafter befördert würde. Aber Victoria widerstrebt heftig: „Wenn den Franzosen soviel daran liegt“, schrieb sie an John Russell, „Lord Normanby zu behalten . . . , so sollte uns das vorsichtig machen, denn das kann nur wegen der Leichtigkeit sein, mit der sie ihm dahin bringen können, ihren Zwecken zu dienen. Sie natürlich wollen eine entente cordiale mit uns auf Kosten Oesterreichs. . . .“

Die Oesterreicher mit Krieg zu bedrohen oder sie gar mit Krieg zu überziehen, falls sie nicht geneigt sein sollten, ihre Provinzen auf sein Geheiß abzutreten, weiß Lord Palmerston, ist unmöglich, daher ist ihm die entente mit der Republik von größtem Wert und ermöglicht es ihm, den Oesterreichern mit französischer Intervention zu drohen, die er haben kann, sobald er ihr zustimmt. . . .“

Der Staatssekretär des Auswärtigen behandelte in der Normanby-Angelegenheit seine Herrscherin wie eine ausländische Macht; durch allerlei diplomatische Winkelzüge brachte er es dahin, daß sich die Königin vor die Alternative gestellt sah, entweder den Marquis of Normanby als Botschafter zu akkreditieren oder General Cavaignac und den französischen Minister des Auswärtigen Bastide zu beleidigen: „Die Königin ist hoch entrüstet über Lord Palmerstons Betragen“, schrieb Victoria dem Premierminister, aber das Landesinteresse ließ der Herrscherin keine Wahl; sie mußte Lord Normanby, wenn auch bloß in außerordentlicher Mission, als Botschafter bei der französischen Republik bestätigen. Sie machte übrigens noch zur ausdrücklichen Bedingung, daß die Franzosen ihrerseits bis auf weiteres keinen Botschafter an ihrem Hofe akkreditierten.

Während Palmerston die neue Staatsform, welche sich die unbeständigen Nachbarn jenseits des Kanals gegeben hatten, ohne Liebe und Haß betrachtete, blickte Königin Victoria auf das politische Wirrsal an der Seine mit Abneigung und Besorgnis. Sie meinte, in Frankreich solle möglichst bald wieder eine Monarchie eingeführt werden, gleichviel unter welchem Herrscherhaus. Die republikanische Regierung sei so schwach, daß „sie weder Krieg führen, noch auswärtigen Mächten eine Bürgschaft für die Einhaltung übernommener Verpflichtungen bieten könne; auch wäre die Republik noch nicht

einmal gesetzmäßig konstituiert*). Aber trotzdem Victoria den Franzosen in ihrer damaligen Verfassung wenig Kraft zutraute, verharrete sie im entschiedenen Gegensatz zu Palmerston auf dem Standpunkt, daß Frankreich diejenige Macht wäre, an deren Ausschließung aus Italien Europa am allermeisten gelegen sein müßte. Zum Beweis berief sie sich auf eine Aeußerung des Monsieur Bastide, es seien zwei extreme Wendungen der Lage in Italien denkbar, bei denen Frankreich sich kaum ohne Widerstand beruhigen dürfte, die Rückkehr der Lombardei unter österreichische Herrschaft einerseits, die Vereinigung aller norditalienischen Landschaften zu einem mächtigen Staat unter Karl Albert andererseits. Der französische Minister gedachte, was Venetien betraf, weder zu erlauben, daß jenes Land von den Oesterreichern behalten, noch daß es von den Sardinern erworben würde. Vielmehr empfahl er die Errichtung einer venetianischen Republik, eine Idee, die Victoria für so albern erklärte, daß England sie überhaupt gar nicht diskutieren könne**). Indem Viscount Palmerston, ohne sich um die abweichenden Meinungen der Königin und seiner Amtsgenossen sonderlich zu kümmern, mit Bastide über die Intervention der Westmächte in Lombardovenetien unterhandelte, trat hier ein Umschwung des Kriegsglücks zu Ungunsten der Italiener ein. Zwar nötigte Lord Palmerston den siegreichen Oesterreichern die Zustimmung zu einem Waffenstillstand ab, aber die Bedingungen, unter denen er jetzt den Frieden herbeizuführen strebte, ließen der Donaumonarchie immerhin eine große Stellung in Italien***).

„Den Wolf in Schafskleidern“ nannte Königin Victoria ihren Staatssekretär des Auswärtigen, als er, unter Mitwirkung des französischen Ministers des Auswärtigen, den Oesterreichern und Sardinern den Vermittlungsvorschlag machte, daß Venetien bei der Habsburgischen Monarchie bleiben, die Lombardei aber gegen eine hohe Geldentschädigung an Karl Albert übergehen solle. Der Grundgedanke der Palmerstonschen Staatskunst war, daß England sich in allen Ländern eine Partei machen müsse, indem es den überall erwachten Drang der Völker nach Freiheit und Selbstregierung nähre und ihm zu seiner Befriedigung ver helfe. Diese liberale Tendenzpolitik war klug und gesund, aber sie verletzte die

*) Königin Victorias Briefwechsel I 655. Schreiben vom 11. August 1848.

***) Königin Victorias Briefwechsel I, 651. Victoria an Palmerston, 24. Juli 1848.

***) Königin Victorias Briefwechsel I, 651 u. 652. Schreiben vom 24. und vom 25. Juli 1848 an Palmerston und Russell.

legitimistischen Gefühle der Königin auf Schritt und Tritt: „Lord Palmerston will sein Königreich Oberitalien unter Karl Albert haben, dem wird jede andere Rücksicht geopfert . . . Es würde für viele spätere Generationen ein Unglück sein, wenn das Prinzip in das Völkerrecht aufgenommen würde . . ., daß ein Volk jederzeit durch allgemeine Abstimmung (bei momentaner Aufregung) seine Untertanenschaft von dem Landesherrn auf den Souverän eines anderen Staats übertragen kann. Das ist es, was Lord Normanby, ohne Zweifel gemäß den Wünschen Lord Palmerstons, zur Grundlage seiner Verhandlungen gemacht hat . . .*)“

Um Oesterreich einzuschüchtern, ließ Palmerston in den Zeitungen veröffentlichen, ein französisch-englisches Geschwader mit Truppen an Bord schicke sich an, eine Demonstration im adriatischen Meer zu machen. Die Königin war entschlossen, wenn ihre Minister jene Maßregel im Ernst verfügen sollten, die Zustimmung der Krone zu verweigern. Ueberhaupt, so sagte sie dem Premierminister, fürchte sie, eines Tages dem Kabinett erklären zu müssen, daß sie nicht länger mit Viscount Palmerston auskommen könne. Dieser Mann schicke sich offenbar zu dem bössartigen Unterfangen an, mit Hilfe französischer Waffen Oesterreich seine italienischen Provinzen abzurufen. Sie empfinde schwere Sorge um das Wohl des Landes und den europäischen Frieden und schwebe in steter Angst vor den möglichen Ereignissen**).

Nicht allein unter politischen sondern auch unter moralischen Gesichtspunkten glaubte Victoria sich ihrem Staatssekretär des Auswärtigen widersetzen zu müssen: „Die Parteilichkeit Lord Palmerstons in der italienischen Frage“, heißt es in einem ihrer Briefe an Russell, „übersteigt wirklich alle Begriffe und verursacht der Königin Bedenken, ob nicht der Charakter und die Ehre Englands gefährdet werden . . . Das Prinzip Lord Palmerstons ist ein nationales Italien, das unabhängig von fremdem Joch und von fremder Tyrannei ist. Wie kann aber dann das venetianische Gebiet an Oesterreich ausgeliefert werden? Und wenn dies doch geschieht, wie kann ihm wieder die Lombardei abgesprochen werden? . . . Wenn die französische Regierung erklärt, daß sie die öffentliche Meinung nicht zügeln kann, so nimmt Lord Palmerston das . . . als

*) Königin Victorias Briefwechsel I, 656. Victoria an Russell, 21. August 1848.

***) Königin Victorias Briefwechsel I, 659. Victoria an Lord Russell, 19. September 1848.

genügenden Grund, die Oestreicher zum Verzicht auf die Lombardei zu drängen. Wenn dagegen die österreichische Regierung sagt, sie könne die Lombardei der Armee wegen nicht aufgeben, die jene Provinz unter Entbehrungen und Leiden zurückerobert habe, ruft Lord Palmerston den Oestreichern leichtfertig zu: „Wenn das so ist, kann der Kaiser lieber abdanken und General Radetzky zum Kaiser machen!“

„Als Carl Albert,“ fährt die scharfe Kritik Victorias und ihres deutsch-idealistischen Gatten an der politischen Sittlichkeit des alten Fuchses in Downingstreet fort, „als Karl Albert alle Vorstädte Mailands niederbrannte, um den Wahn zu verbreiten, er wolle die Stadt verteidigen, sagte Lord Palmerston nichts, und jetzt, wo der österreichische Gouverneur das Anschlag revolutionärer Plakate an die Mauern verhindert und den Termin für die Auslieferung von Waffen hinauschiebt, worauf dann allerdings die Waffen verborgen haltenden Personen kriegsgerichtlich abgeurteilt werden sollen, schreibt Palmerston nach Wien, daß diese Proklamation von Wilden erlassen zu sein scheine und mehr den barbarischen Gebräuchen längst vergangener Jahrhunderte, als dem Geist der jetzigen Zeit entspräche. Sie müsse jedem als ein Beweis der Angst erscheinen, welche den österreichischen Kommandanten ergriffen habe.

Benedig sollte mit dem Waffenstillstand an Oesterreich zurückgegeben werden. Das ist nicht geschehen. Und auch jetzt soll Oesterreich es nicht wiedernehmen, damit man, wie Lord Normanby sagt, etwas in der Hand hat, wofür die Oestreicher weitere Konzeptionen machen müssen. Ist das ehrlich?“*)

Während es Palmerston für seine höchste ethische Pflicht hielt, den Wind der Zeit in die Segel des britischen Staatschiffs zu fangen, beanspruchte die Königin von dem greisen sturmerprobten Kapitän, daß er gewisse moralische Begriffe des Privatlebens wie Unparteilichkeit, Aufrichtigkeit, Redlichkeit, Gerechtigkeit zu seinen Leitsternen machen solle. Nachdem Oesterreich die Unterhandlungen mit den vermittelnden Westmächten abgebrochen hatte, äußerte sich die Königin gegenüber ihrem Onkel in Brüssel folgendermaßen: „Was für eine häßliche Rolle haben wir bei dieser Vermittlung gespielt! Es ist wirklich höchst unmoralisch, daß wir Oesterreich zwingen wollen, seine rechtmäßigen Besitzungen aufzugeben, während Irland unter unserem Griffe zuckt und jeden Augenblick bereit sein

*) Königin Victorias Briefwechsel I, 661. Victoria an Russell, 7. Oktober 1848.

würde, seine Zugehörigkeit zu uns abzuschütteln. Bei allen Handlungen, privaten wie öffentlichen, sollte der Grundsatz gelten, was Du nicht willst, daß man Dir tu', das füg' auch keinem andern zu*)."

Zur großen Freude der Königin von England faßte das Kabinett in den italienischen Angelegenheiten einen Beschluß, welcher dem tatenlustigen Staatssekretär des Auswärtigen Fesseln anzulegen bezweckte. Die britischen Minister ließen den Gedanken, die Lombardei an Sardinien zu bringen, endgültig fallen; nur sollte sich England noch bemühen, zu erwirken, daß in Mailand eine österreichische Sekundogenitur wie in Florenz und Modena eingerichtet würde. Die Hauptsache jedoch war, daß das Ministerium der Herrscherin die Versicherung gab, ihr würde nicht der Rat erteilt werden, zu gewaltsamer Einmischung zu schreiten.

Palmerston hatte niemals geglaubt, daß es wirklich zu einem englisch-österreichischen Krieg kommen würde. Seine Auffassung der Lage war gewesen, daß die im Kriege mit den Ungarn befindliche österreichische Regierung nicht wagen würde, den Drohungen eines einigen Westeuropa zu trotzen. Im übrigen gingen die Ansichten Palmerstons und seiner Kollegen insofern weit auseinander, als der Staatssekretär des Auswärtigen mit glücklicher Intuition den eventuellen Einmarsch eines französischen Heeres in Italien nach wie vor für kein Unglück hielt: „Ich wünsche nicht“, schrieb er dem britischen Gesandten am Turiner Hofe, „Italien durch die Hilfe französischer Waffen vom österreichischen Joch befreit zu sehen, aber vielleicht wäre es besser, dies geschähe durch jenes Mittel, als es geschähe überhaupt nicht, und wenn es so zu einer Zeit geschähe, wo England und Frankreich gut miteinander ständen, würden wir wohl instande sein, zu verhindern, daß sich dauernd schädliche Wirkungen daraus ergeben.“**)

Frankreich unterstützen und es eben dadurch fesseln***), so formulierte Lord Palmerston dem Premierminister gegenüber das System, nach welchem er den Partner an der Entente cordiale behandeln wollte. Er hatte in seiner Jugend an dem Kampf gegen Napoleons I. Universalmonarchie teilgenommen, indem er 1807 als Lord der Admiralität das Bombardement Kopenhagens vor dem

*) Königin Victorias Briefwechsel I, 663. Schreiben vom 10. Oktober 1848.

***) Ashley, „Palmerston“ I, 114. Palmerston an Sir Ralph Abercromby, 28. Dezember 1848.

***) Ibidem I, 116. Palmerston an Russell, 9. April 1849.

Unterhaufe verteidigte. Aber der Viscount lebte nicht wie die meisten Greise in den Vorstellungen seiner jüngeren Jahre fort. 1840 erkannte er richtig, daß eine etwaige französische Invasion Deutschlands hier auf populäre Sympathien nicht mehr zu rechnen habe, denn „Deutschgefühl und Nationalgeist sind im ganzen deutschen Volk geweckt.“*) Ebenso wußte er, der Jugendjahre in Italien verlebt hatte und das Italienische beinahe wie Englisch sprach und schrieb, daß eine Beherrschung der Italiener durch Frankreich, wie sie nach 1796 eingetreten war, nicht mehr befürchtet zu werden brauchte. Victoria dagegen, Albert, Russell und die anderen Minister wurden niemals die Erinnerung an die Zeit los, wo Napoleon I. in Mailand und Rom und Murat in Neapel regiert hatte.

Nicht besser als über Italien vertrug sich Lord Palmerston mit der Krone bezüglich der Behandlung der spanischen Angelegenheiten. In dem Reich der Königin Isabella, wo Moderados und Progressisten um die Macht rangen, begünstigt Palmerston, dem Charakter seiner Politik gemäß, die Progressisten. Dem britischen Gesandten in Madrid, Sir Henry Lytton Bulwer, dem Bruder des berühmten Romanschriftstellers, schrieb Viscount Palmerston einen Brief, in welchem Königin Isabella wegen der Wahl ihrer Minister getadelt wurde. Bulwer zeigte das Schreiben dem Ministerpräsidenten, General Narvaz, einem Moderado. Der ergrimimte solchergestalt über die englische Einmischung in die inneren Angelegenheiten seines Landes, daß er Sir Henry Lytton Bulwer auffordern ließ, binnen 24 Stunden Spanien zu verlassen: „Die Königin wundert sich darüber nicht“, schrieb Victoria an Palmerston, „in Anbetracht der Tatsache, daß Sir Henry Bulwer in den letzten drei Jahren mit politischen Intriguen beinahe Sport getrieben hat. Er rühmte sich . . . mit jeder Verschwörung vertraut zu sein, obwohl er dafür Sorge trage, nicht persönlich beteiligt zu erscheinen. Nach den eingetretenen mehrfachen Mißerfolgen beherbergte er unter dem Vorwande der Humanität die Rädelsführer in seinem Hause. Bei jeder Krisis gab er uns zu verstehen, daß er zwischen einer Revolution und einer Palastintrigue wählen könne. Es ist nicht lange her, daß er an Lord Palmerston schrieb, wenn die Monarchie mit der Montpensier-Nachfolge uns unbequem wäre, vermöge er eine Republik herzustellen. Solche Grundsätze sind natürlich in Spanien bekannt geworden, was verständlich ist, wenn man die außerordentliche Titel-

*) Vgl. Königin Victorias Briefwechsel I, 235. Palmerston an Victoria 11. November 1840.

keit Sir H. Bulwers in Betracht zieht und seine wahrscheinliche Unklugheit gegenüber der nicht sehr ehrbaren Gesellschaft, in der zu verkehren er Instruktion hat. Lord Palmerston wird sich erinnern, daß die Königin sich oft an ihn und Lord John gewendet und ihre Besorgnis ausgesprochen hat, daß Sir Henry uns noch einmal in die Klemme bringen würde. Wenn unsere Diplomaten nicht besser in Ordnung gehalten werden, kann die Königin jeden Augenblick ähnlichen Beleidigungen ausgesetzt sein, wie sie eine solche in der Person Sir H. Bulwers erlitten hat, denn wie man die Sache auch ansehen möge, Sir Henry ist doch ihr Minister.“*)

Die Königin von England hatte diesen für die Würde ihrer Krone nachteiligen Vorfall kaum verschmerzt, als die liberale Tendenzpolitik Lord Palmerstons ihr, um ihren eigenen Ausdruck zu wiederholen, einen zweiten „Schandfleck“ zuzog. Im Dezember 1848 dankte zur Freude Lord Palmerstons, der sich trotz seiner Italienerfreundlichkeit um des europäischen Gleichgewichts willen nach einem starken Oesterreich sehnte, der idiotische Kaiser Ferdinand I. ab, und Franz Josef I. bestieg den Thron. Der österreichische Ministerpräsident Fürst Felix Schwarzenberg benutzte die Gelegenheit, um seinen Haß gegen den revolutionären „Lord Feuerbrand“ in Downingstreet vor ganz Europa handgreiflich zu manifestieren: „Die Königin hat um Lord Palmerstons willen schon zwei öffentliche Beleidigungen einstecken müssen“, schrieb Victoria in der höchsten Erregung an Russell, „die eine, als ihr Gesandter in Spanien ausgewiesen wurde, die andere jetzt, wo der neue Kaiser von Oesterreich ihr nicht durch einen außerordentlichen Gesandten seine Thronbesteigung anzeigen läßt, was er gegenüber allen anderen Souveränen getan hat, offenbar als eine Kundgebung der Empörung Oesterreichs über das feindselige Verhalten des britischen Staatssekretärs des Auswärtigen.“**)

So endete das Jahr 1848 mit sich immer verstärkenden Disharmonien zwischen der Krone und Palmerston. Das Kabinett stand hinter der Königin, wagte aber nicht, Viscount Palmerston auszustossen, sondern band ihm nur einigermaßen, aber keineswegs mit durchgreifender Wirkung, die Hände. In den letzten Tagen des Jahres trat in Frankreich Louis Bonaparte sein Amt als Präsident der Republik an. Sardinien und Oesterreich riefen nach dem Ablauf des Waffenstillstandes zum zweitenmal die Entscheidung der

*) Briefwechsel der Königin Victoria I, 640. Victoria an Palmerston. 23. Mai 1848.

**) Königin Victorias Briefwechsel I, 669. Schreiben vom 22. Dezember 1848.

Waffen an, und am 23. März 1849 wurde Karl Albert von Radeky bei Novara entscheidend geschlagen. Nur daß England und Frankreich sich ins Mittel legten, bewahrte Sardinien vor Gebietsverlust. Palmerstons Ideal eines freieren und unabhängigen Italiens blieb unverwirklicht, Victorias und Alberts politische Sittlichkeitsbestrebungen wurden mit praktischen Erfolgen gesegnet. Lord Palmerston freilich wollte von der öffentlichen Moral, wie die Königin und ihr Gemahl sie auffaßten, nach wie vor nichts wissen; angesichts der über Italien herausziehenden Reaktion, der niemand in den Arm fiel, sprach er von der „sittlichen Erniedrigung Englands als einer europäischen Macht“.

Im Herbst 1849 richteten Franz Josef von Oesterreich und Nikolaus von Rußland gemeinsam unter Kriegsdrohungen an den Sultan die Aufforderung, die nach der Türkei geflüchteten ungarischen und polnischen Insurgentenführer, speziell Kossuth, Bem und Dembinski, ihren Landesherren auszuliefern. Zum Schutze der Unabhängigkeit und Würde des Großherrn brachte Palmerston ein Zusammengehen Englands und Frankreichs zustande. Große Geschwader beider Mächte erschienen vor den Dardanellen. Als sich der russische Botschafter in London, Baron Brunnow, auf dem Auswärtigen Amt erkundigte, in welcher Absicht und innerhalb welcher Grenzen jene Kriegsschiffe agieren sollten, gab ihm Lord Palmerston zur Antwort, die Flotten sollten im Mittelländischen Meer agieren, soweit ihre Orders gegenwärtig reichten, und zwar zu dem Zweck, um dem Sultan Trost und Stütze zu sein, nachdem die Vertreter der beiden Kaiserhöfe am goldenen Horn so heftig gegen ihn aufgetreten wären. Die Entsendung eines britischen Geschwaders nach den türkischen Gewässern bedeute inbezug auf den Sultan das Gleiche, wie wenn jemand einer erschrocken Dame ein Niesfläschchen unter die Nase halte.

In Stambul war Reschid Pascha Großwesir, der Verfasser des liberalen Hattischerifs von Gülhane, den Palmerston als geistig bedeutenden und England befreundeten Staatsmann außerordentlich hoch schätzte. Durch die englisch-französische Flottendemonstration moralisch gekräftigt, wies Reschid das Auslieferungsverlangen Oesterreichs und Rußlands standhaft zurück, trotzdem schon seit dem Vorjahr russische Truppen in den Donaufürstentümern standen. Die öffentliche Meinung Englands rechnete es Viscount Palmerston als ein hohes Verdienst an, daß er die Höfe von Wien und Petersburg des Vergnügens beraubte, Ludwig Kossuth sowie seine magyarschen und polnischen Spießgesellen am Galgen baumeln zu sehen.

„Wenn ich den Namen Ungar hör' wird mir das deutsche Wamms zu enge; es braust darunter wie ein Meer; mir ist, als hörte ich Trompetenklänge“ sang Heinrich Heine. Alle diese kontinentalen Tagesströmungen machte der britische Staatssekretär des Auswärtigen, dessen liberale Meinungen übrigens durchaus ehrlich waren, dem Lauf des englischen Staatsschiffs dienstbar, wie einst Cromwell die Sympathien der Protestanten des Festlandes. Königin Victoria aber und ihr Gatte mißbilligten auch die Flottendemonstration an den Dardanellen, indem sie Lord Palmerston vorwarfen, daß er, wie in den italienischen Angelegenheiten Oesterreich, so in den orientalischen Rußland unnötigerweise herausfordere.*)

Viscount Palmerston hatte nichts Gehässiges und Rachsüchtiges in seinem Charakter, zu dessen schönen Zügen es gehörte, daß der Lord auch politischen Gegnern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen pflegte. Zu den wenigen öffentlichen Persönlichkeiten, welche Palmerston mit unverföhllichem Haß verfolgte, gehörte der König Otto I. der Hellenen. Dieser Herrscher lehnte sich an Frankreich und Rußland an, welche ihm eine Erweiterung seiner Grenzen auf Kosten der von den Engländern damals in ihrer Integrität sorgfältig behüteten Türkei in Aussicht stellten. Der Ingrimmspalmerston gegen „den Inkubus auf dem griechischen Thron“ wuchs mit jedem Jahre, bis die von dem Viscount, wie wir sehen werden, mächtig geförderte italienische Umwälzung des Jahres 1859 nach Griechenland übersprang und, unter kräftiger Palmerstonischer Nachhilfe, dem Wittelsbacher die hellenische Krone vom Haupte schlug. Dem England genehmen dänischen Nachfolger Ottos trat Lord Palmerston die ionischen Inseln ab.

Im Jahre 1850, nachdem der britische Admiral Parker dem Beherrscher aller Gläubigen Abdul Medschid das Riechfläschchen unter die Nase gehalten hatte, beschloß Viscount Palmerston, die Anwesenheit des englischen Geschwaders in den levantinischen Gewässern dazu zu benutzen, um dem unlenkamen Βασιλευς, für dessen Beseitigung die Zeit noch nicht reif war, wenigstens einmal zu zeigen, daß er die Kreise der Orientpolitik Großbritanniens nicht ungestraft zu stören vermochte.

Als Handhabe für seine Pläne benutzte er die Untugend der modernen Griechen, ihren Schuldverpflichtungen nicht nachzukommen. Obwohl sich der Wohlstand des griechischen Volks in erfreulicher

*) Vgl. Martin, „Prinz Albert“ II 246.

Weise hob, unterließ es der hellenische Staat, die 3 Millionen Franken Zinsen und 600000 Franken jährliche Amortisationsquote auf die Anleihe zu bezahlen, welche die drei Schutzmächte Rußland, Frankreich und England dem jungen Gemeinwesen gewährt hatten. Indessen stellte Palmerston diese Beschwerde nicht in den Vordergrund, ebensowenig wie die völkerrechtswidrigen Handlungen griechischer Polizeibehörden gegenüber Bürgern der damals zu England gehörenden jonischen Inseln oder Grenzstreitigkeiten zwischen dieser britischen Kolonie und dem Königreich. Wofür der englische Gesandte Wyse nach dem Einlaufen des von den Dardanellen kommenden britischen Geschwaders in die Bucht von Ambelakio an der Küste von Salamis drohend Genugthuung verlangte, war die jahrelang geübte Verschleppung der Erledigung von pekuniären Ansprüchen zweier Privatpersonen an die griechische Regierung. Es handelte sich um einen Schotten, Finlay, dem für den königlichen Garten ein Stück Land enteignet worden war, und um einen aus Gibraltar stammenden Juden, Don David Pazifico, dessen Haus der Pöbel anlässlich eines antisemitischen Krawalls geplündert hatte. Finlay und Pazifico verlangten zusammen 33000 Pfund Sterling (660000 Mark). Aber Palmerston gestand vertraulich selber zu, daß diese Forderung größtenteils unberechtigt war, und öffentlich mußte er einräumen, daß Don Pazificos Vorleben alles eher als eine Bürgschaft für die Zuverlässigkeit der Angaben dieses Mannes in Geldsachen bildete.

Andererseits fiel ins Gewicht, daß die Engländer, die in sämtlichen halbzivilisierten und unzivilisierten Ländern der Erbkugel Handel trieben, nichts lieber sahen, als wenn ihre Regierung von exotischen Obriheiten Rechtsschutz für die Handelsgeschäfte und sonstigen materiellen Interessen britischer Untertanen erzwang. Die Kollegen Palmerstons hatten ihre Zustimmung zu der friedensgefährlichen Flottendemonstration an den türkischen Meerengen nur erteilt, weil sie als liberale Minister den Vorwurf nicht auf sich sitzen lassen wollten, das Aylrecht geschlagener Freiheitskämpfer preisgegeben zu haben. Jetzt folgten die Mitglieder des Kabinetts, die Lord Palmerston wegen ihrer Vorsicht in auswärtigen Angelegenheiten als Quäker (broadbrims) verhöhnte, obwohl sie so gut wie alle der anglikanischen Aristokratie angehörten, dem „Lord Feuerbrand“ lediglich deshalb bei seinem griechischen Unternehmen, weil sie sonst fürchteten, die Partei der Whigs innerhalb der englischen Handelswelt schwer diskreditiert zu sehen. Wenn Palmerstons Kollegen ihre

Aemter behalten wollten, durften sie Palmerston nicht den Weg vertreten, als er sich auf den Standpunkt stellte, wenn es sich um Geldforderungen der britischen Regierung handle, würde erwogen werden können, was davon vielleicht aufzugeben wäre, die Minister hätten jedoch kein Recht, bezüglich der Rechte und Ansprüche dritter Personen gefällig und großmütig zu sein.*)"

Auch angesichts der britischen Kriegsflotte weigerte sich der König der Hellenen, Finlay und Pazifico zu befriedigen. Nikolaus und Franz Josef waren vor einer bloßen Flottendemonstration zurückgewichen, gegen Otto mußte effektive Gewalt angewendet werden. Der Vizeadmiral Sir William Parker belegte alle griechischen Handelsschiffe, deren seine Kriegsfahrzeuge im Piräus, in Syra, Patras und den anderen Häfen des Königreichs habhaft werden konnten, mit Beschlag und ließ sie nach Salamis schleppen, wie die Hammel zur Schlachtbank, bemerkte grimmig Herr Thouvenel, der französische Gesandte in Athen. Für die gesamte Ausdehnung des korinthischen Meerbusens verbot Sir William Parker die Fischerei.

Ebenso schwer wie seine Ministerkollegen hatte Lord Palmerston die Franzosen zu der Flottendemonstration gegen Oesterreich und Rußland hinter sich her gezogen.***) Nachdem die Fahnen Englands und Frankreichs noch eben auf einer gemeinsamen maritimen Expedition nebeneinander geweht hatten, nahm die Palmerstonsche Diplomatie mit jähem Ruck eine Wendung gegen Frankreich, das Griechenland für seinen Schutzbefohlenen ansah. Man war in Paris tief verletzt und beruhigte sich erst einigermaßen, als es dem Botschafter der französischen Republik in London, Drouyn de Lhuys, gelang, bei Viscount Palmerston zu erwirken, daß englischerseits die guten Dienste Frankreichs zur Beilegung des britisch-griechischen Konflikts angenommen wurden. Louis Bonaparte entsendete den Baron Gros nach Athen, um an Ort und Stelle Vermittlungsvorschläge zu formulieren, während der britische Staatssekretär des Auswärtigen an den englischen Gesandten in Athen, Wyse, schrieb, die Zwangsmaßregeln sollten unterbrochen werden, bis die Grossche Mission entweder geglückt oder gescheitert sei.

Sobald der französische Gesandte in Athen von seinem vorgelegten Minister, dem General de la Hitte, die Anzeige der in London

*) Königin Victorias Briefwechsel II, 1. Palmerston an Russell am 15. Februar 1850.

***) Ashley I, 161. Palmerston an Lord Stratford Canning. 16. November 1849.

getroffenen Abmachungen erhalten hatte, ersuchte er den Vertreter Großbritanniens bei König Otto, Blockade und Embargo zu suspendieren. Anstatt dessen verschärften die Engländer ihre Repressalien noch. Nächtlicherweile wurde der Eingang zum Piräus durch eine Kette gesperrt und den Fischerbarken ihre gesamte Bektafelung abgenommen.*)

Wyse und Parfer wollten die Zeit, bis die amtliche Mitteilung ihrer Regierung über das Abkommen mit Frankreich in ihren Händen war, noch nach Kräften im Sinne Palmerstons ausnutzen. Dieser wußte durch allerhand Kniffe und Schliche zu erreichen, daß die offizielle Bekanntmachung seines Einverständnisses mit Drouyn de Lhuys erst am 2. März an Wyse gelangte, während die entsprechende Mitteilung de la Hitte schon am 19. Februar erreicht hatte.**)

Nachdem Wyse endlich die Instruktion empfangen hatte, die Zwangsmaßregeln bis auf weiteres außer Kraft zu setzen, wurde die Blockade der griechischen Küste aufgehoben; die einmal gelaperten Fahrzeuge blieben selbstverständlich unter Embargo. Die Sperrung des griechischen Haupthafens für nahezu zwei Wochen, welche Palmerston, die Franzosen an der Nase herumführend, erschlichen hatte, war von einer Aufregung unter der in Bedrängnis versetzten Schiffer- und Fischerbevölkerung des Piräus begleitet gewesen, welche für die schwache Krone Ottos Schlimmes befürchten ließ.

Trotz der unendlichen Langsamkeit, mit welcher Palmerston Wyse seine Instruktionen zukommen ließ, hatte er eine von der Königin beanstandete und daraufhin umgearbeitete Depesche, angeblich damit der Kurier das Schiff nicht verfehle, nach Athen abgeschickt, bevor die Königin Zeit gehabt hatte, ihre Ansicht über die Umgestaltung des Dokuments auszusprechen.***) Ueberhaupt befanden sich Victoria und Albert nicht im Zweifel darüber, daß der Staatssekretär des Auswärtigen bezüglich der schwebenden Phase der Pazifikoangelegenheit auf Schleichwegen ging, auf denen er sich der verfassungsmäßigen Beaufsichtigung durch die Königin und den Premierminister mit Erfolg entzog. Victoria und ihr Gemahl konsultierten Stockmar, der in einer Denkschrift auseinandersetzte, wenn ein Minister sich die allerhöchste Genehmigung einer von ihm angeblich be-

*) L. Thouvenel, *La Grèce du roi Othon. Correspondance de M. Thouvenel* Paris 1890, S. 327. Thouvenel an La Hitte 27. Februar 1850.

***) L. Thouvenel, *La Grèce du roi Othon.* S. 323. Thouvenel an de la Hitte, 26. Februar 1850.

***) Das Nähere hierüber bei Spencer Walpole, „*The life of Lord John Russell*“, London 1889, Band II, S. 58.

absichtigten Maßregel verschaffe und ändere dieselbe in der Durchführung nach seinem selbstherrlichen Gutdünken um, so begehe er gegenüber der Krone eine unehrenhafte Handlung. Zweifellos stehe der Königin das verfassungsmäßige Recht zu, das Vergehen des Ministers durch seine Entlassung zu ahnden.*)

Ähnlich wie Victorias und Alberts geistvoller deutscher Vertrauensmann verurteilten sämtliche bedeutenden Staatsmänner Englands, mochten sie konservativ, liberal oder radikal gesinnt sein, die auswärtige Politik Palmerstons, der, um sein diplomatisches Terrain unter Feuer zu halten, wie Bismarck diese von ihm selber auch beobachtete Taktik bildlich bezeichnete, sich in die inneren Kämpfe aller anderen Völker einmischte und die Mittel der List und Gewalt skrupellos gebrauchte. Um die Königin, das Land und das Parlament von dem Alpdruck zu befreien, der von Palmerstons dämonischer Natur ausging, beschloß Lord John Russell, ein großes persönliches Opfer zu bringen. Er bot Viscount Palmerston an, ihm die Leitung des Hauses der Gemeinen abzutreten.**) Wäre dieses doch die höchste Stellung, nach der ein Staatsmann streben könne. Russell selber wollte zwar Premierminister bleiben, beabsichtigte aber, um Palmerston im Unterhaus nicht im Wege zu stehen, die Königin um seine Versetzung ins Oberhaus zu bitten. Palmerston konnte die Funktionen eines Leiters des Unterhauses mit dem Amt des Staatssekretärs des Auswärtigen unmöglich vereinigen. Dies geschah nicht mehr seit Canning, von dem man glaubte, daß die Menschenkraft übersteigende Geschäftslast, welche die Verrichtung jener beiden öffentlichen Tätigkeiten durch einen und denselben Mann mit sich brachte, ihn getötet habe. Mithin schlug Lord John dem Staatssekretär des Auswärtigen vor, dieser Würde zu entsagen und dafür das Staatssekretariat des Innern (Home office) zu übernehmen.

Lord Palmerston sagte auf Russells Angebot, er hätte nicht umhin gekonnt, zu bemerken, daß er sich das Vertrauen der Königin verschertzt habe und ließ durchblicken, daß er dieserhalb nicht abge-

*) Königin Victorias Briefwechsel II, 7. Memorandum des Barons Stockmar vom 12. März 1850.

***) Russell wie Palmerston saßen, obwohl Lords, beide im Hause der Gemeinen. Russell war als jüngerer Bruder des Herzogs von Bedford bloßer „lord by courtesy“ und gehörte staatsrechtlich zum Bürgerstande. Palmerston war ablig, aber seine Pärre lag nicht in England, sondern in Irland. Die irischen Pairs sitzen nicht kraft persönlichen erblichen Rechts im Oberhause, sondern wählen 28 Delegierte aus ihrer Mitte, welche dann für die Lebenszeit Mitglieder jener Adelskammer sind.

neigt sei, das vom Premierminister vorgeschlagene Arrangement anzunehmen. Als Lord John der Königin und dem Prinzen-Gemahl den günstigen Ausgang seiner Unterhandlungen mit dem unbequemen Staatssekretär des Auswärtigen mittheilte, zeigte sich Albert insofern nicht ganz zufrieden, als er den Verdacht äußerte, wenn Palmerston sich erst in der Führerschaft des Hauses der Gemeinen befestigt habe, würde er Lord John aus seiner Premierstellung zu verdrängen suchen. Russell gab das Vorhandensein der Gefahr zu, meinte jedoch, der 65jährige Palmerston wäre zu alt, um gegen ihn, den 57jährigen, noch sehr viel auszurichten. Im übrigen erklärte sich der Premierminister auf den dringenden Wunsch Alberts und Victorias bereit, nachdem er in das verhältnismäßig wenig Nervenkraft beanspruchende Oberhaus übergetreten sei, seinerseits die auswärtigen Angelegenheiten mit der Premierschaft zusammen zu führen.*)

Eigentlich hätte die Königin lieber den Vizekönig von Irland, Lord Clarendon, als Staatssekretär des Auswärtigen gesehen. Aber Russell, gleich Palmerston, von dem er nur bezüglich der Methode, nicht in Hinsicht auf die Ziele abwich, ein sehr entschiedener Liberaler, war jenem Wunsch sofort mit der apodiktischen Erklärung entgegengetreten, er werde sich mit Lord Clarendon über auswärtige Angelegenheiten niemals einigen können. Er halte den Vizekönig von Irland für sehr antifranzösisch und glaube, daß er ein Bündnis Englands mit Oesterreich und Rußland erstrebe.

Als die Königin erkannte, daß es ihr unmöglich wäre, einen Mann an die Spitze des Auswärtigen Amtes zu bringen, von dem sie sich ein bereitwilliges Eingehen auf legitimistische Anschauungen versprach, drang sie, wie schon erzählt, in den Premierminister, die auswärtigen Angelegenheiten selber zu übernehmen. Denn sie vermochte sich der Richtigkeit der Bemerkung ihres Gatten nicht zu verschließen, daß jenes Amt von ungeheurer Wichtigkeit nur einem sehr tüchtigen Manne anvertraut werden dürfe, wenn die Weisenseitigung Palmerstons, der für einen der tüchtigsten Männer des Landes gelte, im Volke Anklang finden solle.

Nachdem sich die Königin, der Prinz-Gemahl und der Premierminister auf dieser Grundlage geeinigt hatten, beschloß Lord John weiterhin, daß die Umgestaltung der Regierung nicht gleich, sondern erst nach dem Schlusse der Session vorgenommen werden solle. Er betonte im übrigen, daß die freiwillige oder scheinbar freiwillige Zu-

*) Königin Victorias Briefwechsel II. 5. Memorandum des Prinz-Gemahls vom 3. März 1850.

stimmung Viscount Palmerstons immer die unerläßliche Voraussetzung für die Durchführbarkeit jenes Arrangements bleiben werde. Palmerston sei auf der radikalen Seite des Unterhauses sehr beliebt und ebenso beliebt bei den Konservativen. Beide Parteien wären bereit, ihn als ihren Führer anzuerkennen. Deshalb müsse das Oberhaupt einer liberalen Regierung, um einer Spaltung der Whigpartei vorzubeugen stets sorgfältig bemüht sein, alles zu vermeiden, was Lord Palmerstons Gefühle verletzen könne.

Dieser selber freilich übte keine Gegenseitigkeit im Rückzunehmen; er glaubte, daß die Natur seines Ressorts ihm nicht einmal gestatte, die Empfindungen und Empfindlichkeiten der Souveränin zu schonen. Jener sensationelle Streit mit dem spanischen Hof*) war beigelegt. Es handelte sich nun darum, welcher Diplomat an Stelle von Sir Henry Bulwer in Madrid beglaubigt werden sollte. Eines Tages las die Königin in der „Times“, sie gedenke Lord Howden dorthin zu schicken. Sofort schrieb sie an den Staatssekretär des Auswärtigen, setzte ihn davon in Kenntnis, daß Lord Howden ihr Vertrauen nicht besäße und schlug an seiner Stelle Lord Westmoreland vor.

Diesen Brief ließ Palmerston völlig unbeantwortet; dem Befehl der Königin, ihr Schreiben dem Premierminister mitzuteilen kam er nicht nach: „Lord Palmerstons Verhalten“, schrieb Victoria, ganz außer sich vor Unwillen an Russell, „ist wirklich zu schlecht und höchst unehrerbietig gegen die Königin; sie kann kaum noch den schriftlichen Verkehr mit ihm fortsetzen. In der Tat, es wäre besser, sie täte es nicht.“**)

Wiederum hatte Palmerston seine Minen so gelegt, daß die Königin kapitulieren mußte. Lord Howden war bereits mit General Narvanz in Korrespondenz getreten, indem er sich dem spanischen Minister gegenüber als designierter britischer Gesandter gerierte. Narvanz seinerseits hatte sich darauf eingerichtet, jenen Herrn bei Königin Isabella beglaubigt zu sehen. Nur Königin Victoria war in der Sache nicht gefragt worden. Um der Regierung Verlegenheiten zu ersparen, gab sie nach und bestätigte Lord Howden, aber bitter und zornig schrieb sie dem Premierminister: „Hätte die Königin nicht das Bestreben, möglichst keine Schwierigkeiten zu machen, so könnte sich die Regierung leicht den peinlichsten Verlegenheiten aus-

*) Vgl. S. 266.

**) Königin Victorias Briefwechsel II, 10. Victoria an Russell am 14. und am 17. April 1850.

gesetzt sehen. Sie erwartet indessen und beansprucht ebensolche Rücksichtnahme seitens ihrer Minister. Sie wendet sich in dieser Sache an Lord John als die Spitze der Regierung.“

Lord Russell erwiderte, er sei sehr bestürzt darüber, daß die Königin so oft Veranlassung habe, sich über Mangel an Aufmerksamkeit von Seiten Viscount Palmerstons zu beklagen. Im übrigen hatte dieser gerade dem Premier eine Freude gemacht, indem er mit Drouyn de Lhuys über eine Beilegung des englisch-griechischen Streits einig geworden war. Die Griechen sollten eine Summe zahlen, welche zwar hinter 33000 Pfund sehr weit zurückblieb, aber immerhin Palmerston erlaubte, Finlay für das mit 250 Drachmen (Franken) bezahlte Stückchen Land 30000 Drachmen zu vergüten. Pazifico hatte als ein armer Mann ein ganz elendes Häuschen bewohnt, war aber mit der Behauptung hervorgetreten, bei der Plünderung seiner Wohnung seien ihm für 60000 Drachmen Mobiliar ruiniert oder gestohlen worden sowie für eine noch größere Summe Juwelen, Silberzeug und Wäsche. Infolge der Londoner Konvention standen Palmerston für die „Entschädigung“ Pazificos gegen 140000 Drachmen zur Disposition. Die „Spaniolen“, zu denen Don Pazifico gehörte, die einst aus den Reichen Ferdinands und Isabellas nach der Türkei eingewanderten Juden, die noch heute ein spanisches Idiom als ihre Muttersprache reden, stehen in der ganzen Levante in einem scharfen konfessionellen und kommerziellen Gegensatz zu den Hellenen. Durch nichts konnte Palmerston „das verzogene Kind des Absolutismus“, wie er Otto nannte, besser zum Gespött aller Griechen machen, als indem der Basileus dem edlen Don David zu Willen sein mußte, der 4000 Drachmen für sein zer Schlagenes „Ehebett“ und 120 Drachmen für eine abhanden gekommene Wärmflasche auf Rechnung gesetzt hatte.*)

Eben darum leistete Otto I., der unter scheinconstitutionellen Formen seinen kleinen Staat absolut regierte, den britischen Forderungen einen zähen Widerstand. Von der Verhängung der Blockade am 18. Januar 1850 bis zum Bekanntwerden der Londoner Konvention am 24. April in Athen wehrte sich Otto länger als ein Vierteljahr hindurch gegen die ihm zugemutete Erniedrigung. Die Vermittlungsreise des Baron Gros blieb ganz ergebnislos. Inzwischen drückten die Zwangsmaßnahmen des Admirals Parker, die, wenn auch vorläufig suspendiert, jeden Augenblick wieder in Kraft

*) „La Grèce du roi Othon“. S. 345. Depesche des Barons Gros an de la Pitte vom 19. März 1850.

treten konnten, auf die griechische Flagge nicht nur im hellenischen Königreich, sondern auch in Marseille, Alexandrien, Livorno, Odeffa und den anderen Häfen des Mittelmeers, und zwar in einer für den Schiffsverkehr besonders wichtigen Jahreszeit, so daß Millionen unwiederbringlich verloren gingen.

Die schwache Regierung des Präsidenten Louis Bonaparte fühlte sich durch den positiven Ausgang der Londoner Unterhandlung über die Pazificosache dermaßen erleichtert, daß noch vor dem formellen Abschluß der Konvention der „Bauban“ nach dem Piräus beordert wurde, um, so rasch seine Maschinen es irgend gestatteten, auf dem Schauplatz der Gewaltthaten die friedensstiftende Wirkung der guten Dienste Frankreichs zu verkündigen. Aber Wyse, der sich durch seine Festigkeit und Klugheit die besondere Anerkennung Lord Palmerstons verdiente, beschloß zum zweiten Male, einen energischen Gebrauch von der Zwischenzeit zu machen, bis ihn die amtliche Anzeige der in London getroffenen Abmachungen erreichte. Er erklärte daß ihn diese vorläufig nicht kümmern und daß er die Blockade und den Embargo erneuern würde, wenn die griechische Regierung nicht 150 000 Drachmen bei ihm deponiere als Unterlage für ein Schiedsgericht, welches über gewisse weitere Ansprüche Pazificos entscheiden sollte. Die Londoner Konvention setzte ein solches Schiedsgericht gleichfalls ein, sah aber kein Depot vor, indem Palmerston auf jener ganz besonders abgeschmackten Kategorie der Forderungen Pazificos nicht zu bestehen gedachte.

Griechenland besaß keine Widerstandskraft mehr; es beugte sich vor den Drohungen Wyses und schloß den Vertrag so ab, wie Wyse ihn vorschrieb, 48 Stunden vor dem Eintreffen der offiziellen Nachricht von der Londoner Konvention.

Palmerston sah sich jetzt in einer etwas unbequemen Lage. Die Loyalität gegen Frankreich erforderte, daß England den Griechen nicht mehr zumutete, als in London abgemacht worden war. Andererseits befand sich Palmerston nicht ganz im Unrecht, wenn er meinte, die Wiederausshiffung des griechischerseits sofort ausgezahlten und durch die Engländer an Bord des Flaggschiffs von Admiral Parker gebrachten Depots würde gewissermaßen wie eine Flaggenjerkung aussehen. Es erinnert an gewisse Charakterzüge Napoleons I., wenn Palmerston sich nicht entschließen konnte, etwas herauszugeben, was er ergriffen hatte. Der britische Staatssekretär des Auswärtigen erklärte dem Botschafter der französischen Republik, für ihn seien die Abmachungen in Athen maßgebend, nicht die in

London, darum vermöge er das Verlangen Frankreichs, daß England den Griechen die 150 000 deponierten Drachmen wieder auszuhandigen solle, nicht zu erfüllen. Er rechtfertigte seine abschlägige Antwort folgendermaßen: Am 18. April sei in London die englisch-französische Konvention unterzeichnet worden, am 21. April habe Baron Gros dem Gesandten Wyse die offizielle Mitteilung gemacht, daß er seine vermittelnde Mission für gescheitert und beendet ansehe. Damit wären auch die in London getroffenen Abmachungen zwischen Frankreich und England hinfällig geworden und habe Großbritannien wieder freie Hand gehabt.

So friedfertig die Republik Louis Bonapartes war, sie glaubte es ihrer Selbstachtung schuldig zu sein, Drouyn de Lhuys von London abuberufen. Der französische Botschafter reiste gerade an dem Tage von England ab, an welchem der Staatssekretär des Auswärtigen den Vertretern der fremden Mächte das zum Geburtstag der Königin hergebrachte Festdiner gab. An diesem Mahl nahm der russische Botschafter Baron Brunow gleichfalls nicht teil, nachdem er Palmerston gesagt hatte, der Zar werde ihn wegen der Behandlung Griechenlands wahrscheinlich ebenso abberufen, wie das mit Drouyn de Lhuys geschehen wäre.

In Anbetracht der Geringsfügigkeit des Streitobjekts nahm Viscount Palmerston die Unfreundlichkeiten der Franzosen und Russen nicht als Vorboten eines Krieges auf, und auch, daß der bayerische Gesandte Baron v. Cetto wegen der Mißhandlung des griechischen Königs aus dem Hause Wittelsbach am 15. Mai nicht mitdinierte, flüchte dem englischen Staatssekretär des Auswärtigen kaum sonderliche Furcht ein. Aber Palmerstons Amtsgenossen teilten seine kühle Ruhe mitnichten. Sie drangen in den Viscount, den Konflikt mit Frankreich aus der Welt zu schaffen. Lord Palmerston sah sich genötigt, nachzugeben und dem verhassten König der Hellenen die 150 000 Drachmen zurückzahlen zu lassen. Nicht ohne Mißmut äußerte er, Frankreich falle dadurch bis auf einen gewissen Grad die Rolle des Konstablers zu, der Griffin auffordere, 20 Pfund zurückzustellen, die er Pigsfull gezwungen habe, ihm wider seinen Willen zu leihen:

„Man darf nie einen Stecknadelknopf aufgeben, den man festhalten sollte und festhalten zu können glaubt. Und selbst, wenn man denkt, daß man ihn am letzten Ende nicht festzuhalten vermag, soll man so viele Schwierigkeiten machen, wie man irgend dazu in der Lage ist, bevor man verzichtet.“ So hatte Viscount Palmerston

zehn Jahre vor der Pazificoaffäre anlässlich der ägyptischen Wirren zur Zeit des Ministeriums Thiers die Theorie seiner diplomatischen Taktik formuliert.*) Aber wie konsequent Palmerston auch nach jenen Grundsätzen handelte, die anderen Minister vermochten sich ebensowenig wie Victoria und Albert davon zu überzeugen, daß der Staatssekretär des Auswärtigen sein Amt nach rein sachlichen Gesichtspunkten verwaltete, sondern gaben ihm sinnlose Zanksucht gegenüber den fremden Regierungen schuld. Speziell die letzte Reibung mit der französischen Republik gab dem Vertrauen der großen Whig-Aristokraten zu Palmerston einen solchen Stoß, daß sie jetzt der Auffassung des Prinzen-Gemahls beipflichteten, die Macht eines Leiters des Unterhauses dürfe nicht in Palmerstons Hände gelegt werden, man müsse ihn einfach zu bewegen wissen, nach dem Schluß der Session die auswärtigen Angelegenheiten abzugeben und irgend ein anderes hohes Amt, in dem er unschädlich sei, etwa die Kolonialverwaltung, zu übernehmen.**)

Nun waren aber im Parlament die Liberalen nicht viel stärker als die Konservativen, welche die mit dem Verlauf der Pazificosache verbundenen mannigfaltigen unerfreulichen Vorkommnisse zu einem Angriff auf das Ministerium Russell zu benutzen den Entschluß faßten. Das Oberhaus nahm einen Antrag Lord Stanleys an, in welchem es sein Bedauern aussprach, zu finden: „daß verschiedene Ansprüche gegen die griechische Regierung, zweifelhaft im Punkte der Gerechtigkeit oder übertrieben der Höhe nach, durch Zwangsmaßregeln durchgesetzt worden sind, die gegen den Handel und das Volk von Griechenland gerichtet und geeignet waren, die Fortdauer unserer freundlichen Beziehungen zu anderen Mächten zu gefährden.“

Im Unterhause ein gleichartiges Tadelsvotum einzubringen, hielten die hier in der Minderheit befindlichen Konservativen nicht für rätlich. Sie überließen den Liberalen, deren Autorität im Lande durch das mit unerwartet großer Mehrheit von den Lords gegen die Minister ausgesprochene Mißtrauensvotum geschwächt worden war, ihrerseits ein Vertrauensvotum für das Kabinett bei den Gemeinen zu beantragen und durch das Haus zu bringen. Es war vorauszu sehen, daß ein derartiges parlamentarisches Manöver, das zur Abwehr des vom Oberhaus geführten Streichs nicht unterlassen

*) Lord Dalring: „The life of Viscount Palmerston. III, 44. Brief Palmerstons vom 27. Juli 1840 an William Temple.

***) Königin Victorias Briefwechsel II, 13. Memorandum des Prinzen Albert vom 26. Mai 1850.

werden durfte, die Regierung einer ziemlich großen Gefahr aussetzte. Denn die Cobdengruppe, welche die auswärtige Politik Palmerstons verabscheute, stimmte zweifellos gegen ein bei solcher Gelegenheit gefordertes Vertrauensvotum für die Minister. Lord Russell glaubte nicht im Amte bleiben zu können, wenn das Unterhaus ihm mit einer Majorität von nur wenigen Stimmen sein Vertrauen aussprach, ob aber angesichts des Hasses der Manchesterpartei gegen Lord Palmerston eine stattliche kompakte Mehrheit zu erlangen sein würde, erschien den gewiegtesten Kennern des englischen Parteitreibens als unberechenbar.

Die taktische Klugheit verlangte nach der Ansicht der Liberalen, daß sie, im Gegensatz zu der Taktik des Oberhauses, die Pazifico-affäre bloß als eine Einzelheit innerhalb der Amtsführung Palmerstons behandelten und dieses weniger anziehende Detail nicht zu sehr in den Vordergrund treten ließen. Das Mitglied für Sheffield, Roebuck, beantragte deshalb eine Resolution, die folgendermaßen abgefaßt war: „Die Prinzipien, welche bisher die auswärtige Politik der Regierung Ihrer Majestät geleitet haben, sind solche, welche die Ehre und Würde dieses Landes unbefleckt lassen, und sie waren in Zeiten beispielloser Schwierigkeiten am besten geeignet, den Frieden zwischen England und den verschiedenen Nationen der Welt aufrechtzuerhalten.“

Die Pazificosache übergang der Antrag, von dessen Aufnahme durch das Unterhaus das Schicksal des Ministeriums abhing, also vollständig mit Stillschweigen. Die liberalen Parteiführer wollten, wie Lord John Russell, der gegen die Konservativen natürlich Schulter an Schulter mit Palmerston stand, der Königin schrieb, daß das Tadelsvotum der Lords wie ein Eintreten für die Sache des Despotismus aussehen solle, wie die Kundgebung der Bereitwilligkeit, mit Rußland und Oesterreich zusammen den Kontinent wiederum der absolutistischen Staatsform dienstbar zu machen. Eine Politik, die in solchem Verdacht stehe, würde der Argwohn des Hauses der Gemeinen nicht lange ertragen, selbst wenn die Abstimmung über den Antrag Roebuck die Konservativen ans Ruder bringen sollte. Das Bestreben der liberalen Minister wäre gewesen, Despotismus und Demokratie ihre Schlachten allein ausfechten zu lassen.

Die Königin antwortete ganz richtig, die allgemeine Tendenz des Kabinetts Russell sei das allerdings gewesen, sie müsse jedoch Lord John daran erinnern: „daß Lord Palmerston bei der Aus-

führung dieser Politik sich sehr befließigt hat, in der Schlacht auf die Seite der Demokratie zu treten.“ Infolgedessen sei eine Art von Gemeinschaft herausgekommen zwischen den Prinzipien der auswärtigen Politik Großbritanniens und den demokratischen Tendenzen des Auslandes. Dieses und die große Mehrheit des britischen Volkes glaubten ganz ohne Zweifel an einen solchen Zusammenhang, und es wäre zu befürchten, daß bei der Diskussion des Antrages Roebuck despotische und demokratische Grundsätze gegen einander ins Feld geführt werden würden, während die eigentliche Frage sich doch nur um die Berechtigung der Ansprüche Don Pazificos drehe.

Offenbar wünschte Victoria mit den Konservativen, daß Palmerston auf einem ihm möglichst ungünstigen Terrain kämpfen müsse. Zwar drohte eine Niederlage der Regierung die Königin insofern in beträchtliche Schwierigkeiten zu verwickeln, als bei der obwaltenden Zersplitterung der beiden großen Parteien in verschiedene unter einander verfeindete Gruppen eine Ministerkrisis nicht einfach so zu lösen war, daß die Macht von den Whigs auf die Tories übertragen wurde. Aber viel schwerer als solche Sorgen bedrückte die Königin die Abhängigkeit von den Ratschlägen Lord Palmerstons. Unmittelbar vor der Redeschlacht im Hause der Gemeinen hatte Victoria eine neue Meinungsverschiedenheit mit dem Staatssekretär des Auswärtigen. Es handelte sich diesmal um Schleswig-Holstein, bezüglich dessen Palmerston das Londoner Protokoll vorbereitet. Wieviel sich vom englischen Standpunkt aus dafür sagen ließ, daß Viscount Palmerston die Integrität der dänischen Monarchie aufs Nachdrücklichste verfocht, hat die Geschichte der Folgezeit zur Genüge bewiesen. Ein objektiver Geschichtsschreiber, wenn er auch Deutscher ist, darf Palmerston auf keinen Fall übel nehmen, daß er der Trägerin der Krone nicht beistimmen zu können glaubte, als diese erklärte, es sei eine jedem Gefühl von Gerechtigkeit und Sittlichkeit zuwiderlaufende Handlung, wenn der britische Staatssekretär des Auswärtigen ohne Rücksicht auf die Rechte Deutschlands die Elbherzogtümer zur Verewigung ihres sie an die Krone Dänemark knüpfenden Bandes zu zwingen strebe. Scharf antwortete Viscount Palmerston, die Königin schiene zu verlangen, daß er sich in der schleswig-holsteinischen Frage als der Vertreter des deutschen Bundes fühlen solle.*)

*) Königin Victorias Briefwechsel II, 18. Victoria an Palmerston 22. Juni 1850 und die folgenden Dokumente.

Diese schwer ins Gewicht fallende Differenz war noch unausgeglichen, als am 24. Juni 1850 die Debatte des Unterhauses über den Antrag Roebuck begann. Sie beschränkte sich, wie die Königin richtig vorausgesehen hatte, nicht auf den Zusammenstoß mit Griechenland, sondern umfaßte die gesamte seit Jahrzehnten Europa in Atem haltende Amtswirksamkeit „Lord Feuerbrands“. Dieser selber ging, als er in der zweiten Nacht der Diskussion das Wort ergriff bis auf die im Jahre 1830 unter seiner entscheidenden Mitwirkung erfolgte Begründung des so glücklich gedeihenden Königreichs Belgien zurück, „seiner kleinen belgischen Experimentalmonarchie“, wie voll Hohns gesagt worden sei. Dann verbreitete sich Viscount Palmerston mit großer Lebhaftigkeit und Ausführlichkeit über die Schweiz und Spanien, wo seine liberale Interventionspolitik zur Vernichtung der alten überlebten Zustände entscheidend beigetragen hatte. Auf Italien übergehend, mußte er von Niederlagen sprechen, aber er zeigte sich trotzdem hoffnungsvoll und äußerte — die Oesterreicher bebten darüber vor Furcht und Grimm —, es bleibe Pflicht der englischen Regierung, soviel wie möglich anderen Völkern zur Erlangung einer dem Zustand der englischen Nation ähnlichen Stellung behilflich zu sein.

Merkwürdig, wie dieser eigenartige Taktiker auch in der oratorischen Behandlung des Unterhauses seine eigenen Wege ging. Unbekümmert um die Hoffnungen der Konservativen und Manchestermänner sowie um die Besorgnisse der Liberalen machte er aus Griechenland das Alpha und Omega seiner Rede. Zwar schwieg er sorgfältig darüber, daß die Zwangsmaßregeln des Admirals Parker die Erschütterung des mittelbathischen Throns am Fuße der Akropolis bezweckt hatten, aber um so entschiedener betonte er die dem Staatssekretär des Auswärtigen obliegende Verpflichtung, den Engländern und Untertanen der Krone England, die in exotischen Ländern ihren Geschäften nachgingen, kraftvollst Rechtsschutz zu verschaffen.

$4\frac{3}{4}$ Stunden redete Palmerston, den Lord John schon für etwas greisenhaft erklärt hatte, ohne sich auf Notizen zu stützen oder innezuhalten. Er zeigte keine Spur von Ermüdung. Zum Schluß sprach er die berühmte peroratio: „Ich fordere furchtlos den Wahrspruch heraus, den dieses Haus, das ein politisch denkendes, handeltreibendes, konstitutionelles Land vertritt, über die Frage abgeben soll, ob . . . wie der Römer in alten Zeiten sich gesichert hielt gegen Schmach, wenn er sagen konnte: „Civis romanus sum“,

so auch ein britischer Untertan, in welchem Land auch immer er weilen mag, zu dem Vertrauen berechtigt sein soll, daß das mächtige Auge und der starke Arm Englands ihn schützen werden gegen Ungerechtigkeit und Unrecht.“

Wie Lord Russell der Königin schrieb, rechnete er Palmerstons Rede zu den meisterhaftesten, welche der Staatssekretär des Auswärtigen je gehalten habe: „Sie erörterte sein politisches Vorgehen in den verschiedenen Teilen der Welt gründlich und appellierte hin und wieder an die großen Prinzipien der Freiheit und Gerechtigkeit. Die Rede wurde häufig von begeisterten Beifallsbezeugungen unterbrochen. . . .“

Als die *civis romanus*-Rede im Lande bekannt wurde, brachen die imperialistischen Leidenschaften in helle Flammen aus. Palmerstons Popularität wuchs unermesslich; er stand da wie Canning nach der Rede von den schlummernden Donnern. Die allgemeine Gärung machte sich auch in einer Kundgebung Luft, welche Viscount Palmerston, der bei aller Freiheitsliebe sehr königstreu gesinnt war, aufs Stärkste verabscheute. Ein gewesener Offizier, Robert Pate, der in den vornehmsten Kreisen Londons als Stutzer glänzte, näherte sich der Königin, als sie nach einem Krankenbesuch ihren Wagen zu besteigen im Begriffe war, und schlug ihr mit dem Spazierstock dermaßen ins Gesicht, daß sie eine schlimme Beule davontrug.

Nach einer Debatte von fünf Nächten genehmigte das Unterhaus das Vertrauensvotum für die auswärtige Politik der Regierung mit der den Umständen nach sehr bedeutenden Mehrheit von 46 Stimmen. Aber die Gesinnung der Krone gegen Viscount Palmerston wurde darum nicht freundlicher. Das Kabinett machte sich in der Schleswig-holsteinischen Frage die Auffassung Palmerstons durchaus zu eigen, und dieser plante nun, die aufständischen Erbherzogtümer nötigenfalls durch russische Truppen zur Unterwerfung unter das Londoner Protokoll zu zwingen.*) Eine solche Politik wäre mit der Begünstigung von Freiheit und Nationalität in anderen Ländern nicht vereinbar gewesen, ebensowenig wie die von Palmerston sehr energisch geführte Verteidigung der Integrität der Türkei mit jenen Idealen vereinbar war, aber Palmerstons höchster Gesichtspunkt in den Geschäften war selbstverständlich nicht die internationale liberale Propaganda, sondern das nationale englische Interesse. Im übrigen gab es für die Verwendung russischer Streitkräfte im Dienste

*) Königin Victorias Briefwechsel II 26. Victoria an Lord John Russell am 28. Juli 1850. Vgl. auch Martin Das Leben des Prinzen Albert II, 317.

englischer Politik Präzedenzfälle. So waren vor dem Abschluß der Westministerkonvention Truppen der Zarin Elisabeth dazu bestimmt, das Kurfürstentum Hannover gegen einen gefürchteten Angriff Friedrichs des Großen zu decken. 1799 hatte England Russen zu einer Landung an der Küste der Batavischen Republik herangezogen.

Der Gedanke, Schleswig-Holstein dem erstarkenden Deutschland durch Bajonette des Kaisers Nikolaus entreißen zu lassen, wenn die nationale Revolution in den Elbherzogtümern nicht durch minder drastische Mittel zu überwinden war, war also vom englischen Standpunkt aus jedenfalls gründlicher Prüfung wert. Die Königin jedoch verwarf die Palmerstonsche Idee *a limine*, weil eine russische Intervention in Schleswig ein Wiederaufleben der inneren Bewegungen in Deutschland und vielleicht einen allgemeinen Krieg hervorbringen könne. Victoria hatte sich dem Kabinett fügen müssen, als dieses, im Gegensatz zu den Rechtsüberzeugungen der Königin und des Prinzen-Gemahl, Palmerstons dänischfreundlicher Staatskunst beigetreten war. Darin überstimmt, wollte die Trägerin der Krone die Minister mindestens warnen, daß sie sich durch die dämonische Natur des Staatssekretärs des Auswärtigen nicht weiter führen ließen, als sie in den Angelegenheiten der cimbrischen Halbinsel geben wollten. Denn nach wie vor blieb Victoria fest überzeugt: „daß es keine heikle und gefährliche Frage gibt, in welche Lord Palmerston nicht eigenmächtig und ohne seine Kollegen zu befragen, das Land verwickeln würde. . . . Es ist keine Aussicht, daß Lord Palmerston sich in seinem 67ten Lebensjahr noch ändern wird, besonders wo er sein lehtes Durchschlüpfen als einen Triumph ansieht. . . .“

Zu ihrem Schmerz mußte die Königin die Erfahrung machen, daß Palmerston die Tragweite seines jüngsten parlamentarischen Erfolges durchaus richtig beurteilte und entschlossen auszunutzen gewillt war. Lord Clarendon, der Kandidat der Krone und der „Times“ *) für das Auswärtige Amt, erklärte es für hochgefährlich, Lord Palmerston jetzt zu verabschieden und ihn dadurch zu veranlassen, sich zum Führer der Radikalen aufzuwerfen. Auch der Herzog von Bedford, der älteste Bruder Lord Johns, äußerte, er sei erschreckt über den Gang, den die Dinge genommen hätten.

*) Königin Victorias Briefwechsel II, 13.

** Königin Victorias Briefwechsel II, 29. Memorandum des Prinzen Albert vom 5. August 1850.

könne keine Herrschaft über Viscount Palmerston mehr

selber sagte dem Premierminister unumwunden, durch Vorgänge im Parlament seien alle Verhältnisse geändert. Er gegen ihn verschworen, ihn angeklagt, die Volksversammlung zu Gericht über ihn geseßen, und seine Freisprechung

Dieses Urtheil sei im Lande mit größter Begeisterung aufgenommen worden, und eine starke Partei folge ihm. Diejenigen, die zogen wären, um ihm Leid zuzufügen, seien geschlagen jetzt sollten sie doch noch ihren Triumph genießen?

(Fortsetzung folgt.)

Schillers Gedicht „Das Glück“.

Von

Philipp Simon.

Am Schluß der Vorerinnerung zu der Herausgabe seines Briefwechsels mit Schiller: „Ueber Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung“ spricht Wilhelm von Humboldt über die Gedichte, zu denen eine bestimmte äußere Nötigung den Anlaß gab. „Des Einflusses, den äußere Umstände auf den Wechsel in Schillers Beschäftigungen ausüben mochten, habe ich mit Absicht gar nicht erwähnt. Allerdings zwar wurden die prosaischen Aufsätze größtenteils durch die Thalia und die Horen, die Gedichte durch die Musenalmanache hervorgerufen. Der erste von 1796 veranlaßte geradezu alle, die er von Schiller enthält; keines stammt aus einer früheren Periode. Demungeachtet lag dieser wechselnde Uebergang von poetischen zu philosophischen, prosaischen zu rhythmischen Arbeiten hauptsächlich und im ganzen allein in der Geistesstimmung Schillers. Nur weil das Große, was er in sehrender Erwartung in sich trug, noch nicht seine Reife erlangt hatte, weil die Sammlung und Stimmung des Gemüths noch nicht vollkommen war, welche die einzig mögliche Zurüstung zu künstlerischem Schaffen und Dichten ist, ließ er sich zu Unternehmungen dieser Art gehen, die ihm hernach allerdings störend erschienen, allein mehr schienen, als es in der That waren. Bewunderungswürdig blieb dabei, wie diese äußeren Motive ihm niemals Anlaß zu mittelmäßigen Arbeiten wurden, und wie die Nötigung (denn so mußte man es oft bei Arbeiten, zu bestimmten Zeiten zugesagt, nennen), sobald sich die glücklich empfangene Idee dem Geiste darstellte, in schöne Freiwilligkeit überging, die jede Spur des äußeren Ursprungs in dem Werke selbst austilgte. Denn niemand wird selbst den weniger bedeutenden unter den Almanachs- und Horengedichten den Stempel echter Genialität abzusprechen ver-

mögen.“ — Wir haben nun vor, gerade diese für Schiller so bezeichnende Art der Entstehung seiner Schöpfungen an einem der erwähnten Almanachsgedichte zu verfolgen, zu dessen Erklärung bisher wenig getan ist. *)

„Das Glück“ ist der erste von Schillers Beiträgen zu dem *Musenalbum* für das Jahr 1799 und ist im Jahre 1798 entstanden. Eine Zeit fröhlichen dichterischen Schaffens, das *Balladenjahr*, war vorüber. Schiller steckte tief im *Wallenstein*. Er legte unvermerkt eine Strecke nach der andern in seinem Pensum zurück und fand sich so recht in dem tiefsten Wirbel der Handlung. Er hoffte am Ende des Junius fertig sein zu können. Mitte März meldete sich aber wieder die Krankheit; der Rheumatismus hatte sich ihm in den Kopf gesetzt und machte ihn unlustig und unfähig zu allem. Die Poren hörten auf; es war ihm völlig unmöglich, sich dafür zu interessieren. Da regt sich schon wieder von Ende März ab die Sorge um den neuen *Musenalbum* in einem Augenblick, wo er außer der Zeit auch noch die Lust an seiner Arbeit verloren hatte und fürchtete, sie vielleicht in vielen Wochen nicht wiederzufinden. Sie stellte sich zwar Mitte Mai wieder ein, aber er glaubte nun im höchsten Grad von Glück sagen zu müssen, wenn er medio Oktober mit seinem *Wallenstein* und seinem Beitrag zum *Album* fertig wäre. Welcher Art dieser Beitrag sein wird, ist ihm noch völlig unklar. Am 15. Juni schickt er Körner nur ein paar Zeilen, da ihm der Kopf diesen Monat so warm ist von dem, was er noch zu tun und zu leisten hat, daß er zu keiner ordentlichen Folge in seinen Geschäften kommt. „Zum *Album*“, so schließt der Brief, „geschehen allmählich Vorbereitungen; Goethe hat schon sehr schöne Sachen dazu parat, die ich Dir gelegentlich schicken will. Was mir dazu wird eingegeben werden, das wissen die Götter.“ Am liebsten bleibt er begreiflicherweise beim *Wallenstein*. Nur mit Bedauern wird dieser am 25. Juni aus der Hand gelegt, um den lyrischen Geist zu erwarten. Der will aber nicht kommen. Dafür muß Schiller am nächsten Tage ein Lebenszeichen und ein

*) Beim Lesen der Korrektur kommt mir ein Aufsatz zu von Dr. Wehnert: „Das Glück“ von Schiller. (Fries und Renges Lehrproben und Lehrgänge. Halle, Oktober 1908). Der Aufsatz beginnt mit einer eingehenden Darstellung des Aufbaus und des Inhalts und zieht im zweiten Abschnitt aus dem Gedicht allgemeine Bemerkungen über Schillers sittliche Persönlichkeit, seine Weltanschauung und seine Vorliebe für klassisch-mythologischen Apparat. Wo sich die Arbeit mit meinen Ausführungen berührt, werde ich in der Anmerkung darauf zu sprechen kommen.

Trostwort an Humboldt schreiben, der den Freunden das Manuscript seiner „Aesthetischen Versuche über Goethes Hermann und Dorothea“ zur freundlichen Beurteilung zugesandt hatte. Zur gründlichen Durchsicht des Buches haben beide weder Zeit noch Neigung, da Goethe nach seiner eigenen ausweichenden Antwort vom Himmel das Organ des Theoretikers für solche Deduktionen überhaupt versagt war und Schiller Wissenschaft und Kunst sich jetzt in größerer Entfernung und Entgegensetzung dachte, als vor drei Jahren. Im Jahre 1795, wie hätte damals diese Schrift bei Schiller gezündet! Jetzt wollte er schaffen und nicht grübeln. Demgemäß ist auch die Antwort in aller Freundschaft durchaus ablehnend. Er erwidert aus der Erinnerung fast nur auf allgemeine Dinge, die sich auf den allerersten Seiten der Einleitung finden. Im wesentlichen vertritt er die Freiheit der Einbildungskraft den theoretischen Begriffen gegenüber. Jedes dichterische Wirken ist ihm jetzt, diesen Ausdruck Humboldts greift er zur stärksten Betonung heraus, ein geheimnisvoller Gegenstand. Schiller mußte die Mängel der Metaphysik der Dichtkunst besonders stark gerade in diesen Tagen empfinden. „Sie müssen sich nicht wundern, lieber Freund, wenn ich mir die Wissenschaft und Kunst jetzt in einer größeren Entfernung und Entgegensetzung denke, als ich vor einigen Jahren vielleicht geneigt gewesen bin. Meine ganze Tätigkeit hat sich gerade jetzt der Ausübung zugewendet, ich erfahre täglich, wie wenig der Poet durch allgemeine reine Begriffe bei der Ausübung gefördert wird, und wäre in dieser Stimmung zuweilen unphilosophisch genug, alles, was ich selbst und andere von der Elementarästhetik wissen, für einen einzigen empirischen Vorteil, für einen Kunstgriff des Handwerks hinzugeben. In Rücksicht auf das Hervorbringen werden Sie mir zwar selbst die Unzulänglichkeit der Theorie einräumen, aber ich dehne meinen Unglauben auch auf das Beurteilen aus und möchte behaupten, daß es kein Gefäß gibt, die Werke der Einbildungskraft zu fassen, als eben diese Einbildungskraft selbst und daß auch Ihnen die Abstraktion und die Sprache Ihr eigenes Anschauen und Empfinden nur unvollkommen hat ausmessen und ausdrücken können.“ — Die letzte Aeußerung über die Kritiker wird uns später noch zu denken geben; vorläufig ist festzustellen, daß Schiller aus der allgemeinen Unlust und dem äußeren Zwang zum Dichten bei der Lektüre und der Besprechung der Humboldtschen Schrift gerade durch den Widerspruch in bestimmte Bahnen geleitet ist, nämlich das poetische Schaffen als eine freie Gabe der Götter zu betrachten:

Auf dem geschäftigen Markt, da führe Themis die Wage,
 Und es messe der Lohn streng an der Mühe sich ab;
 Aber die Freude ruft nur ein Gott auf sterbliche Wangen,
 Wo kein Wunder geschieht, ist kein Beglückter zu sehn.
 Alles Menschliche muß erst werden und wachsen und reifen,
 Und von Gestalt zu Gestalt führt es die bildende Zeit;
 Aber das Glückliche siehest du nicht, das Schöne nicht werden,
 Fertig von Ewigkeit her steht es vollendet vor dir.
 Jede irdische Venus ersteht, wie die erste des Himmels,
 Eine dunkle Geburt aus dem unendlichen Meer;
 Wie die erste Minerva, so tritt, mit der Aegis gerüstet,
 Aus des Donnerers Haut jeder Gedanke des Lichts.

Acht Tage später, am 5. Juli, schreibt er nun an Louise Brachmann*) folgenden Brief: „Sie finden in beiliegendem XII. Stücke der Horen einige Ihrer Gedichte abgedruckt, und ich ergreife diese Gelegenheit, Ihnen für die schönen Beiträge, sowie für Ihre gütige Zuschrift Dank zu sagen. Unter dem Meer von Gedichten, welche dem Herausgeber eines Almanachs von allen Enden unseres vereinigten prosaischen Deutschlands zufließen, ist die Erscheinung einer schönen und wahren poetischen Empfindung,

*) Es ist die Dichterin der noch heute allgemein bekannten Ballade „Kolumbus“:

Was willst du, Fernando, so trüb und bleich?

Du bringst mir traurige Mär!

die ja hinlänglich die Geistesverwandtschaft der jungen Dichterin mit Schiller dartut. Sie war am 9. Februar 1777 zu Rochlitz an der Mulde geboren und lebte seit 1787 in Weiskensfels, wo ihr Vater Geleitskommissar des Thüringischen Kreises war. Dort lebte der kurfürstlich sächsische Salinendirektor Freiherr von Hardenberg. Seine Tochter Sidonie und sein Sohn Friedrich wurden die Jugendfreundschaft Louizens. — In einem Aufsatz aus ihrer Feder im 2. Band „der Harfe“ von Friedrich Kind, im Jahre 1815, erzählt sie „Einige Züge aus meinem Leben, in Beziehung auf Novalis“ (sprich: Novalis). Dieser schenkte den frühen dichterischen Versuchen des sechzehnjährigen Mädchens Aufmerksamkeit und Beifall. Der junge Dichter ordnete und leitete ihre und seiner Schwester höhere ästhetische Bildung. Er beaufsichtigte ihre Lektüre und bewahrte die Reinheit ihrer kindlichen Einbildungskraft vor dem leisesten befleckenden Hauch, wofür ihm die Dichterin noch 14 Jahre nach seinem Tode dankt. Vor allem aber vermittelte er ihre Bekanntschaft mit Schiller, in dessen Hause er als Student in Jena verkehrte: „Novalis war in dieser Zeit öfter bei Schiller; seine Freundschaft erwarb mir die Aufmerksamkeit dieses Heroen unserer Dichtervelt; und schon in meinem dreizehnten (?) Jahre erschienen einige Stücke von mir in den letzteren (so!) Zeitschriften, die Schiller herausgab, bloß unter dem Namen Louise. Es sei mir vergönnt, hier, als eine kleine Abschweifung, ein Gedicht zu wiederholen, wodurch es ihm vorzüglich gelang, mit Schillers Wohlwollen zu erwerben: „Die Gaben der Götter“ (siehe oben). Näheres vergleiche: Auserlesene Dichtungen von Louise Brachmann. Herausgegeben und mit einer Biographie und Charakteristik der Dichterin begleitet vom Professor Schüp zu Halle. Leipzig, (Weygand) : 834.

so wie sie in mehreren Ihrer Gedichte lebt, eine desto angenehmere Ueberraschung, und dieses Vergnügen haben mir vorzüglich Ihre Gaben der Götter gewährt. Besonders aber erregten sie mir den Wunsch Ihrer persönlichen Bekanntschaft, und wenn Sie mir dazu einige Hoffnung geben können, so werden Sie mir viele Freude machen“ —

Wir lassen das Gedicht, durch das Novalis Schillers Wohlwollen für Louise ganz besonders gewonnen hatte und dessen schöne und wahre poetische Empfindung auf Schiller in diesen Tagen vorzüglich gewirkt hatte, hier folgen:

Die Gaben der Götter.

Glücklich, welche Cythere mit Sonne gesegnet, und denen
 Here, die große, des Glücks schimmernde Gaben vertiehn;
 Denen der Donnerer Zeus mit Ehre die Schultern umkleidet;
 Denen den glänzenden Kranz Ares, der schreckliche wand;
 Aber glücklicher der, dem in die fühlende Seele
 Letos herrlicher Sohn Mut und Begeisterung goß!
 Ihn erheben die Musen hoch über die Leiden der Erde;
 Sein ist die schöne Natur, sein der Unendlichkeit Reich.
 Warst du nicht glücklich, o du, Joniens göttlicher Sänger,
 War gleich dein Auge des Tags lieblicher Klarheit beraubt?
 Zwar der Reiz der Erde verschwand dir, doch schufen die hohen
 Musen ein schöneres Land, lichtere Täler um dich.
 Ist verirrtest du dich in Zaubergefildden der Töne
 Und vergahest die Welt, welche dich nimmer vergißt.
 Glücklich warst du, o Sappho; obgleich unglückliche Liebe
 Dich in den Wogen begrub, lebte dein Name nach dir.
 Eure Gaben verschwinden, Kronion und Here; dein Lorbeer,
 Waffenumleuchteter Gott, hat sich im Blute gefärbt!
 Wenn die Rosen der Jugend verwelken, dann flieht auch der Liebe
 Sonnenschimmer, und nichts bleibt den Verlass'nen zurück,
 Auch vermag uns nicht Glück, nicht Reichthum vom Tode zu retten;
 Alle Sterbliche gehn nieder zur stygischen Fluht;
 Nur die Geliebten der Musen betreten Aidoneus Gefilde
 Nie; ihr unsterblicher Geist flieht zu den Göttern empor!

Am 5. Juli hatte Schiller der 21-jährigen Dichterin seinen Brief geschrieben, und im nächsten erhaltenen Brief an Goethe vom 11. Juli scheint auf einmal die lange erwartete poetische Stimmung da zu sein. „Ich werde unterdessen die lyrische Stimmung in mir zu nähren und zu benutzen suchen und hoffe, wenn Sie kommen, den Anfang endlich mit einem eigenen Beitrag gemacht zu haben.“ Schiller hatte einen Hauptgedanken zu seinem Gedicht, die elegische Form und vielleicht auch im zweiten Vers den Titel ge-

funken.*) Mit dem besseren Wetter findet er sich am 20. Juli auch wieder besser und tätiger, und nach und nach scheint es auch zu einer lyrischen Stimmung bei ihm kommen zu wollen. Er macht über diese Stimmung selbst Bemerkungen, die auf neue Schwierigkeiten zu deuten scheinen. „Ich habe bemerkt, daß diese (die lyrische Stimmung) am wenigsten dem Willen gehorcht, weil sie gleichsam körperlos ist und wegen Ermangelung eines materiellen Anhalts nur im Gemüte sich gründet.“ Die Moleküle schienen eben auf dem Punkt gewesen zu sein, zum Kristall zusammenzuschließen; sie drohten aber wieder, sich ins Allgemeine aufzulösen. „In den vorigen Wochen habe ich eher Abneigung als Lust dazu empfunden und bin aus Unmut auf einige Tage zum Wallenstein zurückgekehrt, der aber jetzt wieder weggelegt wird.“ Schiller will die Poesie kommandieren; um die Abneigung zu besiegen, will er dem Gedicht soviel Schwung wie möglich geben, er will einen Hymnus schreiben. Daher auch die vielfältige Wendung desselben Gedankens im Gedicht, die sich überstürzende Menge der Bilder und die reiche Ausschmückung mit dem prächtigen Rüstzeug der antiken Sagenwelt.***) Ob die Form, die sich nach dem Vorbild nun einmal festgesetzt hat, das elegische Distichon, sich zu einem Hymnus eignet, mit diesem Zweifel wendet er sich im selben Briefe noch einmal an Goethe. „Würden Sie es glücklich finden, einen Hymnus in Distichen zu verfertigen? oder ein in Distichen verfertigtes Gedicht, worin ein gewisser hymnischer Schwung ist, einen Hymnus zu nennen?“ Goethe redet zu und zweifelt gar nicht an dem glücklichen Erfolge einer lyrischen Behandlung. Aber noch ein letzter Anstoß sollte erfolgen.

Das Gedicht war fertig. Aus der Stimmung des Zwanges und des langen Wartens auf den lyrischen Geist, verstärkt durch ein lästiges Anpochen der ästhetisierenden Richtung früherer Tage, war eine poetische Absage an jene Bestrebungen geworden, ein begeistertes Lobpreisen der Poesie als Gottesgeschenk. Der anmaßende, laute Ton der Berufskritik machte den zweiten Teil zu einem leisen

*) Bezeichnenderweise steht „das Glück“ besonders in den ersten Versen noch ganz im Banne dieser Vorlage:

Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt schon
Lieben, welchen als Kind Venus im Arme gemiegt,
Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöst
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt!

**) Auch nach dem Lesen der einleuchtenden Ausführungen Wehnerts über diesen Punkt (a. a. O. 22 f.) kann ich meine historische Begründung für dies Gedicht aufrecht halten. Wehnert erklärt die auffallende Vorliebe Schillers für die Anwendung antiker Mythologie aus dem Bestreben, seinen allgemeinen, auf die Sentenz hindrängenden Stil mit Wirklichkeit zu erfüllen.

Nachklang der Xenien, — nebenbei gesagt, nicht dem einzigen in diesem Musenalmanach für 1799; gehört doch Goethes Sängervürde (deutscher Barnab) auch hierher. Wenn nun auch die äußere Nötigung in schöne Freiwilligkeit übergegangen ist, die jede Spur des äußeren Ursprungs in dem Werk selbst austilgt, so vermochte doch diese schwere Geburt den lyrischen Trieb in Schiller nicht zu wecken. „Es fehlt mir dieses Jahr an aller Lust zum Lyrischen“, heißt es am 15. August in dem Brief an Körner, dem unser Gedicht beigelegt ist, „ja ich habe sogar eine Abneigung dagegen, weil mich das Bedürfnis des Almanachs, wider meine Neigung, aus den besten Arbeiten am Wallenstein wegriß. Ich habe es auch verschworen, daß der Almanach außer dieser nur noch eine einzige Fortsetzung erleben und dann aufhören soll. Ich kann die Zeit, die mir die Redaktion und der eigene Anteil wegnimmt, zu einer höheren Tätigkeit verwenden; die Kälte des Publikums gegen lyrische Poesie und die gleichgültige Aufnahme meines Almanachs, die er nicht verdient hat, machen mir eben nicht viel Lust zur Fortsetzung; deswegen werde ich, wenn der Wallenstein mir gelungen ist, beim Drama bleiben und in den übrigen Stunden theoretische und kritische Arbeiten treiben.“

Noch ein Wort über die Aufnahme des Gedichts. Es liegen nur zwei Auslassungen von Körner vor, die erste in einem Schreiben vom 22. August, die zweite in seinen kritischen Bemerkungen zum Musenalmanach für 1799, die Schiller sehr viel Vergnügen machten und denen er im wesentlichen zustimmte. Ein großes Publikum weiß sagt Körner in seinem Brief dem Gedicht nicht; die seltene Gattung, meint er, werde nur von wenigen nach Würden geschätzt werden können. „Das Dargestellte ist das dichtende Subjekt im idealisierten Zustand der Betrachtung. Das Idealische ist hier in der höchsten Empfänglichkeit bei der ungestörtesten Ruhe. Ohne Spur von Kälte muß die Empfindung in stetem Gleichgewicht bleiben. Dies würde desto schwerer bei einem Stoffe, der, wie das Glück, die Empfindung aufs höchste reizt. Aber der hohe Standpunkt, aus dem das Ganze gedacht ist, und die Würde des Tons muß für viele etwas Drückendes haben.“ — Wenn ich die Worte Körners von dem idealisierten Zustand der Betrachtung richtig verstehe, so will er sagen, daß die Empfänglichkeit (Empfindung) dem Glück gegenüber und die Ruhe des Gemüths im Leben ihrem Wesen nach im Widerspruch stehen und einander einschränken. Im Ideal schließt die höchste Empfindung für das größte Glück die Ruhe des

Gemüths nicht mehr aus, weil sie über die Schranken des Persönlichen hinausgehoben sind. Die kritischen Bemerkungen vom 27. Dezember desselben Jahres treffen dann so recht den Nagel auf den Kopf und mögen auch unsere Ausführungen beschließen. „Das Glück würde ich zu der Klasse der Hymnen rechnen. Es ist ein Prachtstück für ein ästhetisches Fest. Nur in einer Stimmung, die für ein solches Fest paßt, kann es von den Eingeweihten nach Würden geschützt werden — etwa nach dem Genuß eines vollendeten Kunstwerks als Epilog, oder mehr als das Produkt eines lyrischen Taumels, anstößig für die gewöhnliche Denkart, aber voll tiefen Sinnes für den, der etwas mehr über absoluten und relativen Wert nachgedacht hat. Die Ausführung steht dem Inhalt nicht nach, und ich weiß nicht, ob du jemals schönere Verse gemacht hast.“

In den Tagen, die unmittelbar der poetischen Gestaltung vor-
ausgehen, wurde Schillers Blick nochmals auf Humboldt und die ästhetische Kritik gelenkt. Schillers Brief war ungewöhnlich schnell gelaufen und schon am 27. Juli konnte er Humboldts zufriedene Antwort in einem Brief an Goethe beilegen. In dem Brief an Humboldt hatte Schiller nicht nur für das poetische Schaffen Freiheit von den Regeln der Theorie beansprucht, sondern auch das wirklich verständnisvolle Beurteilen von Werken der Einbildungskraft eben der Einbildungskraft vorbehalten. Hatte er dies dem geliebten und mit warmem Herzen urteilenden Freunde gegenüber mit großer Offenheit ausgesprochen und diesen auf sein eigenes Anschauen und Empfinden gewiesen, so richtete sich nunmehr sein Blick auf die eigentlich kritische Welt, besonders die Schlegelsche, weil er neugierig war, was sie zu diesem Humboldtischen Buche sagen würde. Der Ton Schillers wird hier wesentlich anders. Er hatte vor vier Tagen das neue Athenäum gelesen; die „nafsweise entscheidende, schneidende und einseitige Manier“ in den Fragmenten der Brüder Schlegel hatte ihm physisch wehe getan. „Einen gewissen Ernst und ein tieferes Eindringen in die Sachen kann ich den beiden Schlegeln und dem jüngeren insbesondere nicht absprechen. Aber diese Tugend ist mit so vielen egoistischen und widerwärtigen Ingrendenzen vermischt, daß sie sehr viel an ihrem Wert und Nutzen verliert. Auch gestehe ich, daß ich an den ästhetischen Urteilen dieser beiden eine solche Dürre, Trockenheit und sachliche Wortstrenge finde, daß ich oft zweifelhaft bin, ob sie wirklich auch zuweilen einen Gegenstand darunter denken. Die eignen poetischen Arbeiten des älteren bestätigen mir meinen Verdacht, denn es ist mir absolut un-

begreiflich, wie dasselbe Individuum, das Ihren Genius wirklich faßt und Ihren Hermann z. B. wirklich fühlt, die ganz antipodische Natur seiner eigenen Werke, diese Dürre und herzlose Kälte auch nur ertragen, ich will nicht sagen, schön finden kann. Wenn das Publikum eine glückliche Stimmung für das Gute und Rechte in der Poesie bekommen kann, so wird die Art, wie diese beiden es treiben, jene Epoche eher verzögern als beschleunigen; denn diese Manier erregt weder Neigung noch Vertrauen, noch Respekt, wenn sie auch bei den Schwärmern und Schreibern Furcht erregt, und die Blößen, welche die Herren sich, in ihrer einseitigen und übertreibenden Art, geben, wirft auf die gute Sache selbst einen fast lächerlichen Schein.“ —

Um nun das Publikum zur glücklichen Stimmung für das Gute und Rechte in der Poesie zu erziehen, kannte Schiller jetzt nur einen Weg, die Poesie selbst. Die Stimmung war jetzt gut. Der letzte Anlaß war gegeben, in vier Tagen war das Gedicht fertig. An den ersten Teil, die Lobpreisung der Gaben der Götter, schließt sich ganz naturgemäß der zweite, der sich hauptsächlich an die Hörer, die Genießenden, richtet*):

Zürne dem Glücklichen nicht, daß den leichten Sieg ihm die Götter
Schenken

.

Zürne der Schönheit nicht, daß sie schön ist, daß sie verdienstlos,
Wie der Lilie Kelch, prangt durch der Venus Geschenk;
Daß sie die Glückliche sein — Du schaust sie, Du bist der Beglückte,
Wie sie ohne Verdienst glänzt, so entzündet sie Dich.
Freue Dich, daß die Gabe des Liebs vom Himmel herabkommt,
Daß der Sänger Dir singt, was ihn die Muse gelehrt:
Weil der Gott ihn beseelt, so wird er dem Hörer zum Gotte,
Weil er der Glückliche ist, kannst Du der Selige sein.

*) Daß in der Schilderung des Götterlieblings Goethe auch hier wie im Genius manche Züge hergegeben hat, erscheint mir nach allem Vorausgehenden nicht zweifelhaft, ebensowenig aber kann der Satz Behnerts (a. a. D. S. 20): „Der Glückliche ist Goethe und der Unglückliche Schiller selbst“, als Angel des Ganzen gelten.

Das Trustproblem in den Vereinigten Staaten.

Von

Beermann, Regierungsrat.

I.

Von allen wirtschaftlichen Erscheinungen Amerikas dürfte keine in so hohem Grade die Entwicklung Europas überholt haben, wie die sich allmählich vollziehende Konzentration im Wirtschaftsleben und der hiermit verbundene Uebergang von dem Prinzip der Konkurrenz zum Prinzip der Kombination. Die Gefahren, welche dieser wirtschaftliche Vorgang für die Allgemeinheit im Gefolge hat, das Trustproblem, wie es auch jetzt noch bezeichnet wird, trotzdem Trusts im eigentlichen Sinne kaum mehr existieren, stehen heute darum mehr wie je am Mittelpunkte des öffentlichen Interesses Amerikas, insbesondere seit Roosevelt in den letzten beiden Jahren den Kampf gegen die Trusts zu seiner Hauptaufgabe gemacht hat.

Ueber den Entwicklungsgang der Trustform einige wenige Worte. Die erste und loseste Kombinationsform, der „Pool“, das Kartell, hat in Amerika eine im Verhältnis zu Deutschland geringe Verbreitung gefunden. Zwei Gründe waren hierfür maßgebend. Einmal der Mangel an Stabilität, den diese Kombinationsform aufweist, zweitens aber und vor allem die Tatsache, daß, da jeder Kartellvertrag begrifflich auf eine Beschränkung des Handels (*restraint of trade*) gerichtet ist, er schon nach *common law* unklagbar war. Diese Gründe führten zur Schaffung des Trusts im eigentlichen Sinne, wie er 1882 im Gebiet der Delindustrie unter dem Namen des „*Standard Oil trust*“ zum erstenmal zur Entstehung gekommen ist.

Bei dieser Kombinationsform werden, wie bekannt, die Aktien der kombinierenden Gesellschaften auf eine Anzahl Treuhänder (*trustees*) übertragen, welche an Stelle dieser Aktien Trustzertifikate an die Aktionäre ausgeben.

Da die Treuhänder über die Aktien der einzelnen Untergesellschaften verfügen, so beherrschen sie deren Generalversammlungen, ernennen die ihnen passenden Direktoren, leiten hierdurch die einzelnen Gesellschaften einheitlich, sammeln die einzelnen Dividenden und verteilen sie an die Besitzer der Trustzertifikate.

Der Uebergang vom Kartell zum Trust vollzog sich nach dem erfolgreichen Vorgang des Standard Oil trusts bald in einer Reihe anderer Industrien.

Diese Form der Vereinigung konnte indessen nicht lange beibehalten werden, nachdem das Parlament der Vereinigten Staaten, wie auch zahlreicher Einzelstaaten jede Vereinigung in Trustform zum Zwecke der Beschränkung des freien Handelsverkehrs (*restraint of trade*) für gesetzwidrig, wirkungslos und strafbar erklärt und die Gerichte daraufhin wiederholt die Trustvereinbarungen als rechtlich nicht vorhanden behandelt hatten. (Vergl. Prozeß *People c/a The North river Sugar Refining Co.* und *State Ohio c/a Standard Oil trust*).

Der Effekt dieser Entscheidungen war aber nicht etwa die Beendigung der Kombinationsbestrebungen, sondern lediglich ein Suchen nach einer neuen Rechtsform, die die Verfolgung desselben ökonomischen Zweckes ermöglichte.

Der Standard Oil trust war 1892 in dem oben genannten Verfahren aufgelöst worden, wobei bestimmt wurde, daß die Eigentümer der Trustzertifikate einen entsprechenden Aktienanteil an den konstituierenden Gesellschaften zurückerhalten sollten. Dieses Urteil ist zunächst nur teilweise vollzogen worden. Da die Dividenden ruhig weiter an die Zertifikatseigentümer ausgezahlt wurden, so hatten diese kein Interesse, auf einen Umtausch zu bestehen. Nachdem dieser Zustand des „Trusts in Liquidation“ nahezu 5 Jahre gedauert und die Behörden endlich einen neuen Prozeß wegen *Contempt of the court* anhängig gemacht hatten, hielten es die Treuhänder, welche infolge ihres eigenen großen Zertifikatbesitzes über die Majorität verfügten, für geraten, der Sache ein Ende zu machen. Hierzu bot ihnen die Gesetzgebung des Staates New-Jersey die geeignete Handhabe. Dieser Staat hatte im Jahre 1889 in einem nicht sehr billigenwertigen Steuerinteresse ein sehr weitmaschiges Gesellschaftsgesetz erlassen, in welchem er als erster den Korporationen das Recht einräumte, Aktien anderer Gesellschaften zu erwerben und hierfür eigene Aktien in Zahlung zu geben.

Eine der Untergesellschaften des Standard Oil-Trusts war die

St. Oil company von New-Jersey. Im Jahre 1899 wurde ihr Kapital von 10 auf 110 Millionen Doll. vergrößert und die Aktien sämtlicher Untergesellschaften auf sie übertragen. Die alten Trustzertifikate und die später ausgegebenen Anweisungen auf die Untergesellschaften wurden eingezogen und an ihrer Stelle Aktien dieser neuen Gesellschaft ausgegeben. Diesem Beispiele sind beinahe alle die großen sogenannten Trusts gefolgt und haben den weiten Rahmen des New-Jersey-Rechts benutzt, um hier eine unangreifbare juristische Form für sich zu erwerben.

So u. a. der Kupfertrust mit	ca. 175 000 000 Doll.
die American Smelting and refining company mit einem Kapital von	201 000 000 „
der Zuckerttrust mit	145 000 000 „
der „Tabaktrust“ mit	503 000 000 „
der Schifffahrtstrust mit	170 000 000 „
der Stahltrust mit	1 370 000 000 „
usw.	

Das Problem, welches uns hier noch völlig ungelöst vor Augen liegt, bietet um so größere Schwierigkeiten, als es mehrere Fragen gleichzeitig in sich erfäßt, die *de lege ferenda* eine völlig verschiedene Behandlung erfordern.

II.

Die gebräuchlichen Definitionen des „Trusts“ in seinem weiteren Sinne lassen erkennen, daß unter ihm allgemein nicht nur eine Anhäufung von Kapital, ein sogenannter Riesenbetrieb gedacht werden soll, sondern daß sein Charakteristikum betrachtet wird, die Tendenz durch Ausschließung der Konkurrenz die Preise zu erhöhen d. h. den Markt in Bezug auf einen bestimmten Artikel zu monopolisieren. Von der Erörterung des Trustproblems ist daher alles auszuscheiden, was nicht mit dieser essentialen Seite der Trusts zusammenhängt, sondern ihnen aus anderen wirtschaftlichen Gründen anhaftet. Hierher gehören vor allem eine Reihe ihrer vielfach erörterten Vorteile, welche zum Teil nicht als Wirkungen eines Monopols, sondern des Großbetriebes erscheinen. Daß Trusts, wie in der Literatur mehrfach aufgezählt wird, ihre einzelnen Fabriken spezialisieren d. h. für die Herstellung je eines bestimmten Artikels einrichten können, daß sie Nebenprodukte verwerten, die besten Sachverständigen anstellen, meist billigere Eisenbahnfrachten vereinbaren, die einlaufenden Aufträge immer an die best gelegenen Fabriken ver-

teilen können, alles dies sind Erscheinungen, die auch in vielen Großbetrieben ohne Monopolstellung beobachtet werden können.

Ebenso wenig gehört hierher die in Amerika verwirrenderweise meist im Zusammenhang hiermit behandelte Frage, welche Gestaltung dem Gesellschaftsrecht zu geben sei, um den durch die laze Fassung des New-Jerseyrechts hervorgerufenen zahlreichen Mißbräuchen, insbesondere der Ueberkapitalisierung und dem undurchsichtigen System der Tochtergesellschaften zu steuern, da diese Fragen lediglich dem Gebiete des Gesellschaftsrechts angehören und mit einem Monopol keinen Zusammenhang haben.

III.

Um demnach festzustellen, wie Trusts zur Entstehung gelangen können, bedarf es der Klärung, unter welcher Voraussetzung ein wirtschaftliches Unternehmen eine Monopolstellung erringen kann.

Begreift man unter „Monopol“ die Fähigkeit eines geschäftlichen Unternehmens, den Markt mit einem bestimmten Handelsartikel unter Ausschließung jeder Konkurrenz zu versehen, so ist klar, daß unter dem in Amerika herrschenden Prinzip der freien Konkurrenz eine solche wirtschaftliche Machtstellung sich nur entwickeln kann, wenn sie von gewissen besonderen, entweder gesetzlichen oder natürlichen Bedingungen gefördert wird.

Von gesetzlichen Monopolen existieren in den Vereinigten Staaten

- a) fiskalische Monopole (z. B. die Post),
- b) geschützte Patente, Urheberrechte, Warenzeichen,
- c) Konzessionen (franchises), wie sie auf dem Gebiete der Straßenbahnen, Licht- und Telephon-Anlagen in Amerika eine weite Verbreitung gefunden haben. Allerdings ist der Zweck der Konzessionierung ihrem Sinne nach keineswegs die Schaffung eines Monopols. Da indessen oft eine solche Konzession nur einmal erteilt zu werden pflegt (Telephon), so ist ihre Verleihung leider häufig mit der Begründung eines Monopols verknüpft.

Diese Monopole, welche in der neuen Welt im ganzen eine geringere Verbreitung gefunden haben wie in der alten, sind für die Allgemeinheit verhältnismäßig schon um deswillen weniger gefährlich, weil sie, auf einem Gesetzgebungsakte beruhend, stets der gesetzgeberischen Regulierung unterworfen sind.

Eine weitaus größere Bedeutung für das Wirtschaftsleben Amerikas haben in dem letzten Jahrhundert dagegen diejenigen Monopole gewonnen, die ihre Grundlage in natürlichen Verhältnissen haben und ihre Existenz nicht dem Willen des Gesetzgebers verdanken, sondern meist im Gegensatz zu ihm ihre Entwicklung gefunden haben.

Die Bedingungen, welche zur Bildung dieser Monopole geführt haben, bestehen entweder

- a) in dem ausschließlichen Besitz des für eine Industrie erforderlichen Rohmaterials oder
- b) in der Verbindung eines Geschäftsbetriebes mit einer örtlich begrenzten, bevorzugten räumlichen Unterlage.

Zur Klasse a) gehört in erster Linie der ausschließliche Besitz von Mineralien. Zu einer Trustbildung ist es auf dieser Basis nur ganz vereinzelt gekommen. Bei der großen Ausdehnung der in den U. S. A. vorhandenen Minerallager ist eine allgemeine Zusammenfassung sämtlicher Minen der einen oder anderen Art einflusslos. Nur für eine Art der Kohle, den sogenannten Anthrazit, hat sich ein Zusammenschluß vollziehen können.

Diese Hartkohle existiert nur in einem schmalen Streifen Landes im Nordosten Pennsylvaniens, wo sie jährlich in einem Wert von 360 000 000 Dollar gefördert wird. Von den gesamten Anthrazitkohlefeldern sind mehr als $\frac{4}{5}$ im Eigentum einer Vereinigung, welche die gesamte Produktion mit Ausnahme von 2% kontrolliert. Dieser Konzern ist allerdings keine geschlossene Körperschaft, sondern lediglich eine Interessengemeinschaft der 9 Eisenbahngesellschaften, welche in das Minengebiet führen.

Die Leitung dieses „Trust“ erfolgt durch die Reading Company, eine sog. holding corporation, welche über 3 Eisenbahngesellschaften und verschiedene Eisenwerke verfügt und rund 63% der gesamten Hartkohle besitzt.

Die übrigen in Betracht kommenden Eisenbahnen, The Delaware Lackawanna und Western,

The Erie mit der New-York Susquehanna und Western,

The Pennsylvania,

The Delaware-Hudson,

The New-York, New-Haven,

sie alle haben, z. T. nach langen erbitterten Konkurrenzfehden, die Leitung in die Hand der Reading company gelegt*), von welcher

*) Vergl. die Artikel in Every bodys Magazin, April und Mai 1906.

nunmehr schon seit Jahren die gesamte Produktion, Verladung und Verkauf einheitlich geleitet wird.

Zur Klasse b) gehören Straßenbahnen, Kanäle, Telephone, Hafenanlagen, Fähren, Brücken und manchmal Eisenbahnen, letztere namentlich mit Rücksicht auf ihre Hauptbahnhöfe, die bei der Beschränktheit der städtischen Bodenfläche in amerikanischen Städten, wie New-York, an sich schon geeignet sind, ihrem Eigentümer eine Monopolstellung zu gewähren. Es kann indessen bei einigen dieser Unternehmungen zweifelhaft scheinen, ob hier stets wirklich ein Monopol vorliegt.

An sich ist eine Konkurrenz z. B. bei Stadttelefonen nicht ausgeschlossen. Tatsächlich jedoch ist, wenn einmal ein Telefonsystem in einer Stadt Verbreitung gefunden hat, die Einführung eines zweiten nahezu unmöglich (anders z. B. Philadelphia). Die Telefongesellschaft von New-York berechnete 1906 für jedes Gespräch innerhalb der Stadt 10 Cts. Als im Frühling 1906 ein Unternehmer eine Konzession für ein Konkurrenztelefon erbat, erklärte sich die Mehrzahl der Interessenten dagegen, obwohl er den Preis pro Gespräch auf 2 Cts. herabzusetzen versprach, da sie lieber ein teureres als zwei billige Telephone besitzen wollten. Daß bei Straßenbahnbetrieben, welche die Hauptstraßen beherrschen, fast immer eine Monopolstellung vorliegt, ist klar, da eine doppelte Geleisanlage wohl nur selten zugänglich erscheinen wird.

Wie weit bei Eisenbahnen ein Monopol möglich ist, hängt davon ab, ob die bestehende Trace besondere örtliche Vorzüge hat und ob die Vertiklichkeit den Bau einer Konkurrenzlinie möglich macht (enge Talpassagen). Dasselbe gilt bei anderen Verkehrsmitteln, wie Kanäle, Fähren und Brücken.

Sieht man die obige Einteilung der Monopole darauf an, wie weit sich die in Amerika bestehenden sogenannten Trusts mit ihnen in Verbindung bringen lassen, so ergibt sich die merkwürdige Tatsache, daß von den großen Trusts keiner über ein Monopol der ersten Art und nur wenige über eines der zweiten verfügen.

Zu den letzteren ist u. a. der bereits erwähnte Anthrazitruft und vielleicht der Stahlruft mit Rücksicht auf seinen großen Kohlen- und Eisengrubenbesitz zu rechnen. Von den übrigen Trusts kommen hier eine Anzahl aus dem Grunde überhaupt nicht in Betracht, weil sie auf eine Monopolstellung einstweilen Anspruch nicht erheben können und sich von gewöhnlichen Großbetrieben nur durch ihre Entstehungsart unterscheiden; so der sogenannte Schiffahrtstruft

der nur etwa 40% der in Betracht kommenden Linien des Atlantischen Ozeans kontrolliert. Dagegen finden sich unter den Trusts eine große Anzahl, die seit Jahren den Markt nahezu beherrschen und die Preise mit anscheinender Autonomie beeinflussen, ohne daß ihre Monopolstellung durch eines der oben angeführten Momente begründet wäre.

Der Zuckertrust, der Tabaktrust, der Standard-Oil-Trust, sie alle besitzen weder ausschließlich die Quellen ihres Rohmaterials, noch kommt eine örtliche Lage für sie in Betracht, die ihnen vor anderen Konkurrenten eine vernichtende Vorzugsstellung geben könnte.

Die American Sugar refining company raffiniert etwa 57% des gesamten Zuckers Amerikas und kontrolliert die Raffinerie von weiteren 36 $\frac{1}{2}$ %. Der Tabaktrust kontrolliert zur Zeit etwa 90% der amerikanischen und 40—60% der fremden Tabakindustrie. Welche enorme monopolisierende Kraft gerade in diesem Konzern steckt, lehrt die Tatsache, daß, obwohl er im Jahre 1890 nur etwa 8 Fabrikanlagen zu eigen hatte, er jetzt bereits deren 150 besitzt und so auf dem besten Wege ist, sich ein Weltmonopol zu schaffen.

Der aus den 6 ersten Schlachtfirmen, Armour, Swift, Morris, National Packing, Schwarzschild und Sulzberger und Gudahy bestehende Beeftrust produziert überhaupt kein Rohmaterial selber, beherrscht aber die Versorgung des Marktes mit geschlachtetem Fleisch in einem solchen Maße, daß er in manchen Städten des Ostens bis zu 75% (New-York), 85% (Boston), ja 95% (Providence) des gesamten konsumierten Fleisches liefert. Die Standard Oil Company endlich, welche über nur etwa 36% der Rohölproduktion verfügt, kontrolliert hinsichtlich des raffinierten Oeles 84% des heimischen Marktes und über 90% des Exportes.

Diese Erscheinungen haben in der amerikanischen Literatur zu dem Schlusse geführt, daß neben den oben angeführten Voraussetzungen für die Begründung eines Monopols noch andere bestehen und daß diese in der Konzentration von großem Kapital zu finden sei. Die Anhäufung großen Kapitals genüge schon an und für sich, zum mindesten in Industrien, die eine große Kapitalmasse für jede Einheit erfordern (Stahlwerk), um dem Kapitalkonzern eine Monopolstellung zu verleihen, da ihm hierdurch ein derartiges wirtschaftliches Uebergewicht gesichert werde, daß jede Konkurrenz von vornherein aussichtslos erscheinen müsse. Diese Ansicht erscheint indessen bei näherer Prüfung unhaltbar. Zweifellos haben die großen Trusts eine Reihe von Vorteilen durch ihren Zusammen-

schluß und die hierdurch geschaffene große Kapitalvereinigung gewonnen.

Es ist indessen nicht einzusehen, warum bei der verhältnismäßigen Leichtigkeit, mit der in Amerika stets selbst große Kapitalien zu haben sind, sobald ein halbwegs sicherer Gewinn in Aussicht steht, ein Trust bloß auf Grund seiner großen Kapitalmacht den Markt monopolisieren, insbesondere die Preise willkürlich erhöhen kann, ohne konkurrierendes Kapital in gleicher Höhe sofort zur Investierung in den betreffenden Industriezweig zu veranlassen.

Wenn nun trotzdem eine Reihe von Trusts den Markt nahezu unumschränkt beherrschen, ohne eine Monopolbedingung im eigentlichen Sinne zu besitzen, so müssen dafür andere besondere Gründe vorliegen. Eine Prüfung der einzelnen Trusts ergibt bei einigen als Grund hierfür, daß sie infolge vorzüglicher Einrichtungen einmal billig produzieren und zweitens sich mit einem verhältnismäßig geringen Verdienst begnügen, so daß fremdes Kapital keine Aussicht sieht, auf diesem Gebiet erheblichen Gewinn zu machen. — Liegen diese beiden Bedingungen vor, so werden sich die Banken selten bereit finden lassen, Kapital in großen Mengen dort anzulegen, wo der Gewinn auf keinen Fall übermäßig, die Verlustgefahren sehr groß sind. Die Gewinnchancen sind hier um so geringer, wenn die zu bekämpfende Gesellschaft die vorhandenen Produktions- und Verkehrsmittel beherrscht, wie dies z. B. der Zuckertrust tut, der alle Verkehrsmittel, Plantagen usw. kontrolliert, so daß die Konkurrenzgesellschaft genötigt wäre, auch diese Anlagen neu zu beschaffen.

Als ein Beispiel hierfür mag die Politik dienen, die der Zucker- und der Whiskeytrust angeblich in den letzten Jahren eingeschlagen haben.

Diese Politik ist indessen in der Geschichte der Trusts nicht die Regel, sondern die Ausnahme. Das Bewußtsein, momentan, wenn auch nur für kurze Zeit, den Markt zu beherrschen, und die Fähigkeit, wenigstens für eine gewisse Spanne Zeit große Gewinne erzielen zu können, haben in den meisten Fällen zu einer nicht unerheblichen Erhöhung der Preise geführt. Die Folge dieser Politik ist dann fast stets die gewesen, daß Konkurrenten hervorgetreten sind, welche versucht haben, an diesen Gewinnen teilzunehmen. Wenn wir nun sehen, daß diese, obgleich oft ebenso billig wie die Trusts produzierend, doch meistens nach kurzer Zeit gezwungen worden sind, den Kampf aufzugeben und den Trusts ihre Monopolstellung zu belassen, so läßt sich hieraus folgern, daß die Trusts

außergewöhnliche Mittel besitzen müssen, die ihnen im Kampf die Ueberlegenheit sichern. Welche Mittel dies sind, wird sich am besten zeigen, wenn man prüft, wie die hier in Betracht kommenden Trusts ihre Machtstellung gewonnen haben. Das beste Beispiel bietet die Geschichte des mächtigsten aller Trusts, der Standard Oil Company. Der eigentliche Aufschwung dieser Gesellschaft, welche in ihrer ersten Form 1870 in Cleveland durch Zusammenschluß einiger Raffinerien mit einem Kapital von 1 000 000 Doll. gegründet war, beginnt mit der Bildung der sogenannten South Improvement Company. Diese Gesellschaft wurde 1872 von der Standard Oil Co. und den ersten Delindustriellen Pittsburgs und Philadelphias gebildet zu dem Zwecke, gemeinsam Frachtermäßigungen von den Eisenbahnen zu erhalten. Der zwischen der Gesellschaft einerseits und den drei in Betracht kommenden Eisenbahnen, der Pennsylvania, New-York Central und der Erie Railroad andererseits geschlossene Vertrag gewährte den Mitgliedern der Gesellschaft nicht nur Frachtermäßigungen (rebates) von nahezu der Hälfte gegenüber andern Verfrachtern, sondern gab ihnen auch einen Anteil an dem Frachtpreis, den jeder nicht zur Gesellschaft gehörige Verfrachter zu zahlen hatte.

Es ist klar, daß sie als Produzenten eines Artikels, bei dem die Fracht einen großen Teil des Verkaufspreises repräsentiert, hierdurch ein derartiges wirtschaftliches Uebergewicht über ihre Konkurrenten erhielten, daß ein Wettbewerb überhaupt nicht mehr möglich war. Die Wirkung dieses Vertrages war, daß von den 30 Raffinerien Clevelands innerhalb 3 Monaten alle bis auf 4 ihre Anlagen an die Standard Oil Company zu einem Preise verkauften, der etwa einem Drittel bis der Hälfte ihres Wertes entsprach*). Dieselbe Waffe wurde in dem weiteren Verlauf des Krieges angewendet, den die Standard Oil Company und später der von ihr im Verein mit den größten Delverarbeitern Pittsburgs und Philadelphias geschlossene Trust zur Vernichtung der gesamten amerikanischen Konkurrenz führte. Die Standard Oil Company hat es bis in die Jetztzeit mit eiserner Energie durchgesetzt, daß ihr von sämtlichen in Betracht kommenden Eisenbahngesellschaften stets mehr oder weniger große geheime Ermäßigungen gegenüber den nach dem Bundesgesetz vom 4. Februar 1887 zu veröffentlichen Frachttarifen gewährt wurden. Sie vermochte dies um so leichter

*) Ida Tarbell, The history of the Standard Oil Co. I, S. 64.

durchzusetzen, als sie tatsächlich bei weitem der größte Oelverfrachter war und hierdurch die Macht besaß, die Eisenbahnen durch verschiedene Verteilung des zu versendenden Petroleums auf die einzelnen konkurrierenden Linien in ihrem Frachtverdienst nach Willkür zu beeinflussen.

Dazu kam, daß die Eisenbahnen tatsächlich infolge des Umfanges und der Regelmäßigkeit der von der Standard Oil Company verfrachteten Oelsendungen ihr gegenüber weniger Mühe und Unkosten hatten, als gegenüber den kleinen Fabrikanten. Es hat daher eine gewisse innere Berechtigung, wenn die Agenten der Eisenbahnen auf die Klagen der Konkurrenten sich häufig damit entschuldigten, daß sie ihnen nur dann dieselben Frachtsätze berechnen könnten, sobald sie das gleiche Quantum wie die Standard Oil Company verfrachteten.

Daß dieses System noch bis in die neueste Zeit durchgeführt ist, beweist ein Bericht, den Garfield, der Präsident des bureau of corporation, hierüber dem Präsidenten der Vereinigten Staaten im Mai 1906 erstattet hat.

Die Untersuchung, welche diesem Bericht zugrunde lag, brachte soviel Fälle von Frachtermäßigungen zutage, daß allein für das Jahr 1904 eine Ersparnis von 750 000 Doll. für die Standard Oil Company herausgerechnet werden konnte.

Die Unterschiede der Frachten, welche die Standard Oil Company und ihre Konkurrenten zu zahlen hatten, waren manchmal mäßig, manchmal ungeheuerlich. So beförderte die Pennsylvania railroad, um nur das kräftigste Beispiel herauszugreifen, Standardöl von Olean N.-Y. nach Rochester für 9 Cts. per Tonne, während die Konkurrenten der Standard Oil Company hierfür 38 Cts. zu zahlen hatten.

Abgesehen von diesen geheimen Ermäßigungen hat die Standard Oil Company noch eine weitere Begünstigung seitens der Eisenbahnen dadurch erfahren, daß die Frachtsätze von den hauptsächlichsten Verfrachtungsorten der Standard Oil Company verhältnismäßig viel niedriger normiert wurden wie von den Verfrachtungsorten der Konkurrenten.

Dies Uebergewicht, welches die Standard Oil Company durch dieses Rabatt-Tariffsystem besaß, hat bisher nur einmal eine wesentliche Bedrohung erfahren.

Im Jahre 1878 wurde zum ersten Male der Versuch gemacht, Oel über größere Entfernungen (109 miles) und über größere

Höhenunterschiede in eisernen Röhren zu leiten. Eine Vereinigung von Delproduzenten und unabhängigen Raffinerien (The tidewater pipe company) baute in diesem Jahre eine Röhrenleitung von dem Delproduktionsgebiet im Süden des Erie-lake über die Alleghanies nach Williamsport, einem Stapelplatz der von der Standard Oil Company damals noch unabhängigen Reading railroad. Der Versuch gelang zwar glänzend, diente aber im Resultat nur dazu, die Stellung der Standard Oil Company zu festigen, da diese, die Bedeutung dieser Entdeckung sofort übersehend, einmal sofort selbst mit der Herstellung von Röhrenleitungen nach der Seeküste begann und sodann die Tidewater Pipe Company nach einem hartnäckigen seitens der Standard Oil Company zum Teil mit sehr unfairen Mitteln geführten Kriege zu einem Vertrage nötigte, durch welchen diese auf $11\frac{1}{2}\%$ des gesamten Delgeschäfts beschränkt wurde.

zurzeit ist die Standard Oil Company Alleinherrscherin über nahezu sämtliche Röhrenleitungen Amerikas. Ein Röhrennetz von 35 000 miles, im Besitz der National transit Company, einer Tochtergesellschaft der Standard Oil Company, leitet das Rohöl meist direkt von den Quellen zu großen Tanks und führt es von dort zu den Raffinerien in Cleveland, Philadelphia, Chicago zc. Der Vorteil dieser Anlage ist ein doppelter. Da die Leitung durch Röhren jeden anderen Transport an Billigkeit weit übertrifft, so sind die Delproduzenten angewiesen, nahezu all ihr Del der Standard Oil Company zu verkaufen, und zwar zu einem Preise, den diese infolge ihres Transportmonopols festzusetzen in der Lage ist und den sie auch stets in einer Weise normiert hat, daß von dem Gewinn des ganzen Delgeschäfts nur ein unendlich kleiner Prozentsatz in die Hand der Rohöl-Produzenten geflossen ist.

Der andere Nutzen, den die Standard Oil Company aus der Kontrolle der Röhrenleitung zog, bestand darin, daß die konkurrierenden Raffinerien sich genötigt sahen, ihr Rohöl durch die National Transit Co. zu beziehen und sich dem Preise zu unterwerfen, den diese, d. h. das Direktorium der Standard Oil Company, für den Transport festsetzte. Naturgemäß wurden dann die Preise so hoch normiert, daß die Konkurrenz infolge der hierdurch eintretenden Verteuerung des Rohmaterials sich von vornherein im Nachteil der Standard Oil Company gegenüber sah, da für diese die von ihrer Tochtergesellschaft aufgestellten Tarife lediglich fiktive waren.

In dieser Situation war indessen noch ein anderer Nachteil für die Konkurrenten verborgen. Die Standard Oil Company war

durch ihre Beherrschung des Röhrennetzes in die Lage versetzt, ihrer Konkurrenz die Zufuhr des Rohstoffes überhaupt zu verweigern. Allerdings ist die National transit Co. als ein dem allgemeinen Frachtverkehr dienendes Unternehmen an sich nach amerikanischem Recht verpflichtet, Del für alle Verfrachter zu transportieren. Es ist indessen wiederholt vorgekommen, daß die Gesellschaft einfach ihre Röhren von solchen Quellen fortnahm, die an Konkurrenten der Standard Oil Company direkt verkauften, oder daß sie die Uebergabe des Oels an solchen Orten verweigerte, die für die Konkurrenz zweckmäßig war.*)

Indessen, so groß auch die Macht war, die die Standard Oil Company durch die Kontrolle der Verkehrswege besaß, so würde sie doch allein kaum ausgereicht haben, um ihr ihre heutige, den Markt völlig beherrschende Stellung zu verschaffen. Da die Produktionsquellen nicht in der Hand der Standard Oil Company waren, andererseits die Preise des raffinierten Oels außerordentlichen Gewinn verhießen, so haben es doch immer wieder eine Reihe von Raffinerien versucht, an diesem Gewinne teilzunehmen.

Das Resultat dieser Versuche war indessen meist schon nach weniger Zeit das, daß die kühnen Unternehmer, selbst wenn sie durch besonders günstige Lage von den Transportgesellschaften der Standard Oil Company unabhängig waren, sich doch schon nach kurzer Zeit gezwungen sahen, ihren Betrieb einzustellen oder bestenfalls an die Standard Oil Co. mit Verlust zu verkaufen.

Erreicht wurde dieser Erfolg durch ein ganz eigenartig ausgebautes Konkurrenzsystem.

Die Standard Oil Company hat über den ganzen Kontinent ein Spionagenetz gebreitet, durch welches sie jeden Verkauf von Oel seitens der Konkurrenten auf das genaueste überwacht, um genau festzustellen, wo ihre Absatzpunkte liegen. Die erforderlichen Informationen erhält sie meist von ihren eigenen Agenten, welche verpflichtet sind, sämtliche Oelankäufe in ihrem Gebiet dauernd zu überwachen.**)

Außerdem aber unterhält die Standard Oil Company Verbindung mit den Beamten der Eisenbahnen, um auf diesem Wege direkt über sämtliche Verladungen fremden Oeles unterrichtet zu werden. Die Standard Oil Company ist sogar nicht davor zurück-

*) S. 275. II. a. a. O.

**) S. 35. II.

geschreckt, die eigenen Angestellten konkurrierender Firmen zu bestechen, um sich durch sie über die Geschäftsverbindungen dieser Firmen auf dem laufenden zu erhalten.*)

Der Zweck dieser Nachrichten ist die Erfundung des Kampflages. Ist hierdurch festgestellt, wo die Absatzgebiete der Konkurrenz liegen, so erfolgt sofort eine Herabsetzung der Preise an diesen Orten, nötigenfalls bis unter den Selbstkostenpreis. In Denver-Colorado entstand im Jahre 1892 ein solcher Delkrieg, im Verlauf desselben die Standard Oil Company den Preis für Petroleum, welcher in anderen Städten Colorados 25 Cents pro Gallon betrug, auf 7 Cents herabsetzte.**)

Dasselbe Del, welches in Colorado mit 25 Cents verkauft wurde, hatte in New-York damals einen Exportpreis von 6,10 Cents. Dies waren indessen keineswegs Sonderfälle.

Die im Staate Ohio angestellte Untersuchung hat das Resultat zutage gefördert, daß in den meisten Staaten doppelte Preise bestanden, je nachdem in dem betreffenden Orte eine konkurrierende Firma noch Handelsbeziehungen hatte oder nicht. Sobald eine solche Del nach einem Plage versandte, wurde dort der Preis des Deles herabgesetzt.

Im Jahre 1888 wurde dem Kongreß eine Aufstellung überreicht, welche die einzelnen Preisherabsetzungen im Südwesten in einer Höhe von 14—220 % nachwies.***)

Der Effekt dieses Vorgehens war fast ausnahmslos der, daß die Konkurrenten genötigt wurden, solange mit Verlust zu verkaufen, bis sie am Rande ihrer Leistungsfähigkeit waren, ein Resultat, das bei dem Riesenskapital der Standard Oil Company in unabsehbarer Zukunft lag. Die in diesen Kämpfen erhaltenen Verluste konnte die Standard Oil Company leicht dadurch einholen, daß sie nach Niederkämpfung des Gegners den Preis um ein Vielfaches erhöhte. Aus dieser Darstellung dürfte folgen, daß es zwei Wege sind, auf welchen der Standard Oil Company trotz Fehlens eigentlicher Monopolbedingungen gleichwohl eine Monopolstellung erlangt hat.

1. die Gewinnung einer bevorzugten Stellung hinsichtlich der Transportwege,
2. der rücksichtslose Konkurrenzkampf.

*) S. 40. II. a. a. D.

**) S. 59. II. a. a. D.

***) S. 222. II. a. a. D.

Daß es sich hier nicht um eine Besonderheit der Standard Oil Company handelt, sondern daß diese beiden Momente in der Entwicklung auch der anderen Trusts, insbesondere des Zucker- und Tabaktrusts, die entscheidende Rolle gespielt haben, ließe sich leicht auch aus ihrer Geschichte dartun.

IV.

Allein die Tatsache, daß eine Reihe von Monopolen tatsächlich in den Vereinigten Staaten bestehen und daß ein Teil derselben seine Existenz einer wirtschaftlichen Vorzugsstellung, ein Teil lediglich gewissen moralisch nicht ganz unanfechtbaren Kampfmitteln verdankt, hätte als solche schwerlich zu einem staatlichen Einschreiten geführt. Sie tat dies nur, weil die Wirkung dieser Monopoltrusts seitens der Allgemeinheit als eine verderbliche empfunden wurde.

Diese Wirkung liegt keineswegs im Wesen des Monopols als solchem. Unleugbar hat die völlige Beherrschung eines Wirtschaftsgüterartikels durch einen Einzelnen sogar eine Reihe von Vorteilen für die Allgemeinheit im Gefolge. Bei allen wirtschaftlichen Leistungen, bei denen ein Interesse an einer Einheitlichkeit innerhalb des ganzen Wirtschaftsverkehrs vorhanden ist, dürfte ein Monopolbetrieb geradezu erwünscht sein. Man denke zum Beispiel, welche Belästigung des Verkehrs entstehen würde, wenn die Post in den Händen von konkurrierenden Gesellschaften läge, mit verschiedenen Marken, Briefkasten, Ablieferungen zc. Ein weiterer Vorteil eines bestehenden Monopols liegt in dem Fortfall aller der Schäden, die die Konkurrenz als solche im Gefolge hat. Konkurrenzkriege, Ueberproduktion, wirtschaftliche Krisen mit ihrer ungeheuren Schädigung oft breiter Volksschichten (Arbeiterentlassungen im großen Stil), alle diese Erscheinungen gehören der Vergangenheit an, sobald der betreffende Artikel monopolisiert ist. Wiederholt ist in Amerika großen Krisen durch Bildung von Trusts vorgebeugt worden. So wurde zum Beispiel der Stahltrust gegründet, um einen unmittelbar bevorstehenden Stahlkrieg zwischen den Carnegiewerken einerseits und den übrigen Stahlwerken andererseits zu verhüten. Andere schlechte Seiten des Konkurrenzsystems, die unter dem Monopolsystem sofort verschwinden, sind die unökonomischen überlangen Kredite, die Unmenge der Handlungsreisenden, der Reklamen zc.

Wenn nun trotz aller dieser, unzweifelhaft im Interesse des Gemeinwohls liegenden Momente die öffentliche Meinung in Amerika so feindlich den Trusts gegenüber gesinnt ist, so müssen Nachteile

vorhanden sein, welche weit schwerer als diese Vorteile empfunden werden.

Geht man davon aus, daß die Bildung eines jeden Trusts die Beeinflussung der Preise zum Gegenstand hat, so läßt sich hieraus folgern, daß die größte Gefahr, die dem Gemeinwesen aus der Bildung eines Monopoltrusts droht, in der Möglichkeit einer ungeheueren Steigerung der Preise besteht. Diese Gefahr ist indessen im allgemeinen nicht so groß, wie es den Anschein hat. Der Monopolist kann allerdings den Preis so hoch hinauffsetzen, wie er will, es fragt sich nur, wie viel Abnehmer er bei einem exorbitant hohen Preise findet. Sein Augenmerk wird sich daher darauf zu richten haben, welche Verbindung von Preis und Abnehmerzahl ihm den größten Gewinn verheißt*), da durch die Steigerung der Verkaufsziffern die Unkosten pro Leistung entsprechend herabgehen.

Das beste Beispiel bietet die Straßenbahn. Gehört das ganze Straßenbahnnetz einer Gesellschaft, so ist sie vollkommen in der Lage, den Preis pro Fahrt auf z. B. 1 Mark festzusetzen. Sie wird dies indessen nicht tun, da zu diesem Preis meist schon eine Droschke zu haben ist, und daher kaum einer die Straßenbahn benutzen würde. Setzt sie den Preis auf 50 Pfg. herab, so würde wahrscheinlich nur ab und zu ein einzelner die Bahn benutzen. Ermäßigt sie aber den Preis auf 10 Pfg., so würde die Benutzung der Bahn eine solche Steigerung erfahren, daß der Nettogewinn weit größer als bei jedem anderen Preise wäre.

Dieselbe Erscheinung läßt sich bei einer Reihe von Monoprodukten feststellen. Eine erhebliche Erhöhung der Petroleumpreise würde unbedingt einen verminderten Delfkonsum und einen vermehrten Verbrauch von Gas, Spiritus usw. zur Folge haben, eine Erhöhung der Eisenbahnpersonenpreise ebenso in erster Linie eine Verminderung des Reisens zeitigen usw.

Diese Theorie versagt aber leider zunächst völlig, wo es sich um dringende Lebensbedürfnisse handelt. Wenn Artikel in Betracht kommen, deren Besitz eine Lebensnotwendigkeit bedeutet, so wird eine Herauffekung der Preise erst dann die Zahl der Verkäufe wesentlich mindern, wenn die Grenze der Leistungsfähigkeit bei den Käufern erreicht ist.

Als im Winter des vorletzten großen Streikes im Anthrazitkohlengebiet (1902) New-York infolge des dort bestehenden Konsum-

*) Vergl. Ely „Monopolies and trusts“, S. 100 ff.

verbotes für Weichkohle hinsichtlich der Heizung zum Teil auf Petroleum angewiesen war, wurde dieses sofort um 50 % im Preise erhöht und trotzdem in großen Quantitäten abgenommen.

Aber auch, soweit es sich nicht um Gegenstände des absoluten Lebensbedürfnisses handelt, sind doch die Produkte der Trusts, wenn auch nicht erheblich, so doch durchweg um ein etwas nach Zusammenschluß der Trusts im Preise gestiegen (vergl. die Darlegungen von Jenks „The trustproblem“ S. 130 ff.) und auf dieser Höhe erhalten, obwohl die allmähliche Verbesserung der Einrichtung und die hiermit verbundene Verbilligung der Produktionskosten eine Herabsetzung der Preise gerechtfertigt hätte.

Wenn nun auch der Unterschied zwischen diesem Preise und demjenigen, welcher sich im freien Spiel der Konkurrenz gebildet hätte, einzeln nicht so erheblich sein mag, so erhält dieser volkswirtschaftlich dadurch seine Bedeutung, daß die Kombinationstendenz in Amerika nahezu alle Güter erfaßt oder zu erfassen sucht und hierdurch allmählich eine Steigerung der gesamten Kosten der Lebenshaltung herbeigeführt hat. Diese Erscheinung allein schon dürfte die gegen die Truste weithin verbreitete Mißstimmung rechtfertigen.

Es kommt indessen noch hinzu, daß als Gegenstück zu dem Verkaufsmonopol bei allen denjenigen Trusts, welche eine Verarbeitung von Rohprodukten zum Gegenstand haben, ein Einkaufsmonopol sich entwickeln konnte. Wenn eine Gesellschaft, wie die Standard Oil Company, der Zuckertrust oder der Tabaktrust, nahezu allein die Verarbeitung und den Verkauf eines bestimmten Rohprodukts besorgt, so ist sie naturgemäß in der Lage, den Rohproduktverkäufern ihre Preise zu diktieren.

Das beste Beispiel, bis zu welchem Grade dieser Druck auf die unseligen Produzenten des Rohmaterials ausgeübt werden kann, liefert wieder die Standard Oil Company. Unterstützt durch ihre Herrschaft über die Röhrenleitungen vermochte es diese Gesellschaft, den Preis des Rohöls bis zum heutigen Tage beinahe auf die Höhe der Produktionskosten zu drücken.

Seltamerweise haben die Trusts einem bestimmten Rohprodukt gegenüber bisher fast durchweg eine andere Taktik eingeschlagen, nämlich der menschlichen Arbeitskraft gegenüber. Fast durchweg ist nach Bildung der Trusts in den einzelnen Werken nicht nur keine Lohnreduktion, sondern sogar zum Teil eine nicht unbeträchtliche Lohnerhöhung erfolgt. Bekannt sind die hohen Löhne der Standard Oil Company, die wiederholt freiwillig erhebliche allgemeine Lohn-

verbesserungen durchgeführt hat. Ebenso hat z. B. die American Steel and wire Company ihre Löhne zum Teil sogar um 40 % erhöht.

Nach dem letzten Bericht des Secretary of Internal Affairs of the State of Pennsylvania 1904 beträgt der durchschnittliche Tagelohn eines Minenarbeiters im Gebiet des Anthrazittrusts 2,96 Dollar, während er im Gebiet der Weichkohle, welches nicht unter dem Einfluß einer Kombination steht, nur 2,21 Dollar beträgt.

Es kann indessen nicht verkannt werden, daß diese Löhne weniger einem den Trusts innewohnenden Opfermut gegenüber ihren Arbeitern, als vielmehr einem schlechten Gewissen gegenüber der in Amerika stark gefürchteten öffentlichen Meinung zu danken sind. Dieses Opfer konnten die Trusts um so leichter bringen, als die letzte glänzende Geschäftsperiode ihnen Riesengewinne gebracht hat und Arbeitskraft bis vor kurzem noch überall gesucht war.

Es ist aber nichtsdestoweniger zu befürchten, daß die Wirkung jeder Geschäftsstockung erbarmungslos von den Trusts auf die Arbeiter übergeleitet werden wird. Daß sie dazu die Macht haben, beweist ihre Stellung gegenüber den sonst so mächtigen Gewerkschaften. Die stärkste von allen, die „miners union“, erlitt im Frühjahr 1906 in ihrem Kampf um ihre Anerkennung eine entscheidende Niederlage seitens des Anthrazittrusts. Der Stahltrust weigert sich noch heute mit Erfolg, die Unions anzuerkennen. Ein schlagendes Beispiel, welche Machtmittel ein Trust gegenüber seinen Arbeitern anwenden kann, bietet ein Streik, der 1899 in einigen Werken der American Smelting and refining Company ausbrach.

Die Gesellschaft brachte den Streik einfach dadurch zum Abschluß, daß sie die Werke, in denen die streikenden Arbeiter beschäftigt waren, schloß und die Arbeit dieser Werke auf die übrigen verteilte. Auf dieselbe Weise beendigte auch die U. S. Steel corporation einen 1901 in ihren Werken ausgebrochenen Streik. Dadurch, daß der Trust alle Fabriken einer bestimmten Art beherrscht, braucht er einmal nicht zu fürchten, daß ein in seinen Werken ausgebrochener Streik seiner Konkurrenz zum Vorteil gereiche, und ist andererseits imstande, jeden entlassenen Arbeiter für immer aus diesem Fabrikzweig auszuschließen.

So bedenklich diese Seite der Trusts ist, weit gefährlicher und der Volkswirtschaft schädlicher noch ist ihre Expansions- und Aufsaugungsfähigkeit. Die geheimen und doch starken Fäden, mit denen die Trusts, vor allem die Standard Oil Company, allmählich das

gesamte Wirtschaftsleben Amerikas umspinnt, sie sind der eigentliche Ursprung der Antitrustbewegung.

Diese Auffaugung erfolgt in notwendiger Entwicklung.

Die Riesenkapitalien, die den Aktieninhabern der großen Trustgesellschaften jährlich als Dividenden zufließen (bei der Standard Oil Company durchschnittlich 40 % pro Jahr), drängen naturgemäß zu neuer Investierung. Für die oft im Besitz der meisten Aktien befindlichen Direktoren ist es naheliegend, diese Investierung in Aktien von solchen Gesellschaften vorzunehmen, mit denen in Verbindung zu kommen der betreffenden Trustgesellschaft geschäftlich wünschenswert sein muß.

In dieser Angliederung fremder Gesellschaften marschiert wieder die Standard Oil Company an der Spitze.*) Abgesehen von den Gesellschaften, welche die Nebenprodukte des Erdöls verarbeiten und welche beinahe alle in der Hand des Standard Oil Concerns sich befinden, sind die Standard Oil-Magnaten, insbesondere ihr Haupt S. D. Rockefeller, ein kontrollierender Faktor im Kupfer- und Tabaktrust und stark interessiert in der U. S. Steel corporation sowie in nahezu 100 kleineren Trusts. Die Rockefeller-Interessen beherrschen ferner tatsächlich die gesamten öffentlichen Verkehrsgesellschaften von Greater-New-York mit einem Kapital von über 725 000 000 Dollar. Ferner finden wir die Standard Oil Company unter den Hauptfaktoren des gesamten Eisenbahnwesens der Vereinigten Staaten. Eine der 4 großen Eisenbahngruppen (Gould-Rockefeller) wird direkt von ihr beherrscht, ihr Einfluß in allen übrigen mehr oder weniger empfunden.

Auch in der Bankwelt hat sich die Standard Oil Company eigene Organe geschaffen, so vor allem die Great National City Bank. Außerdem verfügt sie kraft ihres Aktienbesitzes über die 400 Millionen der Mutual Life insurance Company.

Diesem Konzern hat sich in der letzten Zeit noch ein anderer als nahezu ebenbürtig an die Seite gestellt, der unter dem Namen John Pierpont Morgans bekannt ist. Seine Sphäre umfaßt den Stahltrust, den Schiffahrtstrust, den Gummitrust, ein Eisenbahnnetz von etwa 47 000 engl. Meilen, einen Teil der New-Yorker Bankwelt und angeblich die Equitable insurance Company. Getreu dem Kombinationsprinzip, das sie geschaffen, führen diese beiden Gruppen keineswegs Krieg miteinander, sondern arbeiten schon jetzt

*) Vergl. Moody, The truth about the trusts

bei vielen Gelegenheiten Hand in Hand. Ihre Vereinigung, die lediglich als eine Frage der Zukunft erscheint, wird die Welt vor das Problem stellen, welches die Anhäufung eines Kapitals von 20 000 000 000 Dollar darbietet.

Welche Folgen in wirtschaftlicher und politischer Hinsicht diese Kapitalmasse einst alle zeitigen wird, ist zur Zeit schwer übersehbar.

Wenn schon früher die Konkurrenz gegen einen Trust mit großen Schwierigkeiten verbunden war, so erscheint der Kampf nahezu aussichtslos, wenn der Trust die von ihm abhängigen Gesellschaften, insbesondere die Verkehrsgesellschaften, in das Feld rufen kann.

Welche Bedeutung die Trusts einst in politischer Hinsicht gewinnen werden, ist gerade heute, wo diese Frage im Vordergrund des politischen Kampfes steht, schwer zu sagen. Sicher ist nur, daß ihre Macht zur Zeit noch riesengroß ist. Daß in einem Lande, in dem Politik Geschäft bedeutet und in dem die politischen Parteien wenig mehr als Konkurrenten um die Staatsvorteile sind, der Einfluß derartiger Kapitalmassen ein ungeheurer werden mußte, kann nicht wundernehmen. Es ist daher auch ein öffentliches Geheimnis, daß die gesetzgebenden Körperschaften in Washington und in den Einzelstaaten beinahe alle unter dem Einflusse der großen Trusts stehen, daß Riesensummen seitens der letzteren an die Führer der jedesmal herrschenden Parteien gezahlt werden, um mißliebige Gesetze zu Falle zu bringen, daß sogar die Gerichtshöfe den Bestechungen der Trusts häufig zugänglich gewesen sind.

Ob die letzte große Finanzkrise im Winter 1907 tatsächlich nur eine Machete der Trusts war zu dem Zweck, um den Antitrustkampf Roosevelts zu diskreditieren, ist natürlich nicht zu beweisen. Auffallend war allerdings, daß der erste Erfolg des Arachs in der Beseitigung der beiden Hauptgegner Rockefellers und Morgans, des Kupferkönigs Heinze einerseits und der Tennessee Coal and Iron Co. andererseits bestand.

V.

Wie hat sich nun Amerika mit dieser wirtschaftlichen Entwicklung abgefunden?

Es erscheint selbstverständlich, daß in einem Lande, in dem das Volk wenigstens der Form nach die Gesetzgebung in der Hand hat, eine Volksstimmung, wie sie sich hier gegenüber den Trusts ent-

*) Vergl. des näheren Bryce The American commonwealth II, S. 154 ff. Senfs S. 120 ff. a. a. D.

wickelt hat, zu gesetzgeberischen Maßnahmen führen mußte. Solche sind denn auch in großer Zahl ergangen, und zwar, wie hier häufig, sehr radikal und mit sehr mangelhafter juristischer Formulierung.

Von den Einzelstaaten, deren Zuständigkeit die Trusts unterlagen, soweit ihr Handel sich nur innerhalb deren Grenzen hielt, haben nicht weniger als 30 sogenannte Antitrustgesetze erlassen. In 21 Staaten wurde für strafbar erklärt, jede Vereinbarung von zwei oder mehr Personen, wodurch der freie Wettbewerb in Produktion und Verkauf verhindert werden sollte. In 17 Staaten war strafbar, wenn zwei oder mehrere Personen eine Vereinbarung trafen zu Regulierung der Masse oder des Preises eines herzustellenden oder zu verkaufenden Artikels. 16 Staaten erklärten den Versuch für strafbar, irgend einen Verkaufsgegenstand (commodity) zu monopolisieren. Drei Staaten gingen sogar soweit, den Trusts einfach den Schutz der Gerichte zu entziehen, indem sie ihre Forderungen für unklagbar erklärten.

Die angedrohten Strafen waren außerordentlich hoch und gingen bis zu 5000 Dollar und, kumulativ oder alternativ, Gefängnis bis zu 1 Jahr, bei Korporationen auf Kassation der Korporationsakte.

Diese ganze Gesetzgebungsarbeit wurde indessen, abgesehen von ihrer völlig unverwertbaren juristischen Fassung, schon dadurch lahm gelegt, daß 3 Staaten New-Jersey, Delaware und West-Virginia, sich des Erlasses ähnlicher Bestimmungen enthielten und gerade in diesen Staaten 95% sämtlicher Trusts ihre Korporationsrechte erhalten hatten, und da sie entweder nur innerhalb dieser Staaten oder innerhalb dieser und anderer ihren Handel trieben, der Gerichtsbarkeit der anderen Staaten nicht unterworfen waren.

Diesem Zustand eine Ende zu machen, erließ der Bundeskongreß seinerseits gleichfalls ein Antitrustgesetz. Er war dazu berechtigt, da ihm Sect. 8 der Verfassung das Recht zumies, „to regulate commerce with foreign nations and among the several states“.

Dieses Gesetz, die sogenannte „Sherman antitrust act“ vom 2. Juli 1890, nebst Novelle vom 27. August 1894 (Wilson Tariff act.) hat in seinen wesentlichen Bestimmungen folgenden Wortlaut:

Sec. 1. Every contract, combination in the form of trust or otherwise, or conspiracy, in restraint of trade or commerce among the several States, or with foreign nations, is hereby declared to be illegal. Every person who shall make any such

contract or engage in any such combination or conspiracy, shall be deemed guilty of a misdemeanor, and on conviction thereof, shall be punished by fine not exceeding five thousand dollars, or by imprisonment not exceeding one year, or by both said punishments, in the discretion of the court.

Sec. 2. Every person who shall monopolize, or attempt to monopolize, or combine or conspire with any other person or persons, to monopolize any part of the trade or commerce among the several States, or with foreign nations, shall be deemed guilty of a misdemeanor, and, on conviction thereof, shall be punished by fine not exceeding five thousand dollars, or by imprisonment not exceeding one year, or by both said punishments, in the discretion of the court.

Der Gedanke, der dieser Bestimmung zugrunde liegt, ist dem Recht der Vereinigten Staaten kein fremder.

Das in England und in Amerika geltende gemeine Recht versagte seit Alters her Vereinbarungen, die die Durchführung eines Monopols oder einer unvernünftigen Beschränkung des Handelsverkehrs (*unreasonable restraint of trade*) bezwecken, die Klagbarkeit. Dieser an sich schon etwas unbestimmte Rechtsatz, der in der Hand eines verständigen Zivilrichters allenfalls noch brauchbar ist, wurde in dem oben wiedergegebenen Gesetze zu einer völlig unbrauchbaren Fassung verallgemeinert. Durch die Fortlassung der Forderung der „Unvernünftigkeit“ ist die Anwendbarkeit des Gesetzes eine nahezu unbegrenzte, da, wie der Supreme Court selbst es ausgedrückt hat (im Prozeß *Hopkins c/a United States*), kaum eine Vereinbarung zwischen Geschäftsleuten gedacht werden kann, *that could not be said to have indirectly or remotely some bearing upon interstate commerce and possibly to restrain it.*

Infolge dieser Rechtslage ist es in der Tat in Amerika kaum mehr möglich, zu wissen, ob irgend ein im Geschäftsleben abgeschlossener Vertrag nicht doch unter den Rahmen dieses Gesetzes fällt und die vertragsschließenden Parteien eventuell in das Gefängnis bringt.

Eine konsequente Anwendung des Gesetzes verbot sich hierdurch schon von selbst. Man hat sich daher darauf beschränkt, einige besonders bezeichnende Fälle (z. B. *Northern securities case*) herauszugreifen, ohne daß dieses Vorgehen die Entwicklung in irgend einem Punkte zum Stillstand gebracht hätte.

Wie konnte es auch. Die Schaffung eines Monopols vollzieht sich meist nicht in einem Akt, sondern in einem langsamen systematischen Vorgehen. Ein solcher Prozeß kann aber schon aus juristisch technischen Gründen nicht unter Strafe gestellt werden. In einer wirtschaftlichen Entwicklung können nur die äußeren Formen vom Strafgesetz getroffen werden, die Entwicklung selbst ist untreffbar, da sie stets neue Formen findet, in denen sie ihrem Endzweck zustrebt.

Das Resultat dieser Gesetzgebung ist daher auch ein rein negatives. —

Gewiß sind einige Trusts durch sie zerstört worden, so der erste Standard Oil trust, die Addyson Pipe and Steel Co., die Northern securities company usw. Dies hat indessen die Betroffenen in den meisten Fällen nicht davon abgehalten, ihren Zweck in anderer rechtlicher Form zu verfolgen und zu erreichen.

Daß man sich über die Wirkungslosigkeit dieses Gesetzes an leitender Stelle völlig klar ist, zeigen die Berichte des Vorsitzenden des Bureau of corporations. Diese Behörde ist vom Kongreß im Jahre 1903 zu dem Zweck geschaffen worden, „to make investigation into the organisation, conduct and management of the business of any corporation.“

An der Spitze der Behörde steht als Seele des Ganzen ein commissioner, zurzeit Mr. Garfield, Sohn des ehemaligen Präsidenten, eine bemerkenswert klare und unbestechliche Persönlichkeit.

Schon in seinem ersten Jahresbericht präzisiert Garfield seine Stellung gegenüber dieser Antitrustgesetzgebung in folgenden Worten:

„Taken as a whole this legislation has been singularly futile. It seems likely that the reason for its failure is due to two facts (a) that it is an attempt to stop the operation of strictly economic laws by statutory enactment and (b) the attempt to maintain a state of competition by prohibiting all combination reasonable and unreasonable, is wrong in principle.“

Aus dieser Anschauung heraus kommt er zu dem Schluß, daß der Staat nicht die Wirkungen der Entwicklung zu beseitigen, sondern ihren Ursachen zu begegnen habe.

Da nun zu diesen Ursachen nach seiner Ansicht in erster Linie die den Trusts seitens der Eisenbahnen gewährten Vorzugsfrachten zu rechnen sind, so erblickt er die Hauptaufgabe des Staates demzufolge in der Durchführung eines Gesetzes, welches im Jahre 1887 zur Beseitigung dieses Unwesens unter dem Namen Act to regulate

commerce erlassen und seitdem durch wiederholte Novellen (insbesondere 1903 Elkins act) verbessert worden ist. Dieses Gesetz erklärt nach seinem wesentlichen Inhalt jeden Frachtführer, insbesondere jede Eisenbahngesellschaft für strafbar, welche von einer Person unter irgendwelcher Form geringere Frachtsätze erhebt, wie von einer anderen, oder welche von den Tariffsätzen abweicht, die sie nach einer anderen Bestimmung desselben Gesetzes zu veröffentlichen und der sogenannten Interstate commerce commission einzureichen hat. Neben dem Frachtführer macht sich nach der Elkins-Novelle auch der Verfrachter haftbar, welcher derartige Vergünstigungen annimmt. Daneben steht jedem Konkurrenten das Recht zu, gegen die Eisenbahn auf Schadensersatz zu klagen.

Zur Durchführung dieses Gesetzes ist die oben erwähnte Interstate-Commerce-Commission geschaffen worden, welche die Aufgabe hat, die Geschäftsführung der Transportgesellschaften daraufhin zu überwachen, ob sie mit den Vorschriften dieses Gesetzes, sowie anderer zur Regelung des Eisenbahnverkehrs erlassener Bestimmungen im Einklang steht, widrigenfalls der Staatsanwaltschaft Mitteilung zu machen ist.

Die Kommission hat seit ihrer Schaffung zweifellos Großes geleistet. Ihre Untersuchungen haben das weithin herrschende geheime Rabattsystem in umfassender Weise aufgedeckt und dazu geführt, daß ein Teil der Bahnen ihre geheimen Sätze zurückzogen. Bekannt ist, daß auf Grund ihrer Ermittlungen einige Trusts, darunter vor allem der Standard Oil, zur Zahlung ungeheuerlicher Geldsummen verurteilt worden sind. Daß das Gesetz imstande sein wird, das Unwesen der „rebates“ gänzlich auszurotten, halte ich aber für undenkbar.

Bei der starken Konkurrenz der Eisenbahnen ist es für die einzelne Linie oft eine Rentabilitätsfrage, wenn 2 oder 3 ihrer großen Verfrachter sich anderen Linien zuwenden. Die Gesellschaft sieht sich daher gegenüber der Drohung eines Kunden, mangels Bewilligung von Ermäßigungen zu einer Konkurrenzlinie überzugehen, vor der Alternative, entweder die Ermäßigungen zu gewähren oder mit einer geringeren Dividende für das nächste Jahr zu rechnen. Der betreffende Direktor der Eisenbahngesellschaft, welcher wohl weiß, daß eine Verminderung der Dividende seine Wiederwahl in Frage stellt, wird die erstere Alternative um so eher ergreifen, als er die von dem Trust geforderte Vergünstigung durch verdeckte Umbuchung oder andere unauffällige Manöver in einer Weise bewirken kann,

daß sie in keiner Weise in die Erscheinung tritt. Daß die Beamten der Interstate commerce commission gegenüber diesen Methoden*), in welchen die Frachtermäßigungen bewirkt werden, nahezu hilflos dastehen, kann nicht wundernehmen.

VI.

Ist hieraus nun wirklich auf eine unheilvolle wirtschaftliche Zukunft für Amerika zu schließen?

Keineswegs. Amerika besitzt die Mittel, um sich von seinem Alpdruck zu befreien, und ist auch schon auf dem Wege, sie zu ergreifen. Der Gedanke Garfielbs, nach welchem die Trustmonopole nur dadurch zerbrochen werden können, daß ihnen ihre Basis zerstört werde, ist an sich vollkommen richtig, nur die Mittel, welche bisher ergriffen sind, haben sich als unzulänglich bewiesen.

Geht man davon aus, daß, wie oben ausgeführt, sämtliche großen Trusts, abgesehen von den eigentlichen, auf Patent, Alleinbesitz von Rohmaterial u. beruhenden Monopolen die Kontrolle der Transportwege in erster Linie zu ihrer Basis haben, und daß die staatliche Aufsicht sich machtlos erwiesen hat, die Transportgesellschaften zu einer gleichmäßigen Behandlung der Verfrachter zu zwingen, so ergibt sich als ultima ratio reipublicae nur der eine Weg, die Verstaatlichung der Transportwege, insbesondere der Eisenbahnen, da hierdurch allein der Wettbewerb auf gleicher Basis für alle Konkurrenten gesichert ist.

Daß dieser Weg begangen werden wird, ist meines Erachtens nur eine Frage von gar nicht allzulanger Zeit. Seit langem schon ist diese Maßnahme in der amerikanischen Literatur behandelt worden. Zuerst allgemein verworfen, dann immer mehr Anhänger gewinnend, ist sie bereits von einer Partei, der in den letzten Jahren ungeheuer herangewachsenen sozialistischen, als Devise auf ihre Fahne geschrieben worden und steht schon in der nächsten Präsidentschaftswahl im Vordergrund, da einer der aussichtsvollsten Konkurrenten Roosevelts, Bryan, die Verstaatlichung der Eisenbahnen als Wahlparole bereits ausgegeben hat.

Wenn es auch nicht wahrscheinlich ist, daß die Verstaatlichung der Eisenbahnen sich schon in der nächsten Präsidentschaftsperiode vollziehen wird, kommen wird sie früher oder später; denn sie ist das einzige wirksame Mittel gegen die Trusts.

*) „Ingenious in their nature and so skilfully concealed that their existence was very rarely suspected even by the competitors.“
(Aus Garfielbs letztem Jahresbericht.)

Die Kartoffel im Kriege.

Von

Dr. W. Behrend,

Wissenschaftlicher Beamter des Vereins der Spiritus-Fabrikanten in Deutschland.

Si vis pacem, para bellum. Dieser alte bewährte Satz ist in denkbar weitestem Sinne zu fassen; er bezieht sich nicht nur auf die eigentliche Waffenbereitschaft, sondern vor allem auch darauf, daß ein Volk allen Unbilben des Krieges, namentlich auch den großen wirtschaftlichen Umwälzungen, die ein Krieg notwendig mit sich bringt, gewappnet gegenübersteht.

Im diesjährigen Augusthefte dieser Jahrbücher finden wir in der „Politischen Korrespondenz“ auf Seite 378 nachstehende Darlegungen:

„Die Versuchung für Rußland, hier mit Hilfe Englands und Frankreichs wieder aktive Politik zu machen, ist nicht so ganz gering. England wird das Geld geben, und es wäre ja gar nicht nötig, daß die deutschen und österreichischen Heere wirklich niedergekämpft würden; es würde genügen, ihnen die Wage zu halten, durch die englischen Schiffe aber Deutschland jede Lebensmittelzufuhr abzusperren. Wir können ja unsere Bevölkerung schon lange nicht mehr mit der Produktion unserer Landwirtschaft ernähren, und in Oesterreich-Ungarn hält sich Produktion und Konsum etwa die Wage. Nur Rumänien könnte einen Zuschuß leisten, der aber nicht genügen würde.“

Sind die im vorstehenden ausgesprochenen Erwägungen nun wirklich in vollem Maße begründet? Wäre es wirklich zu befürchten, daß ein allgemeiner Krieg, in den wir verwickelt werden könnten und der uns vom Auslande absperre, bei längerer Dauer zur Folge haben könnte, daß die ausreichende Ernährung unserer Bevölkerung in Frage gesetzt werden könnte?

Daß der Verfasser der oben angeführten Darlegungen, Prof. Hans Delbrück hier nicht direkte Tatsachen behaupten will, sondern nur die Frage aufwirft, wie die Lage von den leitenden Persönlichkeiten, namentlich in den Staaten, die als uns feindlich in Betracht kommen könnten, beurteilt wird, geht aus einem aus der Feder desselben Verfassers stammenden Aufsätze „Zukunftskrieg und Zukunftsfrieden“ (Maiheft 1899 dieser Jahrbücher) hervor.

Hier wird diese Frage behandelt und dahin beantwortet, daß Deutschland immer noch Mittel habe, ihm über die Not hinwegzuhelfen.

Aber seitdem sind neun Jahre vergangen und manches hat sich geändert. Deutschland hat abermals um 8 Millionen Einwohner zugenommen.

Uebrigens aber kommt es in solchen Fragen nicht nur darauf an, was ist, sondern auch was die entscheidenden Persönlichkeiten glauben. Wenn die führenden Militärs in den uns feindlichen Staaten sich wirklich in den Gedanken einleben sollten, daß es möglich sei, Deutschland, ohne es in Schlachten zu überwinden, durch bloße Blockade auszuhungern, so wäre das eine Vorstellung, die unzweifelhaft einen Kriegsentwurf erleichtern und deshalb, auch wenn sie unrichtig ist, die Gefahr eines Kriegsausbruchs in hohem Grade verstärken würde.

Andererseits wird die Neigung, sich mit uns in kriegerische Verwicklungen einzulassen erheblich zurückgehen, wenn es gelingt, das Ausland davon zu überzeugen, daß wir auf die Einfuhr ausländischer Erzeugnisse nicht angewiesen sind, sondern daß Deutschland seine Bewohner durch die eigenen Erzeugnisse ernähren kann.

Es wird deshalb angebracht sein, diese Erwägungen noch einmal aufzunehmen und sie nach den verschiedenen Elementen, die dabei in Betracht kommen, bis ins einzelne durchzurechnen.

Es ist richtig, die bei uns zum Verzehr kommenden Getreidemengen entstammen nur zum Teil der heimischen Landwirtschaft, ein bedeutender Prozentsatz muß zur Sicherung der Ernährung unserer Bevölkerung aus dem Auslande bezogen werden.

Unter den eingeführten, zur Ernährung der Bevölkerung dienenden Erzeugnissen sind es ausschließlich die beiden zur Brotbereitung dienenden Getreidearten, der Weizen, einschließlich Spelz und Emmeren, und der Roggen, die hier eine nennenswerte Rolle spielen. Die übrigen Getreidearten, von denen allerdings Gerste in großen Mengen eingeführt wird, dienen anderen Zwecken als der menschlichen Er-

nahrung, und bei den sonstigen Nahrungsmitteln, wie Kartoffeln, Vieh, Fleisch, Fische z., sind die eingeführten Mengen relativ klein und werden zum Teil auch durch eine bedeutende Ausfuhr ausgeglichen.

Es wird zunächst die Frage an uns herantreten, wie groß denn die Rolle ist, die das eingeführte Getreide im Verhältnis zu den Mengen des selbsterbauten Getreides bei der Ernährung unserer Bevölkerung spielt.

Die in Deutschland gemachten Ernten an Brotfrucht betragen:

	in Millionen Doppelzentnern		
	Weizen (weichsch. Spelz)	Roggen	zusammen
1899	43,24	86,75	129,99
1900	43,07	85,51	128,58
1901	29,31	81,16	110,47
1902	43,83	94,94	138,77
1903	40,02	99,04	139,06
1904	42,59	100,06	142,65
1905	41,87	96,06	137,93
1906	44,08	96,26	140,34
1907	39,36	97,58	136,94

Diese geernteten Mengen kommen jedoch nicht in ihrer vollen Höhe für die Ernährung der Bevölkerung in Betracht. Zunächst gehen die zur Ausfaat erforderlichen Mengen davon ab.

Diese Mengen betragen:

	in Millionen Doppelzentnern		
	Weizen u. Spelz	Roggen	zusammen
1899	3,07	9,98	13,05
1900	4,12	10,12	14,24
1901	3,34	9,88	13,22
1902	3,88	10,05	13,93
1903	3,69	10,02	13,71
1904	3,89	10,03	13,92
1905	3,94	10,04	13,98
1906	3,94	10,04	13,98
1907	3,24	10,27	13,51

Die tatsächliche verbrauchte Ausfaat ist nicht zu ermitteln, die gegebenen Zahlen sind der in den Vierteljahrsheften zur Statistik

des Deutschen Reiches veröffentlichten Erntestatistik für das Jahr 1907 entnommen, wo sie auf Grund der Anbauflächen berechnet sind.

Die für das Jahr 1907 angegebene Zahl ist vom Verfasser nach denselben Grundsätzen berechnet.

Außer den zur Aussaat gebrachten Mengen gelangen noch bedeutende Quantitäten an Brotfrucht zur Ausfuhr, und zwar beitragen diese Mengen nach derselben Quelle für die jedesmal mit dem 1. Juli beginnenden Erntejahre:

	in Millionen Doppelzentnern (unter Ergänzung der Zahl für 1907)		
	Weizen u. Spelz	Roggen	zusammen
1899	3,09	2,79	5,88
1900	2,77	1,88	4,65
1901	0,49	1,58	2,07
1902	1,81	2,66	4,47
1903	1,96	3,68	5,64
1904	3,19	6,31	9,50
1905	2,36	2,45	4,81
1906	3,09	4,10	7,19
1907	0,99	2,34	3,33

Es würden somit an inländischem Brotgetreide nach Abzug der Aussaat und der Ausfuhr für den heimischen Bedarf zur Verfügung gestanden haben:

	in Millionen Doppelzentnern		
	Weizen u. Spelz	Roggen	zusammen
1899	37,08	73,98	111,06
1900	36,18	73,51	109,69
1901	25,48	70,70	95,18
1902	38,14	82,23	120,37
1903	34,37	85,34	119,71
1904	35,51	83,72	119,23
1905	35,57	83,57	119,14
1906	37,05	82,12	119,17
1907	35,12	84,97	120,09

Diese Mengen reichen jedoch für die Befriedigung der Bedürfnisse nicht aus, so daß regelmäßig eine bedeutende Einfuhr stattzufinden hat.

Es wurden in den verschiedenen Erntejahren eingeführt:

in Millionen Doppelzentnern

	Weizen u. Spelz	Roggen	zusammen
1899	13,72	6,28	20,00
1900	15,13	9,73	24,86
1901	23,20	8,72	31,92
1902	20,06	10,03	30,09
1903	20,06	6,13	26,19
1904	20,05	4,00	24,05
1905	24,95	7,25	32,20
1906	21,18	6,65	27,83
1907	23,41	4,86	28,27

Das in den einzelnen Jahren für den menschlichen Bedarf verfügbare Brotgetreide beläuft sich also auf folgende Mengen:

in Millionen Doppelzentnern

	Weizen u. Spelz	Roggen	zusammen
1899	49,80	80,27	130,07
1900	51,33	83,32	134,65
1901	48,69	78,89	127,58
1902	58,23	92,12	150,35
1903	54,49	91,26	145,75
1904	55,87	87,92	143,79
1905	60,52	90,42	150,94
1906	58,53	88,77	147,30
1907	58,53	89,83	148,36

Die zur Verfügung der Bevölkerung stehenden Mengen sind also in den letzten acht Jahren ganz bedeutend gestiegen.

Dem steht ein in der gleichen Zeit beobachtetes Anwachsen der Bevölkerung gegenüber. Man wird sich die Frage vorlegen müssen, wie groß in den einzelnen Jahren die für den Kopf der Bevölkerung disponiblen Brotgetreidemengen gewesen sind.

Die bereits mehrfach angeführte Erntestatistik gibt eingehende Berechnungen hierüber, deren Ergebnis wir zusammen mit der nach den gleichen Grundsätzen erfolgten Ergänzung für das Erntejahr 1907 folgen lassen.

Es betragen die pro Kopf der Bevölkerung verfügbaren Mengen an Brotgetreide:

	in Kilogramm		
	Weizen u. Spelz	Roggen	zusammen
1899	89,8	144,6	234,4
1900	91,0	147,6	238,6
1901	85,0	137,7	222,7
1902	100,1	158,3	258,4
1903	93,2	154,8	248,0
1904	93,4	147,0	240,4
1905	99,8	149,0	248,8
1906	94,4	143,5	237,9
1907	92,9	136,9	229,8

Auch der Verbrauch an Brotgetreide pro Kopf der Bevölkerung zeigt eine gewisse Tendenz zum Anwachsen.

Weit auffallender sind jedoch die außerordentlich großen Schwankungen der einzelnen Jahre.

Im äußersten Falle, d. i. vom Jahre 1901 zum Jahre 1902, betrug diese Schwankung 35,7 kg pro Kopf der Bevölkerung. Wir ersehen hieraus, daß unsere Bevölkerung sich tatsächlich auf einen äußerst wechselnden Getreideverbrauch einrichten kann. Hätte im Jahre 1902 die tatsächlich zur Verfügung stehende Brotgetreidemenge um 35,7 kg weniger betragen, so entspräche das, auf eine Gesamtbevölkerung von 58,2 Millionen Einwohnern umgerechnet, einer Menge von 20,8 Mill. dz, um welche die der Bevölkerung zur Verfügung stehende Menge an Brotgetreide geringer gewesen wäre, also um etwa zwei Drittel der jährlichen Getreideeinfuhr. Diese Zahl gewinnt erheblich an Bedeutung, wenn man erwägt, daß große Mengen an Brotkorn alljährlich ausgeführt werden, deren Ausfuhr im Falle eines Krieges zweifellos ebenfalls unterbleiben würde.

In der bereits mehrfach erwähnten Erntestatistik finden wir interessante Angaben darüber, welcher Prozentsatz des verfügbaren Brotgetreides dem Inlande und welcher dem Auslande entstammt. Danach schwankt die eingeführte Menge in Roggen zwischen etwa 0—10 % an Weizen zwischen 23—50 %, während eine nennenswerte Einfuhr von Spelz nicht stattgefunden hat.

Auf das gesamte Brotgetreide berechnet, stellt sich der prozentische Anteil des eingeführten zur Gesamtmenge des verfügbaren Getreides:

1899	14,6	1903	17,8
1900	17,8	1904	17,1
1901	25,3	1905	21,1
1902	19,9	1906	14,9

Die hier angegebenen Zahlen geben jedoch im Hinblick auf die in Rede stehende Frage kein einwandfreies Bild der Verhältnisse. Unter dem Gesichtspunkte, daß für den Fall eines Krieges gleichzeitig mit der abgeschnittenen Einfuhr auch die Ausfuhr unterbunden würde, ist zur Beurteilung der Bedeutung der Einfuhr von Brotgetreide nur der Ueberschuß der Einfuhr über die Ausfuhr von Bedeutung.

Dieser Ueberschuß betrug:

1899	14,12 Mill. dz	= 10,9 %	der verfügbaren Menge
1900	20,21	= 14,2 %	" " "
1901	29,85	= 23,3 %	" " "
1902	25,68	= 17,1 %	" " "
1903	20,46	= 14,0 %	" " "
1904	14,44	= 10,0 %	" " "
1905	27,39	= 18,1 %	" " "
1906	20,64	= 13,9 %	" " "

Der Einfuhrüberschuß an Brotgetreide ist in den einzelnen Jahren somit ein außerordentlich wechselnder gewesen; sein prozentischer Anteil an der gesamten zur Verfügung stehenden Brotgetreidemenge ist jedoch immer ein erheblich geringerer als der prozentische Anteil des im ganzen eingeführten ausländischen Brotgetreides, und hierdurch wird die Bedeutung der Einfuhr stark herabgesetzt.

Es ist weiter oben gesagt worden, daß die gewaltigen Schwankungen in den verfügbaren Mengen von Brotgetreide an sich schon den Beweis liefern, daß das deutsche Volk sich mit sehr verschiedenen Mengen einrichten kann. Diese Schlußfolgerung bedarf allerdings einer gewissen Einschränkung. Getreide ist eine Dauerware, und mit der Herübernahme von Vorräten von einem Jahre in das andere ist unter allen Umständen zu rechnen; hierdurch wird ein gewisser Ausgleich zwischen dem Brotgetreideverbrauch des einen und des anderen Jahres bewirkt. Bei den außerordentlich großen beobachteten Schwankungen ist jedoch nicht anzunehmen, daß dieser Ausgleich ein vollkommener ist, und man ist wohl berechtigt zu behaupten, daß erhebliche Schwankungen im tatsächlichen Verbrauch zu verzeichnen sind.

Wenn man aber wirklich annehmen will, daß der durch die Herübernahme von Vorräten aus einem Jahre in das andere bewirkte Ausgleich im Getreideverbrauch ein vollkommener ist, so würde der innerhalb einer langen Periode beobachtete durchschnittliche Einfuhrüberschuß dem tatsächlichen Einfuhrbedürfnis entsprechen.

Dieser Einfuhrüberschuß betrug für den von uns immer in Rechnung gezogenen Zeitraum von 1899—1906 im Durchschnitt 21,60 Mill. dz oder 13,9 % der verfügbaren Menge, und wir stehen nun vor der Frage, ob wir im Notfall diese rund 20 Mill. dz an Brotgetreide durch einheimische Erzeugnisse zu ersetzen vermögen.

Um sogleich eine Antwort zu geben, so soll hier festgestellt werden, daß unserer Ueberzeugung nach ein derartigen Ersatz durchaus möglich ist, und zwar ist es, wie die Ueberschrift dieser Ausführungen andeutet, die Kartoffel, der im wesentlichen die Aufgabe zufällt, den erforderlichen Ersatz zu schaffen.

Zunächst ist darauf hinzuweisen, daß nicht die gesamte Menge an verfügbarem Brotgetreide für die menschliche Ernährung dient; ein sehr erheblicher Prozentsatz wird zu anderen Zwecken, wie technischem Gewerbe, und der Verfütterung unserer Viehbestände verwandt. Wie groß dieser Prozentsatz ist, wissen wir nicht. Von den technischen Gewerben sind vornehmlich die Brennerei und die Weizenstärkefabrikation, die hier zu nennen sind.

In der Brennerei wird etwa 1 Mill. dz Roggen verwendet und zwar hauptsächlich zur Herstellung von Kornbranntwein, zum geringeren Teil wohl auch als Malzgetreide in der Kartoffelbrennerei. Ueber die Mengen des in der Brennerei verwandten Weizens liegen keine Angaben vor, doch sind diese Mengen zweifellos gering. Die Herstellung von Weizenstärke nimmt nur wenig Material in Anspruch. Genaue Angaben liegen nicht vor; nur für die Jahre 1901/02 bis 1903/04 sind Erhebungen über die Herstellung von Weizenstärke angestellt, die das Ergebnis gehabt haben, daß im Durchschnitt dieser drei Jahre rund 157 000 dz Weizenstärke einschließlich Kleber hergestellt worden sind. Rechnet man eine Ausbeute von durchschnittlich etwa 60 % Stärke von Weizen, so würde das einen Verbrauch von etwa 260 000 dz Weizen ergeben. Es kann für diese Zahl selbstverständlich keine Gewähr übernommen werden, sie beweist nur, daß der in der Weizenstärkefabrikation verbrauchte Weizen verhältnismäßig geringe Mengen darstellt.

Alles in allem wird man in runden Zahlen annehmen können,

daß in den technischen Gewerben etwa 1,5 Mill. dz Brotgetreide verwandt werden.

Viel schwieriger ist die Frage, welche Mengen Brotgetreide an das Vieh verfüttert werden.

Die Verfütterung von ganzem Getreide in Form von Schrot ist eine außerordentlich verbreitete. Ueber die hier zur Verwendung kommenden Mengen fehlt uns jeder Schätzungsanhalt.

In der Hauptsache dient jedoch das zur Verfügung stehende Brotgetreide der menschlichen Ernährung allerdings nicht in seiner vollen Masse. Die Mehlabfälle, d. h. die Kleie, gehen davon ab und dienen ebenfalls zur Verfütterung. Im großen Durchschnitt wird man rechnen können, daß etwa 25 % des zur Mehلبereitung gelangenden Getreides durch die Kleie gebildet werden.

Wenn wir uns nun vor die Frage stellen, ob für den Fall, daß die Getreideeinfuhr durch einen Krieg abgeschnitten würde, ein Teil des gegenwärtig für andere Zwecke dienenden Getreides der menschlichen Ernährung zugeführt werden würde, so ist darauf zu antworten, daß eine derartige Verschiebung wohl denkbar ist. Hört die Getreideeinfuhr auf, so steigen die Getreidepreise und die Rentabilität der technischen Gewerbe wird in Frage gesetzt, um so mehr, als mit den steigenden Getreidepreisen auch die Preise der übrigen Lebensmittel steigen und der letzte Verbraucher durch Sparsamkeitsrücksichten gezwungen wird, seinen Verbrauch an Kornbranntwein, oder die Verwendung von Stärke einzuschränken. Die dadurch für die menschliche Ernährung frei werdenden Getreidemengen sind allerdings nur geringe.

Von großer Bedeutung dürften dagegen die aus der Verfütterung frei werdenden Getreidemengen sein.

Roggenschrot wird sich gar bald als ein zu teures Futter erweisen, und das bisher in die Ställe gewanderte Korn wird binnen kurzem in die Mühlen wandern. Aber auch hier wird ein anderweitiges Vorgehen Platz greifen. Der Mahlprozeß kann in verschiedener Weise geleitet werden. Es ist möglich, das Verhältnis zwischen Kleie und Mehl verschieden zu gestalten, die Mehlausbeute auf Kosten der Kleieausbeute zu steigern, und das wird zweifellos bei vorhandener Getreideknappheit geschehen und so ein Gewinn für die menschliche Ernährung erzielt.

Die Höhe dieses Gewinns, sowie des durch die sonstigen Verschiebungen in der Getreideverwendung zu erwerbenden Gewinns zahlenmäßig auszudrücken, ist nicht gut möglich, zweifellos erscheint

es jedoch, daß dieser Gewinn nicht soviel ausmacht, um die fehlende Einfuhr zu ersetzen.

Nun ist es richtig, daß der Gewinn an Brotnahrung hauptsächlich auf Kosten der Fütterung unserer Haustiere, also auf Kosten unserer Fleischnahrung erzielt wird, was um so schwerer empfunden wird, als gleichzeitig die Einfuhr an sonstigen ausländischen Futtermitteln voraussichtlich ebenfalls ausfallen würde. Aber gerade dieser Umstand würde eine Erscheinung zur Folge haben, die auf der anderen Seite wiederum einen Gewinn an Nährmitteln bewirken würde.

Infolge des knapper werdenden Kraftfutters würde die Aufzucht unseres Viehbestandes zurückgehen. Ein Teil der Tiere, der ursprünglich für die Aufzucht oder Mästung bestimmt ist, würde vor der Zeit der Schlachtbank verfallen; es würde infolgedessen ein Fleischmangel zunächst nicht verspürt werden. Aber unsere ganzen Viehbestände würden verringert, und dadurch würde eine gewisse Menge von landwirtschaftlichen Produkten, die sonst der Verfütterung gedient hätten, für die Ernährung der Bevölkerung frei werden. Von den landwirtschaftlichen Erzeugnissen kommen in erster Linie und wohl fast ausschließlich die Kartoffeln in Betracht.

Wenn wir von den Getreidemengen, die aus technischen Gewerben und dadurch frei werden, daß weniger Getreideschrot verfüttert wird, und auch die Mehlmengen nicht in Betracht ziehen, die durch eine anderweitige Leitung des Mehlgenußes für die Ernährung der Bevölkerung gewonnen werden, wenn wir also annehmen, daß im Falle eines Krieges der gesamte Einfuhrüberschuß durch Kartoffeln ersetzt werden müßte, so berechnet sich die dazu erforderliche Kartoffelmenge folgendermaßen: Von dem 20 Mill. dz durchschnittlich betragenden Ausfuhrüberschuß kommen unter unsern heutigen Verhältnissen etwa 75 % in Form von Mehl zur Verwendung für die menschliche Ernährung, während 25 % als Kleie der Viehfütterung dient. Es werden somit durch Kartoffeln zu ersetzen sein 15 Mill. dz Mehl, die bei einem Trockensubstanzgehalt von 88 % eine Trockensubstanzmenge von 13,2 Mill. dz darstellen. Die Kartoffel enthält im Durchschnitt 25 % Trockensubstanz. Zur Aufbringung von 13,2 Mill. dz Trockensubstanz ist demnach die vierfache Menge an frischen Kartoffeln, das sind 52,8 Mill. dz erforderlich.

Wie der Verfasser in seiner Schrift „Deutschlands Kartoffelerzeugung und Verbrauch in Gegenwart und Zukunft“ berechnet hat, werden von einer normalen Ernte von 430 Mill. dz verwandt:

Zur menschlichen Ernährung	120 Mill. dz
„ Verfütterung	176 „ „
„ Branntweinbereitung	25 „ „
„ Stärkfabrikation	14 „ „
„ Saat	52 „ „
Dazu kommt ein Verlust durch Ver-	
derben von	43 „ „

Wenn der Bedarf zur menschlichen Ernährung um rund 53 Mill. dz steigt, so fragt es sich, auf Kosten welcher anderen Verwendungsarten das zu erfolgen hätte.

Zunächst sind es wiederum die technischen Gewerbe, die hier in Mitleidenschaft gezogen werden. Bei einem stark gesteigerten Bedarf an Kartoffeln steigen die Kartoffelpreise naturgemäß sehr stark, so daß die Rentabilität der Kartoffeln verarbeitenden Industrien stark in Frage gestellt wird.

Das gilt sowohl von der Branntweinbrennerei als auch von der Stärkfabrikation. Die Branntweinbrennerei aus Kartoffeln ist im wesentlichen landwirtschaftliches Nebengewerbe, während die Stärkfabrikation teils ebenfalls als landwirtschaftliches Nebengewerbe, teils in rein industrieller Weise betrieben wird. Für die landwirtschaftlichen Nebengewerbe wird sich alsbald ergeben, daß der Verkauf ihrer Kartoffeln als Schware lohnender ist und eine Einschränkung der Betriebe zur Folge haben, aber auch die rein gewerblichen großen Stärkfabriken werden bei den gesteigerten Preisen ihres Rohmaterials in der Aufrechterhaltung ihrer vollen Betriebe kaum ihre Rechnung finden.

Diese Entwicklung wäre um so bestimmter zu erwarten, als mit einem zurückgehenden Bedarf an den Erzeugnissen der Branntweinbrennerei und Stärkfabrikation zu rechnen wäre. Jeder Krieg bringt naturgemäß eine starke wirtschaftliche Depression mit sich, die die Bevölkerung zur Sparsamkeit zwingt. Daß wirtschaftliche Depressionen einen Rückgang im Verbrauch von Trinkbranntwein herbeiführen, ist eine alte Erfahrung, aber auch der Verbrauch von Spiritus durch die chemische Industrie würde voraussichtlich zurückgehen. In einer Hinsicht wäre allerdings vielleicht ein Mehrbedarf an Spiritus zu erwarten, nämlich Spiritus zur Beleuchtung, wenn nämlich die Einfuhr ausländischen Petroleums abgebrochen wird, doch ist nicht anzunehmen, daß dieser Mehrbedarf dem Minderbedarf an Trinkbranntwein und von der chemischen Industrie gebrauchten Spiritus auch nur annähernd die Wage hält, um so mehr, als auch

eine reichliche Beleuchtung ein Luxusbedürfnis ist, bei dem in Zeiten wirtschaftlicher Depression nach Möglichkeit gespart wird.

Ähnlich verhält es sich mit den Erzeugnissen der Stärkefabrikation, die ebenfalls in der Hauptsache der Befriedigung der verfeinerten Lebenshaltung dienen, und der Verbrauch daher zurückgehen würde.

Wie groß der Rückgang im Verbrauch der technischen Gewerbe an Kartoffeln sein werde, ist natürlich schwer zu sagen, immerhin glaube ich nicht zu reichlich zu rechnen, wenn ich annehme, daß 12 bis 13 Millionen dz von den 29 Millionen für die menschliche Ernährung frei werden.

Es bliebe dann noch ein Bedarf von 40 Millionen dz zu decken, die im wesentlichen den sonst zur Verfütterung dienenden Kartoffeln entnommen werden müßten. Einem Fütterungsbedarf von 176 Millionen dz gegenüber heißt das also 28 %. Um einen solchen Prozentsatz würden sich somit auch unsere Viehbestände vermindern müssen, wenn sich ein Ausgleich durch die unter den gegenwärtigen Verhältnissen erzeugten Kartoffeln ergeben sollte. Nun wird man gegen diese ganzen Ausführungen zwei Einwendungen zu machen geneigt sein. Erstens wird gesagt werden können, daß das Fehlen von Getreide für die menschliche Ernährung nicht nach dem Verhältnis der in beiden Erzeugnissen vorhandenen Trockensubstanz ersetzt werden kann, denn die Trockensubstanz des Getreides ist infolge ihres höheren Gehaltes an Eiweißstoffen an sich wertvoller und nahrhafter, und zweitens wird man vor allem einwenden, daß die ganze geschilderte Verschiebung der Ernährungsverhältnisse gar keinen Ersatz für das fehlende Getreide darstellt, denn was auf der einen Seite an pflanzlicher Nahrung gewonnen wird, geht auf der anderen Seite durch die Verminderung unserer Viehbestände an Fleisch- und sonstiger tierischer Nahrung wieder verloren; es würde somit unsere Ernährung sowohl in quantitativer als auch in qualitativer Hinsicht herabgesetzt werden.

Beide Einwände sind nicht ganz stichhaltig.

Zunächst ist darauf hinzuweisen, daß die Bedeutung der Eiweißstoffe für unsere Ernährung doch vielfach überschätzt wird. Neuere Versuche habenargetan, daß das Verhältnis von Eiweiß zu Kohlehydraten sowohl bei der Viehfütterung als auch bei der menschlichen Ernährung erheblich weiter genommen werden kann, und daß wir uns mit bedeutend geringeren Eiweißgaben, als wir gewohnheitsmäßig zu uns nehmen, kräftig ernähren können, wenn uns nur

reichlich Kohlehydrate, das sind Mehl und zuckerartige Stoffe, zur Verfügung stehen. Wir treiben eben mit den Eiweißstoffen in unserer Ernährung einen gewaltigen Luxusverbrauch; deswegen kann unbedenklich ein Teil des von uns verzehrten Getreides durch Kartoffeln ersetzt werden, und ebenso unser Fleischkonsum herabgedrückt werden, wenn genügend mehlartige Nährstoffe vorhanden sind.

Schwerer wiegend ist dagegen der Einwand, daß, wenn wir den Verlust an verfügbarem Getreide durch die für die Verfütterung bestimmten Kartoffeln ersetzen wollen, wir das Loch, das wir auf der einen Seite zustopfen, auf der anderen Seite wieder aufreißen. Eine gewisse Herabsetzung der Mengen der uns zur Verfügung stehenden Nährstoffe ist bei einer derartigen Schiebung unvermeidlich. Aber dieser Verlust ist lange nicht so hoch zu veranschlagen als man denken sollte.

Dadurch, daß wir die pflanzlichen Nährstoffe der menschlichen Ernährung direkt zuführen und nicht erst ihre Verwandlung in tierische Substanz bewirken, wird eine gewaltige Ersparnis erzielt. Die Lebenstätigkeit des pflanzlichen Organismus ist überwiegend eine organische Substanz aufbauende, während die des tierischen Organismus eine die organische Substanz zerstörende ist. Nur ein verhältnismäßig geringer Teil des den Tieren gereichten Futters kommt als Fleisch oder anderweitige tierische der menschlichen Ernährung dienende Produkte wieder zum Vorschein. Der überwiegende Teil wird in einer für Ernährungszwecke nicht mehr tauglichen Form, teils durch die Nieren als Harn, teils durch die Lungen als Kohlensäure abgeschieden. Von den zur Verfütterung an unsere Viehbestände vorhandenen Nährstoffen kommt der menschlichen Ernährung immer nur ein geringer Teil zugute, und der durch das Aufhören der Getreideeinfuhr bewirkte Nahrungsverlust kann daher zum großen Teil wieder ausgeglichen werden, wenn wir darauf verzichten, das ganze bisher der Viehfütterung gewidmete Material in dieser Weise zu verwenden, sondern ein Teil davon direkt dem menschlichen Genuß zuführen. Immerhin kann zugegeben werden, daß eine gewisse Herabsetzung der zur Verfügung stehenden Nährstoffe nicht zu vermeiden ist, ob die Herabsetzung nicht schon ihren Ausgleich finden würde in den aus den technischen Gewerbe frei werdenden Kartoffeln, mag dahingestellt bleiben.

Aber es stehen uns im Kriegsfall noch weitere Hilfsmittel zur Verfügung, und hier ist es wiederum die Kartoffel, die die erste Rolle spielen würde.

Es muß immer erwogen werden, daß im Falle eines Deutschland vom Auslande abschneidenden Krieges nicht nur die Einfuhr, sondern auch die Ausfuhr unterbunden wird. Produktionsfaktoren werden dadurch frei, die zur Erzeugung von menschlicher Nahrung dienen können. Es soll an dieser Stelle nur auf eine hier in Frage kommende Industrie verwiesen werden, nämlich auf die deutsche Zuckerindustrie.

Unsere Zuckerausfuhr beträgt im Durchschnitt der letzten vier Jahre 8—900 000 Tonnen, der nur eine ganz geringe hier zu vernachlässigende Einfuhr gegenübersteht. Rechnen wir im Durchschnitt eine Ausbeute von 15 kg Zucker im Doppelzentner Rübe, so sind zur Herstellung von 8—900 000 Tonnen Zucker $5\frac{1}{3}$ —6 Millionen Tonnen Zuckerrüben verwandt, bei einem Ertrage von rund 30 Tonnen Rüben vom Hektar, würde diese Rübenmenge gewachsen sein auf 175—100 000 ha. Für die auf dieser Fläche gewachsenen Rüben würde im Falle eines die Zuckerausfuhr abschneidenden Krieges kein Bedarf mehr sein. Die Fläche würde frei für den Anbau direkt der menschlichen Ernährung dienender Bodenerzeugnisse. Im Interesse der Bodenkultur würde die frei werdende Ackerfläche wiederum mit einer Hackfrucht bestellt werden, und für so außerordentlich große Flächen kämen wohl ausschließlich die Kartoffeln in Betracht. In der Erwägung, daß die bei uns mit Zuckerrüben bestellten Boden zu den besten Bodenarten gehören und in besonders hoher Kultur sind, wäre man wohl berechtigt, anzunehmen, daß die neu hinzukommenden Kartoffeläcker einen besonders hohen Ertrag geben. Es soll jedoch nur ein mittlerer Ertrag angenommen werden, d. h. 120 dz vom Hektar über den Bedarf an Saatgut. Das würde einer neu hinzukommenden Kartoffelerzeugung von 21 bis 24 Mill. dz entsprechen. Hiermit wären bereits 40—50 % des für den Fall des Aufhörens der Getreideeinfuhr erforderlichen Mehraufwandes an Kartoffeln gedeckt. Eine derartige Schiebung in unsern Produktionsverhältnissen dürfte wohl geeignet sein, das Defizit, das möglicherweise durch eine Abschneidung unserer Getreideeinfuhr entstehen könnte, auf ein Minimum zu reduzieren, oder vielleicht sogar ganz aufzuheben.

Man muß allerdings zugegeben werden, daß ein solcher teilweiser Erfolg des Zuckerrübenbaues durch den Kartoffelbau nur dann eintreten dürfte, wenn ein die Getreideeinfuhr unterbindender Krieg eher ausbricht, als die Zuckerrüben gepflanzt sind, aber auch im anderen Falle wird ein Gewinn an Kartoffeln für die mensch-

liche Ernährung durch die aufhörende Zuckerausfuhr zu verzeichnen sein. Sind die Rüben bereits gepflanzt und die Zuckerausfuhr wird unterbunden, so müssen die später gewachsenen Rüben, wenn sie in der Zuckersfabrikation nicht Verwendung finden, notwendig anderen Zwecken zugeführt werden, und hier kann nur die Verfütterung in Frage kommen.

Zuckerrüben sind unter allen Umständen ein zwar etwas teures, aber vorzügliches Futtermittel. Große Mengen von Kartoffeln, die sonst der Verfütterung dienen, würden durch Zuckerrüben ersetzt und für die menschliche Ernährung frei werden. Die Kartoffel enthält im Durchschnitt etwa 25 % Trockensubstanz, die Zuckerrübe etwa 18 %; 25 kg Zuckerrüben ersetzen somit 18 kg Kartoffeln. Rund 55 Mill. dz Zuckerrüben, die durch das Aufhören der Zuckerausfuhr frei würden, wären danach in 39,6 also rund 40 Mill. dz Kartoffeln zu ersetzen, also genau die Menge, die an Kartoffeln aufgewandt werden müßte, um das durch die fehlende Getreideeinfuhr entstandene Defizit an menschlicher Nahrung zu decken. Eine Einschränkung der Viehhaltung wäre alsdann überhaupt nicht erforderlich.

Man ersieht hieraus, daß es für unser Ernährungsgleichgewicht vorteilhafter sein würde, die durch das Aufhören der Zuckerausfuhr frei werdenden Zuckerrüben zu verfüttern, als ihren Anbau durch den Anbau von Kartoffeln zu ersetzen, auch wenn die Jahreszeit noch einen solchen Ersatz gestatten sollte.

Im Vorstehenden haben wir uns darauf beschränkt, nur an einzelnen Beispielen und nur insoweit die Kartoffel in Betracht kommt, zu zeigen, durch welche Art der Verschiebungen in unseren heimischen Produktionsverhältnissen die Ernährung unserer Bevölkerung im Falle des durch einen Krieg bewirkten Aufhörens der Getreideeinfuhr sicher gestellt werden könnte. Es ist jedoch sicher, daß die möglichen Verschiebungen damit nicht erschöpft sind. Es sei hier z. B. nur erinnert an die Möglichkeit einer Einschränkung des Braugewerbes und des Freiwerdens großer Mengen von Gerste, die entweder direkt zur Broterzeugung verwandt werden könnte, oder deren Anbau durch den von Brotgetreide zu ersetzen wäre. Freilich müßte die Bierbrauerei in Folge der fehlenden Getreideeinfuhr an sich schon bedeutend zurückgehen, denn sie ist heutzutage in außerordentlichem Maße auf die Verwendung eingeführter Gerste gegründet. Weiter ist darauf hinzuweisen, daß eine absolute Abschneidung der Getreideeinfuhr, namentlich über die Grenzen der nicht mit uns

verfeindeten Staaten, kaum durchzuführen sein dürfte. Alle hier in Frage kommenden Verschiebungen bewegen sich in der Richtung einer Annäherung Deutschlands an den Agrarstaat und seiner teilweisen Abwendung vom Industriestaat.

Die Frage, ob ganz im allgemeinen eine solche Aenderung, die zweifellos geeignet wäre, Deutschland mehr auf eigne Füße zu stellen und auch kriegerischen Verwicklungen gegenüber in höherem Maße zu sichern, wünschenswert ist, soll hier nicht erörtert werden. Daß diese Verschiebung durch einen Krieg herbeigeführt wird, kann niemand wünschen. Hier sollte nur gezeigt werden, daß die Ernährung unserer Bevölkerung auch ohne die Getreideeinfuhr zu ermöglichen ist.

Nun wäre noch einem Einwande zu begegnen, nämlich dem, daß im Falle eines Krieges die landwirtschaftlichen Arbeitskräfte fehlen würden. Ein Heer von mehreren Millionen Soldaten, wie es im Falle eines Krieges aufgebracht werden müßte, entzieht dem Lande naturgemäß gerade die tüchtigsten Arbeitskräfte. Dem gegenüber ist auf eine erhöhte Anwendung von Maschinen hinzuweisen, und wenn sich die immer ausgedehntere Maschinenbenutzung auch nicht von heute zu morgen durchführen läßt, so weist die Möglichkeit, daß über kurz oder lang einmal ein großer, die menschliche Arbeitskraft stark absorbierender Krieg ausbrechen könnte, die Landwirte doch stark darauf hin, sich in immer stärkerem Maße der Maschinenverwendung zuzuwenden. Aber auch ein schnellerer Ersatz der durch die Kriegführung absorbierten Arbeitskräfte wäre zu erwarten, und hier spielt wieder die Annäherung an den Agrarstaat ihre Rolle. Durch die Unterbindung der Ausfuhr, auf die ein großer Teil unserer Gewerbe angewiesen ist, würden bedeutende Arbeitskräfte für die landwirtschaftliche Tätigkeit frei werden.

Wie gesagt, können sich derartige gewaltige Umwälzungen ohne die schwersten Erschütterungen unseres gesamten Erwerbslebens denen tausende von wirtschaftlichen Existenzen zum Opfer fallen würden, nicht vollziehen, und das ist einer der vielen Gründe, weshalb kein Einsichtiger bei uns einen Krieg wünschen kann. In den vorstehenden Ausführungen hat nur gezeigt werden sollen, daß die Furcht, durch einen länger andauernden Krieg von der nötigen Volksernährung abgeschnitten zu werden, unbegründet, daß wir in unserm Acker einen Quell besitzen, der uns unter allen Umständen die nötige Nahrung liefern wird, und daß uns diese Nahrung in erster Linie in der Form unserer heimischen Knollenfrucht gegeben wird.

Im übrigen ist es nicht anzunehmen, daß, sollte es wirklich zu einem Kriege kommen, derartige Umwälzungen erforderlich sein werden, das Schwert wird entschieden haben, ehe sich noch ein Nahrungsmangel bei uns sichtbar macht. Sollte es uns aber gelingen, den Kriegsschauplatz außerhalb unserer Grenzen zu verlegen, dann lägen die Verhältnisse für uns erheblich günstiger, dann müßte Feindesland zum großen Teile die Ernährung unseres Heeres übernehmen, und erhebliche Mengen an Nahrungsmitteln würden für die Ernährung unserer daheim gebliebenen Bevölkerung frei.

Wir können diese Ausführungen nicht anders schließen als mit dem Wunsche: Gott erhalte uns den Frieden.

Notizen und Besprechungen.

Philosophie.

Eduard von Hartmann, System der Philosophie im Grundriß. Band I Grundriß der Erkenntnislehre, Band II Grundriß der Naturphilosophie, Band III Grundriß der Psychologie. Verlag von Hermann Haacke, Bad Sachsa im Harz. 1907—1908.

Das Studium sämtlicher Werke Eduard von Hartmanns erfordert Jahre, so groß ist deren Zahl und so umfangreich sind einzelne derselben. Darunter hatte die Philosophie Hartmanns insofern zu leiden, als man sich insofgebessens meistens auf die Kenntnissnahme des „berühmtesten“ seiner Hauptwerke, der „Philosophie des Unbewußten“, beschränkte und nach diesem Teil seine ganze Philosophie beurteilte. Obgleich Hartmann selbst deutlich zu verstehen gegeben, daß er sein berühmtestes Werk nicht auch als sein bestes schätzte und es keineswegs als allein maßgebend für ein Urteil über seine Philosophie angesehen wissen wollte, so ignorierte man dies jedoch und hielt sich bequemerweise nach wie vor hauptsächlich an sein Jugendwerk, dem naturgemäß Mängel der Frühreise anhaften mußten. Dieser Uebelstand veranlaßte schon vor mehreren Jahren Arthur Drews, den wackeren Schildknappen Eduard von Hartmanns, seines Meisters „philosophisches System im Grundriß“ erscheinen zu lassen. Und dieser fand denn auch Beifall sowohl bei Hartmann als auch beim Publikum. Letzteres ersah daraus erst jetzt, welch' vielseitiger Gedankenreichtum in Hartmanns sämtlichen Werken wenig oder unbeachtet brach lag. (Das Drewssche Buch ist inzwischen in zweiter Auflage erschienen.) Aber auch Hartmann selber bemühte sich, dem Publikum in dieser Hinsicht entgegenzukommen und ihm den Weg durch seine gesamte Philosophie zu kürzen, indem er in den letzten Jahren seines Lebens, in aller Stille gleichsam sein ganzes, großes Lebenswerk noch einmal überschauend, einen Grundriß seines Systems verfaßte, der in acht Bänden die Quintessenz seiner Philosophie enthalten sollte. Von diesem Grundriß liegen bis jetzt die oben angezeigten drei ersten Bände, jeder zirka 200 Seiten stark, vor.

Was an ihnen beim ersten Einblick in die Augen fällt, ist ihre systematische Architektur. Hartmann war ja schon immer ein Systematiker ersten Ranges, bei dem sich alles zu einem großen harmonischen Bauwerk

fügte; dies hinderte jedoch nicht, daß viele Glieder seines Systems in verschiedenen Büchern eine Stätte fanden. So konnte man z. B. erkenntnistheoretischen Erörterungen in nahezu allen seinen Schriften begegnen, nicht minder psychologischen und naturphilosophischen Bemerkungen. Diese sind nunmehr in den Grundrissen wohlgeordnet, so daß wir künftig auf eine scharf umgrenzte Hartmannsche Erkenntnislehre, Naturphilosophie, Psychologie usw. verweisen können.

Sehen wir uns den Inhalt der drei vorliegenden Bände etwas näher an, so finden wir den ersten Band, den „Grundriß der Erkenntnislehre“, zunächst in drei Hauptabschnitte geteilt. Der erste Abschnitt, der „das Erkennen“ behandelt, enthält eine Darstellung der Stufen der Erkenntnistätigkeit, der Zuverlässigkeitsgrade sowie der Methoden des Erkennens im allgemeinen und der formalen Standpunkte des philosophischen Erkennens im besonderen. Als Stufen der Erkenntnistätigkeit unterscheidet Hartmann Erfahrung, Kunde, Wissenschaft im engeren Sinne und Philosophie, und als Zuverlässigkeitsgrade des Erkennens: schlechthinige Gewißheit, völlige Ungewißheit und Wahrscheinlichkeit. Er zeigt, daß eine schlechthin gewisse Erkenntnis unmöglich, eine völlig ungewisse aber keine Erkenntnis ist und somit der Philosophie keine andere Wahl bleibt, als entweder wahrscheinliche Erkenntnis zu sein oder gar nicht zu sein. Die Methoden des Erkennens bestehen für ihn aus Gnosis oder intellektueller Anschauung, Dialektik, Deduktion und Induktion, wovon ihm die Induktion als die einzige demonstrative Methode, die Deduktion dagegen nur als Hilfsmethode gilt, während er der Dialektik und zwar der Aristotelischen eine vorbereitende Bedeutung zuerkennt und der intellektuellen Anschauung als heuristischem Moment einen Platz innerhalb der Induktion anweist. Formale Standpunkte des philosophischen Erkennens sind ihm der Dogmatismus, Skeptizismus und Kritizismus. Im Dogmatismus unterscheidet er einen positiven und negativen, und in beiden wieder einen erkenntnistheoretischen und metaphysischen. Dogmatismus sowohl wie Skeptizismus werden als in ihrer extremen Einseitigkeit falsch und deshalb überwindungsbedürftige Standpunkte erwiesen und statt ihrer der Kritizismus als höchster formaler Standpunkt eingeführt und begründet. — Im zweiten Hauptabschnitt bietet Hartmann eine Uebersicht der möglichen erkenntnistheoretischen Standpunkte, ähnlich wie in seiner früheren Schrift über „Das Grundproblem der Erkenntnis“. Hier wie dort erörtert er zunächst den naiven Realismus, schreitet von demselben zum transzendenten Idealismus fort, prüft diesen, findet ihn ebenfalls unhaltbar und geht deshalb schließlich zum transzendenten Realismus über, bei dem er beharrt, ist doch dies sein Standpunkt, dem er s. B. in einer besonderen Schrift eine „kritische Grundlegung“ zuteil werden ließ. — Im dritten, dem Schlußabschnitt, reproduziert Hartmann dann noch die erkenntnistheoretischen Grundzüge seiner „Kategorienlehre“, jenes Wertes, welches, wenn auch vorläufig noch nicht als das „berühmteste“, so doch unstreitig als das bedeutendste anzusehen ist. Wem

es bisher noch nicht gedämmert, daß er es bei Hartmann mit einem Denker zu tun hat, der zu den letzten Tiefen gedrungen, die der sich selbst erkennende Geist wissenschaftlich zu erschließen imstande ist, der dürfte in diesem Abschnitt eine derartige Dämmerung empfinden. Hier werden die Kategorien der Sinnlichkeit sowohl wie des Denkens bloßgelegt, und zwar die Kategorien des Empfindens und des Anschauens einerseits und die Urkategorie der Relation sowie die Kategorien des reflektierenden und spekulativen Denkens andererseits. Als Kategorien des Empfindens spricht Hartmann Intenzität, Zeitlichkeit und Dualität, als Kategorie des Anschauens die Räumlichkeit an. Die Kategorien des reflektierenden Denkens gruppiert er in die des vergleichenden, trennenden und verbindenden, messenden, schließenden und modalen Denkens, und die Kategorien des spekulativen Denkens teilt er in Kausalität (Ätiologie), Finalität (Teleologie) und Substantialität (Ontologie). Zu all diesen Kategorien hat er die Formen oder Bahnen, in denen sich die erkennende Tätigkeit gesetzmäßig bewegt, so deutlich als möglich abgeleitet und damit „die erkenntnistheoretische Betrachtung bis zu dem Punkte geführt, wo die Naturwissenschaften einerseits und die psychologischen Studien andererseits einzufügen haben“. Gehen wir daher mit ihm zunächst zu seiner Naturphilosophie über.

Bekanntlich hat Hartmann auf dem Felde der Naturphilosophie schon im Anbeginn seiner philosophischen Tätigkeit, also zu einer Zeit, in der die exakten Naturforscher ganz besonders hochmütig über diesen Posten ihre Nasen rümpften, fleißig und unentwegt gearbeitet und hat schon damals, d. i. in den sechziger und siebziger Jahren, zu dem erst neuerdings wiederaufblühenden Vitalismus den Samen ausgestreut. Als einer der ersten erkannte er schon zu jener Zeit die Schwächen des Darwinismus oder der Selektionstheorie, und er verstand es, die davon wohlzuunterscheidende Abstammungslehre selbständig und geschickt zu begründen und zwar nicht nur deren Feinden, sondern auch deren darwinistischen Freunden gegenüber, indem er sie durch viel haltbarere Erklärungsprinzipien als diese stützte. Wir erinnern bloß an seine beiden Schriften über „Wahrheit und Irrtum im Darwinismus“ und „Das Unbewußte vom Standpunkt der Physiologie und Denzendenztheorie“, ohne der „Philosophie des Unbewußten“ usw. in dieser Hinsicht weiter zu gedenken. Erfreulicherweise war es Hartmann, ehe er starb, vergönnt, die in jenen Schriften ausgestreute Saat im Neovitalismus der Gegenwart vielversprechend aufgehen zu sehen, ein Zeichen, daß er nicht umsonst gewirkt. Es war jedoch nicht seines Geistes, sich tatlos dieses Erfolges zu freuen; er diente ihm vielmehr als Ansporn, sich nochmals und zwar dem fortgeschrittenen Stande der Biologie entsprechend noch gründlicher als zuvor mit biologischen Studien zu beschäftigen und deren Ergebnisse in einem neuen Werk über „Das Problem des Lebens“ zusammenzustellen. Dasselbe tat er in bezug auf „Die Weltanschauung der modernen Physik“. In beiden Schriften konnte er seine Grundanschauungen bestehen lassen und was die Forschung in-

zwischen zutage gefördert, sehr wohl zur weiteren Ausgestaltung derselben benutzen. Damit hatte er zugleich das Material für einen modernen „Grundriß der Naturphilosophie“ in Händen und brauchte es nur in einen engeren Rahmen zu spannen. Das tat er denn auch in dem zweiten und dritten Abschnitt vorliegenden Grundrisses, die von der „unorganischen“ und „organischen“ Natur handeln, während der erste sich über „die Natur im allgemeinen“ verbreitet, so daß darin die Stellung der Natur im Weltganzen, ihre Beschaffenheit, unsere Erkenntnis derselben, der Stufenbau der Individualität und die Finalität in der Natur zur Betrachtung gelangen. Im zweiten Abschnitt werden die Mechanik, Energetik, die Materie und der Dynamismus und im dritten das Verhältnis des Organischen zum Unorganischen, das Leben der Zelle, die Abstammungslehre, die Selektionstheorie, die Wege der Artentstehung, Vererbung, Selbstregulation des Organismus, das Nervensystem, die Mechanisierung der zweckmäßigen Reaktionen und die organischen Naturkräfte äußerst prägnant zur Darstellung gebracht. Ist in der „Kategorienlehre“ die Tiefe des Hartmannschen Geistes bewundernswert, so in seiner Naturphilosophie dessen Kapazität!

Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Gedankentiefe begegnen uns nicht minder auch in seinem „Grundriß der Psychologie“, der uns eine Fülle von Einsichten erschließt, und zwar von Einsichten, vor denen leider die Psychologen bisher beharrlich die Augen geschlossen hielten, obschon Hartmann schon einmal vor mehreren Jahren in einem besonderen Werk über „Die moderne Psychologie“ den Versuch gemacht, sie ihnen zu öffnen. Er war damals historisch-kritisch vorgefahren, indem er die bemerkenswerteren Theorien der deutschen Psychologie seit 1850 durchmusterte und deren Unzulänglichkeit zur Lösung der verschiedenen Probleme offenlegte. Dabei ergab sich die betrübende Tatsache, daß, wie Hartmann auch in seinem „Grundriß“ wieder bemerkt, „es wohl kaum ein anderes Gebiet der Philosophie gibt, auf dem gegenwärtig ein solcher Wirrwarr entgegengelegter Meinungen herrscht, wie das der Psychologie“. Dies veranlaßte ihn, mit seinem Grundriß einen erhöhten Standpunkt zu schaffen, von dem aus das Getriebe weniger verwirrt erscheine. Diesen Standpunkt gewinnt er, indem er vor allem dem z. B. herrschenden „reinen“ Bewußtseinsstandpunkt den Boden entzieht. Er weist unwiderleglich nach, daß derselbe keine Erklärung des Zusammenhanges der psychischen Phänomene zu bieten vermag, weder durch Beschreibung des Beobachtbaren noch durch innerbewußte Hypothesen. Damit stellt Hartmann die Psychologie vor die unausweichliche Alternative, entweder ihren Anspruch, als „Wissenschaft“ zu gelten, aufzugeben und sich zu begnügen, bloße „Kunde“ zu sein, oder die fehlende „Erklärung“ des Bewußtseinsinhaltes außerhalb desselben zu suchen. Freilich ist dieser Schritt nach außen, was auch Hartmann zugibt, vorläufig nur ein „Versuch“, der erst durch den Erfolg gerechtfertigt werden kann. So überschreitet er denn versuchsweise oder „hypothetisch“ die

Grenzen des Oberbewußtseins und bedient sich eines „relativ Unbewußten“, in dessen Bereich das Traumbewußtsein, die Halluzinationen, der Somnambulismus und Mediumismus sowie überhaupt die unterhalb der psychischen Phänomene fallen, ferner eines „physiologisch Unbewußten“ oder der materiellen Grundlagen der Bewußtseinserscheinungen und schließlich des „absolut Unbewußten“ oder der unbewußten psychischen Tätigkeit als Erklärungsmittel, wobei er allerdings zufrieden sein muß, wenn es ihm gelingt, auf diesem Wege das Außer- und Hinterbewußte durch Innerbewußtes nur vertretungsweise und durch transzendente Beziehung des letzteren auf ersteres, also indirekt zu erkennen. Wir können Hartmann auf diesem kühnen, schwierigen Gang hier nicht weiter folgen, sondern müssen es dabei bewenden lassen, nur noch zu konstatieren, daß ihn der eingeschlagene Weg in der Tat zu sehr „wahrscheinlichen“ Erklärungen führt, die vom „reinen“ Bewußtseinsstandpunkt aus unerreichbar sind. Damit wird denn auch sein „Grundriß“ zugleich in Wirklichkeit das, was er nach Hartmann sein soll: „ein Wegweiser, der dem Suchenden zeigt, wie er zu den psychologischen Tatsachen Stellung zu nehmen hat, und unter welchen Gesichtspunkten er sie betrachten muß“; dabei kann der Suchende gleichzeitig die verschiedenen Theorien und eine Fülle von Tatsachen kennen lernen.

Hartmann ist immer lehrreich, worüber er auch geschrieben habe. Ohne Bereicherung seines Wissens wird niemand ein Buch von ihm aus der Hand legen und so auch keinen der drei hier angezeigten Grundriße, die tatsächlich „kondensiertes“ Wissen enthalten. Wer sie gelesen, bezw. studiert hat, wird mit großem Interesse dem Erscheinen der fünf übrigen Bände, welche Hartmanns Metaphysik, Kxiologie, ethische Prinzipienlehre, Religionsphilosophie und Aesthetik bringen sollen, entgegenharren. Es wäre zu wünschen, ihre Folge würde etwas beschleunigt! Hartmanns Philosophie würde damit ein Dienst geleistet; denn Hartmann wußte, weshalb er diese Grundriße verfaßte. Sie werden für viele die Eingangspforten zu seiner Philosophie sein, ohne die sie nach wie vor draußen geblieben wären.

Homburg v. d. Höhe.

Anton Korwan.

L i t e r a t u r.

Per Hallström.

Es war eins der seltenen Erlebnisse, die man nicht vergißt, als mir vor mehreren Jahren zum ersten Male ganz zufällig eine Erzählung von Per Hallström in die Hände fiel.

Entzückend fängt die Geschichte an. Es ist ein heller Sonnentag in der Zeit der Lindenblüte, und der Jubel einer Kinderschar spielt um uns, Jubel, daß sie unerwartet einen schulfreien Tag bekommen haben; denn

morgen ist der Geburtstag der würdigen Großmutter, und dazu sollen sie, mythologisch verkleidet, ein Festspiel aufführen, das ihr Magister eigens dafür gedichtet hat, und nun warten sie in froher Ungebuld auf den Dichter und ihre Rollen. Der aber sitzt inzwischen drinnen im Lusthaus und spricht mit der älteren Schwester Anne-Marie, auch von dem Stück, aber in anderem Sinne. Denn für sie ist es nicht ein lustiges Spiel, sondern tiefere Wünsche und Hoffnungen hängen daran. Die beiden lieben sich mit aller Schüchternheit und Innigkeit und Unschuld erster, reiner Jugend, und alles Glück des Lebens sammelt sich für sie in dem Wunsche, einander anzugehören. Aber ihr Schicksal steht allein bei eben dieser Großmutter, die mit unbeschränkter patriarchalischer Gewalt in der Familie schaltet und waltet, für alle denkt, beschließt und handelt, niemals einen Plan aufgibt und gegen deren Willen es keinen Widerspruch gibt. Und fast scheint es, als habe sie der Enkelin schon einen anderen Bräutigam bestimmt. Da gilt es, an dem festlichen Tage durch kluge Huldigungen und den Zauber der Verse sie gnädig zu stimmen, zu rühren, und dann die gute Laune zu einem poetischen Ueberrumpelungsversuche zu benutzen. Wenn Daphne sich nun von dem Werben Apolls erweichen läßt, und dieser dann die Hoffnung ausspricht, die edle Dame werde den Bund nicht trennen, dann soll ein unsichtbares Orakel aus dem in einen Tempel verwandelten Lusthause nach den schönsten Glücksverheißungen für die Greisin und die ganze Familie auch zu ihren Wünschen Ja und Amen sagen, und das zitternde Paar wird der Gefürchteten zu Füßen sinken, die dann in solchem Moment unmöglich widerstehen kann. Aber ist die Hoffnung nicht zu vermessen, und der Grund, darauf sie ruht, nicht zu schwach und trügerisch? Und von wie vielen Umständen hängt das Gelingen ab; wie viel muß noch heute vorbereitet werden; wie viel muß in Acht genommen werden, damit nicht irgend ein Versehen die Stimmung stört!

Zweimal läßt uns der Dichter die ängstliche Spannung dieses Tages durchleben, und die größere Hälfte des Buches wird von diesem Tage der Erwartung und der Spannung eingenommen. Zuerst, nachdem die erste Information der kleinen Mitspieler und damit zugleich der Leser über das Festspiel zu Ende ist, begleiten wir Anne-Marie durch ihren Tageslauf und lernen so ihr Leben und dessen Rahmen kennen; wir sehen sie im Familienkreise, wo die Großmutter mit dem gefürchteten Bewerber Rhodenus diskurriert, wie sie dann, mit ihr selbst überraschender Kühnheit, die Mutter und durch sie den Vater für ihren Wunsch zu gewinnen sucht, wie sie die Großmutter zu Bett bringt und auch sie, trotz verwunderlichen und unverständlichen Reden, schließlich gnädig findet, und dann endlich, von allen Seiten beruhigt, voll Glück und doch mit Wehmut darin, einschläft. Und wir sehen den Magister, zuerst beim Mittagessen in der Matsfamilie, das einen wesentlichen Teil seines Salärs ausmacht und das durch die Patriarchin zu einer Art Exerzierstunde für die Jugend gestaltet wird; dann in seiner kümmerlichen Wohnung bei einer sehr dürftigen und

Preußische Jahrbücher. Bd. CXXXIV. Heft 2. 23

verkommenen Familie, deren eine Tochter dicht vor der Konfirmation steht und keine Schuhe hat; er versucht zuerst an einen Taufpaten zu schreiben, einen Probst, durch den er eine Stelle als Adjunkt zu bekommen hofft, dann kommen ihm schwermütige Liebesverse in den Sinn, schließlich geht er zu einem früheren Schüler, der noch schüchtern ist als er und eine leidenschaftliche Liebe für Verse hat, um diesen zur Uebernahme der Rolle des Orakels zu bestimmen und darin einzuführen, und durch dessen überströmende Begeisterung wird auch seine Hoffnung wieder aufgerichtet. So scheinen alle Sterne günstig. Unter strahlendstem Sonnenschein und glücklichsten Auspizien bricht der schicksalsvolle Tag an. Auch geht alles vortrefflich bis zur Aufführung, und diese ebenso. Die Kinder verfehlen kein Wort ihrer Rolle, die Gäste sind in brillanter Laune und der Lustspiel-dichter ist merklich in ihrer Achtung gestiegen; selbst Großmutter applaudiert, „daß es knallte“. Und mutiger leiht Apoll seinen Wünschen und Hoffnungen in wohlgesetzten Alexandrinern Ausdruck. Aber gerade, als er das Zeichen gibt, daß der Tempel enthüllt werden und das Orakel seinen Spruch verkünden soll, da geschieht etwas Unerwartetes und die Ueberraschung ist nun auf seiten der Spielenden. Die Großmutter, nicht gewohnt, andere in ihrem Namen entscheiden zu lassen, tritt vor, und, indem sie Apolls Meinung, daß eine Greisin ihr Fest nicht schöner feiern könne als durch Stiftung eines dauernden Glückes, zustimmend aufgreift, faßt sie die Hände von Anne-Marie und Rhodenus und vereinigt sie; und so geschieht versteht sie die allgemeine Verblüfftheit und die Fassungslosigkeit der Beteiligten auszunutzen, daß niemand merkt, welch anderer Plan eigentlich dem Ganzen zugrunde lag und daß Anne-Marie von der Flut der Gratulationen betäubt wird, ehe sie noch ganz zur Besinnung kommt.

So ist aus dem Spiel unerwünschter, bitterer Ernst geworden. Leicht ist der Schmerz der Kinder, die nun ihre Rolle nicht zu Ende spielen können und selbst auf den Tanz in weißen Kleidchen verzichten müssen, durch einige Kuchen gestillt. Die Großmutter triumphiert, daß sie trotz ihrer 76 Jahre noch ihre alte Geistesgegenwart und sichere Hand besitzt und daß sie wieder einmal Gelegenheit gehabt hat, entscheidend in das Geschick der Familie einzugreifen, während sie voll gutmütiger Verachtung auf die jungen Leute blickt, die töricht genug sind, auf ihr gerührtes Herz zu spekulieren und ihre Klugheit und Voraussicht gar nicht in Rechnung zu stellen, und zugleich in ihrer unverkennbar echten Liebe so unschuldig und harmlos, sich nicht einfach das zu nehmen, was das Recht der Jugend ist. Für diese aber ist es mit allem aus; kaum finden sie noch flüchtige Gelegenheit, im Treppwinkel von einander Abschied zu nehmen, wobei die Tränen reichlicher fließen als die Worte. Wohl taucht flüchtig die Frage auf, ob wirklich alles zu Ende sein müsse, da man sie schließlich doch nicht zwingen könne, aber die Unmöglichkeit, etwas gegen den Willen der Großmutter zu tun, ist allzu offenbar; und in stiller Resignation beugen sie sich unter ihr Schicksal. Nur eins steht fest: daß ihre Liebe niemals

einem andern gehören wird, und durch diesen Gedanken gefestigt, sagen sie einander und allem Glück Lebenswohl.

Vielleicht hat diese Nacherzählung ein wenig von dem feinen, aparten Reize der Dichtung ahnen lassen; wie alles zunächst als Spiel erscheint, voll kindlicher Munterkeit und würdevoller Grazie; wie alles dazu abgestimmt ist: die Jahreszeit, der Patriziergarten mit dem reich verzierten Lusthaus, der ganze Lebenszuschnitt, der vor allem Selbstbeherrschung, Würde, Ordnung und Respekt heischt, nicht zum wenigsten die Sprechweise mit ihrer respektvollen Umständlichkeit und Förmlichkeit; das alles bildet ein wundervolles Ensemble. Und unter dieser Hülle das rührende, zarte und scheue Gefühl der reinen Jugend, so warm und so hilflos wie der klopfende Puls und das Flügelschlagen eines Vögchens, das noch nicht flügge ist; dies Gefühl, das sich nur im Spiel zu äußern wagt und doch so tiefer Ernst ist, das nur ein wenig Sonnenschein und Schonung brauchte, um sich voll zu entfalten, und das von der harten Hand des kalten Verstandes und der Alltagswirklichkeit so erbarmungslos zerdrückt wird. Aber damit ist der Gehalt noch nicht ausgeschöpft. Denn es ist nicht nur die kalte, nüchtern rechnende Klugheit des Alters, für die Gefühle nur Dummheiten sind, der süßen Torheit unschuldiger Jugend entgegengesetzt, die nur in ihrem überschwenglichen Gefühl lebt und für die Realitäten des Verstandes kein Maß hat. Sondern es sind zugleich Vertreter zweier Generationen, die einander gegenüberstehen, Menschen aus ganz verschiedenen Schichten seelischer Entwicklung. Dort gelten nur Geld und Gut und jene soliden Werte, die einem Macht und Ansehen bei den Menschen verschaffen, während schöne Gefühle und schöne Verse, zur Not als Ausschmückung von Festtagen gebuldet, niedrig im Kurse stehen. Dort werden die persönlichen Wünsche des Einzelnen dem Willen und Interesse des Ganzen, der Familie und des Familienhauptes, unterworfen und neben der Autorität hat aller eigene Wille und eigene Meinung zu schweigen. Für den Einzelnen selbst aber, soweit er in Frage kommt, handelt es sich nicht um Glück, am wenigsten um ein Glück, das auf dem unsicheren Grunde von Gefühlen gegründet ist, sondern darum, sich aufrecht und stramm zu erhalten, sich nie wegzuschleifen, sondern sich immer in seiner Gewalt zu haben und dadurch auch über andere Macht zu gewinnen. Und so ist es schließlich ein sittliches Ideal, das hinter dieser kalten und grausamen Nüchternheit steht, ein aristokratisches Lebensideal, das nicht leicht und anspruchslos ist, das auch nicht gerade glücklich macht, aber das denen, die ihm ergeben sind, die Kraft gibt, die Last des Lebens mit Anstand und Stolz zu tragen und mit dem Bewußtsein, daß es der Mühe wert ist, zu leben. Und neben dieser Gestalt, so imponant in ihrer Selbstsicherheit und Machtfülle, die zarten rührenden Kinder, Erstlinge einer weicheren, reicheren und feiner empfindenden Menschheit, mit wärmerem, tieferem, persönlicherem Glücksverlangen, hineingeboren in eine Zeit, die noch nicht für sie reif ist, ihnen noch nicht die Lebensbedingungen und Wachstumsmöglichkeit bietet, und daran zu

Grunde gehend. So ist das ganze in sich harmonische Zeitbild nicht nur der äußere Rahmen, sondern die sichtbare Form ihres Schicksals. Nur zwei Menschenalter sind Großmutter und Enkelin auseinander, — die Eltern dazwischen sind ganz indifferent gehalten, ohne die Selbständigkeit und Herrscherkraft der Alten und ohne die Verfeinerung und die persönlichen Bedürfnisse der Jungen, — aber sie repräsentieren ganz verschiedene seelische Typen der Menschheit, zwischen denen kein Verstehen mehr möglich ist; und darin besteht die Tragik dieses Schicksals. Denn die Großmutter meint es auf ihre Weise gut mit Anne-Marie und hat von ihrem Standpunkte aus recht: vielleicht hat eben das sie so fest und stark gemacht, woran die Enkelin zerbricht.

Es sind die Ereignisse zweier Tage, die uns hier auf 191 Seiten mit unvergleichlicher künstlerischer Feinheit und Stilsicherheit vorgetragen werden; alle um einen einzigen Moment gruppiert und dadurch vom ersten bis zum letzten Sage aufs straffste konzentriert, in scheinbarer Sorglosigkeit, die Episoden nicht vermeidet. Für die meisten der dramatis personae ist es nur eine amüsante Episode, die höchstens in der Inszenierung etwas ungewöhnlich, eine Geburtstagsfeier mit Kinderaufführung, die auf überraschende Weise in eine Verlobung ausläuft. Aber dahinter steckt nicht nur das tragische Schicksal zweier Menschen, sondern ein wichtiges und interessantes Kapitel aus der seelischen Entwicklungsgeschichte der Menschheit: nämlich wie unter der Herrschaft der Familienehe die Liebe im Sinne freier individueller Wahl aufkeimt, oder, allgemeiner ausgedrückt: wie inmitten einer Menschheit, wo alles kollektiv verfaßt und ständisch gegliedert ist, wo der Einzelne immer als Glied eines Ganzen in Betracht kommt, von diesem beherrscht wird oder durch dieses herrscht, sich eine neue Menschheit bildet, eine Menschheit der Einzelnen mit dem Bedürfnis, jeder sein eigenes Leben zu leben und sein eigenes Glück zu suchen, und die zu Grunde gehen, wenn ihnen dies versagt ist.

Aber die Dichtung ist nicht zu Ende. Auf S. 192 steht auf einmal eine neue Ueberschrift: „Aus Fräulein Maria S—s Tagebuch 188—“. Die Hauptgeschichte spielt 1823, wir sind also wieder 60 Jahre, gerade zwei Menschenalter weiter, und Maria S. ist die Enkelin eben jener Anne-Marie. Und wieder ist die Welt ganz anders geworden. Denn Maria S. ist ein ganz anderer Mensch. Sie hat ihrem Tagebuche nicht holde Mädchenheimnisse anzuvertrauen, sondern sie berichtet „von den Eindrücken, die ein denkender Mensch von Gesellschaft und Umgebung erhält“. Sie ist zu klug für verliebte Torheiten; denn sie kennt die Welt gut, beobachtet scharf und überzieht alles von hoher Warte; aber am schärfsten beobachtet sie und am besten kennt sie ihr eigenes Ich, für das eben diese stets wache Kritik und dieses reflektierende Selbstbewußtsein am meisten charakteristisch ist. Nun hat sie gar Gelegenheit gehabt, sich in eine frühere Kulturperiode hineinzudenken und zu fühlen, und diese historische Exkursion regt sie zu kritischen Vergleichen zwischen jener vergangenen Zeit und der Gegenwart

an, deren Tiefe ebenso erstaunlich ist wie ihre Gerechtigkeit. So glauben wir ihr gern, daß sie die Absicht und vielleicht auch Aussicht hat, berühmt zu werden. Und doch, dies Mädchen mit seiner souveränen Klugheit und Selbständigkeit, erscheint sie nicht in gewisser Weise klein und arm im Vergleich mit den unglücklichen Helden der Vorgeschichte? Denn wenn diese auch keine Willens- und Tatkraft hatten und darum im Leben so traurig scheiterten, sie trugen doch ein ganzes, echtes Gefühl in sich, das sie ganz erfüllte und, wenn auch zu schwach, gegen die Welt anzukämpfen, sich nach außen zu behaupten und ihr Schicksal zu gestalten, doch ihrem Leben Größe und Einheit, tragische Schönheit und Stil gab. Ein solches Gefühl wird Maria S. niemals zustande bringen.

Aber Maria S. — soll uns nicht für ihr eigenes Schicksal interessieren und von den bisherigen Hauptgestalten ablenken, sondern sie wird uns gerade zu ihnen zurückführen. Sie soll ihnen auch nicht bloß in anderer Richtung zur Folie dienen und dadurch den weltgeschichtlichen Horizont noch weiter dehnen, sondern zugleich den Faden fortführen. Sie weiß Einiges zu berichten von ihrer Großmutter, die so unglücklich war und so scheu, daß sie selbst mit ihren Kindern nur in der Dämmerung sprach, auch kränzlich, und dann starb, nicht alt, aber vergrämt und gebrochen. Und nun hat sie zufällig eine Flechte ihres wundervollen Haares gefunden und dabei einen Brief eines gewissen Andreas, der sie einst geliebt, aber nicht bekommen hat und darüber auch unglücklich geworden ist, und dieser hat nun das letzte Wort. Er führt das elende Leben eines Schulmeisters, mit dem die Kinder ihren Spott treiben, und dazwischen betäubt er das Gehirn mit Alkohol und lärmender Lustigkeit, um sich vor dem Bewußtsein seines Zustandes und der Verzweiflung zu retten. Aber das ist in Wirklichkeit nicht er selbst; wahrhaft lebt er nur in Träumen, und da ist immer noch seine Liebe da und selbst die Hoffnung, sei es auf eine glücklichere Ewigkeit, an der er, allem Verstande zum Trotz, festhält, und an dieser richtet er sich jetzt auf zu dem Entschlusse, ihr diese Beichte abzulegen.

Die Reflexionen von Maria S. — sind ohne Zweifel des Dichters eigne Meinung. „Was auf den ersten Blick das Leben unserer Großeltern von dem unsrigen trennt, ist, daß es damals einen Stil gab, keinen sonderlich großen oder feinen oder schönen, aber dennoch einen Stil, einen gewissen Zusammenklang, eine gewisse Harmonie, oft in Moll gestimmt, aber öfter in Dur — man konnte damals im Chor weinen und lachen, in unserer Zeit ist man immer Solovirtuose.“ „Stil . . . ist . . . die Unterordnung der Details unter das Ganze, das Zusammenstimmen der Teile im Plane.“ „Man fand sich damals in die Traditionen, fand sich darein, Gattung zu sein, die Originalitätsucht hatte einen noch nicht verzehrt; und dadurch, daß man nicht mit den Formen kämpfte, hatte man Zeit, innerhalb derselben origineller zu sein.“ „Natürlich sind wir jetzt gewiß nicht schlechtere Menschen, als damals, in mancher Hinsicht wohl bessere, aber das Ganze,

das Zusammenspiel, nimmt sich so dürftig aus, die Regie ist schlecht, obgleich der Geschmack im allgemeinen besser geworden ist."

Das trifft nicht ganz die Idee der Erzählung; denn die Zeit, die hier gefeiert wird, ist nicht die der Großeltern, also Anne-Maries, sondern vielmehr die von deren Großmutter; jener Unglück ist es gerade, daß sie innerlich nicht mehr in die Zeit gehört, wo man sich begnügte, Gattung zu sein, und sich den Traditionen einfügte, aber auch, was gegen die Modernen gesagt wird, paßt nicht auf sie. Was ihren Stil und ihre Schönheit ausmacht, ist das Rührende ihres Untergehens. Und so läßt sich aus der Geschichte schließlich keinerlei Tendenz herauslesen; sie nimmt weder für die gute alte noch für die neue Zeit Partei. Die Gestalten, auf denen aller Glanz und alle Liebe des Dichters liegt, sind doch, unter diesem Gesichtswinkel gesehen, Vorläufer der modernen Welt, aber ihr Reiz liegt nicht darin, daß sie modern, sondern daß sie Vorläufer sind. Keine Künstlerliebe hat sie geschaffen, und auf sie paßt Zarathustras Wort: „Ich liebe die, welche nicht zu leben wissen, es sei denn als Untergehende. denn es sind die Hinübergehenden.“ „Ich liebe alle die, welche wie schwere Tropfen sind, einzeln fallend aus der dunklen Wolke, die über den Menschen hängt: sie verkündigen, daß der Blitz kommt, und gehen als Verkündiger zugrunde.“

Aber auch Hallströms Absicht ist es nicht, die alte Zeit auf Kosten der Gegenwart zu erheben und eine Umkehr zu predigen. Er weiß: „Nein, unsere Zeit ist, trotz allem, doch besser, als diese da . . . und der einzige Weg, wieder zu Stil zu gelangen, zu einem schöneren Stil als früher, geht doch wohl durch unser nervöses Suchen nach persönlicher Form; und wenn er sich auch als beschwerlich erweisen sollte, so ist er doch in jedem Falle notwendig.“

Als mir diese „Alte Geschichte“ in die Hände fiel, war mir Per Hallström noch ein unbekannter Name, und so wohl ziemlich allgemein in Deutschland. In seiner Heimat hingegen hatte er bereits eine stattliche Reihe von Büchern veröffentlicht und sich einen Namen von gutem Klange erworben. Und auch bei uns hatten Kenner der nordischen Literatur auf ihn aufmerksam gemacht.

Per Hallström ist am 29. Sept. 1866 in Stockholm geboren, studierte dort an der Technischen Hochschule und war von 1888—90 in Amerika als Chemiker tätig. 1891 kehrte er nach Schweden zurück und in demselben Jahre erschien sein erstes Buch: *Lyrik und Phantasien*. Ihm folgte 1894 ein zweites: *Verirrte Vögel*, eine Sammlung meisterhafter Skizzen, von denen die meisten mit scharfer Beobachtung und sicherer Herrschaft über das in ruhiger Fülle ausgebreitete Detail einen Moment festhalten, der für irgend ein Schicksal entscheidend wird, oder in dem sich die Tragik oder Komik oder Tragikomik einer Existenz deutlich enthüllt, während andere einen merkwürdigen Charakter vor uns entfalten, alles ohne Hast und scheinbar ungezwungen, aber mit weiser Knappheit. Von diesem Bande erschien bereits 1897 eine deutsche Uebersetzung von Franzis

Maro, und Marie Herzfeld wies damals auf den neuen Stern hin in einem ihrer feinfühligsten und kenntnisreichen Essays, der ihrem Buche: „Die skandinavische Literatur und ihre Tendenzen“ einverleibt ist; gleichzeitig wurde eine (vom Dichter selbst) gewählte Probe in Uebersetzung dargeboten, in der von Ernst Brausewetter herausgegebenen Sammlung „Nordische Meisternovellen“. (Weides Berlin, Schuster u. Loeffler, 1898.) Indessen, der eigentliche Ruhm des Verfassers wurde doch erst durch den besprochenen Roman begründet, der im Original 1895 erschien. Mit ihm begann in Deutschland der Insel-Verlag die Reihe seiner Uebersetzungen, die Hallströms Namen zuerst bei uns bekannter gemacht haben, freilich noch immer nicht so bekannt, wie er verdiente und wie es anderen, glücklicheren seiner Landsleute bereits zuteil geworden ist. Seit der „Alten Geschichte“ sind vier weitere Bände herausgekommen, die zwei Romane „Frühling“ (1903) und „Der tote Fall“ (1905), und die zwei Novellenbände „Verirrte Vögel“ und „Ein geheimes Idyll“ (beide 1904). Auf sie muß sich diese Besprechung beschränken. Sie sind sämtlich von Franzis Maro übersetzt, die sich ihrer schönen und schwierigen Aufgabe im ganzen vortrefflich entledigt hat; nur läßt sie doch manchmal die Sorgfalt vermissen, die ein so vollendeter Sprachkünstler verlangt, bei dem man jeden Satz erst von allen Seiten drehen und in Ruhe betrachten möchte, um ihn recht zu genießen. Es fehlt nicht an Wendungen, die entweder undeutsch sind oder geradezu unverständlich, was doch schwerlich dem Dichter zur Last fallen wird. Die Ausstattung ist, wie beim Insel-Verlage selbstverständlich, tadellos und der Preis nicht hoch; etwas störend ist, daß die Bände nicht gleichmäßig gebunden sind.

Das nächste, was ich von Hallström las, war die Novelle „Ein geheimes Idyll“, die den nach ihr genannten Band eröffnet. Sie spielt im Jahre 1793 und ihr Held ist Jean Timoléon Goubin, Schreiber in dem Städtchen Mans. In seine ärmliche und eintönige Existenz bringen Träume von einer edleren Zukunftsmenschheit und die Heldenschatten Plutarch's einen Schimmer von Größe, wovon seine Seele lebt und woneben aller Heroismus jener gewaltigen Gegenwart verblaßt. Als die Wogen des Bürgerkrieges sich endlich auch über seine Vaterstadt ergießen und die Niederlage eines Vendeer Heeres seinen Weg mit Blut und Schrecken erfüllt, erweckt das zunächst nicht seine Teilnahme. Nur ein herrenlos gewordener, heulender Hund darf sich ihm anschließen. Aber wie er durchs Tor geht, sieht er in einem dunkeln Winkel eine zusammengeduckte Gestalt, und ihre verzweifelte Lage ruft sein Mitleid wach, er nimmt sie mit und weist den Hund zurück. Sie ist ein junges Weib, ein Flüchtling der feindlichen Armee, und es heißt jetzt, sie mit äußerster Vorsicht verbergen, denn eine Entdeckung würde für beide den gewissen und unmittelbaren Tod bedeuten. Er teilt mit ihr sein Brot und seine Milch und räumt ihr nachts sein Bett ein; tagsüber arbeitet er in seinem Bureau, während sie eingeschlossen in seinem Zimmer wartet. Und das Unwahr-

scheinliche geschieht: sie leben so Wochen zusammen und niemand merkt etwas davon. Außerlich geht alles seinen gewohnten Gang: abends beginnt er wieder seinen Plutarch zu lesen und sie selbst lauscht und blickt mit Erstaunen in diese ihr so unbekannte und so seelenverwandte Welt. Aber er kann in seinem Lehnstuhl vor Kälte nicht schlafen, und wenn er krank wird, ist es aus mit der Heimlichkeit. Und so fragt er sie, ob sie ihm im Bette neben sich Platz gönnen will, und sie sagt ohne Bedenken ja. Nach schläft er ein und gegen Morgen träumt er, wie sie entdeckt sind und nun zusammen in den Fluß versenkt werden. Aber der Traum verwirklicht sich nicht, weitere Tage vergehen ungestört, und endlich findet sich Gelegenheit, sie mit einer verdächtigten Familie aus der Stadt zu flüchten. Nach einiger Zeit erhält Goubin einen Brief, worin die frei und allein stehende Aristokratin ihm anbietet, ihr Leben zu teilen, und nun läßt Goubin in seiner Antwort all sein zurückgehaltenes Gefühl ausströmen, während er zugleich ihr Anerbieten ausschlägt. Die abgeschlossene Schönheit des Vergangenen ist ihm so wert, daß nichts Neues sie stören soll, sie soll in der Erinnerung als leuchtender Stern stehen bleiben und so sein Leben verklären.

Als ich diese Geschichte gelesen hatte, ging ich tagelang umher und war ganz glücklich. Vieles wirkte zu dem Eindruck zusammen, die erstaunlich reife und reine Kunst des Dichters, die zunächst nur empfunden wird und nirgends sich als Selbstzweck vordrängt, und die beglückende Poiesis des Inhalts, aber am meisten die wunderbare Harmonie des Ganzen, in dem man keinen Zug im geringsten ändern könnte, ohne das Ensemble zu stören. Nur ein echter, großer Dichter und nur ein reiner, vornehmer Mensch kann vornehme Menschen mit so unmittelbarer Wahrheit darstellen, ohne daß ein falscher Zug, die geringste Spur von Phrase oder Pose, irgend ein sentimentales oder pathetisches Wort die reine Wirkung stört. Und diese adligen, heroischen Menschen sind die notwendige Voraussetzung der Geschehnisse, eine Jugend, so ganz anders, wie wir sie heute in der Literatur gewohnt sind, einfache, großlinige Menschen, weder von unklarem Drange und Pubertätsgefühlen beherrscht, noch kleinen, selbstfüchtigen Zwecken dienend, sondern in einer großen Idee lebend und bereit, sich ihr mit ihrem ganzen Selbst zu opfern. Wie symbolisch ist der Traum, als sie zum ersten Male auf dem gleichen Lager ruhen, wo sich das Gefühl der Nähe in Phantasien des gemeinsamen Opfertodes umsetzt und nur hierin die Verwandtschaft ihrer Seelen sich offenbart, die im Leben schweigen muß, weil beide mit gleicher Inbrunst zu verschiedenen Göttern beten.

Was ist nun eigentlich der Inhalt dieser Geschichte? Zwei Menschen, ein junger Mann und ein junges Weib, die Tochter eines alten Adelsgeschlechtes und ein armer Stadtschreiber, sind auf engstem Raume zusammengedrückt und gegen die ganze übrige Welt vollkommen isoliert und luftdicht abgeschlossen. Sie sind durch die eigentümliche Fügung des Zufalls nicht nur räumlich aufs äußerste genähert, sondern sie sind noch

mehr verbunden durch die Verknüpfung ihres Geschicks, den Zwang der Heimlichkeit und die gleiche Gefahr des sie beständig umlauernenden Todes. Und dennoch, obwohl alles sich vereinigt, sie zusammenzuführen, obwohl zu den äußeren Umständen alle inneren Möglichkeiten kommen, — denn sind sie nicht in ihrer seelischen Struktur sich so ähnlich, wie dies in so verschiedenen äußeren Bedingungen irgend möglich ist? haben sie nicht die allerstärksten Gründe, einander zu lieben, der eine ihr Leben schützend und dafür beständig sein Leben und seine Ehre aufs Spiel setzend, die andere in kindlichem Vertrauen dies Geschenk annehmend, und lieben sie sich nicht schon wirklich? — trotz alledem werden sie nicht eins, und sobald der äußere Druck nachläßt, gleiten sie auseinander, für immer. Sie sind zu selbständige Naturen, im eignen Schwerpunkt ruhend und in ihre eigne Atmosphäre eingeschlossen; sie könnten sich nicht hingeben, ohne sich aufzugeben, sich und die Idee, die der Leitstern ihres Lebens ist. Aber dies Negative ist nur die eine Seite der Geschichte; die Rehrseite ist, daß sie, ohne eins zu werden, doch für einander das Höchste geworden sind, was ihnen zuteil werden konnte. Dies flüchtige Nebeneinanderleben, das kein Ineinanderleben wurde, ist doch für beide das große Ereignis ihres Lebens, das sie reich und glücklich macht und ihrem Dasein Glanz und Wert gibt. Und ist es nicht so und ist es nicht gut, sich auch einmal dessen zu erinnern, wie viel uns Menschen sein können, die nicht mit uns zusammenwachsen, die nur einmal unsern Weg kreuzen, durch ein vorübergehendes Geschick mit uns zusammengeführt werden, nahe genug, daß wir sie erkennen und einen Blick werfen in eine Welt, die uns bereichert, wenn sie auch nicht die unsre wird?

Das gilt allerdings zunächst nur von Menschen, für die alles Glück nicht nur in unmittelbar gegenwärtigem Genuß besteht, die in und von der Idee leben, die mit der Phantasie leben. Und das sind wir in Wirklichkeit alle in viel höherem Grade, als die heute herrschenden Theorien zugeben wollen. Aber vor allen andern tut das doch der Künstler und überhaupt der ästhetische Mensch. Und so ist dies Gedicht in gewisser Weise zugleich ein Künstlerbekenntnis, eine Verherrlichung der Kunst in ihrer Erhabenheit über das Leben; denn die Kunst muß das aus dem Leben herauslösen, dem sie zeitlose Dauer und unverwelklichen Glanz verleihen will, und an ihr lernen wir, rein uns der Ferne zu genießen, ohne den Gegenstand in unsre gewöhnliche Alltagswirklichkeit hereinanzuziehen.

Die unvergleichliche Kunst der Erzählung läßt sich nur empfinden; nur das Allergrößte davon läßt sich in Worte fassen. Einiges ist schon angedeutet. So die unbeirrbare Sicherheit in den beiden Gestalten, die von Anfang bis zum Schluß allein auf der Bühne sind, während keine menschliche Nebenfigur sichtbar wird; und das gegenseitige Bedingthein der Gestalten und Ereignisse. Auch darauf ist hingewiesen, wie der eigene Reiz dieses märchenhaften Idylls gehoben ist durch die räumliche Enge und vollständige Isolierung und den dunklen Hintergrund drohender Schrecknisse

und Todesgefahren. Mit wie feinem Takt ist das Vorspiel mit dem Hunde eingesezt, dem armen Hunde, der, fast schon angenommen, wieder verstoßen wird, um einem noch hilfloseren und gefährdeteren Wesen Platz zu machen, der die ganze Nacht in der Ferne heult, dabei wund gestochen wird und am Morgen aus Goubins Pistole den Gnadenschuß erhält. Wie wird an ihm die noch schlimmere Gefahr fühlbar nahe gebracht, der das Weib ohne Goubins Schuß in der feindlichen Stadt ausgesetzt war, und wie geschickt kommt er, um dessen Herz zum Mitleid zu stimmen, das man dem Tiere leichter schenkt um der naiven Augenfälligkeit seines Jammers und seines Vertrauens willen, und weil ein Tier doch kein politisches Wesen, also auch kein Feind ist. Und zum Schlusse die stilistische Kunst in den beiden Briefen, gleich bewundernswürdig in der wortkargen Reserve des Iyren wie in der hinreißenden Lyrik des feinen.

Die andern Novellen des Bandes haben sehr verschiedenen Inhalt und Stil. Ihre Zahl ist im ganzen 8; sie sind in größeren Dimensionen angelegt und ausgeführter als die 16 Skizzen des ersten Bandes. Einige spielen in vergangenen Zeiten. „Der Löwe“ führt in die Fehden der Republik Florenz. Ein der Stadt geschenkter Löwe ist aus seiner Umzäunung entkommen und hat draußen im Sprunge auf eine Gruppe spielender Kinder ein Kind niedergeschlagen und hält es fest, ohne es zu verwunden. Dieser Orlanduccio ist der einzige Sohn einer Witwe, deren Mann von einem persönlichen Feinde erstochen ist, und ihn hat sie schon vor der Geburt zum Rächer bestimmt. Es gelingt ihr, ihn dem Löwen zu entreißen, und diese wunderbare Rettung verschafft ihr und dem Kinde Ansehen und allgemeine Teilnahme, während über dem Haupte des mächtigen kinderreichen Feindes sich ein Unheil nach dem andern entlädt. Er ist schon ein müder, alternder und vereinsamter Mann, als er endlich auf Drängen der Mutter dem Dolch Orlanduccios zum Opfer fällt; und als dieser in seine erlöschenden Augen sieht, in denen gar kein Haß, sondern nur ruhige Wehmut und stille Unterverfung ist, da wird er davon so ergriffen, daß er die Mutter für immer verläßt und seitdem verschollen ist. Der Hauptreiz der Erzählung liegt in den majestätischen, groß gesehenen Bildern, wie der Löwe gelassen durch die Stadt schreitet und alles entsetzt zerstiebt, wie die Mutter in fieberhafter Aufregung mit erzwungener Ruhe und beschwörendem Zureden das Kind unter der Löwentage wegzieht, und wie vor den Augen dieses Orlanduccio erst der Löwe und später der Feind stirbt. — „Das Mysterium“ erzählt von einer mittelalterlichen Aufführung von Bildern aus der Hölle bei der Arnobrücke zu Florenz im Jahre 1304. Aus dem Spiele wird allmählich blutiger Ernst, denn man hat, um die praktische Moralpredigt eindrucksvoller zu gestalten, verurteilte Mörder, Verbrecher und Ketzer zwischen die Spieler gemischt, die nun wirklich zu Tode gemartert werden. Aber der Ernst wird ernster, als die Absicht war. Ein seit lange drohender Regensturm bricht plötzlich los; das von den Barken gestaute Wasser steigt und drängt gegen die Brücke, die unter der

Last der stiehenden Menschenmasse zusammenbricht, und Zuschauer und Spieler, Heifer wie Opfer finden in den Fluten ihr Grab. — Andere sind aus der Gegenwart und der Heimat genommen. „Dornröschen“ — der Name ist in parodistischer Absicht gewählt, wie öfter — ist ein armes Arbeiterkind, das früh durch eine Krankheit gelähmt ist, daher nichts gelernt hat und stets liegen muß; von ihrem Lager aus muß sie nach dem Tode ihrer Mutter das Haus zusammenhalten, und ihr Pflichtgefühl und ihr reiner Sinn hilft ihr, sich in einer Welt, von der sie nichts kennt und begreift, zurechtzufinden. Eine ältere Schwester, ein gutes und gedankenloses Ding, ist auf den Weg der Schande geraten und ihr Name wird nicht mehr genannt. Nun kommt sie heim, krank und verfallen, schmutzig und häßlich; und das Los der Mutter, die schon tot ist und ein schönes Leichenbegängnis gehabt hat, dünkt ihr beneidenswert. Da kommt der Vater, und im ersten Aerger, wobei der Rausch mitpricht, beschimpft und mißhandelt er sie. Aber dem reinen Sinne der Lahmen gelingt es, die rechten Worte zu finden, um im Vater wie in der Tochter den erloschenen Funken der Menschlichkeit wieder anzufachen, alles in Versöhnung zu lösen und der Verlorenen die Heimat wiederzugeben, um in Frieden zu sterben.

Ich verzichte darauf, auch den Inhalt der andern Novellen in ähnlicher Weise anzugeben, um einiges Allgemeinere über Hallströms künstlerische Eigenart zu sagen. Wenn man etwas von Hallström liest, so wird der erste und vorherrschende Eindruck immer sein, daß er einer der wunderbarsten Stilisten aller Literaturen ist. Ueberhaupt sind die spezifisch künstlerischen, formschaffenden Faktoren bei ihm in seltener Stärke und Reinheit entwickelt. Von seiner Kunst zu komponieren, die in ungezwungener, zuweilen fast nachlässig erscheinender Anmut nach äußerster Geschlossenheit und Klarheit strebt und zugleich die eigenartigsten und apartesten Gruppierungen zu erreichen weiß, werden die analysierten Beispiele eine Probe gegeben haben. Aber dieselbe Kunst bewährt sich in der Anlage der einzelnen Szenen und Bilder, und sie prägt sich aus in der ganzen Sprachbehandlung, die bis ins einzelne Wort hinein vom feinsten Stilgefühl belebt ist. Sie ist gesättigt mit Anschauung und innerem Rhythmus; alles ist bildlich und ausdrucksvoll, und die feine und diskrete Charakteristik ist überall stilistisch gebündelt, d. h. das Einzelne muß sich dem Stil des Ganzen unterordnen, und gedämpft durch die farbige Pracht der Sprache. Von deutschen Dichtern wäre am ehesten Hofmannsthäl zu vergleichen.

Bei einem Dichter, der mit solcher Leidenschaft nach Stil strebt, ist es verständlich, daß er gern in vergangene Zeiten und ferne Länder und zu andern Menschen flüchtet. Denn jene Menschen hatten in der Tat mehr Stil als die Gegenwart, weil sie so viel einfacher und begrenzter waren und noch nicht so differenziert und zerplittert. Und in noch höherem Grade, als sie es waren, erscheinen sie uns so, die wir sie aus weiter Entfernung sehen und meistens auch dazu bereits idealisiert, durch das Medium der Kunst. In der Tat liebt es Hallström, namentlich in seinen

ersten Novellenbänden, das Kostüm einer Vergangenheit, insbesondere Griechenlands oder der italienischen Renaissance zu tragen, und er versteht es mit ebenso sicherer wie diskreter Kunst, Ton und Stil dieser Zeiten nachzuschaffen. Aber die Imitation der äußeren Lebensformen wird bei ihm niemals aufdringlich oder Selbstzweck; sie dient nur als angemessenes Gewand für die Seele einer Kultur, die sichtbar zu machen immer die Hauptsache und der eigentliche Zweck bleibt. Daher bleibt Hallström auch alles Artistentum vollständig fern, und ebensowenig wird seine Liebe für Stile der Vergangenheit zu einer Flucht aus und Feindseligkeit gegen die Gegenwart, — die andre Gefahr, die hier lauert und der so manche deutschen Dichter aus den Zeiten des Klassizismus und der Romantik nicht entgangen sind. Und in seinen neuern Romanen hat dann Hallström immer mehr überhaupt die historische Stilisierung aufgegeben und seine Vorwürfe aus der Gegenwart, der unmittelbar umgebenden Wirklichkeit genommen. Die „alte Geschichte“ zeigt ihn gleichsam am Scheidewege. Sie ist gerade durch dies anmutige Spiel der Einstimmung auf einen vergangenen Stil so bezaubernd, aber diese Vergangenheit liegt der Gegenwart noch so nahe und ist unmittelbar an sie angeknüpft, und neben dem Lobe der Vergangenheit, eben weil sie mehr Stil hatte, ist doch auch die Anerkennung der Gegenwart schon klar und prinzipiell ausgesprochen.

Aber auch diese modernen Dichtungen sind nicht weniger stilisiert und liegen weitab vom Wege des Naturalismus. Das tritt besonders deutlich hervor in den Reden, in dem, was der Dichter seine Gestalten sagen, und in der Art, wie er sie es sagen läßt. Er leiht nämlich nicht nur Figuren, die irgendwie Selbstdarstellung oder dem Dichter ähnlich sind, sondern auch ganz einfachen und wenig entwickelten Menschen ein Bewußtsein dessen, was ihr Dasein bedeutet, und läßt sie es aussprechen in einer Sprache, die nicht ihrem Bildungsstande entspricht, sondern die schließlich die des Dichters Per Hallström ist. In dieser Beziehung gehen die modernen Dichtungen noch über historische wie die „alte Geschichte“ hinaus: denn hier ist nicht nur ein bestimmter Sprachstil durchgeführt, der nicht der des Dichters ist, sondern innerhalb dessen sind auch die einzelnen Sprechenden maßvoll abgestuft. Wenn Hallström darauf jetzt verzichtet, so ist das natürlich weder Mangel an Schärfe der Wirklichkeitsbeobachtung noch unkünstlerisches Ausderrollefallen, sondern bewußtes Kunstprinzip, wie es in ähnlicher Weise für Hebbel gilt: es erscheint dem Dichter wichtiger, die Harmonie und Bedeutung des Ganzen in voller Tiefe und Klarheit herauszuarbeiten, als das Einzelne möglichst charakteristisch zu gestalten.

Von den beiden Romanen ist „Frühling“ eine Künstlergeschichte und nicht nur ein bedeutendes Kunstwerk, sondern zugleich ein unschätzbares Dokument zur Psychologie des Künstlertums. Es ist in gewisser Beziehung noch ergiebiger, als „Tonio Krüger“, denn während da die seelischen Bedingungen des künstlerischen Schaffens und die innere Tragik des Künstlertums im allgemeinen in einem großen Monologe auseinandergelegt

werden, sind sie hier an einem konkreten Falle wirklich dargestellt, allerdings an dem immerhin faßlicheren Beispiele der Malerei. Der Roman ist, kurz gesagt, die Geschichte eines Gemäldes und des Stückes Wirklichkeit, das ihm zum Modell dient. Wir lernen den Helden, Herbert, zuerst in einem Kreise von Freunden und Genossen kennen, die wir im weiteren Verfolg auch nicht ganz aus den Augen verlieren, die aber doch nur Herbert zur Folie dienen; es sind zumeist Künstler, denen aber Kunst wie Leben unter der Hand zerrinnt, reich an Ideen, Plänen und Vorfätzen, aber ohne den innern Zwang, der alles Können zusammenfaßt und in eine bestimmte Richtung drängt, wo es fruchtbar wird. Dies wird Herbert zuteil: er sieht ein Mädchen an einer Straßenecke stehen bleiben und ihre eigentümliche Haltung fällt ihm auf, prägt sich ein, wird ihm immer bedeutungsvoller und wächst sich allmählich aus zu der Idee eines Bildes, in das er alles legen will, was seine Seele bewegt. Diese Idee beherrscht ihn, wird immer größer und klarer und läßt ihm keine Ruhe. Nun muß er zuerst die Unbekannte wiederfinden, durch die allein die Idee aus ihm heraus in die Wirklichkeit überführt werden kann; und nach langem Suchen gelingt ihm dies. Zwischen einem verklumpten, naiv-egoistischen Vater und einer beschränkten, verängstigten Mutter hat sie, früh selbständig und ganz einsam, in entseßlicher Leere und quälendem Lebenshunger dahingelebt; schnell gewinnt er ihr Vertrauen, als er ihr Bücher zu geben verspricht, und leicht bestimmt er sie, mit ihm im Frühling aufs Land zu ziehen, damit er sie in der zu seiner Idee passenden Umgebung und Atmosphäre malen kann. Mit fieberhafter Energie geht Herbert an die Arbeit und genießt das Glück des Schaffens in vollen Zügen. Aber sie, Elisabeth, der in ihm zum erstenmal das Leben nahe getreten ist, fühlt sich wieder in ihre kalte Einsamkeit zurückgedrängt, wie er, zu dem sich ihr ganzes Wesen hindrängt, in ihr nur das Mittel zu seinem Bilde sieht. Indessen auch ihn hat der Reiz ihrer herben, in sich geschlossenen Jungfräulichkeit ergriffen, doch drängt er jedes andere Gefühl zurück, das die Geburt seines Werkes stören würde. Endlich ist dies in dem Wesentlichen, was festgehalten werden muß, fertig, und als er sie nun zu einem Abendspaziergang bestellt, erwartet sie den Abschied; nun aber bricht auch in ihm die Liebe durch, und willig überlassen sie sich dem neuen Gefühl. Jedoch das erste Frühlingsglück der Liebe dauert nicht, das Spiel wird zur Leidenschaft, und ohne Bedenken gibt sie sich ihm ganz hin, was ihr Leben nicht anders, nur tiefer macht. Aber aus dem Sommer wird Herbst, die Forderung der Arbeit wird wieder mächtig; sie ziehen in die Stadt und lassen sich trauen; und nun beginnt für Herbert wieder die Arbeit mit ihrer Unruhe und Selbstprüfung, für Elisabeth die Einsamkeit und der Schmerz. Das Bild wird fertig und erregt Aufsehen; aber der Erfolg enttäuscht ihn. Und in ihr Leben tritt bald ein Neues, das alle ihre Gedanken auf sich zieht. Doch die Folgen der Geburt bringen ihr den Tod; ihre letzten Gedanken kreisen um den Wunsch, dem Kinde eine leichtere und frohere Jugend zu sichern.

als sie selbst gehabt hat. Er liegt zuerst ganz gebrochen am Boden, dann tröstet ihn ein Traum und er erkennt, daß der Schmerz das tiefste und wertvollste Geschenk des Lebens ist, und findet in ihm die ganze Liebe und das volle Verständnis für das Gewesene und die Kraft zu neuem Leben.

Zweierlei ist in diesem Buche von grundsätzlicher Bedeutung für den Dichter: die Beherrschung des Schmerzes und der Prozeß zwischen Kunst und Leben, der hier ganz anders entschieden wird, als man vielleicht nach den früheren Dichtungen erwarten würde, und in vollkommener Uebereinstimmung mit Th. Mann. Nicht auf die Ueberlegenheit der Kunst über die Wirklichkeit des Lebens kommt es hinaus, sondern das Leben, das einfache, gesunde Leben mit seinem Glücksverlangen hat recht, und die Kunst erscheint als ein Frevler am Leben, das um ihretwillen unterdrückt werden muß und dem sie den besten Saft entzieht. Diese Wahrheit, in gewisser Weise unleugbar und unvermeidlich, scheint doch gerade in dieser speziellen Anwendung ungerecht, denn das Bild ist keineswegs die einzige oder die wichtigste Ursache, an der Elisabeths Leben zugrunde geht. Aber, prinzipiell verstanden, bedeutet es für Hallströms Kunst die endgültige Ueberwindung aller Gefahren des Aesthetizismus und Defadentums und die Gewähr ihrer Gesundheit.

Der letzte Roman tut einen weitem Schritt ins Leben hinein. „Der tote Fall“ — die wenigsten Leser werden gleich erraten, was mit dem Rätselwort gemeint ist. Es ist aber ein Wasserfall, der ganz eigentlich tot gemacht wird durch Ableitung des Wassers. Der Held ist ein Abenteurer und Bankrotteur, der das Projekt ausgeheckt hat, einen großen Wasserfall in Norrland, der den Ausfluß eines Sees bildet, mit verhältnismäßig geringen Kosten zu beseitigen, indem man das Wasser selbst zwingt, seine Rinne zu graben, um die endlosen Wälder der Verwertung zu erschließen, die so aus Mangel einer Wasserstraße zum Meere fast ungenutzt daliegen. Während er dort unverdrossen trotz mehrfachem Mißlingen und der feindseligen Haltung der Anwohner arbeitet und agitiert, findet ein eben heranwachsendes Mädchen, Magnil, das auf dem Pfarrhose als entfernte Verwandte aufgenommen ist und in einer unklaren Mittelstellung zwischen Herrschaft und Diensthoten lebt, Gnade vor seinen Augen, und er begehrt sie zum Weibe; aber sie, die inzwischen ihr Herz einem andern Gast des Hauses, einem weichen, von modernen demokratischen Ideen erfüllten Jüngling, geschenkt hat und den wilden Huß durchschaut und verachtet, weist ihn aufs schroffste ab, und als die Pfarrverkleute in ihrer Entrüstung ihr unzarte Vorwürfe machen, verläßt sie deren Haus, um als Helferin auf einem Bauernhose sich ihr eigenes, freies Brot zu erwerben. Dem wilden Huß gelingt endlich, nach dreijährigen vergeblichen Mühen und Enttäuschungen, sein großer Plan; aber auch, als er als triumphierender Sieger ihr naht, schlägt sie ihn aus, wie sie auch den Jüngling gehen läßt, als sie erkennt, daß seine Liebe nicht ganzer, dauerhafter Mannesernst ist, und daß sie

weder in seine noch er in ihre Sphäre paßt, sicher und zufrieden in ihrer stolzen Selbstgenügsamkeit. Indessen, der Sieg des wilden Huß war nur scheinbar; das mit unwiderstehlicher Gewalt durchbrechende Wasser hat überall Verwüstungen angerichtet; doch der Weg zum Meer ist noch immer nicht frei, er wird von anderen teils gebliebenen, teils neu gebildeten Fällern gesperrt, und als der vom Größenwahn und Erfolgsjieber gestachelte Huß den tollkühnen Versuch macht, ihn im Boot zu erzwingen, versinkt er in einem dieser Strudel. — So wenig dies Buch eine Tendenzdichtung ist, so klar ist die Stellungnahme des Dichters. Er steht auf Seite der großen unverletzlichen Ordnung der Natur und der Menschen, die innerhalb ihrer im alten Gleis und in ehrlichem Mühen ihr Leben fristen, gegenüber den modernen kapitalistischen Umsturzversuchen, die die Natur meistern und ihren Projekten dienstbar machen wollen, aber nur zerstören können und die Menschen, die sich ihnen ergeben, ins Verderben reißen. In Magnil hat diese naturgebliebene und naturgebundene Menschheit Gestalt und Sprache erlangt. Diese Stellung ist bei einem Künstler verständlich und wohl begründet; sie braucht aber nicht Hallströms letztes Wort zu sein.

Aber wir blicken noch einmal zurück auf die Gesamtheit dieser Dichtungen und versuchen ein paar durchgehende Linien festzuhalten. Sehen wir auf den Inhalt und die Wirkung, so fällt uns da eine merkwürdige Paradoxie auf. Alle diese Geschichten handeln nicht eigentlich von glücklichen Vorfällen, sondern zumeist von Schmerz und Elend, von verfehlten Existenzen, schlimmen Lebenswendungen oder vom Tode. Auch die Liebe, die einen großen Raum einnimmt, kommt nie zum ersehnten Ziel; zwei Menschen können nicht zueinander oder sie entsagen freiwillig oder sie werden durch den Tod getrennt. Und doch ist der Gesamteindruck durchaus nicht traurig und pessimistisch und die Wirkung ist nicht niederdrückend, sondern tröstlich, erhebend und beglückend. Wie geht das zu?

Das bewirkt zunächst die Kunst des Dichters, die über alles den Prachtmantel ihrer Sprache breitet und alles in einer Harmonie von Farben und Glanz löst. Gerade die Stilisierung, die Einordnung der Einzelheiten in einen Gesamtstil bewährt hier ihre Macht. Und der Verzicht auf naturalistische Genauigkeit, bei aller Schärfe des Wirklichkeitssinns, wirkt in derselben Richtung. Zuweilen wird dieser Eindruck noch verstärkt, indem der Hintergrund, aus dem die Gestalten auftauchen, im Dunkel gelassen und dadurch ein mythischer Schimmer über die Vorgänge gebreitet wird. Es ist ähnlich wie in Gemälden von Rembrandt. Das Detail ist oft klein und gewöhnlich, aber der intensive Kampf des Lichts mit der Finsternis, der Goldglanz der Farbe und das warme, geheimnisvolle Dunkel des Hintergrundes machen das Ganze voll erhabener, feierlicher Schönheit.

Aber wäre das nicht, beim Dichter wenigstens, doch eben der falsche, eitle Prunk des Aesthetizismus, wenn das Elend der Wirklichkeit mit stilistischer Schminke verdeckt wird? Vielleicht, aber so steht es hier nicht.

Sondern unter und in dieser ästhetischen Verklärung sind seelische Realitäten wirksam. Es ist vor allem die verklärende, heiligende und stählende Macht des Schmerzes, die Hallström so tief kennt, wie vielleicht kein anderer. Der Mensch, dem die Gabe des Schmerzes geworden ist und der sie zu tragen weiß, der erlangt durch sie ein neues, tieferes und festeres Leben; und, was verloren ist, lebt nun in der Erinnerung, in reinerem und bleibendem Glanze, und wirkt weiter als innere Wirklichkeit in der Seele des Ueberlebenden.

So angesehen, geht eine Entwicklung und ein Fortschritt durch die besprochenen Dichtungen, in der immer entschiedeneren Wendung zum Leben hin. Befahrung des Lebens im Gegensatz zur Kunst, Rückkehr zur Gegenwart und zur Heimat, aus fernen, fremden Kulturen — das haben wir schon festgestellt. Aber auch der Mut und Wille zum Leben nimmt zu. Die Gestalten der „alten Geschichte“ sind zu schwach, um sich ihr Glück selbst zu nehmen, und sie gehen am Entbehren zugrunde. Die Menschen im „geheimen Jdyll“ verzichten freiwillig und werden in sich geseztigt; ebenso Magnil im „toten Fall“. Die Helden des „Frühlings“ finden und ergreifen das Glück, und als es der Tod zerstört, da wird es nur im äußeren Dasein vernichtet, als inneres Erlebnis aber dauert es vertieft weiter.

Es ist eine sehr interessante Beobachtung, wie ganz verschieden der Geist der drei nordischen Literaturen ist. Die dänische ist das Produkt eines alten, sehr entwickelten Kulturvolkes, sie hat die feine Grazie und Intimität, die aus langer künstlerischer Tradition und fortgesetzter Übung erwächst, und zugleich den müden und etwas greisenhaften Zug, eine Stimmung mutloser Resignation. Die norwegische Literatur erinnert an die Felsenatur des Landes und die unverbrauchte, ein Jahrtausend hindurch geschonte Jugendkraft und Lebensenergie des Volkes. In ihr ist Kraft und Leben, trotz allen Dekadenz-Erscheinungen im einzelnen, die hier so wenig fehlen, wie sonst in jugendlichen Völkern, robuste Energie und entschiedenes Wollen, und der harte, unerforschene Wirklichkeitsblick, der sich gleich gut zu ruhiger Sachlichkeit, verstehender Liebe und beißender Satire entwickeln kann. Die schwedische Literatur ist von beiden sehr verschieden; sie ist überall aristokratisch und romantisch, zum Artistischen und Phantasiereichen geneigt. Sie ist weder müde und intim, noch derb und plebejisch. Sie hält sich gern in einiger Entfernung vom Alltag und von der Wirklichkeit und der Naturalismus findet hier keinen rechten Boden; denn selbst in Strindberg, dem großen Revolutionär, überwiegt das persönliche Pathos und die Romantik. In allen diesen Beziehungen erscheint Per Hallström als echter Schwede; aber bei ihm sind alle diese Eigentümlichkeiten vertieft und dadurch frei von Einseitigkeit. Seine Kunst ist nicht äußerer Formenwelt und artistisches Spiel, sondern inneres Leben; und sein Idealismus ruht auf gründlicher Kenntnis der Wirklichkeit, zumal der des seelischen Lebens. Die schwedische Dichtung, lange ohne europäische

Bedeutung, hat in neuester Zeit einige glänzende Talente hervorgebracht, wie Selma Lagerlöf und G. af Geijerstam, die auch bei uns zu verdienten Ehren gekommen sind. Aber noch fehlen die Sterne erster Größe, wie sie Dänemark in Jacobsen, Norwegen in Ibsen besitzt. Vielleicht ist Per Hallström, der an künstlerischer Reife wie an psychologischer Tiefe seine beiden Landsleute zu übertreffen scheint, berufen, der schwedischen Literatur einen Platz neben ihren Schwestern und weltgeschichtliche Bedeutung zu erringen.

Heinrich Meyer-Benfey.

Theodor Wolff. Pariser Tagebuch. Albert Langen. Verlag für Literatur und Kunst. München 1908.

Ein sehr unterhaltendes Buch, unterhaltend für solche, die Paris nicht kennen und noch unterhaltender für solche, die es kennen, d. h. dort längere Zeit gelebt und ernsthafte Zwecke, seien es geschäftliche, wissenschaftliche oder künstlerische, verfolgt haben. Wer es nur des Vergnügens willen, noch dazu zur Zeit einer Ausstellung, besucht hat, kennt es nicht und hält es meist für eine Stadt des leichtsinnigen Genusses, wenn nicht gar des Lasters; wer es aber kennt, weiß, daß es außer dem Paris des Genusses auch ein Paris ernster Arbeit, und außer dem, das die Bande frommer Scheu nicht kennt, auch ein ehrbares gibt, dessen Familienväter ungefähr dieselben Ansichten und Ideale haben, ihren Gattinnen ebenso treu sind und ihre Kinder ebenso gewissenhaft erziehen, wie die von London oder Berlin. Daß sie bei aller Ehrbarkeit leichtlebiger und genußfähiger sind, wohl eine Folge des sonnigeren Klimas und des glücklicheren französischen Blutes, und daß die Menge, welche die Straßen durchstutet, auch die Arbeiter und besonders die Arbeiterinnen, von denen bei uns so viele den Eindruck von Lasttieren machen, so viel fröhlicher aussehen, das läßt auch den Fremden leichter und freier atmen, und selbst der Griesgrämigste kann sich diesem Eindruck nicht entziehen. Dazu liegt über den Häusern und Bäumen der Champs Elysées, der Quais und der Boulevards ein so feiner, lichtdurchglitzter Duft, und alles hat so viel Farbe und Schönheit, daß die Vorliebe so vieler Ausländer für die Hauptstadt Frankreichs sehr erklärlich ist. Auch der Verfasser des Pariser Tagebuches bekennt, daß er eine große Liebe für sie hat, obgleich er zugibt, daß die Straßen anderswo sauberer und viele soziale Einrichtungen besser sind. Das Tagebuch ist eine Auswahl von Feuilletons, die er dort während eines zwölfjährigen Aufenthaltes geschrieben hat. Sie haben einen höheren Wert als viele ähnliche geistreiche Plaudereien, denen man unter dem Strich angesehener Tagesblätter begegnet, und führen uns die bedeutendsten politischen und künstlerischen Persönlichkeiten und die wichtigsten Ereignisse, die er dort erlebt hat, so lebendig vor, daß wir sie mit eigenen Augen gesehen zu haben glauben. Manche, z. B. gleich das erste „Paul Bourget in der Akademie“, sind wahre Kabinettstücke einer feinfühlig heiteren Darstellungskunst; in anderen kommt der Ernst

des Lebens zu seinem Recht. „Am Totenlager Zolas, des Mannes, der Paris in Wildern von überwältigender Größe geschildert hat, wie kein anderer, und der von Paris in Stich gelassen und mit Schmutz beworfen wurde, wie kein anderer, den eine johlende Menge mit dem Ruf umdrängte: „In den Tod! In den Tod!“ wird kaum jemand ohne jenen tragischen Schauer lesen, der aus Mitleid und Furcht gemischt ist. Auch in die so anmutige, von Duft und Licht und leuchtenden Farben erfüllte Landschaft, die Paris umgibt, führt uns der Verfasser, und überall zeigt er sich als ein feiner und geistreicher Beobachter, der für das, was er sieht, mühelos den glücklichsten und anschaulichsten Ausdruck findet.

Stieß-Kandidat. Roman aus grauer Vergangenheit des Oberlehrerlebens von Wilhelm Arminius. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1908.

Wer dies Buch in der Erwartung zur Hand nimmt, in der Form eines Romans eine jener Kampfschriften vor sich zu haben, welche verlangen, daß unserer Jugend mehr Raum zum freien Ausschreiten gewährt und der übertriebene Druck und Zwang von ihr genommen werde, unter dem sie leidet, irrt sich. Es enthält keine Anklage weder des Lehrerstandes noch des herrschenden Systems unseres öffentlichen Unterrichts mit seiner Ueberschätzung des Buchmäßigen im Vergleich zu dem Lebendigen, sondern erzählt nach längst veraltetem Rezept die harmlosen Erlebnisse eines harmlosen Schulamtskandidaten in einer kleinen Provinzialstadt, und zwar auf eine recht humorlose, langweilige Art. Viele, die es, durch den Titel angezogen, zu lesen anfangen, werden es sicher enttäuscht weglegen, noch ehe sie damit zu Ende gekommen sind. Aus dem Hebbelschen Ausspruch, den der Verfasser dem Roman als Motto vorangefügt hat, läßt sich schließen, daß er „der Menschheit durch treue Fixierung eines symbolischen Lebens- und Entwicklungsprozesses zu einem klareren Selbstbewußtsein hat verhelfen wollen“, aber diese lobenswerte Absicht hat er leider nicht erreicht, und Wilhelm Jensen, dem er sein Werk „in Freundschaft und Verehrung“ zugeeignet hat, wird kaum Freude daran haben. M. Fuhrmann.

Pädagogik.

Grein, Heinr., Die Schule im Dienste sozialer Erziehung. Leipzig, 1908. Verlag von Quelle & Meyer. 98. S.

Wem auch sonst alles, was mit „Sozi“ beginnt, verdächtig ist, darf doch getrost zu diesem Buche greifen und kann sich von demselben sogar Belehrung und Anregung versprechen. In zahmem Sinne ist das Wort „sozial“ in dem Titel jedenfalls gemeint; aber es wird auch von der ganzen Dehnbarkeit dieses Wortes Gebrauch gemacht, in welches unsere Zeit alles hineinzulegen liebt, was ihr löblich und erstrebenswert erscheint. In engerem Sinne als das Standes- und Besitzunterschiede überbrückende

Solidaritätsgefühl wird der soziale Sinn, zu welchem die Schule erziehen soll, da verstanden, wo auf die Notwendigkeit hingewiesen wird, denjenigen Schülern entgegenzuwirken, welche sich auf Abkunft oder Reichtum ihrer Eltern etwas zu gute tun. Wenn dann als der den Schülern vor allem einzuprägende Grundsatz der hingestellt wird, daß „wir im Interesse der Gesamtheit wirken und schaffen sollen und daneben erst an uns denken dürfen“, so wird der Begriff der sozialen Lebensauffassung so allgemein gefaßt, daß man sie kaum noch als „modern“ (S. 14) bezeichnen dürfte. Endlich erweitert sich für den Verfasser die soziale Erziehung auch zu einer Erziehung zu allem Wahren, Guten und Schönen; ja er fügt sogar im Grunde — und zwar nicht ohne Berechtigung — zu dieser klassischen Dreieheit ein Viertes, nämlich die Gesundheit, hinzu. Unbeschadet aber dieser Verwendung des Wortes „sozial“ als eines Wanke-Wechsels, in den jeder beliebige Wert eingefügt werden kann, ist als Vorzug dieser Schrift anzuerkennen, daß sie mit allem Nachdruck den Lehrer, der sich nicht als bloßen Stundengeber ansehen darf, auf seine erzieherische Aufgabe hinweist. Nur ist dabei wieder die Gefahr zu vermeiden, welche die von Grein empfohlenen sittlichen Belehrungen und Ermahnungen in sich schließen, daß der Lehrer in den seine Wirkung gänzlich verfehlenden Ton des Moralisiertens verfällt; der Stoff des Unterrichts und die ihm wie den Charakteren der Zöglinge gegenüber sich auswirkende sittliche Persönlichkeit leisten doch, ohne daß es vieler Worte bedarf, das Beste. Auch kann dem Verfasser darin nicht beigepflichtet werden, daß er, was für die allerernstesten Fälle aufgespart werden müßte, die Schülervergehungen in Parallele mit den im späteren Leben unter das Strafgesetzbuch fallenden Handlungen gestellt wissen will. Die Neigung mancher Lehrer, den Schüler zum Verbrecher zu stempeln, ist sehr bedenklich; sie untergräbt beim Schüler die Selbstachtung und verleitet zu Prophezeiungen, die — Gott sei Dank! — besonders wo es sich um Unfugstifterei oder sogenannte Mogelei handelte, sich fast nie bewahrheiten.

Noch verdient hervorgehoben zu werden, daß Greins Schrift sich dadurch als eine durchaus moderne erweist, daß alle in der Gegenwart für Jugenderziehung auftauchenden Fragen, ob sie nun Einführung der Bürgerkunde als besonderen Unterrichtsgegenstand, Schulhygiene, Alkoholismus oder Belehrung über sexuelle Dinge betreffen, darin berührt und besonnen erörtert werden. In der Alkoholfrage kann man allerdings anderer Meinung sein. Grein will, daß die Schule in der Bekämpfung der Biervereinigungen so weit geht, daß sie die Beteiligung an Einjährigen- und Abiturientenkommersen den übrigen Schülern verbietet und selbst ihre Mißbilligung durch Nichtbeteiligung des Lehrkörpers ausdrückt. Allein von den beiden Uebeln, der Gewöhnung der Primaner an mäßigen Alkoholgenuß und den Ausschreitungen bei verbotenen, aber schwer unterdrückbaren Bechgelagen, ist das zweite doch wohl das ärgere und ist meist dort vermieden worden, wo die Schule an bekanntem Orte und für begrenzte

Zeit Zusammenkünfte der älteren Schüler, bei denen Bier getrunken werden darf, aber tatsächlich oft alkoholfreie Getränke bevorzugt werden, gestattet hat.

Nur ein Punkt ist bei Grein zu kurz weggekommen, nämlich soziale Erziehung im engsten Sinne als die Anleitung zu praktischer gemeinsamer Betätigung zu einem dem Interesse der Schule oder der Fürsorge für andere dienenden Zweck. Hierzu finden sich in Kerschsteiners „Grundfragen der Schulorganisation“, auf welche in diesen Blättern wiederholt hingewiesen ist, sehr beachtenswerte Winke (S. 72—77).

Prof. Dr. Ad. Matthaei.

Politische Korrespondenz.

Nachklänge zum Berliner Friedenskongress. — Die Zugehörigkeit Bosniens zu Ungarn. — Wahlrechtsexperimente. — „Die Wacht am Rhein“ und Herr Klossatsch.

Der Sprößling eines alten ungarischen Magnatengeschlechtes hat sich der Mühe unterzogen, das deutsche Publikum darüber aufzuklären, daß es den nichtmagyarischen Nationalitäten in Ungarn vorzüglich gehe. Unter dem Titel „Hungaricae res“ hat Graf Josef Mailath in Berlin (bei Hermann Walther) eine sehr lesbare Schrift herausgegeben; sie entspricht nämlich allen Anforderungen, die der vermöhteste Bibliophile, was Druck und Papier anbelangt, stellen kann. Der Inhalt freilich ist recht dürftig, und es verlohnte sich überhaupt nicht, von dieser literarischen Erscheinung Kenntnis zu nehmen, wenn nicht etwa zur selben Zeit der ungarische Kultusminister, Graf Apponyi, ebenfalls in Berlin, die interparlamentarische Konferenz inter pocula darüber belehrt hätte, daß auf dem weiten Erdenrund nirgends das Deutschtum besser gewürdigt würde als im Vaterlande der beiden genannten Herren. Es steckte offenbar System in diesen Versuchen von Männern mit glänzenden Namen, Europa von Berlin aus darüber zu informieren, wach ein Friedensherd das Königreich Ungarn sei und daß nur „tückische Verleumdung“, wie Graf Mailath sich ausdrückt, die Verhältnisse anders darstelle. Wir erfahren hier auch, daß „die ungarländischen Nationalitäten in den großen Emporien des Auslandes vollkommen organisierte Zentralstellen unterhalten“, und es sind darum „erst in neuerer Zeit von ungarischer Seite Versuche gemacht worden, das Ausland über die wirkliche Lage aufzuklären“, weil „in vornehmen ausländischen Zeitschriften solche Schriftsteller zu Worte kommen können, die dreist genug sind, die volle staatliche Selbständigkeit Ungarns in Abrede zu stellen“, und weil „die Nationalitäten (Ungarns) die von fremdsprachigen Nationalitäten bewohnten Teile des einheitlichen ungarischen Nationalstaates von diesem Staate losreißen wollen“. Aus naheliegenden Gründen bleibt der Verfasser die Beweise für diese Behauptungen schuldig, und mit derselben klugen Vorsicht geht er auch der deutschen Frage in Ungarn aus dem Weg; er berührt sie nur indirekt, indem er seinen deutschen Lesern von Kolozsvár, Rozsahegy, Szepes und Zsolna spricht, um ihnen die deutschen Ortsnamen

Klausenburg, Rosenberg, Zips und Sillein schmerzlos abzugewöhnen. Und er bereitet den Deutschen weiter ein harmloses Vergnügen durch die Aufzählung der Vorzüge, deren sich das ungarische Nationalitätengesetz erfreut, hütet sich aber peinlichst davor, zu erwähnen, daß kaum eine einzige Bestimmung dieses Paradiesgesetzes in vollem Umfange eingehalten wird, ja die meisten und für die Deutschen wichtigsten Paragraphen — z. B. über die Verpflichtung des Staates, für die Ausbildung der nichtmagyarischen Jugend in ihrer Muttersprache bis zum Beginn des Hochschulstudiums Sorge zu tragen — überhaupt nie in Anwendung gebracht wurden. Die Erwähnung dieser unangenehmen Tatsachen würde auch zu mißtönig hineinklingen in des Grafen Hymne auf das „Schutz- und Trugbündnis der deutschen und der ungarischen Völkerrasse“. Dieselbe weise Beschränkung hat sich unser Informator in der Charakteristik des neuen Volksschulgesetzes auferlegt: er meint, es werde „als fürchterliches Unrecht verschrien, daß (in diesem Gesetz) die Bestimmung enthalten ist, daß in den auf dem Gebiete Ungarns befindlichen Volksschulen in 5 Wochenstunden auch ungarisch unterrichtet wird“. Zum besseren Verständnis dieser humanen Verfügung sei hier nur auf die Bestimmung dieses selben Gesetzes hingewiesen, wonach „in sämtlichen Klassen des täglichen Lehrkurses“ nichtmagyarischer Schulen „die magyarische Sprache in dem Maße zu lehren ist, daß das Kind nichtmagyarischer Muttersprache nach Beendigung des vierten Jahrganges (!) seine Gedanken in magyarischer Sprache in Wort und Schrift verständlich auszudrücken imstande sei“ (§ 19). Auch den § 18 dieses Gesetzes scheint Graf Mailath nicht zu kennen; er sei ihm und seinen gläubigen Lesern in Erinnerung gebracht: „In den Wiederholungskursen (Fortbildungsschulen) sämtlicher Elementarvolksschulen ist die Unterrichtssprache die magyarische.“ Ebendort wird verfügt: „Wo keine Schule mit magyarischer Unterrichtssprache ist, dort kann in solchen konfessionellen Elementarvolksschulen, in denen ständig Zöglinge mit magyarischer Unterrichtssprache sind oder solche mit nichtmagyarischer Muttersprache, deren magyarischsprachigen Unterricht ihr Vater oder Vormund wünschen, der Kultus- und Unterrichtsminister anordnen, daß für diese die magyarische Sprache als Unterrichtssprache gebraucht werde. Wenn aber die Zahl der Zöglinge mit magyarischer Muttersprache 20 erreicht oder von sämtlichen eingeschriebenen Zöglingen 20 % ausmacht: ist für diese die magyarische Sprache als Unterrichtssprache unbedingt zu benutzen.“ Und wenn endlich in solchen Schulen, denen nach dem vom Grafen Mailath zitierten Nationalitätengesetz die Bestimmung der Unterrichtssprache „nach ihrem Belieben“ freisteht, die Hälfte der Schüler sich zur magyarischen Muttersprache bekennt, muß jetzt die Unterrichtssprache die magyarische sein, aber „die (nichtmagyarischen) Schullehrer können dafür Sorge tragen, daß die nichtmagyarisch sprechenden Zöglinge des Unterrichts auch in ihrer Muttersprache teilhaftig werden.“ Gerade in den letzten Wochen waren die magyarischen Schulinspektoren in Siebenbürgen gar eifrig an der Arbeit, um Schulkinder

zu konstruieren, deren Väter vielleicht Anspruch darauf erheben könnten, daß für ihre Kinder — in den von den Sachsen aus eigenen Mitteln erhaltenen Schulen der autonomen evangelischen Landeskirche! — „unbedingt die magyarische Sprache als Unterrichtssprache benützt werde.“

Ueber die disziplinarische Behandlung der Lehrer, die solchen praktisch nie erfüllbaren Anforderungen nicht gerecht werden oder die „eine staatsfeindliche Richtung verfolgen“, beziehungsweise sich gegen den „nationalen Charakter des Staates“ vergehen (§ 22), ist in den „Preussischen Jahrbüchern“ noch an der Hand des Gesetzentwurfes, der später wesentliche Verschärfungen erfuhr, ausführlich gesprochen worden. Hier sollte bloß an einem konkreten Beispiel gezeigt werden, wie ernst man es in den betreffenden magyarischen Kreisen mit der Korrektur der „Verleumdungen“ nimmt, die ihren Weg — aus den ungarischen Gesetzen — in „vornehme ausländische Zeitschriften“ finden. Die Schrift des Grafen Mailath ist sowohl der Redaktion der „Preussischen Jahrbücher“ wie ihrem Berichterstatter über Oesterreich-Ungarn abgesondert zugegangen. Gewiß nicht ohne Absicht. So geschah denn bloß einer publizistischen Pflicht Genüge, wenn hiermit der Empfang in möglichster Kürze quittiert wurde. Woher die Herren Mailath und Apponyi angesichts auch nur der hier erwähnten Tatsachen den moralischen Mut hernehmen, sich an ein europäisches Forum zu wenden, um ihren Liberalismus und ihre Deutschfreundlichkeit leuchten zu lassen, wird der unbefangene Leser allerdings schwer verstehen.

Graf Apponyi toastete bei der letzten Tagung der Friedenskonferenz in Berlin also: „Ziele einmal ein Mann aus dem Monde auf die Erde und würde er mich fragen, welche Sprache er lernen solle, um das Kulturleben der Menschen auf unserm Planeten zu begreifen, so würde ich ihm unbedingt das Studium der deutschen Sprache empfehlen.“ Und der Redner gab der deutschen Nation weiter die Versicherung ab: „Wir studieren Sie, wir glauben Sie zu kennen, und glauben, daß Sie nirgends mehr und besser verstanden und gewürdigt werden, als gerade bei uns.“ Von deutschungarischer Seite bekam der Herr Kultusminister die einzig richtige Antwort: er möchte doch nicht erst auf den Mann im Monde warten, um ihm das Studium der deutschen Sprache zu empfehlen, sondern zunächst die geborenen Deutschen in Ungarn sich ihrer Sprache in der Schule erfreuen lassen, statt sie mit Schulpolizeigesetzen heimzuzufuchen.

*
*
*

Fünzig, nach andern Angaben achtzig Mitglieder des ungarischen Reichstages waren nach Berlin gekommen, um bei der internationalen Konferenz für die ungarische Friedensliebe und Freiheit zu demonstrieren. Sie hatten aber damit wenig Glück. An dem Tage bevor Graf Apponyi sein fürs Deutschtum so warm schlagendes Herz entdeckte, wurde durch eine Mitteilung der Frankfurter und der Vossischen Zeitung bekannt, daß sich ungarische Regierungskreise im Vereine mit dem französischen Generalkonsul

in Ofenpest, Marquis v. Fontenay, bemüht haben, mit Hilfe französischen Kapitals eine selbständige ungarische Zettelbank zu gründen, die der Trennung von Oesterreich Vorschub leisten und eine Abkehr vom Dreibund vorbereiten sollte. Man versuchte zwar von Pest aus den peinlichen Eindruck dieser Nachricht abzuschwächen, aber die abgegebenen Erklärungen waren gar zu lendenlahm; selbst das Organ des Handelsministers Kossuth gab zu, daß „eine finanzielle Annäherung zwischen Ungarn und Frankreich nicht ausgeschlossen sei“, und daß es „auch unter den berufenen ernstesten Faktoren auf beiden Seiten welche gibt, die diese Annäherung suchen“, — wie auch lezhin der Besuch des französischen Finanzministers Cailloux in Ungarns Hauptstadt deutlich genug bewies. Die vorzeitige Entdeckung der letzten Ziele jener Annäherungsversuche durchkreuzte aber all die schönen Pläne. Und so mußte Graf Apponyi genau, warum er tags darauf das Deutschtum dermaßen in den Himmel hob. Das Geschäft mit Frankreich war nun nicht mehr zu machen, und da infolge der politischen Reibungen zwischen Oesterreich und Ungarn dies den cisleithanischen Markt als Hauptabsatzgebiet für die ungarischen Werte mehr und mehr verliert, muß es doppelt darauf bedacht sein, sich an Deutschland zu klammern. Es ist keine Frage, daß es auch im deutschen Interesse läge, Ungarns wirtschaftlichen Bedürfnissen entgegenzukommen, und es könnte hier gerade jetzt die politische Spannung innerhalb der Habsburgmonarchie geschäftlich gut ausgenützt werden. Mit Recht beklagt man sich z. B. auch in Siebenbürgen darüber, daß der Kotierung ganz sicherer Anlagewerte an der Berliner Börse unnötige Schwierigkeiten gemacht werden. Aber es müßten eben die Männer, denen die politischen Geschicke Ungarns anvertraut sind, sich nicht nur darauf beschränken, bei Bankettreden ihr überströmendes Gefühl für Deutschland zu bekunden.

* * *

Auch politisch kann Ungarn wie die ganze Monarchie von der deutschen Freundschaft jetzt allerbesten Gebrauch machen. In einer Zeit, wo auf dem benachbarten Balkan alles im Fluß ist, braucht Oesterreich-Ungarn starke Freunde, die nahe bei der Hand sind, wenn sie an jenen Umgestaltungen sich auch nicht unmittelbar beteiligen. Die kroatisch serbische Verschwörung, die der Annexion Bosniens vorausging, zeigte Ungarn am allermeisten, wie es im eignen Hause von Feinden umgeben ist, mit denen man sich doch nur vor ganz kurzer Zeit so innig verbrüdet hatte, um dem verhassten Oesterreich eins auszuwichen. Und nun mußte es gerade ein Oesterreicher sein, Baron Lehrenthal, der durch einen kühnen Akt des Gesamstaates, als dessen Vertreter er handelte, alle geschichtliche Traditionen des ungarischen Königtums aus den Zeiten seines höchsten Glanzes wieder ausleben ließ. Es ist sehr verständlich, daß die Magyaren den ungarischen Anspruch auf Bosnien mit allem erdenklichen Nachdruck erheben. Sie lassen sich hier nicht ausschließlich durch die nationale Eitelkeit bestimmen und

durch den Gedanken, daß der stille große Traum von einem magyarischen Imperium, das sich nach dem Orient zu dehnen soll, dadurch seiner Verwirklichung einen Schritt näher rücke. Der alte Titel „Rex Ramae“, „König von Bosnien“ bedeutet für den König von Ungarn mehr als etwa der ebenfalls zu Recht bestehende inhaltsleere Titel desselben Herrschers „König von Jerusalem“. Man erinnert sich der Eroberung eines Teils von Bosnien durch König Koloman, der jenen Titel schon im Jahre 1103 führte; man ruft die Zeiten Bela's II. herauf, der das ganze bosnische Gebiet erwarb, und Andreas II., der den südlichen Teil der Herzegowina (Schumria) dazuschlug; und das ungarische Staatsrecht gedenkt auch heute des kriegsgewaltigen Matthias Corvinus (1480), da dies Land von königlichen Beamten des ungarischen Reiches regiert wurde. Erst die Katastrophe von Mohatsch (1526) brachte das Land unter türkische Herrschaft. Auf magyarischer Seite wird auch das königliche Inauguraldiplom von 1867 ins Feld geführt, worin bestimmt wird, daß die ehemals ungarischen Provinzen, die zurückerobert werden sollten, an Ungarn fallen sollen.

Wenn die österreichische Regierung sich nicht neue Lasten aufladen will, wird sie den ungarischen Ansprüchen nicht ernstlich entgegenreten. Höchstens die Slawen Oesterreichs könnten einen Machtzuwachs durch Stammesverwandte wünschen, den ihnen die annectierte Provinz brächte. Aber weder mit dem dynastischen noch mit dem spezifisch österreichischen Interesse wäre die Erfüllung solcher Wünsche vereinbar, während in Ungarn die Verstärkung des slawischen Elementes einer vernünftig aufgefaßten Hegemonie des Magyarentums um so weniger gefährlich werden könnte, je freierer Spielraum dem dortigen Deutschtum gewährt und je weniger es durch magyarische Unbulsamkeit dazu gedrängt würde, sich rückhaltslos der Nationalitätenbewegung anzuschließen. Die Magyaren müßten nur zu den Ueberlieferungen der reaktionären Politik zurückkehren, wie sie im Gesetz über die Gleichberechtigung der Nationalitäten ihren klassischen Ausdruck, in der Praxis aber noch nie ihre Verwirklichung gefunden haben. Wenn dies Gesetz ehrlich durchgeführt wird, dann ist auch die ungarische Nationalitätenfrage der Zukunft gelöst. Unter dieser Voraussetzung allein sind auch die Bedenken jener magyarischen Politiker gegenstandslos, die sich sagen: „Wir haben mit unsern Nationalitäten von heute genug!“ oder sich fragen, ob es denn ratsam erscheine, sich noch ein zweites Kroatien zu schaffen.

Die maßgebenden ungarischen Minister scheinen denn auch diese Bedenken nicht zu teilen. Welerle und Apponyi haben schon klipp und klar erklärt, daß „der Anspruch Ungarns auf Bosnien und die Herzegowina zweifellos sei“ und daß „die Regierung unbedingt auf dem Rechte der ungarischen Krone auf Bosnien-Herzegowina bestehe“. Zunächst wird wohl im Gesetzentwurf, der die Angliederung an die Monarchie ausspricht und der den beiderseitigen Parlamenten baldigst unterbreitet werden soll, die Stellungnahme zu den für Oesterreich und Ungarn strittigen Fragen vermieden

werden, aber die vollständige Autonomie, die der neuen Provinz in Aussicht gestellt worden ist, muß doch und zwar lieber früher als später dadurch eine starke Einschränkung erhalten, daß sie gesetzgeberisch in den Interessenskreis des Königreichs Ungarn einbezogen wird, da Bosnien unmöglich Cis- und Transleithanien staatsrechtlich koordiniert werden kann; sonst dürften und müßten Tschechen und Kroaten mindestens eine Gleichstellung mit den Bosniaken fordern, und es wäre die Entwicklung des Dualismus zur — Pentarchie die natürliche Folge. Das diplomatische Geschick, das der gemeinsame Minister des Außern, Baron Aehrenthal, in der Angliederungsfrage bisher bewiesen hat und die Energie, von der er schon in der Frage der Sandschakbahn ausgiebigen Gebrauch machte, dürften ihn wohl nicht verlassen, wenn er die Verwandlung des potenziellen Besitzes Bosniens zu einer Aktualität in die Wege leiten wird, deren die Monarchie wirklich froh sein soll.

Noch vor einigen Jahren sagte man mir in Wien von einer damals dem österreichischen Thronfolger sehr nahestehenden Seite, er wünsche die dauernde Besiznahme Bosniens gerade im Hinblick auf die Konsolidierung der innerstaatlichen Verhältnisse. Sollte dem also sein, so läge darin eine neue starke Gewähr dafür, daß das Zugreifen Oesterreich-Ungarns auf dem Balkan nicht ein bloßes Experiment war, sondern der Anfang zu einer glücklichen Lösung des habsburgischen Problems.

* * *

Es ist vielleicht ganz gut, wenn jetzt in Ungarn die Erinnerung an die Zeit geweckt wird, da Bosnien dem ungarischen Königreich verloren ging. Für dies war es zugleich die Zeit der größten staatlichen Ohnmacht. Die furchtbare Niederlage bei Mohatsch, die für die nächsten 150 Jahre den Türken zum Herrn des Landes machte, war eine Folge der mehr und mehr unumschränkt gewordenen Adels Herrschaft, der Unbotmäßigkeit der Magnaten und des Schwindens der königlichen Autorität. Das avitische *ius resistendi*, worin die Widerspänstigkeit der magyarischen Stammeshäuptlinge gegen die ersten ungarischen Könige eine Art gesetzlicher Inartikulation gefunden hatte, erlebte hier im tiefsten Fall der Königsmacht und in der Vernichtung des Königreichs seinen vollendetsten Triumph. Die Königsmacht auf ein Mindestmaß zurückzuführen, ist auch heute das Hauptziel der herrschenden magyarischen Klassen, und sie dienen ihm vornehmlich durch das bisher erfolgreiche Bestreben, die breite Masse der Bevölkerung von der Macht fernzuhalten. Soll das Königtum gestärkt und von der Klassenherrschaft unabhängig gemacht werden, so ist das in Ungarn nur mit Hilfe der Demokratie möglich. Das wissen die Nachfolger Ludwig Kossuths, des einstigen „Diktators“, der das Haus Habsburg-Lothringen wegen seines „Verrats, Treubruchs und Waffenergreifens gegen die ungarische Nation“ in deren Namen „von der Herrschaft über Ungarn, Siebenbürgen und alle hierzu gehörigen Länder und Provinzen auf ewige Zeiten ausgeschlossen, aus-

geschieden und aus dem Gebiete des Landes und dem Genuße aller Bürgerrechte verbannt“ hatte. Und darum wehren sich die Kossuthisten von heute so verzweifelt gegen die Ausdehnung der politischen Rechte im Sinne der Thronrede vom Jahre 1906. Das neue Wahlrecht, das Graf Andrássy in diesen Tagen dem König von Ungarn präsentiert, um die lange verweigerte Vorkanzel zu erhalten, ist eine Verschmelzung von Plural- und Klassenwahlrecht, dessen Anwendung der herrschenden Clique alle früheren Machtmittel sichern soll; es ist auch nicht geheim, damit nur ja der landesüblichen Wahlbeeinflussung Tür und Tor geöffnet bleiben. Und endlich werden auch die Wahlkreise neu eingeteilt werden; zwischen diesem Gesetzesentwurf und dem über die Wahlreform besteht ein „Zuntim“, so daß beide nur gleichzeitig Gesetzeskraft erlangen können. In Pest wird noch immer behauptet, der Kaiser werde dieser „Reform“ seine Zustimmung geben unter der Bedingung, daß der ungarische Reichstag im Rahmen eines neuen Wehrgesetzes den erhöhten Rekrutenbedarf bewilligen werde. Der frühere Innenminister Kristoffy hat öffentlich erklärt, daß ein solcher Handel dem zwischen der Krone und der Koalitionsregierung geschlossenen Pakt schnurstracks zuwiderlaufe, wonach diese Regierung sich zur Ausschaltung der militärischen Fragen, das heißt der sogenannten „nationalen Forderungen“, und zur Durchführung der Wahlreform „zumindest auf so breiter Grundlage“ verpflichtet hatte, wie es im Entwurf des Kabinetts Fejervary vorgesehen war. Auch der frühere Ministerpräsident Khuen-Hedervary bezeichnete die neue Vorlage als „eine Karrikatur des allgemeinen Wahlrechts“; er befürchtet, die Reform werde „statt der Ausgestaltung einer kraftvollen Politik nur den Kampf aller gegen alle ansagen.“

Die nächste Folge dieser Reformkomödie zeigt sich in der Haltung der ungarischen Sozialdemokraten, die jetzt schon ganz offen die Gleichberechtigung der Nationalitäten fordern und zwar unter Anwendung der „nationalen Autonomie“, wie sie in Oesterreich hauptsächlich von sozialdemokratischer und von deutscher Seite verlangt wird. Damit berühren sie sich aufs engste mit den weitestgehenden Forderungen des ungarländischen Deutschtums. Mehr kann sich dies auch nicht wünschen, da es den reichsten Gewinn daraus zöge, wenn jede Nationalität — natürlich auch die magyarische — die Ausgaben zur Bestreitung ihrer Bildungsbedürfnisse aus eigener Tasche deckte. Die Sozialdemokraten drohen sogar, sie werden „nach Wien gehen und die angebotene Bruderhand (der dortigen Genossen) akzeptieren, auch wenn man sie zu Hause zu Vaterlandsverrätern stempelt.“

Der Gedanke, der auch an dieser Stelle wiederholt ausgesprochen wurde, daß die Idee des allgemeinen Wahlrechts und der nationalen Autonomie ein geistiges Band um die beiden Hälften der Monarchie schlingen werde, nimmt also schon recht deutliche Formen an.

* * *

Eine Aenderung des Verhältnisses der einzelnen Volksstämme zu einander in ihren kulturellen Lebensbedingungen läßt sich auch in Oesterreich

kaum noch aufschieben, wie die jüngsten Ereignisse in Böhmen beweisen. Der auffallend scharfe Appell im halbamtlichen Wiener „Fremdenblatt“ an die besonnenen Elemente unter den Tschechen, von dem „unverantwortlichen Ergebententum sich unverzüglich zu trennen“, da man sonst nicht mehr in der Lage sein werde, „derartige Unterscheidungen zu machen, wenn einmal die Abwehr des Staates gegen diese Bestrebungen begonnen habe“, läßt keinen Zweifel darüber aufkommen, daß man sich in Wien des Ernstes der Situation bewußt ist. Ob die Deutschen im Prager Landtag gerade den günstigsten Anlaß zur Obstruktion wählten, da sie die Ablehnung ihrer Kandidatur für einen Landesaktuarposten, in dessen Gewährung sie einen „Anerkennungszoll“ sehen wollten, als Kriegsfall erklärten, ist eine taktische Frage, die der Fernerstehende schwerer beurteilen kann. Mehr Eindruck hätte es gewiß gemacht, wenn eine Angelegenheit von großer prinzipieller Bedeutung in den Vordergrund gerückt worden wäre. Auch die Abfindung der „Wacht am Rhein“ im Landtag konnte mißverstanden werden. Daß diese Gegendemonstration nicht antidynastisch gemeint war, scheint sicher, da doch alle deutschen Abgeordneten mittaten, darunter auch ein katholischer Priester. Das Lied gilt eben, trotz des historischen und politischen Anachronismus, in Oesterreich einfach als nationaler Kraftgesang. Aber bei Hof ist der Vorfall gewiß zu einer Denunziation benützt worden. Glücklicherweise hat zur selben Zeit der tschechisch-radikale Abgeordnete Kofalsch durch seine Reise nach Belgrad, wo er die Serben der Sympathie der Tschechen versicherte, ausreichend dafür gesorgt, daß seine Landsleute unmöglich als zuverlässigere Träger des österreichischen Staatsgedankens angesehen werden können, als die durch die Prager Pöbeleien bis aufs Blut gereizten Deutschen. Die Frage der Angliederung und weiteren Behandlung der bosnischen Provinz wird gewiß die panslawistischen Heißsporne verleiten, sich noch weitere Blößen zu geben, und da können die Deutschen ihre Stellung als staatszerhaltender Faktor müheelos befestigen, wenn sie nur kühles Blut behalten. In der Politik hat sich noch immer der Satz bewährt, daß man durch nichts mehr erreichen kann, als — durch die Unvorsichtigkeit Anderer.

23. Oktober.

Luß Korodi.

Die Balkanwirren. — Die Kriegsgefahr und Englands Verhältnis zu Deutschland. — Das Professorentum und Ministerialdirektor Althoff.

In unserm vorigen Hest warfen wir die Frage auf, ob die konstitutionelle Entwicklung der Türkei, ganz abgesehen von den unermesslichen inneren Schwierigkeiten, nicht gestört werden würde durch die auswärtigen Beziehungen, insbesondere, ob die Bulgaren, die schon seit soviel Jahren mit wahrer Wut und unter vielem Blutvergießen an einer Erweiterung ihres

Reiches durch Macedonien arbeiten, sich in den neuen Zustand ohne Schwertstreich fügen würden. Es scheint, daß sie vorläufig diesen Entschluß gefaßt haben. Natürlich sind sie nicht im entferntesten gewillt, auf die zukünftige Erwerbung Macedoniens zu verzichten; nur mit zu viel Recht werden sie darauf rechnen, daß der Konstitutionalismus neue Wirren in der Türkei erzeugen wird, die sich benutzen lassen. Für den Augenblick aber haben sie sich damit begnügt, die formelle Unterordnung unter die Türkei als Vasallenstaat abzustreifen und das Fürstentum als Partum oder König-tum zu proklamieren. Man kann nicht leugnen, daß das eine kluge und geschickte Politik ist. Der Krieg mit der Türkei in dem Augenblick, wo diese Freiheit und Gleichheit proklamiert hat, ohne ihr Zeit für eine ehrliche Probe zu lassen, wäre in ganz Europa gemißbilligt worden und hätte in der Türkei selbst starke moralische Kräfte gegen den Friedensbrecher mobil gemacht. Später werden günstigere Gelegenheiten kommen. Wiederum, dem nationalen Ehrgeiz jezt gar nichts zu gewähren, wäre nach der andern Seite gefährlich gewesen. Man nahm also den Mittelweg, zwar den Frieden zu erhalten, aber die Unabhängigkeit zu erklären. Diese Unabhängigkeit hat zwar für Bulgarien materielle Nachteile im Gefolge, da die Türkei, wohin die bulgarische Ausfuhr geht, diese jezt mit Zöllen und sonstigen Chitanen belaften kann, die gegen den Vasallenstaat nicht angänglich waren. Aber die Bulgaren haben das gegen die nationale Ehre, die in der Unabhängigkeit und dem Partentitel liegt, gering geschätzt und können sagen, daß sie bei dem formellen Rechtsbruch doch die Logik der Dinge für sich haben. Der Begriff des Vasallenstaates war praktisch möglich unter dem absoluten Regiment des Padischah, aber er verträgt sich nicht mit dem Konstitutionalismus. Die Bulgaren konnten weder selber in das türkische Parlament wählen, noch sich von diesem, das die Zügel der Zentralregierung viel schärfer anziehen wird als die laze bisherige Verwaltung, regieren lassen. Für den konstitutionellen Türkenstaat ist das völlige Ausschneiden Bulgariens vorteilhafter als das halbe Drinsein.

Ganz daselbe gilt von Bosnien, dessen Bewohner (1 800 000) seit dreißig Jahren unter österreichischer Herrschaft, doch auch noch formal unter der Souveränität des Sultans standen. Die Lösung dieses Landes in diesem Augenblick war um so notwendiger, als ein ganzes Drittel der Bosniaken Muselmänner sind, die sich zu der neuen Türkei hätten hingezogen fühlen und dadurch Konflikte zwischen den beiden Staaten hätten hervorrufen können. Die Schaffung eines definitiven, klaren Zustandes, von dem auch der eifrigste Türke einsehen muß, daß er unwiderruflich ist, erspart der Türkei die schmerzhaften Reibungen, die sich sonst später eingestellt hätten, und der Akt des Kaisers Franz Josef ist also für die Türkei um so mehr eine Wohlthat, als er in meisterhafter Weise verbunden wurde mit dem Verzicht auf das Besatzungsrecht, das Oesterreich in Novibazar zustand. Die Türkei hat dadurch nicht nur ihr Herrschaftsgebiet praktisch erweitert und sicher abgegrenzt, sondern auch ein wertvolles Pfand emp-

fangen, daß Oesterreich nicht etwa weitere ehrgeizige Absichten in der Richtung auf Saloniki verfolgt, also der Konsolidation und inneren Entwicklung der Türkei unter dem neuen System wohlwollend gegenübersteht.

Wenn dem so ist, wie ist es gekommen, daß die öffentliche Meinung in der Türkei, statt zu erkennen, daß sich hier eine nicht nur notwendige, sondern auch für die Türkei selbst wohlthätige Entwicklung vollzogen hat, in höchster Entrüstung gegen Oesterreich aufschäumte und die sonst so indolente Masse sogar eine Zeitlang österreichische Waren und Schiffe boykottiert hat?

Diese Verirrung, die ja auch schnell genug vorübergegangen ist, wird daraus zu erklären sein, daß die öffentliche Meinung unter den Türken zurzeit unter der Führung der Jungtürken steht und daß diese unter der Illusion leben, die natürlichen Schützer des konstitutionellen Systems in der Türkei seien die liberalen Westmächte, die natürlichen Gegner die reaktionären Mächte, Oesterreich und Deutschland. So sah man zunächst nur die formelle Verletzung der türkischen Souveränität, die in der Loslösung Bulgariens und Bosniens lag, und das freudig gehobene türkische Nationalbewußtsein fühlte sich gekränkt und beleidigt.

Diese Velleitaten werden bald genug vorübergehen oder sind bereits vorübergegangen. Gefährlicher ist, daß man auch an anderen direkt gar nicht beteiligten Stellen sich verletzt fühlte und aufregte.

Der russische Minister des Auswärtigen, von Izwolski, statt einfach anzuerkennen und zu erklären, daß die praktisch längst vorhandene Herrschaft Oesterreich-Ungarns in Bosnien durch die Deklaration auch der formalen Souveränität keine wesentliche Veränderung erfahre und die europäischen Machtverhältnisse dadurch also unberührt blieben, fing an, eine unruhige Geschäftigkeit zu entfalten, als ob Oesterreich, das doch mit der Räumung von Nowibazar eine nicht ganz unwesentliche Position sogar aufgegeben, einen großen Machtgewinn davongetragen und Rußland dafür eine Kompensation zu beanspruchen habe. Dieser diplomatischen Betriebsamkeit kam eine heftige nationale Erregung in Serbien und Montenegro entgegen.

Das Königreich Serbien (2 700 000 Einwohner) ist ein unglücklich angelegtes, von Mißgeschick verfolgtes Staatswesen. Es umfaßt nur einen Bruchteil des serbischen Volkstums, indem ein Teil in Oesterreich-Ungarn, ein Teil in Bosnien, ein Teil in der Türkei lebt. Auch die Montenegriner sind Serben. Ein still friedliches Dasein, wie etwa die Luxemburger oder, wenn man will, die Schweizer, konnten die Serben nicht wohl führen, da ein Teil ihrer Volksgenossen unter dem türkischen Joch schmachtete, von dem sich die königlichen Serben in furchtbaren Kämpfen befreit hatten. Es konnte nicht anders sein, als daß dies Volk sich mit politischer Leidenschaft und nationaler Unruhe erfüllte und Ideale nicht nur der Befreiung der unterdrückten Brüder, sondern auch eines zukünftigen serbischen oder südslawischen Großstaats sich bildete. Das führte aber nicht bloß zu einem Gegensatz zur Türkei, sondern auch zu Oester-

reich. Was ist nun aber das kleine Serbien gegen Oesterreich? Ohne Meeresküste ist es auch wirtschaftlich in die Hand dieses Nachbarn gegeben. Nichts ist charakteristischer für die Lage des Königreichs, als daß der Kriegsminister jüngst erklären mußte, Kanonen habe man wohl, aber keine Geschosse, die lasse Oesterreich nicht durch — eben das Oesterreich, gegen das man ja Krieg machen wollte. Die ohnehin schwierige und gedrückte Lage dieses Staates, der wie Fausts Homunkulus gern entstehen möchte, wurde noch vermehrt durch die dynastischen Schwierigkeiten: zwei Familien, die abwechselnd durch Revolutionen auf den Thron gehoben und gestürzt wurden, und Fürsten, die die ohnehin so geringen Mittel des Staates für ihren persönlichen Genuß vergeudeten. Der Gegensatz zwischen den hohen Zielen und den traurig-dürftigen Mitteln in diesem Staate bietet einen nahezu tragikomischen Anblick. Wie in einer Art von Tollheit brauste die serbische Volksseele auf, als Oesterreich jetzt die Annexion von Bosnien aussprach, und obenauf in dieser Raserei kein geringerer als der Kronprinz. Aehnlich die Montenegriner.

Das könnte ja nun die Welt sehr kühl lassen. Gehen die Serben über von Worten zu Thaten, so wäre nichts einfacher, als daß Oesterreich-Ungarn das ganze Staatswesen einzieht. Die Serben müßten dann sogar sagen, daß ihr Ideal der nationalen Einheit so ziemlich erreicht sei, statt unter der Dynastie Obrenowitsch oder Karageorgewitsch unter der Dynastie Habsburg. Aber so gut die Serben auch in jeder Beziehung dabei fahren würden, wenn dies das Ende vom Liede wäre — die Frage ist, ob nicht schwere europäische Gefahren hinter einem solchen Vorgang lauern würden. Wie wäre es sonst zu erklären, daß die österreichisch-ungarische Regierung eine so unerhörte Geduld gegenüber den wilden serbischen Provokationen zeigt? Diese Provokationen sind ja so stark, daß Oesterreich nach allen Regeln des Völkerrechts ohne weiteres berechtigt wäre, den Krieg zu erklären. Wie kann sich ein Großstaat ein solches Spiel mit dem Feuer an seiner Grenze gefallen lassen?

In der Weltpolitik werden die kleineren Fragen immer viel weniger durch sich als mittelbar durch die großen Gegensätze entschieden. Auch diese serbisch-österreichische Reibung muß am letzten Ende beurteilt werden nach nichts anderem, als nach dem Gegensatz Deutschland-England.

Die Mächte, von denen die Serben, falls sie durch Oesterreich in Bedrängnis gebracht werden sollten, in erster Linie Hilfe erwarten, sind Italien und Rußland; Italien, das mit größter Eifersucht das Vordringen Oesterreichs auf der andern Seite des Adriatischen Meeres beobachtet, Rußland, das sich berufen fühlt, als Patron aller slawischen Völker ihre Freiheit gegen fremde Tyrannen zu verteidigen. Schon der rein formale Akt der Annexion Bosniens hat Herrn von Iswolski Anlaß geboten, Kompensationen anzumelden, die russische Presse hat gezetert und gewütet über das raubsüchtige Oesterreich — wie sollte Rußland die Niederwerfung Serbiens, eine Niederwerfung, die kaum anders als mit irgend einer Art

von Angliederung enden kann, dulden? Was will Rußland aber gegen Oesterreich machen, dem Deutschland den Rücken deckt?

Es ist klar, daß die Entscheidung bei England liegt. Will England den Frieden, so bleibt Friede, denn ohne England ist Rußland auch mit Frankreichs Hilfe nicht imstande, gegen uns Krieg zu führen, und ohne die Aussicht auf die Hilfe Rußlands werden schließlich auch wohl die Serben ruhig bleiben. Ist es aber wahr, daß es in England eine Kriegspartei gibt, die darauf ausgeht, den allgemeinen europäischen Krieg zu entzünden, um Deutschland niederzukämpfen, so sieht man, wie gefährlich dieser kleine serbische Brandherd ist.

Daß es in England eine Kriegspartei gibt, unterliegt keinem Zweifel. Daß diese Kriegspartei auch viel stärker und in viel höheren Kreisen vertreten ist, als etwa bei uns die Alldeutschen, die bei all ihrem Fanatismus doch wegen ihrer geringen Zahl im Grunde harmlos sind, unterliegt ebenfalls keinem Zweifel. Die Zahl und Bedeutung der englischen Blätter, die diesen Standpunkt vertreten, die Stellung der Persönlichkeiten, die sich in diesem Sinne des öfteren geäußert haben, bezeugen es. Aber von da bis zu einer wirklichen Politik dieser Art ist noch immer ein sehr weiter Weg; im besonderen darf man nicht außer acht lassen, daß viele Aeußerungen der Feindseligkeit und Gehässigkeit gegen Deutschland, Aeußerungen, die uns in ihrer offenbaren Unwahrhaftigkeit entrüsten, insofern nicht so tragisch zu nehmen sind, als ihr eigentlicher Zweck nicht sowohl die Heze gegen Deutschland, als das Aufpeitschen der nationalen Gesinnung in England, die Anregung zu der nötigen Aufmerksamkeit und Opferwilligkeit in den Wehrfragen ist. Das tritt deutlich hervor in der Fortsetzung jener Diskussion, die entstand in Folge des Interviews Sidney Whitmans bei unserm Herrn Reichskanzler. Die Quarterly Review, deren Artikel Anlaß zu diesem Interview gegeben hatte, kommt (Nr. 417) in zwei neuen Artikeln auf den Gegenstand zurück. Der eine zankt in derselben gehässigen, sophistischen Weise wie der erste weiter, gibt einiges zu, hält anderes aufrecht und schließt aus jeder Aeußerung deutschen Selbstbewußtseins, daß wir uns mit Angriffsgedanken gegen die glückliche Insel trügen. Manchmal fällt seine Beweisführung ins Groteske, z. B. wenn er von Treitschke behauptet, seine England-Feindslichkeit könne doch keinem Zweifel unterliegen, da er ja ein Freund und Landsmann von Moriz Busch gewesen sei. Von unserm großen Staatsmann müssen wir es ja leider hinnehmen, daß er in seiner Menschenverachtung auch mit offenbaren Hallunken, wenn sie ihm nur brauchbar schienen, verkehrte. Aber daß Treitschke mit Moriz Busch befreundet gewesen sei, darf glücklicherweise mit Protest zurückgewiesen werden. Von den deutschen Professoren erklärt unser Engländer freundlich, es sei in den meisten Fällen natürlich unmöglich, eine deutliche Grenzlinie zu ziehen zwischen ihrer Ueberzeugung und ihrem Interesse, aber bei der tatsächlichen Abhängigkeit des Professorentums von der Regierung sei zum wenigsten die Hypothese erlaubt, daß sie wie die andern Beamten, zu denen

sie ja gehörten, den Anweisungen der Regierung folgten (march according to the orders of government). Weiläufig bemerkt, mögen Staatsmänner und Parteien in Deutschland hieran erkennen, welcher Kräfte sie uns berauben bei dem Bestreben, das Professorentum möglichst in den Schematismus des Beamtentums hineinzuzwingen. Das Ansehen des deutschen Professorentums im Inland und Ausland beruht auf seiner Selbständigkeit, auf der unbedingten Sicherheit, die ja selbst von unsern Sozialdemokraten heute noch einigermaßen anerkannt wird, daß die in dem Professorentum vertretenen Ideen auf eigenen Ueberzeugungen, nicht auf Unterordnung, sei es unter die Regierung, sei es unter irgendein Interesse, beruhen. Grundsätzlich müssen deshalb die akademischen Lehrstellen allen Parteien ohne jede Ausnahme zugänglich sein, und die preußische Regierung hat sich durch das Privatdozentengesetz und die Disziplinierung des Dr. Krons und ähnliche Vorgänge ins eigene Fleisch geschnitten, indem sie der akademischen Freiheit damit gewisse Grenzen setzte. Heute, an dem Tage wo ich diese Zeilen schreibe, wird der Ministerialdirektor Althoff zur letzten Ruhe bestattet und die öffentliche Meinung ist in der Vorstellung befangen, dieser Mann, dessen große Verdienste man sonst mehr oder weniger gelten läßt, sei doch der Träger der Bureaufratifizierung des Professorentums gewesen. Ihm werden die bekannten Maßregeln und Maßregelungen, die ja leider in den letzten Jahrzehnten vorgekommen sind, Schuld gegeben. Man darf es jetzt aussprechen, daß in Wirklichkeit das Gegenteil der Fall war. Ich kann es bezeugen, und ich denke in diesem Fall ein klassischer Zeuge zu sein, daß Althoff bis aufs äußerste gegen diese Dinge gekämpft und sich nur schließlich dem höheren Willen hat unterwerfen müssen. Nichts gereicht gerade seiner bis zur Gewalttätigkeit, ich will geradezu sagen despotischen Natur zur höheren Ehre, als daß er den vollen Begriff der akademischen Freiheit hatte und ihr immer wieder, auch wenn sie im einzelnen Falle verletzt war, zu ihrem Recht verhalf. Ich hoffe, die „Preußischen Jahrbücher“ werden noch einmal eine umfassende Würdigung der Tätigkeit und der Persönlichkeit dieses so eigentümlichen wie bedeutenden Mannes bringen und freue mich, daß gerade die heutige politische Betrachtung mir schon die Gelegenheit gegeben hat, diesen Kranz auf sein frisches Grab zu legen.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu dem wichtigsten aller Themata, dem Verhältnis Deutschland-England zurück und wenden uns dem zweiten Aufsatz in der „Quarterly Review“ zu, der den Titel führt „Unsere gefährdete Seevorherrschaft“ (Our endangered Sea-Supremacy). In diesem Aufsatz stehen wir auf einem durchaus sachlichen Boden. Der Verfasser gibt zu (S. 500), daß Deutschland wahrscheinlich einen Krieg mit England nicht wünsche, aus dem einfachen Grunde, weil wir dabei unsere ganze Handelsflotte und unsern Seehandel riskieren würden. Aber er will, daß auch theoretisch jede Möglichkeit einer Invasion ausgeschlossen sei. Diese Invasion ist, wie Prof. Schieman eben in der „Kreuz-Zeitung“ (Nr. 495) Preußische Jahrbücher. Bd. CXXXIV. Heft 2. 25

mit viel Humor ausführt, und was diesseits und jenseits des Kanals einigermaßen trösten kann, ein Gespenst, das bereits seit Urgroßvaters Zeiten in England umgeht. Bis 1870 waren es nicht bloß die Franzosen, sondern auch die Russen, die zeitweilig Furcht erregten; jetzt sind wir es. Aber ob nun berechtigt oder nicht berechtigt, die Sorge ist da, und es ist auch für uns Deutsche mancher Gesichtspunkt, der dabei aufgestellt wird, von Interesse.

Der Mitarbeiter der „Quarterly Review“ stellt fest, daß nicht allein die Neurüstungen Deutschlands, sondern ebenso sehr die der anderen Mächte England zu verstärkten Anstrengungen nötigten. Deutschland freilich habe angefangen; die deutschen Rüstungen hätten auch die Amerikaner und Franzosen gezwungen, mehr Schiffe zu bauen, diese wieder die Japaner und die Italiener, schließlich auch die Oesterreicher. Nicht bloß jede einzelne Macht aber, sondern sie alle zusammen drückten auf England. Ob wirklich die Amerikaner um unseretwillen sich so sehr in ihrem Schiffsbau gesteigert haben, ist wohl sehr zweifelhaft — aber richtig ist der Schluß, daß, wenn alle rüsteten, England nicht zurückbleiben kann. Freilich wird auch gegen England der Vorwurf erhoben, daß durch die Aufstellung des Dreadnaught-Typus gerade von ihm der Anstoß zu den großen Steigerungen gegeben worden sei. Der Verfasser erledigt diesen Vorwurf mit dem Einwand, daß England nur vermöge seiner vortrefflichen Informationen zuerst die richtigen Konsequenzen der Tschuschima-Schlacht gezogen und deshalb den sachlich notwendigen Schritt zuerst getan habe. Das wird nicht unrichtig sein. Vielleicht überlegt sich aber der Verfasser, ob die analoge Entschuldigung — nämlich etwas sachlich Notwendiges getan zu haben — nicht auch für Deutschland gilt, als es seine Seerüstungen, entsprechend seinem so sehr gestiegenen Seehandel, verstärkte.

Für ganz irreleitend erklärt der Verf. die einfache Vergleichung der englischen und der deutschen Schiffsstärken. Denn von der englischen Seemacht müsse immer ein sehr erheblicher Teil in anderen, oft den entferntesten Meeren stationiert sein, während die deutsche Seemacht sich fast vollständig in der Nordsee konzentrieren könne.

Unrichtig sei ferner die Vergleichung der Schiffsstärken im ganzen, weil alle älteren Schiffe im Vergleich zu den neuen Riesenschiffen mit den Riesengeschützen ganz mindernwertig geworden seien. Vergleiche man aber nur diese Schiffe neuester Konstruktion, so ergebe sich, daß Deutschland gegen Ende 1912 (richtiger im Jahre 1913) vierzehn, England nur zwölf plus den im nächsten Jahr (1908/9) zu bewilligenden, also nur einen ganz geringen Ueberschuß haben werde, falls nicht außerordentliche Anstrengungen gemacht würden.

Um zu ermitteln, ob diese Aussicht auf 1912/13 für England wirklich so besorgniserregend ist, ist noch folgendes in Betracht zu ziehen:

Erstens sind die neuesten Schiffe zwar die besten, aber die älteren Typen sind darum noch lange nicht wertlos. Auch unter ihnen sind

schon eine ganze Anzahl mit Riesengeschützen, die die unsrigen weit übertreffen, und von solchen älteren Schiffen hat England im Ganzen eine etwa dreifache Uebersahl. Schon seit 1895 baut England Schiffe mit 30,5 cm Kanonen und hat deren nicht weniger als 39, während Deutschland bis auf die letzten Stapellegungen nur kleinere Schiffe von 13 000 Tonnen baute, die diese Geschütze überhaupt nicht tragen können. Was von englischen Kriegsschiffen in fernen Meeren stationiert ist, sind immer die älteren, weniger wertvollen. Von den Linien Schiffen ist kein einziges außerhalb der europäischen Gewässer.

Zweitens ist zwar der deutsche Schiffsbau auf viele Jahre hinaus durch das Flottengesetz festgelegt, der englische aber wird von Jahr zu Jahr festgesetzt. Wie hoch die Bewilligungen in den nächsten Jahren ausfallen werden, weiß man noch nicht. England aber baut ein Linien Schiff in zwei Jahren, wozu wir über drei Jahre gebrauchen. Es ist also unrichtig, daß der Verfasser zu den jetzt vorhandenen bis 1912 (1913) nur noch einen Jahrgang hinzufügt: man muß zwei oder sogar drei Jahrgänge nehmen, d. h. vermutlich nicht weniger als 15 Dreadnaughts. Ja, mit Zuhilfenahme von Nachtschichten sind die englischen Werften sogar imstande, einen Dreadnaught in einem einzigen Jahr zu bauen. Dieser Seestaat braucht also, relativ gesprochen, überhaupt nicht von weit her gegen alle Möglichkeiten zu rüsten, sondern kann jederzeit in beliebiger Weise seine Ausrüstung verstärken, und das ist eine Fähigkeit des englischen Schiffbaus, die auch politisch von der höchsten Wichtigkeit ist. Zurzeit ist ja England vollauf gedeckt nicht nur durch seine eigenen Schiffe, sondern auch durch das Bündnis mit Frankreich, das ihm dessen Schiffe an die Seite stellt. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß dieses Bündnis in absehbarer Zeit auseinandergehen werde. Sollte es aber doch der Fall sein, so kann bei den ersten Anzeichen einer solchen Möglichkeit die englische Admiralität den Werften jede beliebige Verstärkung in Auftrag geben, und in einem Jahr ist sie da, ganz abgesehen davon, daß auf diesen Werften immer auch fremde Kriegsschiffe in Bau zu sein pflegen (z. B. jetzt drei brasilianische Dreadnaughts), die im Falle der Gefahr England für sich reklamieren kann.

Was nun unter solchen Umständen das englische Volk für nötig hält, zu seiner Sicherung wie zur Erhaltung seiner politischen Stellung überhaupt, an Schiffen zu bauen oder an sonstigen Kriegsrüstungen aufzuwenden, muß seiner eigenen Beurteilung überlassen bleiben. Ich möchte jedoch noch eine allgemeine politische Betrachtung hinzufügen, die schon öfter in diesen „Jahrbüchern“ berührt ist, bei dieser Gelegenheit aber von neuem betont zu werden verdient. In seinen „Gedanken und Erinnerungen“ (Bd. II, S. 175) führt Fürst Bismarck aus, daß ein neuer Krieg gegen Frankreich, selbst wenn Deutschland wiederum siegte, doch für uns äußerst gefährlich sein würde, weil er nicht zu haltbaren Zuständen in Europa führen, sondern alle andern Großmächte gegen uns vereinigen würde. Das

Reich würde damit die Wege betreten „auf denen das erste und das zweite französische Kaiserreich in einer fortgesetzten Kriegs- und Prestige-Politik ihrem Untergang entgegengingen.“ Das ist ein Wort der Weisheit, das man sich innerhalb und außerhalb Deutschlands immer von neuem wiederholen sollte, und das heute in bezug auf England genau ebenso gilt, wie damals in bezug auf Frankreich. Es ist das Fundamentalgesetz des europäischen Völklerlebens, daß auch der Stärkste immer noch schwächer ist als alle andern zusammen, und diese andern sich ganz gewiß gegen den Stärksten vereinigen, wenn er unternimmt, sie zu bedrängen. Das hat schon Karl V. erfahren, als sich selbst die allerentgegengesetztesten Potenzen, die deutschen Protestanten, die Türken, der Papst und der König von Frankreich gegen ihn verbanden: der deutsche Protestantismus verdankt gradezu seine Existenz dem zeitweiligen Eintreten des Papstes, des Türken und des Franzosen für ihn. Dasselbe hat später Ludwig XIV. erfahren, als die Engländer ihre Revolution machten und den legitimen König vertrieben, um sich dem Bunde der Völker für die Verteidigung der europäischen Freiheit gegen den „Sonnenkönig“ anzuschließen. Das hat endlich Napoleon I. erfahren, der einen Staat nach dem andern besiegte, um endlich doch der Vereinigung aller zu erliegen. Nehmen wir an, das heutige Deutschland mit seiner ungeheuren Landmacht käme durch irgendwelche günstigen Zufälle dazu, sich auch noch über die englische Seemacht emporzuschwingen und England für einen Augenblick zur Unterwerfung zu bringen — am lezten Ende würde Deutschland dennoch diesen Sieg nicht behaupten können. Europa läßt sich die unbedingte Präponderanz eines einzigen schlechterdings nicht gefallen. Selbst unser getreuer Freund Oesterreich-Ungarn müßte uns dann die Freundschaft kündigen. Denn die Lebensluft einer Großmacht ist und bleibt die Selbständigkeit, und die Selbständigkeit ist nur gewährleistet durch das Gleichgewicht. Schon heute unterliegt es ja keinem Zweifel, daß eine gewisse Verstimmung der Völker gegen Deutschland entsprungen ist aus den ungeheuren Fortschritten, die wir gemacht haben; kämen wir nun noch gar dazu, eine weitere Großmacht niederzuschlagen, so würden die Triebe des Ehrgeizes, der Herrschsucht und des Uebermuths, die im deutschen Volke so gut vorhanden sind wie in jedem andern, völlig seffellos werden und uns in immer neue Konflikte stürzen, die mit unserm schließlichen Verderben enden müßten. Aber selbst wenn das deutsche Volk die allerhöchste Mäßigung weiter bewahren sollte, so würde schon der bloße Verdacht, die bloße Furcht der andern, einmal vergewaltigt zu werden, dennoch den Kampf heraufbeschwören. Keine Politik muß deshalb vorsichtiger geleitet werden als gerade die deutsche. Wir dürfen es uns nicht gefallen lassen, daß zwei andere Staaten so erhebliche Interessen, wie wir sie in Marokko hatten, einfach ignorieren und über ein solches Land verfügen, ohne uns deshalb auch nur zu begrüßen. Zugleich aber ist es nicht bloß die Humanität, sondern auch das wohlberthandene politische Interesse Deutschlands, das uns Mäßigung auferlegt und uns

Dringend rät, es womöglich nicht zum äußersten kommen zu lassen. Zu der Bescheidenheit der Bismarckschen bloßen Kontinentalpolitik können wir nicht zurückkehren. Das deutsche Volk ist dazu zu groß geworden; seine Masse, sein Welthandel, seine Weltbeziehungen sind zu sehr gewachsen und verlangen Teilnahme an der Weltpolitik. Dies Verlangen zieht uns naturgemäß viel Feindschaft zu. Das müssen wir ertragen, aber durch die Tat immer wieder beweisen, daß wir weit entfernt sind, Friedensstörer sein zu wollen oder sonst unsere Macht zu mißbrauchen.

Die deutschen und preußischen Finanzen. Erbschaftsteuer. Inseratensteuer. Gesellschaftsteuer.

In nur zu engem Zusammenhang mit den vorbehandelten Fragen der auswärtigen Politik steht das große Problem der deutschen und preußischen Finanzreform, das jetzt alle deutschen Politiker mit Sorge erfüllt. Denn täuschen wir uns darüber nicht: wenn auch die Staatsaufgaben an sich wachsen und neue Mittel erfordern, der eigentliche Grund der Verlegenheit, in der wir uns befinden, ist doch die Teilnahme an der großen Politik mit den Rüstungen, die sie erfordert, den Aufwendungen für die Kolonien, den Kolonialkriegen in China und Südafrika, in die wir bereits verwickelt worden sind. Die Ehre, eine Weltmacht zu sein und an der Weltpolitik teilzunehmen, will bezahlt sein.

Wie in den traurigsten Zeiten unserer Geschichte, der Periode des ständischen Mitregiments im 16. und 17. Jahrhundert, hat man nicht für Deckung gesorgt, als man die Ausgaben beschloß, sondern zunächst Schulden gemacht, und steht nun vor der Aufgabe, diese Schulden zu verzinsen und abzuführen und gleichzeitig Geld für die laufenden und sich steigenden Ausgaben zu schaffen. Heute heißt es, 500 Millionen jährlich zu decken — hätte man sich im Jahre 1877 entschlossen, 70 Millionen neue Steuern einzuführen, so hätte das Reich überhaupt keine Schulden zu machen brauchen und wäre heute schuldenfrei.*) Waren wir nicht wohlhabend genug für die Aufbringung einer solchen Summe? Unsere Nationalökonomien beweisen uns, die Statistik belegt es mit Zahlen, jeder Blick auf die Straße lehrt es, daß der Wohlstand in dieser Epoche in fast unheimlicher Weise gestiegen ist. Das Steuerfoll der physischen Personen mit Einkommen über 100 000 Mark ist in Preußen in den Jahren von 1892 bis 1906 von 14,9 auf 43,5 Millionen gestiegen und entsprechend in den anderen Bundesstaaten. Die Zahl der Jahreseinkommen über 100 000 Mark ist in den zehn Jahren von 1890 bis 1900 in Baden von 85 auf 156, in Sachsen von 244 auf 403 gestiegen.**)

*) Nach einer Berechnung von Prof. G. Schanz im „Finanzarchiv“, 25. Jahrg., Bd. 1, S. 255.

**) Nach einer Zusammenstellung des Vizeadmirals P. Hoffmann in der Hoff. Zeitung vom 30. August.

Schulden machen müssen? Weil die Leute, die diesen Wohlstand erworben haben, davon an das Reich nichts abgeben wollten. So hat es der „Vorwärts“ ausgedrückt, und er hat damit nichts als die reine, bittere Wahrheit gesagt.

Von allen Parteien ist die schuldigste, das muß offen ausgesprochen werden, die konservative. Zwar hat sie mehr Steuern bewilligt, als die Linke, aber immer nur solche Steuern, die wesentlich von anderen Volksschichten getragen wurden, als die, in denen sie selbst ihre Anhänger hat, und diejenige Steuer, auf die alles ankam, die von allen Unbefangenen längst gefordert wurde, die, rechtzeitig bewilligt, den ganzen Schuldenjammer verhindert, die ihrer ausgleichenden Gerechtigkeit wegen auch die sozialen Gegensätze im Reich sehr gemildert hätte, die Reichserbschaftsteuer, hat die konservative Partei immer verhindert und kündigt ihr auch jetzt noch, wo die Regierung sie in der allermildesten Form, der bloßen Nachlaßsteuer, vorschlägt, wo wir in der äußersten Not sind und jede weitere Reform von ihr abhängt, Opposition an. Der Reichtum will dem Vaterlande nichts opfern, und mit heuchlerischen Tränen wird der deutsche Familiensinn angerufen, der durch eine Zahlung vom Erbe verletzt we. de.

Es sind vor allem die Agrarier, die Widerstand leisten. Dabei erwäge man, was der Staat alles für die Landwirtschaft getan hat. Unsere Industrie hat sich so entwickelt, daß sie längst ohne Schutzzölle auskommen könnte, allein der Landwirtschaft wegen werden sie erhalten, und das Volk in seiner Gesamtheit trägt die Last. Früher hieß es, in England lebe man teuer und in Deutschland billig, heute ist es infolge unserer hohen Zölle umgekehrt. Die Steuerlast hat so zugenommen, daß jetzt alle Beamtengehälter wesentlich erhöht und zu diesem Zweck die Steuern heraufgesetzt werden müssen. Alles der Landwirtschaft zuliebe. Dazu die besondere Liebesgabe von etwa 45 Millionen Mark jährlich, die durch die Konstruktion der Branntweinsteuer den landwirtschaftlichen Brennern zugewandt wird. Schließlich die Miquelsche Steuerreform, die die höhere Belastung vermöge der besseren Einschätzung nicht dem Staate zu gute kommen ließ, sondern durch Aufhebung der Grundsteuer den Landwirten zuführte. Es ist wahr, alle diese Akte gereichten nicht bloß der Landwirtschaft, sondern der Gesamtheit zum Vorteil, weil dadurch das Gleichgewicht zwischen den drei großen Gewerbsgebieten, Landwirtschaft, Industrie und Handel, erhalten wurde. Ohne die kräftige Unterstützung der Landwirtschaft wären wir mit einer ungesunden und gefährlichen Schnelligkeit in den reinen Industriestaat hinübergeglitten, und viele alte Landwirtschaftsfamilien, die auch einen großen ethischen Wert darstellen, wären darüber zugrunde gegangen. Nicht nur sozial, sondern auch wirtschaftlich wäre Deutschland dabei schwer geschädigt worden. Wir haben also die Opfer, die wir der Landwirtschaft bringen, keineswegs zu bedauern, brauchen aber auch nicht zu vergessen, daß es doch die Landwirte sind, denen die Gesetzgebung die großen Gewinne zugeschoben hat, und haben deshalb das Recht, ihnen moralische

Vorwürfe zu machen, wenn sie sich jetzt weigern, auch ihrerseits einmal dem Deutschen Reich ein Opfer zu bringen, ein Opfer, daß immer minimal bleibt im Verhältnis zu den ungeheuren Vorteilen, die sie genießen und die in ihrem wirtschaftlichen Wohlergehen und dem unausgesetzten Steigen der Güterpreise deutlich genug zum Vorschein kommen.

Der Abgeordnete Dr. Böhme hat geglaubt, statistisch nachweisen zu können („Tag“ vom 24. Oktober), daß die Landwirtschaft weniger leistungsfähig sei als andere Zweige des Erwerbslebens, weil das landwirtschaftliche Einkommen nicht in demselben Maße wachse. Er berechnet, daß das Einkommen aus Grundeigentum von 1905 bis 1907 nur um 7%, das aus Handel, Gewerbe und Bergbau um 10%, aus Kapitalvermögen um 17%, aus gewinnbringender Beschäftigung um 19% zugenommen habe. Er hat dabei aber nicht in Betracht gezogen, daß, was doch genug bekannt ist, die landwirtschaftliche Bevölkerung konstant bleibt, der ganze Bevölkerungszuwachs Deutschlands in den anderen Gewerbszweigen unterkommt, daß also an diesen Einkommensrubriken von Jahr zu Jahr sehr viel mehr Köpfe teilnehmen, und er hat ferner nicht in Betracht gezogen, daß ja bei dem Einkommen aus Kapitalvermögen auch alle die Landwirte mitzählen, die außer ihrer Wirtschaft noch anderes Vermögen besitzen, und das sind bekanntlich sehr viele. Schließlich ist es auch falsch, wenn Herr Dr. Böhme behauptet, daß das Einkommen aus Grundvermögen sich viel eher steuerlich fassen lasse, als das aus anderen Quellen. Einkommen aus mobilem Kapital und gewinnbringender Beschäftigung läßt sich zwar leichter unterschlagen, aber nur dann, wenn der Deklarant ein positiver Betrüger ist; den Landwirten aber kommt zu gute, daß sie ihr Einkommen vielfach nicht arithmetisch berechnen, sondern nur abschätzen können; solche Abschätzungen sind immer sehr willkürlich, und es ist bekannt, daß sie bei den Landwirten ganz besonders niedrig sind, viel niedriger als etwa bei den Kaufleuten, die um ihres Kredites willen sich manchmal sogar zu hoch schätzen.

Was soll die Regierung machen, wenn die Konservativen unter derartigen Vorwänden wie „deutscher Familiensinn“ und „ungenügende Leistungsfähigkeit“ bei ihrem Widerstand gegen die Nachlaßsteuer verharren? Es gibt ja eine Partei außerhalb des Blocks, die gerade für diese Steuer prinzipiell große Sympathie hat. Das sind die Sozialdemokraten. Handelte es sich nur um diese Steuer, so würde es vermutlich gar nicht schwer sein, sie mit Hilfe dieser Partei durch den Reichstag zu bringen, und wenn die Konservativen widersprächen, würden sie nur den Nachteil davon haben, daß die besonderen Begünstigungen, die darin für das Erbe an Landgütern vorgesehen sind, noch gestrichen werden. Die Schwierigkeit liegt aber darin, daß nach der politischen Situation die Steuerreform als Ganzes vom Block als ganzem angenommen werden muß. Nichtsdestoweniger wird es immer gut sein, schon jetzt darauf hinzuweisen, daß, wenn die Konservativen in ihrem unpatriotischen Geiz die Reform wirklich zu

Fälle bringen sollten, sich hier die Möglichkeit neuer Kombinationen bietet, die gerade ihnen sehr unangenehm sein würden. Gewiß wäre es für die Regierung prinzipiell wie taktisch nicht leicht, solche Wege zu beschreiten, aber wenn es gilt, das Reich vor dem Bankrott zu bewahren, darf man auch das Äußerste nicht scheuen, und die Konservativen würden dafür die Verantwortung zu tragen haben.

Was sonst die Reichssteuerreform betrifft, so verweise ich auf die ausgezeichnete, soeben ausgegebene Schrift: „Die Reichsfinanznot und die Pflichten des deutschen Volkes wie seiner politischen Parteien.“ Ein Mahnwort eines alten Mannes, von Professor Dr. Adolf Wagner*, der mit dem ganzen Wissen des kundigen Finanztheoretikers und der Würde der starken Persönlichkeit und des bewährten Charakters für die Reform eintritt und den Parteien, namentlich auch den Konservativen, ins Gewissen redet.

Nur eine Steuer ist es, die in den Reformprojekten aufgetaucht, aber wenig behandelt und immer wieder verschwunden ist, die mir aber keineswegs von vornherein untunlich scheint, und über die ich daher hier einige Worte anfügen möchte. Es ist die Inseratensteuer. Man kann es den Zeitungen so sehr nicht verdenken, daß sie nicht gern davon sprechen, aber um so mehr müssen es andere. Man muß die Inseratensteuer auffassen als eine Art Verkehrssteuer. Wie der Staat bei mancherlei Rechtsakten, Kauf und Verkauf von Grundstücken und dergl. einen Stempel verlangt, wie er an der Post und den Eisenbahnen verdient, so ist auch das Inserieren ein wirtschaftlicher Akt, der sehr wohl einen kleinen Zoll verträgt. Natürlich muß er so konstruiert werden, daß nicht die Zeitungen, sondern das inserierende Publikum ihn trägt. Die sehr große Mehrzahl der Inserate geht vom Geschäftsleben aus, und zwar nicht von dem kleinen, kapitallosen Gewerbsmann, sondern von den kapitalkräftigen Geschäften, die auf große Erfolge rechnen. Den sogenannten Arbeitsmarkt kann man von der Steuer frei lassen. Die Familienanzeigen senden die Wohlhabenderen ein, die eine kleine Steuer ertragen können. Die praktische Konstruktion der Steuer wäre, wie mir von Sachkundigen versichert wird, keineswegs sehr schwierig. Die Zeitungsverleger selbst müßten sie als prozentualen Zuschlag zu dem von ihnen tatsächlich einklassierten Insertionspreis einziehen und gegen eine entsprechende Vergütung an die Reichskasse abliefern. Eine etwaige Verschiebung in den redaktionellen Teil wäre kaum mehr zu besorgen als jetzt, da, sobald man das bemerkte, die Zeitung dadurch an ihrem Ansehen beim Publikum zu sehr einbüßen würde. Auch könnte man dem Steueramt das Recht geben, wo ein solcher Verdacht auftaucht, anzufragen, ob diese oder jene Notiz gegen Bezahlung aufgenommen sei und sich eventuell durch eine beschränkte Buchkontrolle von der Richtigkeit der Auskunft zu überzeugen. Auch wenn man einen sehr mäßigen Steuerfuß nimmt, wären gewiß auf

*) Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht.

diese Weise an die dreißig Millionen zu erzielen. Ein Plattenstempel müßte diese Infratensteuer ergänzen.

Neben der Reichsteuereform geht her eine besondere preussische Steuerreform, die notwendig geworden ist, um die Gehaltserhöhungen zu decken. Die große Vorlage, die im Abgeordnetenhaus eingebracht ist, scheint nach beiden Seiten gut gedacht und durchgearbeitet. Besonders interessant darin ist die neue Gesellschaftsteuer, die die Aussicht auf ganz neue Bahnen auch sozialpolitischer Natur eröffnet.

Wir hatten bisher den Zustand, daß nicht nur der Aktionär in seiner Einkommensteuer mit dem andern auch sein Einkommen aus Aktien versteuerte, sondern daß auch die Aktiengesellschaften selbst Einkommensteuern zu zahlen hatten. Das ist eigentlich ein logischer Widersinn, denn Aktiengesellschaften haben wohl einen Ertrag, aber kein Einkommen; das Einkommen haben die Aktionäre. Es war eine tatsächliche Doppelbesteuerung, die dadurch erträglich gemacht wurde, daß die ersten $3\frac{1}{2}\%$ bei jeder Aktiengesellschaft frei blieben, also nur diejenigen Gesellschaften zahlten, die mehr als den gewöhnlichen Zinsfuß verdienten. Das war unlogisch, aber es ließ sich ertragen, da man ja eben nur die zum Zahlen heranzohlte, die etwas hatten.

Jetzt soll die Einordnung der Besteuerung der Aktiengesellschaften in die Einkommensteuer beseitigt und an Stelle dessen eine eigene Gesellschaftsteuer geschaffen werden, die mit der Einkommensteuer nur insofern etwas zu tun hat, als der Maßstab der neuen Steuer von dem Durchschnitt der bisherigen Verhältnisse, in die man sich eingelebt hat, genommen wird.

Wie will man es nun begründen, daß von zwei Geschäften, die sonst ganz gleicher Natur sind, und von denen das eine einem Privatmann, das andere einer Gesellschaft gehört, das zweite einer eigenen Steuer unterworfen wird, das erste nicht? Man versteht die Berechtigung dieser Steuer am besten, wenn man von den ganz großen Gesellschaften ausgeht, die durch ihre Kapitalkonzentration allen Privatleuten überlegen sind und schließlich als „Trusts“ strichweise oder sogar für das ganze Land eine Art Monopol gewinnen. Das ist ja eines der großen sozialen Probleme unserer Epoche. Soll man sich diesen Privatmonopolen einfach unterwerfen? Soll man die Trusts durch die Kraft des Gesetzes gewaltfam unterdrücken? Soll man suchen, sie allmählich in Staatsmonopole überzuführen? Sind ihre wirtschaftlichen Vorteile größer, die ja unleugbar sind oder ihre sozialen Nachteile, die ja ebenfalls unleugbar sind? Als der Verein für Sozialpolitik vor drei Jahren in Mannheim diese Frage behandelte, äußerte Professor Schmoller den Gedanken, die Lösung werde vielleicht darin liegen, daß der Staat die Trusts als eine natürliche Notwendigkeit und als einen wirtschaftlichen Vorteil anerkenne, sie aber unter Aufsicht nehmen und für die Allgemeinheit durch einen Gewinnanteil nutzbar mache. Dieser Vorschlag fand damals als ein theoretisches

*

Hirngespinnst, das praktisch völlig unausführbar sei, heftige Anfeindung. Schon heute kann man sagen, daß das Rheinbabenische Gesetz der erste Schritt auf diesem Wege ist.

Die Aktiengesellschaften haben durch die Leichtigkeit der Kapitalbeschaffung und Kapitalvermehrung einen so großen Vorsprung vor den Unternehmungen des Einzelnen, daß es durchaus billig ist, ihnen eine ihren Ergebnissen entsprechende Steuer aufzuerlegen, das heißt, die Allgemeinheit an ihrem Gewinn zu beteiligen. Es ist keine Einkommens-, sondern eine Ertragssteuer. Gesellschaften mit wenig Ertrag zahlen wenig, Gesellschaften mit mehr Ertrag nicht nur entsprechend, sondern progressiv mehr und nicht nur die Dividende, sondern auch der Reservefonds, die Abschreibungen u. werden dabei berechnet. Im Rahmen des Einkommenssteuergesetzes läßt sich diese Progression nicht einbringen. Das ist der entscheidende Punkt. Weiter aber ergibt sich hieraus die Möglichkeit, später einmal eine Progression auch in bezug auf die Größe der Gesellschaft einzufügen, d. h. also Trusts, die eine Monopolstellung einnehmen, als halb-öffentliche Anstalten zu behandeln, und was man jetzt einfach Ausbeutung des Publikums nennen würde, in einen Beitrag zu den öffentlichen Lasten zu verwandeln. In dem vorliegenden Gesetzentwurf ist noch eine Maximal-Besteuerung von $7\frac{2}{8}\%$ vorgesehen. Einen Grund für solche Begrenzung vermag ich nicht zu entdecken. Vielleicht ist er taktischer Natur. Nicht richtig scheint mir ferner, daß die Steuer als eine preußische vorgeschlagen ist. Sie ist ihrer ganzen Natur nach eine Reichssteuer, und es wäre ganz gewiß besser, sie schon jetzt in die Reichssteuerreform hineinzuziehen. Preußen kann dann seine 44 Millionen, die es dadurch verliert, an den Matrifularbeiträgen wieder einsparen. Man hat dagegen eingewandt, daß der Reichstag mit seiner demokratischen Wählerschaft gar zu hart gegen das Kapital werden könnte — ein Einwand, dem jeder Schatten von Berechtigung fehlt. So lange wir das Wohl des Deutschen Reiches selber diesem Reichstag anvertrauen, wird wohl auch das heilige Kapital noch unter seinem Schutz leben können. Der Göttinger Nationalökonom Gustav Cohn hat jüngst im „Bankarchiv“ mit Energie darauf hingewiesen, wie sehr umgekehrt die Landtage mit ihrer kapitalistischen Vertretung geneigt sind, das Kapital steuerlich zu schonen, und den Deutschen Reichstag hat das allgemeine Stimmrecht nicht verhindert, die schweren agrarischen Zölle und die Branntwein-Liebesgabe einzuführen, die die Massen denn doch recht erheblich belasten.

25. 10. 08.

D.

neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zu-
gekommen sind, verzeichnen wir:

Statistisches Amt der Stadt Düsseldorf für 1907. Düsseldorf,
Statistisches Amt & Cie.

**Th. — Moderne Theologie und Kultur. Essai. Mit zwölf Vollbildern in
Illustration.** (Die Kultur-Sammlung illustrierter Einzeldarstellungen, herausgegeben
von Cornelius Gurliitt. 20. u. 80. Band.) Berlin, Marquardt & Co.

Th. — Schatten. M. 1.50, geb. M. 2.50. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst
und Musik.

**Dr. Erieb. — Auswärtige Gewalt und Kolonialgewalt in den Vereinigten
Staaten von Amerika M. 6.—.** 60 Staats- und völkerrechtliche Abhandlungen.
Herausgegeben von Dr. Georg Jellinek und Dr. Gerhard Anschütz. Bd. VII, Heft 1.
Leipzig, Duncker & Humblot.

**D. E. — Die Heilige Schrift des alten Testaments in Verbindung mit Fach-
schriften übersetzt und herausgegeben von Professor D. E. Kautzsch.** Dritte, völlig
überarbeitete, mit Einleitungen und Erklärungen zu den einzelnen Büchern ver-
sehene Auflage. 1. Lieferung 10 Pf. Subskriptionsbedingungen: Die 8. Auflage der
deutschen Uebersetzung des A. T. erscheint in Lieferungen und zwar ist vor-
zuziehen, dass alle 6 Wochen eine Lieferung à M. 0.80 zur Ausgabe gelangt. Die
Vollendung des Werkes kann für das Frühjahr 1910 in Aussicht gestellt werden.
Leipzig, J. C. B. Mohr.

**Wand. — Jenseitiges Studentenleben zur Zeit des Renommisten von Zachariae.
Landschaftsbildern aus dem Besitze des Hamburgischen Museums für Kunst
und Gewerbe.** (5. Beiheft zum Jahrbuch der Hamburgischen wissenschaftlichen
Gesellschaft XXV) Hamburg, Lucas Gräfe & Sillem.

**F. X. — Die Stellung der Kirche zur Theologie von Hermann Schell auf
Grund der kirchlichen Akten und der literarischen Quellen erläutert. Ein theo-
logischer Kommentar zum päpstlichen Schreiben an Prof. Ernst Commer in Wien
am 21. Juni 1907.** Paderborn, Ferdinand Schöningh.

**Gustav. — Die norddeutsche Publizistik und die Reichsgründung im Jahre
1866 in Hannover.** Verlag der Göhmanschen Buchdruckerei.

**dam. — Die Stellung Norwegens und Schwedens im Deutsch-Dänischen
Kriege während der Jahre 1863 und 1864.** Kristiania, Jacob Dywad.

Adolf, Rudolf. — Siehdichum. Roman M. 4.—, geb. M. 5.—. Jauer, Oskar
Wagner.

Kugen. — Schiller. 3. Aufl. M. 6.50. München, C. H. Beck.

Dr. Franz. — Kater Murr und seine Sippe M. 2.—. München, C. H. Beck.

**II. — Das Problem einer Charakterologie. (Sonderabdruck aus dem „Archiv
für die gesamte Psychologie“.** XI. Bd. 8. u. 4. Heft.) Leipzig, Wilhelm Engelmann.
Verlag der Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte. 8. Heft
Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Hermann. — Die Einheit der Architektur M. 1.50. Berlin, Karl Curtius.

Dr. Karl. — Der Deutsche als Staatsbürger. M. 1.20. München, J. F.
Cotta.

Politische Schriften. — Programm der italienischen Modernisten. M. 1.—.
Leipzig, Eugen Dieterichs Verlag.

**Politische Schriften. — Antwort der französischen Katholiken an den Papst,
abgegeben in Jena.** Eugen Dieterichs.

**h, Gräfin Elisabeth. — Eck von Reischach. Historische Erzählung aus der
ersten Belagerung Wiens. M. 4.—, geb. M. 5.—.** Berlin, Hermann Walther.

**Saevernits, Dr. Gerhart. — England und Deutschland. Eine wirtschafts-
wissenschaftliche Studie.** Festschrift 69 S. Freiburg i. Br., H. M. Poppen & Sohn.

**oder Kant. Rede, gehalten in der Kunst- und Festhalle am 9. Mai 1906 bei
der hundertjährigen Feier der Uebergabe des Protektorats der Universität Freiburg
im Breisgau.** Leipzig, Speydr & Koerner.

Meynert, Dora. — Vom Baum der Erkenntnis und andere Novellen M. 2.50—.
Leipzig, Gohlis, Bruno Volger.

**kl, Paul. — Spartanerjünglinge. Eine Kadettengeschichte M. 2.—, geb.
M. 3.—.** Leipzig, Georg Wigand.

— Der Römer und die neuen Rathausbauten zu Frankfurt a. M., M. 1.—.
Leipzig, M. Gebrüder Knauer.

**oder der irrende Ritter vom Geist wie ihn mit allen seinen höchst klag-
sam und mühsigen Kreuz- und Querfahrten Johann Valentin Andreae hat für
die Bühne beschworen. M. 8.—.** Tübingen, H. Laupp.

a, Graf. — Nach Amerika in einem Auswanderer-Schiffe M. 6.—. Berlin,
Friedrich Paetel.

— Virorum obscurorum historiae. I. In Philosophos. 60 Pfg. Berlin,
Friedrich Walther.

Jern. M. 2.—. Berlin, Hermann Walther.

- Vollmer, Lie. Hass. -- Ein deutsches Adambuch. Nach einer ungedruckten Handschrift der Hamburger Stadtbibliothek aus dem XV. Jahrhundert. Mit zwei Illustrationen. Hamburg, Lütcke & Wulff.
- Weber, J. Fritz. -- Die dunklen Pfade der Verbrecherwelt. M. 250, III. Aufl. Leipzig-Gohlis Bruno Volger.
- Wetekamp, W. -- Die Selbstbetätigung in der Erziehung. M. 1.80. Leipzig, B. G. Teubner.
- Wohlgemuth, A. -- Doktor Jansen. M. 1.-- Leipzig-Gohlis, Bruno Volger.
- Wjohgram Dr. J. und Müller Paula. -- Ziele und Grenzen der Frauentätigkeit nach evangelischen Grundsätzen. Preis 50 Pfg. Leipzig, B. G. Teubner.
- Zeitschrift für Politik. -- Herausgegeben von Dr. Richard Schmidt und Dr. Adolf Grabowsky, I. Band, Heft 8. Jährlich erscheint ein Band in vier Heften zum Preise von 16 M. Berlin, Carl Heymann.

- Masovia. -- Mitteilungen der Literarischen Gesellschaft Masovia, herausgegeben von dem Vorsitzenden Prof. Dr. K. Ed. Schmidt in Lötzten. 13. Heft (13. Jahrgang.) M. 4.-- Lötzten, in Kommission bei Thomas & Oppermann.
- Morley, M. Warner. -- Vom Leben. Deutsch von Marie Landmann. (Wissen und Können. Bd. 8.) M. 8.80. Leipzig, J. Ambrosius Barth.
- Nahr, O. -- Die Radiotelegraphie (Wissen und Können Bd. 4.) M. 5.-- Leipzig, J. Ambrosius, Barth.
- Natorp, Paul. -- Volk und Schule Preussens vor hundert Jahren und heute. 50 Pfg. Giessen, Alfred Töpelmann.
- Ostwald, Dr. W. -- Die Energie (Wissen und Können, Bd. 1.) M. 4.40. Leipzig, Johann Ambrosius Barth.
- Pison, René. -- L'Europe et l'empire Ottoman. Les aspects actuels de la question d'Orient. (Avec deux cartes hors texte.) Paris, Perrin et Cie.
- Schnee, Dr. Heinrich. -- Unsere Kolonie (Wissenschaft und Bildung, Bd. 57.) Geb. M. 1.--, geb. M. 1.25. Leipzig, Quelle & Meyer.
- Schultz, Dr. Bruno. -- Hilfsbuch zur Einführung in die Praxis der Oesterreichischen politischen Verwaltung. Geb. M. 24.--. Wien, Akademischer Verlag.
- Sophokles' Antigone. -- Metrische Uebersetzung von Hermann v. Schelling. M. 2.--. Berlin, Karl Curtius.
- Ziegler, B. -- Wenn Aehren reifen. -- Dorfbilder aus Siebenbürgen. M. 1.50. Berlin, Karl Curtius.

Manuskripte werden erbeten an Herrn Dr. Gustav Roloff, Berlin=Charlottenburg, Königsweg 8.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions=Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Der Nachdruck ganzer Artikel aus den „Preussischen Jahrbüchern“ ohne besondere Erlaubnis ist untersagt. Dagegen ist der Presse freigestellt, Auszüge, auch unter wörtlicher Uebernahme von einzelnen Abschnitten, Tabellen und dergl., unter Quellenangabe ohne weitere Anfrage zu veröffentlichen.

Verantwortlicher Redakteur: In Vertr.: Dr. Gustav Roloff,
Berlin-Charlottenburg, Königsweg 8.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheenstr. 72/74.
Druck von J. S. Preuss, Berlin S., Dresdenerstr. 48.

Wie denkt Professor Harnack über die Enzyklika Pascendi?

Erst jetzt im Spätherbst ist mir der Zyklus von Besprechungen der Enzyklika p. d. g. zu Gesicht gekommen, der in der Internationalen Wochenschrift im Januar/Februar erschienen ist. Die Lektüre bleibt indes auch heute noch aktuell und sie ist hochinteressant. Fast jede der Einzel-Besprechungen regt in hohem Grade zum Nachdenken an, um wie viel mehr noch die Zusammenstellung so vieler, von so ganz verschiedenen Gesichtspunkten aus abgefaßter! Fast jede der Einzel-Besprechungen: denn von der einen von Professor Schnitzer kann doch nur gesagt sein, daß sie zum Nachdenken darüber Veranlassung gebe, durch welche Umstände sie denn wohl in der Reihe so tiefgrabender, von ernstruhigen Ermägungen erfüllter Darlegungen habe Aufnahme finden können? Eine ganz eigentümliche Aufgabe aber, eine Aufgabe von ganz besonderer und sehr interessanter Art, stellt dem Nachdenken die als Schlußwort bezeichnete Besprechung von Professor Harnack. Bei allen übrigen, bei Meurer, Troeltsch, Hauck, Ehrhard, Herrmann, Eucken, Köhler, Mausbach, Paulsen fragt man sich, „wie stelle ich mich zu seinen Argumenten?“; bei Harnack ist die Frage, die sich aufdrängt, die: „Wie stellt er sich zu seinen Argumenten?“ Was folgt mit Notwendigkeit aus Spalte 259, 260, 262 für die Auffassung von Spalte 261? Die Antwort läßt sich sehr präzis geben; denn es kann ganz in seinen eigenen Worten geschehen; eben durch diesen letzteren Umstand aber gewinnt sie ein großes Interesse.

In Spalte 259 gibt Verfasser sein Urteil ab über die Stellung der katholischen Theologie-Professoren im Wissenschaftsbetrieb der Universitäten. Nachdem er die Schwierigkeiten derselben in ein scharfes Licht gerückt hat, weist er nach, daß diese Schwierigkeiten dennoch nicht Behinderungsgründe seien. Seine Begründung dieser

Ansicht enthält folgenden Passus: „Man darf nicht verkennen, daß die Wissenschaft nur gegen Gesinnungslosigkeit, Lüge und Heuchelei eine Polizei besitzt, nicht aber gegen Ueberzeugungen und Voraussetzungen. Dem Heuchler, dem Plagiator reißt sie die Maske ab und wirft ihn aus dem Tempel; aber auch die sonderbarsten Voraussetzungen muß sie passieren lassen, wenn sie ihr als Ueberzeugungen entgentreten und wenn die, welche sie hegen, sie mit wissenschaftlichen Mittel dazutun streben. An dieser Stelle fährt er fort: Weit verbreitet ist im Protestantismus freilich der Argwohn, solche Voraussetzungen, wie sie von katholischen Theologen gehegt würden, könnten gar nicht wirkliche Ueberzeugungen sein.“ „Aber eben dies“, so lautet der folgende, in Sperrdruck gegebene Satz, „ist ein ganz ungerechtfertigtes Vorurteil.“ Und nun weist er, aus der persönlichen Erfahrung, zu welcher seine weitverzweigten wissenschaftlichen Beziehungen ihm Gelegenheit geboten und sein gerader, klarer, sympathiebegabter Blick für fremdes Geistes- und Seelenleben ihn befähigt hat, das Vorhandensein katholischer Gelehrter (Theologen) nach, die mit unerschütterlicher wissenschaftlicher Gesinnungstreue, mit außerordentlichen Kenntnissen und ungewöhnlichem Scharfsinn, solche Anschauungen über Kirche und Papst verbinden, „wie das Vatikanum verlangt“. Mit Wärme schildert er uns, wie diese Männer, die zu den schwersten Opfern bereit seien, wo es Wahrung ihrer Zugehörigkeit zur Kirche gilt, ganz ebenso um der Wahrung ihres wissenschaftlichen Wahrheitsfinnes willen, bereit seien, jedes, auch das schwerste Opfer auf sich zu nehmen. „Wer das nicht zu begreifen vermag,“ sagt Harnack, „der suche die Schuld in sich selber; denn er hat nicht ermessen, was es bedeutet, einem Organismus anzugehören, der der Organismus des Sittlichen und Guten sein will, der es auch für Ungezählte noch immer ist, die Menschheit umspannt und beinahe so alt ist, wie unsere Zeitrechnung.“ Praktisch ist natürlich das Wichtigste seine Folgerung, daß mithin die katholischen Theologen an die Universitäten gehören; nicht diese Folgerung aber ist es, die zu jener ganz besonderen Art von Nachdenken Anlaß gibt, sondern dies thun die für sie grundlegenden hier zitierten Erwägungen, und zwar dann, wenn sie zusammengehalten werden mit den Aeußerungen über die Enzyklika selbst, die in der Fortsetzung des Artikels erfolgen.

Spalte 261 lesen wir: „Die Enzyklika wirft nicht nur der ganzen modernen Wissenschaft den Fehdehandschuh hin, sondern sie ist sittlich minderwertig, weil sie tödliche Streiche gegen den Wahr-

heitsfönn zu föhren sucht, wie er sich immer sicherer entwickelt hat.“ Welches nach Harnack selbst die richtige Antwort auf diese scharfe Beurteilung ist, das finden wir, wenn wir in seinem Artikel zurüch- und vorwärtsblättern. „Wer das nicht zu begreifen vermag“ (jene Verbindung nämlich, wissenschaftlichen Wahrheitsfönnes mit katholischer Ueberzeugung), haben wir gelesen, „der suche die Schuld bei sich selber; denn er hat nicht ermessen, was es bedeutet, einem Organismus anzugehören, der“ usw., wie bereits zitiert worden. Da nun der Papst auch dem Organismus angehört, auf welchen diese Äußerung sich bezieht, so folgt, daß, wenn er, fußend auf denjenigen Anschauungen über Kirche und Papst, welche das Vatikanum verlangt, die kirchliche Lehre verteidigt, dies auch seinerseits unter voller Hochhaltung des wissenschaftlichen Wahrheitsfönnes geschehen kann. Diese Möglichkeit leugnen, das wäre, nach Harnack, sich einem zwar in protestantischen Kreisen weit verbreiteten, aber deshalb doch gänzlich ungerechtfertigten Vorurteil hingeben. Damit bliebe allerdings die Frage nach dem tatsächlichen Sachverhalt vorläufig noch offen. Ausführliches über diesen, über den sittlichen Wert der Enzyklika und speziell ihre Stellung zum Wahrheitsfönn, finden wir auf Spalte 262.*) Hier lesen wir: „Anderseits ist man der Enzyklika die Erklärung schuldig (die mir in den Kritiken kaum entgegengetreten ist), daß sie nach langer, langer Zeit von höchster katholischer Stelle die Glaubens- und Weltanschauungsfrage (nicht aber die Frage des Papsttums,) in den Mittelpunkt stellt.“ „Fast möchte ich sagen, der Papst rüttelt die Gewissen seiner Gläubigen auf! Sollten wir uns darüber nicht freuen? Er zwingt sie freilich alsbald auf einen ganz bestimmten Weg und bringt seine Macht in den Disziplinarvorschriften, die er erläßt, in fürchterliche Erinnerung; aber er lenkt ihre Aufmerksamkeit doch auf Glaubensfragen, er lenkt sie auf den „Modernismus“, den er (nicht ohne Aufbieten von Kenntnissen) eingehend schildert! Er nimmt also die unausbleiblichen Folgen aller geistigen Unruhe in den Kauf, weil er die Sache, den wahren, rechten Glauben für so wichtig hält. (Wäre es ihm nur um die eigene Herrschaft zu tun, so wäre diese Enzyklika das ungeschickteste Schriftstück von der Welt —) es ist ihm wirklich um den christlichen Glauben und die rechte Theologie zu tun, wie er sie versteht.“

*) Die Klammern sind von mir; ich teile, um nicht irgendwie durch Lösung des Zusammenhangs zu entstellen, auch das für meinen Zweck minder wichtige mit, habe es aber deshalb in Klammern gestellt.

„Er rüttelt die Gewissen seiner Gläubigen auf!“ Wenn Harnack dies „fast sagen möchte“, in welcher Beziehung versteht er dann dieses Aufrütteln? Wie der Gesamtabschnitt ergibt, versteht er es gerade inbezug auf den Wahrheitsinn. Leo XIII. hat auch einmal in hervorragender Weise in einer Enzyklika die Gewissen seiner Gläubigen aufgerüttelt. Aber da geschah es nicht inbezug auf den Wahrheitsinn; da geschah es inbezug auf soziale Pflicht, also auf Gerechtigkeit gegenüber dem Nächsten, Nächsten-Achtung, Nächsten-Liebe. Pius X. stellt in der Enzyklika p. d. g., wie Harnack urteilt, die „Glaubens- und Weltanschauungs-Frage in den Mittelpunkt“. Und wie denn tut er das? Stellt er die Frage in den Mittelpunkt, ob der katholische Glaube der wahre, die christliche Weltanschauung die richtige sei? Nein, auf die Weise tut er es nicht. Er setzt bei den Lesern voraus, daß sie hierüber bereits zu einer Ueberzeugung, und zwar (die Enzyklika ist für Katholiken geschrieben) zu der christlich-katholischen gelangt sind. Aber deshalb ist doch die Bemerkung, daß er die Glaubens- und Weltanschauungs-Frage in den Mittelpunkt stellt, um nichts weniger zutreffend. Pius X. stellt in seiner Enzyklika in den Mittelpunkt die Forderung nach einer konsequenten Weltanschauung. Zu dem Zwecke wird die Aufmerksamkeit der Gläubigen auf den „Modernismus“ gelenkt und dieser möglichst eingehend geschildert, damit in möglichster Deutlichkeit hervortrete, daß derselbe konsequenterweise nicht sich mit der katholischen Ueberzeugung vereinigen lasse. Konsequentes Denken, was ist das? Wahrheitsinn. Konsequentes Denken ist die unablässige Betätigung des strengsten, absolut unbeugbaren Wahrheitssinnes in dem ganzen Umfang des Geisteslebens; deshalb ist es Erweis höchster sittlicher Kraft. Es ist das immer wache, unerbittliche Konfrontieren von Gesamt-Anschauung und Teil-Erkenntnis: es ist das unermüdete Sich-vor-die-Seele-halten des Bewußtseins: wenn Gesamt-Anschauung und Teil-Erkenntnis einander widerstreiten, so steckt in einem von beiden Irrtum, wenn sie scheinbar widerstreiten, so steckt der Irrtum in den Bindegliedern; es ist die nie erlahmende Entschlossenheit, den Widerstreit nicht zu vertuschen, sondern mit aller Energie die Lösung anzustreben. Gewiß, man kann immerhin sagen, es gibt auch Menschen, bei denen der Mangel an konsequentem Denken nicht auf einem Mindermaß sittlichen Wertes, bei denen er auf Minderwertigkeit lediglich der Intelligenz beruht. Aber das sind dann diejenigen, die aus Eigenem auch nicht einmal inkonsequent, sondern gar nicht zu denken vermögen, die nur fremdes

Denken spiegeln, wobei dann natürlich, ohne daß die sittlichen Qualitäten des Betreffenden verantwortlich gemacht werden könnten, die zufälligen Umstände ebenso gut einmal ein wirklich konsequentes Bild, wie ein anderes Mal ein etwas inkonsequentes, oder ein drittes Mal ein ganz buntschedig zusammengewürfeltes hervorbringen mögen. Von dem Selbstdenker nur, aber von ihm ohne Einschränkung, gilt es: Konsequentes Denken ist Wahrheitsinn. Sein Wille zu äußerster, umfassendster geistiger Anspannung um des Findens und unermischten Festhaltens der Wahrheit willen, ist Wahrheitsinn in höchster Potenz; Wahrheitsinn ist sein strenges Sich-selbst-versagen jeglichen Faktierens, auch im eigenen Innern, jegliches Kompromisses, sei es nach innen, sei es nach außen.

Gibt es denn aber nicht Gegenstände, welche uns hindern, wirklich dies als Forderung der Enzyklika zu erkennen? Wie paßt ein so hohes Ideal mit jenen Disziplinar-Vorschriften zusammen, deren Harnack als eines „fürchterlichen In-Erinnerung-Bringens seiner Macht“ gedenkt, und die in der Tat nicht herzerquickend-erfreulich sind!? Nun, ich denke mir: Harnack hat z. B. auch von der Wissenschaft ein hohes Ideal, und doch spricht er in eben diesem Artikel davon, daß die Wissenschaft eine Polizei habe, gegen gewisse Dinge. Pfui, im Geistigen eine Polizei!: fühlt da immer gleich das ästhetische Gefühl sich versucht auszurufen! Aber sie wird wohl schon ein notwendig Uebel sein! Und doch handelt es sich, nach dem, was er uns darlegt, bloß darum, daß sie, erstens, den einzelnen Gelehrten schütze, davor, daß ihm nicht etwa durch den Plagiator sein Ruhm, sein Vorteil entwendet werde, und zweitens — was immerhin schon ein Bedeutungsvolleres ist — daß sie Gelehrtenkreise davor schütze, Unwürdige in ihrer Mitte zu haben. Für den Papst aber handelt es sich darum — Harnack hebt hervor, daß dies ein Haupt-Augenmerk bei Abfassung der Enzyklika war — die Gemeinde zu schützen, daß ihr nicht dasjenige, was nach Pius des Zehnten, aber auch ganz allgemein nach katholischer Ansicht, ihr wertvollstes Erbe ist, „der rechte Glaube“ entwendet oder geschädigt werde. Wo so Großes Gegenstand der Sorge ist, mag es sich wohl unter Umständen rechtfertigen, die Empfindlichkeit der Gelehrten gegen etwas, was nach Polizei aussieht, weniger zu berücksichtigen, als eben den Nutzen der Gemeinde. Darüber kann ja Uneinigkeit nicht bestehen, daß die Kirche das Recht hat, zu fordern, daß als in ihrem Auftrag nicht bloß nichts subjektives Unwahres, sondern auch nicht solches gelehrt werde, was nach ihrer Auffassung

objektiv unwahr ist. Als im Namen und Auftrag der Kirche zu lehren berufen aber sieht die Gemeinde jeglichen Geistlichen an, auch dann, wenn er, als Universitäts-Professor, gleichzeitig einen Staats-Auftrag hat. Auch daß die Kirche nicht bloß ideell die betreffende Forderung stelle, daß sie zugleich sich darum kümmere, ob ihr entsprochen wird, leuchtet als selbstverständliches Erfordernis ein. Nur das Mehr oder Minder an Kontrolle kann Gegenstand verschiedenartiger Beurteilung sein, wie es ja auch Gegenstand der Entschließung je nach der besonderen Lage ist. In dieser Beurteilung werden zweifellos die Ansichten auf das mannigfaltigste auseinandergehen; aber auch wer Ueberwachungs-Maßregeln am abgeneigtesten ist, wird nicht gegen sie ins Feld führen können, daß sie ein Hemmnis für den Wahrheitsfinn bildeten. Nicht weil sie dem Wahrheitsfinn irgendwelche Fesseln anlegten, oder weil sie ihm „töbliche Streiche“ versetzten, sind sie empfindlich, sondern sie sind es deshalb, weil in ihnen ein sehr schlechtes Kompliment für die Theologen, und zwar gerade inbezug auf ihren Wahrheitsfinn, liegt. Wollen sie doch auf dem Wege der Kontrolle eben das bewirken, was der Wahrheitsfinn schon aus sich heraus bewirken müßte. Etwas als katholische Lehre auszugeben, was nicht katholische Lehre ist, das müßte schon die alleelementarste Wahrheitsliebe unmöglich machen; etwas als vereinbar mit der katholischen Lehre darzustellen, was nicht mit ihr vereinbar ist, das müßte das konsequente Denken, also der ausgebildete Wahrheitsfinn, verhindern; schließlich, sich so auszudrücken, daß die Lehre unrichtig zur Darstellung kommt, während man sie doch korrekt im Bewußtsein trägt, dies müßte, als letztes, noch die sprachliche Sicherheit verhüten. In dem Inkrafttretenlassen von Ueberwachungs-Maßregeln drückt die Annahme sich aus, daß diese drei Faktoren, oder doch der eine oder andere von ihnen, nicht richtig funktionieren. Wir kommen also zu dem Schluß: Jene Höchstaufgabe, auf welche die Enzyklika hinweist, und die Ueberwachungs-Maßregeln, zu welchen sie greift, stehen nicht in Widerspruch. Verbindendes Glied für ihr beieinanderstehen in ein und derselben Kundgebung ist die Annahme, daß es um den Wahrheitsfinn nicht überall so stehe, wie es sollte. Nicht überall! —: Unsere deutschen Bischöfe scheinen ja, glücklicherweise, ein Inkrafttreten solcher Maßnahmen für Deutschland gegenwärtig nicht als erforderlich anzusehen. Sie scheinen nicht zu fürchten, daß bei den deutschen katholischen Theologen jene Definition Anklang finden könnte, die seinerzeit in einer sehr wohlwollenden Re-

zension theologischer Werke — es waren protestantisch-theologische — im „Kunstwart“ zu lesen war: Theologie sei die Kunst — zwischen den Zeilen zu schreiben!

Noch eins! Hemmung des Wahrheitsfinnes durch die Enzyklika, sagten wir, liegt in keiner Richtung vor; Hemmung des Wissenschaftsbetriebes aber, möchten wir der Vollständigkeit halber noch ausdrücklich hinzufügen, liegt in genau der Richtung vor, in der sie schon immer für die kath. theologischen Fakultäten vorhanden war. Das Höchste, wie andererseits auch das Unterste wissenschaftlicher Tätigkeit sind in ihnen jederzeit von Hemmnissen frei gewesen — weil höher als deren Bereich, die einen, tiefer als deren Bereich, die anderen: das konsequent zu Ende Gedachte oben, die mehr handwerksmäßige Leistung, die in jedem Wissenschaftsbetrieb auch erforderlich ist, unten. Für das zwischen beiden in der Mitte liegende hat es immer Schranken gegeben. Die katholischen Theologen haben, wie dies auch Harnack gleich eingangs seines Artikels hervorhebt, nie die Freiheit gehabt, jede in ihrem Geist auftauchende Hypothese sofort der Öffentlichkeit zu übergeben, ohne sie erst, nach ihrer ganzen Tragweite, an derjenigen Gesamt-Anschauung gemessen zu haben, zu der sie, so lange sie katholische Theologen sind, sich bekennen. Durch innere Nötigung des Wahrheitsfinnes waren sie hieran gehindert; durch gründliche Wissenschaftlichkeit, sollte man denken, waren sie es gleichfalls! Zum dritten aber waren sie es auch noch durch die äußere Nötigung des übernommenen Amtes. Wohl mag es sein, daß hierdurch manches Mal ein Gedankenkeim in der Verborgenheit zurückgehalten worden ist, der ganz wohl im Wissenschaftsbetriebe hätte anregend wirken können. Wie denn Prof. Hauck in eben diesem Zusammenhang, in der in Rede stehenden Artikelserie, sehr richtig bemerkt: „Auch der Irrtum führt vorwärts.“ Daß der katholische Gelehrte ein solches Opfer mit Bewußtsein zu bringen bereit, und das katholische Publikum mit dieser seiner Haltung einverstanden ist, das ist es, was dem Protestanten (d. h. dem nichtorthodoxen) wohl immerdar ein Rätsel bleiben wird. Nicht einmal ein Mann von Harnacks ganz eigenartiger Enträtselungskraft für fremde Anschauungsweise hat dieses Rätsels Ergründung vollständig zu finden vermocht. Es liegt hier — in der Tatsache, der Fähigkeit zu solchem Verzicht, bei dem einen, und der Unfähigkeit solchen Verzicht zu verstehen, bei dem anderen — ganz offenbar der Punkt, an welchem die Verschiedenheit zwischen der Geistes-Richtung des Katholiken und der des Protestanten (des nichtorthodoxen) mit be-

sonderer Prägnanz zutage tritt. Protestantische Art: Richtung auf möglichst umfassendes, möglichst ebenmäßiges Nebeneinandersehen alles dessen, was überhaupt gedacht werden kann. Katholische Art: Richtung auf möglichst strenges, möglichst lückenloses Zu-Ende-Denken. Oder: Protestantisch — Richtung in die Weite und Breite: Katholisch — Richtung in die Tiefe. Unnötig wird es hierbei sein, eigens aufmerksam zu machen, daß unter „Richtung“ nicht „ausschließliche“, sondern „ausschlaggebende“ geistige Aktions-Linie zu verstehen ist. Ganz ohne Anteil an der anderen kann auch nicht einen Augenblick lang eine von ihnen bleiben. Die volle Vereinigung beider aber würde der Idealzustand sein. Indes, solche volle Vereinigung geht über die höchsten Möglichkeiten des Menschengesistes noch hinaus. Auch will ich, um in nichts es an der vollständigsten Ehrlichkeit fehlen zu lassen, nicht versäumen, zu sagen: Indem ich ihre volle Vereinigung für den Idealzustand erklärte, hatte ich dabei sehr wohl im Auge, daß alsdann naturgemäß die Tiefe das Tragende und somit in letzter Linie Entscheidende wäre.

Doch dies wird schon einem Intermezzo allzu ähnlich! Zurück zur Enzyklika und zu dem, was Harnack über sie urteilt!

Aus dem strengen und unbedingten Hochhalten des Wahrheits-sinnes seitens der Enzyklika folgt noch ein anderes, sehr wichtiges: es folgt aus demselben ihr ablehnender Standpunkt gegenüber allen Denjenigen, die nur aus Gemütsanhänglichkeit und Opportunitäts-Erwägungen (womit selbstverständlich hier nicht egoistische gemeint sein sollen, sondern Erwägungen, was der Menschheit von Nutzen sei), an der Kirche festhalten. In solchem Festhalten liegt nicht genug innere Wahrhaftigkeit! Die Kirche sagt über sich selbst aus, daß sie nicht eine rein natürliche Erscheinung sei, die etwa durch relative Vorzüge andere übertreffe, sondern, daß übernatürliche Kräfte in ihr walten. Nur wer ihrer Selbst-Aussage seine Zustimmung gibt, ist Katholik. Katholik sein wollen ohne diese Zustimmung, das läßt der Wahrheits-sinn nicht zu.

Seitens eines jeden außerhalb der Kirche Stehenden beweist es hohen Gerechtigkeits-sinn, wenn er, wie Harnack, relative Vorzüge der Kirche so gelten läßt, wie wir das aus Spalte 259 bereits zitiert haben. Aus dem einen Satz leuchtet sein Gerechtigkeits-sinn in zwiefacher Richtung hervor: Der großen Gesamt-Erscheinung gegenüber, hier also der Kirche; den Einzel-Menschen gegenüber, hier also den Theologie-Professoren. Gerechtigkeits-sinn, das ist auch ein Zweig des Wahrheits-sinnes; in richtigerem Bilde: einer seiner

mächtigsten Aeste. Mit der Krone allerdings — der unerschütterlichen Konsequenz des Denkens — steht Gerechtigkeitsfönn nicht mehr in Beziehung; er ist Wahrheitsfönn im Hinblick auf alles dasjenige, woran menschliches Wirken einen Anteil hat, und insoweit es daran Anteil hat. Weil Menschliches sein Aktionsgebiet ist, darum wirkt er in demjenigen, der ihn zu eigen hat, und weckt er in demjenigen, der ihn gewahrt wird, jenes schönste Band, das Mensch an Menschen bindet: Sympathie. Aber: „Eine Sache mit Gerechtigkeitsfönn beurteilen“ und „Einer Sache gerecht werden“ ist noch nicht ein und dasselbe. Hier, auf den Spezialfall angewandt: Das Bild, das Harnack mit sympathischem Empfinden von dem katholischen Theologen als Idealbild zeichnet, ist nicht das Idealbild. Der ideale katholische Theologe ist allerdings einerseits (darin ist ihm selbstverständlich zuzustimmen) nicht derjenige, der „nur aus blinder Unterwerfung“ an der Lehre der katholischen Kirche festhält; es ist aber auch derjenige nicht, der festhält, weil Bande, deren Bedeutung, wie Harnack ausführt, so leicht nicht ein fremder Beobachter ermessen kann, ihn einem Organismus verknüpfen, „der der Organismus des Sittlichen und Guten sein will, der es auch für Ungezählte noch immer ist, die Menschheit umspannt und beinahe so alt ist, wie unsere Zeitrechnung“. Nicht das Sich-vor-täuschen einer Ueberzeugung unter dem Einfluß so stark wirkender Umstände genügt; — es genügt nur wirkliche Ueberzeugung. Diese — die wirkliche katholische Ueberzeugung — hervorzubringen, ist nicht nur ein sekundäres Gefühl, wie Anhänglichkeit, unfähig: die Enzyklika geht weiter, sie bringt eindringlichst in Erinnerung, daß auch das primäre, religionschöpferisch sich betätigende Gefühl unfähig hierzu ist. Auch wenn dieses Ergebnisse zeitigt, die auf den verschiedensten Gebieten mit der Lehre der Kirche in Einklang zu stehen scheinen, katholischen Glauben hat es — so wird nachgewiesen — auch dann nicht hervorgebracht.

Kann man ernstlicher, als es durch die Mahnung zur Selbstprüfung über diese Fragen geschieht, die Sonde anlegen, an die tiefinnerste Wahrheitsliebe? Kann man energischer die Forderung konsequenten Denkens betonen, als indem man es ablehnt, Resultate gelten zu lassen, sofern man die Basis nicht gelten lassen kann, von der aus sie gewonnen sind?

Der Stellung gegenüber, welche der „Modernismus“ dem Gefühl einräumen will, hebt die Enzyklika die Stellung der Vernunft hervor, die leitend über ihm (nicht „erläuternd unter ihm“) zu walten

habe. Ihre Ausführungen zu diesem Punkte sind auf das Engste auf die theologische Frage bezogen, die dem „Modernismus“ gegenüber zur Erörterung steht. Zur Zeichnung des idealen katholischen Theologen aber brauchen wir noch ein Anderes, außer der Erinnerung an die das Gefühl leitende Stellung der Vernunft. Wir brauchen die Erinnerung an dasjenige, was in den Grußworten am Schluß der Enzyklika, „Jesus Christus, der Urheber und Vollender unseres Glaubens, sei mit seiner Kraft bei Euch“, ausgesprochen ist: an die Glaubensgnade. Nur derjenige, in welchem die Glaubensgnade tatsächlich wirksam ist, ist der ideale katholische Theolog. Nur ein Solcher ist überhaupt der wirkliche Katholik. Und darum ist es unmöglich, daß ein Nicht-Katholik, selbst wenn an seiner Gerechtigungs-Gesinnung auch nicht das Geringste mangelt, das Ideal-Bild des katholischen Theologen so zeichne, daß wir es als ein gerechtes anzuerkennen vermögen. Der wichtigste Zug dieses Bildes, der in unsern Augen Realität ist, ist in den seinigen Illusion. Unser Verschieden-sehen in diesem Punkte bedeutet tatsächlich: in zwei seelisch ganz verschiedenen Welten leben. Ueber die Kluft, die zwischen den beiden liegt, können wir gegenseitig nicht hinweg. Wir wollen nicht tun, als ob sie nicht vorhanden wäre, und blind hineinrennen. Wir wollen sie auch nicht zuschütten: denn zuschütten läßt sie sich nur mit Unwahrheit. Aber uns freundlich die Hände herüber und hinüber reichen, was die Gelehrten in der Wissenschaft ebenso gut tun mögen, wie alle Andern im Leben, — warum denn nicht? Wir haben doch beiderseits die Absicht, uns als Christen zu benehmen!

Abschließend aber hätten wir nunmehr zu sagen: Das Bild des katholischen Theologen, das Harnack Spalte 259 gezeichnet hat, ist freilich das günstigste, das er als Nicht-Katholik überhaupt konzedieren kann. Die Beurteilung der Enzyklika aber, die auf Spalte 261 steht, ist er so wenig genötigt, aufrechtzuerhalten, daß er selbst bereits tatsächlich sie durch die Gesamtheit seiner Äußerungen auf Spalte 262 implizite, aber vollgültig, widerlegt hat.

Dies wäre nun eigentlich wirklich der Abschluß! Eine Äußerung Harnacks über die Enzyklika aber ist dabei noch unbesprochen geblieben. Es ist die einzige, der ich ganz aus Eigenem, ohne Berufung auf von ihm selbst Ausgesprochenes, eine Meinung entgegenzustellen hätte. Harnack sagt, es sei in der Enzyklika „der Versuch gemacht, den „Modernismus“ zu widerlegen“ und „dieser Versuch“ sei „kläglich ausgefallen“. Ich kann mich ja irren: aber mein Ein-

druck ist, daß ein Widerlegungsversuch im eigentlich wissenschaftlichen Sinne (und ein solcher ist es doch, den er als kläglich ausgefallen ansieht) in der Enzyklika überhaupt nicht vorliegt. Auf zwei Arten kann man versuchen, Behauptungen wissenschaftlich zu widerlegen. Die eine Art ist, daß man Gründe anführe, um sie als unhaltbar in sich darzutun; die zweite ist, daß man sich bestrebe, ein Anderes, das als unvereinbar mit ihnen aufgezeigt wird, als Wahrheit zu erweisen. Keinen von beiden Wegen hat die Enzyklika eingeschlagen. Die Unvereinbarkeit zwischen dem „Modernismus“ und der katholischen Lehre allerdings legt sie auf das deutlichste dar. Es geschieht dies unter Aufwendung größter Sorgfalt und wissenschaftlicher Gründlichkeit und auf Grund eines theologischen Wissens, dem auch Harnack („nicht ohne Aufbieten von Kenntnissen“) und Troeltsch („Ich kann sie keineswegs theologisch unbedeutend finden“) ihre Anerkennung nicht versagen. Daß praktisch für den Katholiken jener Nachweis der Unvereinbarkeit völlig gleich einer Widerlegung wirkt, sei zugegeben; als solche „praktische Widerlegung“ ist sie dann aber auch nicht „kläglich ausgefallen“, sondern glänzend gelungen. Trotzdem aber würde sie theoretisch wissenschaftlich als Widerlegungsversuch, meines Erachtens, erst dann anzusehen sein, wenn zu dem Nachweis dieser Unvereinbarkeit die Beweisführung für die Wahrheit der katholischen Lehre noch als zweite Hälfte ergänzend hinzuträte. So wenig ich beim Lesen der Enzyklika eine solche zweite Hälfte vermißt habe — und vermißt hat sie wahrscheinlich auch kein anderer Katholik! — so habe ich doch auf Harnacks Aeußerung hin nach ihr gesucht; —: indes, ich habe sie nicht gefunden. Gefunden aber habe ich ein Anderes, nämlich die Ankündigung eines zu begründenden wissenschaftlichen Instituts, und da lag denn der Gedanke nahe, daß wohl demselben gerade diese Widerlegung als zunächst in Angriff zu nehmende Aufgabe zugewiesen werden solle. Alleinstehen wird es freilich auf keinen Fall in der Inangriffnahme dieser Widerlegung; alleinstehen werden in ihr überhaupt auch nicht die katholischen Theologen. Gemäß dem Wort von Prof. Hauck: „auch der Irrtum führt vorwärts“, ist mit höchster Wahrscheinlichkeit zu erwarten, daß aus eben den Reihen, aus welchen die „Modernisten“ den eigentlichen Impuls empfangen haben, auch wiederum die Ueberwindung der den „Modernismus“ begründenden Hypothesen ausgehen wird. Katholiken werden an dieser Ueberwindung arbeiten; aber keinesfalls nur Katholiken. Der Papst aber wendet sich naturgemäß nur an diese. Es drängt beim Lesen der Enzyklika geradezu

die Auffassung sich auf, daß er die Widerlegung alles dessen, was in den wissenschaftlichen Strömungen der Gegenwart mit der katholischen Lehre unvereinbar ist, und zwar Widerlegung namentlich durch positive Begründung der katholischen Lehre, als die große Zukunftsaufgabe ins Auge faßt, die er der katholischen Theologie zuweisen will. Eine ausdrückliche Erklärung hierüber aber ist in der Encyklika nicht enthalten. Sollte also der Papst in Zukunft in einem anderen Sinne über seine Absichten sich aussprechen, oder, desgleichen, sollte Professor Harnack Anzeichen eines wissenschaftlichen Widerlegungsversuchs in der Encyklika, die ich bisher nicht bemerkt hätte, nachweisen, so bin ich jederzeit bereit, bezüglich dieser beiden nahe verwandten Punkte mich überzeugen zu lassen.

Jemand, der katholisch,
aber nicht Theologie-Professor ist.

Nachschrift.

Der vorstehende Aufsatz sucht einen großen Widerspruch nachzuweisen, den ich mir in meinen Betrachtungen der päpstlichen Encyklika d. J. 1907 angeblich habe zuschulden kommen lassen: nach den Prämissen, die ich entwickelt, und nach dem, was ich in der Encyklika anerkannt habe, soll ich verpflichtet gewesen sein, sie zu loben, ja als den Ausfluß höchsten Wahrheitssinns gelten zu lassen. Die Sache aber steht so: ich habe zugestanden, daß der volle Wahrheitsinn bei solchen katholischen Theologen — von außerordentlichem Wissen und ungewöhnlichem Scharfsinn — bestehen kann, „die zahllosen katholischen Einrichtungen kritisch gegenüberstehen, die die gegenwärtigen Zustände der Kirche aufs tiefste beklagen, und die doch felsenfest davon überzeugt sind, daß nur die römisch-katholische Kirche die Kirche Christi und ihr Papst sein Statthalter ist“. Daß dagegen objektiver und subjektiver Wahrheitsinn bei solchen katholischen Kirchenhistorikern vorhanden sein kann, die alle Einrichtungen und Behauptungen der katholischen Kirche und ihrer Tradition in Bausch und Bogen verteidigen, davon vermag ich mir eine Vorstellung nicht zu machen. Es ist mir vielmehr schlechtthin unbegreiflich, wie ein kenntnisreicher Theologe imstande ist, all dieses rückständige und geschichtlich längst widerlegte Zeug nach seinem Inhalt und präsumierten Alter zu rechtfertigen. Was er bei sich zu rechtfertigen vermag, das ist die Existenz und das Recht der Kirche selbst

mit ihrer monarchischen Spitze. Weil er davon überzeugt ist und zugleich weiß, wie oft sich die Kirche in ihrer Entwicklung — obgleich sie es sich selbst verdeckt — gewandelt hat, darum erträgt er die Lasten der Vergangenheit, die sie miterschleppt, in der zurechtweisenden Erwartung, daß sie sie allmählich abstoßen wird. Eben in dieser Erwartung, in der kindlichen Zurechtweisung zur Kirche und in der Geduld bewährt er sich als ihr treuer Sohn und meint, indem er das ist, sich in ihr auch mit seiner scharfen Kritik an Dingen behaupten zu dürfen, deren geschichtliches und darum relatives Recht er übrigens nicht verkennt. Kurz, dieser Katholik glaubt an das absolute Recht der Kirche und ihrer religiösen und sittlichen Botschaft, aber als Gelehrter mit modernem Wahrheitsfinn — ich scheue mich nicht, mich so auszudrücken; denn auch der Wahrheitsfinn hat sich nach den Fortschritten der Erfahrung und Erkenntnistheorie gewandelt — glaubt er nicht an zahllose kirchliche Behauptungen, deren Wichtigkeit, wie er meint, einst der Kirche ebenso aufgehen wird wie der Irrtum des ptolemäischen Weltsystems. Daß dieser Standpunkt ein nicht ungefährlicher ist, wer sollte das verkennen? Er ist ja auch nicht der meinige, sondern ich versuche mich nur in die Seele dieser Katholiken zu versetzen. Ueber diese Lage der Dinge sind nun Syllabus und Enzyklika hergefahren und erklären, daß alle wissenschaftlichen Erkenntnisse und Bedenken einfach zu schweigen haben, daß es hier überhaupt nichts Relatives gibt, daß die Kirche wie im Mittelalter die absolute Dignität alles dessen aufrecht erhält, was sie einmal behauptet hat, und daß daher jeder gehalten ist, mit wahrer innerer Zustimmung alles zu glauben, was die Kirche glaubt! Und da soll man den Wahrheitsfinn des Papstes loben? Entweder weiß er nicht, was Wissenschaft ist, die dieses Namens wert ist, oder er weiß nicht, was Gewissen ist. Sicher weiß er beides nicht; denn unter Wissenschaft denkt er noch immer an das scholastische Gebilde und unter Gewissen an ein Ding, das sich beliebig kommandieren läßt. „Gegen den Wahrheitsfinn, wie er sich immer sicherer entwickelt hat, führt der Papst tödtliche Streiche“ — so hatte ich geschrieben, und auf den gesperrten Worten liegt der Nachdruck. Der Papst hat gewiß auch seinen Wahrheitsfinn, aber *non nostri saeculi est*; er ist nicht mehr der unfrige und wird es nie wieder werden. Die Theologen aber, gegen die er sich wendet, haben jenen Wahrheitsfinn und betätigen ihn so, wie sie es als Katholiken zur Zeit allein vermögen — durch Stillschweigen, Abstinenz und Geduld.

Der Widerspruch also, den mir der Verfasser aufzubürden sucht, existiert nicht; er entsteht nur, wenn man übersieht, daß der Wahrheitsfinn selbst dort und hier ein anderer ist und daß der Papst einem ganz anderen „Wahrheitsfinn“ folgt als die, welche er bekämpft. Uebrigens sind die Deduktionen des virtuosen Verfassers selbst nichts anderes als ein Probestück jener scholastischen Dialektik, die psychologische, feine und wandelbare Größen als runde, ein- für allemal geprägte Rechenpfennige nimmt und Syllogistik mit ihnen treibt. Vollends aus dem Sage: „Fast möchte ich sagen, der Papst rüttelt die Gemissen seiner Gläubigen auf“ zu deduzieren, es sei mit diesem Zugeständnis eigentlich die ganze Encyklika gerechtfertigt, ist ein höchst seltsames Unterfangen. Daß nach den stets wiederholten Bemühungen, die Gläubigen für die Wiedergewinnung des Kirchenstaats zu interessieren, der Papst eine zentrale Frage der Religion und Kirche in den Mittelpunkt rückt, wollte ich beifällig zum Ausdruck bringen. Daß die Weise, wie er es getan hat, jede Zustimmung unmöglich macht, darüber habe ich nicht den geringsten Zweifel gelassen. Endlich — der Verfasser behauptet, die Encyklika widerlege überhaupt nicht, und bemüht sich zu zeigen, was hätte geschehen müssen, wenn der Abhandlung die Absicht der Widerlegung zuzuschreiben wäre. Um den Begriff der „Widerlegung“ hier zu streiten, scheint mir höchst überflüssig: die Encyklika tut alles, um den Modernismus als haltlos, widerspruchsvoll, un-katholisch, aufgeblasen und töricht erscheinen zu lassen. Das genügt doch wohl. Doch noch ein Wort — was der Verfasser über Schnizer bemerkt, beweist nur, daß er für die innere Not moderner katholischer Theologen, die hier zu einem ergreifenden, wenn auch grimmigen Ausdruck gekommen ist, kein Verständnis und kein Herz hat.

Adolf Harnack.

Zur Zivilprozeß-Reform.

Von

Gustav Schieffer.

Es ist eine unserer gegenwärtigen Zeit eigentümliche Erscheinung, daß bei der Beurteilung allgemeiner Verhältnisse leicht die großen Gesichtspunkte verloren gehen. Die Vielfältigkeit des Lebens bringt es mit sich, daß der einfache Grund der Dinge in unendlichen Strahlenbrechungen sichtbar wird: ein und dasselbe Moment tritt in verschiedenen Erscheinungsformen hervor und wird dann jedesmal als etwas auch in sich Verschiedenes selbständig gewertet. Die Einheit der Ursache wird nicht erkannt, man hält sich an die Besonderheit der Wirkungen. Wo es sich um Mängel und Schäden in einer Entwicklung handelt, sucht man die Krankheitsfolge, das Symptom, zu heilen, ohne an die Wurzel des Uebels zu rühren.

Das scheint auch das Schicksal der Verbesserungsvorschläge zu sein, welche für die Justizorganisation und insbesondere für die Zivilprozeßordnung gemacht werden. Es äußert sich in der Zaghaftigkeit des Vorgehens und der Dürftigkeit der Reformpläne.

Ohne Zweifel ist die wohlwollende Anteilnahme und das Ansehen, dessen sich die Justiz zu früherer, nicht weit zurückliegender Zeit in Deutschland erfreute, im Schwinden begriffen.

Zunächst waren es die Landesregierungen selbst, welche eine Schmälerung dieses Ansehens herbeiführten, indem sie die Verwaltung stark bevorzugten und in der Behandlung der Regierungsbeamten auf der einen, der Richter auf der andern Seite ein auffälliges Mißverhältnis eintreten ließen. Dadurch zuerst wurde die persönliche Stellung der Richter erschüttert. Es kam hinzu, daß ihre Zahl von Jahr zu Jahr infolge einer ungeheuren Vermehrung der Rechtsstreitigkeiten und Straffälle anschwoll: damit war notwendig ein Sinken des sozialen Standesniveaus verbunden.

Anderseits kam das Publikum mit seinen Beschwerden. Es warf der Justiz vor, daß die Richter durch die Gelehrsamkeit ihres Berufs vom eigentlichen warmen fortschreitenden Leben ferngehalten würden; daß sie die Psychologie des Volkes nicht verständen; daß ihnen die Form über den Inhalt gehe. Man behauptete, es habe sich eine Kluft zwischen der Rechtsgelehrtheit und dem Rechtsempfinden des Volkes aufgetan.

In den Richterkreisen selbst macht sich das Bewußtsein geltend, daß nicht alles so geordnet sei, wie man es wünschen könnte. Man empfand, daß Weitläufigkeiten des Verfahrens einer schnellen Durchführung der Streitfälle im Wege ständen; daß die Entscheidung des einzelnen Prozesses bis zu seiner rechtskräftigen Erledigung die Arbeitskraft zu vieler Personen in Anspruch nehme; daß die Tätigkeit der Richter mit nebensächlichen Dingen überlastet werde; daß die Urteile zu lang, ihre Begründung zu weitläufig sei, und was der Rügen mehr waren.

Abdies kam und hielt die englischen Verhältnisse uns als Spiegel vor. Das wirkte mit besonderem Nachdruck, da wir es immer noch lieben, draußen Vorbilder zu holen. Es gab eine große Bewegung im Juristenstande zugunsten der Abdies'schen Vorschläge, und sie hatte eine kleine Vorlage zur Aenderung der Zivilprozeßordnung namentlich in bezug auf die amtsgerichtliche Kompetenz und das amtsgerichtliche Verfahren zur Folge.

* * *

Es ist nicht zu verwundern, daß die Zustände des Rechtslebens Mängel aufweisen; denn wir stehen in Zeiten, wo fast alle Bedingungen des Lebens in ungewöhnlicher Wandlung begriffen sind. Die spröden Formen des Rechts vermögen der Umbildung der Verhältnisse nicht so schnell zu folgen, wie die biegsameren der Sitte, des Handels und Verkehrs. Anderseits ist es begreiflich, daß die Richter, deren Lehrzeit bei einem großen Teil schon Jahrzehnte zurückliegt, sich nur langsam in die veränderten Zustände des seitdem ins Riesenhafte angewachsenen Geschäftslebens mit seinen verwickelten Formen des Konkurrenzkampfes einleben, und die Verschiebungen in der sozialen Schichtung des Volkes mit ihrer Verschärfung der Gegensätze machen gewisse Mißstimmungen erklärlich.

Die daraus sich ergebenden Unzuträglichkeiten lassen sich zu einem großen Teil nicht kurzerhand durch gesetzgeberische Maßregeln beseitigen. Es bedarf einer Weiterentwicklung der zeitlichen Verhältnisse, aus denen sie sich erklären. Manche werden mit ihren

Ursachen von selbst verschwinden; andere bedürfen des Reisens, ehe sie sich entfernen lassen.

Einigen freilich würde abzuhelfen sein, wenn man die Ursachen mit klarem Blick ins Auge fassen und mit energischem Schnitt extirpieren wollte. Dabei handelt es sich nicht um eigentliche Mängel des Verfahrens, die im Grunde doch eine nur nebensächliche Bedeutung haben, sondern um grundsätzliche Verkehrtheiten in der Anschauung weiter Volkskreise von dem Verhältnis des Staates zur Rechtsprechung.

Adickes hat darauf hingewiesen, daß im besonderen Maße die große Zahl der Richter dem Ansehen der Justiz schädlich sei und darum eine Vereinfachung des Verfahrens gefordert, welche eine Herabsetzung dieser Zahl ermöglichen soll. Mit diesem Hinweis ist er dem wunden Punkt nahe gekommen. Aber das Anwachsen des Richterheeres ist nur eine sekundäre Folge derjenigen Momente, welche zu der unverhältnismäßigen Vermehrung der Prozesse geführt haben. Diese gilt es aufzudecken.

* * *

Jeder in der Praxis stehende Richter wird die Erfahrung bestätigen, daß eine große Zahl von Prozessen geführt wird, welche im Grunde überflüssig ist. Klagen, welche für die Partei ohne wesentliches Interesse sind, werden nur um einer gewissen Rechthaberei willen erhoben. Viele Ansprüche werden — namentlich von Personen, die ohne eigenes Risiko im Armenrecht klagen — gegen hoffnungslos zahlungsunfähige Schuldner geltend gemacht. Prozesse, die mit gutem Grunde begonnen waren, werden fortgesetzt, obwohl sich in ihrem Laufe — wegen Insolvenz des Beklagten oder aus anderen Gründen — ihre Zwecklosigkeit herausgestellt hat. Fragt man die Anwälte, weshalb das geschieht, so erhält man die Antwort, „die Sache muß zu Ende kommen, damit wir die Akten weglegen können“.

Daneben hat sich — als notwendige Folge der Intensivierung allen und namentlich auch des gerichtlichen Geschäftsverkehrs — eine Art von Rechtsindustrialismus entwickelt, welcher die Rechtsregeln als ein willkommenes und bei geschickter Handhabung brauchbares Handwerkszeug betrachtet, aus gegebenen Tatbeständen Vorteile herauszuschlagen. Wenn jemand infolge eigenen Verschuldens oder durch einen unglücklichen Zufall ein Bein bricht, wird er, auch wenn er nicht den geringsten Anlaß hat, anderen Vorwürfe zu machen und sich in seinem Rechtsgefühl verletzt zu halten, sich

nach allen Seiten umschauen, wen er für den Schaden verantwortlich machen kann. Wenn er das Armenrecht erhält, kann er ohne jede Gefahr auf die Jagd ausgehen.

Ein anderes Beispiel: Bei einem Landgericht war eine Klage über ein großes Objekt anhängig gemacht. Sie wurde auf Grund der ersten Verhandlung ohne Beweisaufnahme abgewiesen. Einer der Richter fragte den Anwalt, ob er Berufung eingelegt habe. Antwort: er denke nicht daran; im Oberlandesgericht könne er nie obliegen. Man habe nur versucht, in der ersten Instanz günstig abzuschneiden, um eine gute Position für Vergleichsverhandlungen zu gewinnen. Man sieht: ein organisierter Raubzug auf rechtlicher Grundlage. Umgekehrt, auf seiten des bösen Schuldners sind die Praktiken, mit denen an der Hand von Gesetzesparagrafen der Gläubiger genasführt werden kann, immer mehr ausgebildet: es gibt z. B. eine ganze Wissenschaft über die Handhaben, sich der Leistung des Offenbarungseides zu entziehen.

In allen diesen Fällen ist, vom höheren Standpunkte betrachtet, eine streitige Prozeßführung überflüssig. Im Interesse einer knappen und sicheren Justizpflege würde es liegen, zwecklosen oder frivolen Klagen jeden Rechtsschutz zu versagen und begründeten Ansprüchen gegenüber die verzögerlichen Einreden der Schuldner gar nicht zu hören. Da es ja aber nicht von vornherein erkennbar ist, ob solche Fälle vorliegen oder nicht, kann natürlich von Maßregeln dieser Art nicht die Rede sein, und es wird nur in Frage stehen, ob durch Androhung von Rechtsnachteilen sich eine überflüssige Prozeßführung erschweren läßt.

* * *

Der zweite Grund der übermäßigen Belastung der Gerichte liegt in der Häufung der Instanzen.

Der geringfügigste Prozeß, der in die zweite Instanz geht, erfordert, und wenn es sich um 20 Bfg. handelt, die Tätigkeit von vier Richtern und zwei Anwälten, und an größeren Sachen, solchen, die bis in die dritte Instanz durchgeführt werden, haben 15 Richter und meistens 6 Anwälte, also 21 Personen höherer juristischer Vorbildung, zu arbeiten. Aber nicht das allein. Auch die Parteien selbst, soweit sie am Fortgang der Sache Anteil nehmen, werden unbillig lange in Aufregung gehalten. Insbesondere das wiederholte Durchleben des Prozeßstoffes in den verschiedenen Instanzen läßt sie nicht zur Ruhe kommen. Wie ungünstig die seelische Spannung wirkt, beweisen die Prozesse, welche von Unfall-Ver-

schädigten geführt werden: nach den von den Sachverständigen gemachten Erfahrungen bleibt die Erwerbsfähigkeit des Verletzten, solange die Unsicherheit dauert — nicht etwa simulatorisch, sondern tatsächlich — stark beeinträchtigt, während sie sich nach dem Urteil — falle es aus, wie es wolle — erheblich bessert.

Gewiß gibt es Fälle, deren Wichtigkeit groß genug ist, um den Apparat zweier oder dreier Instanzen zu rechtfertigen. Regelmäßig ist dem aber nicht so. Auch dem Interesse des Publikums ist damit nicht gedient. Adickes hat in seiner Schrift bereits darauf hingewiesen, daß es gute und schnelle Justiz, nicht aber Hinziehung durch mehrere Instanzen verlange.

Diesem zweiten Uebelstand könnte mit größerer Leichtigkeit abgeholfen werden, als dem ersten; der Staat hat es ja in der Hand, inwieweit er Rechtsmittel gegen die erstinstanzlichen Urteile gewähren will.

* * *

Nach beiden Richtungen hin würde eine Veränderung der Gesetzgebung mit dem Widerstande weiter Volkstheile zu rechnen haben. Ein ideologisches, ein humanitäres und ein politisches Moment würden sich verbinden, um den bestehenden Rechtszustand zu erhalten und womöglich noch mehr zu befestigen.

Die Idee der Gerechtigkeit hat sich von Jahrhundert zu Jahrhundert immer mehr zu einem unantastbaren Besitz des Volkes, zu einem der höchsten Güter entwickelt. Wir haben uns gewöhnt, sie als ein göttliches Prinzip anzusehen, welches — nicht menschlichen Ursprungs — über der Welt steht und unbedingte Anerkennung heischt. Auf allen Gebieten des Lebens wird von Rechten gesprochen: nachdem die allgemeinen Menschenrechte proklamiert waren, will es nicht stille werden von Ansprüchen, die als Recht gefordert werden, bis zu dem Recht auf Arbeit und dem Recht der Frau auf ein Kind.

In der Lehre vom Rechtsstaat hat jene Auffassung ihre wissenschaftliche Begründung und im Rechtsstaat selbst ihre politische Auswirkung erfahren. Es wird die praktische Folgerung gezogen, der Staat könne nicht genug tun, Garantien über Garantien zu schaffen, damit dem Einzelnen sein subjektives Recht werde. Daher die Tendenz, jede Rechtsverfolgung nach Möglichkeit zu erleichtern, die Prozeßkosten herabzusetzen, unbemittelten Personen in ausgedehntester Weise die Rechtsmohltat des Armenrechts zu gewähren, die Rechtsmittel zu vermehren.

Dies auf theoretischer Grundlage beruhende Streben wird durch die humanitäre Neigung der Zeit unterstützt. Es widerspricht dem Wohlwollen, welches man für die Schwachen an Körper und Willen, also auch für die Nachlässigen empfindet, straffe Vorschriften für den Gang des Verfahrens aufzustellen und entschiedene Folgen an die Versäumung prozessualer Pflichten zu knüpfen. Wenn der gesunde Sinn früherer Zeiten von demjenigen, welcher die Rechtspflege des Staates in Anspruch nahm, das Opfer einer sorgfältigen Aufmerksamkeit auf die Formvorschriften forderte, so ist man heute nachsichtiger geworden. Das System der Not- und Präklusivfristen mit den an ihre Versäumung geknüpften Folgen wird immer mehr gelockert. Wiedereinsetzungen in den vorigen Stand von leichteren Bedingungen abhängig gemacht, der Begriff der höheren Gewalt erweitert, und mit dem allen immer von neuem die Möglichkeit gegeben, den Niederschlag gewordener oder werdender Rechtszustände wieder aufzurühren.

Als dritter Faktor tritt das politische Moment der Demokratie auf den Plan. Unter dem Rufe „Gleiches Recht für alle“ verlangt sie Fürsorge für die Rechtsansprüche des kleinen Mannes. Er, der infolge mangelnder Zeit und geringerer Bildung weniger Sorgfalt auf ihre Verfolgung wenden kann, dürfe Nachteile nicht ausgefetzt sein. Auch müssen für seine Prozesse, deren Streitwert regelmäßig ein niedriger sei, die gleichen Garantien geschaffen werden, wie für große Objekte: also Berufung in allen, auch den Bagatell-Sachen.

* * *

Wer wollte verkennen, daß in alledem Gedanken enthalten sind, die an sich einen richtigen Kern haben? In ihren Auswirkungen auf die hier erörterten Fragen aber üben sie einen nachteiligen Einfluß. Sie vertreten ein Gefühlsmoment und bedeuten ein schwächliches Nachgeben gegenüber den Instinkten der Masse, welcher das eigene Interesse über alles geht.

Dient nun nicht dieser Instinkt zugleich der erhabenen Idee der alles ausgleichenden Gerechtigkeit? Es ist ein auf Selbsttäuschung beruhender Trugschluß.

Die Gerechtigkeit war nicht von den Ursprüngen menschlichen Lebens her das hoch über allem stehende göttliche Prinzip, dem jedes andere Interesse untergeordnet werden mußte; sie war eine, und gewiß eine der wichtigsten Handhaben, welche das Menschengeschlecht entwickelte, um auf der Stufenleiter der Zivilisation in die

Höhe zu kommen. Die alten griechischen Philosophen haben das erkannt, indem sie aussprachen: die Menschen haben die Gerechtigkeit erfunden, damit Gleichmächtige mit einander in Frieden leben können. Die Rechtsgeschichte beweist die Richtigkeit des Satzes auf Schritt und Tritt; nur das Bewußtsein ist uns abhanden gekommen, der praktische Ursprung hat sich verwischt.

Freilich ist dieser anfangs einfache Gebrauchsgegenstand: das tönernerne Gerät, mit dem die Menschen Wasser holen gingen, zu einem kostbaren Gefäß mit wertvollem Inhalt geworden, und es dient neben dem alltäglichen in hervorragendem Maße idealen und ethischen Zwecken. Edle Blüten des Geisteslebens sind auf diesem Baume gewachsen; aber man darf über ihnen nicht das Wesen der Sache vergessen; vor allem nicht Gefühls- und Rechtswerte vermengen.

Die verwickelteren und feineren Formen des allgemein menschlichen Gerechtigkeits- und namentlich des aus ihm herausgewachsenen Billigkeitsgefühls haben mehr eine ethische als eigentliche rechtliche Bedeutung. Ihr hauptsächliches Feld ist das Seelenleben des einzelnen und des Volks, insofern es sich um die Bildung von Sitte und Sittlichkeit handelt.

Davon grundsätzlich verschieden ist das Gebiet, welches dem staatlich anerkannten Rechtsleben und seiner Betätigung in Form rechtlichen Zwanges angehört.

Allerdings ist die heutige Zeit geneigt, die Grenze zu verwischen. Entwicklungsvorgänge und Ideenverbindungen, welche sich innerhalb des Rahmens von Sittlichkeit und Sitte abspielen, will man mehr als billig für das Rechtsleben wirksam werden lassen, und umgekehrt werden Rechtsformen auf Verhältnisse angewandt, welche der Konvenienz gesellschaftlichen Lebens vorbehalten bleiben sollten.

Sicherlich hängen beide Gebiete auf das engste zusammen, und manche Ideen und Empfindungsgehalte, welche dort in langsamem Reifen gewachsen sind, werden, wenn sie sich zu fester Abrundung entwickelt haben, auch für das Rechtsleben von Bedeutung werden.

Aber jederzeit ist es notwendig, sich der Scheidungslinie bewußt zu bleiben. Das Rechtsleben des Staates bedarf klar erkennbarer und fest gezogener Linien. Aus seinem Bereiche ist vor allem jede Sentimentalität zu bannen. Das ergibt sich aus der Idee des Staates selbst.

Insbepondere ist es nicht seine letzte und höchste Aufgabe, die Interessen des Individuums, und wären sie an sich noch so be-

- rechtigt, um ihrer willen zu fördern. Sein Beruf, ja sein Daseinszweck besteht darin, die Volksgemeinschaft, die sich in ihm zu einem Ganzen vereinigt, zu dem ihrer Veranlagung erreichbaren höchstmöglich gesteckten Kulturziele zu führen. Diesem Ziele und im Grunde ihm allein hat am letzten Ende jede Funktion des Staates und darum auch seine Gerechtigkeitspflege zu dienen. Der Vorteil des Individuums, insofern er als berechtigt anzuerkennen ist, wird damit im großen gleichfalls gewährleistet, denn die Interessen der Allgemeinheit und des Einzelnen pflegen sich, bei vernünftiger Selbstbeschränkung der letzteren, zu decken. Aber im Prinzip muß der Gesichtspunkt privaten Rechts vor den hohen Aufgaben des Kulturstaates zurücktreten.

Die Erkenntnis, daß die Erfüllung dieser Aufgaben den Daseinszweck des Staates ausmacht, bedeutet freilich, gegenüber der Auffassung früherer Zeiten, eine Verschiebung des der Menschheit vorschwebenden Ideals vom Staat und vielleicht des Ideals überhaupt. Mit ihr wendet man sich zwar nicht von den Forderungen ab, welche an den Staat als Rechtsstaat gestellt wurden; aber man setzt neben und vielleicht über sie andere Ziele, die man als wichtiger erkannt hat.

Die Grundlage der staatlichen Gerechtigkeitspflege besteht auch heute noch im Bedürfnis inneren Friedens, die Erreichung hoher Kulturziele ist durch ein Zusammenwirken der Individuen bedingt. Um ein solches möglich zu machen, müssen Reibungen zwischen ihnen, die zu Konflikten führen können, vermieden oder schnell beseitigt werden. Wollte der Staat die Regelung solcher Schwierigkeiten dem Einzelnen überlassen, würde infolge von Eigenmacht oder Selbsthilfe Unordnung einreißen, die Leistungsfähigkeit des Individuums allzusehr in Anspruch genommen und von den höheren gemeinsamen Zielen abgelenkt werden.

Deshalb liegt es dem Staate ob, eine Rechtspflege zu schaffen, welche den Frieden zwischen seinen Bürgern sichert. Damit dies Ziel erreicht werde, muß sie gut, zuverlässig und schnell sein. Denn nur in diesem Falle vermögen die Einzelnen dem Staate ohne Beunruhigung die Erledigung ihrer Rechtsangelegenheiten anheim zu stellen.

Damit sind die Richtungslinien für die staatliche Rechtspflege gezogen, weiter braucht und weiter soll sie nicht gehen.

* * *

Sind die Ziele, die ihr damit gesteckt sind, nicht hoch genug? Ist es nicht die Würde einer Königin, die ihr verliehen wird? Sie ist die Hüterin des Friedens, und indem sie ohne Ansehen der Person jedem sein Recht werden läßt, gibt sie Zeit und Raum, daß alle die in ihnen ruhenden Kräfte zu gemeinem Nutzen sich entfalten, und daß das Volk der Höhe seiner kulturgeschichtlichen Ziele entgegenstreiten könne. Zu kleinlichem Dienste aber soll sie nicht verpflichtet sein. Wer das vergißt und das System eines wohlgarantierten Rechtsschutzes für die geringsten Ansprüche bis zu den äußersten Grenzen des Möglichen ausdehnen will, erniedrigt seinerseits die hehre Göttin, indem er sie zu einer Magd machen will, welche die verstaubten Stiefel putzt oder die Ecken des Wohnzimmers vom Rehrichth reinigen muß. Die Umbildung der Justitia zu einer solchen Figur hat schon erhebliche Fortschritte gemacht. Wenn früher eine selbstverständliche Tradition reinlicher Wohlstandigkeit erforderte, daß nur der staatlichen Rechtsschutz anrief, für welchen ernsthafte und wichtige Interessen auf dem Spiele standen, so geht man heute zu Gericht, wie man beim Krämer ein Pfund Seife kauft.

Jede Erniedrigung von Idealen ist mit nachteiligen Folgen auf volkserziehlichem Gebiete verbunden. In diesem Falle äußern sie sich im Ueberwuchern der kleinen persönlichen Interessen über die großen Ziele der Entwicklung. Wer sieht, daß für jeden noch so geringfügigen Rechtsanspruch ein unverhältnismäßig großer Apparat zur Verfügung steht, wird notwendig dazu gedrängt, die Wichtigkeit solcher Güter unverhältnismäßig hoch einzuschätzen. Es wird die Bildung eines kleinlichen, auf das Enge, Eigene gerichteten Sinnes gefördert: „mir, meinen Pfennigen und Groschen, meiner Bequemlichkeit und meinem Behagen muß der Staat mit seiner Rechtspflege dienen, und wenn ich mit dem, was der Richter entscheidet, nicht zufrieden bin, so müssen drei andere Richter für meine Pfennige und Groschen, für meine Bequemlichkeit und mein Behagen arbeiten. Das ist der Sinn der Rechtspflege, das ist der Zweck des Staates.“

Der Staat als Diener des Wohlbefindens des Einzelnen: das ist eine Auffassung, welche in den Niederungen des Lebens bei Gebildeten und Ungebildeten, Reichen und Armen, Vornehmen und Geringen weit verbreitet ist.

Niemand wird behaupten, daß sie etwas Ideales an sich habe. Eines Sturmwindes bedürfte es, diese muffige Luft hinwegzufegen. Ideologen, nicht Idealisten sind es, die sich dem widersetzen. Auch ihre Humanität ist eine Selbsttäuschung. Selbst dem demokratischen

Prinzip dienen sie nur scheinbar. Denn eine wahre Demokratie begünstigt nicht die Interessen des kleinen Mannes vor denen des großen, sondern verlangt von beiden, daß sie zugunsten der hohen Ziele der Volksentwicklung Opfer bringen.

* * *

Schon aus den bisherigen Darlegungen ergeben sich zu einem großen Teil die Gründe, welche für eine Beschränkung der Instanzen sprechen.

In erster Linie und entscheidend voranzustellen ist das Interesse des Staates, jenes Interesse des Rechtsfriedens, welchem am besten damit gedient wird, wenn durch gleichzeitig schnelle und gute Justiz die den Fortgang der Kulturarbeit hemmenden Reibungen beseitigt werden. Diesem Willen des Staates kommt es im Grunde nur darauf an, daß — und nicht wie — die Rechtsstreitigkeiten geschlichtet werden. Aber damit sich das Ziel des Rechtsfriedens erreichen läßt, muß die Gerechtigkeitspflege so beschaffen sein, daß die Bevölkerung Vertrauen nicht nur zu ihrer subjektiven Unparteilichkeit, sondern auch zu ihrer objektiven Zuverlässigkeit und Richtigkeit hat. Schnelle und gute Justiz in diesem Sinne würde am besten geübt werden können, wenn die Prozesse von einer einzigen, mit tüchtigen Richterkräften besetzten Instanz entschieden würden. Die Idee, daß eine Mehrheit von Instanzen eine größere Garantie für eine richtige Entscheidung böte, ist unpsychologisch. Das beste klarste Bild eines Rechtsfalles gibt die erste Verhandlung, vorausgesetzt, daß sie gründlich sein kann, und wenn der Richter dabei von dem Bewußtsein geleitet wird, daß er endgültig entscheidet, wird ihn das Gefühl seiner Verantwortlichkeit zur besten Leistung anspornen. Die Verteilung der Verantwortlichkeit auf die Schultern mehrerer Instanzen wirkt nach beiden Richtungen erschlassend. Je stärker sie in der Person konzentriert wird, um so besser muß sich die Qualität der Richterpersönlichkeit und damit auch seiner Arbeit entwickeln.

Damit ist nach der einen, objektiven Seite hin auch schon die Frage beantwortet, ob die Vereinfachung der Rechtsmittel auch für das persönliche Interesse des rechtsuchenden Publikums nützlich ist. Das gewonnene Resultat bestätigt sich, wenn man der Sache von dem Gesichtspunkte aus näher tritt, ob sein subjektives Wünschen und Verlangen dabei zu seinem Rechte kommt.

Die Zwecke, welche die Prozeßparteien verfolgen, lassen sich in einzelne große Gruppen zerlegen. Bei der einen handelt es sich

um ein ideales Interesse der Persönlichkeit: wenn jemand in seinem Rechtsgefühl verletzt ist, so verlangt er eine Sühne für diese Kränkung, eine Sühne, welche regelmäßig in einer Wiederherstellung seines Rechts auf Kosten des Rechtsbrechers besteht (Rechtsgefühlinteresse).

Demgegenüber steht die Gruppe der rein materiellen Interessen, bei denen eine Kränkung auf der einen oder anderen Seite nicht in Frage zu stehen braucht. Innerhalb dieser Kategorie hat man nach dem Werte des Gutes zu unterscheiden. Es kann um wichtige für die Lebensgestaltung der einen oder anderen Partei entscheidende Objekte (Lebensinteressen) oder um geringere Dinge (Geldbeutelinteressen) gestritten werden. Als letzte Gruppe ließe sich die der Ränkeinteressen aufstellen, wenn die Justiz als Mittel benutzt wird, unbegründete Ansprüche zu verfolgen oder begründete Ansprüche von der Hand zu weisen.

In allen diesen Fällen, besonders aber den wichtigeren von ihnen wird die Prozeßpartei von einer Beschränkung des Instanzenzuges Vorteil haben.

Bei der Verfolgung von Rechtsgefühlinteressen kommt es darauf an, das Gleichgewicht im Seelenzustande des Getränkten möglichst schnell wieder herzustellen. Die Sühne-Funktion, welche die Entscheidung des Prozesses haben soll, erfordert das so. Läßt sie zu lange auf sich warten, wie das bei der Anrufung mehrerer Instanzen regelmäßig der Fall ist, stumpft sich die Empfindung der Kränkung ab. Der Prozeß verliert sein Interesse, und indem die Justiz den Dienst, den sie leisten sollte, versagt, bedeutet die Enttäuschung eine Schädigung des Rechtsgefühls selbst und mit ihr eine Abschwächung des ethischen Werts der Persönlichkeit.

Wo Lebensinteressen auf dem Spiele stehen, liegt natürlich besonders viel an einer schnellen Klarstellung der Rechtslage. Von ihr hängen Entschlüsse ab, welche für die Gestaltung der Zukunft entscheidend sind. Meistens wird es darum für die Partei wichtiger sein, schnell zu wissen, woran sie ist, als daß sie nach langer Unsicherheit ein ihr günstiges Urteil erstreitet und während dieser Unsicherheit manche Chancen hat vorübergehen lassen müssen. Wie ungünstig die Ungewißheit des Schwebezustandes auf die Energie der Prozeßparteien wirkt, ist oben schon durch das Beispiel der Erfahrungen in den Unfallprozessen belegt worden. Es kommt hinzu, daß bei begründeten aber bestrittenen Ansprüchen die zweite Instanz dem Schuldner meist nur dazu dient, die Durchführung hinzuziehen und in Frage zu stellen.

Überall da, wo Ränkeinteressen verfolgt werden, ist eine schnelle Erledigung des Prozesses zugunsten des durch die Ränke beunruhigten oder gehemmten Gegners erwünscht.

Am wenigsten wichtig erscheint sie, wenn Geldbeutelinteressen in Frage stehen. Es ist ziemlich gleichgültig, ob heute oder in einem Jahre über sie entschieden wird, denn die Verzögerung wird durch die zu zahlenden Zinsen ausgeglichen. Man mag also ruhig durch drei Instanzen prozessieren. Aber andererseits ist wiederum die Bedeutung dieser Sachen nicht groß genug, um einen großen Rechtsmittel-Apparat zu rechtfertigen.

Das Ideal wäre demnach eine einzige Instanz, die je nach Wichtigkeit der Prozesse verschieden zu besetzen wäre. Dies Ideal wäre auch zu verwirklichen, wenn es gelänge, die eine Instanz mit genügend zuverlässigen Kräften zu besetzen. Warum sollte es nicht möglich sein? Es fehlt nicht an tüchtigen und fähigen Rechtsgelehrten; durch die Belastung mit stärkeren Verantwortlichkeitsgewichten wird die aktive Energie verstärkt werden. Nur eins ist dabei zu beachten: wenn diese zuverlässigen Kräfte eine wirklich gute Arbeit leisten sollen, dürfen sie nicht durch die Masse der Geschäfte überlastet sein; ein Arbeitsklave ist nicht fähig, in verantwortungsbewußter Selbständigkeit das Richteramt zu versehen, dazu bedarf es freier Männer.

Immerhin wird so wie die Dinge jetzt liegen, nicht mit der Möglichkeit gerechnet werden können, in allen Rechtsstreitigkeiten die Berufung auszuschalten. Wir sind noch zu sehr in dem alten Sdeengange befangen. Auch mag man zu ihren Gunsten die Erwägung gelten lassen, daß gelegentlich die Vorbereitung einer Verhandlung, namentlich vor dem Amtsgericht, Mängel aufweist, die einer Korrektur durch eine wiederholte Beurteilung bedürfen, und daß in Prozessen über tatsächlich verwickelte Materien — Patentstreitsachen, staatsrechtliche Fragen u. dgl. — eine zweite Instanz auf der Grundlage der früheren Verhandlung entscheidende neue Gesichtspunkte zutage fördern mag. Aber für eine mögliche Beschränkung der Berufung auf wichtige Fälle muß mit aller Entschiedenheit eingetreten werden.

Für den Maßstab zur Abschätzung dieser Wichtigkeit wird an dem äußerlichen Wertmesser des Geldes, am Streitwert des Prozesses festgehalten werden müssen. Denn bei allen seinen Mängeln ist er der einzige, welcher Grenzen der erforderlichen Festigkeit gibt.

Danach ließe sich folgender Vorschlag rechtfertigen:

Grenze der amtsgerichtlichen Zuständigkeit 800 *M.*

Berufungsausschluß bis zur Grenze von 300 *M.*

Berufungsausschluß in den Sachen der landgerichtlichen Kompetenz bis zur Grenze von 1500 *M.*

Die Revision, für deren Beibehaltung Gründe der Rechtspolitik, einheitliche Weiterbildung des Rechts auf dem Wege der Auslegung sprechen, ließe sich an eine noch höhere Revisionssumme als bisher knüpfen.

Wenn in Fällen der amtsgerichtlichen Zuständigkeit die Verfassung der Berufung um deswillen sich als eine unbillige Härte darstellen sollte, weil es sich tatsächlich um wichtige Lebensinteressen einer Partei handelt, so würde sich ein Ausweg in der Form finden lassen, daß das Gesetz das Gericht befugt, Prozesse, die den Streitwert von 100 *M.* übersteigen, dann durch Beschluß für appellabel zu erklären, wenn glaubhaft gemacht würde, daß die eingeklagte Summe mehr als die Hälfte des Vermögens der Partei oder mehr als den vierten Teil ihres Jahresverdienstes ausmache.

Für die der Berufung entzogenen Sachen der Landgerichte bedürfte es einer solchen Vorschrift nicht, weil bei ihnen infolge des Anwaltszwanges nicht zu befürchten ist, daß wegen mangelhafter Vorbereitung des Prozesses durch die Partei selbst Lücken in dem dem Richter vorgelegten Material offen bleiben.

Bei Erörterung der Frage, wie die Zahl der in obigem Sinne überflüssigen Rechtsstreitigkeiten eingedämmt werden kann, ist zwischen frivoler Prozeßführung (Mänkeinteressen) und zwecklosen Klagen zu unterscheiden.

Wesentlich in der Richtung gegen die erstere haben die praktischen Römer das System der Prozeßstrafen entwickelt, unter denen der bekannte Satz, daß bei wahrheitswidrigem Bestreiten der klagbe gründenden Behauptungen der unterliegende Beklagte in das Doppelte der Klagesumme verurteilt wurde, die Hauptrolle spielte. Wenn auch jene Privatstrafen nicht mehr in den Organismus unseres Prozeßverfahrens hineinpassen und wir deshalb nicht daran denken können, die Toten zu neuem Leben zu erwecken, so läßt sich doch von ihnen lernen. Der Grundgedanke ist auch heute noch gesund: wer sich beikommen läßt, die Ordnung des Staates anzurufen und sich der von ihm eingefetzten Rechtsordnung zu bedienen, um wider Recht Vorteile zu gewinnen, soll vom Staat zur Verantwortung gezogen werden. Es ist nicht nur ein Recht, sondern eine Pflicht des Staats,

die Würde seiner Einrichtungen zu wahren und vor Beschmutzung durch unsaubere Hände zu hüten. Nur muß an Stelle des privaten Charakters der Sühne der öffentliche treten.

Diese Ermägung würde folgenden Vorschlag rechtfertigen:

Wenn der Richter bei Entscheidung des Prozesses die Ueberzeugung gewinnt und festzustellen in der Lage ist, daß eine Partei, sei es Kläger oder Beklagter, wider besseres Wissen den von ihr eingenommenen Standpunkt vertreten hat, so ist sie in eine Ordnungsstrafe bis zu 500 *M.* ev. 6 Wochen Haft zu nehmen. Diese Entscheidung dürfte nur gleichzeitig mit dem Urteil in der Hauptsache ansetzbar sein.

Gegen die Erhebung zweckloser Klagen schützt zu einem guten Teil die Gefahr, daß bei Insolvenz des verurteilten Beklagten der Kläger seine Kosten selbst zu tragen hat. Die Wirkung des Schutzdammes versagt aber dann, wenn dem Kläger das Armenrecht bewilligt ist. Andererseits werden viele Prozesse um mehr oder weniger gleichgültige Objekte aus einer eigensinnigen Rechthaberei geführt. Ihnen wird das Mäntelchen umgehängt, daß es sich um das Prinzip handele.

In den meisten dieser Fälle steht die von den Gerichten aufzunehmende Arbeit in keinem Verhältnis zu dem Werte der in Frage kommenden Interessen. Weil es den Parteien zu leicht gemacht ist, sind sie allzu schnell bereit, den staatlichen Rechtsschutz anzurufen. Um die Probe zu machen, wäre es gerechtfertigt, von demjenigen, der sich an die Gerichte wenden will, ein Opfer zu verlangen, welches geeignet ist, die Wichtigkeit der Ansprüche zu erweisen. Die Prozeßkosten können die Rolle dieses Opfers nicht spielen, weil regelmäßig jeder zu gewinnen und sie vom Gegner ersetzt zu erhalten hofft. Der Beweis der Opferbereitschaft würde dagegen dadurch zu führen sein, wenn der Staat von jedem Rechtssuchenden, sei er Kläger oder ein im Prozeß sich verteidigender Beklagter, eine Abgabe in Form einer Prozeßsteuer erhöhe, deren Ertrag von seiten des unterliegenden Gegners ausgeschlossen wäre. Die Höhe dieser Steuer müßte nicht sowohl nach der Größe des Streitobjekts oder jedenfalls nicht nur nach ihr, sondern wesentlich nach der Leistungsfähigkeit der Partei bemessen werden. Wenn ein reicher Mann um 50 *z.* einen Prozeß führt, so tut er es nicht des Geldes wegen, sondern weil er sein Recht wahren will. Ist ihm dies Recht aber nicht so viel wert, daß er um feinetwillen eine Steuer von 20 *M.* zahlen will, so mag er es fahren lassen. Diese

Abgabe müßte auch von der armen Partei — nach Maßgabe ihrer Leistungsfähigkeit — erhoben werden; wenn man unbemittelten Personen nicht zumuten kann, die leicht ins Große anschwellenden Prozeßkosten zu zahlen, so wird es doch gerechtfertigt sein, von ihnen die Entrichtung einer Abgabe von 1—5 *M.* zu verlangen.

Von der Zahlung dieser Steuer müßte die erste gerichtliche Prozeßhandlung, die Ansetzung des Termins, abhängig gemacht werden: das Gericht tritt nicht eher in Tätigkeit, bis der Beweis erbracht ist, daß die Partei ihr Opfer zu bringen gewillt ist.

Die Maßregel würde eine dreifache Wirkung haben: der finanziellen soll hier irgendwelche Bedeutung nicht beigemessen werden; aber zu der justizpolitischen, welche in einer Verminderung der Prozesse bestände, würde sich als wichtigste die erzieherische gesellen: die Neubelebung des Respekts vor der staatlichen Gerechtkeitspflege.

* * *

Die vorgeschlagenen Maßregeln bedeuten eine nicht unerhebliche Steigerung in der Gewalt der einzelnen Richterpersönlichkeit. Den daraus sich ergebenden Bedenken wird Rechnung getragen werden müssen. Als Ausgleich ist die Forderung berechtigt, daß der Richterstand in seiner Qualität gehoben werde. Es ist schon oben wiederholt darauf hingewiesen, daß eine Verstärkung der Verantwortlichkeit schon an sich kräftigend auf den Charakter wirken werde; aber es ist auch auf eine Verbesserung der Ausbildung und vor allen Dingen auf die sorgfältigste Auswahl Gewicht zu legen. Soll der Richterstand sich des geschenkten Vertrauens würdig erweisen, muß er aus Männern bestehen, welche nicht nur das Handwerkszeug der juristischen Bildung beherrschen, sondern namentlich auch von dem Bewußtsein ihres hohen Berufs in menschlich-vornehmer Gesinnung erfüllt sind. Und Pflicht der Justizverwaltungen würde es sein, von allen Maßregeln abzusehen, welche die Gefahr eines persönlichen oder politischen Strebertums zeitigen könnten.

Königin Victoria und Lord Palmerston.

Von

Emil Daniels.

(Schluß.)

Am Ende meines ersten Aufsatzes erzählte ich, wie Palmerston durch seine Civis-Romanus-Rede bei dem britischen Volk einen außerordentlichen Erfolg errang und sich nun weigerte, seinem früheren Versprechen gemäß das Auswärtige Amt mit einem anderen Portefeuille zu vertauschen. Er sagte, die auswärtigen Angelegenheiten einem anderen zu übertragen, würde ein Angriff auf seinen Charakter sein, dem sich zu unterwerfen, ihm bei seiner gegenwärtigen nationalen Stellung niemand zumuten dürfe. Für ein derartiges Vorgehen gegen ihn gäbe es nicht einmal die Entschuldigung, daß man dadurch Mißhelligkeiten mit fremden Mächten aus dem Wege gehe. Daß er sich die zeitweilige Feindschaft der Staaten zuziehe, deren Interessen und Pläne er durchkreuze, sei natürlich, aber momentan liege nichts dergleichen vor; im Gegenteil! Mit Frankreich und Rußland stehe er sogar auf dem freundschaftlichsten Fuß; das beweise die soeben erfolgte Unterzeichnung des Londoner Protokolls.

In den Ohren der Königin mußte eine derartige Schlußfolgerung fast wie Hohn klingen. Lebte sie doch unter dem Einflusse ihres idealistischen Gemahls des Glaubens, nur was moralisch recht wäre, könne politisch klug sein, und darum diene das Londoner Protokoll nicht den wirklichen, sondern bloß den vermeintlichen Interessen Englands.*) Eine so weite Kluft trennte die Gesinnungen Victorias von denen Palmerstons, aber die Monarchie konnte nicht umhin, mit der harten Tatsache zu rechnen, daß die Verfehlung

*) Königin Victorias Briefwechsel II, 39. Schreiben Victorias an Palmerston vom 19. Oktober 1850.

„Lord Feuerbrands“ in ein anderes Amt sich nicht ermöglichen ließ. Denn die Bedingung, welche Palmerston für den Verzicht auf die Leitung des Auswärtigen stellte, daß man ihm, auf ein früheres Angebot zurückkommend, die Führerschaft im Hause der Gemeinen übertragen solle, schien Russell seit der civis-romanus-Rede schlechterdings nicht mehr annehmbar zu sein. Mit völliger Klarheit sah Lord John voraus, daß Viscount Palmerston, wenn ihm mit dem Unterhause der entscheidende Faktor im englischen Staatsleben in die Hand gegeben worden sei, bald auch die Premierschaft an sich reißen würde.*)

Man würde übrigens irren, wenn man glaubte, daß Lord Palmerston, der bei aller Aufgeklärtheit und Freiheitsliebe, wie schon bemerkt, ein sehr guter Monarchist war, die unaufhörlichen Reibungen mit der Krone nicht schmerzlich empfunden hätte. Er bat den Prinzen Albert um eine Audienz, bei der er sich sehr erregt zeigte, zitterte und weinte. Denn Königin Victoria hatte ihm in einem Brief an Russell, den dieser Palmerston zu zeigen beauftragt wurde, vorgeworfen, der Staatssekretär des Auswärtigen lasse es seit Jahren an der der Königin schuldigen Ehrerbietung fehlen. Um für die Zukunft jedes Mißverständnis auszuschließen, betone die Königin, daß sie einen Minister, der sie vernachlässige oder unaufrichtig behandle würde entlassen müssen.**)

Dieses Schreiben war es, welches bei Palmerston eine überaus heftige Gemütsbewegung hervorrief, so daß der gutmütige Prinz-Gemahl, der den lebenslustigen alten Viscount — „den Sohn der Venus“ nannte ihn die Londoner Gesellschaft — nie anders als mit einem freundlichen Lächeln auf den Lippen gesehen hatte, sich ganz ergriffen fühlte. Nach der Unterredung mit Lord John Russell, sagte der Staatssekretär des Auswärtigen, finde er es notwendig, sich der Krone gegenüber zu erklären. Seine Politik verdammen, heiße nur über seine Urteilskraft den Stab brechen, aber die außerdem erhobene Anklage, er habe es an Ehrerbietung gegenüber der Königin fehlen lassen, treffe ihn in seiner Ehre als gentleman. Er schulde Ihrer Majestät die größte Ehrerbietung, als seiner Souveränin und einer Frau, deren Tugenden er bewundere, und an die er durch alle Bande der Pflicht und der Dankbarkeit geknüpft

*) Königin Victorias Briefwechsel II, 30. Memorandum des Prinzen Albert 8. August 1850.

**) Königin Victorias Briefwechsel II, 33. Victoria an Russell 12. August 1850.

wäre. Wenn jene Beschuldigung gerechtfertigt sei, dürfe er kaum noch in der guten Gesellschaft geduldet werden:

„Am nächsten Tage“, heißt es in einer Denkschrift Alberts, „sprach ich mit Lord John Russell über unsere Zusammenkunft und sagte ihm, wie deprimiert und aufgeregert ich Lord Palmerston gefunden, daß er fast mein Mitleid erregt habe. Lord John erwiderte, er glaube, das Vorgefallene habe sehr gut getan.“*)

Der gute Wille, die objektiven und subjektiven Gegensätze zu überbrücken, war auf beiden Seiten vorhanden, aber die Natur der Menschen und der Dinge führte zu immer neuen Zusammenstößen zwischen der Krone und dem eigenwilligen Staatssekretär des Auswärtigen. Im Herbst 1850 kam nach London als Vergnügungsreisender der k. k. Feldzeugmeister, Freiherr v. Haynau, den die europäische Demokratie beschuldigte, im Kampfe mit den Lombarden und Magyaren unritterliche Brutalität und Grausamkeit bewiesen zu haben. Haynau besuchte unter anderen Sehenswürdigkeiten Londons auch die Bierbrauerei von Barclay und Perkins. Zu seinem Unglück war hier als Kommiss ein flüchtiger österreichischer Demokrat angestellt, ein gewisser Dr. Trenke, der in der Revolutionszeit zu Wien ein Blatt herausgegeben hatte. Trenke teilte den Braufnechten mit, „die Hyäne von Brescia“ sei da, der Mann, welcher in Ungarn habe Frauen peitschen lassen. Darauf trat das niedere Personal von Barclay und Perkins zusammen und revanchierte sich bei dem berühmten Gast für den Besuch des Etablissements mit einer Tracht Prügel. Mit eingetriebenem Zylinder fliehend fiel der Feldzeugmeister dem Straßenpöbel in die Hände, der ihn an seinem von allen Karrikaturenzeichnern des demokratischen Europa liebevoll behandelten langen Schnurbart schleifte:

„Die Bierfahrer“, schrieb der Staatssekretär des Auswärtigen an seinen Kollegen vom Departement des Innern, „sind zu tadeln wegen der Art und Weise, auf welche sie vorgingen. Statt Haynau zu schlagen . . . hätten sie ihn auf einem Bettuch des Defteren in die Höhe schleudern, dann ordentlich in der Gasse wälzen und schließlich in einer Droschke heim schicken sollen, nicht ohne vorher den Fahrpreis bis zum Hotel entrichtet zu haben.“**)

In einem Schreiben an die Königin über den Haynau-Zwischenfall ließ Palmerston das Bettuch und den Kinnstein unerwähnt,

*) Th. Martin, Das Leben des Prinzen Albert II, 314.

**) Ashley The life of viscount Palmerston I, 240. Schreiben vom 1. Oktober 1850.

aber die diesem Brief zugrunde liegende Gesinnung unterschied sich kaum von der oben ausgesprochenen, ja sogar im Wortlaut waren die beiden schriftlichen Verlautbarungen größtenteils identisch. Hauptsächlich fand Viscount Palmerston, wie er seiner königlichen Herrin vortrug, an dem Verhalten der Brautknechte auszufehen, daß sie in großer Uebersahl ein paar Leute angegriffen hätten, die einer solchen Menge von Feinden Widerstand zu leisten nicht imstande gewesen wären. Im übrigen hätten die Brautknechte, deren ungesetzliche Handlungsweise natürlich nicht zu rechtfertigen sei, ihren Empfindungen über Taten Ausdruck gegeben, die von ihnen als unmenschlich angesehen worden wären. Man halte in England ganz allgemein den General Haynau für einen schwereren und unsittlicheren Verbrecher als die gemeinsten Meuchelmörder, weil die Schandtaten des Feldzeugmeisters nach einem größeren Maßstabe begangen worden wären und unendlich viel mehr Opfer verschlungen hätten.*)

Die gute und gerechte Herrscherin wurde durch die beinahe janskulottische Färbung jenes Schriftstücks von Zorn und Entsetzen ergriffen. Sie antwortete Palmerston, der Angriff auf Haynau wäre brutal und eine mutwillige Gewalttat gewesen, begangen von einem wütenden Pöbel an einem hochgestellten Mann von mehr als 70 Jahren, der unter dem Schutz des Gastrechts gestanden habe: „Die Königin,“ so schloß das Ernst und Würde atmende Schreiben Victorias, „kann ebensowenig die Einführung von Lynchgerichten in England billigen wie die maßlose Weise, in der Lord Palmerston öffentlich Männer des Auslandes, welche unter schwierigen Verhältnissen und unter dem Druck der Verantwortlichkeit gehandelt haben, anschuldigt und verurteilt, ohne genau informiert zu sein und auf gründlicher Untersuchung beruhende Beweise zu haben.“**)

Der österreichische Geschäftsträger, Baron Koller, überreichte dem englischen Staatssekretär des Auswärtigen eine Note, in welcher das Kabinett von Wien über die Mißhandlung des Feldzeugmeisters Haynau Beschwerde führte. Die Note war vom 5. September; zu Kollers lebhaftem Mißvergnügen dauerte es bis zum 5. Oktober, bevor Viscount Palmerston eine schriftliche Antwort erteilte. Die englische Note sprach das Bedauern der Regierung Ihrer Majestät wegen des vorgekommenen Exzesses aus, fügte aber einen Passus

*) Königin Victorias Briefwechsel II, 35. Palmerston an Victoria am 8. Oktober 1850.

***) Königin Victorias Briefwechsel II, 38. Schreiben vom 12. Oktober 1850.

hinzu, in welchem der Mangel an Takt gerügt wurde, den General Haynau bewiesen habe, indem er im gegenwärtigen Augenblick nach England gekommen sei.

Königin Victoria hatte die Streichung dieses Ausfalls gegen das Opfer der Braufnechte von Barclay und Perkins befohlen, da die betreffenden Worte deutlich bewiesen: „daß Lord Palmerston sich keinen Kummer um das Vorkommnis macht, wohl aber ein Verdienst darin erblickt, mit den Bierfahrern der Brauerei und den chartistischen Demonstrationen zu sympathisieren.“

Palmerston ließ die Anweisung der Königin unbefolgt und schickte die Note mit dem von ihr beanstandeten Absatz an Koller ab. Um seinen Uebergriß zu entschuldigen, gebrauchte er eine Ausrede, die etwas sehr Irritierendes hatte. Er berief sich nämlich darauf, daß Koller, der schon so lange auf Antwort habe warten müssen, nicht gut länger hinzuhalten gewesen wäre. So handelte derselbe Minister, der zitternd und weinend versprochen hatte, niemals mehr durch irgendwelche Kunstgriffe die Krone ihres verfassungsmäßigen Einflusses auf die Staatsgeschäfte berauben zu wollen.

Im übrigen gab sich Viscount Palmerston kaum die Mühe, vor der Königin zu verbergen, daß das Motiv zu seiner wenig zartfühlenden und etwas hinterlistigen Taktik, welche er hinsichtlich jener Note Victoria gegenüber beobachtete, ein persönliches sei, daß er die eigene innerpolitische Stellung dabei im Auge habe. Denn der Staatssekretär des Auswärtigen schrieb der Herrscherin, es wäre gegen sein Gefühl gewesen, seinen Namen unter die von ihr gekürzte Note zu setzen, weil das Dokument möglicherweise dem Parlament werde vorgelegt werden müssen und er sich für dem Publikum verantwortlich ansehe.*)

Diesesmal jedoch setzte der Unlenkame seinen Willen nicht durch. Entschlossen stellte sich Lord John Russell auf die Seite der Krone. Er schrieb Palmerston, die eigenmächtig von ihm erlassene Note wäre unhöflich gegen Oesterreich und laufe der Ehre Englands zuwider. Deshalb müsse sie zurückgenommen werden. Viscount Palmerston erwiderte drohend, ein solcher Schritt könne nur von einem anderen Minister des Auswärtigen getan werden. Als

*) Die Korrespondenz über die Note von Koller: Königin Victorias Briefwechsel II, S. 35 und 38. Briefe der Königin an Russell und Palmerston vom 11. u. 16. Oktober 1850. Brief Palmerstons vom 8. Oktober. Ferner S. 40 Brief Victorias vom 19. Oktober.

aber der Premierminister antwortete, er wäre auf den Eintritt einer derartigen Eventualität vorbereitet, bekam er am nächsten Tage einen Brief von Palmerston, in dem ihm angezeigt wurde, daß die Note zurückgenommen und durch eine andere, den anstößigen Satz nicht enthaltende ersetzt worden sei. *)

Lord John schrieb dem Prinzen-Gemahl, daß er über den Verlauf des Streits um die Note einigermaßen belustigt sei. Das gleiche Verfahren könne mit Vorteil befolgt werden, so oft Lord Palmerston eine Depesche abschicke, welche der Genehmigung der Königin ermangele. **) Das war nun wohl etwas zu viel gesagt, denn die Rücksicht auf das Prestige der englischen Regierung machte die häufige Anwendung jenes zweischneidigen Mittels unmöglich. Jedenfalls aber durfte sich Russell gemeinsam mit der Königin freuen, daß Arone und Rabinett über „Lord Feuerbrand“, der kühn und heißblütig einen Schritt zu weit gegangen war, endlich einmal wieder das Uebergewicht gehabt hatten.

Zu Beginn der Session von 1851 traten die Minister insgesamt zurück wegen einer aus Gründen der inneren Politik erfolgten parlamentarischen Niederlage, aber nach „zehn Tagen größter Aufregung und Sorge“ mußte die Königin, da die Parteizersplitterung im Unterhause die Bildung einer anderen Regierung von größerer Kraft unmöglich machte, Lord John Russell zur Rekonstruktion des alten Ministeriums auffordern. Russell nahm den Auftrag an. Er wollte die Krisis benutzen, um Palmerston als Staatssekretär des Auswärtigen loszuwerden und forderte ihn auf, sich ein anderes Amt auszusuchen. Der Viscount erwiderte, er dürfe sich bedeutender Erfolge in der Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten rühmen. Wenn er an Stelle seines früheren Postens einen anderen übernehme, würde er einen Akt der Selbstverurteilung vollziehen. Lieber kehre er in Anbetracht seines hohen Alters der Politik ganz den Rücken.

Das war die Drohung im Gewande der Entsagung. Lord John Russell gestand darauf der Königin, er könne keinen Augenblick daran denken, die Premierschaft wieder anzutreten und dabei Lord Palmerston zu beseitigen oder sich mit ihm zu streiten. Tatsächlich sei er selber die Schwäche, Lord Palmerston die Stärke der Whigs, wegen der Beliebtheit des letzteren bei den Radikalen. ***)

*) Vgl. Martin, Das Leben des Prinzen Albert II, 335.

**) Königin Victorias Briefwechsel II, 38 Anm.

***) Königin Victorias Briefwechsel II, 79. Memorandum des Prinzen Albert vom 3. März 1851.

So mußte denn die Königin, um nur überhaupt zu einem halbwegs regierungsfähigen Ministerium zu gelangen, Palmerston die Fortführung der auswärtigen Angelegenheiten gestatten, was ihr so schwer ankam, daß sie zu Russell sagte, sie müsse beinahe den Sturz ihrer eigenen Regierung wünschen.*)

Es war ein Mißgeschick für Victoria, daß dieser Mann, mit welchem die Königin schlechterdings nicht auskommen zu können glaubte, zu den bedeutendsten von England jemals hervorgebrachten Diplomaten gehörte. Mit einem stählernen Willen verband Viscount Palmerston eine quecksilberne Beweglichkeit des Geistes. Von 1848 bis 1864 bekämpfte er unentwegt die Lostrennung der Elbherzogtümer von Dänemark und betrieb noch in dem zuletzt genannten Jahre einen englisch-französischen Krieg gegen die deutschen Mächte, welche die Integrität der dänischen Monarchie nicht länger achteten. Nachdem aber bei Düppel und Alsen die Würfel gefallen waren, vollzog Palmerston ohne Bedenken eine so vollständige Wendung, daß er nach der Konvention von Gastein im August 1865 für die Annexion Schleswig-Holsteins an Preußen eintrat.**) Er tat das, um den Erisapfel zwischen die Höfe von Berlin und Wien zu werfen, Venetiens wegen, dessen Vereinigung mit dem Königreich Italien er im englischen Interesse für dringend geboten hielt.

Kein anderer Engländer seiner Zeit besaß in bezug auf auswärtige Angelegenheiten die geistige Beweglichkeit Viscount Palmerstons auch nur annähernd. Hierin ist einer der Gründe zu suchen, warum sich Palmerston mit den eigenen Parteigenossen, sowie mit der Krone in immer neue Streitigkeiten verwickeln mußte. Die geistige Ueberlegenheit des Staatssekretärs des Auswärtigen wurde ihm in dieser Beziehung zum Verhängnis; seine besten und aufrichtigsten Freunde verstanden ihn oft nicht. Wie oben erwähnt worden ist, hatte Palmerston den britischen Botschafter in Paris, Marquis of Normanby, der Königin, die den Marquis zum Botschafter bei der französischen Republik nicht für geeignet erachtete, durch allerlei Tricks geradezu aufgedrängt.***) Normanby war, wie ich gleichfalls schon erzählt habe, den französischen Republikanern sehr zugetan. Als nun der Staatsstreich Ludwig Bonapartes vom 2. Dezember 1851 der französischen Republik dem Wesen nach ein Ende machte,

*) Königin Victorias Briefwechsel II, 80. Memorandum des Prinzen Albert vom 3. März 1851.

**) Ashley The life of Lord Palmerston II, 270. Schreiben Palmerstons an Russell vom 13. November 1865.

***) Vgl. I, S. 261.

fragte Normanby, sittlich entrüstet über den Rechtsbruch, in London an, ob er nicht lieber die diplomatischen Beziehungen zu der französischen Regierung suspendieren solle, bis das von dem Prinz-Präsidenten angeordnete Plebiszit den Gewalthabern einen neuen Rechtsboden geschaffen habe.

Eben wegen seiner Begeisterung für die Freiheit hatte Palmerston den idealistischen Romanschriftsteller Normanby zum Botschafter Englands bei der Republik Aragos und Samartines gemacht. Aber der Staatssekretär des Auswärtigen verlangte von Lord Normanby eine ebenso rasche geistige Beweglichkeit, wie er selber besaß. Nachdem sich Louis Napoleon der absoluten Gewalt bemächtigt hatte, sollte der Marquis von Normanby, so schrieb es ihm Palmerston vor, ohne irgendwelchen Einfluß auf die innere Angelegenheiten Frankreichs zu suchen oder dem Prinz-Präsidenten den Hof zu machen, doch den Siegern beim Staatsstreich durchaus freundlich begegnen.*)

Um diese Instruktion auszuführen, war Lord Normanby ein viel zu starrer Doktrinär. Er begegnete dem meineidigen Dezembermann in der Öffentlichkeit mit einer eifigen Zurückhaltung, deren Eindruck auf die Pariser Gesellschaft dem Prinz-Präsidenten so schädlich für seine Interessen zu sein schien, daß er in London die Abberufung Normanbys verlangte. Lord John Russell, der die diplomatischen Talente des Marquis nicht sonderlich hoch schätzte, war durchaus bereit, dem Wunsch des französischen Staatsoberhauptes mit einer kurzen Respektfrist nachzukommen.**). Inzwischen wurde Lord Normanby wegen der Abweichung von seinen ihm gemachten Vorschriften durch Lord Palmerston freundschaftlich, aber ernst verwarnt.***) Auf diese Differenz zwischen den beiden Lords beziehen sich zwei in „Königin Victorias Briefwechsel“ abgedruckte Briefe der Marchioness of Normanby, an Lord Normanbys Bruder, den Obersten Phipps, der eine hervorragende Stelle im Hofstaat der Königin einnahm: †) „Palmerston hat sich leztlich herausgenommen“, so zürnte die Gemahlin des Botschafters, „in der außerordentlichsten Weise an Normanby zu schreiben . . . Palmerston scheint sehr

*) Ashley I, 289 und 292. Privatbriefe Palmerstons an Normanby vom 3. und 6. Dezember 1851.

**.) Lord Fitzmaurice, *The life of the earl of Granville*. London 1905. Band I, S. 54. Russell an Granville, 28. Dezember 1851.

***.) Vgl. die beiden in der vorigen Anmerkung zitierten Privatbriefe Palmerstons an Normanby.

†) II, 102 u. 4. Vom 7. und vom 9. Dezember 1851.

ärgerlich zu sein, daß Normanby nicht vorbehaltlos den (von Louis Bonaparte) unternommenen Schritt und seinen Erfolg billigt. Die ganze Sache war so vollständig ein Staatsstreich, und das gesamte Verfahren entbehrt so sehr jeder Gefeglichkeit und Gerechtigkeit, daß selbst der verbissenste Tory stutzig werden muß. . . . Und Palmerston, der mit ganz Europa wegen eines Abenteurers wie Rossuth in Fehde liegt, weil er Freiheit und Verfassung seines Landes verteidigt hat . . . , schreibt in der unverschämtesten Weise, weil Normanbys Depeschen ihm nicht genugtun im Preisen Louis Napoleons und seines Staatsstreichs

„Man hätte aus der ganzen Richtung seiner Politik, aus seinen radikalen Bestrebungen schließen sollen, daß Palmerston der letzte wäre, diesen Staatsstreich zu billigen. Weit gefehlt. Er wendet sich in der leichtfertigsten Weise gegen Normanby , sagt, er gefährde durch seine augenscheinliche Mißbilligung des Verfahrens Louis Napoleons die Beziehungen des Landes, kurz es ist ein Brief, den Morny geschrieben haben könnte. . . . Das Merkwürdigste dabei ist . . . , daß es Briefe sind, die Palmerston vollständig mit seiner Partei zerfallen lassen müßten. Er behandelt alle Grausamkeiten der Truppen wie einen Spaß, kurz es ist der Brief eines halb verrückten Menschen, denn sich mit Normanby deshalb zu verfeinden, heißt sich die Kehle abschneiden. . . .

„Je mehr ich über Palmerstons Briefe nachdenke, um so weniger verstehe ich sie; jeder Satz steht in direktem Widerspruch zu seinen Handlungen und Worten. Er macht den Gedanken an eine Verfassung lächerlich, verspottet die Idee, daß die Mitglieder der Nationalversammlung Rechte haben könnten, scherzt über das Feuer auf den Klub, obwohl die dort befindlichen Engländer von den Soldaten beinahe ermordet worden wären, sagt, daß Normanby sich über einen zertrümmerten Spiegel aufregt und vergift dabei, daß dieselbe Kugel, welche den Spiegel zerschmetterte die Hand eines Engländers streifte, eines „civis romanus“, kurz, wie ich vorher sagte, er ist nicht zu verstehen. . . .“

Die Straßenkämpfe, von welchen dieser Brief spricht, waren von dem Militär gegen die sozialistische Partei geführt worden. Lady Normanbys Gatte gestand zu, daß nur durch die Kräftigung der präsidentenchaftlichen Gewalt eine Zuflucht vor der roten Gefahr hätte gewonnen werden können.*) In demselben Sinn sagte Lord

*) Vgl. die oben zitierten Briefe der Marchioness Normanby S. 102 und S. 104.

John Russell auf einer Abendgesellschaft, welche am 4. Dezember bei Lady Palmerston stattfand, zu dem französischen Botschafter, Grafen Walewski, einem natürlichen Sohn Napoleons I, daß seine besten Wünsche die vom Prinz-Präsidenten zur Niederwerfung der Sozialisten unternommene Aktion begleiteten. Vier andere englische Minister taten zu Walewski vollkommen gleichartige Aeußerungen. *)

Was Palmerston betraf, so bemerkte der französische Minister des Auswärtigen, Turgot, zu Normanby, der Viscount habe in einer Unterredung mit Walewski am 3. Dezember den Staatsstreich des 2. durchaus gebilligt. Als Lord John Russell Palmerston schriftlich anfragte, was es mit jener auffallenden Aeußerung Turgots für eine Verwandtnis habe, antwortete der britische Staatssekretär des Auswärtigen, seine Worte hätten ungefähr gelaute, ein Zusammenstoß zwischen dem Präsidenten und der Nationalversammlung sei unvermeidlich geworden; unter solchen Umständen wäre für die Interessen Frankreichs und des übrigen Europa der Sieg Louis Napoleons der bessere Ausgang gewesen. **)

Nun zielte aber die Anfrage Lord Johns an Palmerston in Wahrheit gar nicht auf das Gespräch zwischen dem Viscount und dem französischen Botschafter, vielmehr bildeten den eigentlichen Angriffspunkt des Premierministers jene Briefe des Staatssekretärs des Auswärtigen, betreffs deren die Marquise von Normanby prophezeit hatte, Lord Palmerston schneide sich damit die Kehle ab. Hier wurde der Staatsstreich in der That durchaus gebilligt: „Was die Achtung vor Gesetz und Verfassung anbelangt,“ so belehrte Palmerston den die Instruktionen seines Ministers nicht ausführenden Normanby, „die, wie Sie in Ihrer gestrigen Depesche sagen, dem Engländer angeboren ist, so wird jene Achtung gerechten und billigen Gesetzen entgegengebracht, die erlassen worden sind unter einer auf Vernunft gegründeten Verfassung, die geheiligt ist durch ihr Alter, sowie durch die Erinnerung an lange unter ihr genossene Jahre nationalen Glücks. Indessen dürfte man von jenem Gefühl kaum

*) Ashley I, 316, Palmerston an William Temple 2. Januar 1852. Parlamentsrede Palmerstons am 3. Februar 1852 bei Ashley I, 322. Ibidem 326 Brief Palmerstons an Lord Lansdowne vom Oktober 1852. Spencer Walpole, The life of lord John Russell, London 1889. Band II, 142 Anm.

**) Ueber den Wortlaut der Palmerstonschen Aeußerung gegenüber dem Grafen Walewski vgl. Ashley II, 300. Palmerston an Russell am 16. Dezember 1851. Palmerston an Normanby 16. Dezember 1851 bei Ashley, 297. Ebendort 311 Palmerston an William Temple 22. Januar 1852. Schließlich Ashley, 325. Schreiben Palmerstons an Lord Lansdowne, Oktober 1852.

den richtigen Gebrauch machen, wenn man fordert, es solle jenen abgeschmackten Narrenspößen von vorgestern gewidmet werden, welche die Wirrköpfe Marraſt und Tocqueville der franzöſiſchen Nation zur Unruhe und Qual erfunden haben, und ich muß ſagen, daß icne Verfaſſung durch den Bruch mehr geehrt wurde als durch die Befolgung.

Es war hohe Zeit, ſolchen kindiſchen Unſinn loszuwerden. . .“

Nicht der geringſte Zweifel kann daran obwalten, daß Palmerſton recht gewichtige Gründe anführte, indem er das Vorgehen Louis Napoleons unter Geſichtspunkten der Moralität und der Gerechtigkeit gegen die gar zu ſtrengen politiſchen Sittenrichter nach der Art Normanbys zu verteidigen ſuchte. Jedoch ging damals durch England eine jener Strömungen, welche Cobden in der Flugſchrift „The three panics“ geſchildert hat.**) Infolge des Staatsſtreichs vom 2. Dezember ſahen die Briten eine Aera von europäiſchen Kriegen und für ihr Vaterland die Gefahr einer franzöſiſchen Landung voraus.***) Lord John Ruſſell urteilte, wie die Marquiſe von Normanby, daß ſich Wiſcount Palmerſton durch ſeine Billigung der letzten Ereigniſſe in Frankreich die eigene Partei vollkommen entfremdet habe. Der Premierminiſter glaubte den Augenblick gekommen, wo er den Amtsgenossen, deſſen dämoniſche Natur ihm bei der verdüſterten internationalen Lage unheimlicher als je erſchien, beſeitigen könne und müſſe. Im Einklang mit dem geſamten Kabinett ſchrieb er dem Staatsſekretär des Auswärtigen, die Leitung dieſes Reſſorts könne ihm ohne Nachteil für das Land nicht länger überlaſſen bleiben, wegen der ſchädlichen Wirkungen, welche von beſtändig ſich erneuernden Mißverſtänden ſowie von nur zu oft wiederholten Weiſeiteſetzungen der Klugheit und des Anſtands ausgegangen wären. Wenn Lord Palmerſton, anſtatt ſich in das Privatleben zurückzuziehen, Biſkönig von Irland werden wolle, ſo würde er in ſeiner Eigenschaft als Premierminiſter mit der größten Bereitwilligkeit der Königin empfehlen, Lord Palmerſton jene hohe Stellung zu übertragen und zwar nach ſeinem Belieben mit oder ohne eine britiſche Pairie.***)

*) Political Writings II, 537.

***) Cobden, „Political Writings“ II, 556. Delbrück-Feſtſchrift, S. 257. Berlin 1908. Emil Daniels: „Die Engländer und die Gefahr einer franzöſiſchen Landung zur Zeit Louis Philipps und Napoleons III.“

***) Spencer Walpole, The life of Lord John Ruſſell II. 139. Brief vom 17. Dezember 1851. Hier iſt „Practices“ verlesen für „Prudence“. Bgl. Ashley I, 307. Erwiderungſchreiben Palmerſtons vom 23. Dezemb. r 1851.

In seiner Erwiderung auf Lord Johns Entlassungsschreiben würdigte der irische Viscount die britische Pairie keiner Erwähnung; die vornehme Ruhe des Oberhauses lockte ihn nicht, sondern er fühlte sich für die stürmische Temperatur des viel mächtigeren Unterhauses noch jung genug. Im übrigen antwortete er dem Premierminister, die Beschuldigung, er habe Klugheit und Anstand beiseite gesetzt, werde durch das Angebot der vizeköniglichen Würde in Irland widerlegt, denn er nehme an, das sei ein Amt mit Pflichten, inbezug auf deren angemessene Erfüllung Klugheit und Anstand als Eigenschaften angesehen werden müßten, welche nicht gut entbehrt werden könnten:

„Er nutzt jedenfalls das Argument aus“, meinte die Königin. An den König der Belgier schrieb sie: „Liebster Onkel! Ich habe das außerordentliche Vergnügen, Dir etwas Neues mitteilen zu können, was, wie ich weiß, Dir ebenso viel Befriedigung und Erleichterung bereiten wird, wie uns und der ganzen Welt: Lord Palmerston ist nicht mehr Staatssekretär des Auswärtigen! . . . Er entzweite uns und das Land mit Jedermann, und seine erste Handlung beschleunigte die unglückseligen spanischen Heiraten, welche der Anfang vom Ende waren. Es ist zu schmerzlich, wenn man bedenkt, wieviel Elend und Unheil hätte vermieden werden können. Jetzt ist er, Gott sei Dank, für immer mit dem Auswärtigen Amt fertig, und „der greise Staatsmann“, wie die Zeitungen ihn zu unserem großen Amusement und unzweifelhaft zu seinem grenzenlosen Aerger nennen, muß nun auf seinen Lorbeern ausruhen. . .“*)

Nachfolger „des greisen Staatsmanns“ wurde der 36jährige Präsident des Handelsamts, Earl of Granville, der früher drei Jahre lang Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt gewesen war, aber ohne daß Palmerston auch nur ein einziges Mal mit ihm über Geschäfte gesprochen hatte. Später, zur Zeit Gladstones, hat Granville den liberalen Kabinetten regelmäßig als Minister des Auswärtigen angehört. In der Epoche der Grundlegung der deutschen Kolonialpolitik ergaben sich zwischen Fürst Bismarck und dem Earl of Granville mehrfach heftige Konflikte, bei denen der Lord durch seinen furchtbaren Gegner in arge Bedrängnis geriet.**)

*) Königin Victorias Briefwechsel II, 110 u. 118. Briefe vom 23. und 30. Dezember 1851.

**) Emil Daniels: „Die englischen Liberalen und Fürst Bismarck“, Band 123, Heft 2 dieser Zeitschrift.

Granville kam nach Windsor-Castle, wo die Königin in einer feierlichen Sitzung des Staatsrats (Privy Council) aus den Händen Lord Palmerstons die Siegel seines Amtes entgegennehmen und dieselben dem neuen Staatssekretär des Auswärtigen übergeben wollte. Da Palmerston auf sich warten ließ, erzählte Granville, ein eben vom Festlande zurückgekehrtes Mitglied des Parlaments habe ihm gesagt, ein Engländer könne sich auf dem Kontinent kaum noch zeigen, ohne daß ihm von allen Seiten Haß entgegengebracht werde. Die Möglichkeit, nicht beleidigt zu werden, gewinne man nur, wenn man beteuere: „Civis romanus non sum.“

Der neue Staatssekretär des Auswärtigen versprach, nichts mit Zeitungen zu tun haben zu wollen, dagegen fleißig Abendgesellschaften zu geben. Skeptische Weltleute nämlich, welche an Viscount Palmerstons Genie nicht glaubten, erklärten sich die unvergleichliche nationale Stellung des Lords zu einem ungemein bedeutenden Teil aus den allerdings sehr beliebten gesellschaftlichen Veranstaltungen von Lady Palmerston, der reich begüterten Schwester Lord Melbourne, mit welcher Palmerston vor den Altar getreten war, als sie beide schon über 50 Jahre zählten.

Ein anderer im Staatsrat anwesender großer Whig, Lord Lansdowne, zeigte sich beunruhigt wegen gewisser in der Presse hervorgetretener Merkmale, denen zufolge sowohl Konservative als auch Radikale Palmerston für sich zu gewinnen suchten.

Lord John erzählte, er hätte Palmerston die Ernennung Lord Granvilles angezeigt und hinzugefügt, daß er in seinem langen politischen Leben keine so peinliche Woche verbracht habe. Die Antwort Viscount Palmerstons wäre gewesen: „Natürlich wissen Sie trotz meiner ruhigen Haltung sehr wohl, daß ich über Ihr ganzes Verfahren die gerechte Entrüstung empfinde, welche es hervorbringen mußte.“

1½ Stunden wartete die Königin mit ihren zum Staatsrat versammelten Großen auf Palmerston, aber der Viscount erschien nicht. Dann kamen die Siegel durch einen Boten, wie der entlassene Minister behauptete, in Folge eines Mißverständnisses, an dem allein Lord John Russell schuld wäre:*)

„Weide, sowohl Agrarier als auch Radikale, brauchen einen Führer“, schrieb der Earl of Aberdeen an Granville, „und Weide

*) Königin Victorias Briefwechsel II, 114. Memorandum des Prinzen Albert 27. Dezember 1851.

werden einen hohen Preis für ihn bieten. Wer wird ihn bekommen?“*)

Als wenige Wochen nach diesen Vorgängen das Parlament zusammentrat, gab Lord John Russell sogleich dem Unterhaus über die Entlassung Palmerstons Rechenschaft. Inmitten einer glänzenden und höchst wirkungsvollen Rede las er jenen Brief Victorias vor, wegen dessen Palmerston geweint und gezittert hatte, weil die Herrscherin dem Viscount vorwarf, er lasse es an der der Krone schuldigen Ehrerbietung fehlen, vernachlässige die Königin und begegne ihr mit Unaufrichtigkeit.***) Unter anderen Umständen würde dieses Schriftstück seine erlauchte Verfasserin vielleicht des Strebens nach dem persönlichen Regiment verdächtig gemacht haben, aber jetzt war der Eindruck auf das Haus so, daß Palmerston entmutigt den Kopf in die Hände vergrub und während des ganzen Rests der Russell'schen Rede teilnahmslos, beinahe wie abwesend dasaß.

Dann faßte er sich und hielt eine das gesamte zum Verständnis des Streitfalls erforderliche Material objektiv zusammenfassende, sachlich überhaupt ausgezeichnete Rede ohne jede persönliche Vereiztheit; er wies nach, daß er gegenüber der jüngsten politischen Entwicklung in dem Nachbarlande durchaus vernünftig, sachgemäß und überhaupt in jeder Beziehung einwandfrei verfahren war. Aber insoweit nicht das außerpolitische Interesse Englands, sondern der parlamentarische Kampf um die Aemter in Betracht kam, behielt die auf der Zinne der Partei stehende Marquise v. Normanby durchaus Recht. Palmerstons unbefangene Würdigung der inneren Notwendigkeit und verhältnismäßigen moralischen Berechtigung des französischen Staatsstreichs erschien den von Kriegs- und Invasionsfurcht aufgeregten Gemeinen wie die Denkweise eines Halbverrückten. Der Marquis von Normanby, der von Paris zur Session herübergekommen war, schrieb an Oberst Shipp's: „Die Empfindung, daß Palmerston eine vollständige Niederlage erlitten hat, ist allgemein. Ich bin überzeugt, was ihn von vornherein niederstreckte, war der Brief der Königin, denn alle Welt fühlte, solch ein Brief würde niemals geschrieben worden sein, wenn nicht jeder Punkt in demselben hätte wie eine Anklageschrift bewiesen werden können. Und dann erhob sich die Frage, wie konnte ein Mann, selbst wenn er

*) Lord Edmond Fitzmaurice, The life of the earl of Granville, London 1905. Brief vom 26. Dezember.

***) Vgl. S. 415.

sich noch so sehr an seinem richtigen Posten fühlte, bei so offen bezeugtem Mangel an Vertrauen im Amte bleiben?

Aberdeen, den ich gestern Abend bei Granvilles sprach, erzählte mir, (Cardwell*) habe ihm gesagt, daß er, obwohl die Arroganz Palmerstons ihn oft geärgert habe, wirklich von Mitleid ergriffen worden wäre, so vollständig sei sein Zusammenbruch gewesen. Disraeli sagte, er habe ihn während Johnchens Rede beobachtet und sei im Zweifel gewesen, ob das Hängenlassen des Kopfes u. s. w. nicht lediglich Schauspielerei gewesen wären. Ehe Palmerston aber zwei Sätze gesprochen hätte, habe man sehen können, daß er ein erlegter Fuchs gewesen sei. . . . Ich bin stets der Meinung gewesen, daß Palmerston als Redner überschätzt worden ist. Seine große Macht war dadurch entstanden, daß er nicht nur besser Bescheid wußte als sonst jemand, sondern daß er überhaupt der einzige Mensch war, der etwas wußte. . . . (**)

Solange sich Palmerston im Amt befand, hatte er unablässig seine widerstrebenden liberalen Parteigenossen zu Opfern für das Heerwesen gedrängt, dessen Mängel er als Oberst eines Milizregiments auch aus praktischer Erfahrung kannte. (***) Jetzt brachte Lord John, in Anbetracht der allgemeinen Furcht vor einer französischen Invasion, eine jenen Zwecken dienende Milizbill ein. Palmerston bekämpfte die Maßregel, als nicht weit genug gehend. Infolgedessen blieb die Regierung mit 11 Stimmen in der Minderheit und trat am 20. Februar 1852 zurück, acht Wochen, nachdem Viscount Palmerston entlassen worden war. Die Königin betraute den Earl of Derby, das Oberhaupt der Konservativen, mit der Bildung eines neuen Kabinetts. Derby versuchte Palmerston für sein Ministerium zu gewinnen. Der Viscount hatte ursprünglich zur Torypartei gehört und blieb in bezug auf manche Tagesfragen bis an sein Lebensende recht konservativ. Beispielsweise widerstrebte er der Erstreckung des Stimmrechts auf die Arbeitermassen und der geheimen Wahl. Nichtsdestoweniger machte ihm seine ganze nationale Stellung den Abfall von der liberalen Partei unmöglich. Als Grund für seine Ablehnung des Eintritts in die neue Regierung bezeichnete er insbesondere, daß die Konservativen nach der Wiedereinführung des Kornzolls strebten.

*) Vgl. über diesen politischen Staatsmann meinen „Gladstone“ I, 413.

**) Königin Victorias Briefwechsel II, 128. Schreiben vom 5. Februar 1852.

***) Palmerston über die englische Nationalverteidigung, Delbrück = Festschrift, Mein Beitrag passim.

Als unabhängiger und freiwilliger Gouvernentaler unterstützte Palmerston die von dem Kabinett Derby eingebrachte verschärfte Milizbill mit solcher Energie, daß die unpopuläre Maßregel durchging. Ohne Palmerstons patriotische Entfagung und Hingebung wäre die Bill zweifellos in zweiter Lesung abgelehnt worden. *) Schatzkanzler Benjamin Disraeli, der jetzt Leiter des Hauses der Gemeinen war, schrieb der Königin über den Verlauf der Debatte an Ort und Stelle um 11 $\frac{1}{2}$ Uhr nachts: „Lord John Russell erhob sich um 11 Uhr und kündete an, er werde gegen die Bill stimmen. Seine Rede gehörte zu den besten, die er je gehalten, sie war staatsmännisch, beweiskräftig, flüssig und humoristisch; ihre Wirkung auf das Haus war nicht zu verkennen. Euer Majestät Regierung, die sich gerade zu einer Antwort anschickte, überließ dieselbe lieber Lord Palmerston, der die Anschauung des Hauses ganz änderte und es durch eine außerordentlich lebendige und anregende Rede in der Tat mit sich fortrif.“ **)

Noch vor wenigen Wochen hatte Disraeli den Viscount Palmerston als einen erlegten Fuchs bezeichnet. Jetzt stand der Gestürzte schon wieder da als der Retter des Landes vor Wehrlosigkeit in gefährlicher Zeit und hatte sich sogar zum virtuellen Leiter des Hauses der Gemeinen emporgeschwungen. Allerdings konnte er sich in dieser Stellung nicht halten; war doch die Fraktion, welche seiner Führung folgte, nur etwa zwanzig Köpfe stark. ***) So ließ er sich denn nach dem Fall des konservativen Ministeriums, das die Gewalt kaum zehn Monate lang behauptete, bestimmen, um die Zeit, wo in Frankreich das zweite Kaiserreich entstand (Dezember 1852), in das peelitisch-liberale Koalitionsministerium Aberdeen†) einzutreten, das sogenannte Ministerium aller Talente. Palmerston begnügte sich in diesem Kabinett mit dem Posten eines Staatssekretärs des Innern, Russell wurde wieder Leiter des Unterhauses, aber im übrigen nur Kanzler des Herzogtums Lancaster, d. h. Minister ohne Portefeuille. Die auswärtigen Angelegenheiten kamen in die Hände Lord Clarendons, in dem Victoria und Albert seit Jahren denjenigen Liberalen erblickten, welcher für die Leitung des Auswärtigen Amtes vor allen

*) Vgl. über diesen Punkt unter anderem Cobden „Political Writings“, II, 561. Auch Delbrück-Festschrift S. 268.

**) Königin Victorias Briefwechsel II, 150. Billet vom 19. April 1852.

***) Ashley I, 20, Palmerston an seinen Bruder, 17. September 1852.

†) Ueber die Fraktion der Peeliten und das Ministerium Aberdeen vgl. meinen „Gladstone“ I, 413.

anderen geeignet war.*) Lord Clarendon wie Lord Aberdeen verwarfen alle Vorterrainpolitik als brandstifterisch, aber während Palmerston während einer 15jährigen Amtswirksamkeit stets verstanden hatte, England vor einem großen Krieg zu bewahren, ließen sich Aberdeen und Clarendon gegen ihren Willen von überlegenen Geistern ausländischer Diplomaten in den Krimkrieg hineinziehen, durch gut gemeinte dilettantische Praxis das Aperçu Palmerstons bekräftigend, daß auswärtige Politik machen erlernt werden muß wie Violine spielen.

Angeichts der schrecklichen Leiden, welchen die englischen Truppen vor Sebastopol wegen der Unfähigkeit des peelitischen Kriegsministers Herzogs von Newcastle ausgesetzt waren,**) beschloß das Unterhaus mitten im Kriege ein eklatantes Mißtrauensvotum gegen das peelitisch-liberale Koalitionsministerium. Die Königin ließ darauf Lord Derby rufen und forderte ihn auf, eine neue Regierung zu bilden. Derby erklärte, er müsse Palmerston in der Regierung haben, sei es auch nur, um den Kaiser Napoleon zufriedeu zu stellen, dessen Vertrauen der Viscount in vollem Maße besitze. Im übrigen rufe ganz England nach Palmerston als dem einzigen Mann, der geeignet sei, dem Kriegsamt vorzustehen. Was indessen das unwissende Volk auch denken möge, Viscount Palmerston wäre jener Aufgabe in keiner Weise mehr gewachsen, denn er zähle 70 Jahre, sei mit Taubheit und Blindheit behaftet und es liege auf der Hand, daß seine Zeit vorüber wäre, wenn er auch die Munterkeit der Jugend zur Schau zu tragen versuche.

Wie einst Lord John Russell, so gab in dieser Krisis von der anderen großen Partei Benjamin Disraeli seine Bereitschaft kund, um des Landes willen Viscount Palmerston die Führerschaft des Unterhauses abzutreten.***) Aber dieser hatte nicht mehr nötig, sich mit der zweiten Stelle in der Regierung abfinden zu lassen, sondern konnte die Hand nach der Premierschaft ausstrecken. Die breite Masse des englischen Mittelstandes, „der Mann mit dem Regenschirm oben auf dem Omnibus“, wie Palmerston selber den Kern seines Anhanges bezeichnete, hielt weder Derby noch Russell für geeignet, die verfahrenen Kriegsoperationen wieder ins Geleise zu bringen und einen vorteilhaften Frieden herbeizuführen. Keinem

*) Vgl. I, S. 274.

***) Vgl. meinen „Gladstone“ I, 416.

****) Königin Victorias Briefwechsel II, 307. Memorandum der Königin Victoria 31. Januar 1855.

anderen wollte das englische Volk inmitten des tobenden Kriegessturms die Premierschaft anvertraut wissen als seinem vieljährigen Liebling, „dem ollen Pam.“

„ . . . Quod nemo promittere divum
Auderet volvenda dies en attulit ultro!“

schrieb Palmerston im Entzücken über das wider alles Erwarten plötzlich erreichte höchste politische Ziel an seinen Bruder, den britischen Gesandten in Neapel, nachdem er als Premierminister der Königin die Hand geführt hatte. Diese schrieb ihrem Onkel nach Brüssel: „Das gute Volk hier ist wirklich etwas verrückt . . . Mir blieb nichts Anderes übrig . . . Lord Johns Rückkehr in das Amt unter Lord Palmerston ist ganz außerordentlich.*) Ich hoffe, Palmerston leistet Gutes in seiner Mission; ihm liegt viel daran . . . Ich bin recht mitgenommen von Allem, was passirt ist. Meine Nerven, die im letzten Jahre stark mitgenommen wurden, haben sich durch die Ereignisse der letzten 14 Tage nicht gebessert. . .“

Da Palmerston gegen den Willen fast aller einflussreichen Parteimänner, aristokratischer wie demokratischer Observanz, getragen durch eine Unterströmung, zur Premierschaft gelangt war, so glaubte niemand, daß er sich lange an der Spitze des Staats behaupten würde.***) Aber die Dinge nahmen eine Wendung, welche alle Welt enttäuschte. Abgesehen von einer kurzen Unterbrechung blieb Viscount Palmerston weit über zehn Jahre an der Regierung, bis an seinen Tod im Oktober 1865. In den ersten Jahren seiner Premierschaft gestaltete sich das Verhältnis zur Königin leidlich. Hierzu trug bei, daß der Premierminister, zu dessen wichtigsten Obliegenheiten die Ernennung der kirchlichen Würdenträger gehörte, trotzdem er ein „Gallio“, ein Freidenker war, sich jener Funktion mit der höchsten Klugheit und dem allerfeinsten Takt entledigte. Davon abgesehen, brauchte die Krone Palmerston, um den Krimkrieg zu einem ehrenreichen Ende zu führen. Endlich trug zur Milderung des Gegensatzes zwischen Krone und Premierminister viel bei, daß Lord Clarendon Staatssekretär des Auswärtigen blieb.†) Clarendon faßte die diplomatischen Depeschen so ab, daß Victoria und Albert mit ihnen einverstanden

*) Als Staatssekretär der Kolonien.

**) Königin Victorias Briefwechsel II, 327 und 337. Schreiben vom 6. und 27. Februar 1855.

***) Morley, „Gladstone“ I, 543.

† Königin Victorias Briefwechsel II, 368 und 386. Schreiben Granvilles an Clarendon vom 14. September 1855 und Victorias an Clarendon vom 11. Januar 1856.

waren und redigierte die Urkunden eventuell nach den Wünschen der Krone um.**) Ein Trost für Palmerston lag darin, daß er von jeher gewohnt war, den britischen Vertretern bei den fremden Regierungen die Substanz ihrer Instruktionen durch Privatbriefe beizubringen.***) Die tief eingreifende Kontrolle über alle Ressorts, welche nach der staatsrechtlichen Praxis Englands dem Premierminister zukommt, machte Palmerston möglich, die Reichspolitik seinem Sinne gemäß zu leiten, ohne daß er mit den Siegeln des Staatssekretärs des Auswärtigen bekleidet war.

Mißhelligkeiten mit der Krone konnten bei einem solchen Verhältnis niemals ganz ausbleiben. Als Palmerston in regelmäßige Privatkorrespondenz mit Napoleon III. trat, zeigte sich die Königin stark beunruhigt. Diese verfassungswidrige Neuerung machte den britischen Premier zum Ratgeber eines ausländischen Autokraten: „Welche Kontrolle“, fragte der Prinz Gemahl, „kann das Kabinett unter solchen Umständen in den auswärtigen Angelegenheiten auszuüben hoffen?“

Die Minister waren aber bei der Popularität Palmerstons und seiner durch den Gang der Geschichte sanktionierten Autorität wenig geneigt, sich gegenüber dem Premier auf die Seite der Königin und ihres Gatten zu stellen: „Ich glaube, sie benehmen sich nicht hübsch gegen Palmerston“, schrieb Clarendon an Granville,***) „obgleich er nichts getan hat, dies zu rechtfertigen, seit er ins Amt getreten ist und . . . sich gemäßigt und fügsam gibt. Wie jeder andere auch, will er seiner Eigenart gemäß behandelt sein und erträgt es nicht, brüskiert oder zum Mundhalten aufgefordert zu werden. Sie haben keine Vorstellung von dem absoluten Wandel, der mit Palmerstons Stellung vor sich gegangen ist.

„Er braucht keine Kollegen zu fürchten oder zu verdrängen; er hat das Ziel seines Ehrgeizes erreicht; er kann zwar nicht mehr nach seinen Impulsen im Auswärtigen Amt verfahren, auch ist er dem Parlament unmittelbarer verantwortlich als je, aber er ist doch stolz darauf, daß er, wie er meint, den Widerstand des Hofes überwunden hat. Die Königin darf deshalb nicht dabei bleiben, immer

*) Palmerston wurde, abgesehen von seiner Premierschaft, erster Lord des Schatzes. Ein zweiter Vertrauensmann der Königin in diplomatischen Angelegenheiten, der Earl of Granville, gehörte dem Ministerium Palmerston als Präsident des Staatsrats und Leiter des Oberhauses an

***) Vgl. Martin, Das Leben des Prinzen Albert II, 440.

***) Lord Fitzmaurice The life of the earl of Granville I, 120. Schreiben vom 18. September 1855.

nur den alten Palmerston in ihm zu sehen. Er hat den alten Adam ausgezogen und ist zu einem artigen Kindchen geworden.“

Ungefähr um die Zeit der Abfassung dieses Briefes schrieb „das artige Kindchen“ seinem Bruder in Neapel, er solle wegen der Beleidigung der dortigen britischen Gesandtschaft vom König Bomba die Entlassung des Polizeiministers Massa fordern: „Ich würde an Deiner Stelle dieses Ansinnen erst erheben, nachdem unser Reservegeschwader . . . in der Bai vor Neapel Anker geworfen hat, gegenüber dem königlichen Palast, und nachdem es die Gesandtschaft und den Konsul an Bord genommen hat. Dann würde ich ein Boot an den Strand senden, mit der Forderung, daß binnen zwei Stunden der König eine Antwort senden müsse, des Inhalts, daß Massa entlassen sei, eine halbe Stunde gerechnet als Laufzeit für den Brief, eine andere halbe Stunde als Laufzeit für die Antwort und eine volle Stunde für die Abfassung der letzteren. Vergeht die Zeit ohne eine genügende Antwort, muß der Palast das Schicksal Sveaborgs teilen,*) e poi dopo, wenn das nicht genügt.“**)

Königin Victoria erhob den entschiedensten Protest gegen die Zwangsmaßregeln, welche mitten im Krimkrieg — Sebastopol war noch nicht gefallen — in den neapolitanischen Gewässern ergriffen werden sollten. Sie wies darauf hin, daß der Konflikt zwischen Palmerstons Bruder, Sir William Temple und dem Polizeiminister Massa verhältnismäßig höchst geringfügige Ursachen gehabt hätte, nämlich eine Polizeiverordnung, die Loge des Theaterintendanten betreffend sowie andere polizeiliche Maßregeln, welche nach Temples Behauptung den freien Verkehr der Mitglieder der britischen Gesandtschaft mit Neapolitanern zu unterbinden bestimmt gewesen wären, während Massa bezüglich beider Beschwerdepunkte jede unfreundliche Absicht aufs Entschiedenste geleugnet hätte. Dagegen äußerte Victoria im Hinblick auf Palmerston den Verdacht, daß die Flottendemonstration gegen Ferdinand II. mit dem Hintergedanken einer Revolutionierung Süditaliens geplant würde. Angesichts solcher Absichten „Lord Feuerbrands“ kam die Königin auf die Grundsätze jener legitimistischen politischen Ethik zurück, welche sie unentwegt festhielt. Sie schrieb dem Earl of Clarendon: „Der Rechtsgrund, auf den die Intervention gestützt werden soll, nämlich

*) Sveaborg war soeben von der alliierten Ostflotte bombardiert und niedergebrannt worden.

***) Ashley, The life of Viscount Palmerston II, 100. Schreiben vom 25 August 1855.

die Mißregierung Neapels, welche nach Sir William Temples Ansicht die monarchischen Einrichtungen in Mißcredit bringt und Wasser auf die Mühle der Demokratie liefert, ist völlig ungenügend, um das Vorgehen zu rechtfertigen!" Nicht nur mit den Franzosen, verlangte Königin Victoria, solle ein einer eventuellen britischen Aktion vorangehendes Einvernehmen zustande gebracht werden — jene wünschten damals eine Erschütterung der öffentlichen Verhältnisse Süditaliens nicht — sondern womöglich auch mit den Oesterreichern.*)

Der König beider Sizilien übte, durch das Schicksal des Königs der Hellenen gewarnt, eine verständige Nachgiebigkeit, indem er den Polizeiminister entließ und ihn niemals wieder mit einem Staatsamt zu betrauen versprach. Infolgedessen wurde die Entsendung eines englischen Geschwaders in die Bai von Neapel um so überflüssiger, als der Schlag gegen die moralische Autorität der neapolitanischen Bourbonen auch ohne das nicht umsonst geführt war.

Vom Februar 1858 bis zum Juni 1859 war Palmerston außer Amtes. Ich gehe auf diesen Zeitraum nicht ein, weil „Königin Victorias Briefwechsel“ keine neuen Dokumente von besonderer Wichtigkeit darüber bietet. An sich ist das Verhalten Palmerstons in der Zeit, wo Napoleons III. italienischer Feldzug vorbereitet wird, von größtem geschichtlichen Interesse.

Während der fünf viertel Jahre, welche Viscount Palmerston auf den Bänken der Opposition zubrachte wurde England von Lord Derby und Benjamin Disraeli regiert. Am 11. Juni 1859, sechs Tage nach der Schlacht von Magenta, blieben die konservativen Minister anläßlich eines im Unterhaus gegen sie eingebrachten Mißtrauensvotums mit 13 Stimmen in der Minderheit und dankten ab. Die liberale Partei kam wieder ans Ruder. Victorias Bestreben, anstatt Palmerston Granville zum Premier zu machen, blieb vergeblich. Und die Königin erlitt bei der Kabinettsbildung noch eine zweite Niederlage, welche beinahe ebenso schlimm war wie die erneute Kapitulation vor Palmerston. Lord John Russell, der, wie Königin Victoria selber anerkannt hatte,**) eine außerordentliche Selbstverleugnung an den Tag legte, wenn er unter Palmerston diente, protestierte gegen die Wiederübertragung der auswärtigen Angelegenheiten an Clarendon und verlangte das auswärtige Amt für

*) Königin Victorias Briefwechsel II, 365. Schreiben Victorias an Clarendon 3. September 1855.

**) Vgl. S. 431.

sich: „Die Wichtigkeit der internationalen Verhältnisse, welche in diesem Augenblick zu regeln sind“, sagte er zu Palmerston, „ist meine Versuchung und Rechtfertigung.“*)

Da des französisch-österreichischen Krieges wegen eine starke Regierung unumgänglich nötig war, mußte der Anspruch Lord Johns unter allen Umständen befriedigt werden. Palmerston hatte nicht zu befürchten, daß seine auswärtige Politik durch den alten Nebenbuhler durchkreuzt werden würde. Dieser hatte, als er Staatssekretär des Auswärtigen zu werden forderte, hinzugefügt, er würde auf dieses Amt verzichten, wenn es Lord Palmerston übertragen würde. Russells ehemals so lebhaftes Besorgnis, daß Palmerston England in einen vermeidbaren Krieg verwickeln würde, bestand seit der unheilvollen Verwaltung des Ministeriums aller Talente nicht weiter fort. Lord John war kunstvoller Redner, Historiker, Poet. Zwar mangelte ihm das Verständnis für die diplomatische Urkraft Palmerstons, aber als geistvoller Mann besaß er Sinn für große außerpolitische Gesichtspunkte. 1859 kam ein innerpolitisches Moment hinzu, welches ihn an Lord Palmerstons Seite drängte. Der eifrige, fortwährend mit Plänen zur weiteren Demokratisierung des Stimmrechts beschäftigte Liberale wollte in der italienischen Frage, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, die Ansichten der zweiten Eisenbahn-Klasse gegen die erste durchsetzen.

Die Präliminarien von Villafranca setzten fest, daß der Großherzog von Toskana und der Herzog von Modena in ihre Staaten, aus denen die nationale Bewegung sie vertrieben hatte, wiedereingeführt werden sollten.

Angeichts dieser Stipulationen machte Königin Victoria Lord John Russell darauf aufmerksam, daß „die arme Herzogin-Regentin von Parma“**) beim Abschluß des vorläufigen Friedens gänzlich übergangen worden sei, offenbar: „nur weil niemand sich für bezufen hält, freundlich zu ihr zu sein.“ Lord John habe geäußert, er wolle eine ehrliche, gegen alle Nachbarn gerechte Politik. In diesem Sinne würde die Regierung handeln, wenn sie das Recht Louise Mariens von Parma unter ihren Schutz nehmen würde.***)

*) Spencer Walpole, The life of Lord John Russell II, 309.

**) Louise Marie, Witwe Karls III. von Parma, Tochter des Herzogs von Berry. Sie führte die Regierung für ihren unmündigen Sohn Robert.

***) Königin Victorias Briefwechsel II, 575. Schreiben Victorias an Lord John Russell. 14. Juli 1859.

Man sieht, Victoria nahm sich im Widerspiel zu den großen liberalen Lords nicht nur der ersten Wagenklasse, sondern auch der Salonwagen an.

Palmerston und Russell dachten von dem legitimistischen Rechtsstandpunkt, welchen Victoria in der parmeseanischen Angelegenheit nicht ohne Sentimentalität einnahm, keineswegs sonderlich hoch. In einer Depesche Viscount Palmerstons an den britischen Botschafter bei Kaiser Napoleon, Lord Cowley, äußerte der Viscount staatsrechtliche Ueberzeugungen, wie sie niemals roter aus der Feder des Premierministers einer legitimen Herrscherin geflossen waren: „Das Volk der mitteleuropäischen Staaten“, schrieb Palmerston, „hat ein ebenso gutes Recht, seine Beherrscher zu wechseln wie das Volk Englands, Frankreichs, Belgiens und Schwedens, und die Annexion der mittelitalienischen Staaten an Piemont würde ein ungemischter Segen sein für Italien und für Frankreich und für Europa.“*)

Die Königin hatte einmal gesagt, Lord Palmerston verstände sein Argument auszunutzen. Dies bewies er auch anlässlich der Anregung Victorias, die Interessen der parmeseanischen Dynastie unter englischen Schutz zu nehmen. Seit dem Jahre 1848 strebte er erklärtermaßen dahin, ein mächtiges norditalienisches Königreich zu schaffen, dem sich die päpstlichen Legationen früher oder später anschließen würden, und das dann von England, je nach Bedarf, zur Bekämpfung Frankreichs oder Oesterreichs verwendet werden könnte.***) In diesem Sinne wollte Palmerston jetzt bei den Unterhandlungen in Zürich über den endgültigen Friedensvertrag das Gewicht Englands dafür in die Wegschale geworfen wissen, daß die Souveräne von Toskana, Parma und Modena nicht wieder eingesetzt, sondern diese Landschaften mit dem Königreich Sardinien vereinigt würden. Den unmündigen Sohn der Herzogin-Regentin von Parma gedachte Palmerston, wie er der Königin mitteilte, dem Kaiser Napoleon als „erblichen Vizekönig über alle Besitzungen des Papstes“ in Vorschlag zu bringen, ausgenommen die Stadt Rom.***)

Königin Victoria ließ sich durch die arglistige Scheinkonzession zugunsten der entthronten Louise Marie nicht täuschen. Die englische Regierung, so erklärte sie gereizt, wolle Frankreich zeigen, daß es in seinem Interesse liege, den Vorfrieden von Villafranca zu

*) Ashley II, 165, Privatbrief vom 22. August 1859.

***) Vgl. Ashley „Palmerston“ I, 98. Schreiben an den König der Belgier vom 15. Juni 1848.

***) Lord Fitzmaurice The life of the earl of Granville I, 354. Schreiben des Prinz-Gemahls an Granville, 25. August 1859.

brechen. Sei das Neutralität? Wenn nun das betrogene Oesterreich wieder zu den Waffen greife, müsse da England nicht entweder die Franzosen schimpflich im Stich lassen oder sich ihnen in ihrem zweiten Kriege mit Oesterreich beigefellen: „ein Unglück, vor dem das Land zu bewahren, die Königin sich gleichfalls für verpflichtet hält. . . . Sie hat sich genötigt gesehen, sich vielen Depeschen-Entwürfen zu widersetzen, die ihr in der italienischen Frage vom Auswärtigen Amt zugeschickt worden sind. Kaum ist der Eine zurückgezogen oder geändert, sofort werden Andere mit demselben Inhalt und von derselben Tendenz vorgelegt, die nur in neue Worte gekleidet sind. Die Königin hat ihre Ansichten so oft ausgedrückt, daß es ihr nachgerade unangenehm wird, sie zu wiederholen.“*)

Schon oft hatte Königin Victoria Palmerston durch einen Appell an die Entscheidung des Kabinetts die Hände gebunden. Dann war aber auch immer die mächtige Autorität Lord John Russells für die Ansicht Victorias eingetreten. Jetzt dagegen standen Palmerston und Russell zu einander in einem Verhältnis „wie Hand und Handschuh“. Sie zeigten sich beide sehr erbittert über die Schwierigkeiten, welche die Krone ihrer auswärtigen Politik bereitete. Russell rief aus, man lebe gleichsam unter einer despotischen Regierungsform.

Fast alle anderen Minister zeigten sich geneigt, der Königin Recht zu geben. Es ging damals wieder eine gewaltige Furcht vor einer französischen Invasion durch England.***) Palmerston selber beantragte, von Victoria und Albert in diesem Punkt herzlich unterstützt, enorme Rüstungen zu Wasser und zu Lande***) und setzte sie, beinahe ohne Opposition zu finden durch das Parlament, in welchem die Konservativen aus patriotischen Beweggründen den liberalen Premierminister unterstützten, trotzdem sie beinahe ebenso viele Sitze im Unterhause hatten wie die obendrein gespaltene liberale Partei. Da wollte es manch einem Minister nicht in den Kopf, daß Großbritannien einen alten und zuverlässigen Bundesgenossen wie Oesterreich schwächen sollte, um in Italien eine territoriale Neugestaltung von unberechenbarer Tragweite ins Leben zu rufen, welche möglicherweise dem französischen Urheber der italienischen Revolutionen das

*) Königin Victorias Briefwechsel I, 583. Schreiben an Russell vom 24. August 1859.

**) Vgl. Richard Cobden „The Three panics“ Political Writings“ II, 595, Delbrück-Festschrift S. 273.

***) Vgl. Delbrück-Festschrift S. 281.

Uebergewicht im Mittelmeer verschaffen konnte. Andere Mitglieder des Kabinetts, welche der manchesterlichen Weltanschauung nahe standen, wurden durch die Kriegsgefahr als solche von Mißtrauen gegen die Politik erfüllt, welche „Lord Feuerbrand“ der Königin aufzudrängen versuchte:

„Ich legte Palmerston ans Herz“, heißt es in einem Schreiben des Kriegsministers Sidney Herbert an Lord Granville, „der Königin bei seiner Audienz nicht entgegenzuhalten, was er das konstitutionelle Argument nennt, denn das ist doch dem Wesen noch eine Drohung und bedeutet: „Sie müssen nachgeben, oder ich gehe.“ Ich warnte ihn, er solle dieses schwerwiegende Wort unausgesprochen lassen, oder er würde am letzten Ende, ja vielleicht schon in nächster Zeit den Kürzeren ziehen. Bei dem gegenwärtigen Gleichgewicht der Parteien und der stark antifranzösischen Stimmung im Lande könne der Hof seine eigene Richtung einschlagen. . . . Ich bin ein bißchen nervös geworden über Pams Art und Weise . . . : „Wenn unsere Meinungen auseinander gehen, muß sich die Ihrige der meinigen unterordnen“, ist eine Aeußerung, die sich nicht angenehm anhört und auch nicht klug erscheint, falls sie zu einer Person getan wird, die ein gut Teil indirekter Macht besitzt, und den Geist, um, auf Aeußerste getrieben, dieselbe auch zu gebrauchen.“*)

Der Verlauf der Sitzung des Kabinetts, an welches die Königin gegen die beiden interventionslustigen Lords Berufung eingelegt hatte, schien Sidney Herbert vollauf Recht zu geben. Als Palmerston und Russell beantragten, die Minister sollten sich zugunsten der Annexion Mittelitaliens an Sardinien aussprechen, wurde ein Eintreten der britischen Regierung für derartige Bestrebungen mit seltenem Einmut und der größten Entschiedenheit abgelehnt. Verworfen wurde auch das Ansuchen Palmerstons, ihm für die Dauer der Parlamentsferien erweiterte Vollmachten einzuräumen. Sie würden, wenn wichtige Beschlüsse zu fassen wären, nächtliche Eisenbahnfahrten nicht scheuen, meinten die Minister: „Die Sache hat ein vortreffliches Ende genommen“, schrieb Granville erfreut an den Lord-Siegelbewahrer Herzog von Argyll, welcher bei der Sitzung des Kabinetts gefehlt hatte, „Johanne hat eine Lehre bekommen, daß das Kabinett die Königin unterstützen und ihn und Pam davon zurückhalten wird, in wichtigen Sachen ohne den Rat der Kollegen

*) Lord Fitzmaurice, The life of the earl oft Granville I, 354. Brief vom 25. August 1859.

zu handeln. Eine dem Hof und der Regierung sehr gefährliche Spaltung ist vertagt worden.“*)

Aber Palmerston und Russell wußten, wie stark in England die Stellung von Ministern ist, welche zugleich dem Interesse und dem Idealismus der Nation Genüge tun. Sie ergriffen die diplomatischen Maßregeln, die ihrer Meinung nach zur Herbeiführung der Unabhängigkeit Italiens nötig waren, ohne sich an die Opposition der Königin und die Bedenken ihrer Amtsgenossen viel zu kehren. Viscount Palmerston hatte eine Unterredung mit dem französischen Botschafter am englischen Hof, dem Grafen Persigny. Dieser trug ihm einen Plan vor, dem zufolge Frankreich und England sich eng verbünden sollten, um Oesterreich zur Einwilligung in die Erstreckung des Königreichs Sardinien über ganz Mittelitalien zu zwingen, abgesehen von einem Teil des Kirchenstaats, den Persigny mit dem Königreich Neapel vereinigen wollte, während Rom zu einer freien Stadt „auf dem Fuß von Frankfurt am Main“ bestimmt war. Palmerston erhob keinerlei Einwände gegen jenes Projekt, ja, nachdem er vorausgeschickt hatte, daß es sich bloß um einen Meinungs- austausch zwischen zwei befreundeten Privatleuten handle, sprach er sein unbedingtes Einverständnis aus.**)

Die Königin vernahm das mit dem äußersten Verdruß und Mißvergügen: „. . . Hier haben wir gerade die Intervention durch Mätereilung“, schrieb sie dem Staatssekretär des Auswärtigen, „. . . gegen welche die Königin Einwendungen erhob . . ., gegen welche das Kabinett Einwendungen erhob . . .; sie wird jetzt trotzdem eingeleitet im Verkehr des Premierministers mit dem Kaiser durch die Vermittlung des französischen Botschafters. . . . Was nützt die aufrichtige und, wie die Königin fürchtet, manchmal lästige briefliche Aussprache derselben zu ihren Ministern, was nützen lange Beratshlagungen des Kabinetts, wenn auf indirekte Weise dieselbe Politik befolgt wird, welche man offiziell für unrichtig erklärt hat, und wie kann sich die Königin dagegen schützen?“

Am 10. November 1859 kam zu Zürich der Friede zwischen Francosarden und Oesterreichern zustande, und zwar lautete Artikel 19 des Vertrages: „Die Rechte des Herzogs von Toskana, des Herzogs von Modena und — dieses Mal war Louise Marie nicht vergessen — des Herzogs von Parma bleiben vorbehalten.“ Ueber

*) Fitzmaurice I, 356. Granville an Argyll 31. August 1859.

**) Lord Fitzmaurice, The life of the earl of Granville. General Grey to Lord Granville 8. September 1859.

die Romagna, d. h. die Gebiete von Bologna, Ferrara und Ravenna, welche sich vom Kirchenstaat losgerissen hatten und ebenso wie Toskaner, Modenesen und Parmesaner leidenschaftlich forderten, mit Sardinien vereinigt zu werden, bestimmte der Friede von Zürich nichts.

Napoleon hatte nach den Präliminarien von Villafranca gehofft, es würde ihm gelingen, für seinen Vetter, den Prinzen Napoleon, eine Secundogenitur in Florenz zu errichten. Nur um so energischer war Palmerston und in seinem Gefolge Russell mit allen Mitteln bemüht gewesen, eine Verschmelzung Mittelitaliens mit Sardinien herbeizuführen.

Nach dem Frieden von Zürich verzichtete der Kaiser der Franzosen definitiv auf die bonapartistische Secundogenitur in Toskana. Er sagte zu dem britischen Botschafter in Paris, Lord Cowley, daß er vollständig entschlossen sei, den Sardinern die Annexion Mittelitaliens zu erlauben, und falls Oesterreich dieser Entwicklung aktiven Widerstand leiste, den Krieg mit der Habsburgischen Monarchie zu erneuern. In letzterem Fall, meinte der Kaiser, dürfe er wohl mit Sicherheit auf die Waffenhilfe Englands rechnen.*)

Palmerston schlug der Königin und dem Kabinett vor, die Anfrage des französischen Kaisers im bejahenden Sinne zu beantworten. Ein Krieg mit Oesterreich, angenommen, daß diese Macht, was sehr unwahrscheinlich sei, einen Waffengang gegen die vereinigten Westmächte wagen sollte, könnte für England über die Entsendung eines Geschwaders in das adriatische Meer hinaus kaum irgendwelche Lasten mit sich bringen.**)

Dagegen betrachtete Prinz Albert einen Krieg der Westmächte und Sardinien's gegen den österreichischen Kaiserstaat unter völlig abweichenden Gesichtspunkten: „Solch ein Krieg“, schrieb der Prinz Gemahl an Lord Granville, „ein Kind muß es sehen, drängt uns unfehlbar an die Seite Frankreichs, bei einem Angriff des Kaisers auf den Rhein, in dem Fall, daß die Deutschen Oesterreich nicht zum zweitenmal in Stich lassen. Wird er dann der Meister Europas, so sind wir ihm auf Gnade und Ungnade ausgeliefert.***)

Lord Palmerston pries, zweifellos in ehrlicher Ueberzeugung, England glücklich, daß seine scharfsinnige Königin einen so hervor-

*) Königin Victorias Briefwechsel II, 595. Victoria an Russell, 7. Dezember 1859.

**) Ashley II, 174. Denkschrift Palmerstons für das Kabinett vom 5. Januar 1860.

***) Fitzmaurice I, 367. Schreiben vom 5. Dezember 1859.

ragenden Mann geheiratet habe wie den Prinzen Albert. Aber geniale Divination besaßen die hohen Herrschaften nicht. Der Premierminister dagegen hatte sie. Anschaulich standen vor seinem geistigen Auge die übermächtigen Weltkräfte, welche der Eroberungslust der Franzosen in allen Ländern, auf die man an der Seine lüstern war, den Weg vertraten. Darum bereitete ihm die Gefahr eines Umsturzes der in den rheinischen Ländern bestehenden Machtverteilung keine dringenden Sorgen. Nicht als ob ihm das Mißtrauen Victorias und Alberts gegen Napoleons geheime Pläne fremd gewesen wäre. Im Gegenteil! Er beobachtete des Kaisers unterirdische Machenschaften mit dem größten Argwohn. Aus dieser Zeit stammt ein Brief Palmerstons an den Herzog von Somerset, in welchem es heißt: „Ich habe den französischen Kaiser genau beobachtet; seinen Charakter und sein Verhalten überwacht. Sie können sich darauf verlassen, im Innersten seines Herzens wohnt ein tiefes und unauslöschliches Verlangen, England zu erniedrigen und zu bestrafen und, wenn möglich, die vielen Demütigungen politischer, maritimer und militärischer Natur zu rächen, die England durch eigene Kraft oder durch seine Verbündeten seit dem Beginn des Jahrhunderts über Frankreich verhängt hat. Sein Landheer hat er hinreichend verstärkt, heimlich aber unentwegt arbeitet er an der Vervollkommnung seiner maritimen Streitkräfte, und wenn alles fertig ist, wird die Overtüre ertönen, der Vorhang hochgehen, und wir werden dann ein sehr unangenehmes Melodrama haben.“*)

Die Königin hatte Palmerston schon während des österreichisch-französischen Krieges ein sehr einfaches Mittel vorgeschlagen, um sich des Kaisers der Franzosen zu entledigen, bevor er zum Rachekrieg gegen Großbritannien bereit war. Der Premier sollte aufhören, in Preußen zu dringen, daß es sich von der militärischen Unterstützung Oesterreichs gegen Frankreich fern hielt.***) Unzweifelhaft würde der Prinz-Regent Wilhelm nach Magenta gegen Frankreich losgeschlagen haben, wenn in London die auswärtige Politik nicht von Palmerston, sondern von Victoria gemacht worden wäre. Dann hätte England von Napoleon weiter nichts zu befürchten gehabt, aber andererseits wäre auch Italien niemals unabhängig geworden. Nach der Meinung Viscount Palmerstons war es nicht richtig, Napoleon kurzerhand niederzuschlagen, sondern das britische

*) Ashley, „Palmerston“ II, 190.

***) Königin Victorias Briefwechsel II, 579. Schreiben Victorias an Russell vom 18. Juli 1859.

Interesse erforderte eine feinere und verwickeltere Politik: „In unserer Allianz mit Frankreich“, so schrieb Palmerston an Clarendon,*) „reiten wir ein unruhiges Pferd und müssen immer auf unserer Hut sein, aber ein unruhiges Pferd wird am besten im Zügel gehalten durch eine leichte Hand und eine bequeme Knebeltrense. Es trifft sich glücklich für uns, daß wir in dieser Weise beritten sind anstatt zu Fuß, während selbiges Pferd nach uns ausschlägt, und da unser Alliiertes die Allianz nützlich für sich findet, so wird die Sache wahrscheinlich eine ziemliche Zeit so weiter gehen. . . .“

Lord Palmerston besaß die Fähigkeit, Napoleon zu reiten, aber eine derartige Staatskunst den fünfzehn übrigen Ministern begreiflich zu machen, ging über seine Kraft. Nur Lord John und der Schatzkanzler Gladstone verstanden ihn. Abgesehen von diesen beiden opponierte mit mehr oder weniger Entschiedenheit das ganze Kabinett, als Viscount Palmerston, dem Wunsch seines guten Freundes Napoleon gemäß, bei seinen Kollegen ein englisch-französisch-sardinisches Verteidigungsbündnis beantragte. Palmerston und Russell erklärten, zurückzutreten, wenn Napoleons Forderung von dem Ministerium abgelehnt würde, und der Premierminister fragte entrüstet, ob die weisesten und größten Staatsmänner Englands denn gleichfalls der Meinung gewesen wären, daß die Nation bloß Geld machen solle.**

Die Königin blieb dabei, daß Napoleon nach dem Wien greifen würde: „wenn wir die Genasführten sind.“ Da die große Mehrzahl der Minister ihr beistimmte, so glaubte Palmerston, daß ihm nichts anderes übrig bliebe, als die britisch-franco-sardinische Defensivallianz vorläufig fallen zu lassen. Das Kabinett erlaubte, daß die britische Regierung dem Kaiser der Franzosen für den Fall eines zweiten Krieges mit der Donaumonarchie ihren moralischen Beistand versprach.***) Außerdem gestatteten die Minister, daß Lord John dem Kaiser Napoleon folgendes vorschlug: In den mittelitalienischen Staaten sollten noch einmal Volksvertretungen gewählt werden. Wenn diese durch eine feierliche Kundgebung wiederum die Annexion an Sardinien forderten, möchten Frankreich und England dem König Victor Emanuel gestatten, seine Truppen in jene Staaten und Provinzen einrücken zu lassen.†)

*) Ashley II, 126. Am 29. September 1857.

**) Ashley II, 174.

***) Lord Fitzmaurice I, 369. Granville an Lord Canning am 17. Januar 1860.

†) Spencer Walpole. The life of Lord John Russell II, 316.

Auch mit der in dieser gemilderten Form nach Paris abgehenden Depesche bezeugte Königin Victoria eine lebhaftere Unzufriedenheit aus politischen Bedenken, legitimistischen Strupeln und Rechtsgründen. Oesterreich, so führte die Königin aus, werde nicht ruhig zusehen, wenn Sardinien die wohlbegründeten Heimfallsrechte des Kaiserstaats an Toskana und Modena umstoße. Habe doch Sardinien auf beide Länder gar kein Recht, wenn nicht der Wunsch, sie zu besitzen, als ein solches gelten solle.*)

In Wirklichkeit fand der Wiener Hof nach jener Depesche Lord John Russells vom 17. Januar 1860 nicht mehr den Mut, in Italien Gewalt anzuwenden, um den beiden entthronten Erzherzogen Toskana und Modena und Pius IX. die Romagna wiederzuerwerben. Wenn der nationale Neubau auf der apenninischen Halbinsel mit dem Wiederumsturz bedroht wurde, hätte Palmerston auch zweifelsohne verstanden, gestützt auf Russell und Gladstone, der dreizehn Mittelmäßigkeiten in seinem Ministerium sowie der Krone Herr zu werden und die moralische Solidarität Englands mit den Francoarden in eine materielle zu verwandeln. Denn durchaus in seinem Rechte befand sich jener klerikale Bewohner des österreichischen Dichterwaldes, der, über die italienischen Greuel von einem heiligen Zorn befallen, in seine Leier griff und sang:

Hat der Teufel einen Sohn,
So ist es sicher Palmerston.

Sardinische Truppen besetzten nun in der Tat Toskana, Parma, Modena und Romagna. Die Einderleibung dieser Landschaften in die sardinische Monarchie ging ungestört vor sich. Dann ergriff infolge der sizilianischen Expedition Garibaldis die revolutionäre Einheitsbewegung auch das Königreich beider Sizilien. König Victor Emanuel führte ein Heer nach Süditalien, nachdem die dem Papst gehörenden Provinzen Umbrien und die Marken sardinischerseits gleichfalls okkupiert worden waren. Am 3. November 1860 schlug Victor Emanuel den König Franz II. von Neapel entscheidend am Garigliano. Franz warf sich mit dem Ueberrest seiner Streitkräfte in die starke Seefestung Gaeta.

Der Kaiser der Franzosen betrachtete diese Ereignisse mit der stärksten Mißgunst. Er wollte in Italien keinen Einheitsstaat, sondern einen italienischen Bund, der so abhängig von Frankreich

*) Königin Victorias Briefwechsel II, 603. Victoria an Russell, 11. Januar 1860.

war, wie ehemals das Italien Napoleons I. Mit den Kräften Italiens gedachte er in der That, wie Victoria und Albert argwöhnten, die Rheingrenze zu erobern. Um so entschiedener trat Palmerston für ein die ganze apenninische Halbinsel umfassendes italienisches Königreich ein. Die theils gallophobe, theils manchesterliche Majorität des Kabinetts sah nach wie vor ihre Aufgabe mehr darin, den Premier zu hemmen, als ihn zu fördern: „Ich finde“, sagte der Staatssekretär des Innern, Sir George Lewis, „daß das Kabinett eine Institution ist, deren Zweck darin besteht, einzelnen ministeriellen Individualitäten das sich auf Kosten des Landes Unsterblichmachen abzuschneiden.“*)

So gewichtiger Sympathien sicher setzte die Königin ihren Widerstand gegen die italienische Politik Palmerstons und Russells unentwegt fort. Lord John entwarf eine Depesche, die sämtlichen Regierungen zugesendet werden sollte. Jeder in Italien militärisch intervenierenden Macht wurde in jenem Schriftstück die Feindschaft Großbritanniens angedroht. Auch gab der Verfasser der Depesche der Hoffnung Ausdruck, daß das Patrimonium Petri und Venetien bald an der Freiheit und guten Regierung des übrigen Italien teilhaben würden.

Gegen die Absendung dieser wie so vieler anderer Depeschen protestierte Victoria sehr nachdrücklich. Sie erklärte Sardiniens Angriff auf die Staaten Franz II. für unvereinbar mit Gerechtigkeit und Sittlichkeit.**) Zur Sicherung des Erfolges der italienischen Revolution Krieg zu führen, daran denke sie nicht, ob nun Frankreich oder Oesterreich sich einmischen möge.***)

Lord John antwortete der Herrscherin, Oesterreich würde kaum in Italien zum zweitenmal die Waffen ergreifen, es wäre denn, daß es von Frankreich unterstützt würde. Wenn es in Folge eines solchen Bündnisses dazu käme: „daß Frankreich die vereinigten Flotten von Genua und Neapel in seine Hand brächte, nachdem Großbritannien aus Furcht, Apathie oder übertriebener Friedensliebe tatenlos zugeesehen hätte, möchten wir bald unsere Besitzungen von Malta, Korfu, und Gibraltar zu verteidigen haben. . . Ein Brief Lord Cowleys wird Eurer Majestät den Argwohn und die Zweifel enthüllen, welche man betreffs der französischen Politik in Italien hegt. Diese sämt-

*) Martin, „Leben des Prinzen Albert“ V, 260. Albert an Stockmar 29. November 1860.

**) Königin Victorias Briefwechsel II, 617. Victoria an Russell 30. April 1860.

***) Königin Victorias Briefwechsel II, 629. Schreiben vom 3. November 1860.

lichen Projekte würden durch das Wort der britischen Regierung in alle Winde zerstreut werden.“*)

Bei Palmerstons dämonischer Natur vermag niemand zu sagen, welche Richtung seine Staatskunst genommen haben würde, wenn er die Hände ganz frei gehabt hätte, aber im wesentlichen gelang es ihm auch so, wo er schwer übersteigbare innerpolitische Schranken zu respektieren hatte, die Weltereignisse nach seinem Willen zu lenken und der italienischen Revolution zur Erreichung ihrer Ziele zu verhelfen.

Als die am Garigliano geschlagenen Neapolitaner nach Gaëta flohen, schickte sich der sardinische Admiral Persano von seinen Kriegsschiffen aus an, die Rückzugsstraße der Feinde unter Feuer zu nehmen. Es war aber auch ein französisches Geschwader zur Stelle, und dieses verhinderte die artilleristische Aktion Persanos. Nicht genug, daß infolgedessen die Armee Franz II. vor der Kriegsgefangenschaft bewahrt blieb, wurde dem König von Neapel auch möglich, 14000 Mann auf päpstliches Gebiet wegzusenden. Franz entging dadurch der Notwendigkeit, in dem belagerten Platz eine übergroße Streitmacht zu verpflegen. Schließlich untersagte der französische Admiral den Sardinern, gegen Gaëta von der Seeseite her, wo es am verwundbarsten war, zu operieren.

„Des Kaisers Kopf“, so urteilte Viscount Palmerston über Napoleon, „scheint so reich an Projekten zu sein, wie ein Gehäuge voll von Kaninchen ist, und gleich Kaninchen graben sich seine Pläne für den Augenblick ein, um dem Durchschautwerden und der Bekämpfung zu entgehen.“**)

Der Kaiser der Franzosen beabsichtigte, als er den Sardinern ein wirkames Vorgehen gegen Gaëta unmöglich machte, die süditalienischen Dinge dahin zu treiben, daß die in Florenz nicht zustande gekommene bonapartistische Sekundogenitur in Neapel errichtet werden konnte. Auf diesem Wege hoffte Napoleon die Einigung Italiens noch immer durchkreuzen und seinem Ideal einer lateinischen Föderation bedeutend näher kommen zu können. Aber unendlich gestärkt durch die kolossalen Rüstungskredite, welche das Parlament ihm bewilligt hatte, gab Palmerston jetzt dem französischen Koj anstatt der leichten die nervige Faust zu fühlen und handhabte ohne Schonung die Anebelkrense. Wenn auch erst nach vielwöchentlichen

*) Königin Victorias Briefwechsel II, 630. Schreiben vom 3. November 1860.

***) Ashley II, 182. Palmerston an Cowley April 1860.

Zögerungen rief der Kaiser der Franzosen endlich doch seine Schiffe von Gaëta zurück, denn er hatte sich inzwischen überzeugen müssen, daß der Cobden aus außerpolitischen Gründen bewilligte englisch-französische Handelsvertrag*) mitnichten ein wirksames Betäubungsmittel für den kriegerischen Geist in Palmerstons England war. Nach Gaëtas Fall proklamierte das Turiner Parlament Victor Emanuel zum König von Italien. Unverzüglich und freudig erkannte die britische Regierung das neue Königreich an; Napoleon III., Grimm im Herzen und noch immer auf einen föderativen Rückschlag wartend, bequeme sich erst drei Monate später dazu, seine Anerkennung auszusprechen.

Victoria und Albert fuhren bis zuletzt fort, die Haltung Palmerstons gegenüber der italienischen Einheitsbewegung zu tadeln. Wie der Viscount seine Staatskunst verteidigte, lehrt das folgende Schreiben des Premierministers an die Königin: „Eure Majestät erinnern Viscount Palmerston betreffs Italiens daran, daß er im letzten Sommer erklärt habe, es würde für die Interessen Englands besser sein, wenn Süditalien eine gesonderte Monarchie bilde statt einen Teil des geeinigten Italien. Der Viscount bleibt noch bei dieser Meinung, denn ein besonderes Königreich beider Sizilien würde sich sehr wahrscheinlich im Fall eines Krieges zwischen England und Frankreich, wenigstens mit seiner Neutralität, auf die Seite der stärksten Seemacht schlagen, und es ist zu hoffen, daß diese Macht England sein würde. Aber dann würde es notwendig werden, daß die beiden Sizilien als unabhängiger, gesonderter Staat gut regiert würden und einen erleuchteten Souverän hätten. Das ist leider unter der Dynastie der Bourbonen hoffnungslos und unmöglich, und kein Engländer könnte wünschen, einen Murat oder Prinz Napoleon auf dem Thron Neapels zu sehen. . . . Es kann keinem Zweifel unterliegen: Zum Vorteil für das Volk von Italien und im Sinne des allgemeinen Gleichgewichts der Macht in Europa ist ein geeinigtes Italien die beste Einrichtung.

„Das italienische Königreich wird sich nie Frankreich aus Vorliebe für Frankreich anschließen, und je stärker dies Königreich wird, um so besser wird es in stande sein, politischem Zwange von seiten Frankreichs zu widerstehen. . . .“**)

Einen nennenswerten Eindruck scheint diese Denkschrift — das letzte in „Königin Victorias Briefwechsel“ enthaltene quellenmäßige

*) Vgl. Delbrück-Festschrift S. 287.

**) „Königin Victorias Briefwechsel“ II, 546. Schreiben vom 10. Januar 1861.

Zeugnis für die Palmerstonsche Politik — weder auf die Königin noch auf den Prinzen-Gemahl gemacht zu haben.

Die Römer richteten innerhalb ihres Föderativsystems überall, wo es irgend anging, aristokratische Staatsverfassungen ein. Ebenso stützt sich heute England, Palmerstons Traditionen festhaltend und ausbauend, in sämtlichen Ländern, die noch Raum dafür bieten, d. h. in Osteuropa und Asien, auf die konstitutionellen Ideen und Parteien. Die britische Politik ist elastisch genug, um, lokalen Verhältnissen Rechnung tragend, auch einmal von diesem Prinzip abweichen zu können, aber sie kommt immer wieder darauf zurück. Dagegen unterscheidet sich die britische Staatskunst der Gegenwart von der Palmerstonschen insofern einschneidend, als Viscount Palmerston mit allen seinen Zeitgenossen England für einen saturierten, höchstens der Erwerbung von kommerziellen und maritimen Stationen bedürftigen Staat ansah,*) der auswärtige Politik lediglich zu dem Zweck betrieb, um die Macht- und Gebietsverhältnisse anderer Staaten im britischen Interesse zu beeinflussen nicht deshalb, um selber Land zu erobern.***) In unserem Zeitalter haben sich Palmerstons Nachfolger, zuerst mit starkem inneren Widerstreben, dann mit wachsender Entschlossenheit, anderen Tendenzen zugewendet. Nach der Erwerbung unermeßlicher Länderstrecken auf afrikanischem Boden werden asiatische Besitzergreifungen von riesenhaften Dimensionen vorbereitet. Wenn die anderen Kulturvölker der Aufrechterhaltung des weltpolitischen Gleichgewichts nicht stets eingedenk sind, mag wirklich einmal der Tag kommen, an dem, im Widerspruch mit dem Geist der neueren Geschichte, Palmerstons Vision zur Realität wird und jeder britische Untertan, in welchem Lande der Welt auch immer er weilen möge, aussprechen darf: „Civis romanus sum.“

*) Vgl. „Palmerstons Äußerungen über die ägyptische Frage“ Delbrück-Festschrift. S. 274.

***) Die fortschreitende Abrundung des indischen Reichs war mehr eine inner- als außerpolitische Angelegenheit, da England von den anderen Mächten als Herrin ganz Indiens praktisch anerkannt wurde. Ähnlich verhielt es sich damals in Südafrika.

Max Lehmanns Stein.

Von

Hans Delbrück.

Freiherr vom Stein von Max Lehmann. Bd. I, 454 S., 1902; Bd. II, 607 S., 1903; Bd. III, 510 S., 1905. Leipzig, S. Hirzel.

Französische Einflüsse auf die Staats- und Rechtsentwicklung Preußens im XIX. Jahrhundert. Von Ernst von Meier. Zweiter Band Preußen und die französische Revolution. 509 S. Leipzig, Dunder u. Humblot.

Der Minister von Stein, die französische Revolution und der preussische Adel. Eine Streitschrift gegen Max Lehmann von Ernst v. Meier. 72 S. Leipzig, Dunder u. Humblot.

Ueber viele Vorgänge in der Geschichte gehen die Ansichten der Historiker noch immer weit auseinander; über viele aber hat sich auch allmählich eine allgemein anerkannte Ansicht gebildet: eine Ansicht, die vielleicht beim Vortrag immer noch eine mehr oder weniger starke subjektive Tönung erhält, die auch vielleicht von diesem oder jenem Sonderling noch einmal bestritten oder auf den Kopf gestellt wird, die aber schließlich doch als eine allgemein angenommene gelten kann. Selbst ein ehedem so leidenschaftlich behandeltes Ereignis wie Canossa oder ein so umstrittener Charakter wie Kaiser Friedrich II., der Staufer, werden heute wohl von den wissenschaftlichen Historikern ganz in demselben Sinne beurteilt. So glaube ich auch, daß auf allen deutschen Kathedern die preussische Reform-Gesetzgebung nach dem Frieden von Tilsit ziemlich in der gleichen Art vorgetragen wird. Man geht davon aus, wie die absolute Monarchie allenthalben den alten ständischen Staat überbaut hatte, ohne ihn ganz aufzuheben oder zu unterdrücken; daß es nunmehr in Preußen galt, dieses gemischte System überzuführen in den Staat des Staatsbürgertums, um auf diesem Grunde eine nationale Erhebung gegen die Fremdherrschaft zu ermöglichen. Die

französische Revolution hatte diesen Prozeß der Abstreifung der Reste des Ständestaats und des Uebergangs in den reinen Nationalstaat mit gleichem Staatsbürgertum mit äußerster Gewalt in einer ungeheuren Katastrophe durchgeführt. Bei dem Vergleich mit Preußen kommt in erster Linie in Betracht, daß dieser Staat protestantisch, Frankreich aber katholisch war, weshalb dieses sich zur Bildung der Epoche in einem prinzipiellen Gegensatz befand, der in Preußen nicht bestand. Im Uebrigen aber waren die Verhältnisse analog und die preußische Reform nahm die Grundgedanken der französischen Umwälzung auf, aber mit sehr wesentlichen Modifikationen, die sich etwa in folgende drei Sätze zusammenfassen lassen. Erstens: Die preußische Reform kam nicht von unten, sondern von oben durch das Königtum; deshalb vollzog sie sich zweitens sehr viel langsamer, sehr viel gemäßigter, im Anschluß und unter Berücksichtigung der historischen Bildung und der spezifischen Ueberlieferungen eben dieses preußischen Staats; drittens aber ging sie in einem der entscheidendsten Punkte noch über die französische Revolution hinaus: in der allgemeinen Wehrpflicht, wo man in Frankreich diese letzte Konsequenz nur vorübergehend zu ziehen sich getraut hatte und vor dem Widerstand der Besitzenden wieder zurückgewichen war. Von den großen Vertretern der preußischen Reform stehen einige den französischen Gedanken und ihrem demokratischen Charakter näher, andere ferner. Im Besonderen hatte Hardenberg einen entschiedenen Zug zu dem französischen Demokratismus, während Stein stets aristokratisch gesinnt blieb und mit seinen Anschauungen in romantisch-germanischen Ideen wurzelte.

Diese Auffassung von der Neugeburt unseres Staates darf, wie gesagt, als die allgemein anerkannte und herrschende hingestellt werden. Männer so entgegengesetzter Art und Stimmung wie etwa Ranke und Treitschke drücken sich darüber doch ziemlich gleichartig aus. Ranke in dem Kapitel „Ideen der Regeneration“ in seinem „Hardenberg“ referiert die beiden großen Denkschriften von Hardenberg und Altenstein aus dem Sommer 1807, aus denen zunächst jenes berühmte Edikt über die Aufhebung der Erbuntertänigkeit erwuchs, das Stein dann verkündigte, und hebt darin aufs stärkste hervor, daß es in Preußen notwendig geworden sei, „der revolutionären Idee Raum zu geben“. Man habe eine Revolution im Innern machen wollen, aber unter Aufrechterhaltung von Religion und Moralität und deshalb ohne die schmerzhaften Zuckungen, welche mit einer eigenmächtig hervortretenden Revolution verbunden

feien. In der wundervollen, kontrastierenden Charakteristik, die Rante von den beiden leitenden Staatsmännern Stein und Hardenberg entwirft, bemerkt er, es habe zwischen ihnen eine „Identität der Prinzipien“ obgewaltet, die Napoleon verkannt habe. Nicht anders erklärt Treitschke (erste Auflage I, S. 273), Stein habe gedacht, die Revolution mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen: Hardenberg (S. 279) sei von den französischen Ideen ungleich stärker berührt worden; Stein habe die Revolution von früh auf mit dem Mißtrauen des Aristokraten betrachtet und nur einige ihrer probenhaltigen Ideen auf deutschen Boden verpflanzen wollen. Aber beide hätten eine Revolution „im guten Sinne“ gewollt.

Eins der vielen schönen Ergebnisse von Max Lehmanns „Stein“ ist nun, daß nicht bloß auf Hardenbergs, sondern schon auf Steins Gesetzgebung das französische Vorbild noch erheblich stärker eingewirkt hat, als man bisher angenommen. Das war vor allem das Ergebnis eines eigentümlichen, ganz neuen Verfahrens nämlich eingehender Vergleichung des Wortlauts der Gesetze. Bei dieser Prüfung stellte sich heraus, daß die Städteordnung Steins bei aller Verschiedenheit doch in einzelnen Wendungen und hier und da auch im Wortlaut ganzer Paragraphen offenbar nach dem Muster französischer Gesetze gearbeitet ist. So interessant diese Beobachtung war, so war sie doch nicht weiter umwälzend; sie verstärkte nur und führte im einzelnen aus, was man ohnehin, wie wir gesehen haben, wußte und annahm. Lehmann ist soweit entfernt, in Stein etwa bloß den Nachahmer der französischen Revolution zu preisen, daß er sich sogar ganz auf seine Seite stellt, wo Stein im Jahre 1802 entgegen den Ministern in Berlin in dem neu erworbenen Münster die alten Stände — nach Form und Geist das denkbar reaktionärste Institut — schützen wollte.

Trotzdem hat die Entdeckung Lehmanns eine wilde Polemik hervorgerufen.

Ernst von Meier, dem wir eine Reihe höchst wertvoller Untersuchungen zur deutschen Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte und im besonderen auch zur preussischen Reform verdanken, läßt ein eigenes Werk über die „Französischen Einflüsse auf die Staats- und Rechtsentwicklung Preußens im 19. Jahrhundert“ erscheinen und widmet fast einen ganzen, starken Band der Widerlegung jener Lehmannschen These. Er meint, Lehmann habe Stein zu einem „bloßen Nachahmer der französischen Revolution“ gemacht (S. 500) und stelle ihn dar als einen Mann, der „Sympathie für die fran-

zöfische Revolution gehabt habe" (Streitschrift S. 4). Das aber sei durchaus unrichtig. Stein habe von je Abscheu gegen die Revolution gehabt, und seine Reform sei ausschließlich aus preukisch-deutscher Wurzel erwachsen; für ihn hätte es bei allen seinen Maßregeln gar keine französische Revolution zu geben brauchen (S. 395). Was so aussehe, seien bloße Neußerlichkeiten ohne Belang, Curiosa (S. 509). „Wirkliche Nachahmungen der französischen Revolution“, meint Meier spöttisch, „waren zuerst bei der Armee, dann aber auch beim Zivil die Abschaffung von Zopf und Puder, sowie der Ersatz der Kniehosen (culottes) durch lange Hosen.“ (S. 396)

Meier begnügt sich aber nicht, Lehmanns These sachlich zurückzuweisen, sondern er greift ihn persönlich in der allerhöchsten Weise an, obwohl Lehmann vorher nie anders als in Worten hoher Achtung von ihm und seinen Büchern gesprochen hatte. Nicht nur ist die Polemik in einem höchst verletzenden, höhnischen Ton geschrieben, sondern es wird auch der Vorwurf erhoben, daß Lehmann das Dokument, das geeignet sei, ihn durchschlagend zu widerlegen, geflissentlich unterdrückt habe. Stein hat in den Jahren seiner Zurückgezogenheit, 1811/12, eine Geschichte seiner Zeit geschrieben, die von 1789 bis 1799 reicht und in jeder Zeile die stärkste Abneigung gegen die Revolution zeigt. Dieses Werk habe Lehmann, obgleich er es gekannt, kaum erwähnt, erst im dritten Bande sei er überhaupt mit dem wahren Titel „Geschichte des Zeitraumes von 1789 bis 1799“ „herausgerückt“ und habe nicht angegeben, wo das Manuskript liege, so daß der wissenschaftlichen Forschung die Nachprüfung künstlich erschwert sei. (S. 241 Streitschrift S. 16.)

Man würdigt die Schwere dieser Beschuldigung erst vollständig, wenn man sich erinnert, welche Stellung Max Lehmann in der deutschen Geschichtswissenschaft einnimmt. Schon in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts war ja in den Ranke'schen Werken die volle Objektivität der historischen Betrachtung, die reine Kontemplation auf Grund des exakten, kritischen Studiums der Ueberslieferung erreicht. Die ungeheuren politischen Leidenschaften aber, die die großen Kämpfe um die nationale Einheit und verfassungsmäßige Freiheit entzündeten, störten und unterbrachen diese erhabene Ruhe. Außer anderen, die von je neben Ranke einhergegangen waren, traten auch Männer aus seiner eigenen Schule auf, die die Geschichte unter dem Gesichtspunkt ihrer politischen Ideale und Bestrebungen ansahen. Joh. Gust. Droysen, Max Duncker, Heinrich

v. Sybel, Theob. v. Bernharbi, schließlich Heinr. v. Treitschke stellten sozusagen die Weltgeschichte auf die Mission Preußens ein: eine großartige Erscheinung in ihrer Subjektivität, aber für die Wissenschaft um so gefährlicher, als der politische Traum schließlich, nicht zum wenigsten unter dem Wehen des von diesen Männern entzündeten Geistes in Erfüllung ging und die Wahrheit dieser Auffassung zu besiegeln schien. Zwar kam Ranke, der in den 50er und 60er Jahren als „Reaktionär“ angegriffen und in den Hintergrund gedrängt war, noch bei seinen Lebzeiten wieder zu vollen Ehren, da seine geistige Kraft doch zu sehr alle anderen überstrahlte, aber gerade in der preußischen Geschichte hatte der Meister selbst, der Konflikte sowohl aus Anlage wie in kluger Vorsicht, um seiner Wissenschaft willen, vermied, sich immer sehr zurückhaltend ausgedrückt und war an manchen Stellen auch noch kritisch in der Legende stecken geblieben. Die Gefahr lag nahe, daß manche wichtige Epochen unserer Geschichte für immer im Nebel verhüllt blieben. Die Summe der überlieferten Vorstellungen nahm die Sinne gefangen; das Netz der anscheinend festgestellten Tatsachen war so fein und fest verknüpft, daß niemand auch nur daran dachte, es zu zerreißen und der weiteren Forschung keine Aufgabe gestellt schien, als die Quellen diesen feststehenden Urteilen, wie Dogmen anzupassen. Man weiß, wie leicht schließlich auch die subjektive Wahrhaftigkeit Schaden leidet, wenn objektiv falsche Lehren die Richtung geben und man sich ihnen unterworfen hat.

Diesem wissenschaftlich wie moralisch bedenklichen Zustand hat Max Lehmann mit starker Hand ein Ende gemacht. Mit zwei gewaltigen Griffen, in seinem „Scharnhorst“ und in seiner Schrift über den Ursprung des Siebenjährigen Krieges, hat er das Netz der orthodox-borussischen Meinungen durchgerissen und der von jedem Vorurteil befreiten Forschung Bahn gemacht. Es ist ja möglich, daß später auch großdeutsch-ultramontane oder sozialdemokratische Forschung an diesen Stellen auf die Wahrheit gestoßen wäre und sie durchgefochten hätte, aber das Große und Schöne war gerade, daß die preußische Schule selbst, in einem Treitschke gewidmeten Buche, die Legende niederwarf und so den Tatbeweis der absoluten Unbefangtheit und des reinen Wahrheitssinnes der deutschen Geschichtswissenschaft für alle Zeit lieferte. Selbst wer Lehmann in der Sache nicht zustimmt, wird sich der Anerkennung dieses Wertes seiner Untersuchungen schwer entziehen können. Treitschke selber hat ihm in den späteren Auflagen noch einige Konzessionen gemacht.

Gegen diesen Mann nun hat ein anderer, ebenfalls sehr hoch geachteter und anerkannter Forscher jene schweren Beschuldigungen erhoben. Lehmann ist nicht der Mann, sich dergleichen bieten zu lassen, und man kennt ihn in der deutschen Wissenschaft: wo er hinschlägt, da fließt Blut. Meier selbst sagt, er sei gewarnt worden, mit Lehmann anzubinden; er hat es dennoch gewagt, aber unsere Leser haben Lehmanns Antwort (in unserm Mai-Heft) gelesen. Es ist nicht nötig, sie weiter zu charakterisieren. Meier aber hat nicht nachgelassen und jetzt seine „Streitschrift gegen Max Lehmann“ erscheinen lassen. (72 Seiten).

Das Unerquickliche in diesem Streit ist nicht nur der gehässige Ton, den Meier hineingebracht hat, sondern auch die Unfruchtbarkeit, zu der bei weitem größte Teil der sowohl von den beiden Kämpfenden wie von den schiedsrichtenden Kritikern in diesem Streit aufgewandten Arbeit von vornherein verdammt ist — der Teil der Arbeit nämlich, der sich darüber ergeht, was Lehmann eigentlich gesagt hat. Es kann in der Welt für den Dritten nichts Langweiligeres geben, als wenn jemand eine große Polemik führt, der Andere nachher erklärt, das habe ich weder gesagt noch gemeint, und darüber nun herumgezankt wird, was eigentlich gesagt sei. Jeder ist der Ausleger seiner Worte; ob er sich ehedem einmal anders, unpräzis, mißverständlich oder sonstwie ungenügend ausgedrückt hat, ist für die weiteren Kreise von sehr geringem Interesse. Der eigentliche wissenschaftliche Streit beginnt erst da, wo die von beiden Seiten als zugestanden und festgehalten gegebenen Ansichten einander gegenüberstehen.

Meier behauptet, Lehmann mache Stein zu einem Anhänger und Verehrer der französischen Revolution; Lehmann behauptet, er habe es mit aller Deutlichkeit ausgesprochen, daß Stein ein abgesetzter Gegner der Revolution gewesen, aber doch von ihren Ideen wie ihrer Praxis sich in einem nicht unerheblichen Maße habe beeinflussen lassen. Es ist zuzugeben, daß Lehmann schon öfter von literarischen Gegnern mißverstanden worden ist. Er ist kein reiner Logiker, der ein Thema nach allen Seiten sorgsam abwäge und auf eine abschließende Formel zu bringen suchte. Er ist wohl Rankeaner nach seinem Willen und seinen Prinzipien, aber er schreibt völlig anders als der Altmeister. Er ist ein Mann zugleich des Quellenstudiums und des Temperaments, der meist die Zitate selber reden läßt und seine künstlerische Wirkung dadurch erzielt, daß er das Letzte den Leser selber schließen läßt; seine eigene innere Teil-

nahme in Liebe und Haß, Hochschätzung und Verachtung, Bewunderung und Ekel leuchtet dabei aber allenthalben hindurch. Dabei kann es wohl geschehen, daß ihm etwas untergelegt wird, was er nicht nur nicht gesagt, sondern auch nicht gewollt hat. Aber in dem vorliegenden Falle sehe ich zu solchem Mißverständnis kaum eine Grundlage.

Ueber Steins Leben und Denken zur Zeit der französischen Revolution ist uns wenig erhalten. Lehmann schreibt (I, 136): „man sollte meinen, daß er den Anfängen dieser Bewegung nicht feindlich gegenübergestanden“ habe, und sucht das durch verschiedene Rückschlüsse wahrscheinlich zu machen; er fügt dann hinzu (S. 140), daß Stein den französischen Radikalismus abgelehnt habe; er habe sich den Ideen von 1789 nicht hingegeben: er habe sie sozusagen ermäßigt, eine Kombination zwischen ihnen einerseits und den überlieferten Zuständen Preußens und den protestantischen Ideen Deutschlands gewollt. Von „Verehrung“ für die französische Revolution oder daß Stein ihr Anhänger gewesen sei, ist in Lehmanns Werk nirgends die Rede. Wenn er den Anfängen der Bewegung, wie Lehmann in der vorsichtigsten Art vermutet, „nicht feindlich“ gegenübergestanden, so war das immerhin weniger, als sonst die gebildete Welt tat, die ja der Bewegung durchweg zujubelte, und man mag auch noch zugestehen, daß selbst das nicht eigentlich bewiesen ist. Mir persönlich freilich würden mit Lehmann die erhaltenen Andeutungen genügen, z. B. wenn Stein an seine Schwester Marianne schreibt (1783), daß der Umgang mit der Natur für die Bewahrung der Seelenruhe wichtiger sei als alle Grundsätze der Moral, so mag Meier mit Recht sagen (S. 237): „politisch kommt auf den Naturfinn nichts an“. Aber wenn ein anderer darin einen Nachhall Rousseauscher Eindrücke heraus hört, so kann man auch mit Recht weiterdenken, daß Rousseaus Naturschwärmerei keineswegs ohne einen inneren psychologischen Zusammenhang mit seinen politischen Ideen ist. Rückkehr aus den gekünstelten und verkünstelten Verhältnissen des Barock und Rokoko zur Einfachheit und Ursprünglichkeit der Natur war doch der Ruf, der nicht nur in Literatur und Kunst, sondern auch in politischen und sozialen Verhältnissen die vorwärtstrebenden Geister der Epoche vereinigte. Weiter, wenn im Jahre 1796 Stein an den Prinzen Louis Ferdinand schrieb, daß durch Mangel an Charakter in der Revolution die „tugendhaftesten und aufgeklärtesten Männer“ gestürzt worden seien, und unter ihnen Mounier, Bailly,

selbst Condorcet und Roland aufzählt, so zeigt sich darin ganz gewiß keine prinzipielle Feindseligkeit gegen die Ideen von 1789, sondern eine direkte Anerkennung.

Wie dem aber nun auch sei, die persönlichen Empfindungen, mit denen Stein die französische Revolution begleitet hat, sind uns eben nur aus solchen Andeutungen, denen man mehr oder weniger Gewicht beilegen kann, bekannt; sie sind aber auch etwas Neben-
sächlich. Diese Anerkennung, wenn sie überhaupt stattfand, war gewiß eine relative und ist dann wie bei den meisten bald in Haß und Abscheu umgeschlagen und übergegangen. Wir haben darüber zahlreiche Ausprüche, im besonderen in der historischen Aufzeichnung aus dem Jahre 1811, über die noch zu reden sein wird. Auch Lehmann läßt darüber keinen Zweifel. Die Frage aber, auf die es ankommt, ist, ob Stein sich bei seiner Reformgesetzgebung tatsächlich in einem gewissen Grade von den Ideen von 1789 hat beeinflussen lassen. Den Gegensatz zuzuspitzen zu der prinzipiellen Antithese eines „germanischen Staatsideals“ und der „Ideen von 1789“ ist durchaus unzulässig. Dieser Gegensatz existiert nicht, weil weder ein „germanisches Staatsideal“ noch „die Ideen von 1789“ so fest umrissene Begriffe sind, daß man sie gegen einander stellen kann. Bei den „Ideen von 1789“ kann man sich vielleicht noch eher etwas denken als bei dem „germanischen Staatsideal“, aber was man sich bei diesen Worten auch vorstelle, sicher ist, daß viele und wesentliche Elemente, namentlich die Idee der verfassungsmäßig gewährleisteten persönlichen Freiheit, sich hüben wie drüben findet, und Stein konnte deshalb sehr wohl französische Ideen und Gesetze benutzen, sich von ihnen beeinflussen lassen und damit den historisch gewordenen preussischen Staat umbilden und fortbilden, ohne seinen germanischen Ideen untreu zu werden. Daß hier von einem prinzipiellen Gegensatz nicht die Rede sein kann, erkennt man schon an der weiteren historischen Entwicklung. Niemand zweifelt und kann zweifeln, daß zunächst Hardenberg auf dem Wege Steins weitergegangen ist und daß diese Entwicklung sich dann bald rückweise, bald schleichend durch das ganze Jahrhundert konstant fortgesetzt hat. Welch ein Ungedanke, daß der Mann an der Spitze dieser Bewegung nicht etwa bloß in diesem und jenem Punkt anders gedacht, sondern eine prinzipiell entgegengesetzte Richtung eingeschlagen haben soll! Der Gedanke, Preußen nach dem Muster Frankreichs zu reformieren, lag so sehr in der Luft, daß schon lange vorher, im Jahre 1799, ein preussischer

Minister zu dem französischen Gesandten Otto gesagt hat: „Die Revolution, welche Ihr von unten nach oben gemacht habt, wird sich in Preußen langsam von oben nach unten vollziehen.“*) Es gereicht Steins Charakter ja nur zu größerer Ehre, wenn er, obgleich von heftigstem Abscheu gegen die Revolution und gegen das französische Volk überhaupt erfüllt, dennoch Unbefangtheit des Geistes genug gehabt hat, was aus ihren Ideen ihm wertvoll und brauchbar erschien, sich anzueignen und auf das eigne Vaterland zu übertragen. Auch vom Gegner zu lernen, hat von je für ruhmvoll gegolten. Meier selbst kann darin nach der ganzen Haltung, die er sonst einnimmt, keinen Vorwurf sehen, denn von Hardenberg ist es ja ganz unzweifelhaft, daß er sich sehr stark von den Franzosen hat beeinflussen lassen, und Ernst von Meier ist, darf man wohl sagen, einer der Vorkämpfer für die Anerkennung der Verdienste Hardenbergs gewesen. Weshalb also wird es im Ton des Vorwurfs behandelt, daß auch Stein, wennschon gewiß in geringerem Maße, sich von den Franzosen hat beeinflussen lassen? Was heißt überhaupt, daß ein Staatsmann im Beginn des neunzehnten Jahrhunderts sich von den Ideen von 1789 habe beeinflussen lassen? Zu den Ideen von 1789 gehören die Menschenrechte, die Volkssouveränität, die Trennung der Gewalten, die absolute soziale Gleichheit, die Abschaffung des Adels. Daß unser deutlicher Reichsfreiherr das alles nicht gewollt hat, ist bekannt genug, und Meier hätte wohl die Pflicht gehabt, ausdrücklich festzustellen, daß er selbstverständlich Lehmann nicht insinuieren wolle, Stein dergleichen unterzulegen. Weiter ist zu bemerken, daß die Ideen von 1789 nichts Isoliertes und Exklusives sind, sondern in der Aufklärung wurzeln, die das ganze achtzehnte Jahrhundert erfüllt. Die absolute Monarchie, der aufgeklärte Despotismus ist ja in vieler Beziehung, in dem Niederdrücken der Privilegien und des Mitregiments der Stände, in der Einschränkung der Autorität der Kirche, in der Zentralisation des Staates der Vorläufer der Revolution. Auf der andern Seite kann man Napoleon und seine Gesetzgebung der Revolution zurechnen als ihren Vollender, und als den Unterdrücker ihr entgegenstellen. Die großen französischen Literaten, die die Gedanken der Revolution in die Masse bringen, Voltaire, Rousseau, sind nicht absolut original, sondern haben vieles davon aus England empfangen und nur weitergegeben. Ein Streitpunkt zwischen Meier und Lehmann ist

*) Bericht Ottos vom 13. Aug. 1799. Lefebvre, Hist. des Cabinets I, 33 (2. Ausg.), cit. bei Lehmann, Anekebed und Schön. S. 107.

z. B. die preußische Einkommensteuer. Auch Lehmann geht davon aus, daß man sich an das englische Beispiel gehalten habe, und Meier macht ihm zu Unrecht den Vorwurf, das übersehen zu haben. Kann nun daneben auch das französische Beispiel mitgewirkt haben? Die Unterscheidung ist fast gegenstandslos, da auf jeden Fall das Prinzip der Einkommensteuer im stärksten Widerspruch steht zu dem alten, ständisch unterbauten Staat. In dem Preußen von 1806 wäre sie schlechthin unmöglich gewesen; Friedrich der Große hat nie daran gedacht. Sie ist unmöglich in dem alten Staat, weil es der Adel als eine blutige Beleidigung empfunden hätte, in der gleichen Weise mit dem Bürger geschätzt zu werden, und weil die Willkür, die mit jeder Einschätzung verbunden ist, als Aufhebung als Rechtsicherheit empfunden wäre. Der Gedanke einer Einkommensteuer konnte nur geboren werden gleichzeitig mit dem Gedanken einer zu schaffenden Volksvertretung, die Schutz bietet gegen Willkürlichkeit. Mögen also die Männer, die in Preußen die Einkommensteuer einführten, sich unmittelbar an das englische Muster gehalten haben, so ist darum nicht weniger wahr und sicher, daß die Maßregel in den weiteren Kreis der „Ideen von 1789“ gehört, von denen eben ein Teil schon längst vorher in England realisiert war, so daß dieses Land auch leicht zur Einkommensteuer hatte übergehen können. Friedrich der Große aber, wie Lehmann treffend bemerkt, hat es nicht getan und hätte es auch nicht gekonnt.

Meier meint an einer Stelle (Streitschr. S. 59), es sei ein Widerspruch, daß Lehmann einmal von Steins Ideen über den Adel sage, sie enthielten eine Annäherung an den Ideenkreis der französischen Revolution, wenige Seiten darauf, das Vorbild scheine England gewesen zu sein. Hier sehe ich nichts von Widerspruch. Beide Meinungen vertragen sich sehr gut miteinander.

Wenn nun von dem Kreis der „Ideen von 1789“ von vornherein nur ein gewisses Segment in Betracht kommt und zugleich der Umfang dieses Kreises sehr unbestimmt ist, von den Einen weiter, von den Andern enger gezogen werden kann, so sieht man, wie wenig schließlich übrig bleibt, worüber man ernsthaft streiten kann. Einer der allerwesentlichsten Punkte, den man auf diese Art hineinziehen kann oder auch nicht, ist die allgemeine Wehrpflicht. Kein Zweifel, daß sie die logische Konsequenz des demokratischen Nationalstaates ist, wie die französische Revolution ihn geschaffen. Bekannt genug aber ist, daß die Republik nur vorübergehend ge-

wagt hat, diese Konsequenz wirklich zu ziehen, und da nun die allgemeine Wehrpflicht nicht bloß dem modernen französischen, sondern auch dem germanischen Urstaat eigentümlich ist, so kann man und konnte man für Preußen auch an diesen anknüpfen. Tatsächlich aber haben sich die Schöpfer der allgemeinen Wehrpflicht bei uns, neben Stein auch Sneysenau, der im übrigen ebenso wie jener die französische Revolution als solche verabscheute, auf das Beispiel des Konvents und seine Erfolge berufen. Die Kantons-Aushebung, die schon das alte Preußen hatte, ist etwas völlig Anderes, ja geradezu Entgegengesetztes. Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große schieben aufs strengste Volk und Armee; der Bürger hatte Steuern zu zahlen, aber nicht das Vaterland zu verteidigen. Die Aushebungen, die sie vornahmen, beruhten nicht auf dem Staatsgedanken, sondern auf dem diskretionären Recht der Obrigkeit, über ihre Untertanen zu verfügen. Diese Aushebungen waren auch nichts spezifisch preußisches, sondern allen Staaten der Epoche gemeinsam und hatten sogar in England in dem Pressen der Matrosen ihre Analogie. Der Vorsprung Preußens vor den anderen Staaten ist nur, daß von der Aushebung in sehr viel weiterem Umfange Gebrauch gemacht wurde als anderswo und daß bei der Größe der Armee sehr viele Landesfinder beurlaubt wurden, so daß sich ein Verhältnis herausbildete, das mit unserem Reserve- und Landwehrsystem Ähnlichkeit hatte. Diese scharfe Anspannung der Aushebung, an die sich das Volk gewöhnt hatte, hat sicherlich dazu beigetragen, den Uebergang zur allgemeinen Wehrpflicht zu erleichtern, und insofern kann trotz des prinzipiellen Gegensatzes davon gesprochen werden, daß durch Friedrich Wilhelm I. die allgemeine Wehrpflicht vorbereitet worden sei. Aber wohlgemerkt nur in dem Sinne, wie überhaupt die absolute Monarchie Vorläufer der mit dem Jahre 1789 einsetzenden Bewegung ist. Es ist sehr interessant, daß Max Lehmann selbst in seiner Jugendschrift „Kneesebeck und Schön“ die unrichtige Auffassung, als ob Friedrich Wilhelm I. eigentlich der Vater der allgemeinen Wehrpflicht in Preußen gewesen sei, vertreten hat, und es gehört mit zu seinen wesentlichsten Verdiensten, daß er mit diesem fundamentalen Irrtum in seinem „Scharnhorst“ aufgeräumt und ihm den Garaus gemacht hat. Der Irrtum wirkt aber immer noch nach, so daß ich ihn in meiner „Geschichte der Kriegskunst“, Bd. I, S. 445, als methodologisches Schulbeispiel, wie sich falsche Traditionen bilden können, verwertet habe. Daß ein solcher Kenner der preußischen Verfassungsgeschichte wie Meier

noch heute in dem Irrtum befangen sein könnte, habe ich freilich nicht für möglich gehalten. Er steht auf derselben Höhe mit der Vorstellung, Preußen sei vor 1806 keineswegs im Zustande der Stagnation, sondern der aufsteigenden Entwicklung gewesen, und die Katastrophe von Jena habe nicht sowohl die Reform hervorgerufen als sie aufgehalten, oder das alte Preußen sei gar kein Junkerstaat gewesen und die Junker deshalb völlig unschuldig an der Niederlage, Verteidiger welcher Ansicht dann gar nicht bemerken, daß die Niederlage von Jena untrennbar ist von den Siegen von Hohenfriedberg, Prag, Leuthen und Torgau, so daß, wer diesen Ruhm haben will, auch jene Schmach auf sich nehmen muß. Das war ja das Eigentümliche und Verhängnisvolle: daß die Armee von 1806 noch dieselbe war wie die von 1756, nicht schlechter, eher besser, aber im Wesen dieselbe. Wer das nicht weiß, dem bleiben die Pforten der Erkenntnis für die Geschichte Preußens ewig verschlossen.*)

Meier übrigens, während sonst die Wissenschaft dem Forscher dankbar gewesen ist für seine Entdeckungen, macht Lehmann einen Vorwurf daraus, daß er seine Ansichten fortwährend ändere.

Bei dem persönlichen Interesse, das gerade ich für diese Verfassungsfragen habe, war es dies Kapitel über die allgemeine Wehrpflicht, was ich in dem Meierschen Buche zunächst aufschlug und las und, man gestatte mir das zu erzählen, ich war über den Mangel an Verständnis für die doch gerade in Preußen grundlegende Entwicklung der Verfassung so erschrocken, daß ich das Buch fortlegte und beschloß, nicht weiter zu lesen, bis mich dann das Aufflammen der Kontroverse dazu gezwungen hat.

Das Ergebnis der Nachprüfung, die ich nunmehr vorgenommen, ist die vollständige und unbedingte Rechtfertigung Lehmanns — sobald man ihn nur richtig versteht und ihm nicht Behauptungen und Ansichten unterlegt, die er tatsächlich nicht ausgesprochen hat. Ueber Einzelheiten mag man streiten, namentlich ob man diesen oder jenen Punkt für wichtig oder für unwichtig halten will, generell kann kein Zweifel sein, daß Lehmann recht gehabt hat. Wenn Otto Hinke in einer eingehenden quellenmäßigen Würdigung des Streites in

*) Vgl. hierzu meinen Aufsatz „Militärisches“ in Bd. 52 dieser Jahrbücher, überarbeitet neu erschienen unter dem Titel „Der preußische Offizierstand“ in meinen „Historischen und Politischen Aufsätzen“. 2. Aufl. 1908. Der Aufsatz richtet sich besonders gegen das Buch „Roßbach und Jena“ von Colmar v. d. Goltz.

den „Brandenburgisch-Preussischen Forschungen“ (Bd. 21, S. 313) eine mittlere Linie zu nehmen sucht und teils Lehmann, teils Meier zustimmt, so beruht der Widerspruch, den er gegen Lehmann erhebt, in der Hauptsache eben darauf, daß er meint, Lehmann sähe den „Kern der Reform von 1808“ in einer Nachahmung der französischen Revolution. Wäre das richtig, so hätte Meier allerdings insoweit recht, daß er diese Uebertreibung zurückweist. Aber weder Meier noch Hinzge haben eine Stelle aufzuführen vermocht, wo Lehmann dergleichen sagt; beide Gelehrte haben sich offenbar durch den lebhaften Ton der Lehmannschen Darstellung und durch die Ueberraschung, die ihnen seine Entdeckungen bereitet haben, täuschen lassen und die Beeinflussungen, die danach Stein von den Franzosen erfahren, viel prinzipieller gefaßt, als es Lehmann selbst getan.*)

Freilich unterdrückt Lehmann nicht, daß er mit der ganzen Glut seiner Seele auf der Seite der Erneuerer des Vaterlandes steht, aber den Haß, der ihn gegen ihre Gegner, die Junker, die Bureaokraten, die Kommissoldaten erfüllt, in einen Haß gegen den preussischen Adel umzudeuten, ist eine unzulässige und ungerechtfertigte Verschiebung der Tatsachen und der Begriffe.

Prüft man Lehmanns Sätze im Zusammenhang nach, so zeigt sich, daß er sich sehr maßvoll ausgedrückt und nicht mehr behauptet hat, als er verantworten konnte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Stein die Revolutions-Gesetzgebung schon vor 1806 genau studiert, und daß Ausdrücke und ganze Paragraphen aus dieser Gesetzgebung wörtlich übersezt in unsre Gesetzgebung übergegangen sind, z. B. in der Städteordnung der Uebergang von dem mittelalterlichen Prinzip der Vertretung der Gewerkschaften zur Vertretung der nach Bezirken

*) Meier sagt Streitschrift S. 6, Lehmann ziehe in seiner Erwiderung in unserem Maiheft auch eine Aeußerung Gneisenaus heran, in der dieser seine „Sympathie“ für die französische Revolution bekenne. Schlägt man aber die Stelle nach (S. 215), so ergibt sich, daß das entscheidende Wort „Sympathie“, sozusagen das corpus delicti, bei Lehmann gar nicht vorkommt, sondern von Meier frei hinzugesetzt ist. Lehmann fragt auf derselben Seite: „wie, wenn die Reformen selber sich als Bewunderer und Nachahmer jener Franzosen bekennen?“ und zitiert dazu die Aeußerung Steins: „So verabscheuungswürdig der revolutionäre Wohlfahrtsauschuß war, so sehr verdient er Nachahmung und Bewunderung bei seiner Aufstellung und Entwicklung der Streitkräfte der Nation“. Es liegt auf der Hand, daß damit nicht „Nachahmung und Bewunderung“ der Revolution generell gemeint ist. Ebenso geht Lehmann II, 552, wo er von der „Nachahmung des revolutionären Frankreich“ spricht, wozu Stein, Scharnhorst und Gneisenau sich im Sommer 1808 verbunden hätten, nur auf den Krieg, den sie vorbereiteten und mit Oesterreich zusammen im nächsten Jahr, 1809, führen wollten.

eingeteilten Bürgerschaft in ihrer Gesamtheit und der Grundsatz, daß die Stadtverordneten nur nach eigener Ueberzeugung und nicht gemäß Mandaten ihrer Wähler entscheiden sollen. Gerade Stein persönlich ist es gewesen, der, wie Lehmann nachgewiesen, einige radikale Gedanken gegen seinen ohnehin radikalen Mitarbeiter, Frey, durchgesetzt hat.*)

Hinze formuliert den Gegensatz dahin, daß Stein unterschieden habe zwischen der allgemeinen Idee des Zeitalters und den besonderen (verfälschten) Bestrebungen der französischen Revolution; den ersteren habe er dienen wollen, sofern sie die Umbildung der Staatsverfassung zu bewirken suchten, die letztere, die Revolution, lehnte er ab. Ich halte diese Unterscheidung für nicht gerade glücklich: sie würde besser auf Hardenberg als auf Stein passen und trifft überhaupt nicht recht zur Sache, da doch die allgemeine Idee des Zeitalters auch in der Revolution, wenn auch vielleicht verfälscht, sehr wirksam war und einem so entscheidenden Moment wie der allgemeinen Wehrpflicht sogar erst durch die volle Revolution zum Durchbruch verholfen wurde — aber wie dem auch sei: gegen Lehmann ist damit nichts gesagt, sondern im Gegenteil, es ist nichts anderes, als was Lehmann auch meint, und was, um es zu wiederholen, auch die Forschung vor ihm schon gemeint und gewußt hat. Das Neue bei Lehmann ist nur die freilich ungemein interessante und wertvolle Durchführung im einzelnen. Selbst wenn er damit nur so weit im Recht sein sollte, wie es auch Hinze zugeibt, so würde seine prinzipielle Charakterisierung des Verhältnisses schon gerechtfertigt sein.

In seiner eben erschienenen „Streitschrift“ legt Meier wieder ein Hauptgewicht darauf, daß Lehmann die von ihm sogenannten „Denkwürdigkeiten“ Steins, die Geschichte der Jahre 1789 bis 1799, nicht gebührend herangezogen habe. Er wirft ihm vor (S. 19), er habe diese Quelle unterdrückt, „weil sie in seinen Kram nicht paßte“: er habe mit Fleiß nicht angegeben, wo sie sich befinde; sein Verfahren zeige, daß er „vor gar nichts mehr zurückschrecke“ (S. 18).

Wir haben eben gesehen, daß Prof. Hinze in einem Aufsatz zum Teil Meier, zum Teil Lehmann recht gibt. Meier teilt daraus mit, was ihm günstig ist, unterläßt aber anzugeben, wo der Hinzefche Aufsatz steht. Er sagt nur (S. 3) „im neuesten Heft der For-

*) Bgl. hierzu jetzt auch das eben erschienene schöne Werk „Die Städte-Ordnung von 1808 und die Stadt Berlin“, Festschrift von Dr. Clauswitz, Stadtarchivar. Berlin, Julius Springer.

schungen“ — was heißt das? Welche „Forschungen“? Was würde Meier sagen, wenn ihm jetzt jemand vorwerfen wollte, er habe mit Fleiß die genaue Angabe unterdrückt, um die Nachprüfung zu erschweren?*)

Die Sache selbst ist, wie wir schon gesehen haben, ohne jede Bedeutung, da Lehmann in ganz unzweideutigen Worten über die Gesinnung, die Stein in diesem Werke über die Revolution kundgibt, berichtet hat und eine gewisse Verwendung von Motiven aus der Revolution trotz alles Abscheus gegen sie durchaus möglich ist. Es ist dazu aber noch etwas Weiteres zu bemerken.

Lehmann erzählt (III, 100; Pr. Jahrb. S. 215), er habe sich mit dem Gedanken getragen, das Werk herauszugeben, sei aber davon zurückgekommen, da Perz das Beste daraus bereits reproduziert, vieles positiv falsch sei und das übrige sich nicht gelohnt habe. Meier greift ihn deshalb auf das heftigste an. Was Perz aus den Steinschen Werken über die Revolutionsgeschichte mitteile, seien „offenbar“ nur die Seiten Bd. I 79 bis 83, und diese gäben Stein in einer so „abgeschwächten Art“ wieder, daß das Original nicht wiederzuerkennen sei.

In Wirklichkeit verhält es sich so. Die fraglichen Seiten bei Perz stammen gar nicht aus dem Steinschen Werk. Sie geben Steins Ansichten nicht „in abgeschwächter Art“ wieder, sondern sie enthalten in wichtigen Punkten das Gegenteil davon. Meier selbst, der das Steinsche Manuskript eingesehen hat, zitiert daraus, daß Mißbräuche ernstlicher Art im alten Frankreich nicht bestanden hätten. Perz schildert solche Mißbräuche. Stein sagt, Ludwig XVI. habe das unter seinem Vorgänger gesunkene Ansehen im Ausland wieder gehoben. Perz sagt, ihm habe der Scharfblick und die Kraft gefehlt, ohne welche der gute Wille in Stürmen verunglückt. Stein sagt, viele höhere Geistliche hätten zu den Zierden ihres Standes gehört. Perz sagt, vermöge des Einflusses der Jesuiten

*) Ich kann nicht umhin, hier noch einen Punkt besonders zu monieren. Besonders verfehlt ist bei Meier, wie wir schon oben gesehen haben, was er über das Militärwesen sagt. Auch Hinke (S. 323) gibt ihm hier unrecht, begründet das eingehend und meint, Meier habe „offenbar den Aufsatz Lehmanns über Wehrpflicht und Werbung im Heere Friedrich Wilhelms I. nicht gekannt.“ Unter den Historikern ist dieser Aufsatz bekannt, ich möchte sagen berühmt als grundlegend. Meier hilft sich jetzt (Streitschrift S. 43): „Wie man übrigens aus dem Umstande, daß ich den Lehmannschen Aufsatz über die Kantonspflicht nicht zitiert habe, folgern kann, daß ich ihn nicht gelesen habe, ist mir unbegreiflich. Ich zitiere nur diejenigen Schriften, die mir von einiger Bedeutung zu sein scheinen.“

sei die Kirche in Verderben verfallen und ihrer Auflösung entgegen-
gerüstet. Stein sagt, der dritte Stand habe sich über nichts zu be-
klagen gehabt. Perz sagt, der dritte Stand sei aus Mißkennung
und Unverstand zu einem Feinde des Bestehenden gemacht worden.

Richtig ist die Substanz der Steinschen Auffassung wiederge-
geben bei Lehmann (III, 98—104), mit folgendem Zitat: „Die
Revolution brach aus ohne eine vom König gegebene Veranlassung,
der vielmehr längst befehlene Vorrechte freiwillig aufgab; die Nation
war leichtsinnig, unsittlich, irreligiös; Parteihäupter suchten die
Monarchie in ein eitles Lustgebilde zu verwandeln, sie verfolgten
mit unwissender Neuerungsucht, ohne Schonung der Rechte oder
Gefühle ihrer Mitbürger, den verruchten Zweck durch noch verruchtere
Mittel, durch Aufruhr, Plünderung, Mord und Verführung. Sie
wurden durch verwegene Ehrgeizige verdrängt, die auf Leichen,
Raub und Gottesleugnung ihre Herrschaft gründeten: auch diese
fielen unter dem Stahl ihrer Gefellen. Sie ersetzte eine Direktorial-
Regierung, die zwischen Tyrannei und gesetzlichem Schein schwankte,
sich durch Unsittlichkeit und Habsucht verächtlich machte und zuletzt
von einem kühnen Feldherrn mit Hohn und ohne Widerstand ver-
jagt wurde, der eine vollkommene Alleinherrschaft stiftete“.

Des weiteren findet Lehmann, das Interessanteste in dem
Werk sei, wo Stein nicht nur aus Büchern, sondern auch aus dem
Leben geschöpft habe. Im besonderen wertvoll seien die Charakte-
ristiken, die schon Perz in seine Biographie aufgenommen und die
dadurch in die historische Literatur übergegangen sind. (Friedrich
Wilhelm II., Perz I, S. 73; Herzog von Braunschweig, S. 93;
Bischoffwerder, Manstein, Lucchesini, Schulenburg-Rehnert, S. 94
und 95; die Kabinette von Wien und Berlin 1793, Thugut,
Wurmser, Waldeck, Kalkreuth, Manstein, das preussische Heer, der
König, die Stimmung in Berlin S. 122—125; Haugwitz, Möllen-
dorff, Meyerinck S. 137—138; Malmesbury, Lehrbach, Lucchesini
S. 138—139; Friedrich Wilhelm III. S. 171; Röckriß S. 173;
Menden, Beyme, Zastrow S. 176—177; das preussische Volk,
Beamtentum, Heer, Adel, Hauptstadt, öffentliche Meinung S. 177
bis 180; Friedrich Wilhelms III. Politik 1799 S. 182; Rühl
S. 329.) Außer diesen Charakteristiken stammt auch der Feldzug in
Frankreich im Jahre 1792 (S. 95—106), die preussische Politik im
Jahre 1799 und die Charakteristik Preußens in jener Zeit (S. 177
bis 182) aus Stein.

Meiers Behauptung, daß von der Steinschen Revolutionsge-

schichte bei Herz nur fünf Seiten (nämlich I 79—83) wiedergegeben seien, ist also nach der positiven wie nach der negativen Seite tatsächlich falsch, und auf diese Behauptung hin hat er gegen Lehmann den Vorwurf geschleudert, er sei ein Mann, der mit seinen Behauptungen „vor gar nichts mehr zurückschrecke“.

Ebenso falsch ist, wie wir gesehen haben, Meiers Behauptung (Streitschr. S. 15), daß Lehmann „nur im allgemeinen“ mitgeteilt habe, daß Stein sehr ungünstig über die Revolution geurteilt hätte. Das obige Zitat läßt doch wohl weder an Präzision noch an Kraft etwas zu wünschen übrig und entkräftet jeden Vorwurf, daß Lehmann Steins Abscheu gegen die Revolution unterdrückt habe. Umgekehrt aber, nachdem wir nun die Ansichten, die Stein in seinem Geschichtswerk über die Revolution entwickelt hat, kennen gelernt haben, werden wir verstehen, daß Lehmann hinzufügt, Stein habe in seiner Leidenschaft die Tatsache völlig vergessen, daß er selbst Beschlüsse der ersten und wichtigsten revolutionären Versammlung als Bausteine für die Wiederherstellung des vaterländischen Gemeinwesens benutzt hatte.

Völlig unverständlich ist, weshalb Meier Lehmann mit Vorwürfen überhäuft, weil er das Werk zuweilen kurzweg als „Denkwürdigkeiten“ bezeichnet. Hätte Lehmann wirklich, wie Meier argwöhnt, das Werk unterdrücken wollen, so hätte er doch gewiß nicht diese Bezeichnung gebraucht, die die Erwartung anregt, Persönliches zu finden, während ein Titel, der von vornherein merken läßt, daß es sich nur um die Darstellung allbekannter historischer Ereignisse handelt, von vornherein viel weniger zum Nähertreten einlädt.*)

Ob Lehmanns Vermutung, daß Stein das Werk für seine Töchter geschrieben und dadurch einiger Einfluß auf den Ton geübt worden sei, richtig ist, kann dahingestellt bleiben. Es ist sachlich gleichgültig. Bei einem Mann von Steins Art ist die

* Der bei weitem größte Teil des Stein'schen Werkes beruht auf gedrucktem, noch heute zugänglichen und viel benutztem Material; die Quellen sind von Stein selbst zusammengestellt und auch im Einzelnen oft angeführt z. B. Youngs Voyages en France s. Heeren, Gesch. d. europ. Staatensystems u. viele andere.

Häufig sind die Werke selbst kurz charakterisiert. „Girtanner“ Gesch. d. französl. Revolution fleißig zusammengetragen, ohne alles eigene selbständige praktische Urteil.“ „Burke, Reflexions on the French revolution. Sie sind das Werk eines großen erfahrenen Staatsmannes, der mit tiefer Sachkenntnis und einer glänzenden Heredsamkeit die Sache der gesetzlichen bürgerlichen Ordnung, der Religion und der Sittlichkeit gegen leichte, oberflächliche und verbrecherische Neuerer verteidigt.“

Einseitigkeit und Schroffheit seines Urteils durchaus nicht vereinbar mit der Tatsache, daß er auch von diesem Gegner annahm, was er brauchbar fand. Genau dasselbe gilt ja auch von Gneisenau und von Clausewitz. Wir haben darüber ein wahrhaft köstliches Dokument, das uns zugleich zeigt, daß der Streit Meier-Lehmann schon Vorfahren hat.

Zu den ersten Rheinländern, die den Beruf Preußens begriffen, gehörte der Astronom und Schriftsteller Benzenberg, der zu Hardenberg und Gneisenau in Beziehungen trat und im Jahre 1820 eine Schrift über die „Staatsverwaltung des Fürsten Hardenberg“ veröffentlichte. Ueber den Eindruck, den diese Schrift in Berlin machte, berichtete Clausewitz an Gneisenau (23. Oktober 1820):

„. . . ist jetzt hier eine große politische Stille und Leere und es geht uns fast hier so, wie Jordan von Dresden sagte, als ihn jemand frug, ob er keine Nachrichten von da hätte — ja ich habe Nachrichten, d. h, ich habe keine, denn dort ist alles mit Stereotypen gedruckt, und die Leute haben weder Triebe noch Umtriebe. Stereotypisch sind wir zwar hier nicht, aber wirklich ist jetzt kaum noch von Umtrieben die Rede; damit ist freilich nicht gesagt, daß die Leute zufrieden wären, vielmehr entfernen sich die beiden Parteien immer mehr und der Adel insbesondere wird täglich verbitterter auf alles, was bei uns seit 1806 geschehen ist. Ein junger Jurist und Edelmann äußerte neulich die höchste Indignation auf die Leibeigenschaft, welche das neue Kriegsdienstsystem den Leuten auflegte, ich antwortete ihm, daß diese Leibeigenschaft ja bisher auf vier Fünftel der Nation gehaftet hätte. Das beruhte auf ein positives Recht, antwortete er ganz gelassen. Diese Heiligkeit des positiven Rechts ist jetzt der Wahlspruch unserer Ultras. Wenn sie es als einen Anspruch auf Entschädigung geltend machen, so oft es verletzt wird, so haben sie recht, wenn sie es aber als ein Veto, und zwar als ein recht polnisches Ni poswólam betrachten, so möchte man sie auf das Beispiel dieser Weichsel-Höpfe zurückführen. Ueber die Benzenbergische Schrift, die Verwaltung des Fürsten Hardenberg wird von beiden Seiten gewaltig geschimpft, ich habe sie nicht gelesen, aber ein paar mal mit einer Art von Hohn anführen hören, daß Benzenberg behauptet, der Staatskanzler hätte die Früchte der französischen Revolution hier im Wege des Friedens und der Geseze erzeugt, daß Benzenberg folglich die französische Revolution für etwas Heilsames halte. Von einem unserer Ultras das Bekenntnis fordern, daß die französische Revolution viel Gutes oder,

mit andern Worten, vieles, was die Zeit durchaus notwendig machte (denn das absolut Gute weiß keiner von uns), hergebracht hat, ist allerdings viel zu viel verlangt und man müßte eine sehr gemachte Reputation als ein Feind aller Revolutionen und Umtriebe haben, um diese Wahrheit zu vertreten. Sie vertritt sich indessen schon selbst, denn wo wäre der politische Archimedes, der in stande wäre, die Dinge auf den alten Punkt zurückzuschrauben?“

Lehmann hat sich einst die wissenschaftlichen Sporen verdient, indem er Stein in Schutz nahm gegen die Beschuldigung Schöns, er sei eigentlich gar nicht der Vater der preussischen Reform gewesen, sondern habe nur seinen Namen dazu hergegeben. Seine Gesinnung sei eine ganze andere, wie wir es heute ausdrücken, reaktionäre gewesen und nur durch die Umgebung von philosophisch und staatswissenschaftlich tiefer gebildeten Männern, in die er in Memel und Königsberg gekommen, sei er mit fortgerissen worden.

Das ist zwar nicht ganz dasselbe, aber doch eine verwandte Meinung, wie sie Meier jetzt vertritt — nur daß die Spitze nach der entgegengesetzten Seite gerichtet ist.

Es ist wohl so die Art großer Männer, mit einer einfachen Formel nicht faßbar zu sein, und daher die Aufgabe ihrer Biographen, sie bald nach der einen, bald nach der anderen Seite zu verteidigen und rechtfertigen zu müssen.

Deutsch-Chinesische Studien.

II. Tsingtau.

Von

Paul Rohrbach.

(Fortsetzung.)

Eine Hauptaufgabe, die uns unser Chinesischer Besitz stellt, ist, wie unsere bisherige Betrachtung gezeigt hat, die Besserung der bäuerlichen Wirtschaft in Schantung. Als einen wesentlichen Uebelstand, an dem die chinesische Landwirtschaft bisher krankte, erkannten wir die ungenügende Bodenbearbeitung und Düngung. Mit diesem Schaden steht im engsten Zusammenhang die mangelhafte Viehhaltung.

Das natürliche Weideland von Schantung wären seine Berge, aber die furchtbare Waldverwüstung der Chinesen und der dadurch entstandene Mangel an Brennmaterial haben die Berge nicht nur des Baumwuchses, sondern auch der erdigen Verwitterungsprodukte an den Abhängen beraubt, wo wenigstens eine Gras- und Kräuter-Vegetation sonst existieren könnte. Selbst die kümmerliche Grasdecke, die unter diesen Umständen während der Regenzeit sich hier und da bildet, wird mit den Wurzeln ausgerauft, um zur Feuerung zu dienen, und es erscheint fast als ein Wunder, daß unter diesen Umständen jedes Jahr von neuem ein grüner Anflug die Berge bekleidet. Es wird einer sehr langen Zeit bedürfen, um selbst unter günstigen Verhältnissen die Wiederbewaldung des Berglandes erfolgreich in Angriff zu nehmen — eine Aufgabe, die natürlich überhaupt nur von Seite der chinesischen Verwaltung und mit chinesischen Mitteln ins Auge gefaßt werden kann. Eine gewisse Vermehrung des Viehs wird aber trotzdem möglich sein, sobald im Gefolge der verbesserten Düngung Land für den Anbau eigentlicher Futtergewächse frei wird. Alsdann wird allmählich auch von der Einführung schwererer Acker-

geräte und von einer tiefergreifenden Umarbeitung des Ackerbodens die Rede sein können.

Die Frage einer Hebung der Agrarproduktion Schantung durch Einführung mineralischer Düngemittel und Hebung der Viehzucht, für die gerade hier noch etwas bessere Ansätze vorliegen, als sonst in Nordchina, kann recht eigentlich einen Prüfstein für die neuerdings oft hervorgehobene Bedeutung Tsingtau als Kulturzentrum für die benachbarten chinesischen Gebiete abgeben. Wenn es gelingt, auf diese Weise die Ertragsfähigkeit und die Bearbeitung des Bodens in nennenswerter Weise zu verbessern, so ist damit auch die Gefahr der Missernten wegen Dürre herabgemindert. Unter den jetzigen Umständen muß der chinesische Bauer überall dort, wo keine künstliche Bewässerung der Felder möglich ist (und das ist in Schantung überwiegend nicht der Fall), sobald es einige Wochen nicht geregnet hat, jedesmal für seine Ernte zittern. Das kommt daher, weil bei der flachen Bearbeitung des Bodens (im Durchschnitt vielleicht 15 cm) erstens die umgearbeitete obere Schicht sehr schnell austrocknet, und zweitens sich darunter noch eine knochenharte, undurchlässige Schicht zwischen den Wurzeln der Saat und dem Grundwasser bildet. Das kapillare Aufsteigen von Grundwasserteilen zu den Pflanzenwurzeln, das bei tieferer Durcharbeitung des Bodens (in Deutschland mit gewöhnlichen Pflügen 30—40 cm, mit Dampfpflügen mehr als das Doppelte) viel länger die Wirkungen einer Dürre mildern könnte, wird dadurch schon kurze Zeit nach dem letzten Regen, den die Saat bekommen hat, verhindert. Es verdient betont zu werden, daß hier eine ganz konkrete und genügend bestimmt umschriebene Aufgabe vorliegt, die zunächst auch mit beschränkten Mitteln und in kleinerem Umfange in Angriff genommen werden kann und für die es bei einigermaßen geschickter Behandlung der Sache unschwer gelingen wird, erst das Interesse und dann das Vertrauen der Chinesen selbst zu gewinnen. Die Vorteile, die sich für die Bevölkerung wie für die Verwaltung aus der Vermehrung des landwirtschaftlichen Ertrages ergeben, liegen so auf der Hand und werden dem praktischen Sinn der Chinesen um so mehr einleuchten, als hierbei von all den Dingen, die ihr politisches Mißtrauen erwecken, Eisenbahn- und Bergwerkskonzessionen u. dgl., mit keinem Wort die Rede ist. Die Vorteile auf unserer Seite sind erstens die Verbesserung der Produktions- und Kaufkraft der Bevölkerung im Hinterlande unseres Handelshafens, zweitens aber die Aussicht auf ein bedeutendes Geschäft in Düngemitteln, Ackergeräten und Maschinen. Die Petroleumgesellschaften, die an

der Einfuhr ihres Produkts nach China interessiert sind, haben mit Erfolg (so auch in Schantung) dazu das Mittel gebraucht, billige Petroleumlampen gratis an die Leute abzugeben. Man braucht nicht soweit zu gehen, eine kostenfreie Massenverteilung von Superphosphat, Thomasschlacke, Kalisalzen oder dgl. an die Bauern in Schantung ins Auge zu fassen,*) aber es würde immerhin kein schlechtes Zeichen für den Weitblick auch der an der Entwicklung Schantungs geschäftlich direkt interessierten Kreise sein, wenn sie sich an dieser Frage im Sinne einer vorbereitenden Initiative mit beteiligten. Auch die landwirtschaftliche Produktion höherer Ordnung, so z. B. der Baumwollbau, ist durchaus einer Beeinflussung auf ähnlichem Wege fähig. Man unterschätzt in dieser Beziehung leicht die Aufnahmefähigkeit und Bereitwilligkeit der Chinesen. So hat z. B. das chinesische Provinzial-Landwirtschaftsamt in Tsinanfu, der Hauptstadt von Schantung, von sich aus den Versuch gemacht, durch Einführung amerikanischer Saat die Baumwollproduktion im Lande zu verbessern. Man ist dabei auf die Schwierigkeit gestoßen, daß — nach gutem Erfolge im ersten Jahr — die Pflanzen, die aus dem in Schantung gewachsenen Samen gezogen wurden, im zweiten Jahre degenerierten und das Produkt wieder gewöhnliche Schantungbaumwolle wurde — aber man ist dabei, neue Mittel und Wege zu suchen, um bessere Resultate zu haben. Solche und ähnliche Fingerzeige müssen benützt werden, um mit den Chinesen allmählich und in loyaler, wohlüberlegter Weise auf die Basis eines planmäßigen Zusammenarbeitens für wirtschaftliche Verbesserungen in Schantung zu gelangen. Die Folgen für die Entwicklung Tjingtaus werden nicht ausbleiben. Das Einzige, was derartige Pläne im voraus erfordern, ist nur eine klare Anschauung der örtlichen Verhältnisse, verbunden mit einem gewissen Urteilsvermögen darüber, was in China geht oder nicht geht, und mit natürlichem Takt im Zusammenarbeiten mit den Einheimischen. Wir können prinzipiell nur in dem Maße hoffen, bedeutende Erfolge, sei es rein handelswirtschaftlicher, sei es allgemeiner Art, mit unserer ostasiatischen Politik zu erzielen, wie wir es verstehen, die Chinesen in seiner Weise davon zu überzeugen, daß im gegebenen Falle ihr Interesse dem unsrigen parallel geht. Eine Politik, die den Interessen Chinas nicht loyal Rechnung trägt, ist in China auf die Dauer überhaupt unmöglich. Das gilt für Tjingtau und Schantung wie für alles

*) Nach Beginn der Verhüttung der Eisenerze wird übrigens Thomasschlacke im Lande selbst vorhanden sein.

übrige, was wir in China wünschen und verfolgen, und es wird um so eindringlicher zutage treten, je weiter es den Chinesen gelingt, materielle Fortschritte auf der Bahn der von ihnen in Angriff genommenen Reform ihres Staatswesens zu machen.

Tsingtaus geographische Lage bringt es mit sich, daß für uns alle diejenigen wirtschaftlichen Fortschritte, die aus der Entwicklung seines unmittelbaren Hinterlandes, der Provinz Schantung, sich ergeben, das Sichere, d. h. das bei gründlicher Kenntnis und energischer Ausnutzung der Verhältnisse Erreichbare, bedeuten. Alle weiter gehenden Kombinationen aber, die sich auf die zukünftige Gestaltung und Beeinflussung der Verhältnisse des großen Weltverkehrs gründen, sind bloße, im wesentlichen Punkte zurzeit noch zweifelhafte Möglichkeiten. Als das Kiautschougebiet von Deutschland besetzt wurde, dachte man daran, Tsingtau zur maritimen Eingangspforte des ganzen nördlichen China auszugestalten. — Dieser Gedanke spielt, namentlich in Verbindung mit den vorhandenen Kohlen- und Eisenerzlagern, in den ersten Denkschriften über das neue Schutzgebiet eine große Rolle, und auch in dem Werke Richtigens über Schantung und Kiautschou (Berlin 1899) findet sich dies Thema, wenn auch mit der ganzen Vorsicht und Reserve des großen Geographen, der für wirtschaftliche Fragen einen bedeutenden Scharfblick besaß, ausführlich behandelt. Die eigentliche Basis für alle dorthin zielenden Gedanken ist die Tatsache, daß die Flußläufe und Kanäle im nördlichen China während der Wintermonate durch Eis für den Verkehr gesperrt sind. Hierdurch wird während dieses Teils des Jahres die Konkurrenzfähigkeit für Tientsin gegenüber Tsingtau zweifellos geschwächt. Dazu kommt, daß der Zugang zu Tientsin von der Seeseite her schwierig ist. Die Barre vor der Mündung des Peiho kann nur von flachgehenden Fahrzeugen passiert werden. Das Handelsgeschäft von Tientsin hat sich daher in ausgesprochenen Weise als sogenanntes Saisongeschäft entwickelt und ist in seiner allgemeinen Organisation auf diese besonderen Verhältnisse zugeschnitten. Auch der Peiho selbst ist während der Wintermonate gefroren; seit aber Tientsin seine Eisenbahnverbindung mit dem Norden hat, kann der notwendige Verkehr auch im Winter über die meistens eisfreie Rhede von Tschingwantau abgewickelt werden. Das ist aber nicht das Einzige, was berücksichtigt werden muß; wichtiger ist, daß Tientsin und Peking für sich ein großes Konsumtionszentrum von ca. 2 Millionen Einwohnern bilden und daß hierdurch von Natur günstigere Verhältnisse für das Entstehen

eines starken Handelsverkehrs geschaffen werden, als in der Gegend von Tsingtau. Die Tatsache, daß hier im Norden der Provinz Schili und zugleich am Sitz der Zentralverwaltung des ganzen Reichs unter allen Umständen die Voraussetzungen für ein bedeutendes Handelsgeschäft vorhanden sind, wiegt schwer. Man darf sich keinem Irrtum darüber hingeben, daß der gesamte kommerzielle Verkehr Chinas im Verhältnis zu der gewaltigen Größe des Reichs und zu der Menge seiner Einwohner doch nur ein sehr geringer ist. Erst von einer gewissen Stufe der Entwicklung an spielen natürliche Verkehrserschwerungen oder Erschwerungen zweiter Ordnung, wie es z. B. die Eisbedeckung während des Winters ist, eine ausschlaggebende Rolle. Je höher und je intensiver die wirtschaftliche Entwicklung eines Landes ist, desto wichtiger werden schließlich auch Vorteile und Nachteile kleineren und kleinsten Ranges. — Schließlich können scheinbar ganz unbedeutende Unterschiede in den Verkehrsbedingungen beim verschärften Konkurrenzkampf großer Industriegebiete und Handelszentren eine ausschlaggebende Bedeutung gewinnen. So weit sind die Verhältnisse in China aber noch lange nicht gediehen. Das bloße Schwergewicht der Bevölkerungsverdichtung und der administrativen Zentralstellung in und um Peking-Tientsin hat zunächst hingereicht, um dort einen Handelsmittelpunkt zu schaffen, wo unter allen Umständen auf eine gewisse Minimal-Garantie für den Stand des wirtschaftlichen Lebens gerechnet werden kann. Das einheimische und das fremde Bankwesen hat sich dorthin gezogen und dort entwickelt. Die Kreditverhältnisse sind von Alters her gut organisiert, der chinesische und der europäische Kaufmann haben sich dort seit geraumer Zeit mit einander eingearbeitet; Käufer und Verkäufer sind in feste Beziehungen zu einander getreten und von weiter hat sich die chinesische Geschäftswelt daran gewöhnt, ihre Kalkulationen auf den Handel nach und von Tientsin einzurichten. Diese Tatsachen wiegen schwer, und man kann nicht mit Sicherheit darauf rechnen, sie in absehbarer Zeit und mit einem angemessenen Aufwand an Kraft und Mitteln durch irgendwelche Eisenbahnbauten grundlegend zugunsten von Tsingtau zu verschieben. Um die wirtschaftliche Entwicklung eines Platzes auf Bahnverbindungen und Tarifpolitik zu gründen, ist es vor allen Dingen notwendig, daß ein größeres, weit ins Hinterland hinein greifendes Eisenbahnnetz entweder einheitlich verwaltet wird, oder daß die verschiedenen Verwaltungen sich über eine einheitliche, auf den bestimmten Platz hin gerichtete Verkehrs- und Tarifpolitik verständigen. Wenn es gelungen

wäre, erstens den jetzt in Angriff genommenen Bau der Eisenbahn von Tientsin nach dem unteren Jangtsegebiet in organische Verbindung mit der Schantungbahn zu bringen, und außerdem nicht Tientsin, sondern einen Punkt an der Bahnlinie von Peking nach Santau, etwa Pautingfu, zum nördlichen Ausgangspunkt der neuen Bahn zu machen, dann allerdings wäre viel gewonnen gewesen. Daß man darauf hat verzichten müssen, fällt namentlich ins Gewicht für die Hoffnungen, die an die Vollendung der jetzt in Bau begriffenen chinesischen Mongoleibahn geknüpft werden. Allerdings wird die Fahrtdauer von Irkutsk bis Peking über Niachta, Urga und Kalgan nur noch 3—4 Tage betragen; man wird also von Berlin nach Peking, namentlich wenn die Fahrgeschwindigkeit auf der West- und Mittelsibirischen Bahn noch verbessert ist, nach einem Jahrzehnt in 9—10 Tagen gelangen können. Selbstverständlich wird der Personen- und Postverkehr nach Ostasien und Australien alsdann diesen Weg nehmen. Es ist aber doch fraglich, ob er so leicht über Tsingtau wird geleitet werden können. Zunächst ist nicht Tsingtau, sondern Schanghai das Zentrum des Dampferverkehrs in Ostasien, von wo die Linien nach Hongkong, Manila, Australien ihren Ausgang nehmen. Personen und Post werden also direkt dorthin durchfahren, da die jetzt in Angriff genommene Bahn von Tientsin über Tsinanfu nach Pufou von dort natürlich Anschluß nach Schanghai erhalten wird. Soll ein Teil des Schnellverkehrs über Tsingtau geleitet werden, das ja den Vorzug sehr viel besserer Hafenverhältnisse bietet, als Schanghai, aber dafür etwas weiter zurück nach Norden liegt, so müßten auf jeden Fall die großen modernen Dampfer Tsingtau regelmäßig anlaufen. Für den Dampferverkehr ist aber normalerweise die Fracht Basis des Verkehrsgeschäfts, und diese ist bisher in und für Tsingtau nicht genügend vorhanden. Um zu bewältigen, was da ist, dazu erscheint der jetzige Küstendampferverkehr mehr als ausreichend. Nun ist ja die Hongschan-Kohle als ein auf alle Fälle höchst wichtiges Agens hinzugetreten, und wenn irgend etwas, so ist dieser Erfolg geeignet, die Zukunft Tsingtaus entscheidend zu beeinflussen. Wenn Tsingtau auf dem ostasiatischen Kohlenmarkt maßgebend wird, so ist ganz außerordentlich viel gewonnen, und wenn auch eine bedeutende Eisenverhüttung hinzukommt, so ließe sich der Gedanke wohl denken, daß Tsingtau, mit dem besten Hafen Ostasiens, statt Schanghai mit seinen unbequemen Anlaufverhältnissen der Umschlagsplatz für die Warenverteilung nach den nördlich und nordöstlich gelegenen Gebieten wird.

Darüber, ob diese Möglichkeiten Tatsachen werden, vermag aber nur die Zukunft selbst zu entscheiden. Für jetzt ist es keinesfalls ein Vorteil, daß die Tientsin-Pukoubahn vor der Verbindung des Endpunkts der Schantungbahn, Tsinanfu, mit dem Westen gebaut wird. Das Interesse Tjingtaus hätte vorher die Verlängerung der Schantungbahn, gleichgültig ob als chinesisches oder deutsches Unternehmen, in dieser Richtung gefordert, da dadurch Ost-Schantung, Nord-Honan und Süd-Tschili eine billigere Verbindung nach der See über Tsingtau erhalten hätten, als sie bisher über Land nach Tientsin existierte. Nachdem aber jetzt die Strecke Tientsin-Tsinanfu vor Fertigstellung einer Verbindung von Tsinanfu nach dem Westen begonnen worden ist, erscheint es möglich, daß diese Bahn nach ihrer allerdings erst in 5—6 Jahren zu erwartenden Vollendung den Uebergang von Waren aus jenen Gebieten nach Tsingtau beeinträchtigen wird. Auch eine nachträgliche westliche Verlängerung der Schantungbahn wird eher ein Zubringer für Tientsin, als für Tsingtau werden, da hierher für 400 km, dorthin für 300 km Fracht zu bezahlen ist. Nur bei sehr geschickter Tariffstellung wird sich für die Wintermonate, wo der Peiho gesperrt ist, noch ein Vorteil für Tsingtau ergeben (von Mitte Dezember bis Mitte März). Diese Situation wäre vermieden worden, wenn nicht Tientsin, sondern etwa Poutingfu als Anschluß für die Verbindung von Peking zum unteren Jangtse hätte durchgeführt werden können. Entsprechend ihrem jetzt durchweg aufgestellten Prinzip der Unabhängigkeit von den Fremden haben die Chinesen beschlossen, den Bau und Betrieb der Tientsin-Pukoubahn selbst in die Hand zu nehmen. Damit fällt für Tsinanfu die Aussicht fort, von den Materialtransporten einen solchen Anteil zu erhalten, wie es geschehen wäre, wenn der Bahnbau als deutsches Unternehmen hätte gestaltet werden können und die Linie dann von Tsinanfu gleichzeitig nach Norden und Süden begonnen worden wäre. Mit jener Strömung in China müssen wir aber für die nächste Zeit als mit einer festen Tatsache rechnen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Chinesen bei ihrer jetzigen Politik, alles selbst zu machen, dauernd günstige Erfahrungen zu verzeichnen haben werden; vielmehr wird sicher über kurz oder lang eine gesunde Ernüchterung und Reaktion dagegen eintreten — aber bis dahin heißt es sich in Geduld fassen. Uebrigens wird das Material für die — wie es heißt bereits bestellte — große Brücke über den Hoangho und für die Tsinanfu unmittelbar benachbarte Strecke der neuen Bahn sicher via Tsingtau und der Schantungbahn gehen müssen.

Unser Urteil über die allgemeine Zukunft Tsingtaus faßt sich also dahin zusammen, daß sie zunächst nicht sowohl, wie man vor zehn Jahren an manchen Stellen glaubte, durch eine verkehrspolitische, das entferntere Hinterland beherrschende Entwicklung großen Stils gewährleistet erscheint, als vielmehr durch die natürlichen, zielbewußt zu entwickelnden Hilfsquellen des näheren Hinterlandes, der Provinz Schantung. Sobald sich erst auf dieser Grundlage ein starkes und selbständiges Kräftezentrum an der Kioutschoubucht entwickelt hat, ist es allerdings nicht unmöglich, daß sich damit auch die Voraussetzungen für die Leitung von Linien des großen durchgehenden Verkehrs über Tsingtau hinreichend positiv gestalten. An den anfänglich etwa notwendig erscheinenden Subventionen sollte man dann allerdings die Entwicklung keine Verzögerung erleiden lassen. Um nur ein Beispiel zu nennen: die japanische Schiffahrtspolitik lehrt, trotz der vorgekommenen Mißgriffe und Uebertreibungen, was auf solchen Wegen für Handel und Verkehr einer aufstrebenden Nation erreicht werden kann.

Eine besondere Frage bildet für Tsingtau schließlich noch die Organisation einer eigenen Küstendampferverbindung mit den Häfen der Schantung- und Liautungshalbinsel. In dieser Beziehung hat Tschifu einen großen Vorsprung. Es bezieht von Liautung die Kokons für die Seidenspinnerseide, was eine gute Grundlage für den Verkehr hinüber und herüber abgibt, und es besorgt vermöge seiner Lage mit seinen Küstendampfern auch den Handel nach der allerdings wenig brauchbaren Hoanghomündung. Früher bestanden auch nicht unbedeutende Handelsverbindungen längs der Küste von dem alten Kiautschou nach mehrere südchinesischen Häfen. Für die selbsttätige Entwicklung eines eigenen Dampferverkehrs liegt Tsingtau deshalb nicht günstig, weil die große Seeverkehrsstraße von der Jangtsemündung um das Kap Schantung seitwärts vorbei führt. Wenn ein Dampfer auf der Fahrt von Schanghai nach einem Hafen des nördlichen gelben Meeres Tsingtau anlaufen will, so hat er inklusive Aufenthalt einen Zeitverlust von 1 bis 1½ Tagen. Daraus folgt, daß der Verkehr von Schiffspassagieren in Tsingtau gering ist im Verhältnis zu anderen Häfen, und daß daher planmäßig nachgeholfen werden muß. Die Zahl der einheimischen und fremden Dampferpassagiere ist für die Plätze Hongkong und Schanghai nach Millionen zu rechnen, für Tschifu und Tientsin nach Hunderttausenden, für Tsingtau kaum erst nach Zehntausenden. Besonders auffällig erscheint der Verkehr an einheimischen Passa-

gieren in einem Platz wie Tschifu, der seinem Handel nach jetzt unter Tsingtau steht. *) Er rührt daher, daß die Schantungleute, wie bereits früher bemerkt, nach Art der sogenannten Sachsengänger im östlichen Deutschland massenhaft zwischen ihrer Heimat und der Mandschurei hin und her strömen. Man schätzt die Zahl dieser Wanderarbeiter, deren Bewegung zum Teil in wirkliche dauernde Auswanderung ausgeht, auch jetzt noch, nachdem die russischen Eisenbahnbauten und Städtegründungen in der Mandschurei aufgehört haben, auf etwa 250 000 Köpfe jährlich. Von den Schantungleuten, die in der Mandschurei Verdienst suchen, stammen viele auch aus dem Süden und Westen des Landes, und dieses Stück des chinesischen Passagierverkehrs sollte seiner Lage nach eigentlich Tsingtau zufallen. Trotzdem wandern die Leute durch ganz Schantung den weiten und beschwerlichen Landweg nach Tschifu, weil die Verbindung von dort nach der Mandschurei häufiger ist und weil sie dort Agenten finden, die ihnen Vorküsse geben und die Ueberfahrt bezahlen. Auch stellt sich der Aufenthalt in Tschifu für sie wohlfeiler, als in dem teuren Tsingtau. Die Ueberfahrtspreise für eingeborene Passagiere von Tsingtau nach Tschifu sind auch nach ihrer neuerdings erfolgten Herabsetzung immer noch ziemlich hoch, so daß chinesische Arbeiter, für die der Zeitverlust nur eine geringe Rolle spielt, die weite Fußwanderung durch ganz Schantung der Einschiffung in Tsingtau vorziehen, wo sie überdies fremd sind und keine einheimischen Agenten finden. Seitdem ein chinesisches Zollamt in Tsingtau funktioniert, hat die chinesische Regierung die Akte über die sogenannte Inlandschiffahrt auch auf Tsingtau ausgedehnt, und damit steht von dieser Seite her der Einrichtung einer Kleindampferverbindung nach beliebigen Richtungen hin nichts mehr im Wege. Wenn man sich dabei zunächst auf das Gebiet der Provinz Schantung beschränken will, so kommt hier doch schon etwa ein Duzend kleiner Dschunkenhäfen südlich und östlich von Tsingtau in Betracht, die vorläufig allerdings noch keine lohnende Ausfuhr liefern, bei denen sich aber, sobald für sie der Verkehr mit Küstendampfern, die ganz einfach und billig eingerichtet sein können, organisiert wird, nicht nur Verkehr

*) Daß in Tschifu auch mehr große Dampfer anlaufen als in Tsingtau, wird von mangelhaft unterrichteten Stellen immer wieder hervorgehoben, hat aber gar nicht die vermeintliche Bedeutung. Die große Handelsstraße nach dem inneren Gelben Meer geht bei Tschifu direkt vorbei, und die Dampfer können um jeder paar Tonnen Ladung willen anhalten. Dann kommen sie in die Verkehrsstatistik!

an einheimischen Passagieren, sondern auch ein gewisses Frachtgeschäft entwickeln und nach Tsingtau leiten lassen wird. Es muß nur für regelmäßige Fahrten, für die bestimmte Innehaltung der Fahrtage, für direkte Fahrarten von jedem Einschiffungs- bis nach jedem gewünschten Bestimmungshafen, gleich den zwischen Tschifu und der Kiautung-Halbinsel verkehrenden Dampfern, und vor allen Dingen für mindestens anfangs recht niedrige Passage und Frachtraten gesorgt sein. Das zunächst erforderliche Kapital für die Einrichtung der Kleindampferverbindung ist keineswegs hoch: zwei Dampfer von 80 bis 100 Tons würden je 50 000 M. kosten, und außerdem müßte eine angemessene Reserve vorgesehen werden, um auf alle Fälle die Betriebskosten während des ersten Jahres zu decken. Allerdings dürfte eine grundlegende Bedingung für den Erfolg von Anfang an nicht versäumt werden, nämlich die Heranziehung chinesischer Kreise in Gestalt von interessierten Agenten. Leider ist die gegenwärtige Zeit der allgemeinen Geschäftskrisis wenig geeignet, ein solches Unternehmen der privaten Initiative lockend erscheinen zu lassen, zumal gelegentliche, ohne eigentliche Organisation unternommene Versuche keinen geschäftlichen Erfolg gehabt haben. Gerade die Organisation und die planmäßige Ausdauer bedeuten aber in einem solchen Falle das Meiste für den Erfolg. Man sollte auch den Fingerzeig nicht unbeachtet lassen, daß jetzt zum ersten Male große Ringpodschunken nach Tsingtau gekommen sind. Das ist das erste Wiederaufleben der alten Handelsbeziehungen zwischen Südhina und der Kiautschoubucht unter den modernen Verhältnissen.

In das Urteil über Tsingtau, das sich aus allen diesen vortragenen Einzel Tatsachen und Erwägungen gestalten muß und das zu seiner sicheren Fundierung überdies doch wohl auch einer gewissen persönlichen Anschauung bedarf, schiebt sich nun zum Schluß noch die Notwendigkeit ein, Stellung zu der im Reichstag so plötzlich und energisch erhobenen Forderung zu nehmen: die „Kolonie“ Kiautschou müsse mehr zu den durch sie dem Reiche erwachsenden Kosten herangezogen werden. Diese Frage ist deshalb wichtig, weil, wenn an der Stelle eine falsche Beurteilung der Verhältnisse einreißt, bedeutender Schaden für Tsingtau und damit für unsere ostasiatischen Interessen überhaupt entstehen kann. Es ist zunächst eine schiefe Vorstellung, daß Kiautschou oder Tsingtau, wie man allmählich lieber sagen sollte,*) wirklich eine „Kolonie“ oder ein „Schutzgebiet“

*) Der Name Schutzgebiet „Kiautschou“ stammt daher, daß die Kiautschoubucht den Kern der deutschen Pachtung an der Küste von Schantung

in dem bei uns gebräuchlichen Sinne des Wortes sei. Tjingtau ist zweierlei: erstens, wie wir weiter oben schon betont haben, Flottenstation und Stützpunkt für die allgemeine Machtstellung Deutschlands im Osten, und zweitens ein Handelshafen, der als solcher von analogen wirtschaftlichen Gesichtspunkten aus betrachtet werden muß, wie alle sogenannten Vertragshäfen in China. Unter diesem doppelten Gesichtspunkt müssen auch die Ausgaben betrachtet werden, die für den Platz bisher aufgemendet und noch aufzuwenden sind. Es ist von vornherein eine absurde Idee, von einer derartigen Gründung nach Verlauf eines Jahrzehnts, wovon acht Jahre Baujahre waren, zu verlangen, daß sie wirtschaftlich noch weiter vorgeschritten sein solle, als Tjingtau es nach den am Eingang dieser Studie gegebenen Daten heute ist. Außerdem aber ist es falsch, von Tjingtau als Handelsplatz zu verlangen, daß es die Kosten für Tjingtau als armierte und militärisch besetzte Flottenstation und Vorposten der deutschen Macht als solcher aufzubringen habe. Um hier das unterscheidende Urteil zu gewinnen, müssen wir zusehen, wie die Ausgaben des Kiautschouetats sich nach den einzelnen Positionen gliedern. Der Etat enthält zunächst die Hauptabschnitte: Laufende Ausgaben der Zivilverwaltung, der Militärverwaltung, beiden Verwaltungen gemeinsam angehörige laufende Titel; außerdem einmalige Ausgaben für verschiedene Zwecke. Für 1908 stehen z. B. angesetzt: für laufende (dauernde) Ausgaben 7 395 762 Mark, für einmalige 4 037 500 Mark, zusammen rund 11¹/₂ Millionen. Vom ersten Haupttitel beansprucht die „Zivilverwaltung“, d. h. Gouvernement, Landesverwaltung, Justizverwaltung, Bauverwaltung, Hafenverwaltung, Unterrichtsverwaltung, Besoldung von Hilfsarbeitern bei den verschiedenen Verwaltungen, Unterhaltung der Gebäude, Hafenbetrieb, Leuchtfeuer und Seezeichen u. s. w. zusammen 1 370 265 Mark. Innerhalb der Militärverwaltung sind die wichtigsten Positionen: Besoldung der Besatzung von Kiautschou, Unterhalt der Stammformationen in der Heimat, Orts- und Feuerzulagen für Unteroffiziere und Mannschaften, Naturalverpflegung, Besoldigungsgelder, Waffenwesen, Unterhaltung der Befestigungen — zusammen 3 411 176 Mark. Auf diese Militärausgaben muß grundsätzlich eine andere Betrachtungsweise angewendet werden, als für die Zivilverwaltung. Auch bei den Kolonien in

bildet. Die alte Stadt Kiautschou ist aber gar nicht deutsch, sondern liegt weit im chinesischen Gebiet, in der sogenannten neutralen Zone. Für uns ist Tjingtau der allein maßgebende Platz.

Afrika und der Südsee hat man ja jetzt das richtige Prinzip eingeführt, daß zwischen den eigentlichen Verwaltungskosten und zwischen den Ausgaben für den Erwerb und die militärische Sicherung unterschieden wird. Die ersteren haben die Kolonien selbst aufzubringen: für die anderen hat ebenso grundsätzlich das Reich zu sorgen. Auf die Dauer muß diese Unterscheidung mit allen praktischen Folgen auf das Kiautschougebiet angewendet werden.

Von den gemeinsamen Ausgaben für Zivil- und Militärverwaltung im Gesamtbetrage von 2 614 321 Mark wird aber bei der unausbleiblichen baldigen Trennung der beiden Verwaltungszweige der Hauptanteil zweifellos auf die Seite der Militärverwaltung fallen. Macht doch die Position: „Reise-, Umzugs-, Marsch- und Expeditionskosten“ mit 1 207 000 Mark, die fast ganz auf die Seite des Militärs gehört, bereits die Hälfte des Gesamttitels aus. Ebenso gilt für das Lazarett- und Sanitätswesen, für die Verwaltung der Gebäude und Grundstücke, für die Mietsentschädigung, für Reit- und Zugtiere, für Geschirr und Wagenpark, daß der bedeutend größere Teil auf die militärische Seite gehört. Man wird den Gesamtbetrag der rein militärischen laufenden Kosten Kiautschous keinesfalls unter 5 Millionen jährlich veranschlagen können. Unter dieser Voraussetzung verbleiben für die Zivilverwaltung nur zirkla $2\frac{1}{2}$ Millionen Mark jährlicher Aufwendungen, und auch hiervon müssen in Wirklichkeit noch Abzüge gemacht werden, weil es nicht angeht, die sämtlichen militärischen Chargen des „Gouvernements“, wie jetzt geschieht, als „Zivilverwaltung“ zu betrachten.

Was schließlich die einmaligen Ausgaben betrifft, so figurieren im gegenwärtigen Etat an größeren Summen noch für Hafengebäuden 1100 000 Mark, für Hochbauten (meist Neubauten militärischer Unterkunftsräume) 866 500 Mark, für Tiefbauten (Straßen, Wasserleitung usw.) 700 000 Mark, für die Befestigung 1 Million Mark. Von diesen Positionen sind die diesmaligen Ansätze teilweise als Schlußbeträge anzusehen, und, falls keine außerordentlichen Umstände eintreten, werden sie in diesem oder einem ähnlichen Umfange meist nicht mehr wiederkehren.

Wie verhalten sich nun demgegenüber die gegenwärtigen eigenen Einnahmen des Schutzgebiets, und welches sind die Möglichkeiten zu ihrer weiteren Entwicklung über den augenblicklichen Standpunkt hinaus? Für den laufenden Etat sind an eigenen Einnahmen 1 725 800 Mark aufgeführt. Mehr als ein Drittel hiervon (625 000 Mark) entfällt auf den Anteil an den Einnahmen

des chinesischen Seezollamts; 265 000 Mark sind Schiffsabgaben, 135 000 Mark Grundsteuern, 60 000 Mark Landverkäufe, 96 000 Mark Konzessionsgebühren. Von 1909 ab ist auch eine neue Einnahmequelle in dem jetzt in Angriff genommenen fiskalischen Lagerhausbetrieb in den Stat einzustellen. Der vorläufige Ertrag davon wird auf 100 000 Mark jährlich veranschlagt. Die übrigen Einnahmepositionen sind teils unerheblich, teils bedeuten sie, wie z. B. bei den Einnahmen vom Schlachthof, vom Elektrizitätswerk, vom Wasserwerk, daß die betreffenden fiskalischen Anlagen imstande sind, sich aus den Erträgnissen des Betriebes selbst zu erhalten. — Allerdings bei teilweise recht erheblicher fiskalischer Belastung der Konfumenten innerhalb der Zivilbevölkerung.

Wir sehen, daß sich bei vorläufiger Aussonderung der auf die Zivilverwaltung fallenden Ausgaben aus den bisherigen Titeln der gemeinsamen Ausgaben für Zivil- und Militärverwaltung, und ferner nach Abzug der reinen Militär- und der einmaligen Ausgaben, der gegenwärtig für die Zivilverwaltung des Schutzgebiets erforderliche Betrag auf höchstens $2\frac{1}{2}$ Millionen Mark stellt. Wahrscheinlich wird er bei wirklich genauer Trennung der Stats noch etwas geringer ausfallen. Es bedürfte also noch einer Steigerung der gegenwärtig vorhandenen eigenen Einnahmen um 7 bis 800 000 Mark, d. h. um etwas mehr als ein Drittel, damit das vorläufig wünschenswerte Ziel der finanziellen Selbständigkeit der Schutzgebietsverwaltung im engeren Sinne erreicht wird. Bei dem Anteil an den Einnahmen des chinesischen Seezollamts ist es höchst wahrscheinlich, daß er sich nach Ueberwindung der jetzigen ostasiatischen Handelskrisis im Laufe der nächsten Jahre weiter vermehren wird; bei den übrigen Positionen ist das aber weniger wahrscheinlich, wenigstens nicht in dem erforderlichen Betrage. Selbst aber wenn man annehmen wollte, daß der Anteil an den Zolleinnahmen nächstens bis auf 1 Millionen Mark steigen wird, so würde immer noch ein Defizit von nahezu einer halben Million übrig bleiben, zu dessen Deckung einstweilen keine anderen Mittel vorhanden zu sein scheinen, als neue Steuern. Ueber diesen Gegenstand ist denn auch in der letzten kürzlich abgehaltenen Sitzung des Gouvernementsrats verhandelt worden, und zwar im Anschluß an einen Erlaß des Reichs-Marineamts, der seinerseits auf das kategorische Verlangen des Reichstags während der letzten Statsdebatten nach Erhöhung der eigenen Leistungen in Tsingtau zurückging. Angenommen, daß dazu geschritten werden muß, so gibt es neben der einfachen Erhöhung

der Grundsteuer nur zwei Möglichkeiten für die Einführung weiterer Steuern im Kiautschougebiet: Einkommensteuer und Wohnungssteuer. Theoretisch ist die Einkommensteuer zweifellos die wünschenswerte. Praktisch aber ist ihre Einführung aus verschiedenen Gründen schwierig. Von der Einkommensteuer müßte natürlich, ebenso wie von der Mietssteuer, die deutsche wie die chinesische Bevölkerung des Schutzgebietes betroffen werden. Die deutsche Einwohnerschaft zerfällt in erster Linie in Kaufleute, Gewerbetreibende, Beamte und Militärpersonen. Bei den beiden letzteren Klassen würde die Steuerbehörde leicht in der Lage sein, die Angaben über das steuerpflichtige Einkommen zu kontrollieren. Bei den kaufmännischen Firmen würde aber bald nach Einführung der Einkommensteuer naturgemäß die Praxis aufkommen, daß alle diejenigen Betriebe, die außer in Tsingtau auch noch an anderen Plätzen Ostasiens, z. B. Schanghai, ansässig sind, ihre Abrechnungsstellen dorthin verlegen und sich auf diese Weise der Steuerpflicht zunächst entziehen. Gerade diese Firmen würden aber den steuerkräftigsten Teil der Kaufmannschaft bilden. Die Einkommensteuer nach deutschem Muster würde also in Tsingtau tatsächlich sich zu einer Steuer auf das Einkommen der Offiziere, Beamten, Handwerker und kleineren Kaufleute ausbilden. Was nun die Heranziehung der chinesischen Bevölkerung zur Einkommensteuer betrifft, so würde es hier vollends unmöglich sein, eine brauchbare Grundlage für die Feststellung des Steuerfazes zu gewinnen. Für das Verständnis der eigenen Angabepflicht bezüglich seines Einkommens ist der chinesische Geschäftsmann noch lange nicht reif; amtlicherseits aber eine Einschätzung der chinesischen Kaufleute und Gewerbetreibenden vorzunehmen, wird bei der Schwierigkeit, sich einen Einblick in die chinesischen Betriebe, die chinesische Buchführung usw. zu verschaffen, gleichfalls unmöglich sein, außerdem würden solche Versuche zur Ermittlung der chinesischen Einkommen von den Chinesen als eine im Interesse der Entwicklung Tsingtaus jedenfalls zu vermeidende Belästigung und Beunruhigung empfunden werden. Aus diesen Erwägungen würde man jedenfalls davon absehen müssen, eine eigentliche Einkommensteuer einzuführen und statt ihrer, wenn es durchaus sein müßte, zu dem an sich weniger guten, aber brauchbareren Mittel der Wohnungssteuer greifen.

Ist aber der Standpunkt des Reichstags und der mit der Kritik, wie sie dort an den Tsingtauer Verhältnissen in diesem Frühjahr geübt wurde, übereinstimmenden öffentlichen Meinung überhaupt

richtig? Ist die Forderung, daß Tsingtau unter allen Umständen einen größeren als den jetzigen Anteil an seinem Etat selber aufbringen müsse, unter dem Gesichtspunkt der Billigkeit wie des wirtschaftspolitischen Verständnisses vertretbar? Zunächst erinnern wir uns an die bereits festgestellte Tatsache, daß der Militär- und der Ziviletat des Schutzgebiets eine grundsätzlich verschiedene Betrachtung verlangen. Selbst das große und reiche Hongkong zahlt für die Militärausgaben, die die britische Reichsregierung an diesem Plage für notwendig hält, nur einen wenig bedeutenden Beitrag. Darüber wird in Tsingtau auch zu reden sein, sobald der Platz, ähnlich wie im Verhältnis Hongkong, voll ausgewachsen sein wird. Niemandem in England fällt es ein, von der Kolonie Hongkong zu verlangen, daß sie mit ihren Mitteln für die Kosten und den Wert des englischen Generalstützpunkts Hongkong aufzukommen solle. Allerdings haben Hongkong wie Tsingtau wirtschaftliche Vorteile von der Garnison und dem Geschwader, dem sie als Basis dienen. Sofern sie in der Lage dazu sind, können sie auch etwas dafür zahlen; nur darf man nicht vergessen, daß sie im Kriegsfall auch die Folgen ihrer Armierung zu tragen haben.

Als Tsingtau gegründet wurde, handelte es sich um ein zugleich politisches und wirtschaftliches Unternehmen des Deutschen Reichs. Dadurch, daß der Reichstag den ihm vorgelegten Plänen und Kostenanschlägen zustimmte, hat er die gleichmäßige Mitverantwortung für die Gründung übernommen. Wirtschaftlich ist Tsingtau zu beurteilen wie ein beliebiger dem Handel geöffneter Vertragshafen Chinas. In den Vertragshäfen hat die europäische Einwohnerschaft erstens den fünfprozentigen chinesischen Zoll und zweitens die von ihr selbst zur Aufrechterhaltung der europäischen Gemeinwesen (so in Schanghai, Tientsin und anderen Plätzen) festgesetzten Kommunalabgaben zu zahlen; außerdem Konsulatsgebühren, wenn z. B. ein Deutscher die Vertretung des Reichs in Anspruch nimmt. Ein höherer Schutz als in Schanghai ist in Tsingtau für den deutschen Kaufmann nicht vorhanden, denn im Frieden sind die allgemeinen Handelsverträge mit China so gut wie der Kiautschou-Pachtvertrag als Rechtsschutz, und im Kriege würde der Handel von Tsingtau sowieso aufhören. Was die Steuerleistung von Tsingtau anbetrifft, so war sie ursprünglich so organisiert, daß die Regierung — auf der Grundlage der damals vorhandenen Landwerte — das zukünftige Stadtgebiet von Tsingtau und Umgebung enteignete und das Ganze als fiskalischen Grund und Boden erklärte. Hierauf wurde die be-

kannte Verordnung über den Verkauf von fiskalischem Land, über die Grundsteuer und Wertzuwachssteuer beim Besitzwechsel, eingeführt, wonach das Gouvernement in bestimmten Fristen eine Neuabschätzung des Bodenwerts, mit entsprechender Neufestsetzung der Steuern, vornehmen und bei jedem Besitzwechsel ein Drittel des Mehrerlöses, den das Grundstück abzüglich der Meliorationen erzielte, als Steuer für die Staatskasse erheben sollte. Daraufhin kann nicht ohne ein gewisses Recht der Standpunkt geltend gemacht werden, daß, wenn es die ursprüngliche Absicht der Verwaltung war, ihre Einnahmen auf diese besondere Art von Ertragssteuer zu gründen, jetzt auch ruhig so lange gewartet werden müsse, bis die Entwicklung des Platzes die seinerzeit vorgesehene Höhe, auf der man von dem System bedeutende Einnahmen erwarten zu dürfen glaubte, erreicht hat. Außerdem muß noch berücksichtigt werden, daß die langsame Entwicklung des Bodenwerts und der Umsätze in Grund und Boden außer mit den allgemeinen Wirtschaftsverhältnissen auch damit zusammenhängt, daß der amtliche Bebauungsplan von vornherein sehr ausgedehnt aufgestellt wurde. Abgesehen davon, daß die definitive Hafenanlage mehr als drei Kilometer von der ersten provisorischen Landungsstelle stattfand, an der sich aber der ganze Verkehr jahrelang hatte abwickeln müssen und wo infolgedessen eine Menge später entwerteter Bauten entstanden waren, wurde den Interessenten der Grund und Boden öfters nicht dort zur Verfügung gestellt, wo sie ihn kaufen wollten, sondern wo es den Wünschen des Gouvernements mit Rücksicht auf den Gesamt-Bebauungsplan entsprach. Höchst wahrscheinlich wird die Zukunft dem ursprünglichen großzügigen und weiträumigen Entwurf für die Gründung von Tsingtau Recht geben. Tsingtau ist schon jetzt die schönste und am schönsten angelegte europäische Niederlassung in Ostasien, und es ist kleinlich, einzelne Fehler, die in technischer Hinsicht und in der rationellen Kostenveranschlagung wohl vorgekommen sind, dazu zu benutzen, um das Ganze schlecht zu machen. Das aber kann nicht bestritten werden, daß, wenn sich die Anlage von Anfang an auf einen erheblich engeren Raum beschränkt hätte, die Entwicklung wohl schon jetzt hinreichen würde, um die enger gezogenen Grenzen zu füllen und eine Steigerung der Bodenpreise und eine Belebung des Grundstücksverkehrs herbeizuführen. Jetzt ist eher das Gegenteil der Fall. Bebauter Grund und Boden ist in Tsingtau im allgemeinen nicht leicht zu verkaufen, und die Lage wird im Augenblick dadurch noch ungünstiger, daß jetzt bedeutend

billiger gebaut wird, als früher, die Verzinsung der älteren Bauten also schwierig erscheint. Hier müssen vorläufig Abschreibungen gemacht werden. Alle diese Erwägungen sprechen übrigens auch dagegen, Tsingtau jetzt schon als Kommune nach deutschem oder Schanghaier Vorbild zu organisieren. Das Gemeinwesen ist eben in seinen Rahmen noch nicht hineingewachsen. Die öffentlichen Gebäude und Anlagen, Straßen, Kanalisation usw. sind nicht auf das heutige, sondern auf das zukünftige Tsingtau berechnet. Ebenso natürlich auch der Hafen. Unmöglich kann die Einwohnerschaft von Tsingtau jetzt schon die Unterhaltung all dieser Anlagen sowie der Sicherheitspolizei auf sich nehmen. Ein solches Verlangen würde nur beweisen, daß an der betreffenden Stelle kein genügendes Verständnis für die Grundvoraussetzung eines jeden Urteils über Tsingtau vorhanden ist: daß Tsingtau eben den eigentlichen Gründungsabschnitt in seinem Dasein hinter sich hat, und daß nun erst diejenige Periode beginnt, während der sich zeigen soll, was die Gründung wirtschaftlich wert ist. Es hätte sich allenfalls der Gedanke theoretisch vertreten lassen, während dieser Gründungsperiode, als die bedeutenden, durch die einmaligen Kapitalaufwendungen des Reichs bedingten Geschäftsgewinne gemacht wurden, eine erhöhte Steuerleistung von der Bürgerschaft zu verlangen; jetzt aber, wo das Gründungsgeschäft aufgehört hat, wo zunächst eine Einschränkung des Platzgeschäfts in dem weiter oben behandelten Sinne notwendig ist und wo außerdem die ostasiatische Krisis überwunden werden muß — jetzt mit der Forderung erhöhter eigener Leistungen an Tsingtau heranzutreten, das ist direkt falsch. Der Regierung bleibt natürlich nichts anderes übrig, als ein Besteuerungsprojekt aufzustellen, wenn der Reichstag es verlangt; darum sollte der Reichstag mit Rücksicht auf die wirkliche Lage von seiner Forderung abstehen. Man kann unmöglich die Einwohnerschaft von Tsingtau schlechter stellen, als z. B. die europäische Bevölkerung in den sogenannten Settlements der chinesischen Vertragshäfen. Nun ist in Tsingtau die frühere Zollfreiheit durch das Zollabkommen mit China bereits aufgehoben, und die Einwohner zahlen den Zoll nach chinesischem Satz so gut wie die Schanghaier und Tientsiner. Jene zahlen außerdem ihre Kommunalsteuern und die Tsingtauer zahlen Grund- und Wertzuwachssteuer. Die Kommunalsteuer in Schanghai ist zwar doppelt so hoch, als die Grundsteuer in Tsingtau, aber Schanghai hat steuerfreien Grundstücksverkehr und ist außerdem ein alter und gefestigter Platz;

Tsingtau ist ein junger und werdender und hat darum billigen Anspruch auf alle mögliche Erleichterung. Der im Reichstag gezogene Vergleich zwischen der Steuerbelastung in Deutschland und in Tsingtau ist also prinzipiell unrichtig; nicht Deutschland, sondern die übrigen ostasiatischen Handelsniederlassungen müssen den Vergleichsmaßstab abgeben.

Für Tsingtau sind in den zehn Jahren von 1898 bis 1907 im ganzen 100 076 169 M.*) verausgabt; außerdem etwa 10 Millionen für Befestigungszwecke, die ein Kapital für sich bilden und hier außerhalb der Erörterung bleiben können. Wir haben also für das erste Jahrzehnt mit rund hundert Millionen zu rechnen. Davon sind über die Hälfte — rund 57,7 Millionen — für einmalige Ausgaben verwandt worden: und zwar im einzelnen:

Hafenbau	27,3	Mill.
Dock- und Werstanlage	5,1	"
Seezeichen, Vermessung	0,8	"
Hoch- und Tiefbauten	20,7	"
Aufforstung	1,1	"
Verschiedene kleinere Positionen**)	1,7	"
	<u>56,7</u>	Millionen

Diese Positionen sprechen, wo es sich um eine Neugründung vom Charakter Tsingtaus handelt, für sich selbst. Nur zu einer, der Aufforstung, sei noch eine besondere Bemerkung gestattet. Zu den Aufforstungsarbeiten in und um Tsingtau hat auch die Regulierung und Verbauung der Wildbäche und die Anlage von etwa 70 größeren und kleineren Stauweihern im Forstbezirk gehört. Im ganzen sind bis jetzt über tausend Hektar, zum Teil unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen auf beinahe nackt abgespülten Hängen, aufgefördert. Diese ganze Arbeit ist eine der glänzendsten Leistungen der deutschen Verwaltung, und zugleich eine, die sich in wenigen Jahren ausgezeichnet bezahlt machen wird. Der Absatz von Nutzholz — zunächst Grubenholz für die Schantung-Bergbaugesellschaft — und Brennholz hat in kleinem Maßstabe bereits beginnen können und wird von jetzt ab jährlich in steigender Progression zu sehr

*) Nach einer Aufstellung beim Gouvernement von Kiautschou. Die Ausgaben der heimischen Zentralverwaltung und heimischen Stammformationen für 1907 waren dabei noch nicht bekannt, sie ändern die Summe nicht wesentlich.

***) Beteiligung an der Beschaffung von Wohn- und Arbeiterhäusern, Elektrizitätswerk, Industrieausstellung.

lohnenden Preisen fortgehen. Bei der Holzarmut Nordchinas kann nur dringend geraten werden, die fiskalischen Aufforstungen im Kiautschougebiet mit möglichst reichlichen Mitteln und in größtmöglichem Umfange konsequent weiter zu betreiben. Der Gewinn aus einer Forstwirtschaft größeren Stils würde für die „eigenen Einnahmen“ des Schutzgebiets ein glänzender werden. Der sicherste Beweis, daß die Aufforstungen von Tsingtau eine praktische Sache sind, ist der Eindruck, den sie auf die Chinesen gemacht haben. Auf die Tsingtauer Arbeiten hin hat der Chinesische Generalgouverneur der Mandschurei sich einen deutschen Forstbeamten zur Anlage solcher Pflanzungen bei Mukden erbeten, und auch im Chinesischen Schantung hört man von ähnlichen Plänen und Versuchen.

Die fortlaufenden Ausgaben betragen für den Abschnitt 1898 bis 1907 rund 43,4 Millionen. Davon entfallen 8,4 Millionen auf Zivilverwaltung; 19,5 Millionen auf Militärverwaltung; 15,5 Millionen auf die beiden Verwaltungen gemeinsamen Ausgaben. Natürlich müssen auf die Beurteilung dieser drei Titel hier dieselben Gesichtspunkte angewendet werden, wie seinerzeit bei der Besprechung des gegenwärtig laufenden Budgets: d. h. der tatsächliche Anteil, den die militärischen Ausgaben an der Gesamtsumme haben, ist bedeutend größer, als es nach dem angewandten Schema erscheint. Die Militärausgaben für Kiautschou sind aber, wie wir bereits wiederholt betonen mußten, eine Sache, die direkt nichts mit der wirtschaftlichen Entwicklung Tsingtaus zu tun hat, sondern lediglich zum Thema der Wahrnehmung unserer allgemeinen Interessen in Ostasien gehört. Wir werden die von anderer Seite aufgeworfene Frage, mit der wir dies Kapitel über Tsingtau begonnen haben: Bringt der Besitz von Tsingtau uns gegenwärtig Nutzen und verspricht er uns solchen Nutzen auch in Zukunft? — prinzipiell nicht eher beantworten können, als bis wir im Schlußabschnitt unserer Studien den Charakter der politischen Gesamtlage und die Natur unserer besonderen Interessen in China zusammenfassend untersucht haben werden. Bis dahin scheidet also die militärisch-politische Seite der Gründung dieses Platzes und die hierher zu buchenden Kosten aus der Erörterung aus. Was aber die Aufwendungen für wirtschaftliche Zwecke betrifft — auch Dock und Werft gehören mit hierher, obwohl sie zunächst als Zubehör einer Flottenstation erforderlich sind —, so dürfte durch die vorstehenden Darlegungen ein annähernd genügendes Material gegeben sein, um ein Bild der Lage zu gewinnen und die Ueberzeugung zu stützen, daß sie in ihren

Grundzügen durchaus befriedigend ist, daß ihre weitere positive Entwicklungsfähigkeit bei zweckentsprechenden Maßnahmen überwiegend günstig erscheint, und daß die Gründungsperiode Tsingtaus, von einigen Erscheinungen sekundärer Natur abgesehen, materiell so gut abgeschlossen hat, wie nur irgend erwartet werden konnte.

III. Unsere Aufgabe in China.

Was ist Deutschland heute in China? Wenn wir auf diese Frage die Ziffern der offiziellen Handelsstatistik zu Rate ziehen, so scheint die Antwort lauten zu müssen: Wenig, sehr wenig! Sehen wir auf die Rolle, die das Deutsche als Sprache, deutsches Wesen als besonderer Kulturfaktor von Hongkong bis Peking spielen, so fallen uns erst recht minimale, neben dem englischen und amerikanischen Einfluß verschwindende Größen ins Auge. Allerdings könnte es damit hier und da etwas besser aussehen, wenn der deutsche Geschäftsmann in Ostasien sein Bewußtsein als Deutscher kräftiger zum Ausdruck brächte. Zwar die Opferwilligkeit des Deutschen für deutsche Zwecke im eigenen engeren Kreise ist nicht gering. Wer sich in Ostasien unter den Landsleuten umgesehen hat, der weiß, welche Beträge sie für deutsche Schule, deutsche Kirche, deutsche Klubs aufgebracht haben und auch in der jetzigen, geschäftlich schwierigen Zeit noch aufbringen. Nach außen dagegen, zumal im Geschäftsverkehr, hat der deutsche Kaufmann in China im allgemeinen nicht das Bedürfnis, seine Nationalität zu betonen. Die europäische Geschäftssprache in China ist von Anfang an englisch gewesen, und in dieses englische Schema haben sich auch die deutschen Geschäftsleute als in etwas so Selbstverständliches und Unerschütterliches hineingelegt, daß deutsche Firmen selbst in dem deutschen Tsingtau dem jungen Chinesen, der soundsjoviel Jahre im Schweiße seines Angesichts deutsch gelernt hat, weil er meinte, sein Vorwärtskommen hier damit am besten zu sichern, einen englisch abgefaßten Kontrakt vorlegen, den er nicht versteht. Natürlich sagt der junge Mann nach dieser Erfahrung: ja, wenn die Deutschen im Geschäft auch englisch brauchen, dann lerne ich statt Deutsch doch lieber gleich Englisch, das außer in Tsingtau noch in ganz China gilt! Von Ausnahmen abgesehen betrachtet der Deutsche in China zur Zeit sein Deutschtum noch als Privatsache — genau im Gegensatz zum Franzosen, der nicht nur geschäftlich, sondern auch politisch seine nationale Besonderheit und die speziellen Interessen seines Vaterlandes oft stärker akzentuiert, als vielleicht klug wäre.

Grundlegend für die Gewinnung eines vorläufigen Urteils über die deutschen Interessen in China wird zunächst die deutsch-chinesische Handelsstatistik sein. Damit betreten wir aber sofort ein umstrittenes und in der Tat schwer zu beurteilendes Gebiet. Vor allen Dingen besteht ein großer Unterschied zwischen dem statistisch als „deutsch“ klassifizierten Warenimport nach China und der Menge und Bedeutung der am chinesischen Gesamthandel beteiligten deutschen Kaufleute und Firmen. Freilich kann man es dabei heute noch, bald vierzig Jahre nach der Wiederaufrichtung des Reichs, erleben, daß selbst größere deutsche Häuser an manchen Plätzen ihren guten in der Heimat eingetragenen deutschen Namen aus schwer begreiflichen Rücksichten offiziell ins Englische übersetzen, wenn die Wortbedeutung es zuläßt! Ebenso soll es neuerdings erst einer besonderen Weisung von Hause an die Vertretungen der großen deutschen Schiffahrtsgesellschaften in Ostasien bedurft haben, um den deutschen Namen der Reederei an erster Stelle am Agenturgebäude anzubringen. Man könnte doch meinen, daß z. B. der Norddeutsche Lloyd, eine der beiden größten Schiffahrtsgesellschaften der Erde, sich schon lange nicht mehr in North German Lloyd zu übersetzen brauchte, um in Ostasien auch von englisch sprechenden Reisenden mit hinreichender Sicherheit identifiziert zu werden.

Um so erstaunter ist der Unkundige, wenn er erfährt, was für Ziffern der Handel der deutschen Firmen hinter der englischen Mimicry — die übrigens hiermit ausdrücklich nicht allen beteiligten Stellen zum Vorwurf gemacht werden soll — aufweist. Um nur zwei besonders schlagende Beispiele zu nennen, so sind in Hongkong von der Gesamtsumme des Aus- und Einfuhrhandels etwa drei Fünftel in den Händen deutscher Firmen, und in Schanghai, das äußerlich mit Ausnahme der französischen Niederlassung einen ebenso rein englischen Eindruck macht, wie Hongkong, sind es vielleicht zwei Fünftel.*) Schanghai und Hongkong sind die beiden bedeutendsten Handelsplätze in Ostasien; bei den kleineren Häfen soll aber das Verhältnis häufig ein ähnliches sein.

Dagegen ändert sich das Bild vollständig, sobald man die amtliche Herkunftsstatistik für die nach China importierten Waren zur Hand nimmt. Selbst der deutsche Hafen Tjingtau bietet in dieser Beziehung durchaus kein erfreuliches Bild dar. So bestand z. B.

*) So nach privaten Auskünften von berufener Stelle.

im Jahre 1903 die für das Schantungshinterland bestimmte Einfuhr nach Tsingtau zu 82% aus Baumwollfabrikaten nichtdeutschen, d. h. hauptsächlich englischen, japanischen und zum Teil auch amerikanischen Ursprungs, und von der Gesamtwareneinfuhr waren rund 55% japanischer, rund 25% englischer, rund 10% amerikanischer und kaum 10% deutscher Herkunft. Seitdem mag sich der Anteil der deutschen Waren schätzungsweise auf 15% vom Gesamtbetrag erhoben haben. *) Ferner ergab die Zollstatistik im Jahre 1903, daß ca. 55% der eingeführten Waren aus Japan und aus Schanghai stammten und von dort an chinesische Kaufleute in Schantung bestimmt waren, sei es, daß sie zunächst zur Lagerung in Tsingtau gelangten oder daß sie durch Tsingtau direkt durchgeführt wurden. Auch gegenwärtig überwiegt dieser Durchfuhrhandel noch in ähnlicher Weise den Eigenhandel von Tsingtau. Er bringt zwar Zolleinnahmen, Bahnfrachten und Hafengebühren ein, trägt aber nicht zur Entwicklung des speziell deutschen Handels bei.

Im übrigen China sind die statistischen Zufuhren für Deutschland noch erheblich ungünstiger, als in Tsingtau. Im Jahre 1894 **) waren Deutschland, Nordamerika und Japan jedes mit etwa 5 1/2% vom Ganzen an der Einfuhr nach China beteiligt. Diese betrug damals etwa 162 Millionen Taels zum Kurse von 3,40 M. für den Tael. 1903 war die chinesische Einfuhr auf ca. 327 Millionen Taels zum Kurse von 2,70 M. für den Tael gestiegen. In Mark ausgedrückt war also das Verhältnis von 1894 zu 1903 das von rund 545 und 894 Millionen M. Die Zunahme des Gesamthandels betrug also über 60%, aber der Anteil Deutschlands an der chinesischen Einfuhr war von 5 1/2% auf 4,2% gefallen, derjenige Nordamerikas auf 8% und der japanische auf 15,4% gestiegen. Im Jahre 1907 betrug die chinesische Gesamteinfuhr 416,4 Millionen Taels. Hiervon entfielen auf Deutschland 16,2 Millionen, auf Japan 57,5 Millionen, auf die Vereinigten Staaten 36,9 Millionen Taels. Das Verhältnis ist also, abgesehen von einer kleinen abermaligen Zunahme der amerikanischen und von einem gewissen Rückgang der japanischen Einfuhr, im ganzen dasselbe geblieben. Dazu will aber berücksichtigt werden, daß die Ziffern der deutschen Ein-

*) So nach privaten Mitteilungen von sachverständiger Seite.

**) Die folgenden Ziffern nach den bereits mehrfach zitierten „Reports“ der chinesischen Seezollverwaltung.

fuhr noch ungünstiger wären, wenn nicht nach 1894 die ostasiatische Besatzungsbrigade und das Kreuzergeschwader vorhanden gewesen wären, deren Bedarf gleichfalls auf dem Konto der deutschen Einfuhr nach China erscheint. Chinas Haupteinfuhr sind Baumwollfabrikate, und unter diesen ist die deutsche Einfuhr so gut wie überhaupt nicht vertreten; sie beträgt kaum 1 %. Früher hatte der chinesische Kaufmann nur englische Baumwolle; danach kam die japanische Konkurrenz hinzu, und sie hat in den geringeren Qualitäten England gegenüber durch größere Billigkeit Erfolg gehabt.

Nun ist die Herkunftsstatistik des chinesischen Seezollamts allerdings nicht imstande, eine zutreffende Auskunft über den wirklichen Produktionsort der eingeführten Waren zu geben, da sie nur Flagge und Verschiffungsort berücksichtigt. Es kommen aber notorisch viele deutsche Waren aus englischen, niederländischen und belgischen Häfen oder auf nichtdeutschen Fahrzeugen in China an. Größer als die wenigen Prozente der Statistik ist die deutsche Wareneinfuhr nach China also auf jeden Fall — nur wird sich nicht mit annähernder Wahrscheinlichkeit sagen lassen, um wieviel größer. Selbst aber wenn sie in Wirklichkeit den doppelten Prozentsatz ausmachen sollte, den die Statistik angibt, so wäre doch angesichts der Entwicklung von 1894—1907 kein Grund zur Zufriedenheit vorhanden, denn es bleibt in jedem Falle zweifellos, daß wir jetzt ungeachtet einer kleinen absoluten Zunahme verhältnismäßig einen geringeren Anteil von der Einfuhr nach China haben, als vor vierzehn Jahren. Hat der statistisch nachgewiesene Teil des deutschen Imports prozentual abgenommen, so dürfte schwer nachzuweisen sein, daß es mit dem unbestimmt großen X, das unter fremder Etikette eingeht, anders steht, und um nicht in eine schädliche Selbsttäuschung zu geraten, wird man besser annehmen müssen, daß die unbekannte Größe das Schicksal der bekannten geteilt hat. Im wesentlichen hat es also damit seine Richtigkeit, daß zwar der deutsche Kaufmann in China ein bedeutendes Geschäft macht, daß er aber dabei überwiegend nicht mit deutscher, sondern mit fremder Ware handelt, und daß die deutsche Einfuhr im allgemeinen nicht bedeutend, in Baumwollware, dem wichtigsten Importartikel, beinahe gleich Null ist. An diese Tatsache hat sich vor einigen Jahren eine Kontroverse geknüpft, indem von beachtenswerter Seite ein „Werk- und Mahnruf“ an die deutsche Industrie erging, den chinesischen Markt und seine Bedürfnisse eifriger zu studieren und namentlich im Textilfach den Wettbewerb mit England, Amerika und Japan energischer aufzu-

nehmen. *) Die Vertretung der deutschen Baumwollindustrie hat darauf überwiegend ablehnend geantwortet, und zwar wesentlich deshalb, weil ihrer Meinung nach die Ueberlegenheit des wichtigsten Konkurrenten, Englands, zu fest fundiert sei, um mit Erfolg angegriffen werden zu können. England — so wurde ausgeführt — habe für Baumwollspinnerei ein günstigeres Klima, als das trodene Deutschland, es könne die Baumwolle meist etwas vorteilhafter beziehen, es verfüge über eine bessere Organisation des Exportgeschäfts und ein verständnisvolleres Zusammenarbeiten der Banken mit den Exporteuren — vor allen Dingen aber sei es Deutschland gegenüber dadurch im Vorteil, daß die Fabrikanten ihre Maschinen wie ihr Personal jahraus jahrein dieselben auf dem ostasiatischen Markte eingeführten Standardmarken arbeiten ließen, während die deutschen Fabriken in ein und demselben Betriebe vielerlei Wünsche befriedigen wollten.

Manche dieser Argumente berühren insofern eigentümlich, als es ja sonst nicht die Art der modernen deutschen Industrie ist, die überlegene Leistungsfähigkeit einer fremden, sei es aus welchen Gründen auch immer, als etwas unabänderlich Gegebenes hinzunehmen — aber da hier in der That nur eingehende technische und merkantile Sachkenntnis zu einem Urtheil berufen ist, so wird man für die Praxis sich eben mit der Tatsache abzufinden haben, daß die deutsche Industrie zu Hause und der deutsche Kaufmann in Ostasien fast einstimmig es ablehnen, die Erweiterung des sinkenden deutschen Imports nach China auf dem Wege des Wettbewerbs mit den übrigen konkurrierenden Nationen in dem wichtigsten zurzeit gangbaren Massenartikel anzustreben. Soll also ein Erfolg überhaupt erzielt werden, so müssen andere Gebiete gepflegt werden, auf denen wir uns von vornherein in einer vorteilhafteren Position befinden. Zweifellos gibt es solche Gebiete: Maschinenbau, speziell Maschinen für elektrische Betriebe, Materialien für Eisenbahn- und Bergwerksanlagen, Farbstoffe und sonstige Chemikalien, die auf dem Weltmarkt zurzeit fast ein deutsches Monopol sind, endlich Qualitätsartikel verschiedener Art. Eine große Schwierigkeit für die Aufnahme bedeutender Mengen derartiger Einfuhr liegt gegenwärtig aber darin, daß China, abgesehen von seiner an sich stark naturwirtschaftlichen Struktur, noch an der Verarmung des Volkes durch die Revolutionen und Kriege während der letzten beiden Menschen-

*) Die Verhandlungen hierüber sind nur zum Teil in der Essentlichkeit geführt worden.

alter leidet. Außerdem ist bekanntlich während der jüngstvergangenen fünfzehn Jahre durch die große Entwertung des Silbers eine Verminderung der Chinesischen Kaufkraft um rund fünfzig Prozent gegen früher eingetreten. Es ist also natürlich, daß die Entwicklung der Chinesischen Einfuhr vorläufig nicht in hochwertigen Artikeln, sondern in billiger Massenware stattfindet. Hierin wird aber eine fundamentale Aenderung eintreten, sobald erst die Modernisierung des Landes, vor allen Dingen auf dem Gebiet der Verkehrsmittel, entscheidende Fortschritte gemacht hat. Durch sie wird China in den Stand gesetzt werden, außer Seide und Tee und den übrigen wenig gewichtigen Exportartikeln, über die es jetzt verfügt, auch noch seine großen Mineralschätze mit in die Waagschale zu werfen. Mag der Chinesische Modernismus im einzelnen auch noch soviel Fehler und Verkehrtheiten machen (es ist keineswegs gesagt, daß er alle ihm zugetrauten auch begehen wird), so kann doch keinem Zweifel unterliegen, daß er sehr bald auf wirtschaftlichem wie auf politischem Gebiet einen mächtigen Aufschwung Chinas zur Folge haben wird. Auf diesen Zeitpunkt rüsten sich jetzt die Nationen, und für jede von ihnen handelt es sich heute darum, daß sie ihre wahren Interessen in China begreift und den Weg zu ihrer Verwirklichung findet. Dabei kann es an dieser Stelle natürlich nicht die Aufgabe sein, auf beschränktem Raume den Kreis aller in Betracht kommenden praktischen Maßnahmen andeutungsweise zu erschöpfen: Kreditorganisation, Bankfragen, Exporttechnik, Industrieausstellungen, die Vorschläge zur Hebung der Chinesischen Währungskrisis, die Mängel im Konsulatswesen und mancherlei andere Dinge. Auf einiges davon werden wir wohl noch bei anderer Gelegenheit in diesen Jahrbüchern zu sprechen kommen; für dieses Mal soll es aber unsere Aufgabe sein, einen einzigen Punkt, denjenigen, den wir für den entscheidenden halten müssen, aus dem ganzen Material hervorzuhoben und für sich zu behandeln. Das ist die Teilnahme der Nationen an der Zukunft Chinas durch Beteiligung an der Reorganisation des Chinesischen Unterrichtswesens. An dieser Stelle setzen auch unsere Konkurrenten auf dem Chinesischen Markt ihre Hebel mit besonderer Energie an. Wir werden sehen, daß sie dabei auch vor Mitteln nicht zurückzusehen, die wir als unfaire bezeichnen müssen, aber es wird gut sein, wenn wir uns von Anfang an darüber klar sind, daß es durchaus nicht nur jene minder loyalen Wege sind, auf denen die Anderen uns den Rang in China abzulaufen suchen, sondern daß wir auch auf dem Gebiet

des praktischen Verständnisses und der weitblickenden, zugleich patriotischen und geschäftsklugen Opferwilligkeit noch sehr sehr viel von ihnen zu lernen haben. Erst wenn wir das tun, werden auch wir beim Verfolg unserer nationalen Interessen in China darauf rechnen dürfen, einen entsprechenden Aufschwung zu erleben.

Wie vielleicht auch in Deutschland schon bekannt sein wird, hat der amerikanische Petroleumkönig Rockefeller vor kurzem für Unterrichtszwecke in China 150 000 Dollars — über 600 000 Mark — jährlich, zunächst auf zehn Jahre, zur Verfügung gestellt. Die Empfänger dieser Stiftung sind eine amerikanische und eine englische Missionsgesellschaft in Schantung, die Presbyterianer- und die Baptistenmission. Diese beiden haben neuerdings eine „Schulunion“ geschlossen und sind jetzt am Werk, eine Hochschule für Chinesen: „The Protestant Shantung University“, zu errichten. Die Unterrichtssprache wird Chinesisch sein, aber mit starker Betonung des Englischen, namentlich in den vorgeschritteneren Kursen. Es ist ein Lehrkörper von etwa fünfzig Dozenten geplant, und zwar werden die Stellen keineswegs nur mit Missionaren oder Missionsverwandten besetzt werden, sondern es sollen namentlich für Medizin und technische Fächer auch tüchtige, gut bezahlte weltliche Lehrkräfte angestellt werden. Die theologische Fakultät, d. h. die eigentliche Missionsabteilung, wird dabei in taktisch kluger Weise von dem eigentlichen Hochschulkörper getrennt untergebracht, nämlich in dem gegenwärtigen Missionsort Tsingtschoufu. Auch die medizinische Fakultät kommt für sich allein nach der Provinzialhauptstadt Tsinanfu; alles übrige nach der wichtigsten Binnenhandelsstadt von Schantung: Weihien. Alle drei Plätze liegen innerhalb weniger Fahrtstunden von einander an der Schantungbahn.

Die Rockefeller'sche Spende wurde den beiden verbündeten Missionen bereits im vorigen Jahr prinzipiell zugesichert. In diesem Jahre ist der Plan der Hochschule auf der Konferenz der anglo-amerikanischen Schantungmissionare in Tsingtschoufu im einzelnen besprochen worden. Der board, dem die Leitung des Ganzen obliegt, soll aus drei englischen und drei amerikanischen Direktoren bestehen. Es ist ein Zeichen für die Klugheit der Gründer, daß sie auch den deutschen evangelischen Missionen in Schantung (Berliner Mission und Allgemeiner Evangelisch-Protestantischer Missionsverein, kurz Weimarer Mission genannt) eine Mitwirkung angeboten haben. Wenn die Deutschen in irgend einer Fakultät, z. B. der medizinischen, eine ordentliche Professur von sich aus besetzen und die Kosten hierfür

tragen wollen, so soll ihnen eine siebente Stelle im Direktorium eingeräumt werden. Die Berliner Mission hat von vornherein eine Beteiligung abgelehnt; der A. G. B. M. B. hat einen Vertreter zu der Konferenz nach Tsingtschoufu entsandt gehabt und ist grundsätzlich bereit, sich zu beteiligen. Die praktische Entscheidung wird vom weiteren Verlauf der Dinge abhängen. Natürlich ist der Vorschlag an die Deutschen in erster Linie mit Rücksicht auf die besondere Stellung Deutschlands in Tsingtau, an der Pforte von Schantung, erfolgt: Man hat sich gesagt, daß eine Courtoisie nach dieser Richtung einem Unternehmen, das auf Schantung berechnet ist, nur nützlich sein kann. Es wäre auch an sich unter Umständen denkbar, daß das deutsche Mitglied des Direktoriums aus seiner Stellung etwas mehr als eine bloße Atrappe machen kann, obwohl das schwerlich die Idee des Anerbietens sein wird. Viel interessanter ist aber die andere Frage: weshalb von amerikanischer Seite gerade jetzt mit diesem Nachdruck vorgegangen wird, um zu einem besonderen unterrichtlichen Einfluß auf China und in China zu gelangen?

Natürlich gibt ein Mann wie Rockefeller sein Geld nicht her, wenn er nicht glaubt, am letzten Ende auch für seine besonderen Geschäftsinteressen etwas davon zu haben. Petroleum bildet einen an Bedeutung jährlich wachsenden Einfuhrartikel für China, und der Absatz darin ist mit der Erweiterung der modernen Verkehrsmittel für den chinesischen Markt, man möchte sagen unbegrenzt vergrößerungsfähig. Dabei wird es sich in näherer Zukunft voraussichtlich nicht nur um Beleuchtung, sondern auch um Motoren handeln. Schulen fördern den allgemeinen Kulturfortschritt, entwickeln materielle Bedürfnisse, erhöhen in ihrer schließlichen Wirkung Produktion und Konsumtion eines Landes. Schließlich heißt es dann auch: je mehr Bildung, desto mehr Petroleumbedarf! So könnte man ganz im rohen diese Art von Kalkulation umschreiben. Aber es wird auf der andern Seite kein Zufall sein, daß die Rockefellerstiftung den beiden Missionen gerade in dem Augenblick zugesichert wurde, als die deutschen Schulpläne für Tsingtau bekannt wurden.

Den Lesern der Jahrbücher wird erinnerlich sein, daß zu Beginn dieses Jahres in der Budgetkommission beim Etat für Kiautschou über eine größere Forderung der Regierung, betreffend höhere Unterrichtsanstalten für Chinesen, debattiert und daß schließlich nur ein Teil der angeforderten Summe zu Vorarbeiten für den ge-

nannten Zweck bewilligt wurde. Seitdem sind mit der Regierung in Peking Verhandlungen gepflogen worden, deren Ergebnis wahrscheinlich die Errichtung einer von China anerkannten Provinzialhochschule aus gemeinsamen deutschen und chinesischen Mitteln in Tsingtau sein wird. Die Einzelheiten stehen zurzeit, wenn sie überhaupt zwischen den beteiligten Faktoren bereits vereinbart sind, für die Öffentlichkeit noch dahin. Die Idee, auf diesem Wege durch loyale und systematische Mitarbeit an der im Gange befindlichen chinesischen Unterrichtsreform, die geistigen und ökonomischen Beziehungen zwischen Deutschland und China enger zu knüpfen, erscheint als eine sehr naheliegende, wenn man den außerordentlichen Einfluß beobachtet hat, den die bisher unter viel ungünstigeren Verhältnissen tätig gewesen, von Westländern geleiteten Schulen in China während der letzten Jahrzehnte vor der Reform ausgeübt haben. Das Gouvernement von Kiautschou hat daher mit dem ursprünglich von ihm stammenden Plane eines deutsch-chinesischen höheren Schulwesens in Tsingtau, einen sicher in die Zukunft führenden Weg beschritten. Der beste Beweis dafür ist die sofortige Aufnahme der Idee durch die anglo-amerikanischen Missionen in Schantung und die Rockefellerstiftung!

Leider hat man sich im deutschen Reichstage, im Gegensatz zu der selbstverständlichen und großzügigen Art, in der die Beteiligung an der unterrichtlichen Modernisierung Chinas von amerikanischer Seite ins Werk gesetzt wird, auf den ängstlichen Standpunkt gestellt, daß erst noch mehr „Material“ zur Klärung der Frage beschafft werden müsse, daß die Chinesen jedenfalls auch zu den Kosten beizutragen hätten (darüber wäre Zeit gewesen zu reden, sobald jene sich durch die praktische Erfahrung von dem Nutzen des Instituts für sie überzeugt hatten), und dergleichen mehr. In dieser Beziehung fehlt es uns noch zu sehr an dem Instinkt dafür, ob der Augenblick prüfende Sparsamkeit oder rasche und geräuschlose Bewilligung fordert. Es gibt Dinge, die man kurzerhand tun oder lassen muß; Erhebungen, Materialsammlungen, politisch-diplomatische Publizität im Vorbereitungsstadium vertragen sie nicht.

Wenn wir gegenwärtig den Stand des chinesischen Bildungswesens und die vorhandenen Anfänge westlichen Einflusses auf diesem Gebiet überblicken, so gewahren wir zwei charakteristische und beherrschende Züge innerhalb des Bildes, das sich uns darbietet: 1. Einen deutlichen Mißerfolg aller bisherigen chinesischen Versuche, zu einem für China brauchbaren Typus der Schulreform zu

gelangen, und 2. ein absolutes, nahezu ausschließliches Ueberwiegen der angelsächsischen, anglo-amerikanischen Arbeit innerhalb der Schulunternehmungen westlicher Herkunft. Diesen letzteren Zustand sehen wir verbunden mit einer starken Beeinflussung der kommerziellen Beziehungen Chinas namentlich im Sinne der amerikanischen, aber auch der englischen Interessen.

Der springende Punkt, aus dem heraus eine erfolgreiche Lösung des außerordentlich schwierigen Problems der chinesischen Unterrichts- und Bildungsreform allein erfolgen kann, ist die Notwendigkeit, das alte chinesische und das moderne westliche Prinzip wissenschaftlich-humaner Bildung und Erziehung zu einer organischen Neubildung zu verschmelzen. Wer den chinesischen Verhältnissen ferner steht, wird dabei leicht geneigt sein, den Anteil, der bei dieser Zusammenschmelzung der Elemente der altchinesischen Bildung gebührt, äußerlich wie innerlich zu unterschätzen. Wir müssen uns aber durchaus klar machen, daß China ein eigenes, uraltes, in den letzten und tiefsten Grundlagen seines Staats- und Nationalgefühls fundiertes Prinzip geistiger Bildung besitzt, dessen innere Kraft und Würde nicht an dem augenblicklichen Tiefstand der vieltausendjährigen Kurve chinesischer Kultur gemessen werden muß, sondern an der Lebensenergie, die dieses Volkstum und dieser Staat während einer zeitlich und räumlich gleich beispiellosen Entwicklungsgeschichte daraus gezogen haben. Eine Geschichte wie die chinesische kommt nicht zu Stande, ohne daß dem hier sich entfaltenden Kulturprinzip starke sittliche Werte innewohnen, und wir haben im ersten Teil unserer Ausführungen gesehen, daß es bestimmte Staats- und moralpolitische Ideen, auf der Basis einer religiösen Ausgestaltung des Familienwesens, gewesen sind, die für die chinesische Kultur ihrem geistigen Inhalt nach bestimmend geworden sind. Daraus aber folgt für uns zweierlei: daß eine Regeneration Chinas unter Beiseitelassung der Wesenselemente seiner eigenen alten Kultur ein Unding ist, und ferner, daß, *ceteris paribus*, die wirksamste Mitarbeit an der Reformierung der chinesischen Zustände derjenigen Nation zu Teil werden wird, die das zu lösende Problem seiner Natur nach am besten begreift. Das heißt also, daß alle Schulreform in China von dem Verständnis der chinesischen Bildung auszugehen hat.

Abgesehen von der stofflichen Besonderheit des chinesischen Bildungsmaterials ist nun der größte Unterschied zwischen dem alten chinesischen und dem modernen westlichen Unterrichtswesen der, daß in China zwar die Prüfungen, deren Bestehen zu gelehrten Graden

und staatlichen Aemtern führte, von Staatswegen organisiert waren und ausschließlich durch staatliche Kommissare gehandhabt wurden, daß es aber jedem Prüfungsaspiranten überlassen blieb, auf privatem Wege die notwendigen Kenntnisse zu erwerben. Es gab Privatschulen, Privatlehrer, Schulen, die aus Stiftungen, von Familienverbänden, bisweilen auch von städtischen oder ländlichen Kommunen unterhalten wurden, aber der Typus der öffentlichen Staatschule existierte in dem vorreformatorischen China nicht. Ebenfowenig kannte man den Begriff konzentrisch geordneter, in sich relativ abgeschlossener Bildungsstufen, wie sie bei uns etwa die Volksschule, das Gymnasium, die Universität repräsentieren. Von einer kundigen Stelle werden die Zustände, wie sie bisher existierten, kurz und prägnant folgendermaßen geschildert: „Der Schüler, der Lesen und Schreiben beginnt, sieht sich im Geiste als Bekinger Graduirter der höchsten Ehren teilhaftig. Das Studium hört beim Chinesen niemals auf; unermüdblich strebt er weiter, um nach den verschiedenen Provinzial-examen zur großen Prüfung in der Hauptstadt des Landes zugelassen zu werden. Fällt er in einer Prüfung durch, so beginnt er seine Arbeit von neuem: es ist nicht selten, daß drei verschiedene Generationen sich zugleich um die höchsten Auszeichnungen bewerben, welche die nachgewiesene Bildung gewährt. Die Bildung besteht in der Kenntnis der Chinesischen auf den Klassikern beruhenden Literatur. Als Erstes werden dem Chinesischen Elementarschülern klassische Werke voll der größten sprachlichen und sachlichen Schwierigkeiten in die Hand gegeben. Die Methode beruht auf einem mechanischen Auswendiglernen dieser Bücher; die Erklärung des Sinnes erfolgt erst in späteren Jahren. Eine gründliche Kenntnis der klassischen Schriften wird dadurch ebenfowenig erreicht, wie die Fähigkeit eines guten schriftlichen Ausdrucks; denn erfahrungsgemäß vergessen die Schüler das ohne jeden mnemotechnischen Anknüpfungspunkt eingelernte Material sehr rasch wieder. Die durchschnittlich gute Bekanntheit mit den klassischen Schriftstellern, welche in China zu finden ist, wird erst später durch die Praxis und den ständigen Gebrauch dieser Schriften wieder erreicht. Auch die Bildung des Stils erfolgt erst weit später durch Übung im Aufsatzschreiben. Die Folge dieser Methode ist, daß für denjenigen, der nicht die Zeit noch die Fähigkeit hat, den ganzen Studiengang zu vollenden, diese ganze Arbeit zwecklos gewesen ist. Er hat Dinge getrieben, die seinem Verständnis nicht nahe gebracht sind, und die deshalb weder haften noch irgend einen Nutzen gewähren. Im Gegenteil

hat das mechanische Lernen anderen Fächern eine Menge Zeit entzogen und die Struktur des Geistes mechanisch und unselbständig gemacht.“

Der Tiefstand dieser Methode und ihre mangelhaften Ergebnisse müssen bis zu einem gewissen Grade jedenfalls auch als Teilerrscheinung des allgemeinen Niederganges der chinesischen Kultur während der letzten Jahrhunderte angesehen werden. Seit dem Beginn der Reformära gehört aber diese Art von Bildungswesen der Vergangenheit an, und China ist grundsätzlich und praktisch zu dem abendländischen Prinzip des öffentlichen, staatlich organisierten und geleiteten Schulunterrichts mit aufsteigenden Bildungszyklen übergegangen. Es ist auch nicht daran zu denken, daß dieser Schritt je wieder zurückgetan werden sollte — dazu nehmen die Ereignisse einen viel zu schnellen Lauf — aber: die Versuche, das vorhandene Problem zu bemeistern, sind bisher ungeachtet der oft bewiesenen Energie des Anlaufs samt und sonders gescheitert. Die organische Verbindung zwischen chinesischer und westlicher Bildung ist bisher nirgends geglückt; weder in den reinen chinesischen Staatschulen*) noch in den fremdländischen Missionschulen, die zum Teil auf eigene Hand, zum Teil auf Grund bestimmter Abkommen mit der Regierung einen brauchbaren modern chinesischen Unterricht zu stande zu bringen suchen — noch endlich mit Hilfe der Japaner. Die chinesische und die westliche Wissenschaft klaffen überall auseinander und das Ergebnis ist regelmäßig die Vernachlässigung des Chinesischen. Damit geht den Schülern der Zusammenhang mit der alten nationalen Bildung, geht ihnen das Verständnis und die Pietät gegenüber der überkommenen, im Volksbewußtsein bisher noch unerschütterlich verankerten Staats- und Gesellschaftsverfassung verloren, während auf der anderen Seite die Resultate der westlichen Studien oft genug auch nur recht oberflächliche sind. Die Regierung sieht sich daher außer stande, die Staatsstellen, wie es ursprünglich ihre Absicht war, mit den Zöglingen der neuen Schulen zu besetzen. Das Mißlingen der eminent schwierigen pädagogischen, methodologischen und sprachwissenschaftlichen Aufgabe, aus chinesischer und abendländischer Wissenschaft eine neue Bildungseinheit zu schaffen, die historisch-politische und technische Kultur des Abendlandes in organische Lebensgemeinschaft mit der konfuzianischen Staats- und Individualethik zu bringen, ist aber so gut wie aus-

*) Als solche müssen nach den in China bestehenden Verhältnissen die Schulen der Provinzialregierungen angesehen werden.

nahmslos auch für die anglo-amerikanischen Gründungen typisch. Wenn irgend eine Aufgabe, so ist allerdings diese, die vor allem die Fähigkeit des Nachempfindens einer grundverschiedenen fremden Wesensart voraussetzt, dem Geist des Angelsachsentums nicht kongenial. Vielleicht ist sie es aber um so mehr dem unsrigen.

Für die ebenso naive wie arrogante Ausschließlichkeit der Angelsachsen in China bildet der Betrieb auf der „Meisterschule“ in Schanghai, einer Gründung der englisch-amerikanischen Church-Mission, klassische Belege. Studiendirektor Dr. Hamks Pott hat in chinesischer Sprache eine Schrift über Pädagogik verfaßt. In dieser belehrt er seine Leser und Schüler kurzweg dahin, daß das Englische für den Chinesen aus dem Grunde die einzige erlernenswerte Sprache sei, weil es zu sämtlichen Geistes-schätzen der europäischen Kultur den Zugang eröffne! Der Lehrplan der Schule (der offizielle Name ist St. Johns College) kennt diesem sprachlichen Grundsatz entsprechend auch im Fach der Weltgeschichte außer der chinesischen nur englische und amerikanische Geschichte! Nach demselben Prinzip überschlütten die anglo-amerikanischen Missionsdruckereien China mit kostenlos verteilten Verzeichnissen empfehlenswerter westlicher Bücher. In diesen gibt es selbstverständlich nur englische Titel, und wenn sich einmal die englische Uebersetzung eines deutschen oder französischen Wertes hineinverirrt hat, so sagen die groteske Auswahl oder ein Vermerk wie: „nach der japanischen Uebersetzung des deutschen Originals“ dem Kundigen mehr, als es der absolute Ausschluß alles Nichtenglischen vermöchte. Von anderer Art, als die Dokumente eines solchen extremen nationalen Chauvinismus, aber gleichfalls ein Beispiel der konsequenten Energie des Angelsachsentums auf dem Gebiet der unterrichtlichen Beeinflussung Chinas, ist die sogenannte Imperial University of Schansi in Tsingtau, der Hauptstadt der Provinz Schansi. Als nach dem Boxeraufstand die Schäden abgeschätzt wurden, die den Europäern in China durch die chinesische Regierung zu vergüten waren, entfielen auf die englische Mission in Schansi 500 000 Taels (ca. 1½ Millionen Mk.). Der Missionsdirektor Dr. Richard machte den Chinesen den Vorschlag, statt dieser Summe zehn Jahre lang 50 000 Taels für eine unter Leitung der Mission stehende, aber mit staatlichen Vorrechten auszustattende Hochschule in Tsingtau zu zahlen. Die Regierung ging darauf ein, und so entstand die „Imperial University of Schansi“. Durch die unermüdliche Tätigkeit von Dr. Richard ist

das Unterrichtswesen in Schansi höher gehoben, als vielleicht in irgend einem anderen Teil von China. Es ist ein besonderes Institut zum Uebersetzen englischer Schriften ins Chinesische, es sind Bibliotheken und Museen errichtet und es wird hier wirklich tüchtige Arbeit geleistet: aber es ist alles englisch propagandistisch bis ins Mark!

Die wenigen, meist unbedeutenden und gering dotierten deutschen Missionschulen in China, die sich überdies in nationaler Beziehung zum Teil bedauerlich indifferent verhalten, verschwinden in ihrer Wirksamkeit neben jenen großen englisch-amerikanischen Anstalten. So gibt es, um noch Beispiele zu nennen, das Christian College in Canton, die Methodistschulen in Nanking und Peking, das North China College in Tungschau, das Tung College in Sutschau, die Anstalten der bereits erwähnten Presbyterianisch-Baptistischen Schulunion in Schantung und andere mehr. Von den großen anglo-amerikanischen Unternehmungen in Peking, von der Medizinschule und den englischen Regierungsschulen für Chinesen in Hongkong, die tausende von Schülern mit der Kenntnis des Englischen ausrüsten und außerdem Stipendien besitzen, um begabten Schülern ein gründliches Studium in England zu ermöglichen, wird gleich noch die Rede sein.

„Was Englands Einfluß am meisten fördert, sind seine hervorragenden humanen Missions- und Regierungsschulen. Schon bald nach der Gründung Hongkongs wurden von der Regierung für die Chinesen englische Schulen eingerichtet. . . . Ganz ebenso gehen die Engländer in Singapore, Malakka, ja in ganz Indien (d. h. wo Chinesen leben) vor. Und die englische Regierung erwirbt sich auf diese Weise nicht nur den Dank der chinesischen Jugend, sondern auch den der Kaufmannschaft aller Länder, für die sie die Kompradores ausbildet.“ So schreibt nicht etwa ein Engländer, sondern eine chinesische Zeitung!*) Engländer und Amerikaner haben im Verein mit einander auch eine besondere Organisation geschaffen, um der chinesischen Jugend, die englisch gelernt hat, die Wege zur wissenschaftlichen Weiterbildung in der Heimat der westlichen Wissenschaften zu ebnet. Diese Organisation liegt teils in China, teils in England und Amerika. Der „Ostasiatische Lloyd“ (Nr. 21, S. 961, Mai 1908) schreibt hierüber:

*) Mitgeteilt und übersetzt im Ostasiatischen Lloyd, Nr. 21, vom 22. Mai 1908.

„Gerade in den letzten Jahren ist durch das erfolgreiche Zusammengehen Englands und Amerikas auf dem Gebiete des Erziehungswesens in China die Grundlage für eine gebiegene Vorbildung der englisch sprechenden chinesischen Studenten im Ausland geschaffen. Um eine Japanisierung des geistigen Nachwuchses Chinas zu verhindern, sind vor einigen Jahren vier bedeutende amerikanische und englische Missionen, die amerikanische Presbyterianermision, die amerikanische Methodistenmission, die Londoner Mission und das American Board zusammengetreten, um das Union College in Peking zu gründen. Jede der Missionen sollte für eine der vier Unterrichtsabteilungen — Union Training College, Union College of Liberal Arts, Medical School, Theological College — die Gebäulichkeiten und ihren Unterhalt übernehmen, während für Lehrkörper und Unterrichtsgang eine einheitliche Leitung vorgesehen ist. Dem Plane entsprach die Ausführung, und auf diese Weise ist es möglich geworden, daß die Universitäten beider Länder in moralischer wie in wissenschaftlicher Beziehung nur gutes Studentenmaterial aus China erhalten.“ Nachdem der Verfasser das Leben und die Ausbildung der chinesischen Studenten auf den nordamerikanischen Universitäten geschildert hat, wendet er sich den Verhältnissen in Hongkong zu und bemerkt, daß die Schülerzahl an dem 1861 für Chinesen gegründeten Queens College in vierzig Jahren von 200 auf 1500 gestiegen ist. „Die Schule ist wie das St. Saviours College in Hongkong mit zu dem Zwecke gegründet worden, den Befähigsten unter ihnen schließlich den Besuch einer Universität in England zu ermöglichen. . . . Ähnlichen Zwecken dienen auch andere höhere, von Engländern in den Hauptplätzen Chinas im Süden und Norden begründete Schulen; lediglich für das Studium der Medizin ist das vor etwa zwanzig Jahren begründete Hongkong Medical College bestimmt, eine Hochschule für Chinesen, die zwar von der englischen Regierung unabhängig ist, aber von ihr stark gefördert wird. Ebenso ist das Medical College in Peking,^{*)} das weitgehende Unterstützung von der chinesischen Regierung empfängt (sic!), lediglich dazu da, junge Chinesen in die medizinische Wissenschaft soweit einzuweißen, daß sie später in England oder anderen Ländern (lies: Nordamerika) weiterstudieren können. Um besonders dieses letztere Ziel zu fördern, hat sich vor nicht gar zu langer Zeit in London eine Gesellschaft gebildet, die es sich zur Aufgabe macht, sich der

^{*)} Das oben genannte Institut der vereinigten englisch-amerikanischen Missionen.

nach England kommenden, mit den Landes sitten nicht vertrauten Chinesischen Studenten in jeder Weise anzunehmen, sie in englischen Familien unterzubringen, mit ihren Kommilitonen bekannt zu machen und ihnen ihre Pfade in jeder Weise zu ebnen und ihr Studium zu fördern.“ Wie eine besondere Art von Ironie klingt es dabei, wenn man erfährt, daß diese Londoner Unterstützungsgesellschaft für die in England studierende Chinesische Jugend ihre Statuten fast wörtlich von dem Deutsch-Chinesischen Verkehrsausschuß in Berlin übernommen hat. Aber wie groß ist der Unterschied der Mittel und der nationalen Energie bei den deutschen und bei den englischen Plänen!

Angelsächsische Propagandaanstalten sind außer all diesen Schulen und Instituten auch die Educational Association of China und die Society for the diffusion of Christian and General Knowledge in Schanghai. Die meisten dieser Unternehmungen verfügen über eine so gute Organisation und so bedeutende Mittel, die ganz überwiegend von privater Seite zur Verfügung gestellt werden, daß wir Deutschen nur mit tiefer Beschämung vor der geleisteten Arbeit und vor dem Verständnis für die Förderung nationaler Ziele stehen können, das uns die Angelsachsen hier vorführen. Es ist billig, demgegenüber auf die Mangelhaftigkeit der pädagogischen Methoden und das meist vorhandene Mißverhältnis zwischen dem Aufwand von Mitteln und den erreichten Resultaten hinzuweisen. Die Resultate könnten größer sein, das ist wahr, aber sie sind immer noch groß genug, um Engländern und Amerikanern für die praktische Beeinflussung Chinas einen ungeheuren Vorsprung vor uns zu geben — einen Vorsprung, an dessen Einholung derjenige fast zu verzweifeln geneigt sein wird, der das Maß des bei uns auf solchen Gebieten noch vor kurzem herrschenden Verständnisses kennen gelernt hat.

Außer den Amerikanern und Engländern arbeiten bekanntlich auch die Japaner mit besonderer Energie an der Beeinflussung der Chinesischen Bildungsreform. Ein direkter Wettbewerb mit diesem den Chinesen stammverwandten Volk kommt natürlich für uns weniger in Betracht, aber es ist immerhin interessant, auch hier einige Zahlen kennen zu lernen. So gab z. B. der japanische Generalkonsul Odagiri bei der Jahresversammlung der Society for the Diffusion of Christian and General Knowledge in Schanghai vor drei Jahren die Zahl der Chinesischen Studenten in Japan auf rund 5000 und die Zahl der von Japan „auf Antrag der chine-

fischen Regierung“ nach China entsandten Lehrer auf 70 an, „von denen einige zu den bedeutendsten Professoren der Universitäten Japans zählen, auf welche Japan nur ungern selbst verzichtet. Japans Wunsch ist aber, noch mehr Studenten von China zu erhalten und noch mehr und bessere Lehrer nach China zu senden!“ Gegenwärtig wird von chinesischen Quellen die Zahl der in Japan studierenden Chinesen bereits auf das Doppelte — über 10000! — angegeben. Bedeutsam ist übrigens, daß sich jetzt in China sowohl gegen das Einströmen der japanischen Lehrkräfte als auch gegen das massenhafte Studium der chinesischen Jugend in Japan starke Bedenken geltend machen. Die Japaner verfolgen in China die Politik, ohne Rücksicht auf Methodik und Gründlichkeit die weitgehendsten Resultate in kürzester Frist zu versprechen. „Sowohl in Japan als auch in China“, schreibt eine kundige Stelle, „wo immer die Leitung des Schulwesens in japanische Hände gegeben war, wurden Unterrichtsanstalten mit ‚abgekürztem Lehrkurs‘, sogenannte ‚Schnellpressen‘, eingerichtet, die in einem oder mehreren Jahren, oft sogar in einigen Monaten, in alle möglichen Wissenschaften einzuführen versprachen. Nachdem die chinesische Regierung die alten Prüfungen abgeschafft hatte und die Erlangung literarischer Grade an den Besuch der neuen Schulen geknüpft war, wurde der japanische Einfluß auf die Schule durch Invasion billiger japanischer Lehrkräfte und Erschließung der Lehranstalten im eigenen Lande übermächtig. Das Halbwissen, mit dem die Zöglinge dort vollgepfropft wurden, hat wenig mehr getan, als die Köpfe verwirrt und Unzufriedenheit mit dem Bestehenden bewirkt. Die Studenten, die vom Lande der aufgehenden Sonne den Morgentau moderner Bildung einzusaugen auszogen, kehrten vergiftet zurück, Nichtachtung gegen die Institutionen ihres eigenen Landes, Haß gegen alles Fremde im Herzen tragend.“

Neben dem englisch-amerikanischen und dem japanischen Einfluß kommen die übrigen westlichen Nationen zurzeit praktisch nicht in Betracht. Die Russen haben, trotz einiger Versuche in Peking während der Höheperiode ihres Einflusses, nie etwas Rennenswertes zustande gebracht, und nach der Niederlage gegen Japan sind sie im Bewußtsein eines jeden Ostasiaten als „Lehrmeister“ selbstverständlich ausgeschaltet. Der französische Einfluß könnte größer sein, wenn nicht die unter französischem Protektorat stehende katholische Mission bei den Chinesen — und nicht mit Unrecht — als Institut für gleichzeitige politische Propaganda mit besonderem Mißtrauen angesehen würde. Sowohl die Franziskaner als auch die Jesuiten

haben Missionschulen, in denen französisch gelehrt wird, aber der Besuch, zumal der freiwillige, soll schwach sein. Für den äußersten Süden Chinas besteht die Möglichkeit, die französisch-chinesischen Regierungsschulen und die sogenannte Universität in Tongking zu benutzen, aber die fortdauernde und öfters sehr ungeschickte Gewaltpolitik der Franzosen an der Sünnangrenze verdirbt ihnen auch diese Chance, zu einem geistigen Einfluß im Süden zu gelangen. In dieser Beziehung handeln die Engländer klüger und vorsichtiger, wenn es auch neben jener oben zitierten chinesischen Lobrede auf ihre Schulen keineswegs an Stimmen des Mißtrauens ihnen gegenüber fehlt.

Wie nun aber sollen wir, angesichts des großen Vorsprunges der Rührigkeit, der Opferwilligkeit und der großen Mittel der Engländer und Amerikaner — von dem japanischen Wettbewerb ganz abgesehen — es praktisch uns vorstellen, daß wir gleichfalls zu unserem Anteil an der Regeneration Chinas gelangen? Darüber dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben: die Zeit der machtpolitischen Druckmittel China gegenüber ist vorbei, und die Nationen, die sich heute noch nicht von dem Gedanken an diese Methode freimachen wollen, wie die Japaner und Franzosen, werden sich über kurz oder lang zu ihrem Schaden davon überzeugen, daß sie irrten. Es gibt für absehbare Zukunft keinen anderen Weg zur Verfolgung loyaler und legitimer Interessen in China, als die Ueberzeugung der Chinesen, daß sie durch die nähere Verbindung mit diesem oder jenem unter den westlichen Völkern auch ihren eigenen Vorteil finden. Dabei muß, wie gesagt, der Gedanke an politische Bevormundung oder Kontrolle sei es ganz Chinas, sei es einzelner Teile des Reichs, mit vollkommener Aufrichtigkeit ausscheiden. Es handelt sich, kurz gesagt, darum, die Chinesen davon zu überzeugen, daß sie bei der Riesearbeit der Reorganisation ihres Staatswesens, die sie im vollen Ernste vorhaben, das beste und solideste Rüstzeug aus der Werkstatt des deutschen Geistes beziehen können. Nur auf diesem Wege wird es möglich sein, neben dem angelsächsischen auch dem deutschen Wesen einen gebührenden Einfluß auf die chinesische Kultur zu verschaffen. Dabei kann es für uns bei kluger Benutzung der Verhältnisse von großer Bedeutung werden, was die vom Studium der westlichen Staaten neuerdings in ihre Heimat zurückgekehrten chinesischen Auslandskommissare betont haben: daß die staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen Deutschlands von

allen europäischen Ländern am meisten annehmbar für die chinesische Geisteswelt seien! Nur dürfen wir nicht glauben, daß es so einfach sein wird, wirkliche Erfolge in der angestrebten Richtung zu erzielen. Es wird dazu vor allen Dingen eines ähnlich verständnisvollen bewunderungswerten, aber von uns leider erst sehr wenig geübten Zusammenarbeitens zwischen amtlicher Politik, Presse und privater Initiative bedürfen, wie Amerika, namentlich aber England es aufweist; außerdem aber wird sich die öffentliche Meinung bei uns viel eingehender mit den ostasiatischen Angelegenheiten beschäftigen müssen, als es bisher der Fall ist. Man weiß bei uns viel zu wenig von China und man hat viel zu wenig eine Vorstellung davon, was jetzt in China geschieht, von welcher weltgeschichtlichen Wichtigkeit der Vorgang der Modernisierung Chinas ist und wie tiefgreifend schon in naher Zukunft die Folgen der Beteiligung oder Nichtbeteiligung an diesem Prozeß für jedes der westlichen Völker sein werden.

In praktisch-politischer Beziehung tut zunächst not, daß ein Verhältnis gegenseitigen Vertrauens zwischen China und Deutschland geschaffen wird. Dieses ist zurzeit nicht in hinreichendem Maße vorhanden und außerdem betrachten es unsere Mitbewerber als eine ihrer wichtigsten Aufgaben, seine Entstehung hintanzuhalten. Es wird lehrreich sein, hierfür einiges Material kennen zu lernen.

Vor mir liegt eine Veröffentlichung zum Gebrauch in den chinesischen Reformschulen:

A Geographical Catechism of Shantung, by Lin Shü Deh, a Graduate of Tenchow College, Shantung. With new maps and illustrations. A most useful edition for Chinese Students and Merchants. Shanghai, printed at the American Presbyterian Mission Press 1907. *)

Der Verfasser, Zögling einer englischen Missionschule, lebt gegenwärtig in Weihaiwei. Er hat seine Geographie von Schantung in Katechismusform abgefaßt, und es ist interessant, zu vergleichen, in welcher Weise er hintereinander das englische Weihaiwei und das deutsche Tsingtau behandelt.

1. Weihaiwei.

Wo liegt Weihaiwei?

Nordöstlich von Wantenghsien, von Tschifu 160 Li entfernt. Es ist der wichtigste Kriegshafen der Provinz, das be-

*) Der Text des Buches ist chinesisch. Die Uebersetzung verdanke ich Herrn Pfarrer Wilhelm in Tsingtau.

herrschende Tor der Meerenge, auf drei Seiten von Bergen umlagert, auf einer Seite an das Meer grenzend. Es wurde unter der Mingdynastie von Hung Wu gegründet.

In welchem Jahre ist es an die Engländer zur Verwaltung pachtweise übertragen worden?

Im 24. Jahre Kuanghsü's im Sommer wurde es an England zur Verwaltung pachtweise übertragen, und zwar auf 25 Jahre.

Wie groß ist das Pachtgebiet von Weihaiwei?

283 Quadratkil., etwa soviel wie 285 englische Quadratmeilen.

Wieviel Dörfer und Einwohner hat es?

330 Dörfer mit etwa 150 000 Einwohnern.

Gibt es Fabriken oder nicht?

Es gibt eine Fabrik zur Herstellung destillierten Wassers für den Gebrauch der Engländer.

Was für Produkte werden erzeugt?

Sehr viele Fische und Krabben, sehr gute Mehlsauce. Es gibt Leute, die von fremden Provinzen herkommen, um sie zu kaufen.

Wie ist die Regierungsweise?

Jedermann innerhalb des englischen Gebiets wird von den englischen Beamten regiert. Es sind zwei chinesische Ämter errichtet, eines am Hafenufer und eines im Innern, um die Angelegenheiten der Bewohner zu entscheiden. Als Polizisten werden Chinesen verwandt. . . . Auf Lintungtao (der englischen Niederlassung) ist ein Polizeiamt, das gute Zucht hält, so daß die ruhigen Einwohner in Frieden leben.

Wo sind die beiden Leuchttürme von Weihaiwei?

Im Osten liegt ein kleiner Hügel namens Kihhsienting, auf dem ein Leuchtturm erbaut ist; 40 Li nach Osten ist Shsietschiacho, wo ebenfalls ein Leuchtturm steht. Diese beiden Leuchttürme sind wichtige Anzeiger der für die aus- und ein-fahrenden Schiffer gefährlichen Stellen.

2. Tsingtau.

Welche Insel liegt südöstlich von Kiautschou?

Tsingtau. Es liegt auf einer Halbinsel. Nordwestlich davon liegen Tapautau und Siaupautau. Es liegt an einer

geräumigen Bucht, die der wichtigste Anlegehafen der ganzen Provinz ist. Heutzutage ist es von Deutschland auf gewaltsame, unrechtmäßige Weise in Pacht genommen worden, doch hat China ein Seezollamt daselbst errichtet. Es hat etwa 40 000 Einwohner.

In welchem Jahre wurde es von Deutschland auf gewaltsame, unrechtmäßige Weise in Pacht genommen?

Im Winter des 23. Jahres Kwanghsü sind zwei Priester des Deutschen Reiches geschädigt*) worden. Darauf haben die Deutschen den unbedeutenden Vorwand benutzt, viel Lärm um nichts zu machen. Sie haben den Platz mit Gewalt an sich gerissen. Darauf wurde ein Vertrag geschlossen und die Grenze bestimmt in einem Umkreis von 100 Li; außerdem mußte ihnen gestattet werden, Forts anzulegen, ein Dock zu bauen, einen Provinzialgouverneur einzusetzen, Militär zu halten, Eisenbahnen zu bauen. Dazu bekamen sie das Recht auf den Vorteil, zu beiden Seiten der Eisenbahn innerhalb der Zone von 30 Li Bergwerke zu eröffnen. Als Zeitdauer wurden 99 Jahre festgesetzt.

Wie sind die Verhältnisse des genannten Ortes?

Die Wälder sind üppig, die Bäume blaugrün; die Berge sind hell, das Wasser ist klar; leuchtender Nebel und dunkle Farbe; die Luft ist kühl und schön; Straßen und Gassen und weite Plätze sind rein und eben; hohe Terrassen, geräumige Häuser mit bemaltem Fachwerk und geschnitzten Balken: ein wundervoller Anblick. Bei Nacht haben die Läden, Hotels und Straßen alle elektrische Lampen, die die ganze Nacht lang das Dunkel durchdringen und die Nacht zum Tag machen. Die natürlichen Verhältnisse stehen hinter denen von Schanghai nicht zurück.

Was für Fabriken gibt es?

Ein Elektrizitätswerk, eine Eisenwerkstätte, eine Maschinenziegelei, eine Zuckerfabrik (?).

Was sind die Ausführprodukte des genannten Ortes?

Strohborsten, Rinderhäute und Schweineborsten sind die wichtigsten.

*) Die „Schädigung“ bestand bekanntlich in grausamer Ermordung durch fanatisierten Pöbel.

Wie sind die Handelsverhältnisse?

Seit das Deutsche Reich sich an der Kiautschoubucht auf gewaltsame Weise festgesetzt hat, hat es einen Generalgouverneur ernannt, einen Freihafen geöffnet und Eisenbahnen gebaut, so daß die Handelsverhältnisse eigentlich eine große Blüte zeigen müßten. Weil jedoch die Regierungsweise so schlecht ist, daß die Geschäfte vollständig unterbunden sind, ist von Gewinn kaum eine Spur vorhanden. Seit der Eröffnung des Handelsplatzes sind schon 18 Millionen Pfund Sterling*) aufgewandt worden, während der Export im vergangenen Jahre einen Gesamtwert von knapp 400000 Pfund Sterling ausmachte. Deshalb haben die maßgebenden Kreise in Deutschland davon gesprochen, die Kiautschoubucht wieder aufzugeben. Ob es aber wirklich ausgeführt wird oder nicht, ist noch nicht bestimmt.

Wo ist der Leuchtturm von Tsingtau angebracht?

Auf der westlichen Ecke der Insel, die Kap Säschke heißt, haben die Deutschen einen Leuchtturm gebaut, der Insel Huangtau gegenüber, der die wichtigste Einrichtung ist, den Meerpanzerschiffen den Weg zu zeigen

Das ist also die anglo-chinesische politische Geographie von Weihaiwei und Tsingtau. Man beachte den Unterschied in der Ausdrucksweise, z. B. wo der Schreiber von der Okkupation von Tsingtau und von Weihaiwei spricht. Man beachte die gehässige, unwahre und übertreibende Darstellung der deutschen Ausgaben für Tsingtau, der Handelsverhältnisse und der Regierungsweise. Besonders charakteristisch für den Verfasser sind Dinge, wie die Erzählung von den „geschädigten“ Priestern des Deutschen Reichs oder seine Bemerkungen über die Leuchttürme. Die Leuchtfener im englischen Weihaiwei sollen die Schiffe vor gefährlichen Stellen warnen — die im deutschen Tsingtau sollen den „Meerpanzerschiffen“ den Weg zeigen. Wohin und wozu, das versteht natürlich jeder. In Weihaiwei ist sogar die Polizei ideal — in Tsingtau ist die ganze Verwaltung miserabel. Welche Einflüsse aber bei der Entstehung dieses Werkes tätig gewesen sind, das wird nicht schwer zu sagen sein.

*) Das wären über 360 Millionen Mark!! In Wirklichkeit sind für Tsingtau, einschließlich der Befestigungen, bisher 110 Millionen Mark ausgegeben worden.

Das ist ein Beispiel. Es gibt noch ein anderes Geographiebuch für englische Missionschulen in China, das ich mir leider nicht selbst habe verschaffen können, doch ist mir von zuverlässiger Seite versichert worden, es ständen darin die Staaten und Völker der Welt in verschiedener Ausführlichkeit abgehandelt, bei weitem am ausführlichsten natürlich England, die Vereinigten Staaten und Japan, die übrigen Nationen dann kürzer und über Deutschland nur der eine Satz: Deutschland ist diejenige Nation, die durch den gewaltsamen Raub von Tsingtau auch andere Völker dazu gezwungen hat, Niederlassungen von China zu erwerben — oder so ähnlich! Aus eigenem Augenschein kenne ich noch einen chinesischen Schulatlas, gleichfalls von englandfreundlicher und deutschfeindlicher Seite bearbeitet. Darin führen auf den betreffenden Kartenblättern von allen Staaten der Welt nur England und Japan das bei Völkern und Ländern gebrauchte spezielle Epitheton für „groß“. Andere „große“ Nationen gibt es für diese Art geographisch-politischen Propagandaunterrichts nicht. Japan, England, die englischen Kolonien und Amerika sind jedes auf mehreren Kartenblättern in möglichst großem Maßstabe möglichst ausführlich dargestellt — Deutschland dagegen bei Dänemark, Bulgarien und einigen anderen Mächten von ähnlicher Bedeutung in kleinem Maßstabe und auf annähernd demselben Raum, wie jene kleinen Staaten. Selbst auf der Karte von Afrika ist durch eine besondere Kolorierungsmethode der Eindruck vermischt, daß nicht nur England, sondern auch Deutschland dort umfangreiche Kolonien besitzt. Der Einfluß dieser anglophil-antideutsch aufgemachten Lehrmittel kann für unsere Interessen nur als in hohem Grade gefährlich eingeschätzt werden, und zwar ist es immer wieder Tsingtau, das von den Gegnern als Stachel benutzt wird, um auf die Chinesen zu wirken. Es ist Tatsache, daß das chinesische Nationalgefühl, namentlich in Schantung, die Okkupation von 1897 bis auf den heutigen Tag noch nicht verwunden hat — dank den beständigen Hezereien von anderer Seite und dank unserer Arbeiten, die Tsingtau, das früher unbeachtet dlag, jetzt zu einem der eindrucksvollsten Plätze Ostasiens gemacht haben. Sogar jenes eben zitierte chinesische Pamphlet über Tsingtau in dem geographischen Abriß von Schantung wird zum begeistertsten Lobredner der Stadtanlage, der Aufforstungen, der öffentlichen Einrichtungen, wie Beleuchtung, Sauberkeit usw. Alle Welt in Ostasien sieht auf Tsingtau, und gerade die kritischsten Urteile sind oft die am meisten interessierten. Vor allen Dingen aber haben die

Chinesen das Mißtrauen — und es wird eifrig von anderer Seite geschürt — als ob wir von Tsingtau aus noch eine Erweiterung unseres politischen Besitzes in Schantung anstrebten. In dieser Beziehung sind auf unserer Seite leider in früherer Zeit einige Fehler vorgekommen, die zu Mißverständnissen Anlaß geben konnten. Es haben nach der Besetzung von Tsingtau etwas zuviel kriegerische Expeditionen nach Schantung hinein stattgefunden. Drei davon fanden im Jahre 1899 und Anfang 1900, vor den Boxerunruhen, statt. Insbesondere die sogenannte Kaumi-Expedition im Juni 1899 wurde von den Chinesen als ein Unrecht empfunden. Die Bauern von Kaumi fühlten sich damals bei der Expropriierung für den Eisenbahnbau benachteiligt, weil das minderwertige Kiautschouland hoch abgeschätzt und bezahlt war, der fruchtbare Boden der Kaumi-Niederung aber, der mit vieler Mühe und dreißigjähriger Arbeit durch Aushebung breiter und tiefer Gräben um jeden Acker aus einer schlammigen Niederung geschaffen war, zu niedrig, wie auch die Ernte, die darauf stand. Ferner wurden die geplanten Durchlässe für den Wasserabfluß von den Einheimischen als in der Regenzeit ungenügend erachtet. Die Kreisbeamten hatten auf Veranlassung der Bauern mehrfach erfolglos Einsprache erhoben und reisten schließlich nach Tsingtau, wurden aber von der Eisenbahnverwaltung abgewiesen. Als die Bauern sich hilflos sahen, ohne genügendes Kaufgeld und ohne Sicherheit gegen Ueberschwemmungen, rissen sie die Pfähle aus und vertrieben die Arbeiter. Auf Requisition und im Vertrauen auf die Darstellung der Eisenbahnverwaltung entsandte das Gouvernement im Juni 1899 ein Detachement mit 6 Geschützen. Ein Dorf wurde gestürmt, 18 Chinesen erschossen, viele verwundet und 3400 Taels Schadenersatz auferlegt. Die Bauern mußten sich schließlich fügen, aber zwei Jahre später kam der prophezeite starke Sommerregen. Die Flut überschwemmte die Dörfer und zerstörte die Aecker, der Eisenbahndamm wurde weggerissen und die Eisenbahnbrücken schwer beschädigt; ca. 20 neue Durchlässe mußten hergestellt werden. Ein Teil der dadurch entstandenen Extrakosten hätte vorher genügt, um die Bauern zufrieden zu machen und den Schaden zu vermeiden. Die Unzufriedenheit der Bauern mit der Eisenbahn wurde durch die Strafexpedition gesteigert; weitere kriegerische Expeditionen und die dauernde Besetzung der Städte Kiautschou und Kaumi durch deutsche Truppen im Jahre 1900 während der Boxerunruhen folgten. Die letztere Maßregel wurde insbesondere durch ihre vorläufige Fortdauer auch nach Fertigstellung der Bahn schwer empfunden.

Nach der Vollendung der Bahn haben sich die Verhältnisse allerdings sehr gebessert und diese Eisenbahn ist der Bevölkerung eine vertraute Größe geworden, deren Nutzen jedermann offenbar ist. Trotzdem aber sind die früheren Vorfälle sehr im Gedächtnis der Leute geblieben. Dafür, daß man in Peking dem deutschen Einfluß in Schantung auch jetzt noch sehr mißtrauisch gegenüber steht, bietet außer den fortwährenden Mahn- und Bedrufen in der chinesischen Presse eine Verfügung des Unterrichtsministeriums vom Jahre 1907 einen Beweis. Durch diese ist der deutsche Unterricht an den niederen und mittleren Schulen der Provinz Schantung, der früher durch die regierungsseitig bestätigten Schulstatuten neben der englischen, französischen, russischen und japanischen Sprache fakultativ anheimgestellt war, untersagt worden. In den Kreisen Kaumi und Kiautschou, die unmittelbar an das Schutzgebiet grenzen, sind die bestehenden Anfänge deutschen Unterrichts trotz dieses Erlasses bisher nicht weiter gehindert worden. An anderer Stelle in Schantung wurde aber die bereits geschehene Berufung von Lehrkräften für die deutsche Sprache wegen dieses Erlasses rückgängig gemacht, und ganz neuerdings ist eine ähnliche sehr auffallende Maßregel von seiten der Provinzialverwaltung von Schantung sogar für Kaumi verfügt worden.

Auch die Haltung der deutschen Postverwaltung hat die Chinesen jahrelang zu Mißtrauen und zu Klagen veranlaßt. Unvorsichtige Zeitungsartikel über die notwendige Ausdehnung der deutschen Post in das Schantungshinterland haben hier entschieden geschadet. Bei der Eröffnung der ersten Strecke der Schantungsbahn verweigerte die Eisenbahnverwaltung gemäß Anweisung der deutschen Postdirektion die Beförderung der chinesischen Post ins Hinterland, da die Besorgung seitens der deutschen Post als Monopol beansprucht wurde. Auch daß die Bahnhöfe nicht nur im Schutzgebiet, sondern auch in der chinesischen Provinz Schantung deutsche Postbriefkästen haben, mißfällt den Chinesen, und es kam sogar dazu, daß der Gouverneur von Schantung der Bevölkerung verbot, Häuser an die deutsche Post zu verkaufen oder zu vermieten und Briefe mit der deutschen Post zu befördern. Diese ganze Postfrage war das Mißtrauen nicht wert, das sie bei den Chinesen verursacht hat. Noch mehr klagte man auf chinesischer Seite über die Fortdauer der Besatzung in Kiautschou und Kaumi, nachdem der Bahnbau nicht nur gesichert, sondern auch vollendet war. Die Chinesen sind auch heute noch nicht davon abzubringen, daß nicht der gute Wille

Deutschlands, sondern die Besorgnis wegen Japan die schließliche Zurückziehung der Truppen von dort veranlaßt hat. Ein Gegenzug der Chinesen gegen die befürchtete „Auffaugung“ Schantung durch die Deutschen war z. B. die freiwillige Eröffnung von Weifien und anderen Plätzen im Innern von Schantung für den internationalen Fremdhandel. Es sollten dadurch auch die anderen Völker praktisch soweit interessiert werden, daß sie sich widersetzen, sobald Deutschland Schantung nehmen wollte. Im Zusammenhang hiermit haben die Chinesen auch begonnen, an Kanäle, Dampfer und Eisenbahnlinien zu denken, die den Schantunghandel von Tjingtau wieder ab und nach Tschifu hinlenken sollen. Jede Maßnahme von deutscher Seite, an die sich irgend eine Verdächtigung hängen läßt, um das Mißtrauen der Chinesen zu schüren, wird von den übrigen Nationen, vor allen Dingen von den Engländern und Japanern, dazu benutzt, um uns nach Möglichkeit zu diskreditieren. So war es auch ein sehr geschickter Schachzug, daß Japan und England 1905 unter Beiseitelassung aller übrigen Mächte von sich aus eine formelle Abmachung über die Integrität Chinas trafen. Die Unbesonnenheit und Voreiligkeit Japans, trotzdem seinen Einfluß in China zu erweitern, hat aber in den Jahren seit dem russisch-japanischen Kriege die anfangs sehr günstige Stellung der Japaner in China bereits stark erschüttert; es ist daher Zeit für die deutsche Politik, jetzt von ihrer Seite den Anfang zu einer möglichst Chinafreundlichen Politik zu machen.

„Chinafreundlich“ aus Prinzip ist zurzeit und schon seit lange auch die Politik der Vereinigten Staaten — bis zu dem Grade, daß man sich auf seiten der übrigen Mächte zuweilen nicht ohne Grund darüber beklagt hat, die amerikanische Diplomatie in Peking dispensiere sich selbst von der notwendigen Mindest-Rücksichtnahme auf die Solidarität der westlichen Kulturnationen. Sicher ist es zum großen Teil eine Frucht dieser Politik, die eingestandenermaßen der Entwicklung des Absatzes amerikanischer Waren in China dienen soll, wenn der Export der Vereinigten Staaten nach China sich so kräftig entwickelt hat. Bekanntlich haben sich die Amerikaner auch in der Zeit der Boxerunruhen nach Möglichkeit zurückgehalten und vor einiger Zeit den Chinesen den größten Teil der seinerzeit für zerstörtes amerikanisches Eigentum und für Expeditionskosten festgesetzten Entschädigung wieder zurückgezahlt. Ein besonders geschickter Schachzug war es dabei, daß die angeblichen „wirklichen entstandenen Kosten“ abgezogen und einbehalten wurden. Auf diese

Weise wurde bei den Chinesen der Eindruck erweckt, daß sie von den Europäern bei der Festsetzung der sogenannten Boxerindemnität durch hohe Ueberforderungen geschädigt und daß nur die Amerikaner so nobel gewesen seien, auf diese ungerechte Bereicherung zu verzichten. Auf chinesischer Seite vergleicht man natürlich dieses Verhalten der Amerikaner z. B. mit der deutschen Entschädigungsforderung für die Kasernenbauten in Kiautschou und Kaumi. Diese Gebäude wurden errichtet, als der Eisenbahnbau landeinwärts von Tsingtau durch die Boxerunruhen in Schantung gefährdet erschien und Truppen zum Schutz der Arbeiten ins Hinterland vorgeschoben werden mußten. Wir haben bereits betont, daß für die an sich beabsichtigte Zurückziehung dieser Truppen ein minder geeigneter Moment gewählt wurde: unmittelbar nach dem Siege der Japaner über die Russen, anstatt baldmöglichst nach Fertigstellung der Bahn. Außerdem aber erforderten es unsere nun einmal bestehenden fiskalischen Verwaltungsprinzipien, die uns in überseeischen Angelegenheiten schon viel Schaden verursacht haben, sowie die Rücksichtnahme auf die stete Forderung des Reichstages nach „eigenen Einnahmen“, daß den Chinesen bei der Räumung die Herstellungskosten der Kasernements in Rechnung gestellt wurden. Nach chinesischer Auffassung waren dagegen diese Kosten bereits in der Boxerindemnität mit einbegriffen. Man kann über die Berechtigung dieses Standpunkts verschiedener Meinung sein, aber die Chinesen argumentierten diesmal tatsächlich in gutem Glauben, und es wäre von Nutzen gewesen, wenn man ihnen die Konzession hätte machen können. Die maßgebenden Stellen glaubten dazu nicht in der Lage zu sein, und sie waren es unter dem Gesichtspunkt der bei uns geltenden Prinzipien tatsächlich nicht. Natürlich war es nun auch nicht möglich, dem Wunsche gehörigen Nachdruck zu geben, daß chinesischerseits die geräumten Gebäude z. B. zu Schulzwecken unter besonderer Berücksichtigung des Deutschen verwendet würden. Was dagegen die Amerikaner bei der Rückzahlung der Indemnität erreicht haben, hat sich jetzt eben gezeigt: Durch Edikt der chinesischen Regierung ist bestimmt worden, daß mit Rücksicht auf die bewiesene freundschaftliche Handlungsweise der Vereinigten Staaten jährlich hundert chinesische Studenten zur Vollendung ihrer Ausbildung dorthin entsandt werden sollten. Wahrscheinlich hat diese Zusage von vornherein den materiellen Gegenwert gebildet, den die Amerikaner beanspruchten, und die Form, in der sich das ganze Abkommen voll-

zog, bedeutet nur eine Rücksichtnahme auf das bekannte chinesische Prinzip des Gesichtwahrens. Man stelle sich die praktische Bedeutung dieser Tatsache vor: Hundert junge Leute aus der Zahl der zur intellektuellen und politischen Führung berufenen akademischen Anwärter kommen alljährlich aus China nach den Vereinigten Staaten, studieren dort einige Jahre Englisch, Staatswissenschaften, Geographie, Technik, Warenkunde usw., und kehren dann im Besitz der Gleichung: Kultur, Wirtschaft, Industrie, Technik des Westens = amerikanische Kultur, Wirtschaft usw. in ihr Vaterland zurück! Daß das einige Millionen rückvergüteter Dollars wert ist, wird niemand bezweifeln, der eine Idee von den Verhältnissen hat.

Ins Praktische übersetzt müssen alle diese Dinge für uns besagen, daß wir zunächst und unter allen Umständen das an sich vorhandene und von anderer Seite unablässig geschürte Mißtrauen der Chinesen gegen unsere vermeintlichen politischen Ansprüche beseitigen müssen. Das angebliche Radikalmittel, die einfache Rückgabe von Tsingtau, kann zu diesem Zwecke schon deshalb nicht in Betracht kommen, weil es unsere Stellung und unser Ansehen im fernen Osten mit einem Schlage ruinieren würde und weil niemand wissen kann, ob uns nicht in der ostasiatischen oder in der allgemeinen Weltpolitik Tsingtau noch einmal von hohem, vielleicht von entscheidendem Wert sein wird. Es gibt aber auch abgesehen von der wirklichen Rückgabe an China, gerade mit Rücksicht auf den Wert, den die Chinesen auf äußere und formelle Dinge legen, nicht wenige Möglichkeiten, ihnen gefällig zu sein, ihr Mißtrauen zu zerstreuen und einen Anspruch auf Entgegenkommen ihrerseits zu gewinnen. Näheres Eingehen auf Einzelheiten wird sich an dieser Stelle erübrigen; es genügt, festzustellen, daß wir in der Lage sein müssen, jeder Verdächtigung von anderer Seite einen einwandfreien Beleg unserer Loyalität in betreff Tsingtaus und Schantung entgegenzuhalten.

Die erfolgreiche Beseitigung des noch vorhandenen chinesischen Mißtrauens vorausgesetzt, müssen wir nun daran gehen, China den praktischen Beweis zu liefern, daß es durch eine umfassende Heranziehung deutscher Kräfte für das Reformwerk seine eigenen Interessen am besten wahrnimmt. Das kann nur geschehen, wenn wir die Chinesen durch den Augenschein davon überzeugen, daß unser spezifisch deutscher Kulturbesitz sowohl in geistiger als auch in materieller Beziehung der Kultur aller übrigen Nationen mindestens ebenbürtig, womöglich überlegen ist, und daß er außerdem auf

besondere Weise den Bedürfnissen Chinas entspricht. Zweierlei ist hierfür zu leisten: 1. ein deutsch-chinesisches Musterschulsystem in China, in Verbindung mit einer Organisation für das Studium chinesischer Hochschüler in Deutschland, 2. eine deutsch-chinesische Lehrmittel- und Uebersetzungsliteratur.

Um mit der letzteren Aufgabe zu beginnen, so mag ein Beispiel zeigen, welche besonderen Schwierigkeiten hier vorliegen. Dem Chinesischen fehlen bisher Äquivalente für den größten Teil unserer technischen und wissenschaftlichen Fachausdrücke. Mag es sich um Maschinenbau, Medizin, Pädagogik, Geologie, Staatswissenschaften oder irgend eine andere Disziplin handeln: der Uebersetzer oder Lehrer wird in vielen Fällen ratlos vor der Aufgabe stehen, die fraglichen Begriffe und Ausdrücke im Chinesischen unmißverständlich wiederzugeben. Der Ausweg, der den europäischen Sprachen offen steht, das gräko-lateinische Fremdwörterssystem, ist im Chinesischen aus Gründen, die im Bau und in der Schreibung der Sprache liegen und die ihrer Natur nach unüberwindlich sind, nicht gangbar. Es muß also auf allen Gebieten der Wissenschaft und der technischen Praxis eine feststehende neu-chinesische Fachsprache geschaffen worden. Gegenwärtig ist der Zustand der, daß jeder chinesische oder europäische Uebersetzer auf eigene Faust einen Ausdruck oder eine Komposition innerhalb des ihm geläufigen chinesischen Sprachguts und der ihm bekannten Zeichen sucht, um die fragliche Sache wiederzugeben. Man braucht dabei noch gar nicht an die modernen chemischen Wortungeheuer oder an die Terminologie des Hegelianismus zu denken, die selbst eine Sprache innerhalb der Sprache ist, um zu erkennen, welche Schwierigkeiten hier vorliegen. Die größte Schwierigkeit ist natürlich die, daß jetzt eine vollständige Verwirrung einreißt. Zwei Leute z. B., die denselben Gegenstand, aber mit anderer Wiedergabe der Fachausdrücke, sich angeeignet haben, verstehen einander oft garnicht. Dieses Durcheinander ist nur durch eine umfassende lexigraphische Arbeit zu klären, die in drei Kolonnen, Deutsch, Englisch und Chinesisch, die lexikalischen Äquivalente nach Disziplinen geordnet, festsetzt. Ohne Mitheranziehung des Englischen ist bei der beherrschenden Stellung, die diese Sprache gegenwärtig noch in China einnimmt, an offizielle Reception eines allgemeinen Fachlexikons nicht zu denken. Zurzeit wird von privater deutscher Seite bereits an der Bewältigung dieser höchst schwierigen und äußerlich wenig dankbaren, aber absolut notwendigen Aufgabe gearbeitet. Es ist natürlich ausgeschlossen, daß hier auf den ersten

Wurf etwas Abschließendes entsteht, aber sobald erst ein brauchbarer Kern da ist, werden die noch fehlenden Bestandteile sich mit Naturnotwendigkeit ankrystallisieren, denn das Bedürfnis nach einer bestimmten Richtschnur ist ein schreiendes.

Die zweite Aufgabe auf diesem vorbereitenden Gebiet ist die Schaffung einer Art von Enzyklopädie der westlichen Wissenschaften für den Chinesischen Gebrauch, in Form kurzer aber gehaltvoller Darstellungen. Historie, Nationalökonomie, Länder- und Völkerkunde, Philosophie, Religion, Kosmologie, Anthropologie, Weltliteratur, Politik und Recht gehören, von den eigentlichen Fachwissenschaften abgesehen, vor allen Dingen hierher. Derartige Arbeiten, zu denen in der Regel zwei Verfasser, Autor und Uebersetzer, nötig sein werden, sind absolut notwendig, um die erste Aufklärung innerhalb der literarisch gebildeten Schicht Chinas zu leisten. Sie müssen nach Sachinhalt und wissenschaftlicher Objektivität auf der Höhe stehen (wessen sich die übrigen Nationen in dieser Hinsicht von englischer und amerikanischer Seite zu versehen haben, zeigen ja die erwähnten Atlanten und Lehrbücher und das Programm des St. Johns College in Shanghai), aber sie werden ihren Zweck in China abgesehen hiervon nur dann voll erreichen können, wenn sie außerdem noch möglichst in direkter Beziehung auf die herrschenden Chinesischen Vorstellungen und in Anknüpfung an die Ideen der bisherigen Chinesischen Bildung und Wissenschaft abgefaßt werden. Vor allen Dingen ist eine verständnisvolle Auseinandersetzung mit dem Konfuzianismus und der übrigen klassischen Literatur der Chinesen notwendig. Wir dürfen nie vergessen, daß die konfuzianische Ethik als Regulativ der Sitte, als Geschichts- und Moralphilosophie, aber auch zugleich als die einzige Basis, auf der dem Chinesen die Verbindung zwischen den Gebieten der Religion und der Sittlichkeit vollziehbar ist, den geistig-geschichtlichen Tragepfeiler des Chinesischen Wesens bildet. Zu einem mehr als äußerlichen Einfluß auf die jetzt in China sich vollziehende Umwertung der alten nationalen Kulturwerte werden wir nur gelangen, wenn wir den Chinesen zeigen, daß wir Verständnis für ihre alte Bildung haben und daß wir auf Grund eines solchen Verständnisses an den entscheidenden Punkten, wo die Auseinandersetzung des Alten und des Neuen für sie zur Krisis wird, mit ihnen mitzudenken imstande sind. Das ist ein schwieriger Weg zu geistigem Einfluß auf den Wandel der Chinesischen Kultur, aber ein sicherer — ein viel sicherer, als territoriale Abtretungen und Panzerschiffsbestellungen.

Zugleich aber dürfen wir darauf vertrauen, daß für unsere besondere Art, für unsere Fähigkeit des inneren Anempfindens und Sichangleichens gegenüber fremder nationaler Eigenart, die so oft zu unserer Schwäche geworden ist, diesmal das Feld gerade günstig ist, so daß wir trotz des weiten Vorsprunges der Angelsachsen doch noch auf Erfolg hoffen können. Allerdings: Voraussetzung dafür ist, daß man bei uns eine genügende Vorstellung von der eminenten Bedeutung der Aufgabe für unser nationales Gesamtinteresse gewinnt. Dies ist der Punkt, an dem gewisse Zweifel leider noch nicht gegenstandslos sind. Was sonst noch an Vorarbeit im engeren und weiteren Sinn für die Herstellung des geistigen Kontakts zwischen Deutschland und China übrig bleibt: eigentliche Unterrichtsbücher, Methodik der Sprachlehre, Kompendien der exakten — naturwissenschaftlich-technischen Fächer, unterrichtliche Anschauungsmittel u. dgl. mehr — wird verhältnismäßig nicht so schwer zu leisten sein; ebensowenig eine geeignete Aufnahme für die chinesischen Studenten in Deutschland.

Das zweite, in der zeitlichen Reihenfolge der Verwirklichung erste, Hauptstück ist: die deutsch-chinesische Schule. Es ist hier nicht die Absicht, die Schulprojekte des Gouvernements von Kiautschou, der Peking-er Gesandtschaft und des Reichsmarineamts, die während der kommenden Etatsberatung als ausgearbeitete Vorlage den Reichstag beschäftigen werden, im voraus einer Kritik zu unterziehen. Es soll nur allgemein die Notwendigkeit deutscher — d. h. in Leitung und Organisation deutscher Schulen in China erwiesen werden. Was soll der Zweck solcher Schulen sein? Wir wiederholen die bereits einmal gegebene Definition: dem deutschen Geist Einfluß auf die chinesische Kultur zu verschaffen. Dieser Einfluß soll sich dann umsetzen in reale, materielle und ideelle Beziehungen zum beiderseitigen Vorteil, nicht in irgend ein politisches Abhängigkeitsverhältnis. Englands und Nordamerikas Einfluß in China beruht, soweit er nicht rein machtpolitischer Art ist, zum größten Teil auf der Abhängigkeit, in der sich China sprachlich von ihnen befindet. Dem Chinesen ist die westliche Kultur, abgesehen von Japan, bisher im wesentlichen nur zugänglich durch das Medium der englischen Sprache und damit zugleich nur in ihrer besonderen angelsächsischen Ausprägung, d. h. zum Vorteil der angelsächsischen Nationen. Soweit andere Völker an dem Wettbewerb in China teilnehmen, haben sie bisher, um überhaupt voranzukommen, sich des englischen Sprachmediums mit bedienen

müssen. Zwar gibt es bereits eine Anzahl gebildeter Chinesen, die in Deutschland studiert haben, und an sich ist Deutschland — zumal militärisch-politisch — in China durchaus keine unbekannte Größe. Für den Durchschnittschinesen gibt es sechs „Mächte“: England, Rußland, Frankreich, Deutschland, Amerika, Japan. Die übrigen Staaten und Völker der Erde verschwimmen ihm in einem unbestimmten Nebel. Die deutsche Schule soll ihm nun zeigen, daß innerhalb der westlichen Welt nicht nur England und Amerika, sondern auch Deutschland besondere und für ihn wertvolle Güter besitzt, zu denen der Zugang für ihn nur durch die Kenntnis der deutschen Sprache und des deutschen Wesens führt. Sie soll ihn weiter erfahren lassen, daß die Güter der westlichen Kultur, von denen er bisher durch das einseitige und exklusive Medium der angelsächsisch-japanischen Vermittlung keine objektive Vorstellung besaß, in ihrer spezifisch deutschen Ausgestaltung seinem Wesen fasslicher und darum für ihn wertvoller sind. Es liegt auf der Hand, daß nur Leistungen ersten Ranges, innerhalb des zu schaffenden deutsch-chinesischen Unterrichts-Systems dazu imstande sein werden.

Welcher Art soll nun dies Schulsystem sein? Ein Blick auf die englische und amerikanische Arbeit kann uns das lehren. Es gibt die großen englisch-chinesischen Regierungsschulen in Hongkong; es gibt Privatschulen der mannigfaltigsten Art, mit und ohne englische Regierungsunterstützung, im eigentlichen China (hauptsächlich Missionschulen); es gibt chinesische Staatschulen, an denen in der verschiedensten Weise englischer Einfluß wirksam ist; es gibt schließlich freie Vereine und Gesellschaften zum Zweck der allgemeinen Propaganda für den Einfluß angelsächsischen Geistes und angelsächsischer Kultur. Fast bei allen diesen Unternehmungen sind die Organisationsformen gut, durch den Erfolg bewährt und durch reichliche Mittel genährt, wie das ja überall auf der Welt ein besonderer Vorzug der Angelsachsen ist, daß sie zu organisieren verstehen und für große Ziele Herz und Hand offen haben — aber die pädagogischen Gesichtspunkte sind mangelhaft, die Methoden veraltet, der gebotene Stoff einseitig-beschränkt zurechtgearbeitet und die Resultate entsprechend dürftig. Diese Beobachtungen sollten hinreichen, um uns den Weg zu weisen. Die Vorlage der Regierung, betreffs Schaffung einer höheren Schulorganisation für Chinesen in Tsingtau bedeutet den ersten notwendigen Schritt. Damit allein aber ist das Notwendige noch lange nicht geschehen. Die englischen Regierungsinstitute in Hongkong sind nur ein kleiner Teil

der angelsächsischen Unterrichtsarbeit, die in China geleistet wird, und ihre Wirkung reicht bei weitem nicht an die der privaten Unternehmungen, vor allem der Missionschulen, heran. Diese sind das eigentliche, ganz China durchdringende Ferment angelsächsischen Kultureinflusses und auf ihre Arbeit gründen sich mit Recht die Zukunftshoffnungen von dieser Seite her. Was werden wir ihnen an die Seite zu stellen haben?

Hiermit haben wir eine der schwierigsten Seiten innerhalb des ganzen chinesischen Problems berührt: die christliche Mission in China. Bekanntlich hat die Frage, ob und wie weit die Missionspredigt dem Konfuzianismus, speziell dem Ahnendienst und der mit ihm zusammenhängenden Ordnung der Riten, Zugeständnisse machen dürfe, schon die katholischen Missionare des 17. und 18. Jahrhunderts in zwei feindliche Lager gespalten: die Dominikaner und die Jesuiten. Die Jesuiten erklärten die Ahnenverehrung nicht für einen eigentlich religiösen, sondern für einen bürgerlichen Akt, die Dominikaner dagegen für baren Götzendienst. In Wirklichkeit ist die Unterscheidung sehr schwierig und auf Grund dieser formellen Alternative kaum durchführbar. Konfuzius selbst hat sich ungefähr so ausgesprochen: Ob die Ahnen uns hören oder nicht, ist ungewiß. Wenn ich die Frage bejahe, so fürchte ich, daß man ihren Dienst fortan aus Furcht und Begehrlichkeit versteht; wenn ich sie verneine, so fürchte ich, daß man ihn überhaupt vernachlässigt. Es kommt gar nicht darauf an, ob sie uns hören oder nicht, sondern darauf kommt es an, daß wir uns, indem wir sie verehren, zu dem Glauben an die Pietät als das innere Lebensprinzip aller menschlichen Gemeinschaft bekennen. Wenn man einen annähernden Vergleich machen will, so kann man sagen: für den Chinesen ist der Ritus beim Ahnendienst das Sakrament der Gemeinschaft mit seinen Vorfahren, und innerhalb dieser Sakramentsidee können die Vorstellungen über die Natur der Gemeinschaft vom katholischen über den lutherischen bis zum reformierten Typus variieren. Zweifellos faßt der Volksglaube das Wesen der Ahnen im animistischen Sinne auf. Der sicherste Beweis dafür ist die Furcht der Chinesen, keine männliche Nachkommenschaft zu haben, weil die Seele dann des Kults, der also für sie als ein reales Gut gedacht ist, entbehren muß. Konfuzianisch oder überhaupt klassisch gedacht ist das aber nicht; Konfuzius hätte solche Vorstellungen als Aberglauben behandelt. Darum hatte der Kaiser Kang hsi gewissermaßen Recht, als er (1699) den Jesuiten die Richtigkeit ihrer Auffassung be-

stätigte, daß die Zeremonien nicht religiöser (im Sinne superstitiöser) Art seien; aber auch die Dominikaner hatten Recht, wenn sie die tatsächliche Uebung als heidnisch ansahen. Für jedes aufgeklärte Verständnis des Christentums ist mit dieser Sachlage natürlich die Methode einer chinesischen Mission gegeben: Anknüpfung an Konfuzius und die Klassiker. Nach dem Normalschema der Missionspraxis alten Stils kommt irgend einmal die Frage des Chinesen: Ist Konfuzius auch ein Verdammter? Mit der orthodox lutherischen oder katholischen Antwort hierauf hört für die Chinesen, für die besten unter ihnen am sichersten, jede weitere innere Anknüpfungsmöglichkeit an die Predigt des Missionärs auf, und der ausweichende Verlegenheitsbescheid, der meist gegeben wird, um diesen Effekt zu vermeiden, macht die Sache kaum besser. Wie die Dinge liegen, ist es überhaupt verfehlt, wenn die Missionare, vor allen Dingen die evangelischen, Gemeinden von direkten chinesischen Konvertiten sammeln wollen. Die Schulpraxis sämtlicher Missionen trägt, wenn auch vielfach uneingestandenemmaßen, dieser Tatsache Rechnung: die Unterweisung in dem Dogma der betreffenden christlichen Denomination soll in der Theorie zwar auch einen integrierenden Bestandteil, ja die Krönung des gesamten Unterrichts bilden, aber in der Praxis handelt es sich fast durchweg um mehr oder minder entwickelte Realschulen mit kräftiger angelsächsischer Propaganda und fakultativem Religionsunterricht. Die Zahl der in organisierten christlichen Kirchengemeinden gesammelten Chinesen ist außerordentlich klein, und ein erschreckend hoher Prozentsatz besteht, rund heraus gesagt, aus moralischem Gefindel, das zum ehrlichen Chinesen nichts taugt und sich von der Mission hat anwerben lassen, um irgend einen Vorteil, meist Schutz vor den heimatischen Behörden, dabei zu suchen. Diejenigen Missionen, die mit genügender Strenge solche Elemente fernhalten, merken das dauernd an der verschwindend geringen Zahl ihrer Proselyten.

Die einzige Methode, die unter einem Volke wie dem chinesischen für die christliche Mission würdig und aussichtsvoll erscheint, ist diejenige, den Chinesen, die selbst eine alte Kulturnation sind, vor allen Dingen tieferes Verständnis und Achtung für die christlichen Elemente der europäischen Kultur zu vermitteln und sie zur Erkenntnis zu bringen, daß deren innerste Werte, trotz der scheinbaren Widersprüche, christlicher Natur sind, so daß also in diesen Werten eine Hauptwurzel des Sieges der christlichen Völker enthalten ist. Erst auf dieser Basis kann dem Chinesen die geistige persönliche Auseinandersetzung zwischen dem Konfuzianismus

und der christlichen Verkündigung zur inneren Notwendigkeit werden, und erst, wenn das der Fall ist, kann er überhaupt ein bewußter Christ werden. Es versteht sich von selbst, daß dies nicht der Weg der Massenpredigt oder des Massenunterrichts ist. Er wird sich aber trotzdem gegenüber den vergeblichen Versuchen jener Art als der bessere erweisen, weil der christliche Chinese selbst mit Notwendigkeit seinen Landsleuten ein Prediger des Christentums werden wird, sobald er selbst aus innerem Bedürfnis heraus Christ geworden ist. Wenn China christlich werden soll, so muß das Christentum sich zuvor zu einem zwingenden Problem für die Chinesen selbst entwickeln. Das wird aber nie durch Predigen zuwege gebracht werden können, sondern nur durch praktische christliche Kulturarbeit. China kann außerdem, wenn überhaupt, nur unter der Voraussetzung christlich werden, daß chinesische Christen, die zugleich vollwertige, national empfindende, vaterlandsliebende Chinesen geblieben sind, nicht ihrem Volkstum halb entfremdete römische, methodistische, baptistische, lutherische Profelyten, die Volkspredigt und damit die Gründung einer chinesischen Nationalkirche auf sich nehmen. Der westliche Missionar, mag er noch so lange in China leben, wird es so gut wie nie dahin bringen, daß durch sein Leben und seine Rede dem Chinesentum das eigene alte Wesen im Lichte eines neuen, zwingenden Daseinsproblems entgegentritt. Dazu bleibt die geistige und sprachliche Kluft zwischen ihm und der Masse doch zu groß und zu unüberbrückbar. Das Analogon jenes Falles tritt aber ein, sobald ein Stück nach China verpflanzter christlich-deutscher lebendiger Kultur es fertig gebracht hat, an gewissen Punkten sich derart den chinesischen Lebensprozeß einzupfropfen, daß aus diesem selbst Propheten der nationalen Regeneration im Zeichen eines nationalen chinesischen Christentums erstehen.

Hier liegt die große Aufgabe für das liberale Christentum und die liberale Theologie in Deutschland. Für jede kirchliche und religiöse Richtung ist es eine Probe auf den ihr innewohnenden Geist, wie sie den Missionsgedanken erfährt, oder besser gesagt, wie der Missionsgedanke sie erfährt. Tut er das nicht oder nur matt, so ist sie entweder selbst noch nicht ausgereift, oder ihre Tage sind schon gezählt. Natürlich ist es nicht jedermanns Sache, daß er die Aufgabe, dem deutschen Geiste Einfluß auf den weltgeschichtlichen Wandlungsprozeß der ältesten Kultur zu verschaffen, gerade unter dem Gesichtspunkt der Wirkfammachung des Christentums in China sieht. Das ist aber auch gar nicht nötig. Wenn nur diejenigen

die Sache so ansehen, die sie vom Standpunkt ihres Christentums aus angeht. Auch Rockefeller wird seine Stiftung wahrscheinlich nicht wegen der Seelenrettung nach baptistischer oder presbyterianischer Vorschrift gemacht haben, sondern aus privatgeschäftlichen und nationalpolitischen Erwägungen — aber hätte er sie machen können, wenn er nicht Leute sähe, die ihr Glaube dazu treibt, die Chinesen zu baptistischen oder presbyterianischen Christen zu machen? Gibt es unter unseren modernen evangelischen Christen und Theologen genug solche, denen die Mission mit zu den Lebensprinzipien ihres christlichen Verständnisses gehört? Gibt es unter diesen genug solche, die über die notwendige Aenderung der bisherigen Missionspraxis unter den alten Kulturvölkern des Ostens nachgedacht haben? Genug solche, die eine Vorstellung haben, von wie überragender Wichtigkeit das gegenwärtige Moment in China für die Völker des Westens in nationaler wie in religiöser Hinsicht ist? Gibt es unter unseren Großindustriellen, Kaufleuten, Bankiers, Kapitalisten genug solche Leute, die den geschäftlichen Weitblick und das Verständnis für die Natur einer Arbeit aus idealistischen Motiven haben, daß sie für Missionschulen, Seminarien und Hospitäler, für lexicographische Arbeiten, für chinesische Kompendien deutscher Wissenschaft und ähnliches ähnliche Summen hergeben, wie Amerikaner und Engländer für entsprechende Ziele? Der Pessimist wird die Achseln zucken und sagen: alle diese Fragen stellen, heißt schon sie beantworten.

Der Deutsche ist im Durchschnitt noch nicht fähig, die Verhältnisse in fernen Ländern mit derjenigen Vorstellungskraft sich zu vergegenwärtigen, die kluge und weitblickende Entschlüsse zeitigt. Für ihn ist das Ferne immer noch zu sehr das Fremde. Engländer und Amerikaner — ja die sind anders! Für die ist in Wahrheit die Welt das Feld. Für die liegt Indien, Südafrika, Ostasien so gut vor den Toren der City, wie Bochum und Gleiwitz für die Berliner Börse.

Der Optimist wird sagen: Das war einmal so; jetzt ist es schon anders. Zwischen Pessimismus und Optimismus liegt ein Wort, das von beiden zusammen gezeugt ist. Es heißt: Vielleicht. Um des Vielleicht willen ist dieses Kapitel von den deutschen Aufgaben in China geschrieben.

Notizen und Besprechungen.

Drei Festschriften.

Die Entwicklung der deutschen Volkswirtschaftslehre im neunzehnten Jahrhundert. Gustav Schmoller zur siebenzigsten Wiederkehr seines Geburtstages, 24. Juni 1908, in Verehrung dargebracht. 2 Teile, fast 100 Bogen. Gr. 8°. Leipzig, Duncker & Humblot, 1908. Gebestet 25 Mark, gebunden in 2 Bänden 30 Mark.

Festschrift zu Gustav Schmollers 70. Geburtstag. Beiträge zur brandenburgischen und preussischen Geschichte, herausgegeben vom Verein für Geschichte der Mark Brandenburg. Leipzig, Duncker & Humblot, 1908. VIII und 493 S. 8°.

Delbrück-Festschrift, gesammelte Aufsätze, Professor Hans Delbrück zu seinem sechzigsten Geburtstage (11. November 1908), dargebracht von Freunden und Schülern. Berlin, Verlag von Georg Stilke, 1908, 388 S. Gr. 8°. Preis brosch. 8 Mk., geb. 9,50 und 11 Mk.

Jeder Kenner der deutschen Wissenschaftsgeschichte weiß, daß es Sitte unter den Gelehrten ist, hervorragende Fachgenossen bei irgend einem äußeren Anlaß durch die Widmung eigener Forschungen zu ehren. Die vorliegenden Festschriften gelten zwei Männern, die den Lesern der Jahrbücher wohlbekannt sind; sie kennen auch die mancherlei Berührungspunkte, die zwischen den Gefeierten bestehen: beider Arbeit ist bestimmt durch ihr Bekenntnis zur idealistischen Weltanschauung. In dem Worte „Es ist der Geist, der sich den Körper baut“, das der Eine von ihnen einmal öffentlich als Vertreter der deutschen wissenschaftlichen Welt aussprach, kann man beider Grundüberzeugung zusammenfassen. Auch in ihrer speziellen Forscher-tätigkeit hat der eine oft den Weg des andern gekreuzt: der Nationalökonom hat, um zu einer tieferen Anschauung der modernen Vorgänge zu gelangen, die Untersuchung von Wirtschaft und Verwaltung in der Vergangenheit mit besonderem Nachdruck und Erfolg gepflegt; der Historiker hat von seinem Spezialgebiet der Kriegsgeschichte aus gerade die Erkenntnis von der Bedeutung wirtschaftlicher und administrativer Momente in der Weltgeschichte mächtig

gefördert; beide haben sich stets bemüht, die menschlichen Einrichtungen nicht isoliert zu betrachten, sondern im großen Zusammenhang des allgemeinen Weltens und Vorgehens zu erfassen.

Aus leicht verständlichen Rücksichten will ich weder eine erschöpfende Würdigung der beiden Gefeierten noch eine Kritik und Vergleichung der Festschriften versuchen: der Leser wird sich aus den hier mitgeteilten Namen und Arbeiten selbst ein Bild machen von ihrem reichen Inhalt und von der Fülle der Anregungen, die von beiden Männern ausgegangen sind.

Inhaltsverzeichnis der „Entwicklung der deutschen Volkswirtschaftslehre“.

Erster Teil.

1. Systematisierung, Richtungen und Methoden der Volkswirtschaftslehre. Von Wilhelm Lexis, Göttingen.
2. Die Entwicklung der Wert- und Preistheorie im 19. Jahrhundert. Von Karl Diehl, Freiburg i. Br.
3. Die Lehre von der Produktion und der Produktivität. Von Leopold von Wiese, Posen.
4. Die Lehre vom Kapital. Von Arthur Spiethoff, Prag.
5. Theorie des Grundbesitzes und der Grundrente in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts. Von Karl Th. von Znama-Sternegg, Wien.
6. Zur deutschen Geldlehre des 19. Jahrhunderts. Von C. P. Altmann, Frankfurt a. Main.
7. Geschichte der deutschen Bankliteratur im 19. Jahrhundert. Von Hermann Schumacher, Bonn.
8. Die Lehre von der Verteilung des Produktionsertrags. Von Robert Wilbrandt, Tübingen.
9. Unternehmereinkommen. Von Christian Edert, Köln a. Rh.
10. Die Lehre vom Zins (aus Leihkapital). Von Robert Wuttke, Dresden.
11. Der Arbeitslohn. Von Ludwig Bernhard, Berlin.
12. Die Lehre von der Konsumtion und ihrem Verhältnis zur Produktion. Von A. Birminghamhaus, Köln a. Rh.
13. Die Bevölkerungstheorie. Von Ladislaus von Bortkiewicz, Berlin.
14. Entwicklung der Soziologie in Deutschland im 19. Jahrhundert. Von Ferdinand Tönnies, Kiel.
15. The present Position of Political Economy in England. Von W. J. Ashley, Birmingham.
16. L'École économique française dans les rapports avec L'École anglaise et L'École allemande. Von Charles Gide, Paris.
17. Sulle relazioni fra gli studi economici in Italia e in Germania nel secolo XIX. Von Augusto Graziani, Neapel.
18. Deutsch-amerikanische Beziehungen in der Volkswirtschaftslehre. Von Henry W. Farnam, New Haven (Yale University)
19. Die volkswirtschaftliche Literatur Skandinaviens im 19. Jahrhundert. Von Pontus Erland Fahlsbed, Lund.

Zweiter Teil.

20. Agrargeschichte. Von Karl Grünberg, Wien.
21. Agrarpolitik. Von Karl Grünberg, Wien.
22. Die volkswirtschaftlichen Grundlagen der landwirtschaftlichen Betriebslehre. Von Willy Wngodzinsek, Bonn.
23. Die geschichtliche Erforschung der stadtwirtschaftlichen Handwerksverfassung in Deutschland. Von Paul Sander, Berlin.
24. Das neuzeitliche territoriale Gewerbewesen bis 1800. Von Walter Tzvettsch, Marburg a. L.

25. Die gewerbepolitischen Anschauungen in Wissenschaft und Gesetzgebung des 19. Jahrhunderts. Von Heinrich Waentig, Halle a. S.
26. Ideen und Probleme in der deutschen Handelsgeschichtsforschung. Von Franz Eulenburg, Leipzig.
27. Die Ansichten über Freihandel und Schutz Zoll in der deutschen Staatspraxis. Von Karl Rathgen, Hamburg.
28. Ansichten über Freiheit und Beschränkung des inneren Handelsverkehrs. Von Rudolf Keibel, Mülheim-Ruhr.
29. Der volkswirtschaftliche Einfluß der modernen Verkehrsmittel und die deutsche Volkswirtschaftslehre des 19. Jahrhunderts. Von Kurt Wiedenfeld, Köln a. Rh.
30. Die wissenschaftlichen Ansichten über Kolonialpolitik. Von Carl Ballod, Berlin.
31. Das Eindringen der sozialpolitischen Ideen in die Literatur. Von Eugen von Philippovich, Wien.
32. Frauenbewegung und Frauenfrage. Von Elisabeth Gnaud-Rühne, Blankenburg a. S.
33. Die Wohnungsfrage. Von Carl Johs. Fuchs, Tübingen.
34. Soziale Hygiene. Von A. Grotjahn, Berlin.
35. Die wissenschaftlichen Ansichten über das soziale Versicherungswesen. Von Friedrich Zahn, München.
36. Das private Versicherungswesen. Von Paul Moldenhauer, Köln a. Rh.
37. Statistik. Von Gustav Seibt, Berlin.
38. Geschichte der Finanzwissenschaft unter besonderer Berücksichtigung der Lehre vom Verhältnis zwischen Volkswirtschaft, Staat und Finanzen. Von Otto Gerlach, Königsberg i. Pr.
39. Die Steuern. Von Max von Hedel, Münster i. W.
40. Öffentliches Schulwesen. Von Georg Schanz, Würzburg.

Inhaltsverzeichnis der Festschrift des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg:

- Der Geheime Justizrat. Von Kammergerichtsrat Dr. F. Holze, Berlin.
- Der Versuch einer Finanzreform in Brandenburg in den Jahren 1651 bis 1655. Von Prof. Dr. F. Hirsch, Berlin.
- Die Gründung des Generaldirektoriums durch Friedrich Wilhelm I. Von Privatdoz. Dr. W. Stolze, Königsberg.
- Freiherr Benedikt Skytta (1614 - 1683), der Urheber des Planes einer brandenburgischen „Universal-Universität der Künste, Wissenschaften u. Künste“. Von Dr. F. Arnheim, Berlin.
- Ueber Ständetum und Fürstentum, vornehmlich Preußens, im 17. Jahrhundert. Von Prof. Dr. G. Künzel, Frankfurt a. M.
- Die Verlobung Friedrich Wilhelms I. Von Prof. Dr. Otto Krauske, Königsberg i. Pr.
- Friedrich der Große und seine Kammerpräsidenten. Von Dr. R. Haß, Charlottenburg.
- Die Münzstätten zu Schwabach und Bayreuth unter preussischer Verwaltung. Von Dr. Fr. Freiherrn von Schrötter, Berlin-Wilmersdorf.
- Die Verabschiedung des Kriegsrats Friedrich Genz. Von Geh. Archivrat, Direktor des Geh. Staats-Archivs Dr. P. Baillet, Berlin.
- Hendrik Steffens' politischer Entwicklungsgang. Von Prof. Dr. Otto Hirsch, Brandenburg a. S.
- Kaiser Nikolaus I. und Friedrich Wilhelm IV. über den Plan, einen vereinigten Landtag zu berufen. Von Prof. Dr. Th. Schiemann, Berlin.
- Zur Charakteristik des Vereinigten Landtags von 1847. Von Geh. Oberreg.-Rat, Generaldirektor der preussischen Staats-Archive Dr. R. Rojer, Charlottenburg.
- Die Lösung der Neuenburger Frage im Winter 1856/57. Von Prof. Dr. Albert v. Ruville, Halle a. S.

Zur Entwicklung der neumärkischen Landgemeinden. Von Prof. Dr. P. Schwarz, Berlin-Friedenau.

Die Urkunden Ottos I. für Brandenburg u. Havelberg, die Vorbilder für die gefälschten Urkunden der sächsischen Bistümer. Von Prof. Dr. W. Tangl, Berlin.

Das Preussische Staatsministerium im 19. Jahrhundert. Von Prof. Dr. C. Hinze, Berlin.

Inhaltsverzeichnis der Delbrückfestchrift.

Vorwort. (Eingehende Charakteristik des Gefeierten und seiner wissenschaftlichen Arbeit.)

Theologie und Philosophie.

Geschichtswissenschaft und Philosophie. Von Dr. Adolf Laffon, Geheimer Regierungsrat, ordentlicher Honorar-Professor der Philosophie an der Universität Berlin.

Vicarii Christi vel dei bei Aponius. Von Dr. Adolf Harnack, Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrat, ordentlicher Professor der Kirchengeschichte an der Universität Berlin.

Kanke und König Maximilian II. von Bayern über den moralischen Fortschritt des Menschengeschlechtes. Von Dr. Ferdinand Jakob Schmidt, Direktor der Margaretenschule zu Berlin.

Alte Geschichte.

Hannibals letzter Kriegsentwurf. Von Konrad Lehmann, Oberlehrer am Gymnasium zu Steglitz.

Geschichte des Mittelalters.

Einige Bemerkungen über die Ungarnschlacht im Jahre 955. Von Dr. Karl Hadank, Oberlehrer am Realgymnasium zu Friedrichshagen.

Ueber die florentinische Wehrmacht im Jahre der Schlacht von Montaperti (1260). Von Dr. Francis Smith, Grunewald bei Berlin.

Die französische Armee unter Ludwig dem XI. Von Dr. Gustav Koloff, Privatdozent der Geschichte an der Universität Berlin.

Zur Geschichte des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche in der Mark Brandenburg während des Mittelalters und der Reformationszeit. Von Dr. Wilhelm von Sommerfeld, Privatdozent der Geschichte an der Universität Berlin.

Neuere Geschichte.

Ein fürstlicher Kapitalist im 16. Jahrhundert. Von Dr. Ludwig Röllwo, Professor, Privatdozent der Geschichte an der Universität Göttingen.

Königin Elisabeth und die Frauen der englischen Renaissance. Von Dr. Hermann Conrad, Professor an der Haupt-Kadetten-Anstalt zu Groß-Lichterfelde.

Ermattungsstrategie zur See im 17. und 18. Jahrhundert. Von Dr. Paul Gerber, Oberlehrer am kgl. Prinz-Heinrichs-Gymnasium zu Schöneberg-Berlin.

Zur Vorgeschichte der Konvention von Reichenbach: Englischer Einfluß am Hofe Friedrich Wilhelms II. Von Dr. Friedrich Luckwaldt, etatsmäßiger Professor der Geschichte an der Technischen Hochschule Danzig.

Die Engländer und die Gefahr einer französischen Landung zur Zeit Louis Philipps und Napoleons III. (Ein Kapitel aus der Geschichte der »Entente cordiale.«) Von Dr. Emil Daniels, Berlin.

Bismarck, Napoleon III. und Bayern im August 1866. Von Dr. Albert von Ruville, Professor, Privatdozent der Geschichte an der Universität Halle.

Politik.

Die Anfänge der freikonservativen Partei. Von Dr. August Wolfstiege, Professor, Bibliotheksdirektor des Hauses der Abgeordneten zu Berlin.

Oesterreichischer Optimismus. Von Luz Korobi, Oberlehrer, Leiter der II. städt. höheren Mädchenschule zu Schöneberg-Berlin.

Sprachgeschichte.

Die Endsilbe „schaft“. Von Dr. Rieß, Privatdozent der Geschichte an der Universität Berlin und Lehrer an der Kriegsakademie.

Von Schluß und Ende. Von Margarete Plath, Lehrerin an der Dorotheenschule zu Berlin.

G. Klotz.

Philosophie.

Geschichte der griechischen Philosophie. Gemeinverständlich nach den Quellen. Von A. Döring, Gymnasialdirektor a. D. und Universitätsprofessor. Leipzig, 1903; jetzt München. H. Sugenbubel.

Nachdem die Untersuchungen über die Geschichte der griechischen Philosophie von Schleiermacher und Friedrich Schlegel an bis zu Zeller und Diels herab zu immer bestimmteren Ergebnissen gelangten, sind neuerdings auf diesem Gebiet eine Reihe von Unternehmungen hervorgetreten, welche die philosophische Beurteilung im ganzen und im einzelnen, abgesehen von der philosophischen Textkritik, unter ganz veränderte Gesichtspunkte zu stellen suchen. So wird man auch von Dörings „Geschichte der griechischen Philosophie“ sagen müssen, daß in bezug auf die Auffassung und Gestaltung des Stoffes durchaus neue Bahnen eingeschlagen worden sind. „Schon in der Auffassung der einzelnen Systeme und ihres Zusammenhanges untereinander“, erklärt der Verfasser, „sowie in überaus zahlreichen Einzelfragen bringt die Arbeit Neues und Eigentümliches. Insbesondere aber ist auch das für die Vertreter des Faches wohl nicht ohne Bedeutung, daß hier zum ersten Male versucht wird, unter voller Ablehnung der gerade in der Geschichte der antiken Philosophie so beliebten Fachwerkmanier das Ganze als eine stetig fortschreitende Entwicklung unter sorgfältiger Beachtung der erkennbaren Beeinflussungen, und zwar speziell als eine Entwicklung unter dem einheitlichen Gesichtspunkte der Güterlehre oder axiologischen Ethik, darzustellen.“ Folgt man nun dem Gange der Döring'schen Darstellung, so drängt sich allerdings unwillkürlich der Eindruck auf, daß man hier auf eine ganz eigenartige und von allem Hergebrachten stark abweichende Auffassung von der griechischen Philosophie trifft. Ich kann nicht umhin, zu gestehen, daß ich mich diesen Neuerungen nicht überall anzuschließen vermag, und fühle mich mehrfach zum Widerspruch heraus gefordert. Aber das ist kein Widerspruch, den man unberücksichtigt beiseite liegen läßt, sondern der uns den nachdrücklichen Anlaß gibt, die eigene Auffassung gegenüber der sehr eindringlichen Argumentierung des Verfassers einer fortgesetzten Prüfung zu unterziehen, zumal da es der unentscheidbaren Punkte auch auf diesem Felde so viele gibt. Aus der sehr gründlichen Benutzung des Quellenmaterials ist hier eine Geschichte der griechischen Philosophie hervorgegangen, die zu ernster Auseinandersetzung herausfordert.

Auf die Einzelheiten der Anordnung, Deutung und kritischen Beurteilung einzugehen, die hier den Quellschriften zuteil geworden ist, liegt außerhalb des Rahmens dieser Zeitschrift. Damit wird sich die Spezialforschung noch sehr eingehend zu befassen haben. Dagegen wird es angemessen sein, die spezifische Methode und den spezifischen Charakter des ganzen Werkes einer Besprechung zu unterziehen.

Der Verfasser hebt mit der Behauptung an, daß es eine grundfalsche Vorstellung sei, den gesamten Verlauf der Philosophie von ihren Anfängen im Altertum an bis zu dem heute erreichten Zustande als eine einheitliche in gerader Linie stetig fortschreitende Entwicklung zu betrachten. Vollends hinfällig werde diese Betrachtungsweise, wenn man in ganz äußerlicher Weise die herkömmliche Einteilung der Weltgeschichte in Altertum, Mittelalter und Neuzeit ohne weiteres auf die Philosophie überträgt. Der Entwicklungsgang der Philosophie müsse aus ihrem Wesen und Begriffe selbst, aus dem ihr als Sondergebiet zukommenden Gegenstande des Denkens und Forschens abgeleitet werden. Dies sei aber kein anderer als die Güter- und Glückseligkeitslehre, die Frage des Lebenszieles oder höchsten Gutes und die daraus abgeleitete Theorie der das Lebensglück verwirklichenden Lebensführung. Zu dieser Grundfrage nehme nun die Philosophie in ihrem Entwicklungsgange eine zweifache, scharf gesonderte Stellung ein, eine andere in der antiken, eine andere in der christlichen Philosophie. Diese Zweiteilung sei die wahre Einteilung der Geschichte der Philosophie.

Diese Ansicht Dörings vermag ich nicht mir zu eigen zu machen. Die Güter- und Glückseligkeitslehre ist allerdings eine Disziplin der antiken Philosophie. Aber sie ist nicht die philosophische Grundwissenschaft, sondern nur eine Anwendung dieser auf die Bestimmung des Menschen. Und nun soll die Güterlehre jener der Philosophie als Sondergebiet zukommende Gegenstand des Denkens und Forschens sein. Hiergegen muß ich zunächst geltend machen, daß die Philosophie überhaupt kein Sondergebiet als ausschließenden Gegenstand der Erkenntnis für sich in Anspruch nehmen kann. Nur von den Positivisten ist die irrige Behauptung aufgestellt worden, daß alle wissenschaftliche Erkenntnis aus der Erfahrung induziert sein müsse; könne also die Philosophie kein besonderes Erfahrungsgebiet als Gegenstand ihrer Forschung nachweisen, so sei sie gar keine Wissenschaft im strengen Sinne. Diese Annahme hatte dann zur Folge, daß eine Scheidung unter den Anhängern des Positivismus eintrat. Die eine Partei, voran Comte, hielt daran fest, daß die Philosophie tatsächlich kein ursprüngliches Erfahrungsgebiet zum Gegenstande der Erkenntnis habe; sondern daß sie vielmehr nur die von den primären Erfahrungswissenschaften gezeitigten Ergebnisse zu einem systematischen Ganzen zu verknüpfen habe und daher selbst lediglich eine sekundäre Wissenschaft sei. Die andere Partei der Positivisten fühlte sich dagegen unter der angegebenen Voraussetzung dazu getrieben, auch für die Philosophie ein bestimmtes Feld im Bereich der unmittelbaren Erfahrung ausfindig zu machen und ihr so ebenfalls den

Charakter einer empirischen Wissenschaft zu geben. Unter ihnen vertrat sodann die Mehrzahl die Meinung, daß die empirische Psychologie dieses Sondergebiet der philosophischen Forschung sei, während andere statt dessen die aus der gegebenen Erfahrung abgeleitete sittliche Bestimmung als das Sondergebiet der Philosophie hinstellten. Zu diesen ethischen Praktikisten gehört Döring, und von diesem Standpunkt aus hat er auch die Geschichte der griechischen Philosophie dargestellt. Aber wenn nun etwas feststeht, so ist es dies, daß weder der sophistische Psychologismus noch der ethische Praktikismus, soweit er im Altertum hervorgetreten ist, die weltgeschichtliche Bedeutung und Wirkung der hellenischen Philosophie ausgemacht hat. Man muß schon der Geschichte Gewalt antun, um zu verkennen, daß die universelle Leistung dieser antiken Philosophie das gerade Gegenteil von allem modernen Positivismus ist. Denn, wenn man die Gesamttätigkeit des hellenischen Denkens von Thales an bis zu jenen Tagen, da unter Justinian mit den letzten alten Tempeln auch die letzten alten Philosophenschulen geschlossen wurden, in Eins zusammenfaßt, so wird man nicht wohl anders sagen können, als daß das alles überragende Geisteswerk der Hellenen darin bestanden habe, über dem bloßen Erfahrungswissen, das schon im Orient zur Entwicklung gekommen war, die Philosophie als die Wissenschaft vom Ganzen als Ganzes oder als Totalitätswissenschaft endgültig zu begründen. Dabei braucht nicht erst gesagt zu werden, daß sich diese Produktion des hellenischen Geistes nicht ohne starke Schwankungen, namentlich von Seiten der positivistischen Sophistik und der Skeptik, vollzogen habe, bis die schöpferische Kraft dieses Volkstums, nachdem das Wesentliche herausgestaltet war, allmählich wieder verkümmerte. Wie aber kann man an der Tatsache vorbeigehen, daß nicht die positivistischen Gegenströmungen, sondern allein die Metaphysik des Aristoteles von allen Schöpfungen des Hellenentums eine ununterbrochene, lebendige Wirkung bis zu uns herüber auf die Geisteskultur des Abendlandes ausgeübt hat! Wo anders als in diesem Werk ist die zentrale Kraft des hellenischen Volksgeistes in so voller Klarheit zum Durchbruch gekommen, und welches andere Werk ist selbst in jenen Zeiten des Mittelalters, da man alles Griechische bewußt bekämpfte, unantastbar festgehalten worden! Wie es ferner vergeblich gewesen ist, daß der Sensualismus des 17. Jahrhunderts gegen die mißverstandene Lehre des Aristoteles ankämpfte, so wird es auch vergeblich sein, daß der Positivismus des 19. Jahrhunderts jenes Werk verständnislos verwerfen zu dürfen glaubte. Die Metaphysik des Aristoteles ist die endgültig vollzogene Stiftungsurkunde der Philosophie als Totalitätswissenschaft.

Diese große geschichtliche Wirkung des aristotelischen Universalismus stellt nun zwar auch Döring nicht in Abrede, aber er bekämpft sie. Er gibt eine geschichtliche Darstellung und meistert doch gerade das, was sich

in dieser Geschichte als das Bedeutungsvollste erwiesen hat. So sagt er (Vd. II, S. 34): „Aristoteles scheint bei oberflächlicherer Betrachtung der rechte Musterphilosoph nach derjenigen Auffassung der Philosophie zu sein, die in ihr die univierselle Zusammenfassung aller Gebiete menschlichen Erkennens überhaupt erblickt. Er umspannt mit seinem Denken und Forschen das größte der Gebiete des menschlichen Denkens und Forschens und ist auf mehreren Einzelgebieten sogar grundlegender Spezialforscher.“ So sehr Döring den Aristoteles rühmt, daß er die Ethik als Glückseligkeitslehre geltend gemacht hat, so wenig kann er es ihm andererseits verzeihen, daß er sie doch zuletzt unter den Gesichtspunkt der allgemeinen, metaphysischen Vernunftserkenntnis gestellt hat, statt sie positivistisch zur selbständigen Spezialwissenschaft zu machen. Wie sich der Verfasser das gedacht hat, sagt er in der Einleitung zur dritten Periode (ca. 360 vor Chr. bis nach 200 nach Chr.), die er als die Herrschaft der wissenschaftlich begründeten Güterlehre charakterisiert. Von diesem Abschnitt der griechischen Philosophie wird gesagt (Vd. II, 1): „Die Philosophie wird erkannt und dargestellt als die wissenschaftliche Begründung der Lehre vom höchsten Gut oder Lebensziel als des die Glückseligkeit des Einzelmenschen Bewirkenden, sowie ferner als die folgerichtige Ableitung der der jedesmaligen Bestimmung des Lebenszieles entsprechenden Lebensführung. Die aus der Bestimmung des Lebenszieles sich ergebende Lebensführung wird geradezu für die sittliche Aufgabe des Menschen erklärt. Darin liegt das eigentümliche Wesen der axiologischen, d. h. aus einer Lehre vom Glückseligkeitswert abgeleiteten Ethik. Diese steht in vollem Gegensatz zu dem in der vorigen Periode (Sophistik, Sokrates, Plato) in mannigfachen Erscheinungen zutage getretenen Moralismus. Der Moralismus nimmt seinen Ausgangspunkt vom Interesse der Gesellschaft an dem richtigen Verhalten ihrer Glieder und zeigt diesen, wofern er intellektualistisch verfährt, die an das richtige Verhalten sich anknüpfenden persönlichen Lusterfolge, um sie zu dem den Interessen der Gesellschaft entsprechenden Verhalten zu bestimmen. Die axiologische Ethik verfährt umgekehrt. Sie stellt den Einzelmenschen ganz auf sich und fragt zunächst nach den Grundbestimmungen seines Wohlfelns, soweit diese im Bereich seines eigenen Schaffens und Wirkens liegen. Aus diesem leitet sie dann die Regeln der zu seiner Verwirklichung dienenden Lebensführung ab.“ Betrachtet man nun die griechische Philosophie, wie es Döring tut, von diesem Standorte aus, so verzichtet man damit von vornherein auf eine streng geschichtliche Würdigung dieser für die philosophische Wissenschaft grundlegenden Epoche. Denn, wenn man alles in allem nimmt, so ist die Philosophie von den Hellenen eben nicht als Güterlehre, sondern als allgemeine Vernunftwissenschaft begründet worden, und daher kann sie auch nur als solche geschichtlich zureichend begriffen werden. Das gegenteilige Verfahren Dörings wird nur durch die Annahme verständlich, daß die Philosophie überhaupt erst mit der Konstituierung der axiologischen Ethik ihre wissenschaftliche Begründung gefunden

habe, und daß daher alle vorangehenden philosophischen Unternehmungen nur danach zu schätzen seien, in welchem Grade sie bereits auf jene individualistische Glückseligkeitslehre hin tendiert haben. Die Hauptfrage würde also sein, ob die axiologische Ethik im Sinne Dörings tatsächlich das Wesen aller Philosophie ausmache.

Dieser Auffassung muß nun entgegengehalten werden, daß ihr die ganze Entwicklung der hellenisch-christlichen Kultur des Abendlandes widerspricht. Zugegeben selbst, daß die Philosophie wesentlich nur die sittliche Wahrheit zu ermitteln habe, so ist der strittige Punkt der, ob diese Wahrheit damit erfasst werde, daß der Einzelmensch ganz auf sich selbst gestellt und zunächst nach den Grundbestimmungen seines Wohlfleins gefragt wird. Ist in der Tat die individuelle Lust der letzte Wert und das wahre Gut des Menschen, das seinen höchsten Ausdruck findet in der berechtigten Selbstschätzung auf Grund des wahren Eigenwertes, der der sittlichen Gesinnung zukommt, und zwar in einer Selbstschätzung, deren objektiver Wert in der durch das Individuum erzielten Lust anderer fühlender Wesen besteht? Dieser subjektiven Ansicht widerspricht sowohl die hellenische wie die christliche Menschheitsidee, von allen abgeleiteten Bestimmungen abgesehen, schon deswegen prinzipiell, weil das ganz auf sich selbst gestellte Individuum eine völlig einseitige Abstraktion ist, und weil sich die sittliche Wahrheit in einer solchen Absonderung des Einzelmenschen von allen lebendigen Beziehungen zur Natur und zur Gesellschaft niemals wirklich zu erkennen gibt. Die Individualität stellt immer nur Eine Seite und nie den ganzen Menschen dar; der Mensch ist nie und in keiner Lebenslage nur Individuum, sondern er ist immer zugleich von dem Ganzen und dessen natürlichen und geistigen Besonderungen mitbestimmt, während die Individualität nur die Seite seiner eigentümlichen Beschränkung in jenem Ganzen ausmacht. Nur mit dieser Totalitätsbestimmtheit wird der Mensch als konkretes Wesen erfasst und nur in dieser Konkretheit tritt die sittliche Natur hervor. Das Sittliche ist daher in keiner Weise individuellen Ursprungs, sondern es kommt, gerade umgekehrt, nur im Gegensatz zur individuellen Naturbestimmtheit des Menschen zur Verwirklichung, insofern es zwar nicht die Individualität als mitwirkendes Lebensmoment, wohl aber den Trieb des natürlichen Einzelmenschen, sich ganz dieser Einseitigkeit der individuellen Begrenzung hinzugeben, aus dem lebendigen Totalitätsgefühl heraus aufhebt. Dem antiken Menschen vergegenwärtigte sich nun diese der Individualität des Einzelmenschen entgegretende Totalitätsbestimmtheit objektiv in der alle Lebensbeziehungen vereinigenden Macht des Staates. Die Einheit und Ordnung der staatlichen Organisation machte daher auf dem Höhepunkt der antiken Lebenskultur den konkreten Inhalt der sittlichen Lebensbestimmtheit aus, und wer da erfahren wollte, wie er sich eines sittlichen Lebens befleißigen könne, dem wurde zur Antwort gegeben: sei ein guter Bürger! Aber schon bei Plato und vollends bei Aristoteles macht sich die höhere Vernunftkenntnis geltend, daß doch auch

der wirkliche Staat immer noch eine begrenzte Einheit sei; und so drängt diese Denker denn ihr theoretisches Sinnen dahin, über dieser endlichen Einheit des gegebenen Staates weiter noch die unendliche, göttliche Einheit des Gesamtlebens aufzusuchen und aus ihr das wahre Wesen des sittlich Guten abzuleiten. Was so nur in der Sphäre des reinen Denkens ergriffen wurde, das hat dann das Christentum durch das religiöse Prinzip der geistig-sittlichen Vereinigung aller Menschen in Gott, wie es in der Errichtung des Reiches Gottes zur Verwirklichung gelangt, konkret zu gestalten begonnen. Auf der fortschreitenden Vergegenwärtigung dieser Menschheitsidee beruht aber leztlich die gesamte Kulturentwicklung des Abendlandes.

Der freiere Geist der neueren Völker ist aber nunmehr dazu übergegangen, die sittliche Selbstverwirklichung des unendlichen Geistes, die bis dahin nur in der Form der religiösen Vorstellung geschichtlich zur Erscheinung gekommen war, aus der denkenden Vernunftbegründung zu begreifen und zu verwirklichen. Dazu hat die protestantische Reformation durch die Befreiung des christlichen Glaubens vom Zwange der äußeren, kirchlichen Ueberlieferung allererst die Möglichkeit geschaffen, und auf diesem Boden hat dann mit Kant die Epoche eingesezt, wo die sittliche Selbstbestimmung aus dem Wesen und der Wahrheit der all-einen Vernunft in das denkende Bewußtsein der Menschheit einzutreten begonnen hat.

Ist dies der Charakter der sittlichen Geistesentwicklung im Abendlande, so kann es nur auf Gründe einer lediglich subjektiven Lebensanschauung zurückgeführt werden, daß ein so ernster und kenntnisreicher Denker, wie Döring, einen erneuten Versuch gemacht hat, die Ethik aus der abstrakten Vorstellung des auf sich selbst gestellten Individuums, in seiner Lösung von allen natürlichen und gesellschaftlichen Beziehungen, psychologisch zu deduzieren. Das ist dann ferner die Ursache, daß das Wagnis, die axiologische Individualethik als das Spezialgebiet der wissenschaftlichen Philosophie zu proklamieren, objektiv nicht als annehmbar erscheint. Was uns aber hier besonders angeht, ist dies, daß eine Darstellung der Geschichte der Philosophie viel ihrer verdienten Wirkung einbüßen muß, wenn sie nicht aus ihrem eigenen inneren Wesen in ihrer universellen Bedeutung begriffen, sondern von vornherein unter einem ganz speziellen Gesichtswinkel betrachtet wird.

Dieser Widerspruch gegen die Gesamtauffassung dieses Werkes macht mich aber durchaus nicht blind gegen die mannigfachen Vorzüge der vorliegenden Gestaltung der Geschichte der griechischen Philosophie. Zunächst ist hervorzuheben, daß die historische Ansicht des Verfassers keineswegs die getreue Wiedergabe der Gedankenzusammenhänge bei den einzelnen Philosophen durchbricht. Döring hält sich streng an den Wortlaut dieser Schriften der griechischen Denker; er gibt meisterhafte Analysen der einzelnen Werke und weiß auch die schwierigen Gedankenentwicklungen in so vollendeter Klarheit und plastischer Gruppierung vorzutragen, daß diese

Darlegungen als eine ausgezeichnete Einführung in die einzelnen philosophischen Systeme zu rühmen sind. Seine Sprache ist flüssig und gewinnend und atmet überall die umfassende Vertrautheit mit dem in Frage kommenden Material. Auch für die biographischen Angaben über die große Zahl der antiken Denker ist die vorliegende Arbeit ein wertvolles und sehr zu empfehlendes Handbuch.

Berlin.

Ferdinand Jakob Schmidt.

Pädagogik.

Schaffen und Schauen, ein Führer ins Leben, 2 Bde. 1. Von deutscher Art und Arbeit, 2. Des Menschen Sein und Werden. Leipzig und Berlin, Teubner 1909, 478 und 395 Seiten 8°.

Mit einem kurzen Wort sei auf ein Buch hingewiesen, das dem klugen und feinen Sinn eines hervorragenden Verlegers entsprungen, in der jetzt sehr beliebt gewordenen Form der Vereinigung mehrerer Verfasser, als eine Einführung in das Kulturleben der Gegenwart gedacht ist.

Der erste Band, „Schaffen“, schildert vor allem den Deutschen in seiner nationalen Arbeit, der zweite, „Schauen“, behandelt historisch-philosophisch den Menschen überhaupt. Unter den Verfassern des ersten Bandes tritt besonders hervor der Zürcher Historiker und Nationalökonom Gust. Maier, unter denen des zweiten Thaddäus Zielinski in Petersburg, der flotteste Schriftsteller unter den Altertumsforschern der Gegenwart, weiteren Kreisen, auch in Deutschland, bekannt geworden durch sein für Russen geschriebenes Buch, Die Antike und Wir.

Dem ersten Bande sind beigegeben, durchweg von Fachleuten geschrieben, genaue Berichte über die wichtigsten Berufe. Beide Bände schmückt eine Kette von Sinnsprüchen, in Vers und in Prosa, überwiegend wohl aus der Sammelmappe des Verlegers, Herrn Dr. Alfred Giesecke, selbst. Ich entsinne mich recht wohl des Alters, da ich so etwas gern hatte.

Durchweg herrscht bei aller Verschiedenheit der Tonart, soweit sich nach einem raschen Durchblick urteilen läßt, solide Sachkenntnis und eine ebenso freimütige als ernste Lebensauffassung, modern, aber nicht modernistisch.

Berlin.

Otto Schroeder.

Literatur.

Die angebliche Ueberwindung des revolutionären Geistes der russischen Gesellschaft durch den Artzibaschewschen Roman „Sfanin“.

Im August 1908 las ich kurz hintereinander von zwei Seiten, daß es ein Roman sei, der die russische Revolution niedergeschlagen und die

russische Gesellschaft umgewandelt habe, indem derselben durch ihn statt des revolutionären Geistes ein ganz anderer, der erotische, suggeriert sei. Zuerst las ich es in dem Aufsätze Werner Daja=Berlin: „Die sexuelle Bewegung in Rußland“ im Augustheft der Magnus Hirschfeldschen Zeitschrift. Die einleitende Hauptstelle lautet dort: „Von umwälzender Bedeutung war erst das Erscheinen des Romans „Sjanin“ von Arzibaschew, der nach jeder Richtung hin die gegenwärtige Epoche Rußlands mit seinem Namen deckt. Sjanin leitet nicht nur durch die Art der Darstellung eine neue literarische Epoche ein, er ist auch durch seine Wirkung kulturhistorisch und soziologisch das wichtigste Werk der russischen Gegenwart, da er zu dem eigentlich bestimmenden Faktor für die Umbildung des russischen Gesellschaftslebens wurde.“ Wenn man es recht bedenkt, so ist das ja ein fast einzig dastehendes Urteil über die reale Wirkung einer geistigen Schöpfung. Die Vorausbestellung der deutschen Uebersetzung dieses angeblichen Wunderwerkes, die Anfang September bei Georg Müller (München) erscheinen sollte, war für mich als aufmerksamen Begleiter der Zeitgeschichte selbstverständlich. Die Vorrede des Uebersetzers, André Villard, war der zweite Ort, aus dem mir die wißbegierigste Spannung auf die märchenhafte Kraft, die dieser Roman entfaltet haben sollte, entsprang: sie sprach sich ganz im gleichen Sinn und Ton über ihn wie Werner Daja aus. Daß sich übrigens das zweifache Präjudizium für die ungeheure Bedeutung dieses Schriftwerkes auf ein einziges reduzieren sollte, scheint mir deshalb ausgeschlossen, weil die Abhandlung des Berliner Schriftstellers sich auch sonst über die ganze, der europäischen Teilnahme zuerst (Daja a. a. D. S. 498) signalisierte Bewegung Rußlands sehr unterrichtet und voll großem Scharfblick in die mögliche Verkettung von Ursachen und Wirkungen erschien. Der Zusammenhang dieser angeblichen sexuellen Bewegung mit der Abspannung des revolutionären Geistes wird so aufgefaßt, daß das aufopferungsfrohe Interesse an der staatlichen und gesellschaftlichen Neuordnung von einem egoistischen Interesse für Eigenglück abgelöst sei; die Regierung unterdrücke aus dem Grunde ihre unvermeidliche sittliche Mißbilligung des neuen Treibens und sehe zu ihm durch die Finger, weil es in politischer Beziehung nicht nur unschädlich sei, sondern sogar sehr erwünscht ihrem Beruhigungstreiben entgegenkomme. Es würde hier also ein grandioses Beispiel wirksamer Ablenkungspolitik vorliegen, und zwar in diesem Falle einer nicht klüglich herbeigeführten, sondern glücklich einen zufällig von außen kommenden Umschwung ergreifenden.

Im folgenden soll nun ohne jede Voreingenommenheit untersucht werden, welche kritischen und positiven Gedanken der Roman „Sjanin“ zur Umwandlung einer ganzen Lebensanschauung etwa enthält, ob diese mächtig genug sind, eine solche herbeizuführen, ob diese in der kurzen Zeit von wenig über einem Jahre vor sich gehen, ob ein einzelner Beobachter diese sich doch auf viele Tausende von Einzeleristenzen verteilende etwaige Umwälzung mit Sicherheit feststellen kann, endlich ob nicht andere Ursachen

zur Erklärung der einflussreichen anscheinenden Ueberwindung der Revolution vorliegen.

„Sfanin“ stellt sich als eine Dichtung von nicht sehr einheitlicher Erfindung, in der alles der Durchführung der Entwicklung und der Schicksale einer Hauptperson diene, heraus. Die Erzählung reiht die Erlebnisse eines ziemlich kleinen Kreises von männlichen und weiblichen Personen der russischen „Intelligenz“, die sich auf einige Monate in einer Provinzialstadt zusammenfinden, aneinander. Auch die Tendenz ist keineswegs aufdringlich, so daß die Propaganda für Ideen als der eigentliche schriftstellerische Zweck erschien. Nur die Unterhaltungen, auch Selbstgespräche, der beteiligten Personen bringen manche, meist mit flammendem Gefühl betonte Gedankenkonzeptionen mit sich, aus denen sich die Kritik des Bestehenden und Ueberlieferten und der Aufbau eines Programmes des Wünschenswerten in der Richtung einer Neulehre von zentralem Interesse für Umbildung der geschlechtlichen Begehungen und Erfüllungen wohl vollziehen läßt, während der Dichter selbst, der auch für reine Poesie eine sehr machtvolle Begabung hat, beinahe über den inneren Bewegungen seiner Personen zu stehen scheint.

Hier zunächst eine kurze Skizze dieser Kritik und dieses Aufbaues.

Auf Gott können wir unser Leben nicht gründen, durch ein sicheres Licht von oben her nicht zur Lösung aller quälenden Ungewißheit über das, was eigentlich das Beste ist, gelangen. Gott geht mich nichts an, sagt Sfanin (146), in der Schöpfung gibt es alles, Gutes und Böses blind durcheinander: also ist Gottes gut und böse kein menschliches gut und böse (soll heißen: weil es sonst das vom menschlichen Standpunkt aus Böse in der Schöpfung nicht geben würde). Unten eine Kette von Leiden ohne Lichtstrahl, und oben, wo Gott thronet, herrscht ewiges Schweigen (310). „Wenn ich mich bemühen wollte, an Gott und seine Ordnungen zu glauben, würde ich es nicht einmal dahin bringen, an meinen eigenen Glauben zu glauben“ (407). Und das positive Christentum verlegt den Schwerpunkt des Lebens in etwas, was gar nicht existiert (282).

Das wichtigste Datum der gegebenen Welt ist der Tod, das Gesetz des Sterbenmüssens für alle Wesen. Mit ihm verträgt sich nicht alles Streben, das sich so ergeht, als ob wir eine bleibende Welt hätten. Man stirbt — nicht in einem Roman, nicht mit künstlerischer Wahrheit niedergeschrieben, sondern einfach so, in Wirklichkeit stirbt man (62). Freilich stirbt auch der Knabe im Jüngling und Mann, aber gegen diesen figurlichen Tod ist der wirkliche Tod selber eine zum Ekel abschreckende Widersinnigkeit (137). „Wenn ich doch schließlich schwach und dumpf in das schwarze Loch des Todes hineinstürze, ist es ganz gleich, ob ich als ein Volkstribun sterbe, als der größte Gelehrte, der tief sinnigste Schriftsteller oder als ein leer herumlaufender, von Trübsal geplagter russischer Intelligenzler“ (427).

Die nächste Gedantengruppe enthüllt nun noch deutlicher und bestimmter die Kritik des Aufopferungsfanatismus der bisherigen

russischen Revolutionäre für die Idee einer besseren Zukunft ihres Volkes, und wenn diese in dem ganzen, 530 Seiten langen Roman doch immerhin dünn und vereinzelt ausgestreuten Gedanken mit besonderer Ausdrücklichheit beachtet und in die Denkweise aufgenommen sein sollten, so würden sie allerdings auch ihrerseits dahin gemerkt haben, daß die Lust des Gedankens an ein Ende am Galgen oder mit Pulver und Blei, eine fanatische Lust russischer Intelligenzler, die für die Anfangszeit der Revolution von glaubwürdigsten Kennern der russischen Zustände wirklich bezeugt ist, anscheinend seit über Jahresfrist sehr abgespannt ist. Wenn man an den Tod denkt, „was ist mir da Bebel und Millionen anderer fragen-schneidender Esel! Ich werde liegen und ekelhaft weiter faulen.“ (62.) Für die Welt im ganzen existieren meine schmerzlichsten und innigsten Erlebnisse so wenig wie die Qualen des Frosches, den ich hier wider Willen zertreten habe (175). Politik und Wissenschaft, das ist alles sehr gut, aber nur aus der Ferne im Ideal (260). Aus welchen Gründen soll ich meine Person in Schändung und Tod führen, nur damit die Arbeiter des „zweiund-dreißigsten“ Jahrhunderts keinen Mangel an Nahrung und Geschlechts-genüssen leiden? Der Teufel möge sie doch holen, alle Arbeiter und Nicht-arbeiter der ganzen Welt! (507.) Ein goldenes Zeitalter ist nicht möglich, weil wir immer nur die Differenz mit dem nächstvorhergegangenen genießen können und diese nicht groß genug ist, um uns einen solchen Aufschwung des Gefühlszustandes zu gewähren (387). Die Menschen der Zukunft können wir nicht hassen noch lieben (497). Wir glauben, daß jede glänzende Idee, an der wir uns zerschlagen, für die wir leiden und sterben, der Ausdruck des Weltwillens sei, und sie ist doch nur ein Brennen unseres Gehirns (445).

So haben die Menschen bisher noch gar nicht das Leben beim richtigen Ende ergriffen. Es herrscht eine trübe Gärung, die überwunden werden muß. Wozu Welt und Leben eigentlich ist, das ist ja niemandem bekannt (387). Alles, was ein denkender Mensch dieser schwankenden Uebergangszeit tut, ruft in ihm einen endlosen Streit hervor, ob es gut oder schlecht ist (467). Was ist eigentlich ein Verbrechen? Die Menschen machen sich einen Schemen zum Geßel und leiden darunter (236). Die Menschen machen aus dem Leben ein unerträgliches Gefängnis (247).

Aber es muß alles neu werden. Glücklich werden kann man „trotz aller Sinnlosigkeit des Lebens“ dennoch (435). Nur leben, leben! Alles was gut ist, ist gut (240), d. h. also, die Natur soll durch keine sittlichen Bedenken mehr eingeschnürt werden („gut = angenehm, und „gut = sittlich erlaubt). So es keine Vergeltung gibt, ist es besser, nach seinem Teile auf der Erde zu streben (497, nach dem „Prediger Salomonis“). Und nun tritt die Wendung auf die sexuelle Sphäre ein. „Ich weiß nur eines“, sagt Stanin, „ich lebe und will, daß das Leben für mich ohne Unannehmlichkeiten sei. Deshalb muß man zunächst die natürlichen Begierden be-

friedigen können" (146). „Das echte Leben ist ein Leben voll ergreifender Ereignisse und verlockender Genüsse, während die großen Ideen nichts waren als leere Zusammenhänge von Worten und Gedanken" (176), denkt Jurii, der dem Helden des Romans „Snanin" geistig am nächsten stehende, aber Mäszanzew „denkt noch klarer und folgerichtiger, sofern er möglichst vielen Geschlechtsgenüssen als den tiefgehendsten Lebensäußerungen nachstrebte" (177). Die Menschen sollen die Liebe genießen ohne Furcht und Entfagung; die Menschheit wird neue Lebensbedingungen auffinden, in denen es keinen Platz mehr geben wird weder für Bestialität noch für Aestetik (470). Wenn die weibliche Jugend zugrunde ginge, so wäre es in der Welt still, wie in einem Grab (247).

Was bisher den freien Mut, der Liebesleidenschaft schrankenlos nachzugeben, hindert, das ist nur die Menschenfurcht, und zwar nicht die Furcht vor Menschen, denen man unbekannt ist, sondern nur vor denen, die einem näher stehen (232). Dies in aller Ruhe, wie etwas Selbstverständliches, von Snanin seiner gefallenen schönen Schwester Lyda vorgetragen, läßt ihr ihr Schamgefühl fast seinen Sinn verlieren (234). Der Gedanke an die in ihren Gefühlen eigentlich mehr altfränkische als altehrbare Mutter ist der Lyda am allerqualvollsten gewesen, weil die Liebe nur dem zugewandt zu werden pflegt, was sich die Menschen vom Menschen dachten, aber nicht standhält, wenn sie enttäuschen (228). Aber aus der Seele ihres Bruders Snanin reißt sie sich auch, wenigstens stimmungsweise, von der Abhängigkeit von der Mutter in ihren Gefühlen los: „Zufällig auf der Lebensbahn begegnet, nur eine Strecke des Weges mitgehend, können und dürfen die Eltern nicht den Kindern die Bahn versperren" (272). Anstatt den Menschen, die man wegen ihrer Beschränktheit verachtet, den Fuß auf den Nacken zu setzen, denkt man törichterweise nur daran, wie man sich vor ihnen retten und sie täuschen könne (270). — Die legitime Ehe steht einem der dem Snanin immerhin geistesverwandtesten Männer des Snaninschen Verkehrskreises mit der Wirtschaft, dem Weibchen, den Kindern gerade in der abgeschmacktesten, waschlappigsten, pflaumenweichen Zuckersyrupform, die er am meisten verabscheut, vor der Seele" (429).

Dies ist nun ungefähr der wesentliche Gedankengehalt, der es an dem Roman sein müßte, was eine Einbiegung der russischen Gesellschaft aus einer Leidenschaft für das Allgemeine in eine auf das Eigenglück und zwar ein erotisch betontes ungebundenes Eigenglück lenkende Richtung herbeigeführt haben könnte. Dieser Gedankengehalt ist doch nicht so neu, daß er an die russische Gesellschaft als eine plötzliche Offenbarung herantreten sein könnte. Die Verherrlichung der „freien Liebe" oder „Libertinage" auf Grund der Auflösung der überlieferten sittlichen Scheu und überhaupt allgemein = verbindlicher sittlicher Satzungen findet sich schon öfters in Sturm- und Drangperioden, findet sich bei dem „jungen" und „jüngsten Deutschland", im Anarchismus und auf dem linken Flügel der modernen Frauenbewegung, und alle diese Strömungen haben schon bisher Ver-

bindungen gerade mit der russischen Welt gehabt. Diese Gedanken müssen allerdings auf dem Standpunkt grundsätzlicher Geistesfreiheit einmal ernstlich durchdacht werden, sie finden dann aber auch mächtige Gegeninstanzen, namentlich in der Ausmalung des Bildes einer Gesellschaft, die diese Gedanken zur Tat und Wahrheit machen wollte. Diesen Gegeninstanzen fehlt es in dem Arzibaschowschen Roman, mit Ausnahme allenfalls des Herrn v. Deuß, an Vertretern: so daß sie doch nicht gegen die Einwendungen, die man gegen sie erheben muß und die sich nach unserer christlichen Vergangenheit von selber melden, durchgefochten werden und also auch nicht gegen die stillen Gegengründe wahrhaft überzeugend auftreten können.

Nun werden sie ferner auch keineswegs von dem Dichter des „Sjanin“ programmatisch durchgeführt: man fühlt keineswegs, daß sich für sie die Autorität eines so bedeutenden Schriftstellers unbedingt einsetzte. Auf Massen aber kann erst ein mit Feuer vorgetragenes absichtliches System ganz anders wirken, als es vereinzelte Momente einer Darstellung vermögen, die immer zunächst künstlerisch motiviert sind. Ja, Arzibaschew deutet selbst wohl an, daß er keineswegs einfach als tendenziöser Wortführer der „freien Liebe“ erscheinen will. Einer seiner Hauptpersonen, dem Stürmer und Dränger Jurii, scheint das Recht zu dieser doch „eine verdammt unaufgeklärte Frage“ (187), und der Dichter selbst nennt die Anwendung des Prinzips im einzelnen Falle doch „eine schamlose Grausamkeit gegen gerade diesen Körper“ (212). Nun lebt ferner Sjanin selber in den wenigen Monaten, die der Roman umfaßt, durchaus nicht als ein mit Vorbedacht seine Netze ausspannender Don Juan, er lebt vor allem als klarer, nüchterner, aber auch wohlwollender und zum Guten redender Beobachter der Menschen und Schicksale, die in seinem Kreise vorkommen, vor allem aber hält er freilich stets den Gedanken des Eigenrechtes des Menschen auf sein Glück und seine Selbstbestimmung gegen unklaren Idealismus und gegen die Macht beengender Traditionen aufrecht. Doch ist er so weit entfernt, sein Leben auf eine Jagd nach Liebesabenteuern zu setzen, daß er sogar einmal fast philiströs nach ziemlich subalterner Arbeit sucht, nur um Beschäftigung zu haben und etwas für seinen Unterhalt zu tun. Und vor allem wissen sich die beiden weiblichen Personen, die im Verlauf des Romans zu Fall kommen, Lyda und Karssawina, absolut nicht hinterher über die bestehenden weiblichen Gefühle zu unerfrogener Selbstrechtfertigung gegen die bestehende Ethik und die Meinung der Menschen zu erheben. Kaum eine Spur, oder höchstens einmal eine bald wieder von ganz anderen Gefühlen nach der Melodie „O neige, du Schmerzensreiche“ verschlungene Anwandlung des stolzen Trostes der unehelichen Mutter in Goethes Gedicht „Vor Gericht“: „Von wem ich es habe, das sag' ich euch nicht, das Kind in meinem Leib . . .“ Wahrhaftig, unser Goethe würde in höherem Maße als Arzibaschew durch seine rücksichtslose Teilnahme für diese vor Gericht geschleppte natürliche Mutter

als Prediger der freien Liebe erscheinen, wenn — der ganze Goethe in einem einzigen Gedichte steckte, das vielmehr als eine vereinzelte Blüte fern vom Mittelpunkte einmal in dem weiten Umfange seines Wesens erwachsen ist. Denn der russische Romandichter hat vielmehr in der überreichen und feinen Schilderung der Seelenqualen und alle Richtungen stets vergeblich nach Rettung durchlaufenden Seelenbewegungen dieser Mädchen ein doppeltes dichterisches Kunstwerk in dem Gesamtkunstwerk seines Romans geschaffen, das ihn in psychologischer Meisterschaft den ersten Dichtern gleichstellt. Hier hat er in realistiſcher Wahrhaftigkeit stets an der Ueberzeugung festgehalten, daß der Kern und Quell aller dieser Qualen nur Menschenfurcht ist — religiöse Motive, wie 1. Mos. 39, 9 oder göttliche Trauer, wie Psalm 51, 6, kommen darin gar nicht vor —, während sein Stanin allerdings diese Furcht für eine ganz überflüssige Schwachheit ansieht. Arzibaschew hätte jenem Seelengemälde der Qualen gar nicht einen so weiten Raum vergönnt können, wenn er seine nationale Gesellschaft hätte vom Standpunkte der alten Sittlichkeit losreißen wollen. Er hätte die weiblichen Opfer der freien Liebe siegreich über ihr Schicksal hinwegführen und zu dauernder Selbstbehauptung und dauerndem Glück führen müssen. Goethe hat auch im Klärchen seines „Egmont“ ein heroisches Weib von freiem Liebesleben ohne Schuldgefühl geschaffen, aber wer hätte selbst ihm, bei dieser ganz entgegengesetzten Zeichnung des mit freier Liebe verbundenen Gemüthszustandes, nachsagen wollen, daß er grundsätzlich als Befürworter der Libertinage aufgetreten wäre?

Kann denn überhaupt eine „sexuelle Bewegung“ als solche in ihrer gedanklichen Allgemeinheit plötzlich die Seelen von Tausenden ergreifen und ganz erfüllen? Mächtig wird diese, der Erfahrung zufolge, doch nur, wenn sie sich im Einzelnen auf das leidenschaftliche Verlangen des Besitzes der bestimmten Person wirft, die, oftmals ohne daß es der Vernunft möglich wäre, sich Rechenschaft über gerade diesen Eigensinn der Wahl abzulegen, nun einmal Liebe einflößt. (Die tiefste Lösung des Rätsels der leidenschaftlichen Liebe wird doch wohl in der Schopenhauerischen „Metaphysik der Geschlechtsliebe“ liegen, die auch E. v. Hartmann, der sonst fast überall über Schopenhauer hinausgeht, vollinhaltlich sich zu eigen gemacht hat und deren Gedanken ich wohl als allgemein bekannt voraussetzen darf.) Diese bestimmte Liebe kann allerdings die Seele nach allen andern Richtungen hin gleichgültig machen. Aber kann man sich denn aus Prinzip entschließen, sie zu suchen, bringt sie nicht vielmehr der Lebensgang zufällig etwa entgegen? Sich in das Weib als solches zu vernarren, das hält die Vernunft der menschlichen Natur und die Notlage der Menschenleben, der unabwendliche Obliegenheiten vorgezeichnet zu sein pflegen, gar nicht aus.

Und auf eine Roman-Lektüre hin sollte eine solche Umwandlung in der Grundstimmung einer ganzen führenden nationalen Gesellschaft eingetreten sein? Goethes „Werther“ hat einmal ein paar kurze Jahre so tiefgreifend eingewirkt, aber etwas Neues hat er doch nicht geschaffen, in

keinem Winkel von beträchtlicher Größe die Linie einer im Gange befindlichen Bewegung umgebogen: hier dagegen würde dieser Winkel ungefähr das Maximum von 180° bedeuten.

Merkwürdig, welche ungeheuren Gegensätze von Ansichten in den menschlich zugänglichsten Dingen unsere Zeit umfaßt! Nach E. v. Hartmann soll der Egoismus, sowohl der auf diesseitiges Glück wie der auf jenseitige Seligkeit gerichtete, durch die bisherige Lehre der „Geschichte“ gewißigt „bankrott gemacht“ haben und die Menschheit ganz in das Stadium des Strebens nach dem allgemeinen Wohl dieses und der zukünftigen Geschlechter eingetreten sein. Nach Arzibaschew — oder genauer: nach einer diesem angetanen Deutung — soll umgekehrt der Gedanke, daß die Hingebung an das Allgemeine ein Unfinn, eine Verrücktheit des einzelnen gegen sich selbst sei, den Egoismus als die allein vernünftige Lebensansicht wieder in sein Recht eingesetzt haben. Die Wahrheit ist, daß der Egoismus vielleicht im einzelnen, aber niemals in der Masse der Menschen abdanken kann, daß der Altruismus sich auch immer aus dem Adel der Menschennatur und =vernunft losringen wird, und daß beide nebeneinander immer in schwankender, aber niemals das eine oder das andere Element aus einem sehr starken Anteil verdrängender Mischung den Plan des Lebens beherrschen. E. v. Hartmann war ein sehr großer Systematiker, ja Doktrinär, aber als Mensch erteilte er die klügsten und treuesten Ratschläge, deren Beziehungshintergrund das Eigenglück des Beratenen, also dessen Egoismus war.

Ich fühle mich schon jetzt zu dem Resultate gekommen, daß das Urteil, durch den Roman „Sjanin“ sei die russische Gesellschaft umgewandelt, ein sehr krasses Beispiel dafür ist, was der moderne Mensch in seinem eingebildeten Stolze, Ursachen und Wirkungen ganz zu überblicken, wohl über die verwickeltsten Verhältnisse zu behaupten wagt. Und ungefähr in Jahresfrist sollte diese Umwandlung erfolgt sein, die doch immer wieder bei jedem einzelnen bei seinen bis dahin mitgebrachten Ichzuständen einsetzen und sich in ihm in den Grenzen seiner eigenen Innenwelt vollziehen mußte — unter der Einwirkung eines Buches, das in nur zwei, nicht übermäßig starken Auflagen erschienen ist! Wenn aber auch die Sache unglaublicherweise so wäre, welcher einzelne besäße die Allgegenwart und Herzenskunde, sie konstatieren zu können?

Endlich liegen andere Ursachen zutage, aus denen die russische Revolution abgelaugt ist, soweit sie das wirklich ist. Die Erschütterung der Ordnung war in den ersten Monaten nach dem Oktober 1905 zu furchtbar, als daß nicht alle Besitzenden, die etwas zu verlieren haben, sich hätten zusammenschließen müssen, um nicht mit anarchistischem Raub und Mord etwas weit Schlimmeres als den bisherigen Druck der Autokratie einzutauschen. Die Armee ist von den vereinzelt schreienden Fällen von Meuterei zum Gehorsam und zur Treue gegen ihren obersten Kriegsherrn zurückgekehrt. Die Zügel der Regierung, die unter dem mehr finanziellen

als staatsmännischen Genie Wittes an der Erde schleifen und von Goremytin nur schlaff ergriffen wurden, befinden sich bei Stolypin in fester Hand. Mut und Einsicht sind in diesem Manne seinen über die Maßen schwierigen Aufgaben, wie man den Ergebnissen nach urteilen darf, gewachsen. Den besten Mann scheint in der Not der Zeit der Zar doch in ihm getroffen zu haben. Für die allgemeine und freie Wahl hat sich Rußland nach dem, wie es in der ersten und zweiten Duma herging, vollkommen begreiflicher Weise nicht reif gezeigt. Die Veränderung und Beschränkung des Wahlgesetzes hat sich als notwendig und vernünftig herausgestellt. Die beiden ersten Dumen wußten nur zu wüten, zu deklamieren, zu schreien und zu lärmen: die dritte hat sich im großen und ganzen das Zeugnis verdient, daß sie zu arbeiten den Willen und den Verstand hat. Der Zar muß nunmehr den Zweifel überwunden haben, daß er es ehrlich mit einer neuen Aera für sein Reich meint, in der dem Volk ein gegen früher bedeutender Anteil an der Gestaltung der öffentlichen Angelegenheiten zugemessen ist.

Ein gewisser Kern von Wahrheit könnte aber doch noch auch in der Proklamierung des gewaltigen Einflusses des Arzibaschewschens Buches stecken; denn daß diese ganz aus der Luft gegriffen sein sollte, ist doch andererseits an sich unwahrscheinlich. Die Erötung des auf die öffentlichen Dinge gerichteten Geistes durch die Suggestion einer maniakalischen Hinwendung auf die geschlechtliche Sphäre muß ich nach obigem für eine falsche Hypothese halten. Aber die Arzibaschewsche Kritik der Ungesundheit und Unnatürlichkeit eines allgemeinen, unberufenen Hineinschreiens in die öffentlichen Dinge trägt so viel Ueberzeugungskraft in sich, daß aus ihr ganz wohl eine segensreiche Grundwahrheit in die revolutionäre Erregung eingeklossen sein könnte. Diese Grundwahrheit aber ist die, daß es im Staate am besten steht, wenn ein jeder innerhalb der Grenzen, innerhalb deren zu wirken seine Kraft ausreicht, am vernünftigsten und besten sich zu betätigen bemüht ist. Wenn eine Wiedergeburt Rußlands möglich ist, so kann sie nur von der vernünftigsten Einsicht und Sittlichkeit der einzelnen ausgehen.

Prof. Dr. Max Schneidewin.

Hans von Bülow: Briefe. VII. Band. Höhepunkt und Ende. 1886—1894.
Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel.

Wenige Monate nach dem sechsten Bande der Bülowbriefe ist der siebente und letzte Band erschienen. Wenn ich in meiner Besprechung des sechsten Bandes sagte „Der Mensch Bülow, ein Kapitel für sich“ — so gilt dies Wort in weit höherem Maße für den siebenten Band. In den acht Jahren, welche dieser Band uns vergegenwärtigt — es sind die Jahre der Hamburger und der Berliner Philharmonischen Konzerte — wächst sowohl der Mensch, wie der Künstler sich zu einsamer Größe aus. Das Wachsen des Künstlers haben wir mit erleben dürfen, das Wachsen des Menschen

lehrt uns ganz erst dieser Briefband. Und durch den Menschen lernen wir den Künstler verstehen. Erschütternd bringt der tragische Inhalt dieses Lebens nun im letzten Akt auf uns ein. Alle Eigenschaften erscheinen gesteigert: ein wildes, leidenschaftliches Tempo erfasst das künstlerische Erleben: das dämonisch pointierte dieser überreichen Individualität tritt schärfer heraus; die Leidenschaft für das Echte gelangt zu einer alles Unwahre und Unehnte ausschließenden Herrschaft. Alle Lebensmächte, Schmerz, Liebe, Ruhm erreichen ihren Höhepunkt. Weißender Sarkasmus, funkelnder Esprit, eine nie versagende Schlagfertigkeit, ein unerschrockenes Draufgänger-tum machen Bülow zum Tyrano des 19. Jahrhunderts. Die lobernde Tapferkeit des Gascoigners erfüllt auch ihn. Diese Tapferkeit und das Bewußtsein „meine Zeit ist kurz“ reißen ihn auf allen Gebieten menschlicher Betätigung zu leidenschaftlicher Stellungnahme hin. Eindringlich zeigt uns der letzte Akt, wie eine wundervolle Menschlichkeit das proteusartige Wesen Bülows durchglüht. Sie ist der ruhende Pol in der rasenden Haß jener schimmernden Geisterchen und Dämonen. In ihr liegen die tiefen Motive seiner Handlungen, die bei oberflächlicher Betrachtung paradox und gewaltjam erscheinen, beschlossen. Wo es Torheit zu bekämpfen, wo es geschehenes Unrecht zu kennzeichnen gibt, da fliegt Bülows Klinge aus der Scheide. Tapfer und selbstlos tritt er ein, wenn einem Kollegen Unrecht geschehen ist.

Seine großartige Gesinnung ließ die Auffassung nicht zu, daß nationale Hebdereien und Hezereien sich auf die Kunst übertragen könnten. Die Kunst und der ausübende Künstler sind nach seiner Idee internationale, der ganzen Menschheit dienende Kräfte. So kann und muß der Künstler Sympathien da erwidern, wo sie ihm gezeigt werden, in Amerika ebenso wie in Böhmen. Daß er freimütig diese Gesinnung in Prag betätigt und ausgesprochen hatte, beschwor gleich darauf in Dresden den entsetzlichen Vorgang empor, wo ein kurzfristiges, pöbelhaftes Publikum seine Roheit in den Konzertsaal trug. Der tapfere Bülow hielt dem Sturme Stand.

Ergreifend ist sein Schmerz, als sein Held — Bismarck — gestürzt war. Das Vaterland ist ihm verleidet, er wird das bohrende Gefühl in seiner Seele nicht los. „Il avait des fourmis dans son épée“ — bis er im Philharmonischen Konzert am 28. März 1892 los schlägt. In flammender Rede widmet er die Eroica dem Fürsten Bismarck. Das verblüffte Publikum demonstrierte. Seine Antwort war ein echt Bülow'sches, impulsives Paradoxon: mit dem Tuch klopfte er den Staub von seinen Stiefeln. In Berlin sorgte man sich nun um sein Wiedererscheinen, man fürchtete ähnliche Szenen wie in Dresden. Aber die Stimmung war umgeschlagen, und in dem Konzert am 4. Mai wurde für ihn, nicht gegen ihn demonstriert. Der Erfolg war beispiellos, es kam zu Kundgebungen, wie Berlin sie einem Musiker noch nicht bereitet hatte.

Man begreift kaum, was Bülow auf der Höhe seines Ruhmes zum Rücktritt bewegen konnte.

Daß dieser Augenblick höchsten Ruhmes voll erschütternder Tragik war, wir erleben es nun. Hindurchgeführt durch Bülow's Leben bis zu diesem Punkt, wissen wir, daß er die Tragik der Einsamkeit sich an ihm vollziehen sieht. Durch den Jubel der Massen dringt der leise, schicksalschwere Ton. Das kühle Wehen der Höhenluft, das die ganz Großen zu den Sternen emporträgt, während sie doch für den Schmerz der Einsamkeit empfindlich bleiben, wir spüren es. Zauchzen nicht dieselben Massen in Bayreuth, wo Bülow, dem Zwange seines künstlerischen Gewissens unerbittlich Folge leistend, ein Stück seines Lebens hat zu Grabe tragen müssen? Und wenn sein Blick vorwärts schweifte, was will aus Denen werden, auf die er reiche Hoffnungen gesetzt hatte? Schon erlebte er die innere Abkehr von Strauß. Einsam der Künstler, einsam der Mensch. Wie ein Schrei der Verzweiflung ringt es sich los in einem Brief an Marie v. Bülow: „bei meinen Kindern habe ich kein Herzensheim“. Er, dem äußerlich so viel Stacheln gewachsen waren, wurde nicht Herr seines empfindsamen, leicht verletzlichen Herzens. „Was mir am schwersten fällt, ist die ebenso gründliche, wie grundlose Verkennung meines Wesens, wozu die Welt, die Bos- und Dummheit der Gesellschaft Tag für Tag das Reichlichste beiträgt.“ Die Aeußerung: „in der Jugend war ich eine problematische Natur, im reiferen Alter habe ich den Fortschritt gemacht, mich als Solche zu erkennen“ — erhärtet seine Selbsterkenntnis. Aber diese Selbsterkenntnis steigert die Selbstpein zu unerträglicher Spannung. „Marie! hat mein unseliger Charakter nicht — frage Dich ruhig, langsam, bedächtig — auch Dich mir entfremdet? Hast Du noch Mut, den giftzerfressenen Hanusch zu pflegen, ihm sein Absterben zu erleichtern?“ — „Bist Du geduldig? Engel ungenügend, stummes Lamm, trotz Abschachtung erforderlich.“

Ein Lamm war die tapfere Frau, die, tausend Widervärtigkeiten trougend, dem großen Künstler ein so köstliches Denkmal gesetzt hat, wohl nicht, das erfährt jeder, der zwischen den Zeilen zu lesen weiß. Aber sie war Bülow mehr als ein Lamm oder ein Engel. Die bei ihm sich stetig steigernde Erkenntnis des Wertes dieser Frau, seine wachsende Liebe, sein sicheres Zutrauen in die Größe und Güte ihres Herzens wirken hinreichend. Was bedeuten demgegenüber kleine Abweichungen eines impulsiven Künstlers? Sein Temperament führte ihn zu solchen Abweichungen, sein Herz blieb unberührt. Sein Herz suchte Marie v. Bülow gleich wieder und fand sie auch: „Deine Gegenwart wäre mir gestern viel, viel lieber gewesen, viel sympathischer und viel gesünder.“ „Ich habe an dem demaskierten Froufrou mehr als übergenug. Bei immenser Begabung entseflich superfiziell, frivol, und vor allem vertrage ich keine femme tapageuse, wenigstens jetzt nicht mehr.“ Solche Briefstellen, aus dem Jahre 1887 zeigen, daß sein innerstes Wesen einer Frau nicht erlag, die sich damals alle erdenkliche Mühe gab, ihn zu erobern. Marie v. Bülow blieb Siegerin, ihr allein weicht er die reine Blüte einer echten Liebe. 1890 schreibt er ihr von Berlin aus: „Rasende Sehnsucht, Deinen tief rührenden Abschiedsblick am Bahnhof

wieder zu atmen, hätte mich beinahe den Mittagszug ergreifen lassen, wieder zu Dir zu eilen" — „Die Trennung von Dir ist mir oltre ogni dire schreckhaft, unduldbar.“ Sie wurde nicht allein mehr und mehr sein „Herzensheim“, sie wurde auch mehr und mehr die verstehende Vertraute seiner künstlerischen Beichten. Er hat im Juni 1887 in Köln versucht, seiner Tochter Daniela zu Liebe Liszts heilige Elisabeth zu hören. Er hat es nicht ausgehalten, er ist nach Bonn zurückgefahren und schließt den die Vorgänge darstellenden Brief an Frau Marie: „O, Marie, — es war furchtbar — als meine Ohren den Abgrund meiner Vergangenheit durchmaßten — die scheußlich hohle, gleißnerische Nichtigkeit in ihrer Ganzheit gewahr wurden.“

Jeder denkende Mensch macht Wandlungen durch. Wie viel mehr der Künstler. Aber in Bülow's leidenschaftlichem Temperament gestalteten sich diese Wandlungen zu solchen Kämpfen, zu so starken seelischen Leiden, daß sie krankhafte Ueberreizungen zur Folge hatten. Ein Brief an Hans von Bronsart aus dem Jahre 1888 spricht schärfer und klarer noch das Verdammungsurteil seiner musikalischen Vergangenheit aus. „Ein Eingeständnis,“ sagt er, „für den Bekenner härter als für den Empfänger“ — „die Werke und selbst der Name des von mir durch Jahrzehnte abgöttisch verehrten (Großmeisters) sind heute Gegenstand beinahe ebenso uneingeschränkter wie unüberwindlichen Abscheus geworden; ja ich stehe in diesem Punkt völlig auf Joachims Seite.“ Vergeblich versucht der Freund Bülow zu überzeugen, daß das Uebermaß des Enthusiasmus des jugendlichen Bülow ein Uebermaß des Zurückschwingens im älteren Bülow erzeugt habe. Bülow antwortete, daß er nicht ein Götzenbild gestürzt habe, um ein anderes an die Stelle zu setzen. Durch Vertiefung in Brahms, den er seinen Erlöser nennt, habe er unterscheiden gelernt — recht spät für sein Alter leider — zwischen echter und Komödiantenmusik; in Parenthese fügt er hinzu: im guten Sinne beim Eidam, im schlechten beim Schwiegervater. Am 17. November 1888 schlägt er Siegfried Dohs ab, das Finale der neunten Symphonie zu dirigieren. „Ich habe kein Herz, keine Begeisterung mehr für dieses Finale, dessen Gemeinschädlichkeit — nützte sich doch die ganze verfl. „neudeutsche“ Richtung, der ich so lange anzugehören das Miß- und Ungeschick hatte, auf diese Musikgrenzenverletzung — mir von Jahr zu Jahr einleuchtender geworden ist.“ So zieht Bülow unerbittlich die letzten Konsequenzen einer einmal gewonnenen Ueberzeugung. Wolfs unaufhörlichem Drängen gelang es trotzdem im März 1889, Bülow zum Dirigieren auch des Finale zu bewegen, bei jener unergößlichen Doppelaufführung der neunten Symphonie. Nie wieder ist der Ewigkeitsgehalt dieses einzigen Werkes so ausgeschöpft. Der Glanz aller Herrlichkeiten des Lebens umfloß es, alle Tiefen des Lebens zwang es uns zu durchmessen und ahnungsvoll erschauernd in ewige Geheimnisse zu dringen. Selig und unselig, schluchzend und jauchzend erlebten wir Unsterbliches.

Und der tiefe Grund für so einzige Wirkung? Bülow war ein Diener

am Wort. So trat er in den Tempel der Kunst, mit reinen Händen, mit reiner Seele, ein Mittler zwischen uns und dem Genius. So konnte Hans von Bronsart ihm schreiben, „er habe gelebt für alle Zeiten“. Uns, die wir jetzt Jüngere sich an denselben Aufgaben versuchen hören, will es freilich oft bedünken, als habe Bülow nicht gelebt für alle Zeiten, als müßten wir den Epigonen warnend zurufen: Ihr seid Verderber, nicht Diener am Wort! lernt aus Bülows Nachlaß!

„Für Bülow war die Kunst“, sagt Marie v. Bülow, „die allerernsteste, ja in Wahrheit die einzig ernste Lebensangelegenheit. Seinem unantastbar lauterem Sinn lag eine solche Frivolität*) ganz fern, trotz aller Vorliebe für Scherz und Witz auf anderen Gebieten“. Seine Objektivität in künstlerischen Dingen war so weit erhaben über jede persönliche Empfindung, daß selbst erlittene Kränkungen ihn in seinem Urteil über Kunstleistungen nicht beirren konnten. Während der Petersburger Zeit 1885 brachte die Allgemeine Musikzeitung eine Besprechung der Leistungen Bülows und Alfred Grünfelds. Bülow schrieb der Allgemeinen Musikzeitung darauf: „Der übermäßig schmeichelhafte mich betreffende Teil kann mich nur wenig freuen, weil er mit einer entschiedenen Ungerechtigkeit gegen einen Kollegen in Beschleunigung verqu coast ist“ — und am Schluß der zwei Druckseiten langensachlichen Würdigung des Kollegen: „erlauben Sie mir, Sie freundlichst zu ersuchen, Herrn Alfred Grünfeld künftig das Bürgerrecht unter den ernst zu nehmenden Klavier-Virtuosen zu erteilen.“ Des Musikschriftstellers Chrysander Angriffe, Ritters unbegreifliche Feindseligkeiten quittierte er mit Handlungen wundervoller Noblesse. In seinem Eintreten für Sucher, in seinem Urteil über Humperdinck, über Saint-Saëns, in seiner tiefen Freude an Strauß, die ja leider später abnehmen mußte, in seiner immer zunehmenden Exaltation für d'Albert — überall die schöne, wohlthuende Unbefangenheit des Urteils. Welch' ein Beispiel für seine zarte, ritterliche Empfindungsweise ist der Brief an die Witwe von Peter Cornelius nach der Aufführung des Barbiers von Bagdad! Es gibt noch einen Brief an eine Frau in diesem Bande, der von vielen mit freudiger Genugtuung gelesen werden wird, der Brief an die Sorma, an „die liebe Frau der Schauspielkunst“.

Für Joachim beseele Bülow lebenslang — die Beweise, die dafür vorhanden, schlagen jeden Widerspruch nieder — die reinste Bewunderung und die herzlichste Freundschaft. Die abfälligen Urteile in der Hochschule von seiten Joachims über Bülows Tempi und Auffassung, die ihm oft genug zugetragen wurden, haben nie seine begeisterte Anerkennung Joachims herabgesetzt. „Er hat gespielt wie Er“! „Joachimisch“ ist der Superlativ der

*) Anmerkung: Weingartner hatte sich in seiner Schrift über das Dirigieren folgendermaßen ausgelassen: „Ich bin heut noch überzeugt und war es vom ersten Augenblick an, daß Bülow sich damals“ — bei einer Carmen-Aufführung — „den Scherz gemacht hat, zu probieren, wie weit man Publikum und Kritik täuschen könne, wenn man einen berühmten Namen trägt“.

Anerkennung für einen Musiker überhaupt, und als er die Heinrichs-Duvertüre Joachims auf Brahms Anregung zu Gehör bringen kann, dient er dieser Aufgabe mit allen Kräften seiner großen Kunst und spricht sich mit heller Begeisterung für die Komposition aus. Aber andererseits konnte auch persönliche Freundschaft sein Urteil nie beirren. Das mußte Hans von Bronsart erfahren, als er seine Mazurken Bülow eingeschickt hatte. Man lese den köstlichen Brief, er ist eins der ergößlichsten Zeugnisse dafür, mit welchem bon esprit Bülow den Leuten unangenehme Dinge sagt. Ueberhaupt der bon esprit Bülows! in dem sich Form und Inhalt immer decken. Ganze Feuerwerke steigen in den Briefen an Wolf auf. Er schreibt z. B. an Wolf: „Sacerdoti — Un — un — unmöglich, die Sonate pathétique in solcher Agrikulturhalle zu spielen. Mit dem Klange von 400 Doppeltönen macht man noch keine Musik.“

Bülows Lebensmelodie liegt zugrunde als basso continuo:

„ to thine own self be true
And it must follow as the night the day
Thou canst not then be false to any man.“

In den sieben Briefbänden tritt uns der Werdegang des Künstlers lebensvoll entgegen. Im siebenten Briefband aber offenbart sich sein Heldentum: wie er in dem Kampf mit dem überhandnehmenden physischen Leiden dem zarten Körper die künstlerischen Leistungen abzwang. Blitzgleich durchzuckt uns die Erkenntnis, daß solch' ein Leben lang andauernder Kampf seelische Gleichgewichtsstörungen zur Folge haben mußte. In diesem aufstammenden Licht erstarkt nicht nur die Bewunderung für den heldenhaften Künstler, es erschließt sich uns auch ein tiefgründiges Verständnis für die Doppelnatur des Mannes, die uns so oft zu innerer Dual wurde. Wenn er — sich mißverstanden fühlend, wo er mit glühender Leidenschaft für Großes eintrat — Verachtung zeigte, loberte ihm der Haß entgegen. Er aber schritt über Liebe und Haß hinweg dem Ziele zu, das er sich selbst gesteckt hatte: ein Diener dessen zu sein, was er als Wahrheit erkannt hatte. Der Strom des Lebens, der in ihm pulsierte, verstandete nie. Einem stolzen Ueberwinder gleich lag er auf dem Totenbett, auf den feinen Zügen den Abglanz innerer Ruhe.

Er blieb sich selber treu.

Margarete Danneel.

Neuter-Kalender auf das Jahr 1909. Herausgegeben von Karl Theodor Gaederß, mit Schmuck und Illustrationen von Johann Bahr, Porträts gezeichnet von Fritz Neuter und Theodor Schloepke, Handschriften Fritz Neuters, sowie Abbildungen nach alten Original-Vorlagen und neuen Aufnahmen im Dieterichschen Verlage (gegründet zu Göttingen 1760) bei Theodor Weicher, Leipzig. Preis 1 M.

Unter den neuen Kalendern, die alljährlich erscheinen, ist nur selten einer, dessen Eigenart uns erfreut, der bisher Unbekanntes und Ungedrucktes Preussische Jahrbücher. Bd. CXXXIV. Heft 3. 36

bringt und uns im Laufe des Jahres zu einem Freunde und Ratgeber wird. Der von Karl Theodor Gaedertz herausgegebene Neuter-Kalender, der i. J. 1907 zum ersten Male erschienen ist, eignet sich wie kaum ein anderer dazu, mit der Zeit zu einem deutschen Haus- und Familienbuch zu werden. Er zeigt uns den volkstümlichsten aller plattdeutschen Dichter „im bequemen Hausrock, am trauten Herd“, in der Umgebung, die ihn bei seinen Arbeiten beeinflusst und vielfach zu seinen originellen Gestalten angeregt hat, und bringt uns mancherlei aus seinem literarischen Wirken und seiner Korrespondenz mit seiner Familie und mit seinen Freunden, das bisher noch so gut wie unbekannt war. Sein wechselreiches Schicksal, sein köstlicher, urwüchsiger Humor, sein reiner Charakter machen ihn ganz besonders geeignet, Mittelpunkt eines Kalenders zu werden, in dem alle Kreise des deutschen Volkes, der schlichte Bürgersmann so gut wie der literarische Feinschmecker, Freude und Erhebung finden können, und der den Frohsinn fördert, welcher so vielen in der wilden Jagd des Automobil-Zeitalters abhanden zu kommen droht. Der Kalender von 1907 brachte außer einer Anzahl bisher ungedruckter Gedichte und Geschichten aus Reuters Nachlaß hauptsächlich Briefe aus seinen Schüler- und Studentenjahren, seiner Untersuchungshaft in der Berliner Hausvogtei und seiner Festungstid und Einzelheiten aus seiner Stromtid und seiner Ehe. Im zweiten Jahrgang erfreute uns der Kalender durch das Bild seiner Persönlichkeit, wie es uns aus den Briefen entgegentritt, die sein Lovising an ihre Familie und ihre vertrauesten Freundinnen geschrieben hat und die wir abwechselnd mit behaglichem Lächeln und mit Rührung lesen. Der des kommenden Jahres enthält eine große Anzahl bisher ungedruckter Briefe des Dichters an seinen besten und liebsten Freund, Fritz Peters zu Siedenbollentin in Neuvorpommern, dem er während 25 Jahre — von 1847 bis an seinen Tod — alles anvertraute, was er an Leid und Freude erfuhr; sie sind gleich reich an köstlichem Humor, tiefem Ernst und wohlthuender Herzenswärme. Auch sonst enthält er in Schrift und Bild noch viel Anziehendes und Neues aus dem Leben unsers plattdeutschen Klassikers, das der Herausgeber mit ebenso viel Liebe für den Dichter wie seinem Verständnis für den Geschmack eines die weitesten Kreise umfassenden Publikums ausgewählt hat. Der Verleger hat die denkbar größten Opfer gebracht für eine gediegene und künstlerische Ausstattung des Kalenders und dabei einen so wohlfeilen Preis festgesetzt, daß die Anschaffung auch bescheidenen Börsern möglich ist. Möchte seine Verbreitung von Jahr zu Jahr zunehmen, damit, so weit die deutsche Zunge klingt, mehr und mehr Tausende zu einer immer intimeren Kenntnis von Fritz Reuters reiner Menschlichkeit und seinem gottbegnadeten Dichtertum gelangen.

Maria Magdalena. Roman von Dora Dunder. Zweite Auflage. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1908.

Daß dieser Roman eine zweite Auflage erlebt hat, verdankt er wohl

mehr dem Umstande, daß er der Zeitströmung entgegenkommt, die für Liebe und Ehe neue Formen und Ziele verlangt, als seinem künstlerischen Wert, der nicht besonders groß, und seinem Gedankengehalt, der nicht besonders neu ist. Das Stück Menschenleben, das er bringt, ist nicht durch ein Temperament, sondern allein durch den Intellekt gesehen und vermag daher nicht, uns zu erwärmen; die Charakterzeichnung, besonders die der Nebenpersonen, ist mehr skizziert als plastisch deutlich; der Entwicklung der nicht sehr geschickt erfundenen Handlung spürt man nirgends die unbedingte Notwendigkeit an, und so fehlt dem Ganzen die überzeugende Realität. Daß eine Ministerstochter, die hinausbegehrt aus der Liebeleerheit und Kälte des Vaterhauses, dessen Existenzbedingungen sie einengen und ihr Glücksverlangen unbefriedigt lassen, sich ohne den Zwang einer großen Leidenschaft in heißer Stunde vergift, läßt sich glauben; aber daß sie, als sie die Folgen ihrer Hingabe übersieht, sich trotz alles Flehens weigert, den Mann, der sie liebt, zu heiraten, und daß sie bei dieser Weigerung beharrt, als er sie nach der Geburt des Kindes fragt, ob sie es wirklich mit gutem Gewissen auf sich nehmen könne, „es aufwachsen zu lassen ohne den Schutz der Familie, aus der Bahn gerissen vom ersten Tage seines Daseins an“, ist wenig glaubwürdig, um so weniger glaubwürdig, als sie dem Pastor gegenüber, der von ihr erwartet, daß sie sich mit dem Vater ihres Kindes trauen lassen werde, zugibt, daß sie ihn geliebt habe und auch noch liebe, „weil er ihr in der kalten Debe ihres Vaterhauses die erste wärmende Blut ihres Daseins gegeben habe“, und daß „seine Nähe ihr lieb und vertraut sei und warm und schön auf sie eindringe“. Wir sollen sie für hochgesinnt und selbstlos halten, verträgt es sich damit, daß sie nicht lieber für sich selbst auf ein ideales Glück in der Ehe verzichtet und sich damit abfindet, daß einige ihrer Blütenträume nicht reifen, als daß sie ihr Kind der Führung eines liebevollen Vaters beraubt und diesen zu einem unfrohen Pflichtleben verurteilt? Es gelingt der Glücksjucherin, es unter fremdem Namen durch eigne Kraft zu einer geachteten Lebensstellung und ansehnlichem Wohlstande zu bringen; aber die Tochter, der sie „nach eigenem Ermessen und unbeeinflusst von der Führerschaft eines Mannes ein leichtes und freies Leben hat aufbauen wollen“, die sie aber aus Mangel an Zeit der Obhut einer Fremden anvertrauen muß, ist anders geartet als sie und entwickelt sich zu einer kaltherzigen Egoistin, der Korrektheit und Vornehmheit über alles geht. Das bricht ihr das Herz, sie trinkt die Arznei aus, von der sie nur einige Tropfen nehmen sollte, und „schlummert still und klaglos hinüber in den traumlosen Schlaf des ewigen Friedens“. Hat die Verfasserin mit diesem Schluß sagen wollen, daß es für eine Frau nicht wohlgetan ist, ihre rein subjektive Meinung über Glück und Wesen der Ehe zum Maßstab für deren Wert zu machen und sich über die Forderung hinwegzusetzen, welche die Gesellschaft aus ethisch-sozialen Gründen an sie stellt? Wenn das ihre Absicht war, hätte sie die Heldin nicht sollen „einer Hohenpriesterin gleichen lassen, die ihr Herzblut daran setzt, die Blinden

sehend und die Tauben hörend zu machen“, hätte sie ihre Lebensanschauung nicht als eine ganz besonders hohe und edle hinstellen sollen. So aber werden manche Leser, besonders jugendliche, in ihrem Urteil über die Unglückliche, die ihre Schuld so schwer büßt, und über das Ansehbare ihrer Handlungsweise irre geführt werden, und das ist schade. Es ist überhaupt wünschenswert, daß das Reden und Schreiben, auch das Schreiben von Romanen, über Liebe und Ehe etwas eingeschränkt werde, denn dies Thema ist nachgerade in Grund und Boden geredet und geschrieben, und einstweilen wird es doch dabei bleiben, daß die Gesellschaft berechtigt ist, auch von der Frau persönliche Opfer zu verlangen, wenn diese zum Heile der Gesamtheit notwendig sind.

Heinrich Laubes gesammelte Werke in fünfzig Bänden. Unter Mitwirkung von Albert Hänel herausgegeben von Heinrich Hubert Hauben. Erster Band. Vorbericht und Inhaltsverzeichnis. Das junge Europa. I. Leipzig. Max Hesses Verlag. 1908.

Durch den Bundesbeschluß, der i. J. 1835 die Werke einer Anzahl jugendlicher Schriftsteller ächtete, wurden diese, obgleich sie sehr verschieden waren, unter dem Namen „Das junge Deutschland“ zu einer Gesamtheit zusammengefaßt, die einst geradezu sensationellen Erfolg hatte, heute aber kaum noch eine andre als literarhistorische Bedeutung hat. Man hat von ihnen mehr wichtig als richtig gesagt, daß sie ebenso wenig jung wie deutsch gewesen seien; ihr Stürmen gegen alles Konventionelle und Flache, ihr frischer Lebensdrang, die Redlichkeit, mit der sie alle nach ihrer Ansicht falscher Götter zu stürzen suchten, die Behauptung „Was nicht von selber sterben will, muß totgeschlagen werden“, waren recht jugendlich, und ihr Suchen nach einem ideellen Gehalt, ihre Neigung zu philosophieren, ihr Doktrinarismus waren echt deutsch. Wenn ihre späteren Leistungen, als sich ihre Anschauungen gewandelt und sie erkannt hatten, daß ihre Pläne, die Welt umzugestalten, nicht zum Ziele führen konnten, den Verheißungen ihres ersten Anlaufs entsprochen hätten, wären sie jetzt nicht so gut wie verschollen. Wer von ihnen lebt denn heute noch? Nur die beiden bedeutendsten unter ihnen: Guckow und Laube, jener durch einige wenige Dramen und seine letzten Romane, dieser vielleicht noch mehr durch den Einfluß, den er als Dramaturg ausgeübt hat, dessen Spuren in der Geschichte der deutschen Bühne bleibende sein werden, als durch seine schriftstellerische Tätigkeit. Obgleich seine Dramen durch ihre meisterhafte Technik, die besonders groß ist im Kleinen, ihren gesunden Realismus, und die lebenswürdige Wärme seines Temperaments, die ihre Gestalten befeelt, einen Wert haben, der sehr vielen Erzeugnissen unserer lebenden Dramatiker abgeht, werden sie doch mehr und mehr durch diese von der Bühne verdrängt, und auch seine Romane und Novellen werden nur noch wenig gelesen. Ob es angezeigt war, den vor Jahresfrist erschienenen „Ausgewählten Werken in 10 Bänden“ sobald eine noch umfassendere Sammlung

in 50, sage und schreibe fünfzig, folgen zu lassen, in welche jene allerdings mit aufgenommen sind, wird sich bald herausstellen. Es steht zu befürchten, daß sie über den Kreis literaturgeschichtlicher Forscher kaum hinausbringen werden, nicht weil sie es nicht wert wären, gelesen zu werden, sie sind es im Gegenteil in hohem Grade, sondern einfach darum, weil nur noch Fachmänner die Zeit dazu haben. Fünfzig Bände! Man erschrickt, wenn man nur daran denkt. Der I. Band enthält „Das junge Europa.“ Roman in drei Büchern! „Die Poeten“, „Die Krieger“ und „Die Bürger“. Manches darin, wie z. B. die Namen der Helden Hippolyt, Valerius, Konstantin und William, die heute kein Dichter, der ernst genommen sein will, mehr wählen würde, und die Brief- und Tagebuchform, mutet uns als veraltet an, aber anderes, wie der Stil mit seinen lebensvollen, farbenreichen Eigenschaftswörtern, seiner lyrischen Schwung, seinen witzigen Zusammenstellungen hat noch immer einen großen Reiz. Die Zensur hat ihm seinerzeit vorgeworfen, daß er dem Staate und der Sitte gegenüber stürmisch revolutionär sei, im Weibe nur das Sinnliche sehe und die Emanzipation des Fleisches verkünde, heute sind wir an so viel gewagtere politische und soziale Behauptungen und so viel kräftigere Schilderungen weiblicher Reize gewöhnt, daß wir die stark mit Deklamation verbrämten Zornesausbrüche seiner Helden gegen das Bestehende und die Verherrlichung fragwürdiger Liebesabenteuer, die ein Gegenschlag gegen eine gewisse Zeitrichtung war, welche im Weibe vor lauter Seele gar keinen Körper sah, ohne alle Erregung lesen. Dem ersten Teil liegen Erjahrunen zugrunde, die Laube teils als Student in Breslau und teils als Hauslehrer in einem vornehmen Herrenschloß gemacht hat, und es wird darin die Julirevolution verherrlicht. Im zweiten Teil konzentriert sich das Hauptinteresse auf den polnischen Aufstand; er ist reich an glänzenden Schilderungen aus dem polnischen Kriegs- und Volksleben. Der vollendetste Teil ist der dritte. Das Tagebuch, das Valerius im Gefängnisse führt, in dem er die Strafe für seine Teilnahme am Aufstande abbüßt, enthält eine Fülle von feinen psychologischen Bemerkungen, die auf Selbstbeobachtung beruhen — Laube hat selber monatelang im Gefängnis gesessen — und von ergreifenden Stimmungsbildern. Die Freunde haben einsehen gelernt, daß ihre Pläne, die Welt umzugestalten, nicht zum Ziele führen konnten und so verzichten sie auf das Kämpfen dafür und werden fleißige, tüchtige Bürger, die ihr Glück in der Arbeit suchen, mit Ausnahme von Hippolyt, der bis zuletzt in schrankenlosem Genuß schwelgt, mit dem Hypnotismus seiner Sinnlichkeit Mädchen und Frauen bezaubert und in Amerika in einem Straßenkampf erschlagen wird. Eine einheitliche Handlung haben die drei Teile nicht, und der Schlusseindruck des ganzen Romanes ist wenig befriedigend; aber als Zeitgemälde und Abspiegelung der Bestrebungen und Stimmungen, welche unter den jugendlichen Stürmern und Drängern der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts geherrscht haben, behält er dauernden Wert. Möchte er viele Leser finden!

Hans Hoffmann. Sein Lebensgang und seine Werke. Von Otto Ladendorf. Mit einem Bilde Hans Hoffmanns. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel. 1908.

Wenig Dichter haben sich schon bei ihren Lebzeiten eine so große Gemeinde dankbarer Leser erworben wie Hans Hoffmann. Sein Schönheitsgefühl, seine feine Kunst, Natur und Erlebnis so aufeinander zu stimmen, daß sie zusammen klingen wie Melodie und Text eines Liedes, der Wohlklang seiner Sprache und vor allem sein köstlicher Humor, der auch das Tragische zu verklären weiß, machen ihn zu einem Erzähler, dessen Eigenart nicht nur unser ästhetisches Wohlgefallen erregt, sondern auch unser Herz gewinnt. Auch seine lyrischen Gedichte — Gelegenheitsgedichte in Goetheschem Sinne —, die er unter dem Titel „Vom Lebenswege“ zu einem Bande vereinigt hat, erfreuen durch tiefe Empfindung, schalkhafte Anmut und Schönheit der Form. Zu den dankbarsten Bewunderern aller dieser Vorzüge gehört Otto Ladendorf, der ihm das vorliegende Buch über seinen Lebensgang und seine Werke zu seinem sechzigsten Geburtstag als „schlichtes Angebinde“ gewidmet hat. Selbst wer bereits in Belhagen und Klafings und in Westermanns Monatsheften gelesen hat, was der Dichter selber in der ihm eignen launigen Weise über seinen Lebensgang erzählt hat, wird sich gewiß freuen, des Künstlers Erdenwallen in dem Buche noch einmal an sich vorüberziehen zu lassen und zu sehen, wie reich es war an Freude und Leid, an Enttäuschung und Erfolg, und Hans Hoffmann selbst wird mit Befriedigung daraus ersehen, wie hoch ihn sein feinsinniger Biograph als Mensch und als Dichter einschätzt. Ob er ganz damit einverstanden sein wird, daß es von jeder seiner Dichtungen eine Inhaltsangabe gibt, bleibe dahingestellt. Leser, denen es mehr auf das Stoffliche ankommt, als auf dessen künstlerische Gestaltung, begnügen sich möglicherweise mit dieser Inhaltsangabe, anstatt die Dichtungen zu lesen. Es wäre schade, wenn es Hans Hoffmann schon während seines Lebens so erginge, wie es manchen Größeren nach ihrem Tode ergangen ist; daß man sehr viel über ihre Werke und sehr wenig in ihren Werken liest. Er möchte dann gewiß mit Lessing „weniger erhoben und fleißiger gelesen sein“.

Die Familie Lowositz. Roman von Auguste Hauschner. Egon Fleischel & Co. Berlin 1908.

Dieser Roman versetzt uns nach Prag, der Vaterstadt der Verfasserin, und in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, eine Zeit, in der sich die nationalen Gegensätze in Böhmen in fast unerträglich Weise verschärften, und es zuerst zu offenen Feindseligkeiten zwischen Deutschen und Tschechen, Juden und Christen kam, wie sie dort jetzt an der Tagesordnung sind. Die Familie Lowositz ist eine jüdische; das Geschwisterpaar Rudolf und Camilla bildet den Mittelpunkt der Handlung, vermag uns aber kein warmes Interesse abzugewinnen; sie sind beide wenig sympathische Ge-

stalten, auch Rudolf, der über die Enge der Anschauungen, die in seinem Elternhause herrschen, hinauswächst und deren Druck und die Tragik seiner Herkunft tief empfindet. Es ist der Verfasserin nicht gelungen, den Stoff genügend zu befeelen, und der Darstellung fehlt das echt Künstlerische. Das Kulturbild, das sie uns vorführt, ist ganz interessant, bleibt aber in der Feinheit der Ausführung weit hinter dem zurück, das uns z. B. der so schnell berühmt gewordene Roman Zettchen Gebert von Alt-Berlin und dem Leben seiner jüdischen Bürger gibt. Obgleich uns dieses näher liegt als Prag mit seinem Völkergemisch, und seine Schilderung schon daher mehr auf uns wirkt, so würde uns das nicht hindern, den künstlerischen Wert des Zeitbildes in der Familie Lowositz freudig anzuerkennen, wenn er ebenso groß wäre, er ist es aber nicht annähernd.

Selma Lagerlöf. Schwester Olives Geschichte und andere Erzählungen. Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Maria Franzos. Albert Langen. Verlag für Literatur und Kunst. München 1908.

In den sechs kurzen Geschichten, welche dieser Band enthält, tritt die Stärke und Eigenart von Selma Lagerlöfs dichterischer Persönlichkeit wenig hervor. Sie überraschen uns weder durch Reichthum der Gedanken und Tiefe der Empfindung noch durch Größe der Bildkraft und Zartheit des Ausdrucks wie z. B. die Erzählungen „Unsichtbare Bande“, deren künstlerischer und ethischer Wert seinerzeit in den Preussischen Jahrbüchern gewürdigt worden ist. Immerhin zeugen „Schwester Olives Geschichte“ und „Im Gerichtssaal“ von ernstem Sinnen über die Rätsel des Menschenherzens und „Die Silbergrube“ predigt eine Lebensweisheit, die dem heutigen Geschlecht mit seiner Ueberschätzung irdischer Güter nicht oft genug wiederholt werden kann. Die andern drei Geschichten lassen nicht ahnen, was das eigentlich Beschwingende in Selma Lagerlöfs dichterischem Schaffen ist, und sind künstlerisch so unbedeutend, daß sie besser unübersetzt geblieben wären.

Im Tau der Orchideen. Chinesische Lieder in deutschen Strophen von Conrad Haußmann. Verlag von Albert Langen. München.
Chinesische Lyrik. Deutsch von Hans Heilmann. Die Frucht-
schale. Erster Band. R. Piper & Co. München.

Obgleich das Interesse für das Reich der Mitte aus politischen Gründen von Jahr zu Jahr bei uns zunimmt, hat die Menge, auch die gebildete, noch immer sehr unklare Vorstellungen von der chinesischen Kultur. Man weiß zwar, daß diese uralt ist, hält sie aber für sehr verpopt, wenn nicht gar für fossil; man hat zwar in der Schule von Confucius gehört und weiß vielleicht sogar, daß er schon 500 Jahre vor Christi Geburt gelebt hat, ahnt aber nicht, was er noch jetzt für sein Volk bedeutet, daß er, obgleich er kein Religionsstifter, sondern nur ein Philosoph

war, zu einem Nationalheiligen geworden ist, dem weit über tausend Tempel geweiht sind, und daß er die Sitten des Landes, des Hauses, des Alltags unter feste Gesetze gestellt hat, die dessen Leben noch heute regeln. Aus dem Geleitwort, das die Uebersetzer den vorliegenden Gedichtsammlungen mitgegeben haben, erfahren wir nun auch, daß er ein großer Freund der Musik war, der er eine so große erziehlische Macht zuschrieb, daß er gesagt hat, wenn man wissen wolle, ob ein Land gut regiert werde und wohlgesittet sei, solle man seine Musik hören, und daß er nicht nur selber dichtete, sondern auch die frühesten Dichtungen seines Volkes, die tausende von Jahren alt sind, gesammelt und dadurch vor dem Untergang gerettet hat. Beide Uebersetzungen beginnen mit einer Auswahl aus dem von ihm geretteten „Buch der Lieder,“ dem *Schi-King*, das eins der fünf kanonischen Bücher der Chinesen ist und mit den indischen *Wedas* zu den ältesten Literatur-Denkmälern gehört. Staunend erkennen wir daraus, eine wie reiche Lyrik das chinesische Volk schon in uralter Zeit besessen hat, und wie ähnlich seine Empfindungsweise und ihr künstlerischer Ausdruck der modernen Kulturvölker ist. Sie enthalten aber nicht nur Lieder aus dem *Schi-King*, sondern auch solche von einer großen Anzahl von Dichtern, die einer späteren Zeit, ja sogar der Gegenwart angehören, und enden beide mit einem Liebeslied *Li-Hung-Tschangs*, des berühmten Staatsmanns, der gegen Ende des 19. Jahrhunderts Europa besuchte und sich auch längere Zeit in Deutschland aufhielt, und den daher viele unsrer Generation von Angesicht zu Angesicht gesehen haben; aber wer, der den Greis mit dem nachdenklich gesenkten Haupt und dem faltenreichen Gesicht, das nichts von dem verriet, was in seinem Innern vorging, langsam und würdevoll dahinschreiten sah, hätte ihm zugetraut, daß er einst den heißen Wunsch gehegt hat, der Tod möge ihn und die Geliebte zu gleicher Stunde abrufen?

„Zu Todesflammen
Bin hinzufahren ich bereit,
Durchs Lüstemeer mit ihr zusammen,
Mit ihr in alle Ewigkeit!“

Bei Hans Heilmann hat die Uebersetzung dieses Liedes die Ueberschrift „Das Meer ohne Ufer“, bei Konrad Haufmann hat es die erste Zeile als solche wie das Original. Keins der chinesischen Lieder hat eine andre; auch „Im Tau der Orchideen“ ist der Anfang eines Gedichtes. Daß der erstere in dieser Beziehung von den Originalen abgewichen ist, stimmt nicht ganz dazu, daß er „aus Pietät gegen diese“ und, um ein möglichst getreues Bild von dem Gedanken- und Stimmungselement der Lieder zu geben, auf Vers und Reim verzichtet und sich mit einer Wiedergabe in rhythmischer Prosa begnügt hat. Da die chinesische Lyrik nicht bloß sangbar ist, sondern gebieterisch verlangt gesungen zu werden, — der Chinese begleitet sie noch heute ganz wie einst mit der Laute, — so ist dabei zweifellos viel von ihrem melodischen Wohlklang verloren gegangen,

und eine metrische Uebersetzung, die der musikalischen Eigenart, dem Singen und Klingen darin gerecht zu werden sucht, ohne dem Gedanken- und Stimmungsgehalt Eintrag zu tun, wird von vielen vorgezogen werden. Man vergleiche folgende Wiedergabe desselben Gedichtes:

„Das Weidenblatt.“

„Die junge Frau, die träumerisch dort an ihrem Fenster lehnt, ich liebe sie nicht wegen des Palastes, den sie am gelben Fluß besitzt,

Ich liebe sie, weil sie ins Wasser fallen ließ das kleine Weidenblatt.

Ich liebe nicht den Ostwind, weil er mir den Duft der blühenden Birnbäume zuträgt, die mit Blüten Schnee die Berge bedecken,

Ich liebe ihn, weil er es an mein Schiff trieb, das kleine Weidenblatt.

Und das kleine Weidenblatt, ich liebe es nicht, weil es den holden Frühling mitbringt, der nun wieder kehrt,

Ich liebe es, weil die junge Frau einen Namen darauf eingeritzt hat mit der Spitze ihrer Stricknadel, und dieser Name ist der meine!“

„Die Frau, die dort am Fenster lehnt.“

„Die Frau, die dort am Fenster lehnt

In träumendem Genuße,

Nicht weil sich ein Palast ihr dehnt

Entlang dem gelben Flusse,

Nicht weil sie Blütengärten hat,

Nur weil zur Flut von ferne

Der Hand ein kleines Weidenblatt

Entsank, hab' ich sie gerne.

Den Ostwind hab' ich auch nicht lieb,

Weil er mir Düfte schenkte,

Nur weil das Blatt er abwärts trieb

Zum Nachen, den ich lenkte.

Und nicht, weil Frühlingsglanz es hat,

Treibt mich's das Blatt zu lieben,

Nur einzig, weil dem Weidenblatt

Ein Name eingeschrieben;

Das Weidenblatt ist unschätzbar

Und wär' es noch viel kleiner,

Der darauf eingekritzelt war

Der Name, der ist meiner.“

Die Lieblichkeit des Inhalts ist in beiden Uebersetzungen dieselbe, und das schaukelnde Gedankenspiel, das Flüsternde, das zum leisen Singen Auffordernde, von dem man unwillkürlich annimmt, daß es dem Original eigen sein muß, kommt in der metrischen mehr zur Geltung. Auch bei

anderen Liedern, denen man in den beiden Sammlungen begegnet, hat der des Chinesischen Unkundige die Empfindung, daß der süddeutsche Uebersetzer ihnen die feinen Schwingungen des Gefühls und ihren gedämpften Ton sehr glücklich abgelauscht, wenn auch der norddeutsche ihren Inhalt sprachlich gründlicher ausgeschöpft hat. Wenn Goethe sagt, ein gutes Lied müsse auch ohne Vers ein Gedicht sein, so heißt das wohl nur, es müsse aus einer Stimmung erwachsen sein, und diese wieder hervortreten; aber eine echt lyrische Stimmung verlangt stets, in einer sangbaren Form ausgedrückt zu werden, und von seinem „Wandrer's Sturmlied“ erzählt er selbst, daß er es auf dem Spaziergange, auf dem es entstand, gleich vor sich hingefungen habe. — Die beiden Sammlungen hinzugefügte Einführung in die chinesische Literatur, wirkt auf den Leser, der bis dahin nichts von dieser gewußt hat, wie eine Offenbarung; man ahnt ja gar nicht, wie viel echte Dichter, die uns auch heute noch etwas zu sagen haben, China seit Jahrtausenden gehabt hat, und wie groß die Gleichartigkeit seiner Gedanken- und Gefühlswelt mit der des Abendlandes, wie stimmungsvoll seine Lyrik ist, von wie zarter und keuscher Innigkeit besonders seine Liebeslieder sind. Conrad Haußmann weist darauf hin, wie groß die Zahl der Ich-Lieder im Shi-King ist, die auch in der Goetheschen Lyrik den Hauptbestandteil bildet, und wie überraschend ähnlich oft der Ausdruck ist, den die gleiche Situation im fernen Osten und im Abendlande gefunden hat. So sagt er z. B.: „Die Morgenstimmung, die Romeo kennzeichnet mit „Die Lerche war's und nicht die Nachtigall“ ist in einem Shi-King-Liede mit „Das war der Hahn, das war sein Krähen“ ausgedrückt, nur noch realistischer, und das Lied „Zaubernd schritt er durch die Gassen“ hat eine leise Ähnlichkeit mit Margaretens „Ich gäh' was drum, wenn ich nur wüßt', wer heut der Herr gewesen ist“. Dem sei, wie ihm wolle; eins ist gewiß: Die uralte Kultur, die diese ewig jungen Lieder hervorgebracht hat, welche mehr Blutwärme und künstlerischen Wert haben als viele Erzeugnisse moderner Lyrik, hat zahlreiche Berührungspunkte mit der Europas, und es lohnt sich, sie kennen zu lernen.

W. Fuhrmann.

Theater-Korrespondenz.

Shakespeares Julius Cäsar im Neuen Schauspielhause.

Wenn wir die elementare Wirkung der späteren „großen“ Dramen Shakespeares, die in der Weltliteratur allein steht, auf ihre Ursachen zurückführen wollen, so finden wir diese weniger in der genialen Sicherheit der Charakteristik, oder in der dramatisch packenden Gestaltung des Dialogs und der Situationen und noch weniger in dem wirkungsvollen Aufbau der Handlung — hierin haben andere große Dramatiker Ähnliches, Gleiches und in letzterer Beziehung Besseres geleistet —, als in dem lyrischen Gehalt der Reden. Auf der Höhe seines Schaffens ist dieser gewaltige Sprachherrscher unerreicht in der Wahl und Schöpfung der stimmungsvollen Ausdrücke, Metaphern, Vergleiche, in der Klangmalerei, in der wechselvollen, alle feinen Schwingungen der Empfindung wiedergebenden Rhythmik, die natürlich nur unter souveräner Verachtung des langweiligen jambischen Versschemas durchzuführen ist, und in der Fähigkeit, alle diese Mittel zusammenwirken zu lassen zur Erzeugung eines elementaren Gefühls. In manchen Partien des Macbeth, welcher die höchste Stufe dieser Formentwicklung darstellt, kann man im Urtext mitunter zwanzig Zeilen lesen, ohne auf einen regulären fünffüßigen Jambus zu stoßen; was dem Sinne nach zusammengehört, sind längere und kürzere rhythmische Reihen von freiester Bildung.

Diese zarte dramatische Musik im Deutschen restlos wiederzugeben, ist unmöglich: wir haben nicht den Reichtum des sprachlichen Materials, und neben der Prägnanz der Shakespeareschen Sprache ist auch ihre Kraft uns unerreichbar aus dem einfachen Grunde, weil fast alle Begriffswörter bei uns tonlose Endungen haben, welche im Englischen meistens fehlen. Angestrebt werden aber muß diese Wiedergabe von jedem, der auf den Namen eines Shakespeare-Übersetzers Anspruch macht. Und es ist bekannt, daß Schlegel hierin Großes geleistet hat; in einem Punkte jedoch ist er vielfach hinter Shakespeare zurückgeblieben: in der Rhythmik; er hat das unglückliche Bestreben gehabt, im Gegensatz zu dem Urtext möglichst reguläre Verse zu bauen. Ich stütze mich hierin nicht bloß auf meine eigene Beobachtung, sondern auf das Urtheil der größten Autorität, die es hierfür

gibt, des Professors Schipper, des Verfassers einer mehrbändigen englischen Metrik.

Gerade der Bühne, welche diese Musik vorzutragen hat, erwächst die Pflicht, die vorhandenen Verbesserungsversuche dieser schwächsten Seite der Schlegelschen Uebersetzung zu berücksichtigen. Und die Regie des Neuen Schauspielhauses hat diese Pflicht anerkannt und eine Reihe von Stellen geändert. Wenn es z. B. bei Shakspeare heißt:

There was a Brutus once that would have brook'd
Th'eternal devil to keep his state in Rome
As easily as a king,

so kann es keinen Zweifel geben, daß das von Cassius mit Wut und Hohn herausgeschriene Wort king absichtlich ans Ende seiner Rede gesetzt ist und daß die Uebersetzung Schlegels:

Einst gab es einen Brutus, der so gern
Des alten (!) *) Teufels Hof als einen König
Geduldet hätt' in Rom. (!)

äußerst ungeschickt ist. Im Neuen Schauspielhause war meine Abänderung eingelegt:

Einst gab es einen Brutus, der so gern
Des höll'schen Teufels Hof geduldet hätt'
In Rom als einen König.

Aber eine Reihe von offenkundigen Fehlern war beibehalten; so z. B. das dichterisch und stilistisch gleich unerträgliche

Kein Mensch trägt Leiden besser. — Portia starb.

Was im Deutschen unmöglich ist, hätte Shakspeare nach englischem Zeitgebrauch sehr wohl sagen können:

No man bears sorrow better. Portia died,

wenn ihm die bloße Feststellung der historischen Tatsache ihres Todes nicht zu albern vorgekommen wäre. Er sagte, und es kann nicht anders heißen: Portia is dead. Warum sagt nun Schlegel nicht auch: „Portia ist tot“? — Er beging lieber eine unverantwortliche Geschmacklosigkeit, ehe er dem Verse die überzählige Silbe vor der Cäsur bewilligte, welche er im Englischen hat.

Der eminent musikalische Charakter der pathetischen Reden stellt auch höhere Anforderungen an den Vortragenden. Mit einer en gros-Deklamation, mit einem abwechselnd durch eine Reihe von Versen aufrecht erhaltenen Jorues-, Entrüstungs-, Trauer- oder Freudentone kommt man hier nicht aus, all die feinen, den Grundton umspielenden Nebentöne des

*) Schlegel mußte mit dem eternal devil nichts anzufangen; und er konnte damals nicht wissen, daß Shakspeare mehrfach eternal mit infernal verwechselt.

stimmungsvollen poetischen Weiverks müssen für sich zur Geltung kommen; in diesem bewegten Meer des Shakspereschen Empfindens wollen wir nicht bloß die großen Wogen rollen, sondern die kleinsten Wellchen plätschern und murmeln hören. Diese seine Musik der Sprache Shaksperes kann niemand lernen; er muß ein zartbefaitetes Seeleninstrument in sich tragen, das ihr Klang in Schwingung versetzt: der große Deklamator wird geboren. Ein solcher ist Max Grube, und so war denn seine temperamentvolle Ueberredung des Brutus in der zweiten Szene das Beste, was uns in dieser Beziehung geboten wurde. Sie hätte noch besser gewirkt, wenn Brutus (Herr Siebert) von dieser ausgezeichneten Kunstleistung sich etwas tiefer hätte rühren lassen.

Brutus ist zwar ruhiger, ernster, in sich verschlossener als Cassius, aber er ist ein viel größerer Mensch als dieser in seinem reinen, edlen Empfinden, in seiner gewissenhaften Ueberlegung vor der Tat und in seinem kühnen, energischen Handeln nach gefaßtem Entschluß. Wenn diese innere Größe sich hier nicht in Worten kund gibt, so muß sie um so unverkennbarer aus dem stummen Spiel hervortreten, das die Eröffnungen des Cassius begleitet; auch ohne Worte muß er uns die tragische Situation enthüllen, in welche ihn die politischen Zustände und seine eigenen politischen Ideale seinem Freunde Cäsar gegenüber versetzen. Auch der stumme Brutus muß in jedem Augenblick größer als Cassius sein; wie sollen wir uns seine jedesmalige Bemeisterung des schlaueren Praktikers in allen folgenschweren Fragen anders erklären als durch die sittliche Ueberlegenheit des Brutus? Ueberall, wo er auftritt, nur Cäsar gegenüber nicht, herrscht er durch die Macht seiner Persönlichkeit. Hier war Brutus immer der kleinere, und es war gar nicht zu verstehen, warum der klügere Cassius seine politisch besseren Absichten immerfort zugunsten der verfehlten des Brutus aufgab. In der lebhaften Streitszene des vierten Aktes scheint das Verhalten dieses Brutus lähmend auf Cassius gewirkt zu haben; allerdings läßt sich ein lebhafter Streit nicht von einer Seite allein führen. Diese prachtvolle Szene, das letzte Emporschwellen des schließlich versandenden Stromes der Handlung, die immer ihres Erfolges sicher ist, verlief hier klanglos. Und selbst dem seelenvollen Spiele seines Weibes gegenüber (Charlotte Maren), wo in wenigen unbeschreiblich schönen Worten die Liebe des Brutus hell und heiß wie die Sonne aus seinem gramumwölkten Herzen bricht, auch hier immer der gleiche, gedrückte, schwermütige Ton.

Faßte der Künstler Brutus als grüblerischen, zweifelsüchtigen, unklaren Kopf auf, der niemals recht weiß, was er will? etwa wie man in älterer Zeit Hamlet auffaßte? — Dafür gibt das Handeln des Helden ja nicht die geringste Handhabe. — Oder sollte hier ein „moderner“ Brutus vorgeführt werden, wie wir ja auch einen „modernen“ Carlos und Posa und Romeo auf Berliner Bühnen gesehen haben? Das wäre dann wieder jene unkünstlerische Vermengung von zwei himmelweit verschiedenen Stilarten, die

gar nichts miteinander zu tun haben. Schauspieler, die gewohnheitsmäßig die alltäglichen Menschen der „modernen“ Dramen darstellen mit ihrem kleinen Wollen, ihrem kurzen Denken und mageren Empfinden, verlieren, wenn sie sie je befehlen haben, die Fähigkeit zur Schöpfung der Charakter, des hohen Dramas. Hier ist mit dem nüchternen Abklatsch des realen Lebens nichts getan; denn die pathetischen, so gewaltig wirkenden und erschütternden Reden unserer klassischen Dramen sind in Wirklichkeit niemals gehalten worden. Die großen Menschen, welche hier auftreten, haben zwar so gedacht und gefühlt, wie die Dichter es schildern; sind aber außer Stande gewesen, ihren Gedanken und Empfindungen eine sie vollkommen bedeckende Form zu geben, weil ihnen die dazu erforderliche dichterische Sprachgewalt fehlte. Was uns in diesen pathetischen Reden so überwältigt, ist nicht das große oder schöne Wort, sondern die innere Wahrheit, die es schlagend ans Licht bringt. Hinz, der seine Frau streichelt, kann also niemals ein Muster für Brutus sein; ebenso wenig wie Kunz, der sie schlägt, für Dithello. Die wahrheitsgroßen Dichterworte haben immer etwas Ueberspanntes, sie müssen daher auch in überspanntem Tone gesprochen werden: denn die großen Menschen selbst sind überspannt — immer über die Gewöhnlichkeit hinausgespannt.

Die Annahme, daß uns hier ein moderner Brutus vorgeführt werden sollte, findet anscheinend eine Bestätigung in der Tatsache, daß die Rede des Brutus an das Volk, in der er allgemein verständlich sein möchte und simpel und pedantisch wird, ganz tadellos vorgetragen wurde.

In der Rede des Antonius (Christians) dagegen, deren ewig neue Wunderwirkung ja auch durch ihren hervorragend lyrischen Charakter erzeugt wird, gingen manche vom Dichter gewollte Gefühlseffekte verloren. Gleich am Anfang schleudert Antonius den Plebejern einen schweren Vorwurf entgegen, wenn er sagt, daß nur das, was sie Böses getan, die Menschen überlebt.

Das Gute sinkt mit ihnen oft ins Grab.

So sei es auch mit Cäsar.

Die letzten Worte, in denen die persönliche Pointe des Vorwurfs liegt, wurden gesprochen, als ob sie nichts bedeuten, während Schmerz und Enttäuschung daraus hervorklingen müssen, die der Redner in einer langen Pause, in welcher er einen traurig resignierten Blick über die Versammlung wirft, nachwirken läßt. Nun kommt der Beweis, daß die Worte des Brutus, in denen er Cäsar Herrschsucht schuld gab, Unsinn enthielten. Er wird in drei immer stärkeren Argumenten geführt, die also auch mit lebhaft gesteigertem Tone gesprochen werden müssen: die Lösegelder seiner Gefangenen hat er nicht für sich behalten, sondern dem Staatschatz einverleibt — die Plebejer nehmen das ruhig hin; wenn er die Armen, sie selbst, leiden sah, hat er mit ihnen geweint und ihnen geholfen — keine Wirkung; die ihm dreimal angebotene Königskrone hat er dreimal abgelehnt — das schreit er heraus in wütendem Tone, der sagen soll: der

Mensch muß blödsinnig sein, der hierin Herrsucht entdecken kann. Umsonst. Nun greift er ihnen persönlich ans Herz: ihr habt nur Gutes von ihm gehabt, ihr habt ihn im Leben geliebt dafür, ihm zugejauchzt, wenn ihr ihn sah; warum, ihr Klöße, steht ihr jetzt so stumpf vor seiner Leiche? Auch das wirkt nicht. Und nun ruft er in äußerster Steigerung:

O Urteil, du entflohest zum blöden Vieh,
Der Mensch ward unvernünftig!

Weiter kann er nicht, Schmerz und Zorn über diese Fühllosigkeit übermannen ihn, er bricht zusammen. Und was die Berechnung nicht erzielen konnte, dieser ungewollte Tränenerguß erreicht es: das Mitleid dieser stupiden Menge ist erregt. Diese unablässige, stufenweise Steigerung des Tones bis zur unüberschreitbaren Höhe, die des Darstellers mächtiges und schönes Organ zu vollendeter Wirkung hätte bringen können, war leider nicht bemerkbar.

Der zweite Teil der Rede beginnt mit einer wunderbar erschütternden Antithese:

But yesterday the word of Caesar might
Have stood against the world — now lies he there,
And none so poor to do him reverence,

die Schlegel in seiner Uebersetzung und der ihm folgende Künstler hat verkommen lassen:

Noch gestern hätt' umsonst dem Worte Cäsars
Die Welt sich widersezt;

(Die von Shakspeare herausgestellte „Welt“ ist hier schön versteckt.)
nun liegt er da,

Und der Geringste neigt sich nicht vor ihm.

Ich habe diesen Fehler zu verbessern gesucht:

Noch gestern galt das Wort des großen Cäsar
Wider die ganze Welt; nun liegt er da,
Und auch der Aermste beugt sich nicht vor ihm.

Der scharfe Hohn in der Schilderung der Ermordung:

Denn Brutus, wie ihr wißt, war Cäsar Engel

(das Wort hat hier die Bedeutung Teufel) wurde nicht bemerkt.

Der furchtbare Hieb auf Brutus, welcher den Plebejern die Notwendigkeit der Ermordung Cäsars logisch vorgerechnet hat, in den Worten:

sie sind weiß und ehrenwert und werden
Mit Gründen sicherlich euch Rede stehen —

mit Gründen, die billig sind wie Brombeeren, die jeder Hansnarr für die dümmste Tat finden kann — schien nicht erkannt zu sein. Auch der allmähliche Wechsel in der Intonierung des immer wiederholten „ehren-

werte Männer“, das schließlich so klingen muß wie „verruchte Schurken“ — das merken die Plebejer sehr wohl:

Berräter find's: ehrenwerte Männer! —

versagte oder wurde nicht angestrebt. Ueberhaupt trat der Ton des Hohnes, die immer wieder erklingende Dissonanz in dieser gewaltigen Rachesymphonie, kaum hervor.

Wenn nun die Rede im ganzen auch mit Kraft und Pathos und Leidenschaft, mitunter sich überstürzender Leidenschaft, vorgetragen wurde und nicht ohne Wirkung blieb, so kann eine rückhaltlose Anerkennung ihr doch nicht zuteil werden: zu viele Feinheiten in diesem lyrischen Meisterwerk waren nicht erfaßt und versanken in dem Schwall der tönenden Worte. Viel besser gelang die Szene mit den Verschworenen nach der Ermordung, in der die gegebene Situation eine recht einfache ist und schnelle, schlagkräftige Gedankenkombinationen oder fein nüanciertes Empfinden nicht erfordert. Antonius trat hier trotz der geheuchelten Freundschaft mit vornehmer Ueberlegenheit auf, die ihm den Verschworenen gegenüber nicht fehlen darf, und noch weniger dem Volke gegenüber, das weiter nichts als ein Racheinstrument in seinen Händen ist. Der Fluch wurde mit überwältigender Kraft gesprochen, und der tiefe Schmerz, von dem das Herz des Cäsarfreundes überschwillt, kam zu schöner Geltung; um so bedauerlicher war die Trauerpose am Schluß der Szene.

Eine nahezu vollkommene Schöpfung war der Cäsar Adolf Kleins: ein vom Alter ein wenig angekränkelter, gütereicher Held, der dann doch, wo sie, wie in der Senatsitzung, herausgefordert wird, die alte Kraft des Weltherrschers in sich heraufbeschwören kann. Kleins Cäsar war so ganz personifizierte Würde, daß die großen Worte, die er vor seiner Ermordung spricht, den Eindruck eines berechtigten hohen Selbstbewußtseins machten, nicht aber der Renommisterei, welche künstlerisch schwach begabte Halbverstehrer wie Brandes darin finden wollen. Es dürfte überhaupt einem einsichtsvollen Künstler unmöglich sein, einem Dichter wie Shakspeare das verrückte Bestreben zuzutrauen, aus einem der größten Männer der Weltgeschichte eine Karikatur zu machen. Ebenso natürlich gestaltete Klein den Willenswechsel Cäsars in der Hauszene, in dem jene Kritiker die Absicht Shakspeares finden, einen kindisch gewordenen Greis zu zeichnen. Die Auflösung dieses scheinbaren Widerspruchs ist außerordentlich einfach: da Cäsar keine Furcht hat, so ist es für ihn eine ganz gleichgültige Sache, ob er in den Senat geht oder nicht. Warum soll er also seiner von Träumen geängstigten Gattin nicht nachgeben, wenn sie ihn zu Hause behalten will? und warum soll er nicht doch in den Senat gehen, wenn ihm sein Erscheinen für diesen Tag von seinen Freunden als besonders wichtig dargestellt wird? Und ganz richtig stellte Klein diesen Willenswechsel mit einem Anflug von Humor dar. Was Shakspeare hier an Cäsar charakterisieren wollte, war seine zur Nachgiebigkeit geneigte Freundlichkeit in Fragen, die

ihm selbst bedeutungslos scheinen. — An Gertrud Arnold fand Klein eine würdige Calpurnia. Herrn Rehbach's Casca stellte den Zynismus recht anschaulich dar; dagegen ließ er die kraftvolle Männlichkeit, die ihm doch auch eignet, vermiffen.

Außerordentlich wirksam waren die Volksszenen, besonders die auf dem Forum; der erregte Pöbel ließ es an wüstem Lärm nicht fehlen, ging sogar stellenweise darin zu weit. So z. B. lassen sich die Unifono-Schreie, mit denen er die Rede des Antonius an gewissen Stellen unterbrach und von denen der Text nichts weiß, durch die Natur dieser vielköpfigen Hydra schwerlich rechtfertigen. Neu war im Neuen Schauspielhause das Arrangement der Forum-Szene: das Volk stand zum größten Teil nicht auf der Höhe der Rednerbühne, sondern in einer Vertiefung um sie herum, so daß vom Parkett aus nur die Köpfe und die in der Luft suchenden Arme zu sehen waren. Diese Einrichtung hat zwei Vorteile: einerseits erscheinen die wilden Lebensäußerungen dieser verborgenen Menge so unheimlich und so unberechenbar, wie sie es in Wirklichkeit sind; andererseits — und das ist die Hauptsache — erhalten die Redner das ihnen gebührende Relief und fesseln die Aufmerksamkeit der Hörer auf sich allein in einer Weise, wie es nicht geschehen kann, wenn sie vom Pöbel umdrängt sind. Was die Wirkung dieser, im ganzen betrachteten, vortrefflichen Darstellung besonders erhöhte, war die stilvoll schöne, ja prächtige Ausstattung, die sich jedoch von Gefuchtheit und Ueberladenheit frei hielt. Besonders stimmungsvoll war der Garten des Brutus und das Forum mit dem Ausblick auf die umliegenden Monumentalbauten; daß die letzteren mit den Topographie des alten Rom nicht ganz stimmten, änderten an der Wirkung nichts.

Besonderes Lob verdient es, daß der Cäsar ganz dargestellt wurde, bis auf die Szene, wo der Dichter Cinna irrtümlicherweise vor unsern Augen vom Pöbel erschlagen wird, und den Einbruch des verrückten Poeten in das Zelt des Brutus. Besonders eindrucksvoll gestaltete sich die zweite Szene, in der Portia auftritt, durch das erregte Spiel ihrer Vertreterin. Man begreift nicht, daß sie gewöhnlich ausgelassen wird: sie ist durchaus notwendig, einerseits um uns das in ihrer tödlichen Angst um den Geliebten schwache Weib zu zeigen und ihren späteren Selbstmord erklärlich zu machen, andererseits um die Zuhörer durch ihre Fassungslosigkeit in die für die kommende Morbszene passende Stimmung zu versetzen.

Hermann Conrad.

Politische Korrespondenz.

Der kossuthistische „Pakt“ mit der Krone und dessen Folgen. — Ungarn auf dem Weg zu innerer Genesung. — Die Sprachenfrage in Oesterreich.

Der frühere ungarische Innerminister Kristoffy hat vor einigen Wochen den Wortlaut des „Paktums“ der Öffentlichkeit preisgegeben, das zwischen dem Träger der Krone und dem gegenwärtigen Ministerium zu Ostem 1906 abgeschlossen wurde; es hatte in betreff der Wahlreform folgenden Wortlaut: „Die Aufgabe dieser Regierung ist die Durchführung der in sämtlichen vorhergehenden Punkten festgestellten Agenden (gemeint ist hauptsächlich die Bewilligung der sogenannten Staatsnotwendigkeiten), außerdem als letzte Aufgabe die Durchführung der Wahlreform auf mindestens ebenso breiter Grundlage, wie dies in dem Programm der jetzigen Regierung (Fejervary) enthalten ist.“ Kristoffy teilte damals weiter mit: „Der Pakt bindet somit die Koalition direkt an das Programm des Kabinetts Fejervary. In diesem Programm war das allgemeine, geheime, gemeindeweise ausübende, gleiche und unmittelbare Wahlrecht enthalten und nur die Beschränkung: Kenntnis des Schreibens und Lesens des Wählenden statuiert. Dies proklamierte das Kabinett Fejervary in seinem Gesezentswurfe, und dies akzeptiert die Koalition im Paktum als Minimum.“

Nun hat der jetzige Innerminister, Graf Andrássy, am 11. November l. J. endlich dem Reichstag den vor dritthalb Jahren versprochenen Gesezentswurf unterbreitet. Er ist so ziemlich in allen Punkten das Gegenteil von dem, was der Entwurf Kristoffys in Aussicht stellte. Das Wahlrecht ist vor allem so ungleich als nur möglich; es gibt hier unmittelbare Wähler verschiedenster Kategorien mit einfacher, zweifacher und dreifacher Stimme, und es gibt „Urwähler“ — die Analphabeten —, von denen je zehn Stück einen Wahlmann stellen. Es wird ferner öffentlich abgestimmt, in den Städten vielleicht auch geheim, da Graf Andrássy erklärt hat, „wenn eine beachtenswerte Gruppe die geheime Abstimmung verlange, sei er geneigt zu einem Abkommen, wonach in den Städten geheim abgestimmt werden solle“.

Die öffentliche Stimmabgabe soll den Dorfparochas den gehörigen Einfluß sichern. Außerdem ist die gemeindeweise Abstimmung gefallen, je

Graf Andrássy meint, „es wäre gut“, auch weiterhin die Zahlung der Fuhrlöhne und die Verköstigung der Wähler den Mandatbewerbern freizustellen. Und hier ist der Bestechung der Wählermassen wie bisher Tür und Tor geöffnet. Die wichtigste Handhabe gegen die Nichtmagyaren ist aber der herrschenden Clique gegeben durch gewisse einschränkende Bestimmungen über das passive Wahlrecht. Wer nämlich u. a. wegen eines „gegen den Staat gerichteten Vergehens“ oder wegen „Aufreizung zum Hass gegen eine Nationalität“ rechtskräftig zu einer Freiheitsstrafe verurteilt war, kann zehn Jahre lang, gerechnet von der Verbüßung oder Verjährung der Strafe, nicht zum Abgeordneten des Reichstags gewählt werden (§ 12, Punkt 4). Auch wenn die Strafe durch königliche Gnade erlassen wird, bleibt der Betroffene 10 Jahre nicht wählbar, gerechnet vom Datum des Gnaden-erlasses. Damit kann die Wahl jedes Nichtmagyaren verhindert werden, der den Machthabern nicht zu Gefichte steht, da die politischen Prozesse, die zu solchen Verurteilungen führen, erfahrungsgemäß je nach Bedürfnis auf höheren Befehl „gemacht“ werden.

Dieser Gesetzentwurf hat die königliche Vorsanktion erhalten, und wenn nicht unvorhergesehene Ereignisse dazwischentreten, wird er von der Mehrheit des Reichstags auch angenommen werden und dann die endgültige Sanktion erhalten. Recht geflüffentlich wird nun von offiziöser ungarischer Seite auch in einem Teil der reichsdeutschen Presse verbreitet, das ungarländische Deutschtum käme bei dieser Wahlreform am besten weg. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Stimmenzahl der Deutschen infolge ihrer durchschnittlichen höheren Bildung verhältnismäßig eine viel größere sein wird, als die der übrigen Nichtmagyaren. Was hülfte es ihnen aber, wenn ihnen gegenüber von den erwähnten Mitteln der Wahlbeeinflussung selbst kein Gebrauch gemacht würde — was nur zu erwarten wäre, falls sie ausgesprochen regierungsfremd wählten —, während es ihren natürlichen Bundesgenossen verwehrt wird, auch nur eine annähernd entsprechende Vertretung in den Reichstag zu entsenden! Und dabei behält die Regierung noch ihren schönsten Trumpf in Bereitschaft: die Neueinteilung der Wahlkreise, die nicht die letzte Gewähr bildet für den „nationalen Charakter“ des Parlaments. Die Deutschen in Südungarn lassen sich daher von einem sehr richtigen politischen Instinkt leiten, indem sie offener und nachdrucksvoller denn je mit den Rumänen und mit der ganzen Nationalitätenpartei gemeinsame Sache machen. Der Kampf gegen diese Wahlreform ist für sie zugleich ein vorzügliches Mittel, das Verständnis für den nationalen Gedanken in alle Schichten des Volkstums zu tragen. Die Ungarländische Deutsche Volkspartei hat denn auch in einem Manifest diesen Standpunkt eingenommen und in national gemischten Wählerveranstaltungen vertreten. Das ist in den Städten Ungarisch-Weißkirchen, Werschetz und Pancsova und in einer Reihe von Landgemeinden mit bestem Erfolg geschehen.

Graf Andrássy hat es nicht unterlassen können, sich auf den deutschen Reichskanzler zu berufen, um seine Reform mit einer zugkräftigen aus-

ländischen Autorität zu rechtfertigen. Fürst Bülow soll ihm, wie Andrássy behauptet, gesagt haben, das Pluralwahlrecht halte er in einem kulturell fortgeschrittenen Staat für das geeignetste, und „wenn in Preußen die Wahlreform drankäme, würde er diesen Grundsatz akzeptieren“. Graf Andrássy scheint in der Äußerung Bülows bloß die Prämisse übersehen zu haben, denn wenn nach den amtlichen Bekanntmachungen in der um 150 Prozent (von 1,1 auf 2,6 Millionen) vermehrten ungarischen Wählermasse nahezu ein Drittel Analphabeten sind, so läßt sich die Parallele mit Preußen schwer aufrecht erhalten.

Die künftigen, über 24 Jahre alten Analphabetenwähler Ungarns verteilen sich nach derselben Quelle auf die Nationalitäten folgendermaßen: Magyaren 47 830, Deutsche (ohne die Siebenbürger Sachsen, die dank ihrem ausgezeichnet organisierten Schulwesen keine Analphabeten haben) 8668, Slowaken 26 007, Rumänien 68 492, Ruthenen 24 389, Serben 9020, Sonstige etwa 7600. Unter den Rumänen, die in dieser Hinsicht am schlechtesten dran sind, ist eine Bewegung im Zug, durch Stiftungen dahin zu wirken, daß sich die Zahl derjenigen Volksgenossen vermehre, die schreiben und lesen können. Es sind schon namhafte Summen zu diesem Zweck gespendet worden, aus deren Erträgnis Preise an diejenigen verteilt werden, die sich ihres Analphabetentums entledigen. So wird der böse gemeinte Gesetzeswurf wider Willen wenigstens in dieser Beziehung zur kulturellen Wohltat.

So schlimm auch die Aussichten für die parlamentarische Betätigung der Nichtmagyaren sich gestalten mögen, wenn diese Vorlage Gesetzeskraft erhält, so ist ihre Lage doch nicht hoffnungslos. Es wird sich, unterstützt von der Sozialdemokratie, eine öffentliche Meinung zur Geltung bringen, unter deren Wucht schließlich doch das ganze Kartenhaus der kossuthistischen Tyrannis zusammenfallen muß; die nervöse Eile, mit der dies gebrechliche Gebäude weiter aufgebaut wird, ist schon ein recht deutliches Zeichen der inneren Schwäche und des mangelnden Vertrauens in die Zukunft auf seiten der dilettantischen Baukünstler. Da wird an der Magyarisierung der ländlichen Ortsnamen gearbeitet, die nun gleich den Städten ihre papiernen „amtlichen“ Namen bekommen sollen; da wird ein Gewerbegesetzeswurf fabriziert, wonach auf den Firmenschildern der Gewerbetreibenden der Name der Firma und des Gewerbezweigs unbedingt auch in magyarischer Sprache — und „nicht weniger auffallend“ — bezeichnet werden muß; auch soll die Unterrichtssprache der Gewerbe- und Handelslehrlingschulen die magyarische sein, und nur mit besonderer Genehmigung des Kultusministers darf eine andere Unterrichtssprache in Anwendung kommen, wobei der magyarischen Sprache so viel Raum gewährt werden muß, daß an einen erspriesslichen fachlichen Unterricht nicht gedacht werden kann, und was dergleichen nationalstaatliche Mätzchen mehr sind. Mit einem Wort, man setzt alles dran, um die Nichtmagyaren vergessen zu machen, was sie untereinander etwa trennen könnte, und weckt mit bewundernswerter Zielbewußt-

heit in ihnen das Gefühl, daß ihr Kampf jetzt nur einem einzigen Feind gelten müsse: dem magyarischen Chauvinismus.

Die Schlauesten unter den kossuthistischen Politikern haben wohl auch schon eine dunkle Ahnung von dieser Folge und versuchen deshalb, die Aufmerksamkeit von sich abzulenken. Der Exminister Bolonji (früher Bettelheim) ist dran und drauf, eine antisemitische Partei zu gründen; aber das Manöver könnte im besten Fall nur die eine Wirkung haben, daß auch die Juden, an denen das extreme Magyarentum bisher die besten Helfer hatte, ins andere Lager gedrängt werden, wenn sie merken, daß sie zwischen zwei Feuer kommen. Auch von diesem Gesichtspunkt betrachtet ist dem Radikalismus der Kossuthisten nur zu wünschen, daß er möglichst rasch sich zu höchster Vollkommenheit entwickle; dann wird er, auch dem Magyarentum zum Heil, desto schneller sich ganz und gar überleben.

*

*

*

Auch in Oesterreich scheint der nationale Paroxysmus bald zu vollster Blüte entfaltet zu sein. Der Böbeleien gegen die Prager Deutschen konnte das Ministerium Beck nicht Herr werden und demissionierte deshalb. Nun soll einige Wochen ein Beamtenministerium sein Glück versuchen. Dem Kabinett Bienerth erwächst die bisher ungelöste Aufgabe, im Einvernehmen mit den großen nationalen Gruppen noch vor Jahresluß einen Gesetzentwurf über die Regelung der Frage des Sprachengebrauchs bei den landesfürstlichen Behörden und über die Reorganisation der staatlichen Verwaltung durch Schaffung von Kreisregierungen einzubringen. Bis zu dessen Annahme führt allerdings ein recht weiter und beschwerlicher Weg.

Nun ist noch obendrein die italienische Frage wieder aufs Tapet gebracht worden. Ob ihre Lösung durch die Revolverschießerei der italienischen Studenten in der Wiener Aula wesentlich erleichtert worden ist, darf billig bezweifelt werden. Und wenn selbst die mancherlei Bedenken, die gegen die Errichtung einer italienischen Universität in Oesterreich erhoben werden können, überwunden würden, so liegt doch die Anwendung des Falles auf ungarische Verhältnisse nur zu nahe. Die Italiener in Oesterreich mit einer Seelenzahl von rund 727 000 bilden 2,8 Prozent der österreichischen Bevölkerung, die Deutschen im eigentlichen Ungarn (ohne Kroatien und Slawonien) mit einer Seelenzahl von rund 2 Millionen dagegen 11,9 Prozent der ungarischen Bevölkerung; und die Deutschen in Ungarn repräsentieren doch hier im Verhältnis zu den Magyaren mindestens ein gleichwertiges Kulturelement wie die Italiener Sisleithaniens im Verhältnis zu den dortigen Deutschen!

Dieser Vergleich zeigt wieder recht deutlich, daß die Einführung der „nationalen Autonomie“ in beiden Reichshälften die Kulturlasten am angemessensten verteilen und die nationalen Reibungsflächen auf die natürlichste Weise vermindern würde.

Wenn überhaupt — zunächst in Oesterreich — gründlich Wandel geschaffen werden soll, so ist das kaum anders denkbar, als durch

die Verwirklichung der „nationalen Autonomie“. Ob aber gerade eine Regierung mit ausgesprochen bürokratischem Charakter berufen sein wird, diesen Kaiserschnitt zu wagen, erscheint nicht sehr wahrscheinlich. Da muß ein Wille durchgreifen; und da dieser heute bei der Krone nach den Enttäuschungen von sechs Jahrzehnten nicht vorauszusehen ist, wartet man noch immer auf den Staatsmann, der, unbekümmert um Beifall von unten und oben, kühn in die Bresche springt. Vielleicht ist es dem Thronfolger eher beschieden, ihn zu finden; er wird es gewiß um so eher können, je entschlossener er ist, als König von Ungarn reinen Tisch zu machen, damit der Kaiser von Oesterreich volle Aktionsfreiheit gewinne.

27. November.

Luß Korodi.

Die Krisis des persönlichen Regiments.

Der Zufall hat es gewollt, daß unmittelbar nachdem unser Novemberheft erschienen war, die große Krisis über Deutschland hereinbrach und jetzt, indem wir das Dezemberheft abschließen, schon wieder überwunden ist, so daß uns nur übrig bleibt, oder sagen wir besser ermöglicht wird, sie historisch zu betrachten, sie mit derjenigen Unbefangenheit nach allen Seiten zu studieren, die die Distanz, aus der der Historiker die Ereignisse betrachtet, ihm gewährt — wie es ja die Natur dieser Zeitschrift überhaupt mit sich bringt, daß sie auf die Tagespolitik vorwiegend indirekt einwirkt, indem sie schon die Gegenwart möglichst unter den Gesichtspunkten der Geschichte anschaut.

Die englische Zeitung Daily Telegraph brachte Gespräche eines Engländer's mit unserm Kaiser, die bestimmt waren, die internationale Position Deutschlands und namentlich unser Verhältnis zu England zu verbessern, tatsächlich aber das Gegenteil bewirkten.

Der Kaiser versicherte, daß es sein Bestreben sei, mit England auf dem besten Fuße zu leben.

Die Engländer haben darauf angedeutet, das sei vielleicht nur eine List, um Zeit zu gewinnen, bis die deutsche Flotte groß genug geworden. Auch sei ein persönlicher Wille wandelbar und der Monarch sterblich.

Der Kaiser hat sich als Beweis seiner Freundschaft für England darauf berufen, daß er ein ihm bei Beginn des Burenkrieges von Frankreich und Rußland angebotenes Bündnis gegen England abgelehnt und das Angebot sogar sofort an die Königin Viktoria mitgeteilt habe.

In England hat man geantwortet, daß ein solcher Freundschaftsdienst in der Vergangenheit noch keine Gewähr für die Zukunft biete. In Petersburg und Paris aber hat man daraus geschlossen, die deutsche Politik verdiene kein Vertrauen.

Als weiteren Beweis seiner Freundschaft für England hat der Kaiser angeführt, daß er in der Zeit der größten Bedrängnis der Engländer in Südafrika selber einen Feldzugsplan ausgearbeitet, ihn durch seinen

Generalstab begutachten und nach London habe senden lassen. Wirklich habe der Plan, den Lord Roberts nachher angenommen, mit dem seinen große Aehnlichkeit gehabt.

Die Engländer haben in diesem Rat weniger einen Freundschaftsdienst sehen wollen, als eine Einmischung und den Anspruch auf ein Mitverdienst an dem endlichen Sieg, der dem englischen Ruhm Eintrag tue. In Deutschland aber gar hat man gefunden, daß der Große Generalstab nicht dazu da sei, um Kriegspläne für die Engländer auszuarbeiten, am wenigsten gegen die Buren, die in dem Kampf um ihre Freiheit von dem ganzen deutschen Volke einmütig mit herzlicher Teilnahme begleitet wurden, deren Selbstbehauptung auch dem offenbaren Interesse der deutschen Politik entsprochen hätte, was erst vier Jahre vorher der Minister des Auswärtigen im deutschen Reichstag rückhaltslos verkündigt und der Kaiser selbst durch seine Depesche an den Präsidenten Krüger bekräftigt hatte.

Wie eine tiefe Empörung über diesen Kriegsplan durch das deutsche Volk ging, so wird man ihn der deutschen Politik in dem uns bisher befreundeten Holland niemals verzeihen, und auch unsere Stellung in Süd-Afrika wo die Buren-Afrikaner ja noch immer eine große Macht sind, ist wesentlich verschlechtert.

Der Kaiser hat weiter darauf hingewiesen, daß er sich mit seiner Englandfreundschaft in seinem eigenen Lande in der Minderheit befinde, die Mehrheit des deutschen Volkes sei England nicht freundlich gesinnt.

In England hat man den Accent nicht auf die Freundschaft des Kaisers, sondern auf die jetzt zugestandene Feindschaft des Volkes gegen England gelegt. In Deutschland ist man aufs peinlichste berührt, daß der Kaiser über die Stimmungen in seinem eigenen Volke so schlecht unterrichtet ist. Während des Burenkrieges war die Stimmung in Deutschland wie in allen Ländern der Welt allerdings sehr englandfeindlich; heute ist sie es keineswegs.

Den Bau der deutschen Kriegsflotte hat der Kaiser durch die Weltstellung Deutschlands im allgemeinen und seinen gewachsenen und stets noch wachsenden Welthandel erklärt und dabei hervorgehoben, daß sie vielleicht einmal gegen die ostasiatischen Zukunftsmächte Japan und China Verwendung finden könne, vielleicht sogar zusammen mit der englischen. Diese Erklärung hat die Engländer nicht darüber beruhigt, daß die Schiffe nicht auch einmal gegen sie gebraucht werden könnten und hat in Deutschland die Antwort gefunden, daß man wegen der vielleicht in einer Generation zu größerer Bedeutung emporkwachsenden Seemächte Japan und China nicht geneigt sei, schon heute die Lasten des Flottenbaues auf sich zu nehmen, bei diesen Völkern selber aber die üble Stimmung, die sie ohnehin gegen uns erfüllt, aufs äußerste gesteigert.

Jede einzelne der kaiserlichen Taten und Aeußerungen war ein politischer Fehler: nun traten sie alle, wie zu einem Kranze verbunden, gleichzeitig vor die Öffentlichkeit und die Authentizität wurde besiegelt,

indem die beiden offiziellen Organe, die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ und das Wolff'sche Telegraphenbureau, den Artikel der englischen Zeitung reproduzierten. Bald erfuhr man auch, daß er vorher dem Auswärtigen Amt vorgelegen habe und dort approbiert sei.

Der Reichskanzler erkannte den ungeheuren Fehler, erklärte, daß er selbst den Artikel vorher nicht gelesen, da er sich auf das Gutachten des Auswärtigen Amtes verlassen habe, für seine Beamten aber einstehen müsse und deshalb um seinen Abschied bitte. Der Kaiser lehnte das Abschiedsgesuch ab, und nachdem die öffentliche Entrüstung sich zuerst gegen das Auswärtige Amt und den Reichskanzler gewandt, weil ein derartiges Aktenstück ohne die gehörige Sorgsamkeit und Prüfung in die Welt gegangen sei, wandte sich die Stimmung jetzt gegen den Kaiser selbst. Denn nicht die Veröffentlichung sei das schlimmste, sondern die darin mitgeteilten Tatsachen. Daß solche Fehler, solche Entgleisungen möglich gewesen, sei eine Folge des persönlichen Regiments. Es sei fortan unmöglich, einer Regierung Mittel, Soldaten, Kriegsschiffe zu bewilligen, die eine so directionslose Politik mache. Die erste Forderung des Tages sei daher jetzt, Schutzmittel gegen das persönliche Regiment zu finden, Sorge zu treffen, daß der Kaiser nur mit dem Rat seiner amtlichen Ratgeber und gedeckt durch ihre Verantwortlichkeit Politik mache.

Die Forderung ist sehr natürlich und leicht gestellt, aber es ist für die praktische Lösung das schwerste Problem, das die innere Politik überhaupt bietet. Es gibt eine Doktrin, wonach der konstitutionelle Monarch überhaupt nur formale und Repräsentations-Befugnisse habe. Der Monarch ernennt diejenigen Minister, die die Majorität des Parlaments ihm präsentiert. Er entläßt sie, wenn diese Majorität sich ändert. Er tut nichts Politisches, als was diese Minister ihm vorschlagen oder gutheißen; wenn er etwa persönlich anderer Ansicht sein sollte, so darf er diese Meinung nicht einmal laut werden lassen, um die Kreise der Minister nicht zu stören. Dieser parlamentarische Monarch hat also weniger politische Rechte, als der letzte Bürger seines Reiches, der doch wenigstens seine Stimme abgeben darf, um dem Mann seines Vertrauens zur Teilnahme an der Regierung zu verhelfen und namentlich durch Kundgebung und Vertretung seiner Ansicht in Zeitungen und Versammlungen seine Mitbürger, das Volk in seinen Zielen mit zu bestimmen.

Dieser parlamentarische Musterkönig hat nun in der Wirklichkeit niemals existiert. Von den englischen Herrschern sind ihm vielleicht am nächsten gekommen Georg II., 1727—1760, Wilhelm IV., 1830—1837, und Königin Victoria, 1837—1901.

Aber von diesen Herrschern war Wilhelm IV. etwas schwachsinzig, und Georg II. und Königin Victoria haben sich zwar äußerlich vorsichtig zurückgehalten, tatsächlich aber einen sehr starken „persönlichen“ Einfluß geübt. Von der Königin Victoria wird es eben unsern Lesern des breiten in dem Aufsatz von Herrn Daniels auf Grund der jüngsten Ver-

öffentliche dargelegt. Auch diese konstitutionelle Musterkönigin wurde von ihren eigenen Ministern des „Despotismus“ angeklagt (vgl. S. 437 dieses Heftes). Georg II. kommandierte selber seine Armeen und schlug die Franzosen in der Schlacht von Dettingen, und obgleich er grundsätzlich sich der Majorität seines Parlamentes angeschlossen, so hinterließ er doch die Verfassung in dem Status, daß sein Nachfolger Georg III. auf der Stelle die Regierung umwerfen, seinen Freund Lord Bute ins Kabinett bringen und eine persönliche Regierung aufrichten konnte, die sich bis zum Tode Georgs IV. 1830 gehalten hat. Diese persönliche Regierung war keine Despotie; sie setzte sich von Fall zu Fall mit den Fraktionen und den wechselnden Majoritäten in Oberhaus und Unterhaus auseinander und der König ist in den Fraktionen, die sich dabei ergaben, auch zuweilen erlegen und hat Demütigungen auf sich nehmen müssen, aber schließlich war er doch das bei weitem stärkste Glied in der Staatsmaschine. Erst die Parlamentsreform unter Wilhelm IV. im Jahre 1832 hat darin eine Wandlung herbeigeführt und die Macht des Königtums wieder wesentlich beschränkt, aber, wie wir gesehen haben, auch unter der Königin Victoria keineswegs aufgehoben, und welchen persönlichen Einfluß König Eduard VII. übt, wissen wir alle nur zu gut.

Ganz falsch ist es selbstverständlich auch, zu glauben, daß unter Kaiser Wilhelm dem Alten und dem Fürsten Bismarck jenes vorgestellte korrekte konstitutionelle Verhältnis geherrscht habe, oder daß der König, wenn er sich auch nicht nach dem Parlament richtete, doch, nachdem er den geeignetsten Mann zum Minister gemacht, diesem die Regierung überlassen und sich ganz seiner Leitung anvertraut habe. Es sind da zwei Dinge zu unterscheiden. Das eigentlich Technische überließ Wilhelm I. allerdings grundsätzlich den dazu bestellten Beamten, in den großen Entscheidungen der inneren und äußeren Politik aber vertraute er sich ihnen keineswegs mit geschlossenen Augen an, sondern machte seine persönlichen Ansichten auf das allerstärkste geltend, und oft nur nach erschütternden Konflikten und Kämpfen konnte Bismarck seine Ansicht durchsetzen, hat sie auch oft genug nicht durchgesetzt, sondern sich von vornherein auf die Meinung oder auf Vorurteile seines Herrn eingerichtet und seine Politik danach eingestellt. Noch jüngst ist mir erzählt worden — ich erinnere mich nicht, daß das Geschiehten schon gedruckt sei —, wie einst Bismarck unter den Zeichen der höchsten Erregung aus dem Zimmer des Herrn herausgekommen sei und der Kaiser darauf zu seinem Flügeladjutanten, der das im Vorzimmer gesehen, gesagt habe: „Sie haben den Kanzler fortgehen sehen; er war nicht zufrieden. Ich weiß ja, daß er viel klüger ist als ich, aber ich gebe nicht nach, wenn er mich nicht überzeugt hat.“ Bismarck selber hat die prinzipielle Grundlage dieses Verhältnisses niemals bestritten; im Gegenteil, er recht eigentlich hat sie aufgebaut und befestigt. In jener ewig denkwürdigen Unterredung am 22. September 1862 in Schloß Babelsberg, wo der König schließlich diesen Mann zu seinem Ministerpräsidenten er-

nannte, da hatte er ursprünglich ein Programm ausgearbeitet, worüber er sich glaubte mit dem neuen Minister einigen zu können und wonach er regieren sollte. Bismarck lehnte das ab: er sei bereit, die Befehle des Königs auch dann auszuführen, wenn er sie selbst nicht für richtig halte; in solchem Falle werde er zwar seine Meinung offen darlegen, aber wenn der König auf der seinigen beharre, lieber mit ihm untergehn, als ihn im Kampf mit der Parlamentsherrschaft im Stich lassen. Bis zum Schluß hat Bismarck dann immer von neuem den persönlichen Willen des Kaisers und Königs als das Maßgebende hingestellt, z. B. auch bei der Sozialpolitik. Er hat gesucht, diesen Willen mit allen Mitteln auf die Bahn zu führen, die er für die richtige hielt, aber er hat nie diesen Willen selbst, sei es konstitutionell, sei es institutionell, ausschalten wollen. Je älter der Kaiser wurde, desto weniger war naturgemäß dieser Wille eine Realität; in Wirklichkeit steckte der Wille des Reichskanzlers darin, aber das Prinzip war und blieb doch statuiert.

Auf dieses historische Fundament muß man zurückgehen, um die Position Kaiser Wilhelms II. zu verstehen. Er hatte seit 1890 keine Reichskanzler von der Autorität Bismarcks mehr neben sich: im Gegenteil, er war nach der Entlassung Bismarcks der Erbe seines Großvaters und des ersten Reichskanzlers zugleich, und lebhaften und aufgeschlossenen Sinnes beschloß er, von dieser seiner Macht Gebrauch zu machen. Er war, wie man es ausgedrückt hat, sein eigener Reichskanzler. Er war es nicht nur in dem Sinne, daß er selber die Richtung für die äußere und innere Politik angab und die Persönlichkeiten auswählte, denen er die Ausführung übertrug, sondern er griff auch ganz direkt in die Einzelheiten jedes Zweiges der Verwaltung ein, Schulwesen, Kunstverwaltung, Bauwesen, Schiffskonstruktionen, Stadtverwaltung, Kirchen, Beamtendisziplin. Es ist keineswegs richtig, daß die öffentliche Meinung die persönlichen Eingriffe immer nur als Störungen oder Mißgriffe empfunden habe: sie hat ihnen auch oft genug zugejubelt, z. B. bei der Schulreform, wo die Gegner der klassischen Bildung, die ja sehr zahlreich sind, wahre Hymnen anstimmten, weil der Aberglaube der verzopften Bureaukraten und Schulmeister, die bisher das Regiment geführt, nunmehr durchbrochen und bald aus der Welt geschafft sein werde. Noch kürzlich las ich eine wehmütige Klage, daß die Berufspädagogen es schließlich doch verstanden hätten, den persönlichen Bestrebungen des Herrschers auf ihrem Gebiet die Spitze abzubreaken und das alte System im wesentlichen zu behaupten. Es sind keineswegs bloß byzantinische Höflinge gewesen, die persönlichen Maßnahmen des Königs stärkster Art ihre Zustimmung spendeten. Als jene fünfundzwanzig Präsidenten und Landräte, die im Abgeordnetenhaus gegen den Kanal gestimmt hatten, abgesetzt wurden, nach der vorherrschenden Meinung sogar verfassungswidrig abgesetzt wurden, da schmunzelten viele Freisinnige doch ganz ungeniert, daß auch die Konservativen einmal ein solcher Schlag getroffen. Es ist deshalb auch etwas zu leicht gesagt, die

Minister seien schuld, die sich die persönlichen Eingriffe in ihre Ressorts gefallen ließen. Wo ist die Grenze, was ein Minister sich gefallen lassen darf von seinem König und Herrn und was nicht? Vor einigen Jahren beschloß das Staatsministerium in seiner Gesamtheit nach sorgfältiger Erwägung, um allerhand praktische Nergerlichkeiten zu beseitigen, daß die Stadt Köln mit K zu schreiben sei. Die Verordnung wurde ausgearbeitet; der König aber, als sie ihm zur Unterschrift vorgelegt wurde, strich das K aus und schrieb C hinein. Eine stärkere Brüstung des verantwortlichen Beamtentums ohne wahren sachlichen Grund ist kaum denkbar — aber sollte das gesamte Staatsministerium um eines C oder K willen den Abschied einreichen? In vielen wichtigen Fragen, wo es zu Auseinandersetzungen gekommen ist, hat doch notorisch schließlich auch der Herrscher seinen Beamten nachgegeben. Das geheimnisvolle Instrument, das jedesmal anzeigt, wer recht und wer unrecht hat, ist leider immer noch nicht erfunden. Auch wenn die öffentliche Meinung mit großer Einmütigkeit eine bestimmte Ansicht vertritt, so ist damit bekanntlich lange noch nicht gesagt, daß diese nun richtig sei und sich bewähren werde. Es gibt z. B. Sachkenner, die behaupten, daß das Zeppelinsche Luftschiff, dem die öffentliche Meinung einstimmig mit den größten Erwartungen zugejubelt hat, eine praktische Verwendbarkeit niemals haben werde. Unter den Tiefblickenden ist man nahezu einig, daß das verfehlteste Stück unserer Politik die Behandlung der eingesprenkten Bestandteile fremder Nationalitäten ist: gerade hierin aber hat die Regierung stets den Beifall der Menge gehabt. Oder war etwa die öffentliche Meinung im Recht, als sie jenen wilden Entrüstungsturm gegen Herrn Chamberlain toben ließ, wegen einer Beleidigung, die weder subjektiv noch objektiv stattgefunden? Der Sturm wurde so gewaltig, daß selbst der Reichskanzler es für gut hielt, ihm nachzugeben und etwas mitzublasen, was dann unsere internationale Position sehr erheblich geschädigt und geschwächt hat. Einer der allerwichtigsten Punkte dieser Art dürfte die erste und ursprünglichste aller Divergenzen, die Entlassung des Fürsten Bismarck sein. Wenn es richtig ist, was doch wohl keinem Zweifel mehr unterliegen kann, daß der Reichskanzler damals direkt auf den Staatsstreich losgegangen ist, so ist es der Kaiser gewesen, der uns vor diesem unabsehbaren Unheil bewahrt hat, und es ist nicht schwer, sich vorzustellen, was er zu sich selbst gesprochen, wenn ihm die allgemeine Trauer seines Volkes über seine Trennung von dem Manne, dem wir unsern Nationalstaat verdanken, vor die Augen trat.

Diese Doppelseitigkeit des Problems, die handgreiflichen, erschreckenden Fehler auf der einen Seite, die formelle und sachliche Unmöglichkeit der völligen Ausschaltung des persönlichen Regiments auf der andern, muß man sich klarmachen, um den weiteren Verlauf zu verstehen.

Eben trat der Reichstag zusammen und die Fraktionen gaben der öffentlichen Stimmung Ausdruck, indem sie Interpellationen einbrachten. Die Spannung erreichte den Gipfel, da der Kaiser zu markieren schien,

daß er dem Sturm Troß zu bieten gedente: er blieb während der Verhandlungen nicht in Berlin, nicht in Fühlung mit dem Reichskanzler, sondern ging an verschiedenen Stellen auf die Jagd; die Hofberichte meldeten, daß der Jagdherr, Fürst Fürstenberg, Kabarettfänger habe kommen lassen, deren Vorträge den Kaiser in die fröhlichste Stimmung versetzt hätten, und schließlich bestellte der Kaiser den Kanzler nach Kiel, wo er auf einem Kriegsschiff zwischen einer Rekrutenvereidigung und einem Galadiner den Vortrag über die Krisis halten sollte.

Dennoch entbehrten die Reichstagsverhandlungen durchaus des dramatischen Charakters, der so manche parlamentarische Szenen in geschichtlichen Krisen berühmt gemacht hat. Die Reden waren matt hüben und drüben, sowohl der Abgeordneten wie des Kanzlers. Zwar war von der parlamentarischen Ueberlieferung, daß die Person des Kaisers geschont werden müsse, nicht mehr die Rede. Die Kritik waltete mit einer Rücksichtslosigkeit, die früher unerhört gewesen wäre — aber es fehlte allen diesen Reden immer der entscheidende Schluß. Nicht einmal die Vorgänge, wie der Daily Telegraph-Artikel eigentlich entstanden und zur Publikation gekommen ist, wurden völlig aufgeklärt. Es wurde festgestellt, daß es sich nicht um ein einzelnes Interview, sondern um eine Zusammenstellung von verschiedenen Äußerungen, zu verschiedenen Zeiten, an verschiedene Persönlichkeiten handle. Wer war der geheimnisvolle Mann, der alle die verschiedenen Äußerungen zugleich gekannt hat? Wie ist der langgediente, erfahrene Beamte im Auswärtigen Amt, dem die Prüfung des Manuskripts vertraut war, dazu gekommen, die Gefährlichkeit der Veröffentlichung zu übersehen und nicht wenigstens die Entscheidung des Reichskanzlers selbst anzurufen? Wer hat angeordnet, daß der Artikel der englischen Zeitung vom Wolffschen Telegraphenbureau und von der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung sofort reproduziert wurde?

Der Reichskanzler war nach der konstitutionellen Idee der Verantwortliche, nicht etwa nur für das Placet zu der unseligen Publikation im Daily Telegraph, sondern auch für alle die einzelnen Handlungen, die dadurch bekannt geworden waren, die Fraktionen hätten also, wenn sie mit ihrem Verdammungsurteil ernst machen wollten, fordern müssen, daß der Reichskanzler zurücktrete. Der Kanzler hätte sich, wie die Dinge lagen, einer solchen Forderung, von den ihm sonst befreundeten Parteien aufgestellt, nicht entziehen können, sein Rücktritt aber wäre für den Kaiser ein solcher Verlust und eine solche Verlegenheit gewesen, daß er gewiß in Zukunft Vorsicht hätte walten lassen.

Soweit aber wollten die Fraktionen nicht gehen, nicht bloß die Parteien des Blocks, sondern auch das Zentrum. Nicht etwa bloß aus Mangel an Entschlossenheit. Ein unabweislicher Grundsatz des Konstitutionalismus ist, daß Parteien, die ein Ministerium stürzen, bereit und fähig sein müssen, ein anderes an die Stelle zu setzen. Dazu aber fühlte sich die Reichstagsmajorität, mag man sie so oder so kombiniert denken, unfähig. Ganz

umgekehrt sah diese Majorität, wiederum das Zentrum nicht so ganz abgeschlossen, in dem Fürsten Bülow so sehr den Mann der Situation, daß sie dringend wünschte ihn zu halten. Jede Rede also, die, mochte sie im einzelnen noch so scharf sein, doch schloß mit dem Versöhnungsmotiv: „Aber darum braucht der Reichskanzler nicht abzugehen, ich wünsche sogar, daß er bleibe“, mußte der eigentlichen Dramatik entbehren und schließlich matt werden.

Bei dem Reichskanzler war es nicht anders: wie die Dinge einmal lagen, war eine starke sachliche Verteidigung nicht möglich, nicht einmal wünschenswert, da der Kaiser doch nicht im Unklaren darüber bleiben durfte, welche Fehler er gemacht.

Die Wirkung zu verstärken, war auch die Idee aufgetaucht, der Reichstag solle in einer Adresse unmittelbar beim Kaiser vorstellig werden.

Eine solche persönliche Ansprache fanden die Konservativen mit Recht zu scharf, und mit außerordentlichem politischen Geschick schalteten sie den Plan aus, indem sie statt dessen eine Erklärung ihres Parteivorstandes erließen, die in jeder Hinsicht der Lage gerecht wurde und ein neues Zeugnis ist, wie viel feiner politischer Sinn in dieser Partei steckt. Bei aller Ehrerbietung vor dem Monarchen ließ sie an sachlicher Schärfe nichts zu wünschen übrig, und nicht ein abstrakter Parteivorstand, sondern die elf Mitglieder persönlich unterzeichneten das Schriftstück. Die konservative Partei wahrte auf diese Weise ihre Stellung und ihre Prinzipien, genügte der Forderung der öffentlichen Meinung und milderte doch den Konflikt, der durch eine einheitliche Aktion des Reichstages gegen den Monarchen auf die Spitze getrieben worden wäre.

So wurden die Verhandlungen des Reichstages freilich matt, aber was man auf der einen Seite matt nennt, nennt man auf der andern gemäßig, und der Mäßigung kommt Mäßigung entgegen. Obgleich kein einheitlicher Beschluß des Reichstages zustande gekommen war, so war doch eine Stimmung von unerhörter Einheitlichkeit zu scharfem Ausdruck gebracht. Der Reichskanzler selber hatte sich ihr im Grunde, wenn auch mit ein bißchen andern Worten, angeschlossen. Der Bundesrat und das preussische Staatsministerium traten ebenfalls zusammen, sprachen ihre Meinung aus und deckten ihm den Rücken.

Man weiß ja nichts näheres, aber man wird annehmen dürfen, daß eine Kundgebung von einer solchen Einheitlichkeit einen überwältigenden Eindruck auf den Kaiser gemacht hat. So also stand sein Volk zu ihm! Wie wäre es möglich gewesen, unter solchen Umständen den Reichskanzler zu entlassen? Wo hätten sich Männer finden lassen, die die Regierung hätten übernehmen können oder wollen? Jeder neue Reichskanzler, jeder neue Minister hätte dieselben Wünsche wie Fürst Bülow, vielleicht nur noch bestimmter zur Bedingung zur Uebernahme des Amtes gemacht.

Der Kaiser also gab nach. Er verzichtete auf die Reise nach Kiel, kam nach Berlin und hat dem Kanzler Zusicherungen gemacht, deren

näheren Inhalt man natürlich nicht kennt, die in der amtlichen Nachricht im „Reichsanzeiger“ nur außs allervorstichtigste angedeutet sind, die aber genügt haben, dem Fürsten Bülow das Verbleiben in seinem Amt zu ermöglichen.

Der Besuch, den der Kaiser drei Tage darauf bei Gelegenheit der Jubelfeier der Städteordnung im Rathause machte, die Rede, die er dort hielt, die Erinnerung an das Preußenlied, der Wunsch, daß kein Schatten sein solle zwischen König und Volk, war offenbar bestimmt und klug und fein gedacht und gemacht, um das Siegel auf die Versöhnung zu drücken.

Nach außen hat die Reichstagsdebatte wenigstens den Erfolg gehabt, die falsche Vorstellung, daß das deutsche Volk in seiner Mehrheit englandfeindlich sei, wieder auszurotten. Die Redner aller Parteien haben das so bestimmt abgelehnt, daß auch der englische Minister des Auswärtigen Earl Grey sich veranlaßt sah, ausdrücklich in einer Rede anzuerkennen, daß unsere loyale Gesinnung gegenüber England nicht anzuzweifeln sei*). Auch im Uebrigen hat die Debatte in der Welt den wohlthätigen Erfolg gehabt, die Meinung, daß in Deutschland ein byzantinischer Geist herrsche und wir in einer Autokratie lebten, zum Erstaunen mancher Ausländer, zu zerstören.

Wir können diesen Ausgang nicht unbefriedigend nennen — nicht unbefriedigend in dem Sinne, daß eine schwere Niederlage nicht zu einer

*) Mittlerweile ist unter Führung des Lord Roberts die große Kundgebung des Oberhauses wegen der Gefahr einer deutschen Invasion vor sich gegangen. Ich habe bereits im vorigen Heft das Verhältnis der deutschen Marine zur englischen eingehend behandelt und will diesmal nicht darauf zurückkommen, möchte jedoch anmerkungsweise auf eine Arbeit hinweisen, die geeignet ist, diesen ganzen Spektakel in das Licht des Humors zu rücken. In der mir gewidmeten Festschrift hat Herr Dr. Emil Daniels: „Die Engländer und die Gefahr einer französischen Landung zur Zeit Louis Philipps und Napoleons III.“ behandelt. Wer diesen Aufsatz durchliest, der findet, daß alle die Argumente, alle die Berechnungen, alle die Klugheit, die Lord Roberts und Genossen jetzt vorgebracht haben, bereits um die sechzig Jahre alt sind, nur mit ein bißchen anderen Namen und Zahlen. Das heimliche Sammeln einer großen Landmacht an der Küste und einer großen Transportflotte, die Berechnung, in wieviel Tagen und Stunden diese Flotte die See überquert haben könne, die Berechnung, wie verzettelt die britischen Landtruppen seien und wieviel zu gering die Vorräte an Waffen zc., um sie zu verstärken, der verteidigungslose Zustand der Küsten, der Vorschlag, lieber sofort zuzuschlagen, als ewig in dieser Sorge zu leben, alles ist schon damals gesagt, ja schließlich finden wir auch die Hornesworte des Kaisers der Franzosen an den englischen Gesandten „über die Verdächtigungen, die über ihn und das französische Volk in England geäußert würden: Es sei wirklich zu schlecht, er habe alles getan, um ein gutes Einvernehmen mit England zu erhalten, aber das Verhalten Englands mache das unmöglich.“

Da diese Erregung damals nicht zum Kriege zwischen Frankreich und England geführt hat, wollen wir hoffen, daß es auch jetzt so kommt, wie die Königin Victoria damals in ihr Tagebuch geschrieben hat: „Der Kaiser fragte besorgt, ob noch eine feindliche Gesinnung gegen Frankreich herrsche, ob man noch eine Invasion befürchte; wir (die Königin und ihr Gemahl) lächelten und sagten, die Stimmung habe sich sehr gebessert.“

völligen Katastrophe geführt hat, sondern daß noch ein leidlich geordneter Rückzug ermöglicht worden ist. Darüber aber dürfen wir uns keinen Augenblick täuschen, daß der Daily-Telegraph-Artikel und seine Enthüllungen die schwerste Niederlage bedeuten, die Preußen seit Olmütz hat über sich ergehen lassen müssen. Es ist eine Niederlage der auswärtigen Politik, denn das Vertrauen zu Deutschland ist allenthalben erschüttert und es ist eine Niederlage des monarchischen Gedankens im Innern, denn das so lange heilig gehaltene Prinzip, daß der Kaiser über der öffentlichen Diskussion stehe, ist dahin und schwer wiederherstellbar.

Die Situation hat eine Aehnlichkeit mit derjenigen vor 100 Jahren. Friedrich Wilhelm III. hatte ebenfalls seine Politik selbst gemacht und sein Heer selbst geführt — das Ergebnis war Auerstädt gewesen. Die Preußen waren 50000 Mann stark gegen 27 300 Franzosen unter Davoust; die Preußen hatten 230 Geschütze, ihre Gegner 44; die Preußen hatten 8800 Reiter gegen 1300. Trotzdem verloren sie die Schlacht, weil der König der nach der Verwundung des Herzogs Ferdinand selbst kommandierte, im entscheidenden Augenblick, die Lage falsch beurteilend, statt die letzten Reserven ins Gefecht zu führen, den Rückzug befahl.

Die Folge dieser Niederlage war die Umwandlung der bisherigen Kabinettsregierung in die Ministerialregierung. Bis dahin hatte der Grundsatz gegolten, daß die Minister einfach die Befehle des Königs auszuführen hätten; jetzt wurde der Grundsatz aufgestellt, daß, obgleich die letzte Entscheidung selbstverständlich bei dem Monarchen blieb, doch der Minister nicht durch die königlichen Befehle gedeckt sei, sondern die moralische Verantwortung für seine Amtshandlungen habe, vom König also auch unter Umständen verlangen dürfe, daß er sich seiner Ansicht füge, wenn er ihn nicht verabschieden wollte. Obgleich ja die absolute Monarchie in Preußen noch vierzig Jahre länger bestanden hat, ist sie doch durch diesen Grundsatz schon in jener Periode wesentlich eingeschränkt worden, und Friedrich Wilhelm III. hat sich daher, als Stein zuerst mit diesem Ansinnen an ihn herantrat auf das heftigste gesträubt und Stein am 3. Januar 1807 in höchster Ungnade verabschiedet. Der König hatte aber schließlich zu viel Staats- und Pflichtbewußtsein, um auf diesem Standpunkt zu beharren, und hat die Selbstüberwindung gehabt, Stein nach einem halben Jahr zurückzurufen und ihm die Reorganisation des Staates unter den gestellten Bedingungen anzuvertrauen.

Im Kleinen, scheint mir, haben wir jetzt einen ähnlichen Vorgang gehabt. Die Niederlage, die wir erlitten haben, war glücklicherweise noch keine Niederlage auf dem Schlachtfeld, sondern bloß eine diplomatische, aber immerhin es war eine Niederlage und zwar eine sehr schwere und das Ergebnis ist die Selbstbeschränkung des persönlichen Regiments.

Wenn man bei uns von Diplomatie und Diplomaten spricht, gebraucht man das Wort leicht mit einem ironischen, ja verächtlichen Beiklang. Noch immer ist jenes Wort Blüchers nicht vergessen, daß die Federn der Diplo-

maten nicht verderben möchten, was das Schwert des Soldaten gewonnen. Der Historiker spricht nicht so. Er weiß, daß auch die Diplomatie eine Kunst ist, gerade dadurch schwer, daß sie so unendlich viel Nichtigkeiten und Neuflichkeiten auf ihrem Geschäftswagen mitführen muß. Heute kann es einmal jedermann mit Händen greifen, was die Diplomatie bedeutet. Denn wenn man unterscheidet zwischen der Politik als dem sachlichen Bestreben und der Diplomatie als der Form der Ausführung, so erkennt man, daß alle die Fehler, die der Kaiser gemacht hat und durch die das Unglück herbeigeführt worden ist, nichts als Fehler der Diplomatie sind; der Politik aber, die er verfolgt hat, ist kaum ein Vorwurf zu machen.

Es ist richtig, daß die Jameison-Depesche sich nachträglich als ein objektiver Fehler erwiesen hat, aber es ist einer von jenen Fehlern, die in der Politik immer wieder vorkommen, weil sie unvermeidlich sind. Deutschland hatte ein großes Interesse daran, daß die Burenrepubliken unabhängig blieben, und suchte sie deshalb moralisch zu stützen. Das geschah nicht bloß durch jene Depeschen, sondern auch durch die entsprechenden Reden des Ministers von Marschall im Reichstag. Man ließ aber dabei die Buren nicht im Zweifel, daß Deutschland über solche moralische Unterstützung nicht hinausgehen würde. Als nun die Engländer sich dadurch nicht abhalten ließen, die Buren zu unterwerfen, war Deutschland nicht in der Lage, etwas zu tun. Will man nun etwa behaupten, daß Deutschland bei solcher Ohnmacht die Buren auch moralisch nicht hätte unterstützen dürfen? Dann wäre die Kritik gewiß sofort bei der Hand zu sagen, daß man doch diesen Versuch wenigstens hätte machen sollen, weil die Engländer dann den Krieg gewiß nicht gewagt haben würden. Oder hätte Deutschland, als nun der Krieg doch ausbrach, im Bunde mit Rußland und Frankreich, die sich uns ja anboten, den Krieg gegen England aufnehmen sollen? Was hätten wir dabei gewonnen? Wir hatten damals sechs — sage sechs — brauchbare Kriegsschiffe: wir hätten also selber gegen England so gut wie nichts ausgerichtet und nur dazu gedient, Frankreich und Rußland den Rücken zu decken. Das französisch-russische Bündnis war aber damals die Kombination, die uns bei weitem am meisten bedrohte: England galt immer noch von Alters her als ein halber Bundesgenosse. Ganz abgesehen von der Furchtbarkeit des Krieges selbst, scheint es mir doch klar, daß der Kaiser im Rechte war, wenn er es nicht im deutschen Interesse fand, an dem Kriege teilzunehmen — unrichtig war nur nach beiden Seiten hin die diplomatische Form, der übertriebene Ausdruck der Stellungnahme; erst die Depesche an den Präsidenten Krüger, dann die sofortige Meldung der russisch-französischen Anerbietungen nach London, schließlich die Ausarbeitung des Kriegsplanes. Unrichtig ebenso die Art, sich auf diesen Freundschaftsdienst vor neun Jahren heute zu berufen. Solche früheren Freundschaftsdienste haben in der Politik keinen Marktwert, denn die Politik ist veränderlich.

Zur Diplomatie gehört eine solche Wahl der Mittel und Worte, daß sie bei den Adressaten die gewünschte Wirkung erzielen und nicht etwa die entgegengesetzte; daß sie nicht zu stark und nicht zu schwach sind; daß immer in Betracht gezogen wird, welche Wirkung sie etwa auf dritte, mittelbar Beteiligte ausüben können. Alle diese Regeln sind verletzt worden. Die Absicht, den Engländern begreiflich zu machen, daß Deutschland keine feindliche Gesinnung gegen sie hegt, war gut und richtig; der Wunsch, die Buren zu stützen, doch aber um ihretwillen keinen Krieg gegen England zu führen, war gut und richtig, aber die einzelnen Wendungen waren immer zu stark, so sehr zu stark, daß sie dadurch in den inneren Widerspruch zu sich selbst gerieten: hier die Jameson-Depesche, dort der Kriegsplan.

Halten wir die Unterscheidung zwischen Politik und Diplomatie fest, so wird sich das eben Gesagte auf den Gang der Politik im großen unter Kaiser Wilhelm II. überhaupt anwenden lassen. Fürst Bismarck glaubte noch, Deutschland in den engen Schranken einer Kontinentalmacht halten zu können. Schon der Balkan schien ihm so fern, daß die dortigen Fragen ihm nicht die Knochen eines pommerschen Grenadiers wert sein sollten. Er beschränkte sich in der Kolonialpolitik auf das allerbescheidenste, lehnte jedes größere Anerbieten vorsichtig ab, ließ keine Kriegsschiffe bauen und sah den Kern seiner Aufgabe in der Verhütung, vielleicht nur Hinausschiebung des großen Doppelkrieges gegen Frankreich und Rußland. Alles das ist anders geworden. Wollen wir es tabeln? Wird die Weltgeschichte es einmal tabeln?

Auch von der Marokkopolitik wird man grundsätzlich sagen dürfen, daß sie richtig gedacht ist: keine direkte Landerverbung für Deutschland, aber Verhinderung, daß Frankreich das Gebiet einziehe. Die diplomatische Durchführung dieses Gedankens aber hat an Stetigkeit und Klarheit zu wünschen übrig gelassen, auch ganz abgesehen von dem letzten Casablanca-Zwischenfall, wo die Direktionslosigkeit unseres Verhaltens geradezu unverständlich blieb.

Kaiser Wilhelm II. hat eine schwere Erfahrung hinter sich; es ist unmöglich anzunehmen, daß sie nicht einen tiefen und lange nachwirkenden Eindruck hinterlassen hat; er hat seinem Reichskanzler positive Zusagen gemacht, deren Inhalt kein anderer sein kann, als daß er sich künftig bei den direkten Eingriffen in die Politik und Verwaltung größere Zurückhaltung auferlegen werde. Es ist durchaus falsch, das als eine Ausschaltung des persönlichen Regiments zu betrachten. Eine solche Ausschaltung ist weder möglich, wie wir sogar an dem Beispiel der Königin Viktoria haben zeigen können, noch auch nur wünschenswert. Es handelt sich nur um eine größere Vorsicht und Selbstbeschränkung. Diese aber ist, wenn sie wirklich beobachtet wird, von der höchsten Bedeutung. Von einer neuen Epoche in der konstitutionellen Entwicklung Preußen-Deutschlands kann nicht die Rede sein, prinzipiell bleibt alles wie es war, aber in dem ewig oszillierenden Verhältnis zwischen dem Monarchen und den von ihm selbst bestellten Preussische Jahrbücher. Bd. CXXXIV. Heft 3. 38

höchsten Beamten mit eigener Verantwortung tritt eine gewisse praktische Verschiebung des Einflusses ein, deren Größe und Dauer wiederum von den Personen, ihrer Charakterkraft, ihrem Geschick und den Umständen abhängen wird.

Sind denn das aber nicht viel zu unsichere Aussichten? Sollte man nicht danach streben, durch feste konstitutionelle Schranken die Gewalten bei uns so abzugrenzen, also namentlich das persönliche Regiment soweit zurückzudrängen, wie es dem allgemeinen Besten entspricht? Ich sehe nicht, wie sich dieser fromme Wunsch verwirklichen lassen soll. Ich sehe zunächst nicht, wo die feste Grenze ist, bis zu der die Persönlichkeit des Monarchen sich geltend machen darf und über die hinaus nicht. Ich sehe weiter nicht, wie diese aufzurichtenden Schranken aussehen sollen. Man braucht nur die bisher in die Oeffentlichkeit getretenen Vorschläge Revue passieren zu lassen, um das zu erkennen: sie tragen einen geradezu kindischen Charakter. Der eine schlägt vor, der Kaiser solle wohl den Reichskanzler ernennen, aber auf Vorschlag des Reichstags — man stelle sich den Reichstag vor, der über den Reichskanzlerkandidaten abstimmt und schließlich nach dem Prinzip der engeren Wahl vielleicht bei Herrn Matthias Erzberger anlangt. Der andre schlägt vor, bei der Ernennung des Reichskanzlers solle der Kaiser den Seniorenkonvent hören — ungefähr dasselbe Bild. Der dritte schlägt vor, der Reichstag solle einen Ausschuß für Auswärtige Politik wählen, der bei allen wichtigeren Entschlüssen vom Reichskanzler zuzuziehen sei — wen die Fraktionen wohl in diesen Ausschuß deputieren würden? Wieviel Mitglieder zählt der Reichstag überhaupt, die über auswärtige Politik mitsprechen könnten? Erinnern wir uns doch, daß, wenn der Reichstag sich einmal auf dieses Gebiet begibt, Herr Liebermann von Sonnenberg das große Wort zu führen pflegt. Ein vierter wünscht zwar keine Beteiligung des Reichstages bei der Ernennung des Kanzlers, aber die Vorschrist, daß der Kanzler zurücktreten müsse, wenn der Reichstag es verlange. Das ließe sich vielleicht hören — aber weshalb eine solche Vorschrist? Ist es nicht heute auch schon so? Woßen augenblicklichen Launen einer Reichstagsmajorität wird man keinen Kanzler opfern wollen. Wenn aber eine solche Majorität wirklich entschlossen ist, einen Kanzler nicht länger im Amte zu dulden, so reicht ihre Macht dazu auch heute schon vollständig aus. Hätte etwa der Fürst Bülow bleiben können, wenn auch nur die Freisinnigen in dieser Krisis unnumwunden erklärt hätten: mit diesem Kanzler arbeiten wir nicht mehr zusammen?

Verfassungen beruhen auf staatsrechtlichen, in Paragraphen gefaßten Bestimmungen, aber sie beruhen nicht ausschließlich auf diesen Paragraphen: wichtiger sind die praktischen Verhältnisse, und so ist das wichtigste im ganzen deutschen Verfassungsleben, daß bei uns der Reichstag noch nie eine geschlossene Majorität gehabt hat und nie eine haben wird. In dem Augenblick, wo eine solche Majorität vorhanden wäre, wäre alles anders, ganz gleichgültig, was in der Reichsverfassung steht oder noch hineingelegt

wird. Die historische Entwicklung Deutschlands aber, die bei uns die vielfachen Kontraste geschaffen hat zwischen Resten der alten Feudalität und neuem Kapitalismus und Industrialismus, zwischen agrarischen und industriellen Gebieten, zwischen Kapital und Arbeit, zwischen zentralistischen und föderalistischen Einrichtungen, Nationalstaat und Partikularismus, zwischen Katholizismus und Protestantismus, zwischen Konfessionalismus und Freidenkertum, zwischen Bureaucratie und Selbstverwaltung, diese Fülle der Kontraste schließt für alle Zeit die Reduzierung auf den einfachen Gegensatz von zwei Parteien und damit den Parlamentarismus aus. Ich habe in diesen Wochen öfter den Gedanken aussprechen hören, der heutige Reichstag sei ja allerdings aus viel zu unbedeutenden Persönlichkeiten zusammengesetzt, um eine Regierung bilden zu können, aber wenn man ihm erst größere Macht gebe, so würden sich auch andere Männer zur Wahl stellen; beides stehe in Wechselwirkung mit einander, die Macht eines Parlaments und das Niveau der Persönlichkeiten, aus denen es sich zusammensetzt. Dieser letztere Grundsatz ist zweifellos richtig, aber er hilft uns nicht weiter, denn wie wir gesehen haben: der deutsche Reichstag ist nicht deshalb von einer geringeren Bedeutung als andere Parlamente, weil gewisse Paragraphen ihm mehr oder weniger Rechte verleihen, sondern weil er keine Majorität hat und haben kann, die imstande wäre, eine Regierung zu bilden. Auch Coalitionen sind dazu nicht imstande; dazu sind die Gegensätze viel zu groß und tief, sowohl zwischen Konservativen und Zentrum, wie zwischen Liberalen und Zentrum, wie zwischen Konservativen und Liberalen. Nicht einmal die drei Gruppen der Freisinnigen haben sich verschmelzen können. Unsrer letzte Krisis bildet den abschließenden Beweis: wann wäre je für ein Parlament die Gelegenheit besser gewesen, die Regierung zu ergreifen? Aber es hielt sich selbst mit Recht dazu nicht für befähigt und wußte deshalb nichts Besseres zu tun, als eben den Staatsmann, der die Verantwortung trug für die jämmerliche Lage, in die man geraten war, zu bitten, daß er doch nur ja im Amte bleibe.

Von der so gewonnenen Grundanschauung aus hätten wir nun noch den Vorschlag zu betrachten, die Ministerverantwortlichkeit, die prinzipiell in unsrer Reichsverfassung ausgesprochen ist, zu einem positiven Gesetz auszugestalten. Man will, daß Vorschriften erlassen werden, in welchen Formen eintretendenfalls der Reichstag einen Kanzler anklagen könne, und einen Staatsgerichtshof, um das Urteil zu sprechen. Von konservativer Seite hat man sich früher gegen solche Vorschriften gesträubt, weil sie zum parlamentarischen System hinüberzuführen schienen. Mir scheint, daß diese Besorgnis nunmehr grundlos geworden ist. Außer der Sozialdemokratie strebt überhaupt keine unsrer Parteien mehr nach dem parlamentarischen System, dessen Nachteile man ebensowohl erkannt hat, wie dessen Unanwendbarkeit auf die deutschen Verhältnisse. Eingesehen hat man ferner auch längst, daß die praktische Anwendbarkeit einer solchen Klage und eines solchen Gerichtsverfahrens gleich Null ist. Kommt es wirklich einmal zu

einer Aktion, so ist das ein politischer Konflikt, den keine Gerichtsurteile mehr entscheiden oder beendigen können. Die Reichstagsmajorität, die so weit käme, einen Kanzler anklagen zu wollen, hätte auch die Macht, ihn ohne ein solches Verfahren zu stürzen. Ist also praktisch der Erlaß eines Kanzler-Verantwortlichkeits-Gesetzes ohne Bedeutung, so hätte es doch taktisch in diesem Augenblick einen Wert. Die öffentliche Meinung ist einmal aufs tiefste erregt durch die Krisis und noch nicht völlig beruhigt, die ohnehin so überaus schwierige Finanzreform wird dadurch noch erheblich erschwert. Sie würde unzweifelhaft erleichtert werden, wenn man gleichzeitig die Konzeßion des Kanzler-Verantwortlichkeits-Gesetzes machte. Ich denke, das ist ein Gesichtspunkt, den sowohl die Konservativen wie der leitende Staatsmann alle Veranlassung hätten in Erwägung zu ziehen.

28. 11. 08.

D.

Im Verlage von Curt Wigand, Modernes Verlagsbureau, Leipzig sind erschienen:

- Faschank, Felix — Liebesoffenbarungen, eine Sammlung von Liebesnovellen M. 250.
 Becke, Bruno Theo. — Einsame Wege, Gedichte M. 2.—.
 Baudissin, Gräfin Asta. — Auch ein Menschenschicksal — die Geschichte einer Mädchenseele M. 4.50.
 Kniepert, Fr. Aug. — Maria Margarete, ein Schauspiel M. 257.
 Normann, Ilse. — Gedichte M. 8.—.
 Markolf, Alwyn. — Catilina, Tragödie in 5 Akten M. 3.—.
 Taube, Otto Freiherr von — Verse M. 3.—.
 Harten-Hoencke, Toml — Gedichte M. 2.—.
 Dworzacki, Boland von — Die Kranken von Bethesda, Szene einer Nacht im Hause des Elends in Jerusalem M. 1.—.
 Helge, Hans. — Odysseus auf Scheria (Nausikaa), Trauerspiel in 5 Aufzügen auf der Grundlage des Goethe'schen Entwurfes M. 2.—.
 Frowels, Eberhard. — Der verlorene Sohn, Drama in 4 Akten M. 1.50.
 —, — Der Narrenheiland, Komödie M. 2.—.
 Hraschka, Ella. — Ferdinand Raimund, Bilder aus einem Dichterleben in 4 Akten und einem Vorspiel M. 2.—.
 Neunode, Kurt. — Moderne Diplomaten (Die Spionio), Schauspiel in 4 Akten M. 2.—.
 Kühler, Friedrich. — Golgatha der Liebe, Gedichte M. 1.50.
 Ce Ha Ka — St. Petri Studienreise auf der Erde M. 3.—.
 Vallazza, Edvard — Aus früheren Jahrhunderten M. 1.50.
 Violet, Bese — Jugendliebe, Gedichte M. 1.—.
 Poche, Franz — Die Stellung des Kindes gegenüber den Eltern vom Standpunkte des Naturrechtes M. 0.75.
 Dechend, Klaus von — Das hört ich hell erklingen, Weisen M. 3.—.
 Manxelsdorf Hermann. — Aus Sonnenlicht und Dunkelkammer, Gedichte M. 2.—.
 Hilde-Brand, H. — Kinderszenen M. 1.50.
 May, Richard. — Ketten, 8 Einakter M. 2.—.
 Wilhelm, Karl. — Die Freundin, zehn Gespräche über Liebe und Ehe M. 2.—.

Von neuen Erscheinungen, die der Redaktion zur Besprechung zugegangen, verzeichnen wir:

- Bein, Dr. W. — Elemente und Akkumulatoren. Ihre Theorie und Technik. Leipzig. Johann Ambrosius Barth.
 Berkson, Heurl. — Materie u. Gedächtnis M. 3.—, geb. M. 9.50. Jena, Eugen Diederichs.
 Buch, Max. — Automobil-Technik Leipzig, Joh. Ambrosius Barth.
 Barger, E. — Deutsche Frauenbriefe M. 1.50, geb. M. 3.—. Frankfurt a. M. Moritz Diesterweg.

- Deutsche Seebücherei.** — Erzählungen aus dem Leben des deutschen Volkes zur See für Jugend und Volk von Prof. Dr. J. W. Otto Richter. Bd. 17: Die Erwerbung unserer ersten Südsee-Kolonien. M. 1.—. Bd. 18: Die preussische Expedition in Japan. M. 1.50. Bd. 19: Die preussische Expedition in China. M. 1.50. Bd. 20: Die preussische Expedition in Siam. M. 1.—. Altenburg, S.-A., Stephan Geibel.
- Frommel, Otto.** — Theobald Hüglin, Roman aus Schwaben. M. 4.—, geb. M. 5.—. Berlin, Gebr. Paetel.
- Hammer, Ernst.** — Der tote Gott. Märchen und Gedichte. M. 2.—. Flensburg, G. Soltau.
- Hebbels Werke.** — 5 Bände Goldene Klassiker-Bibliothek. M. 7.50. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.
- Kaulitz-Niedock, E.** — Goethe und Jerusalem. Bd. M. 8.50, kart. M. 4.50. Giessen, von Münchow'sche Hof- u. Univ. Druckerel.
- Mayrader, Eosa.** — Zwischen Himmel und Erda. Sonette M. 8.—, geb. M. 4.50. Jena, Eugen Diederichs.
- Nohl, Hermann.** — Die Weltanschauungen der Maler. M. 2.—, geb. M. 8.—. Jena, Eugen Diederichs.
- Prensler, Johannes.** — Graf Posadowsky als Finanz-, Sozial- und Handelspolitiker an der Hand seiner Reden dargestellt. 2 Bd. 1898 bis 1903 M. 80. Leipzig, J. J. Weber
- Pontoppidan, Henrik.** — Das gelobte Land. M. 6.—, geb. M. 7.50. Jena, Eugen Diederichs.
- Rousseau.** — Kulturideale. Eine Zusammenstellung aus seinen Werken mit Einführung von Eduard Spranger. Uebersetzt von Hedwig Jahn. M. 4.50, geb. M. 5.50. Jena, Eugen Diederichs.
- Rey, Berthold.** — Deutschlands Frühling kehrte wieder. Selbsterlebtes und Empfangenes aus Kriegs- und Friedenszeiten 1846—1900. In zwei Bänden. Erster Band: Als neu das Deutsche Reich erstand. Zweite vermehrte Auflage. 804 S. Altenburg, Stephan Geibel.
- Scheffel, P. H.** — Verkehrsgeschichte der Alpen. I. Band M. 8.—. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen).
- Schiller und Lotte.** — Ein Briefwechsel. Herausgegeben von Alexander von Gleithen-Ruswurm. 2 Bände M. 5.—, geb. M. 7.—. Jena, Eugen Diederichs.
- Schulze, Friedrich.** — Die Franzosenzeit in deutschen Landen 1806—1815. 2 Bände M. 18.—, geb. M. 20.—. Leipzig, R. Voigtländer.
- Soldan.** — Die strategische Bedeutung der Schlacht bei Dresden. Eine Entgegnung auf die gleichnamige Schrift des Dr. phil. F. Lüdtke. M. 1.20. Berlin, A. Barth.
- Steffens, Henrik.** — Lebenserinnerungen aus dem Kreis der Romantik. M. 6.—, geb. M. 7.50. Jena, Eugen Diederichs.
- v. Stendhal, Henry.** — Chroniken und Novellen. M. 4.—, geb. M. 5.—. Jena, Eugen Diederichs.
- Vageler, Dr. P.** — Die mineralischen Nährstoffe der Pflanze. Leipzig, Johann Ambrosius Barth.
- Wille, Erich.** — Die Schlacht von Othée. 28. Sept. 1408. Berliner Dissertation. Berlin, Georg Nauck.
- Wolff, Max J.** — Heimfahrt. Roman. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—. Berlin, F. Fontane & Co.
- Abhandlungen zur Verkehrs- und Seegeschichte.** Bd. I. M. 9.—. Berlin, Karl Curtius.
- Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik.** — Herausgegeben von Werner Sombart, Max Weber und Edgar Jaffe. XXVII. Band. 2 Heft. Tübingen, J. C. B. Mohr.
- Bartsch, Rudolf.** — Die Schill'schen Offiziere. M. 1.80 = Kr. 2.—. Wien und Leipzig, C. W. Stern.
- Bernoulli, Carl Albrecht.** — Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche. Eine Freundschaft. Nach ungedruckten Dokumenten und im Zusammenhang mit der bisherigen Forschung dargestellt. Zweiter Band. Mit Porträt u. 2 Beilagen. Brosch. M. 7.50, geb. M. 9.—. Jena, Eugen Diederichs.
- Bibliothek denkwürdiger Reisen.** Band I. (Die Weltumsegelungsfahrten des Kapitäns James Cook. M. 6.—, geb. M. 7.—. Hamburg, Gutenberg Verlag.
- , — wertvoller Memoiren. Herausgegeben von Dr. Ernst Schultze. Band 7. (Memoiren aus dem spanischen Freiheitskampf 1808-1811.) M. 6.—, geb. M. 7.—. Hamburg, Gutenberg-Verlag.
- Deutsche Wehr-Politik der Zukunft.** Von einem Ausland-Deutschen. M. 8.—. Zürich, Zürcher & Furrer.
- Ferrero, Guglielmo.** — Grösse und Niedergang Roms. Bd. III: Das Ende des alten Freistaates. Bd. IV: Antonius und Kleopatra. Jeder Band brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—. Stuttgart, Julius Hoffmann.
- Fischer, Dr.** — Deutsche Altertumskunde. (Wissenschaft und Bildung, Bd. 40.) Geh. M. 1.—, in Originalleinenb. M. 1.25. Leipzig, Onells & Meyer.
- Frapsan-Akanian, Ilse.** — Schönewettermärchen. M. 4.—. Berlin, Gebrüder Paetel.
- Georgewitch, Dr. Vladan.** — Die türkische Revolution und ihre Aussichten. M. 1.40. Leipzig, S. Hirzel.
- Gschéde, Thr.** — Das Theater. (Aus Natur und Geisteswelt.) Bd. 2.50, geb. M. 1.—, geb. 1.25. Leipzig, B. G. Teubner.

- Gräf, Dr. Hans G.** — Goethe über seine Dichtungen M. 20.—. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt.
- Gressmann, Lic. Hugo.** — Die Ausgrabungen in Palästina und das Alte Testament. (Religionsgeschichtliche Volksbücher.) M. —, 70, gebunden M. 1.—. Für Abonnenten M. —, 50, kart. M. —, 75. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
- Gruber, Dr. Hugo.** — Zeitiges und Streitiges. Briefe eines Schulmanns an eine Mutter M. 240. Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung.
- Häntschel-Clairmont, W.** Mysterien der Isis. Drama in drei Akten M. 2.—. Leipzig-Gohlis, Bruno Volger.
- Hartmann, L. M.** — Theodor Mommsen. M. 4.—. Gotha, Friedr. Andreas Perthes.
- Herkner, Dr. Heinrich.** — Die Arbeiterfrage. Eine Einführung. Fünfte, erweiterte und umgearbeitete Auflage 761 S. Berlin, J. Gutentag.
- v. Holtz, Georg.** — Die letzten Kämpfe und der Heimmarsch 1878. M. 3.—. Wien und Leipzig, C. W. Stern.
- Im Ströme des Lebens.** — Altes und Neues zur Belebung der religiösen Jugendunterweisung, dargeboten vom Leipziger Lehrerverein. M. 3.—. Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung.
- Joël, Karl.** — Der freie Wille. Eine Entwicklung in Gesprächen. Brosch. M. 10.— geb. M. 11.—. München, F. Bruckmann.
- Jordan Robert.** — Kyzikos. Eine Komödie in einem Akte. M. 1.—. Leipzig-Gohlis, Bruno Volger.
- Kasasis, Neokles.** — Griechen und Bulgaren im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert. Leipzig, Bernh. Liebisch.
- Klens, Adolf.** — Macht und Recht M. 3.— geb. M. 4.50. Wolfenbüttel, Julius Zwislock.
- Krüger, Timm.** — Aus alter Truhe geb. M. 3.—. Hamburg, Alfred Janssen.
- Kultur der Gegenwart.** — Ihre Entwicklung und ihre Ziele. Herausgegeben v. Paul Könneberg, II. Teil V. 1. M. 11.—. Leipzig, B. G. Taubner.
- Kutter, Dr. Geo.** — „Politische Vereine und der deutsche Flottenverein“ 80 Pfg. Hannover, Helwingsche Verlagsbuchhandlung.

Berichtigung zum Novemberheft.

In dem Aufsatz von Philipp Simon gehört S. 293 Absatz 2 bis Schluß auf S. 291 nach Absatz 1.

Manuskripte werden erbeten an Herrn Dr. Gustav Roloff, Berlin-Charlottenburg, Königsweg 8.

Einer vorhergehenden Anfrage bedarf es nicht, da die Entscheidung über die Aufnahme eines Aufsatzes immer erst auf Grund einer sachlichen Prüfung erfolgt.

Die Manuskripte sollen nur auf der einen Seite des Papiers geschrieben, paginiert sein und einen breiten Rand haben.

Rezensions-Exemplare sind an die Verlagsbuchhandlung, Dorotheenstr. 72/74, einzuschicken.

Der Nachdruck ganzer Artikel aus den „Preussischen Jahrbüchern“ ohne besondere Erlaubnis ist untersagt. Dagegen ist der Presse freigestellt, Auszüge, auch unter wörtlicher Uebernahme von einzelnen Abschnitten, Tabellen und dergl., unter Quellenangabe ohne weitere Anfrage zu veröffentlichen.

Verantwortlicher Redakteur: In Vertr.: Dr. Gustav Roloff,
Berlin-Charlottenburg, Königsweg 8.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheenstr. 72/74.
Druck von J. S. Preuss, Kgl. Hoflieferant, Berlin S., Dresdenstr. 43

111

Preussische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Gans Delbrück.



Inhalt:

Seite

* * * Wie denkt Professor Harnack über die Enzyklika Pascendi?	385
D. Adolf Harnack , ord. Professor der Theologie an der Universität Berlin:	
Nachschrift	396
Gustav Schiefeler , Landgerichtsdirektor, Hamburg:	
Zur Zivilprozess-Reform	399
Dr. Emil Dantels , Berlin:	
Königin Victoria und Lord Palmerston. II.	414
Gans Delbrück :	
Max Lehmanns Stein	448
Dr. Paul Rohrbach :	
Deutsch-Chinesische Studien IV	467

(Fortsetzung siehe Innenseite.)



Erscheint jeden Monat.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Preis vierteljährlich 6 M. — Einzelheft 2 M. 50 Pf.



Berlin

Verlag von Georg Stilke.

1908.

Notizen und Besprechungen.

- Dr. Gustav Soloff, Charlottenburg: Drei Festschriften. (S. 522.)
- Philosophie. Direktor Dr. Ferdinand Jakob Schmidt, Berlin: A. Böhm, Gedächtnis der griechischen Philosophie. (S. 526.)
- Pädagogik. Professor Dr. Otto Schroeder, Berlin: Schaffen und Säuhen. (S. 530.)
- Literatur. Professor Dr. Max Schneidewin, Jena: Die anschließliche Übersetzung in revolutionären Geistes der russischen Gesellschaft durch den Schriftstellerin Rosa „Stania“. (S. 532.) - Margarete Danneel, Beunruhigter Hans von Güten. 2. Bd. VII. Bb. (S. 540.) - Marie Fuhrmann, Weiskowitz: Th. Gnebel, Neutragung auf das Jahr 1909. (S. 545.) - D. Dunder, Maria Magdalena. (S. 546.) - Ernst Haubes Werke. (S. 548.) - O. Habendorf, Hans Hoffmann. (S. 550.) - H. Heubner, Die Familie Lowofitz. (S. 550.) - S. Lagerlöf, Schwedische Märchen Geschichte u. d. jährlingen. (S. 551.) - G. Hauptmann, Im Tan der Verführten. (S. 551.) - G. Hauptmann, Chinesische Nacht. (S. 551.)

Theater Korrespondenz.

Hermann Canrod: Schalkspeck Julius César im Neuen Schauspielhaus. (S. 551.)

Politische Korrespondenz.

- Luz Korod: Der schmutzliche „Pakt“ mit der Krone und dessen Folgen. - Ungenug dem Wege zu innerer Gerechtigkeit. - Die Spruchentwürfe in Oesterreich. (S. 562.)
- D.: Die Kritik des persönlichen Regiments. (S. 563.)



Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G.
== (Alte Stuttgarter) ==

— Gegründet 1854. —
Alle Überschüsse gehören den Versicherten.
 Versicherungsbestand Mark 450 Millionen.
 Bankvermögen 312 „
 Seither f. d. Versich. erzielte Überschüsse . . . 156 „
 Bei Erwerbsunfähigkeit (Invaldität) Fortzahlung der Prämienzahlung.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., Stuttgart u. Berlin

Sachen erschienen:

Preußen
im Kampfe gegen die französische Revolution

Von **KURT HEIDRICH**

Geheftet M. 9.—, in Leinwand M. 10.50

Der Verfasser behandelt in vorliegendem Buche einen hoch interessanten Ausschnitt aus der Geschichte der Revolutionszeit in musterhafter Weise. Klare Disposition, lichtvolle Behandlung des Stoffes rufen die Aufmerksamkeit des Lesers durch die meisten Buchhandlungen

Mit Beilagen vom Verlag Ferdinand Hirt, Breslau u. Leipzig; Cierke & Wenzel, Leipzig; Berlin & Reichard, Berlin; Dietrich'sche Verlagsbuchhandlung, Erhard'sche Buchhandlung, Leipzig.

E. von Seydlitz

Handbuch der Geographie

25. (Jubiläums-)Ausgabe des „Großen Seydlitz“.

Ausgestattet mit 400 Bildern in Photographiedruck, Karten und Figuren sowie 4 Karten und 30 Tafeln in vielfachem Farbendruck.

Unter Mitwirkung vieler Fachmänner befolgt von

Professor Dr. E. Oehlmann.

Ein starker Band von 860 S. 1908. In Leinwandb. 6,50 M., in Halbfzbd. 7,50 M.



Strasse in Ofaka, Japan. Gegen den prallen Sonnenschein (Ofaka liegt weit südlicher als Sizilien!) schützen sich die Arbeiter durch große, platzförmige Strobbüte, die wohlhabenderen, in der Jinrikisha fahrenden Japaner durch Schirme. Steinhäuser sind selten; denn wegen der Erdbebengefahr werden noch heute leichte Holzhäuschen mit Stroh- oder Ziegeldächern bevorzugt.

Die neue Bearbeitung des Großen Seydlitz hat im Text wie in der Ausstattung wesentliche Neugestaltung erfahren. Je mehr der „Große Seydlitz“ auch in Kreisen benutzt wurde, die der geographischen Wissenschaft als solcher zunächst fernstehen, je mehr er zum geographischen „Handbuch“ wurde, desto mehr ergab sich das Bedürfnis, den praktischen Anforderungen an die Stoffverteilung und die Darstellung Rechnung zu tragen. — Fast sämtliche Bilder wurden durch Photographiedrucke ersetzt und ihre Zahl um reichlich 100 vermehrt. Die Farbentafeln wuchsen um das dreifache.

Ursprünglich nur für die Schule geplant und lediglich für diesen Zweck gestaltet, hat sich der „Große Seydlitz“ auch das Haus erobert, ist zum ständigen Hausbibliotheksbuch geworden, zum Selbstbelehrungsmittel in unseren kaufmännischen und industriellen Kontoren, zum Nachschlagebuch auch in Gelehrtenkreisen. Für alle Arten von Bibliotheken ist er fast als unentbehrlich zu betrachten. Endlich sei noch die schon früher erprobte Brauchbarkeit des „Handbuches“ beim Lesen der Zeitung betont.



Das Räfertal in den Hohen Tauern.

Der kesselartige Abfluß des Räfertales kann als Typus eines „Rars“ oder „Talzirkus“ gelten, einer Talform, welche die Stätte eines ehemaligen Gletschers gewesen und durch seine Einwirkung entstanden ist. Von den steilen Rändern schauen Firnfelder herab; auf der hohen Rückwand des Rars liegt das Bodkar-See mit seinem über die Felswand abtürzenden Abflusse, dem Bodkar-Bach, der sich durch das breite, vom Gletscher ausgeschliffene Trogtal wendet. Schräg ansteigende Schuttbalden liegen besonders an den Felswänden rechts.

Probe der Landschaftsbilder.

Kutzen=Steinecke, Das deutsche Land

In feinen charakteristischen Zügen und feinen Beziehungen zu Geschichte und Leben der Menschen

5. Auflage, gänzlich umgearbeitet von Dr. Victor Steinecke.

Mit 179 Karten u. Abbildungen in Schwarzdruck, sowie 4 Karten u. 8 Tafeln in vielfachem Farbendruck.
Umfang 560 Seiten. Geheftet 10,50 M.; in Leinenband mit Goldschnitt 12,50 M.



Der Hardtbruch in Solnhofen. Der Jurakalk, ein Abfall aus mesozoischen Meeren, spaltet in Platten und dünnen Blättchen, zwischen denen sich Abdrücke und Darstellungen vorweltlicher Tiere sehr schön erhalten haben. In Solnhofen werden besonders die nur an wenigen Orten vorkommenden, zum Lithographieren geeigneten Steine gefunden, die von hier aus nach allen Teilen der Erde verhandelt werden.

vor mehr als fünfzig Jahren hat J. Kutzen sein klassisches Werk über das deutsche Land zum ersten Male dem gebildeten Publikum vorgelegt. Wenn jetzt die Neuauflagen des unvergänglichsten Buches in rascherer Folge notwendig werden als früher, so ist das gewiß ein Zeichen dafür, daß die durch Dr. Steinecke erfolgte Neubearbeitung nach Darstellung und Inhalt durchaus auf der Höhe steht. Kutzen war ein Schüler Ritters, Steinecke hat von Richthofen, Ratzel und Kirchhoff gelernt, aus den Formen der Erde ihre Geschichte zu lesen und den Einfluß der Oberflächenform auf die Geschichte der Bewohner eines Landes zu erfassen; Kutzen war Geschichtsforscher, Steinecke ist ursprünglich Naturforscher; beide ergänzen sich vortrefflich, und so ist eine Darstellung des deutschen Landes „in feinen charakteristischen Zügen und feinen Beziehungen zu Geschichte und Leben der Menschen“ entstanden, die nach der geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Seite gewiß ihresgleichen sucht. Die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung sind bis in die neueste Zeit verwertet. Die neueste Auflage hat besonders in der Anordnung des Stoffes und in der Reihenfolge der Landesteile den heutigen Anforderungen Rechnung getragen. Die Darstellungsweise ist für den gebildeten Leser berechnet, klar und verständlich, frisch und fließend. Ein warmer väterländischer Hauch durchweht die Landschaftsbilderungen; man merkt es ihnen an, daß sie erwandert sind. Kutzens Absicht, „den Leser für unter an Naturvorzügen so reiches und infolge seiner Naturbeschaffenheit geschichtlich so bedeutungsvolles Vaterland zu erwärmen“, wird durch diese von Begeisterung für den Gegenstand getragenen Beschreibungen zweifellos erreicht. Zudem wird das Verständnis des Inhalts noch

gefördert durch einen reichen Schmuck mit Liebe und Sorgfalt ausgewählter schwarzer und bunter Bilder. Sie sind größtenteils nach photographischen Aufnahmen neu hergestellt und auf feinstem Kunstdruckpapier gedruckt. Mit den Karten und Tafeln zusammen bilden sie einen trefflichen Bilderatlas des deutschen Vaterlandes. Demnach hat das Werk an innerem und äußerem Werte sehr gewonnen und verdient allgemeine Beachtung.

Von Seiten des Generalstabes der Armee wurde das Buch zur Vorbereitung auf die Aufnahmeprüfung zur Kriegsakademie empfohlen.

Prof. Dr. M. Schmitz-Mancy Handelswege und Verkehrsmittel der Gegenwart.

120 Seiten Text mit 58 Bildern und einer farbigen Karte des Weltverkehrs.
Zweite, neubearbeitete Auflage. 1907. Gebunden 2,50 M.



Trajektdampfer „Prinz Christian“ der Linie Warnemünde — Gledier (Berlin—Kopenhagen). Eisenbahnfähren (Trajekttschiffe) dienen hauptsächlich zur Überführung von Eisenbahnzügen über Gewässer, deren Überbrückung, sei es wegen zu hoher Baukosten, wegen Behinderung der Schifffahrt oder aus strategischen Gründen, unmöglich ist.

Bei unseren den ganzen Erdball umspannenden Handelsbeziehungen ist die Kenntnis der Handelswege und Verkehrsmittel für jedermann unerlässlich. Das vorliegende Buch bietet einen Einblick in das großartige Getriebe des heutigen Weltverkehrs, gibt Aufschluß über die Verzweigung und Bedeutung der verschiedenen Verkehrswege, die Arten der Waren- und Personenbeförderung sowie ihre Kosten und Zeitdauer. Der Verfasser hat bei der Bearbeitung stets den praktischen Zweck, dem das Buch dienen soll, im Auge behalten; die Darstellung ist fließend und leicht lesbar. 58 Bilder erläutern die hauptsächlichsten Typen von Handelsschiffen alter und neuer Zeit, Hafenanlagen und Schiffbau, Eisenbahn und Automobil, Verkehrsmittel fremder Erdteile, Telegraphie und Luftschifffahrt.

Thora Goldschmidt's Bildertafeln

für den fremdsprachlichen Unterricht.

Englisch:

26 Anschauungstafeln mit erläuterndem Text, Textübungen und einem systematisch geordneten Wörterverzeichnis. Für die deutschen Sprachgebiete autorisierte Ausgabe. 3., neubearbeitete Auflage. 1907. IV u. 72 S. 4°.

Französisch:

26 Anschauungstafeln mit erläuterndem Text, Textübungen und einem systematisch geordneten Wörterverzeichnis. Für die deutschen Sprachgebiete autorisierte Ausgabe. 5. Auflage. 1906. 72 S. 4°.

Italienisch:

52 Anschauungsbilder mit erläuterndem Text, Textübungen, systematisch geordnetem Wörterverzeichnis und einem kurzgrammatischen Leitfaden. Für die deutschen Sprachgebiete autorisierte Ausgabe. 1905. IV u. 68 S. 4°.

Preis jeder Ausgabe kartoniert 2,50 M.; in biegsamen Leinwandband 3 M.



The railway-station.

- | | | | |
|------------------------|---------------------------|-------------------------|-----------------------|
| 1. The train. | 10. The platform. | 17. The newspaper-boy. | 25. A hat-box. |
| 2. The engine. | 11. The stationmaster. | 18. A paper. | 26. A bag. |
| 3. A railway-carriage. | 12. A traveller, | 19. The booking-office. | 27. A clock. |
| 4. A compartment. | a passenger. | 20. The luggage-office. | 28. An electric-lamp, |
| 5. The door. | 13. A cyclist. | 21. The porter. | an arc-lamp. |
| 6. The window. | 14. A bicycle. | 22. The luggage-ticket. | 29. Smoke. |
| 7. The seats. | 15. A ticket. | 23. A box; a trunk. | 30. Steam. |
| 8. The buffers. | 16. The ticket-collector. | 24. A rug. | 31. Steam. |
| 9. The guard. | | | 32. Telegraph-wire. |

Bei dem Goldschmidt'schen Lernverfahren, das den ersten fremdsprachlichen Unterricht weiterführen und vertiefen soll, leisten Rüge und Bilder, die als Gedankenvermittler in Anspruch genommen werden, wichtige Dienste. Entsprechend der Methode der Verfasserin, die Bedeutung des fremdsprachlichen Wortes ohne Benutzung der Muttersprache zu übermitteln, finden wir in diesen Lehrbüchern — Titel und Dornort ausgenommen — kein deutsches Wort; nur allein die zu erlernende Sprache kommt von Anfang an zur Anwendung. Konversations- und Sprechübungen befestigen das Gelernte und fördern schnell den praktischen Gebrauch der fremden Sprache. Ein systematisches Wörterverzeichnis am Schlusse des Buches bietet für den Dorgeschritteneren den erwünschten umfassenden Wortschatz. Durch die rasche Aufeinanderfolge der Auflagen dieser Bücher dürfte die Vorzüge der Goldschmidt'schen Unterrichtsmethode, die sich auch für den Selbstunterricht sehr gut bewährt hat, am deutlichsten bewiesen sein. Für den Gebrauch auf der Reise, in Sommerfrischen u. a. m. wurden die biegsamen Leinwandbände beschafft.

Ottomar Beta

Das Buch von unsern Kolonien.

5. Auflage der Neubearbeitung.

Mit 8 farbigen Kunstbelegungen nach Originalen von Rud. Hellgrewe,
107 Bildern im Text und 2 farbigen Karten des Deutschen Kolonialbesitzes.

255 Seiten. 1908. In Prachtband gebunden 4 M.



Markt in Anecho.

Das Beta'sche Buch will eine zusammenhängende Übersicht über unsere Schutzgebiete geben. Der Verfasser beschränkt sich nicht auf einen historischen Abriss der Erwerbung des deutschen Kolonialbesitzes, er schildert vor allem seine heutige wirtschaftliche Bedeutung und begründet diese durch Darlegung der geographischen und politischen Verhältnisse der einzelnen Schutzgebiete. Die Mühen und Kämpfe unserer tapferen Truppen erfahren gerechte Würdigung. Zahlreiche, meist neuermorbene Photographien helfen ein anschauliches Bild jeder einzelnen Besitzung zu entwerfen. Dies gilt in erster Linie von jener Kolonie, die in den letzten Jahren der Gegenstand des allgemeinen Interesses war, von Deutsch-Südwest. Besondere Erwähnung verdienen hier mehrere Aufnahmen, die das schwierige Gelände des Kriegsschauplatzes wiedergeben. Den Farbenreichtum der Tropen zeigen 8 in feinstem Farbendruck ausgeführte Bilder des bekannten Orientalmalers Hellgrewe. Das Werk wendet sich an Jung und alt und wird für alle Kolonialfreunde von großem Interesse und dauerndem Werte sein.

Dizeadmiral R. von Werner Deutschlands Ehr' im Weltenmeer.

Neubearbeitung von Kontreadmiral z. D. Holzhauer.

Mit 4 Kunstbeilagen nach Originalen von Prof. Willy Stöber
und Johs. Gehrts, 105 Bildern und 2 farbigen Flaggentafeln.

5. Auflage. 1908. 360 Seiten. In Prachtband gebunden 5 M.



Abfeuern eines Torpedos vom Torpedoboot aus.

Eine durchgreifende, bis auf die letzte Zeit ergänzte Bearbeitung und ein zum größten Teil erneuter moderner Bilderschmuck wirken zusammen, um ein in jeder Hinsicht auf der Höhe der Zeit stehendes neues Flottenbuch zu schaffen, das die allgemeinste Beachtung verdient. Im ersten Teile des Buches wird die Entwicklung der deutschen Seefahrt von den Zeiten der Wikinger bis auf unsere Tage in lebendiger aber knapper Darstellung geschildert. Ein breiter Raum ist dagegen im zweiten Teile der Betrachtung unserer heutigen Seemacht gewidmet. In anschaulicher Weise wird uns von der Ausbildung der deutschen Matrosen erzählt, von Dienst- und Feierstunden. Das sprichwörtliche Erzählertalent der weltgereisten Seebären kommt in mehreren eingeflochtenen Erzählungen zu seinem Rechte. Kapitel über das Rettungs- und Signalmesen und den Russisch-Japanischen Krieg bilden den Beschluß. Besondere Beachtung verdient die durchaus moderne Illustration des Buches. Jedem Kapitel ist eine dem Inhalt angepaßte, meist von Künstlerhand entworfene Kopfseite vorangestellt. Außer den zahlreichen historischen Bildern schmücken das Buch viele Bilder von Vorgängen aus dem täglichen Leben an Bord und die Darstellungen der wichtigsten Schiffstypen sowie ein sehr lehrreicher Durchschnitt durch das neue Panzerschiff Cothringen. Eine Zierde des Buches bilden auch die vier farbigen Kunstbeilagen. Infolge der allgemein verständlichen Beschreibung der Schiffstechnischen Einrichtungen sowie der spannenden Schilderungen ist das Buch für die weitesten Kreise geeignet. Aber auch die reifere männliche Jugend wird aus ihm reiche Belehrung und anregende Unterhaltung schöpfen.

Maetzoldt, Die Kunst des Porträts.

460 Seiten mit 80 Bildern auf
80 Sondertafeln.

Geheftet 12 M., in Leinwandband
(oben mit Goldschnitt) 14,50 M.

Das Buch stellt sich die interessante Aufgabe, das Wesen und die ästhetischen Gesetze einer besonderen Bildgattung zu bestimmen. An der Hand des überreichen Materials deckt der Verfasser die vielfachen historischen, ästhetischen und vor allem psychologischen Beziehungen auf, die im Bildnis und Selbstbildnis zusammenlaufen. Bei der hohen Schätzung der Porträtkunst in unserer Zeit darf diese Untersuchung darauf Anspruch machen, in den Kreisen der Künstler wie der Laien, bei Kunsthistorikern und Ästhetikern einem regen Interesse zu begegnen. — Die Fachzeitschriften veröffentlichten fast sämtlich ausführliche, sehr anerkennende Besprechungen, ebenso erschienen in den literarischen Beilagen maßgebender Zeitungen eingehende Artikel über Maetzoldts grundlegendes Werk.



Eugène Delacroix: Selbstbildnis. (Paris, Louvre.)

Eine ausführliche Übersicht über unsern reichhaltigen Jugendschriften- und Geschenkwerk-Verlag bietet **Hirts Festgeschenk-Katalog.** Mit zahlreichen Probeabbildungen ausgestattet und mit kurzer Charakteristik der angezeigten Bücher. — Dieser Katalog ist post- und kostenfrei zu beziehen durch alle Buchhandlungen, denen wir auch die Bestellungen auf Bücher unseres Verlags zu überweisen bitten. Fehlen buchhändlerische Beziehungen, so liefert direkt und zwar postfrei die **Verlagsbuchhandlung Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig, Salomonstr. 15.**

Bestellzettel. Aus dem Verlage von Ferdinand Hirt & Sohn, Leipzig, Salomonstraße 15, bestellt Unterzeichneter hiermit durch die

Buchhandlung von

(Möchtgerühnächstes wolle man durchschreiben.)

- | | |
|---|---|
| Ex. Seydlitz, Handbuch der Geographie.
Erbdd. 6,50 M., Halbtzbd. 7,50 M. | Ex. Goldschmidt, Bildertafeln. Italienisch.
Kart. 2,50 M., Erbdd. 3 M. |
| Ex. Kutzen=Steinecke, Das deutsche Land.
Geb. 10,50 M., Erbdd. 12,50 M. | Ex. Beta, Das Buch von unsern Kolonien.
In Prachtband 4 M. |
| Ex. Schmitz=Mancy, Handelswege.
Geb. 2,50 M. | Ex. v. Werner, Deutschlands Ehr' im
Mittelmeer.
In Prachtband 5 M. |
| Ex. Goldschmidt, Bildertafeln. Englisch.
Kart. 2,50 M., Erbdd. 3 M. | Ex. Maetzoldt, Die Kunst des Porträts.
Geb. 12 M., Erbdd. 14,50 M. |
| Ex. do. Französisch.
Kart. 2,50 M., Erbdd. 3 M. | |

Ort und Datum.

Name und Stand.



REUTHER & REICHARD IN BERLIN W. 9.

Soeben wurde ausgegeben:

WILHELM VON HUMBOLDT UND DIE HUMANITÄTSDIEE.

VON
EDUARD SPRANGER.

Gr. 8°. X, 506 Seiten. Mk. 8.50, eleg. geb. Mk. 10.—.

Vorwort.

Was dieses Buch bezweckt, sagt es selbst. Ich habe ihm nur die eine Bemerkung zur Erläuterung vorzuschicken, daß es durchaus als ein Ganzes genommen werden will, und daß derjenige seine Absicht nicht versteht, der nach einem herausgegriffenen Kapitel urteilt. Es ist das Wesen der Humanitätsidee, daß sie alle einzelnen Strahlen des Geistes in einen Brennpunkt sammelt; also kann auch nur in dem Ganzen der Darstellung diese lebendige Totalität sich entfalten.

Neben der Herausarbeitung der inneren Gliederung des Humanitätssystems aber will meine Darstellung ein durchaus treues historisches Bild von der geistigen Entwicklung Humboldts bis 1820 hin geben; es möchte die heute zugänglichen Quellen dafür mit philologischer Gründlichkeit ausschöpfen. Über den Stand dieses Materials sei eine Bemerkung hinzugefügt. Die Benutzung der Werke Humboldts ist dadurch wesentlich erleichtert, daß diese Abteilung der Akademieausgabe von Humboldts „Gesammelten Schriften“ nunmehr abgeschlossen, in ausgezeichneter Redaktion, vor uns liegt. Leider befinden sich die anderen Abteilungen (Briefe, Tagebücher und Gedichte) noch in Vorbereitung. Ich war also hier auf vielfach zerstreute und teilweise höchst mangelhafte Publikationen angewiesen. Auch aus diesem Grunde habe ich der Darstellung verhältnismäßig zahlreiche wörtliche Zitate einfügen müssen, die ja ohnehin in jedem historischen Bilde für die rechte Farbengebung unentbehrlich sind. Um so mehr wird jeder, der über W. v. Humboldt arbeitet, dem Gelehrten verpflichtet sein, der uns seit Jahren auf diesem Gebiet die sorgfältigsten Editionen und Vorarbeiten geschenkt und dieses Verdienst durch die erwähnte, von ihm besorgte Gesamtausgabe gekrönt hat. Aber auch persönlich muß

ich Herrn Professor **Leitzmann** in Jena an dieser Stelle lebhaftesten Dank sagen für die lebenswürdige Bereitwilligkeit, mit der er mir die Abschriften der bisher ungedruckten, höchst wichtigen Briefe Humboldts an Brinckmann, die er eigenhändig von den im Brinckmannschen Familienarchiv befindlichen Originalen angefertigt hat, zur Einsicht und Benutzung überließ. In seiner Hand befinden sich auch die Originale der Briefe Humboldts an Schweighäuser, die Laquante 1893 auszugsweise in französischer Übersetzung veröffentlicht hat. Wo ich also diese Briefe deutsch anführe — es geschieht nur an einigen besonders wichtigen Punkten — verdanke ich den Text gleichfalls der Güte des Herrn Professor Leitzmann.

Möge es mir gelungen sein, das Bild Humboldts und seines Lebensideals, wie es mir vorschwebte, zugleich klar und lebendig zu zeichnen! Ich gehöre nicht zu denen, die in historischen Arbeiten einen Ersatz für systematische Leistungen sehen und diesem Zwecke zuliebe vergangene Denker oft mehr umdeuten als ausdeuten. Wohl aber glaube ich, daß das volle Verständnis eines früheren Standpunktes zur Klärung unsrer selbst dienen kann, vorausgesetzt, daß man die Resultate nicht dogmatisch überträgt, sondern sie feinfühlig der veränderten Zeitlage anzupassen weiß. Diese Wirkung historischer Schriften ist gleichsam ihr ätherischer Teil, weil sie ungreifbar das Gewebe unsrer geistigen Organisation beeinflußt, und ich bekenne, daß ich dem Leser hier absichtlich nicht durch abstrakt formulierte Ergebnisse zuvorkommen wollte. Wenn ich Humboldt so aufgefaßt hätte, daß eine solche belebende Wirkung von meiner Darstellung ausgeht, erst dann dürfte ich hoffen, diesem klassischen Geiste ein würdiges Denkmal zu bedeutender Stunde gesetzt zu haben. Sind es doch fast 100 Jahre, daß er selbst jene geistige Pflanzstätte schuf, der der Verfasser mit Stolz seine ganze akademische Vorbildung dankt! — Von früh auf hat mir der Gedanke eines **deutschen humanistischen Bildungs-**ideals als das vorgeschwebt, was wir gewinnen oder richtiger wiedergewinnen müßten. Der ganze Gang meiner Selbstbildung ist von hier aus bestimmt gewesen; in diesem Sinne bedeutete mir der deutsche Idealismus und die klassische Literatur eine unversieglige Quelle frischen Lebens. Männer wie Goethe, Schiller, Fichte, vor allem aber Herder und Humboldt erschienen mir ihrem eigentlichen Gehalte nach noch nicht ausgeschöpft, insofern der Kern ihrer Lebensanschauung noch immer nicht zu einem allgemeineren Volksbesitz geworden war. Ich bekenne, daß ich diesen Ertrag meines eignen Bildungstrebens als das Zentrum der hier vorliegenden Arbeit betrachte, wenn mir auch wichtige wissen-

schaftliche Fachfragen, z. B. die Entstehung der Identitätsphilosophie, das ethisch-ästhetische Problem der Form, die neuhumanistische Griechenauffassung usw., dabei gleich dringend am Herzen lagen. Es ist eine jugendliche Weltanschauung, die ich zu schildern versuche; an sie glauben kann nur, wer mit der Jugend lebt und in sich jung ist. Was ich für diesen Glauben meinem verehrten Freunde Dr. Knauer verdanke, und der Jugend, deren Frohsinn mir die Jahre der Arbeit an diesem Buche verschönt hat, darf ich zurückdenkend kurz erwähnen. Lernend und lehrend in dem Zusammenhange eines reichen geistigen Volksbesitzes zu stehen, die Kontinuität einer gesunden Entwicklung vor Erschütterungen durch den Mutwillen unausgereifter Phantasten zu bewahren, erscheint mir als das eigentliche Glück und die eigentliche Aufgabe. —

Indem ich nunmehr meine Arbeit der Öffentlichkeit übergebe, erneut sich in mir der tiefe Schmerz um den hochverehrten Lehrer, der ihrem Entstehen noch in der Zeit seines letzten Leidens stets das gütigste Interesse entgegengebracht hat. Ich hoffte damals, ihm einmal die Bitte aussprechen zu können, daß dieses Werk seinen Namen tragen dürfte. Friedrich Paulsen ist heimgegangen, ehe meine Absicht zur Tat werden konnte. An der Treue und Verehrung des Zurückbleibenden hat sein Hinscheiden nichts ändern können. Was ich ihm verdanke, ist nicht dies oder jenes, sondern beruht auf dem, was die vollendete Persönlichkeit dem werdenden zu sein und zu geben vermag. Als äußeres Zeichen dieser nie endenden Verpflichtung widme ich daher meine Schrift seinem edlen Andenken, in der Gewißheit, daß auch er das Unzulängliche daran mit dem Ernst meiner Absicht entschuldigt hätte.

Inhalt:

Vorwort. Literaturverzeichnis.

Einleitung. Die systematische Bedeutung der Humanitätsidee als Bildungsideal.

- 1. Abschnitt.** Humboldts Persönlichkeit. — 1. Skizze der geistigen Entwicklung Humboldts. — 2. Zur allgemeinen Charakteristik Humboldts. — 3. Der Universalist.
 - 2. Abschnitt.** Metaphysische und erkenntnistheoretische Voraussetzungen. — 1. Die Loslösung von der Aufklärungsphilosophie. — 2. Die Einflüsse der Kantischen Erkenntnistheorie. — 3. Humboldts Metaphysik in der ersten Periode. — 4. Die Chiffreschrift der Natur. — 5. Humboldts Metaphysik in der zweiten Periode.
 - 3. Abschnitt.** Die Psychologie. — 1. Die Charakterologie. — 2. Die Geschichtsphilosophie. — 3. Das Problem des Geschlechtsunterschiedes. — 4. Die Religionsphilosophie.
 - 4. Abschnitt.** Die Ästhetik. — 1. Humboldts Stellung zur Kunst und früheste ästhetische Anschauungen. — 2./3. Beziehungen zu Kants Ästhetik und zu Schiller und seiner Ästhetik. — 4. Humboldts eigne ästhetische Grundanschauungen. — 5. Humboldts Ästhetik in der spekulativen Periode.
 - 5. Abschnitt.** Die Ethik. — 1. Humboldts Verhältnis zur Kantischen Ethik. — 2./3. Humboldts Humanitätsidee in der ersten und zweiten Periode. — 4. Humboldts Auffassung vom Griechentum. — 5. Die romantisierte Griechenauffassung.
- Schluß.** Die Humanitätsidee und die Gegenwart. — Register.

in Paris auf ihn macht; also wieder das Bild des Mannes von universalem Interesse für die Erscheinungen und Seiten des Menschlichen. Den Musikunterricht seiner Kinder hat er immer nicht minder ernsthaft gefördert, als die übrigen Fächer. Und was er auf die Anregung Goethes hin für die Verwirklichung der Zelterschen Ideen und für die staatliche Pflege der Musik tat, ist bekannt.¹⁾ —

Hat sich also auch in Humboldt jene Faustische Tragödie der Renaissancemenschen abgespielt? Hat auch er, wie sie, den Durst nach dem höchsten Leben als Qual empfunden? Das Titanenhafte solcher nicht bloß sentimental „Allwills“ endet meist mit dem inneren Schicksal rastloser Unbefriedigtheit. Wir wissen, daß Goethe beide Erlebnisse aneinander knüpfte: die Sehnsucht: „Zum Universum möcht' ich mich erweitern,“ und die heftige Antwort: „Du hörst es ja, von Glück ist nicht die Rede.“²⁾ Solchen Geistern erscheint nie der Augenblick, dessen Verweilen sie befriedigen könnte; von Ekel ergriffen, werfen sie die Frucht, deren Saft sie noch eben erquickte, halbgenossen beiseite. Ihre Phantasie ist ihrem Vermögen immer um ein Unendliches voran. Wie stand es mit Humboldts Glück? — Diese Frage ist gleichbedeutend mit der anderen: wie groß war seine Assimilationskraft, seine Gabe, das Unendliche, das er sich aneignen wollte, auch tatsächlich zu beherrschen? Das ewige Rätsel der formenden ethischen Kraft werden wir so wenig ergründen, als wir die Gestaltungskraft des Künstlers in ihrem letzten Wesen erforschen können. Auch hier gibt es nur das eine: das fertige Werk zu sehen und an ihm zu lernen, was in seinen Wurzeln ewig verhüllt bleibt. Gerade deshalb aber ist uns Humboldt interessant. Selten hat ein Mann von so reicher Empfänglichkeit so wenig um sein inneres Glück kämpfen müssen, wie er. Es ist, als ob ihm die wunderbare Gabe, das Universum zu umfassen und doch die innere Ruhe zu bewahren, mit in die Wiege gelegt worden wäre. Goethe hat noch nach der italienischen Reise die schwersten Erschütterungen erlebt. Mehr als ein ganzes Jahrzehnt sehnte er sich umsonst darnach, daß der höchste Friede in seine Brust käme. Freilich errang er ihn zuletzt in dem schönsten und reichsten Sinne, so daß kein Irdischer ihm vergleichbar ist. Wie wenig davon zeigt uns der Humanitäts-

¹⁾ W. W. X, 73; an Goethe 220. 233.

²⁾ Vgl. meinen Aufsatz: „Zur ästhetischen Weltanschauung“, Monatsschrift „Deutschland“. 1905.

Aus: E. Spranger, Wilhelm von Humboldt und die Humanitätsidee.

philosoph Herder! Wie flüchtete Jacobi unbefriedigt immer weiter in das Jenseits, von den eigentlich dramatischen Naturen Schiller und Kleist, oder den schwärmerischen Romantikern zu schweigen. Der Griechenschwärmer Hölderlin ist in tiefster Seele Pessimist. Nur Humboldt und Schleiermacher stehen da, unerschüttert und unberührt: ἀγήρως ἤματα πάντα. Für Humboldt war die Periode der Erschütterung fast gänzlich vorüber, schon als er der „Li“ die Hand reichte. Der Jugendfreundin Henriette gegenüber klagte er wohl gelegentlich über Mangel an Glück und Glückfähigkeit;¹⁾ aber bald widerruft er es selbst: „Nennen Sie mich auch nicht eigentlich unglücklich. Das bin ich nicht, und habe nicht Ursache, es zu sein. Aber ich war ja nie von ganz heiterem Temperament. Ich gehörte ja immer zu den Menschen, die entweder auf der einen oder auf der andern Seite ausschweiften.“²⁾ Überraschend kurz war diese Epoche der Sentimentalität, verglichen mit Humboldts innerer Expansionskraft. Je älter er wird, um so mehr bietet er uns das Bild des beneidenswert abgeklärten, in sich ruhigen Menschen. Und nicht nur wir nennen ihn glücklich; sondern mehr: er selbst hat das Gefühl, glücklich zu sein unter allen Schicksalen des Lebens. Denn den Schmerz hatte er ja gelernt, nicht mehr als Hindernis dieses Glückes im höheren Sinne aufzufassen. Eine leichte Wehmut liegt wohl über seinem Wesen; aber es ist diese stille Wehmut, die mit Wonne empfunden wird.

Die Kehrseite dieser inneren Ausgeglichenheit fehlt natürlich nicht: diejenige Vertiefung, die nur in schweren Lebensstürmen errungen wird, jene heroische Größe, die nur der Druck des verzweifelten Kampfes um die innere und äußere Selbstbehauptung herauspreßt, werden wir bei Humboldt vergeblich suchen. Ihm war der leichte Schritt der Genien beschieden: so wandelte er im seligen Lichte. Nicht zufällig hatte er einst als Student die Leibnitzische These: mundum esse optimum verfochten. Prometheische Härte, wie sie das Ringen mit dem Schicksal sieghaften Naturen verleiht, lag nicht auf dem Wege seiner Vollendung. Wir bleiben im Rahmen seiner eigenen Auffassung, wenn wir dies Fehlen aller inneren Widerstände und aller Erschütterungen von außen als das echt Griechische seines Wesens bezeichnen. Und doch ist es wieder ein echt moderner Zug

¹⁾ An Henriette 31.

²⁾ S. 75.

DAS SEELENLEBEN DES KINDES.

AUSGEWÄHLTE VORLESUNGEN

VON

DR. KARL GROOS,

Professor der Philosophie a. d. Universität Gießen.

Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Gr. 8°. VI, 260 Seiten. Mk. 3.60, in Leinenband Mk. 4.50.

Inhalt: Einleitung. — I. Begriffliche Orientierung. — II. Die Aufgaben der Kinderpsychologie. — III. Die Methoden der Beobachtung. — IV. Die Analyse der Erlebnisse. — V. Die intentionale Beziehung. A. Die Intention im Allgemeinen. B. Individuelles Sein und allgemeine Wesenheit. C. Intuitive und signitive Intentionen. — VI. Ererbte und erworbene Reaktionen. — VII. Das Spiel als die natürliche Selbstausbildung des Kindes. — VIII. Die Assoziationen. A. Der Begriff der Assoziation im Allgemeinen. B. Das Problem der Assoziationsgesetze. C. Experimentelle Ergebnisse. — IX. Das bestimmt gerichtete Vorstellen. A. Das Hume'sche Problem. B. Der geregelte Vorstellungsverlauf. — X. Das Gedächtnis. A. Erlernen, Behalten und Vergessen. B. Die Vorstellungstypen. — XI. Die Erinnerungstäuschungen. — XII. Die kombinatorische Phantasie. — XIII. Die Auffassung oder Apperzeption. — XIV. Das Wiedererkennen. — XV. Die Illusion und die bewußte Selbsttäuschung. — XVI. Die Vorgänge des Erkennens. A. Der Begriff. B. Das Urteil. C. Der Schluß.

„Das vortreffliche Buch verdient vor allem von Lehrern und Erziehern gewürdigt zu werden. Groos rückt die Kinderpsychologie in die Stellung einer unentbehrlichen Hilfswissenschaft der Pädagogik. Von dem zukünftigen Lehrer fordert der Verfasser unbedingt „die theoretische Kenntnis der wichtigsten Ergebnisse des pädagogischen Experiments und eine gewisse Vertrautheit mit seinen Methoden“. Hoffen wir mit dem Gießener Philosophen, daß von der Kinderpsychologie aus eine neue Grundlegung der Erziehungslehre geschaffen werde!“

Dr. Eugen Köser in Darmstadt.

(Frankfurter Zeitung. Nr. 276 v. 4. X. 08.)

**DIE GROSSEN ERZIEHER. IHRE PERSÖNLICHKEIT
UND IHRE SYSTEME. HERAUSGEGEBEN VON PROF.
DR. RUD. LEHMANN (POSEN).** — In einzelnen Bänden von
je 12—15 Bogen Umfang zum Preise von je etwa Mk. 2.40 bis
Mk. 3.—.

Band I: Jean Paul, Der Verfasser der Levana von Geh. Reg.-
Rat Prof. Dr. Wilh. Münch. Gr. 8°. VIII, 237 Seiten. Mk. 3.—,
in feinem Leinwandband Mk. 3.60.

Als nächste Bände werden im Laufe des kommenden Winters
erscheinen:

Band II: Johann Heinrich Pestalozzi von Prof. Dr.
Alfred Heubaum.

Band III: Aristoteles von Hofrat Prof. Dr. O. Willmann.

Aus bisher erfolgten Besprechungen:

„Ohne Zweifel darf man Rud. Lehmann's Unternehmen, in einer Reihe von Schriften aus der Feder hervorragender Pädagogen uns ein Bild von dem Wesen und der Arbeit der großen Erzieher zu geben, höchst zeitgemäß nennen. Und dies Unternehmen wird durch Münchs Schrift über Jean Paul aufs glücklichste inauguriert. Den pädagogischen Gedanken Jean Pauls wendet ja die Gegenwart erfreulicherweise erneutes Interesse zu . . . Nach einer ebenso sorgfältigen wie feinsinnigen Abwägung des Verhältnisses, in welches J. P. zu den zeitgenössischen pädagogischen Wortführern getreten, geht der Verfasser im IV. Kap. daran, mittels Zusammenfassung der psychologischen, religionsphilosophischen und pädagogischen Grundanschauungen, die sich in J. P. entwickelt hatten, und durch Mitteilung aller seiner erzieherischen Gedanken, die der Gegenwart aktuelles Interesse bieten, den Wert der Levana für diese allseitig und einwandfrei zu bestimmen. Die Darlegung und Würdigung der Pädagogik Jean Pauls hat in Münch ihren Meister gefunden; sein Buch ist eine höchst wertvolle Bereicherung der Jean Paul-Literatur.“

(Geh.-Rat Dr. Ivan von Müller i. d. Deutschen Lit.-Ztg. 1908, 83.)

„Mit zu dem Besten, was über Jean Paul geschrieben worden ist, gehört das Buch von Münch, mit dem die neue Sammlung „Die großen Erzieher, ihre Persönlichkeit und ihre Systeme“ verheißungsvoll eröffnet wird. M.s Buch erfüllt in vollem Maße, was das Programm verspricht.“

(Lit. Handweiser 1908, 21.)

Neue Erscheinungen resp. Neu-Auslagen dieses Jahres!

Von Prof. Dr. Friedrich Paulsen:

Philosophia militans.

Gegen Merkantilismus und Naturalismus.

Dritte u. vierte durchgesehene u. vermehrte Auflage.

1. Das jüngste Rehergericht über die moderne Philosophie. — 2. Kant der Philosoph des Protestantismus. — 3. Katholizismus und Wissenschaft. — 4. Der Modernismus und die Enzyklika Pius' X. — 5. Fichte im Kampf um die Freiheit des Denkens. — 6. Ernst Haedel als Philosoph. — 7. Haedels Bekräftel als Volksbuch. — 8. Die Entdeckung des Menschen im 19. Jahrhundert.

8^o. VIII, 239 Seiten. M. 2.—, fein geb. M. 3.—.

Richtlinien der jüngsten Bewegung im höheren Schulwesen.

Gesammelte Aufsätze.

1. Das Prinzip der Gleichwertigkeit der drei Formen der höheren Schule. — 2. Was kann geschehen, um den Gymnasialstudien auf der oberen Stufe eine freiere Gestalt zu geben? — 3. In welcher Richtung ist die Schulreform von 1901 weiter zu führen? — 4. Nochmals: Die Reformvorschläge der Unterrichtskommission der deutschen Naturforscher und Ärzte. — 5. Das Realschulwesen in Deutschland, seine Bestimmung und seine zukünftige Gestaltung. — 6. Der nationale Charakter der höheren Schulen Deutschlands und die Grundtendenz der jüngsten Schulreform. — 7. Die Notwendigkeit einer Neugestaltung der Abiturientenprüfung. — 8. Die neue Organisation des höheren Mädchenschulwesens in Preußen.

8^o. VI, 148 Seiten. M. 1.50.

Moderne Erziehung und geschlechtliche Sittlichkeit.

Einige pädagogische und moralische Betrachtungen
für das Jahrhundert des Kindes.

— Erstes bis fünftes Tausend. —

1. Väter und Söhne. — 2. Schuljammer von heute. — 3. Die sexuelle Moral in Freyens Billigenlei. — 4. Zum Kapitel der geschlechtlichen Sittlichkeit. — 5. Alte und neumodische Erziehungsweisheit.

8^o. IV, 95 Seiten. M. 1.—.



Empfehlenswerte Havana Cigarren

sind u. a. die Marken:

El Aguila de oro (Bock y Cia)	von M. 240.— bis M. 4000.—	d. Tsd
Flor de Henry Clay " M. 250.— " M. 2600.—	"
La Rosa Aromatica " M. 160.— " M. 820.—	"
La Devesa (Pedro Murias) " M. 140.— " M. 2500.—	"
Flor de Yncian " M. 300.— " M. 2060.—	"
Cabañas y Carbajal " M. 220.— " M. 1300.—	"

Augenblickliches Lager von über 700 verschiedenen Sorten
in der Preislage von M. 12.— bis M. 4000.— p. Tsd.

OTTO BOENICKE

Hoflieferant Sr. Majestät
des Kaisers und König

BERLIN W 8, Französische Straße 21.



PROBEN,
auch von anderen Cigarren,
in beliebiger Anzahl |

Vollständige Preislisten
kostenfrei!

Soeben erschienen folgende neue Romane:

Sein und Werden von Doris Frein v. Spätgen.
Preis elegant broschiert M. 5.—,
in prächtigen Leinwandband gebunden M. 6.—.

Und es entgeht ihr keiner von Joachim
von Dürow.

Preis elegant brosch. M. 5.—, in prächtigen Leinwandbd. gebdn. M. 6.—.

Gediegener Inhalt, fesselnde Darstellung und vornehme Ausstattung sind die
Vorzüge dieser vortrefflichen Bände, die sich vorzüglich zu Weihnachtsge-
schenken eignen. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Albert Goldschmidt in Berlin W. 35, Lützowstr. 28.

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

aus sämtlichen Zeitungen und Zeitschriften des In- und
Auslandes über jedes Gebiet für Behörden, Redaktionen
und Verleger, Schriftsteller, Gelehrte, Staatsmänner,
:: :: Politiker, Grossindustrielle, Unternehmer usw. :: ::

==== Prospekte gratis. ====

Ernst Beckmann, Liter. Bureau,
Berlin-Wilmersdorf, Berlinerstrasse 86.



Soennecken's Ideal- Bücherschränke

Vier

Zum zusammensetzen
Beliebig zu vergrössern

 Katalog
Grössen frei

Eine Zierde für jedes Zimmer

Durch einschlägige Geschäfte zu beziehen, sonst Lieferung direct

F. SOENNECKEN Schreibmöbel-Fabrik **BONN**
Fabrik-Niederlagen:
Berlin Taubenstr. 16 Leipzig, Markt, Altes Rathaus

Abschriften und Vervielfältigungen von Manuskripten, Zirkularen, Prospekten, Briefen etc.

in Hand- und Maschinenschrift

bei sorgfältigster Ausführung und billigster Berechnung.

E. Beckmann, Berlin-Wilmersdorf, Berlinerstr. 36.

Bücher für den Weihnachtstisch!

Der Alpinismus und der Deutsch-Oesterreichische Alpenverein

Von Dr. A. Dreyer (München)

Seine Entwicklung — Seine Bedeutung — Seine Zukunft

Unter diesem Titel erschien in unserem Verlag aus der Feder des bekannten Vorstandes der Zentral-Bibliothek (München) des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins Dr. A. Dreyer ein mit zahlreichen Porträts von den Begründern des D. u. Ö. A.-V. und berühmten Bergsteigern, sowie mit Abbildungen von Schutzhütten und Alpenlandschaften überaus reich ausgestattetes Werk, das seiner grosszügigen Anlage und ausserordentlichen Wohlfeilheit nach berufen ist, ein **Vademekum für jeden Alpenfreund** zu werden. **Tausende und abertausende naturfreundiger Alpenwanderer werden mit Begeisterung in dem Dreyerschen Buch blättern!**
In Original-Umschlag broschiert 5.— Mark :: :: In vornehmem Einbände 6.50 Mark

Franz Liszt

Von August Göllerich

Sonderausgabe der von dem Kgl. General-Musikdirektor Dr. Richard Strauss herausgegebenen Sammlung: „Die Musik“.

Das Werk bietet ein umfassendes, auf persönlichen Beziehungen und Erinnerungen fussendes Lebensbild und enthält zahlreiche und namentliche Aussprüche und Urteile Liszts, die bisher in solcher Reichhaltigkeit noch nirgends veröffentlicht wurden. Das Buch ist mit 69 Notenbeispielen und 29 zum Teil noch unbekanntem Abbildungen ausgestattet. Ferner gelangten 7 absolut unbekannt Kompositionen des Meisters hier zum ersten Male zum Abdruck.

Preis elegant broschiert 9.— Mark
In Leinen gebunden 11.— Mark

Einhart der Lächler

Roman in zwei Bänden

von Carl Hauptmann

Preis in vornehmem Umschlag broschiert 7.— Mark. In Leinen gebunden 10.— Mark

Eine Frau

Roman von Sibilla Aleramo

Aus dem Italienischen übersetzt
von Nina Knoblich

Mit einem Vorwort von Georg Brandes

Preis broschiert 3.— Mark. In
vornehmem Einbände 4.— Mark

Briefe an den Deutschen Kronprinzen

Von Eduard Goldbeck

In freimütiger ernster Sprache wendet sich E. Goldbeck, der bekannte politische Publizist, an den derzeitigen Träger der Deutschen Kaiserkrone. Die politischen Wirren der letzten Zeit werden in diesen Briefen besprochen und die höfischen Ränke, wie sie zur Zeit der Eulenburg-Prozesse die öffentliche Meinung erregten, in rückhaltloser Form auf ihre Ursachen und Wirkungen hingepuht.

Preis 3.— Mark.

Die Hau-Prozesse und ihre Lehren

Auch ein Beitrag zur Strafprozessreform von Justizrat Dr. E. Sello

Preis broschiert 2.50 Mark

Seeben erschienen unser neuer **Verlags-Katalog** der mit mehreren Abbildungen in Tondruck und vornehmem Buchschmuck ausgestattet ist, und ein vollständiges Verzeichnis sowohl unserer Sammlungen illustrierter Einzeldarstellungen: „Die Kunst“ herausgegeben von Richard Muther, „Die Kultur“ herausgegeben von Cornelius Gurlitt, „Die Musik“ herausgegeben von Richard Strauss, „Die Literatur“ herausgegeben von Georg Brandes, wie auch aller anderen bisher erschienenen Werke und Schriften bietet. — Wir versenden den Katalog auf Wunsch gern kostenlos an Bücherfreunde.

Marquardt & Co., Verlagsanstalt, G. m. b. H., Berlin W 50

Gummiwaren- und Verbandstoff-Fabrik M. Pech, G. m. b. H. Berlin W. 35

Zentrale: Am Karlsbad 15 ——— 18 eigene Filialen



Douchewanne bequem zusammenlegbar, beste
Badewanne für Manöver und Reise M. 13.75 - 26.—

Halsdouche aus Celluloid . . . 2.50 und 3.75

Wasserschlauch hierzu passend . . . m 1.50

Hängematte im Etui, bequem mitzunehmen 4.50

Badekappen bunt gemustert 0.45

Reiseirrigatoren gleichzeitig

Wärmflasche 5.00

Reisebidet zusammenlegbar . . . 12.50

Reiseapotheken. • **Reiseluftkissen.** • **Badartikel.**
Gesundheitsdamenbinden Dtz. 50 Pfg., bei 10 Dtz. ein Gürtel gratis.

Kriminalromane aller Nationen.

Die Sammlung bringt nur Meisterwerke der Kriminal-Literatur und wendet sich
ausschliesslich an die gebildeten Leserkreise.

==== Bisher erschienen 22 Bände. =====

Preis jedes Bandes Mk. 2.— brosch., Mk. 3.— gebd.

Vorrätig in allen besseren Buchhandlungen und auf allen grösseren Bahnhöfen. Aus-
führliche Prospekte gratis und franko durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlage

Moewig & Höffner, Dresden-A. 14.

Zeitungs-Ausschnitte.

Das Berliner Literarische Bureau, G. m. b. H., Berlin, Wilhelmstr. 127, liest dauernd
alle wichtigeren Zeitungen und Zeitschriften des In- und Auslandes und liefert
seinen Abonnenten aus denselben alle Artikel von Interesse für sie als Ausschnitte
mit Quellenangabe. — Das Bureau liefert ferner wöchentlich 2—3 mal einen Nach-
weis der neuesten projektierten Unternehmungen im In- und Auslande unter der
Bezeichnung „Industrielle Nachrichten“. Prospekte gratis und franko.

ALBERT BIELSCHOWSKY:

Goethe

Sein Leben und seine Werke

2 Bände mit 2 Gravüren, 50. bis 56. Tausend.
In Leinwand Mk. 14.—,
in Liebhaberhalbfranz Mk. 19.—.

„Bielschowskys Goethe gehört in jedes Deutschen Haus, der überhaupt befähigt ist, Goethe geistig mitzubesitzen.“ Kunstwart.

KARL BERGER:

Schiller

Sein Leben und seine Werke

Zwei Bände mit 2 Gravüren. Bd. 1., 7. bis 13. Tausend. Band II ist soeben erschienen! In Lwd. geb. M. 14.—, in Liebhaberhalbfrz. M. 19.—.

„Eine ruhig glühende Flamme, die seelisch zu durchwärmen vermag, das ist Bergers schönes Buch“. Kunstwart.

MAX J. WOLFF:

Shakespeare

Der Dichter und sein Werk

Zwei Bände mit 2 Gravüren,
4. bis 6. Tausend. In Leinwand Mk. 12.—,
in Liebhaberhalbfranz Mk. 17.—.

„So haben wir denn endlich unsere moderne deutsche, sowohl wissenschaftlichen als künstlerischen Ansprüchen gerecht werdende Shakespearebiographie.“ Franz Seroaes. (Neue freie Presse.)

EUGEN KÜHNEMANN:

Schiller

3. Aufl.: 6. bis 9. Tausend.

Soeben erschienen. Mit Gravüre. Geb. M. 6.50.

„Was Schiller uns Menschen von heute bedeute, diese Lebensfrage hat hier ihre gründlichste, tiefste und am meisten überzeugende Beantwortung durch lebendige Darstellung erfahren“. Liter.Echo.

M. KRONENBERG:

Geschichte d. deutschen Idealismus

Bd. 1: Die idealistische Ideenentwicklung von Sokrates bis Kant. In Leinwand Mk. 7.—,
in Halbranz Mk. 8.50.

Nicht eine gelehrte Monographie, sondern eine zwar aus den Quellen geschöpft, doch allgemein verständliche philosoph. Begründung der Epoche des deutschen Idealismus. Ein Festgeschenk von ausserordentl. Werte f. gebild. Männer u. Frauen.

JOH. VOLKELT:

Zwischen Dichtung und Philosophie

Gesammelte Aufsätze.
In Leinwand gebunden Mk. 8.—,
in Liebhaberhalbfranz Mk. 10.50.

Aus dem Inhalt: Lebens- und Weltgefühle in der Lyrik des jungen Goethe. Fausts Entwicklung vom Genieszen zum Handeln. Schillers Bedeutung für die Gegenwart. Jean Pauls hohe Menschen. „Bühne und Publikum“. „Kunst, Moral, Kultur“.

ALFRED BIESE:

Deutsche Literaturgeschichte

Zwei Bände, (Bd. 11: Von Goethe bis Mörike soeben erschienen.)

In Leinwand Mk. 5.50, in Halbranz je Mk. 7.—,
Ein dritter, die Gegenwart behandelnder Band erscheint 1909.

„Das Ganze ist eine wundervolle, im schönsten Zusammenhange verlaufende Erzählung, in der alles Entstehen klargelegt, alles Eigenartige erdäutert wird.“ (Geh.-Rat Dr. Muff in der Kreuzzeitg.)

FR. VON DER LEYEN:

Deutsches Sagenbuch

I. Teil:

Die Götter und Göttersagen der Germanen.

Geb. M. 2.50. Soeben erschienen.

Die erste wirklich wissenschaftlich begründete und zugleich allgemein verständliche und fesselnde Darstellung der deutschen Sagenwelt!

AGNES SAPPER:

Frau Pauline Brater

Lebensbild einer deutschen Frau.

Gebunden Mk. 4.—.

Ein Buch, in dem wir völlig den Reiz des persönlichen Umgangs empfinden mit einer prächtigen, lebensstüchtigen, durch und durch originellen Frau, der opfermütigen Gattin Karl Braters, des edeln Vorkämpfers und Märtyrers der deutschen Einigungsbestrebungen in Süddeutschland.

DR. JOHANNES MÜLLER:

Die Reden Jesu

Verdeutsch und Vergegenwärtigt.

Band 1: Von der Menschwerdung Geb. M. 4.—,
in Leder M. 5.50 r. bis 10. Taus. Soeben erschienen.

Für alle anbegehenden und ernsthaft strebenden Menschen jeder konfessionellen und kirchlichen oder auch antikirchlichen Richtung ist in diesem Werk eine wahre Lutheraerbt gelistet. — Weitere Bände folgen in zwangloser Reihe in den nächsten Jahren.

Ausführliche Verzeichnisse stehen kostenlos zur Verfügung.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben

Neuer 13. Band: **van Dyck.** Des Meisters Gemälde in 537 Abbildungen.

Herausgegeben von Emil Schaeffer. Gebunden M 15.—

Das reiche Lebenswerk van Dycks wird hier in wünschenswerter Vollständigkeit und in trefflichen Reproduktionen den Kunstfreunden dargeboten. In meisterhafter Weise führt Emil Schaeffers Einleitung in das Leben und die Kunst des grössten flämischen Malers ein; seine Würdigung von van Dycks Art und Kunst wirkt um so überzeugender, als er auch die menschlichen und künstlerischen Schwächen seines Helden in seiner gerecht abwägenden Analyse nicht verschweigt. Das erhöht den wissenschaftlichen Wert des Bandes, der gleichzeitig eine kunstgeschichtlich wichtige Gabe und ein überaus vornehmes Geschenkwerk darstellt.

Frühere Bände:

Raffael 8 M — Rembrandts Gemälde 14 M — Tizian 7 M — Dürer 10 M — Rubens 12 M
Velazquez 7 M — Michelangelo 6 M — Rembrandts Radierungen 8 M — Schwind 15 M —
Correggio 7 M — Donatello 8 M — Uhde 10 M

Gustav von Schubert, Kgl. Sächsischer Generalleutnant, Lebenserinnerungen

Aus seinem Nachlass herausgegeben von Prof. Dr. von Schubert.

Geheftet M 10.—, gebunden M 12.—

Eine höchst wertvolle Bereicherung der deutschen Militärliteratur. Diese Erinnerungen sind nicht nur für militärische Kreise von Bedeutung, sondern auch Laien werden lebhaftes Interesse daran nehmen, weil der Verfasser in dem Buche mit grosser Anschaulichkeit und Wahrhaftigkeit ein ungemein treues Bild davon gibt, wie ein hochgebildeter Offizier die grosse deutsche Entwicklung des 19. Jahrhunderts aufgefasst und innerlich verarbeitet hat.

Empfehlenswerte Festgeschenke aus dem Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart.

Richard Skowronnek

Schweigen im Walde
Roman.

In feinem Leinenband Preis M. 5.—

Aus einem Erbfolgestreit zweier Linien eines Geschlechts entwickelt der bekannte Erzähler in packender Darstellung eine Reihe reizvoller Bilder; einen lustigen Grenzkrieg, eine prächtige Liebesgeschichte, verflochten mit Schilderungen der Jagd und des Waldes, die ja seine Domäne sind. Ein goldener Humor lebt in dem Buch.

Neu! 1908

Soeben

Fedor von Zobeltitz

Eva, wo bist du?
Roman.

In feinem Leinenband Preis M. 6.—

Der Roman einer jungen Studentin, mit prachtvollem Humor erzählt, lebensprägend in den Schilderungen, voll feinsten Psychologie und starkem Spannungsreiz.

erschienen!

1908 Neu!



Wir empfehlen folgende gediegene und preiswerte Werke zur Anschaffung, die sich hervorragend zu Geschenkzwecken eignen und in keiner Bibliothek fehlen dürfen:

Im Lande der Kraft

Erzählung von Arthur Achleitner. M. packend. Umschlagzeichnung v. Hans Stubenrauch. Ladenpreis brosch. 3 M., geb. in eleg. Leinen 4 M.

Das dem Leser eine Fülle von Anregungen bietende, zu ethnographischem Studium anregende, starken Erdduft ausatmende Werk ist Seiner Königl. Hoheit, dem Prinzen Ludwig von Bayern gewidmet, der nicht wenig erfreut ist, seine im weiten Deutschen Reiche wohlbekanntesten, auf Verbesserungen der Landwirtschaft, Hebung der Industrie, Kanalbauten usw. gerichteten Bestrebungen durch die Feder Achleitners nachdrücklichst unterstützt zu sehen.

Karl der Weise

Ein Königsroman von Arthur Achleitner. Mit farbiger Umschlagzeichnung u. 5 Vollbildern. Ladenpreis brosch. 5 M., geb. in elegant Leinen 6 M.

Seine auf Reisen erhaltenen Eindrücke über Rumänien und die, zufolge seiner höfischen Beziehungen, im Studium der Literatur- und Archivquellen über den Fürsten und späteren König Karl von Rumänien, dessen geradezu romantischen Ergebnisse, sein heldenhaftes Schaffen und Wirken, gesammelten Kenntnisse, gab Achleitner willkommene Veranlassung, den Geistesriesen und Helden von Plewna in einem meisterhaft geschriebenen Königsroman darzustellen, der uns zugleich die überaus interessante Geschichte Rumäniens von 1866—1907 in Form einer fesselnden Erzählung darbietet. Dieses umfangreiche plastisch treue Werk über Rumänien, das Leben und Wirken des Königs Carol enthält viele Originalbriefe u. Gedichte Carmen Sylvas, sowie fünf Originalbilder, die Seine Majestät der König dazugeben die besondere Gnade hatte.

• • Verlag von Dr. G. Müller-Mann, Hofbuchhändler, Leipzig • •

Verlag von Heinrich Minden, Dresden.

Der Prinz und sein Onkel

Eine Reise mit Abenteuern von Paul Chiem

Mit Selbstbildnis des Verfassers

In Originalband gebunden Mark 5.—

Vierte Auflage.

Ein Feuilleton über das Werk von Kurt Aram in der „Frankfurter Zeitung“ schließt: Wir haben hier einen großen humoristischen Roman unsrer Zeit. Wer Liebe und Sinn dafür hat, wird nach dem Buch greifen und mit mir Paul Chiem von Herzen dankbar sein. Man blickt doch einmal so getrost und ruhig in den Alltag, wenn man diesen Prinzen und einen Onkel auf ihren Reisen begleitet hat.“

Interessante Lektüre aus dem Verlage von Hugo Steinitz, Berlin S.W.

Ebenbürtigkeit!

Nach Briefen des Grafen . . . von Freiherrn von Heb. Ein Band v. 198 Seiten. 8. Auflage. M. 2.—, gebdn. M. 3.—

Der Verfasser behandelt die Liebe einer deutschen Fürstentochter zu einem preussischen Magnaten vom Uradel. Ort der Handlung: Wiblera, Wiesbaden und das Königl. Schloß in Berlin. Man merkt, das der Verfasser in dem engen Kreis, in er schildert, Heimatrecht hat, man sieht auch ohne das Vorwort durch die verschleierte Dichtung hindurch die Wahrheit.

Des morschen Grafen Tagebuch

von Hans Erich Freiherrn von Heb.

Ein starker Band M. 3.—, gebdn. M. 4.—

„Unsere Aufgabe ist nicht das Beschließen, sondern das Darstellen, das Ausmalen.“

Die Berliner Gesellschaft

von L. von Nordegg. Vierte Auflage. M. 3.—, gebdn. M. 4.20.

Was ist Ruhm?

Roman von Max Kreher. 24 Bogen 8°. Preis elegant geheftet M. 5.—, vornehm gebunden M. 6.50.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW. 7.

Soeben erschienen:

Historische
und
Politische Aufsätze
von
Hans Delbrück.

2. Auflage broschiert M. 6.—, eleg. gebunden M. 7.—

Die Aufsätze zerfallen in mehrere Gruppen; die erste ist dem Katholizismus u. Ultramontanismus gewidmet, besonders wird die historische Bedeutung des Ereignisses von **Canossa** behandelt. Die zweite Gruppe untersucht Fragen der englischen und preussischen Verfassungsgeschichte im Vergleich miteinander; der Ursprung und die Bedeutung des preussischen **Landratsamts** tritt dabei besonders in den Vordergrund. Die dritte Gruppe ist kriegsgeschichtlicher Natur und behandelt besonders den fundamentalen Gegensatz in der **Strategie Friedrichs des Grossen und Napoleons**, der von manchen Militärschriftstellern noch immer bestritten wird.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Geschichte

der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Im Auftrage der Akademie bearbeitet von Adolf Harnack.

Volks-Ausgabe. 50 Bogen gr. 8°, elegant broschiert 10 Mark ord., halbranz gebunden 12 Mark ord.

Dieses Buch enthält in der Form einer Geschichte der Akademie der Wissenschaften die

Geschichte des wissenschaftlichen und geistigen Lebens Deutschlands der letzten beiden Jahrhunderte.

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über Politik, Handel, Industrie, Kunst u. Wissenschaft, sowie über alle sonstigen Themata liefert zu mässigen Preisen das

Nachrichten-Bureau Adolf Schustermann, Berlin SO. 16, Rungestrasse 25-27.

Illustrierte Broschüre, Referenzen etc. gratis und franko.

Historische Neuerscheinungen

aus dem Verlage von **QUELLE & MEYER**

LEIPZIG

**Bibliothek
der Geschichtswissenschaft**

Herausgegeben von Prof. Dr. E. Brandenburg

Deutsche Kaisergeschichte

von Prof. Dr. K. Hampe in Heidelberg

Die Vereinigten Staaten

von Prof. P. Darmstaedter in Göttingen

Katholizismus und Protestantismus

in Geschichte, Religion und Kultur von Prof. Dr. K. Sell

Aus den Tagen Bismarcks

:: Politische Essays von O. Gildemeister ::

Deutsche Altertumskunde

von Professor Dr. M. Fischer in Tübingen

Die venetianischen Relationen

und ihr Verhältnis zur Kultur der Renaissance, von

Dr. W. Andreas

usw. usw.

H.

F.

Bibliothek der Geschichtswissenschaft

Herausgegeben von Professor Dr. E. BRANDENBURG in Leipzig
unter Mitwirkung von

Prof. Dr. E. Brandenburg - Leipzig Prof. Dr. A. Conradi - Leipzig
Prof. Dr. P. Darmstaedter - Göttingen Geh. Rat Prof. Dr. A. v. Do-
maszewski - Heidelberg Prof. Dr. A. Fischer - Leipzig Prof. Dr.
J. H. Haller - Gießen Prof. Dr. K. Hampe - Heidelberg Priv.-Doz.
Dr. P. Herre - Leipzig Prof. Dr. O. Hoetzsch - Posen Prof. Dr.
F. Keutgen - Jena Archivdirektor Prof. Dr. H. Kretschmayr - Wien
Prof. Dr. G. Küntzel - Frankfurt Direktor Prof. Dr. F. von Luschan
Prof. Dr. F. Salomon - Leipzig Prof. Dr. G. Steindorff - Leipzig
Priv.-Doz. W. Struck - Berlin Prof. Dr. H. Waentig - Halle usw. usw.

Jeder Band von 10—12 Bogen in Leinenband je ca. Mark 2.40 bis ca. Mark 3.40

Zur Einführung:

Praktischen Zwecken will diese Sammlung historischer Grund-
risse in erster Linie dienen. Die einzelnen in sich abge-
schlossenen handlichen Bände sollen den Leser in knapper und
doch anziehender Darstellung einführen in die Geschichte der
weltgeschichtlich bedeutsamen Völker, in ihre politische, wirt-
schaftliche und geistige Entwicklung. Sie wollen den Benutzer
mit dem Stande der Forschung vertraut machen und ihm die
Mittel an die Hand geben, tiefer in die einzelnen Probleme ein-
zudringen, sowie seinen historischen Gesichtskreis zu erweitern.

In der „Einführung in die Geschichtswissenschaft“ soll der
Leser die Geschichte der historischen Forschung, ihre verschiedenen
Methoden und ihr Verhältnis zu den benachbarten Disziplinen kennen
lernen, also die Grundlagen für das historische Studium überhaupt. „Die
historischen Hilfswissenschaften“ wollen ihn mit den Werkzeugen
bekannt machen, deren er zu seiner Arbeit bedarf, indem sie Ziele und
Aufgaben der einzelnen Fächer (Paläographie, Diplomatie, Chronologie etc.)
kurz skizzieren und eine Anleitung geben, die vorhandenen Hilfsmittel
richtig zu benutzen. In diese Reihe gehören dann auch „Prähistorie“
und „Ethnographie“. Es soll hier in erster Linie dem Historiker
gezeigt werden, wie weit er sich mit diesen Disziplinen vertraut machen

muß, um sie als Hilfswissenschaft bei seiner Forschung zu verwerten. Die weitere Stoffsammlung war durch den Zweck der Sammlung von vornherein gegeben. Daß die antike Geschichte herangezogen wird, bedarf keiner besonderen Begründung. Ist doch deren Kenntnis unerläßlich zum Verständnis der ganzen späteren Entwicklung und unserer heutigen Kultur.

Im Vordergrund mußte natürlich die deutsche Geschichte stehen. Sie wird besonders ausführlich behandelt. Hier wie bei der antiken Geschichte werden deshalb die verschiedenen Gebiete des historischen Lebens (Rechts-, Verfassungs-, Wirtschafts- und Geistesgeschichte) gesondert bearbeitet. Bei den außerdeutschen Ländern hingegen umfaßt jeder Band alle historisch bedeutsamen Lebenserscheinungen des betreffenden Volkes in großen Zügen und in ihrem inneren Zusammenhang. Aber auch hier ist bei der Auswahl des Stoffes der Gesichtspunkt ausschlaggebend, daß die Sammlung für deutsche Leser berechnet ist. Solche Ereignisse, Einrichtungen und Zustände, die für die deutsche Geschichte von Bedeutung wurden, sind dementsprechend betont.

Die außereuropäische Geschichte dürfte in einer Sammlung wie der vorliegenden ebenfalls nicht fehlen, denn einerseits sind hier keine Hilfsmittel vorhanden, andererseits muß sich das Geschichtsstudium auch ihnen immer mehr zuwenden, je inniger sie durch die weltgeschichtliche Entwicklung der Gegenwart mit dem Leben der europäischen Kulturvölker verflochten werden.

Stets strebt die Darstellung darnach, die wichtigsten historischen Tatsachen, die großen historischen Zusammenhänge und leitenden Ideen der einzelnen Epochen herauszuarbeiten. In der politischen Geschichte wird der großen Bedeutung der Persönlichkeit gebührende Rechnung getragen. Bei der Wirtschafts- und Geistesgeschichte können natürlich nicht die Erscheinungen der einzelnen Lebensäußerung ausführlich dargestellt werden, vielmehr wird es darauf ankommen, ihre gegenseitigen Beziehungen klarzulegen und in die allgemeine Geschichte einzureihen. Bei den grundlegenden, aber noch umstrittenen Problemen werden stets die verschiedenen Ansichten einander gegenübergestellt und gekennzeichnet, so daß der Leser selbst in die Lage versetzt wird, sich ein eigenes Urteil zu bilden. Zur Förderung des weiteren Studiums sind bei den einzelnen Abschnitten die wichtigsten Werke aufgeführt und schlagwortartige charakterisiert. Besonders beachtenswerte Urkunden und Aktenstücke werden unter Hinweis auf ihre besten Drucke anmerkungsweise erwähnt.

So dürfte die Bibliothek der Geschichtswissenschaft bald allenthalben Eingang finden, denn jeder Studierende findet hier, was er zur Durcharbeitung gehörter Vorlesungen und insbesondere zur Vorbereitung aufs Doktor- und Staatsexamen braucht. Dem Oberlehrer werden die Bändchen ein Hilfsmittel sein zur Vorbereitung seines Unterrichtes, dem Volksschullehrer ein Führer beim Studium für die Mittelschul- und

Rektoratsprüfung. Darüber hinaus aber wird ein jeder gebildete Laie gern zur Bibliothek der Geschichtswissenschaft greifen, der sich über das Leben der Völker, ihre politische, wirtschaftliche, soziale und geistige Entwicklung unterrichten will, um so einen Maßstab zu gewinnen für die Beurteilung der Zeit- und Streitfrage der Gegenwart.

Zunächst werden erscheinen

Einführung in die Geschichtswissenschaft.
Historische Hilfswissenschaften.
Ethnographie. Prähistorie.
Geschichte des Alten Orients.
Der Hellenismus.
Römische Geschichte.
Die römische Kaiserzeit.
Rechts-, Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte der Deutschen Staaten.
Die germanischen Staaten im ersten Jahrtausend.
Die Deutsche Kaiserzeit unter den Saliern und Staufern.
Deutsche Geschichte im späten Mittelalter.
Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation (1517—1648).
Deutsche Geschichte im Zeitalter des Absolutismus (1648—1806).

Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert (1806—1870).
Deutsche Geschichte der neuesten Zeit.
Rechts-, Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters.
Rechts- und Verfassungsgeschichte der Neuzeit.
Wirtschaftsgeschichte der Neuzeit.
Brandenburg-Preußische Geschichte.
Österreichische Geschichte.
Geschichte Frankreichs.
Englische Geschichte.
Geschichte Italiens.
Das Papsttum.
Die slavischen Staaten.
Die Staaten des Islam.
Geschichte Ostasiens.
Die europäischen Kolonien.

Zur Ausgabe gelangten

Deutsche Kaisergeschichte in der Zeit der Salier und Stauer. Von Professor Dr. K. HAMPE. 8°. 277 Seiten. Broschiert Mark 3.60 In Originalleinenband Mark 4.—

Wenn irgendwo, so fehlt es in der Geschichte des deutschen Mittelalters bei überreicher Einzelforschung an knappen und zugleich lebendigen Darstellungen. Zumeist hat man nur die Wahl zwischen weitschichtigen Monographien, die im Vorbeigehen gar nicht zu bewältigen sind, und trocknen Kompendien, die alle Freude an dem lebensvollen Stoffe ertöten. In dem vorliegenden Werkchen macht der Verfasser den Versuch, diese oft beklagte Lücke ausfüllen zu helfen. Er führt den Leser auf die Höhe des deutschen Mittelalters, in jene Zeit, die noch heute wie wenig

andere die Phantasie zu fesseln vermögen, in die Tage der ersten Salier, des Investiturstreites, Barbarossas und Friedrich II. Er gruppiert seine Darstellung um Gestalten und Taten der Herrscher und legt, ohne die großen Momente der Gesamtentwicklung verkennen zu wollen oder an den bestimmten Kulturerscheinungen vorbeizugehen, überall starken Nachdruck auf das Persönliche. Er sucht stets nur das Wesentliche hervorzuheben und möchte Lehrern und Studierenden ein treuer Berater sein, indem er sie in den Stand der Forschung einführt, zu neueren Streitfragen Stellung nimmt und mit sichtender Auswahl auf die Hauptquellen der Zeit und die wichtigsten Werke der neueren Literatur hinweist. Aber er wendet sich darüber hinaus an weitere Kreise und möchte ihnen ein Lesebuch geben, das in dem hastenden Gegenwartstreiben nur etwas von dem tiefinnerlichen Anteil wiedererweckte, mit dem vor einem halben Jahrhundert unsere Väter sich in die vergangenen Zeiten deutscher Kaiserherrlichkeit versenkten.

INHALTS-VERZEICHNIS

	Seite
I. Die Zeit der Salier.	
Geschichtschreibung	1
§ 1. Konrad II. (1024—1039)	5
§ 2. Heinrich III. (1039—1056)	17
§ 3. Das Reich während der Minderjährigkeit Heinrichs IV. (1056—1065)	30
§ 4. Die Anfänge Heinrichs IV. und Gregors VII. (1065—1075)	37
§ 5. Der Kampf zwischen Heinrich IV. und Gregor VII. (1075—1085)	48
§ 6. Die Fortsetzung des Kampfes bis zum Tode Heinrichs IV. (1085—1106)	60
§ 7. Heinrich V. und das Ende des Investiturstreites (1106—1125)	72
II. Die Zeit der Staufer.	
Geschichtschreibung	84
§ 8. Lothar von Supplinburg (1125—1137)	89
§ 9. Konrad III. (1138—1152)	103
§ 10. Die Anfänge Friedrichs I. (1152—1157)	115
§ 11. Reaktionäre Politik unter dem Einflusse Reinolds von Dassel (1157—1167)	125
§ 12. Weitere Kämpfe bis zur Beendigung des Schismas (1168—1177)	147
§ 13. Die Zeit der letzten großen Erfolge Friedrichs I. (1178—1190)	156
§ 14. Heinrich VI. (1190—1197)	172
§ 15. Innozenz III. und die deutschen Thronwirren (1198—1216)	183
§ 16. Das Emporsteigen Friedrichs II. bis zum Frieden von Ceperano (1230)	201
§ 17. Friedrich II. auf der Höhe seiner Macht (1230—1239)	220
§ 18. Der Entscheidungskampf zwischen Kaisertum und Papsttum (1239—1250)	238
Sachregister	258



Der steile Canossafelsen mit seiner damals uneinnehmbaren, aber räumlich beschränkten Burganlage erhebt sich etwa fünfzig Meter hoch aus dem von Gießbachschluchten zerrissenen, unwirtlichen Plateau des zur Poebene abfallenden Apennin. Wahrscheinlich an seinem Fuße hat Heinrich mit wenigen Begleitern drei Tage lang gewelt und sich in der kirchlichen Bußertracht, mit nackten Füßen und härenem Gewande, trotz strenger Winterkälte wiederholt vor dem Burgtor einlaßheischend gezeigt. Ein zeitweiliges Bußestehen wird sich kaum in Abrede stellen lassen,¹⁾ aber daß der König drei Tage und Nächte ohne Unterbrechung auf Eis und Schnee gestanden habe, ist eine schon von den Zeitgenossen vorgenommene Übertreibung, die bis in unsere Tage fortwirkt. Vielmehr verging zum mindesten ein Teil der Zeit unter Verhandlungen Heinrichs mit dem Papste durch Mittelspersonen, wie seinen Taufpaten Abt Hugö von Cluny und seine Verwandte Gräfin Mathilde. Dieser gelang es denn auch endlich, wohl am 28. Januar 1077, vom Papste die Zulassung zu erwirken.²⁾ In Bußtracht vor Gregor erscheinend, verpflichtete sich Heinrich durch den Eid der anwesenden Reichsfürsten, in seinem Streite mit den deutschen Gegnern innerhalb einer zu bestimmenden Frist die Vermittelung oder den Schiedspruch des Papstes anzuerkennen und dessen Reise nach Deutschland weder selbst, noch durch seine Anhänger zu gefährden. Darauf vollzog Gregor die Lösung vom Banne und erteilte dem König das Abendmahl, das er indes nicht, wie Lambert von Hersfeld

unterworfen gewesen. Grundlegend für die Erkenntnis des äußeren Hergangs waren die Untersuchungen von Holder-Egger (Neues Arch. 19), die von Meyer v. Knonau, Deutsche Zeitschr. f. Gesch. 11, Otto, Mitt. d. Inst. f. österr. Gesch. (18), Haller, Neue Jahrb. f. d. klass. Altertum usw. 1906 in einzelnen Punkten weitergeführt wurden. Als die sichersten Quellen haben der eigene, immerhin tendenziös färbende Bericht Gregors an die deutschen Fürsten (Jaffé, Bibl. II, 256) und das urkundliche Versprechen Heinrichs (M. G. Const. I, 115) zu gelten. Daneben kommt vor allem der spätere Donizo (vgl. oben S. 4) wegen seiner Lokalkennntnis in Betracht.

¹⁾ Ausschlaggebend namentlich die meist übersehene Stelle Donizo II, 675 ff.

²⁾ Die entscheidende Zusammenkunft zwischen Heinrich und Mathilde fand nach Donizo in einer Kapelle des heiligen Nikolaus statt, über deren Lage die Forscher neuerdings streiten. Nach meiner Kenntnis der Örtlichkeit muß ich ihre Verlegung in die Burg selbst, wo nur die Kapelle des Apolloniausklosters in Betracht kommt, völlig ablehnen. Am Fuße des Felsens könnte sie gelegen haben; da aber eine Nikolauskapelle in der Burg Montegioanni (Montezane) bei dem nördlich gelegenen Bianello existiert hat, so scheint mir die darauf gerichtete Vermutung von Campanini (Canossa, Guida storica illustrata 1894 S. 91 ff.) durch die Bemerkungen Bresslaus (N. Arch. 33, 531), daß jene Nikolauskapelle nicht vor 1285 nachweisbar ist, noch keineswegs abgetan. Heinrich mußte dann, verzweifelt, schon im Begriff gewesen sein, nach Norden abzuziehen, wie Donizo andeutet („Cumque — rex — recedere vellet, cappellam sancti petit — Nicholai“).

glauben machen will, zu einem Gottesgericht gestaltete. Die Frage des Investiturverbotes scheint bei dieser ersten Zusammenkunft nicht erörtert zu sein, doch fand sechs Tage später noch eine zweite in Bianello statt, bei der man für weitere Verhandlungen ein Konzil in Mantua in Aussicht nahm. Auf dem Wege dorthin ward Gregor durch die Feindseligkeiten der lombardischen Bischöfe zur Umkehr bewogen. Heinrich wandte sich um Ostern nach Deutschland zurück.

So der äußere Verlauf. Was aber bedeutete Canossa? Nach der älteren Auffassung einen uneingeschränkten Triumph des Papsttums, nach der neueren einen politischen Sieg des Königs. Man hat sich nach beiden Seiten hin vor Übertreibungen zu hüten¹⁾ und die Dinge nicht nach dem modernen Empfinden zu beurteilen. Der kirchliche Bußakt hatte für die Zeitgenossen nicht ganz das Demütigende²⁾, das er für uns hätte, und anderseits wäre es verkehrt, den Vorgang, bei dem starke Gemüterschütterungen hieben und drüben mitwirkten, ausschließlich als ein politisches Rechenkunststück hinzustellen. In Gregor trug nach dreitägigem, schwerem Kampfe der Priester, der dem bußfertigen Christen die Absolution nicht verweigern konnte, schließlich den Sieg davon, aber freilich erst, nachdem der Politiker sich hinreichend gesichert zu haben glaubte. Er gestand nichts weiter zu, als die Wiederaufnahme in den Schoß der Kirche, nicht eine volle Wiedereinsetzung in das Königtum.³⁾ Die Sache des Reiches sollte, wie er sofort den deutschen Fürsten schrieb, durchaus in der Schwebelage bleiben, sein Ziel war nach wie vor das Schiedsgericht über die Parteien in Deutschland mit der stets offen gehaltenen Möglichkeit, sich je nach dem Maße der Zugeständnisse auf diese oder jene Seite zu stellen, und die Bedingungen, die er Heinrich auferlegte, sollten dies Ziel sichern. Aber der Reise nach Deutschland, an der Gregor noch im Mai festhielt, türmten sich immer neue Hemmnisse entgegen, bis ihn im Sommer die Kunde von Unruhen in Rom einstweilen dorthin zurückrief. Die Politik seiner nächsten Jahre blieb gleichwohl von demselben Ziele beherrscht.

Auf der andern Seite war es Heinrich, der die Absolution stürmisch begehrte, schwerlich ohne jegliche Einwirkung des religiösen Momentes, in der Hauptsache aber doch, weil ihm der Bann die

¹⁾ Die lächerlichen neueren Versuche, den Vorgang zu einem glänzenden Triumph Heinrichs aufzubauchen, verdienen keine wissenschaftliche Beachtung.

²⁾ Vgl. immerhin Richter, Ann. III, 2, 613.

³⁾ Der gegenteiligen Meinung der meisten neueren Forscher vermag ich mich nicht anzuschließen, wenn auch eine gewisse Zweideutigkeit Gregors in den nächsten Jahren zuzugeben ist.

Tode (1195) reicht die welfisch gefärbte Chronik des Propstes Gerhard v. Steterburg (b. Wolfenbüttel). Für den neuen Kampf des Welfen Otto IV. gegen die Staufer findet man wertvolle ältere Berichte in späteren thüringischen Geschichtswerken, nämlich für die Zeit bis 1208 in der Erfurter St. Peterschronik, einer bedeutenden Kompilation, die um 1276 entstand und bis weit in das 14. Jahrh. fortgeführt wurde, und für die Jahre 1209 bis 1215 in der ähnlich gearteten Chronik v. Reinhardtsbrunn (b. Gotha), die im ganzen bis 1338 reicht. Beide sind für die gesamte ausgehende Stauferzeit von hoher Bedeutung. Über ihre Struktur im einzelnen unterrichtet Holder-Egger in M. G. SS. XXX u. SS. r. G. Mon. Erphesfurtensia. Mehr lokalen Charakter trägt die Chronik des Klosters auf dem Lautenberg (od. Petersberg) b. Halle bis 1225. Eine von einem norddeutschen Geistlichen verfaßte „sächsische Weltchronik“, in verschiedenen Versionen, deren letzte bis 1248 reicht, und mit mehreren, auch süddeutschen Fortsetzungen ist namentlich durch den Gebrauch niederdeutscher Prosa beachtenswert; eine etwa hundert Jahre ältere sächsische Kaiserchronik ist verloren, aber eine süddeutsche, ebenfalls auf welfischem Boden in Regensburg entstandene Kaiserchronik in deutschen Versen bis 1146 erhalten, verfaßt wahrscheinlich von dem „Pfaffen Konrad“, dem Dichter des Rolandliedes. Als den letzten Ausläufer der sächsischen Annalistik kann man die kompulatorische Chronik des Magisters Albert v. Stade bis 1256 betrachten, vielfach unzuverlässig und fabelnd, aber für die Zeit Friedrichs II. trotzdem wertvoll.

Wendet man sich zu dem andern staufischen Zentrum der Historiographie, nach Süd- und Westdeutschland, so wird man mit dem Bischof Otto v. Freising sogleich auf den Gipfel der mittelalterlichen deutschen Geschichtschreibung geführt. Nicht vor 1111 als Sohn des Markgrafen Leopold v. Österreich und Agnes, der Tochter Heinrichs IV., geboren, 1133 Zisterziensermönch, kurze Zeit auch Abt in Morimond, dann zu seinem Bistum berufen, 1158 gestorben, war Otto als philosophisch durchgebildeter Gelehrter, ruhiger Beobachter, praktisch an der Zeitgeschichte beteiligter Reichsbischof und nächster Verwandter der Staufer in seltenem Maße zur Geschichtschreibung befähigt. In seiner „Buch von den zwei Reichen“ (dem himmlischen und irdischen) betitelten Chronik bis 1146 (2. Redaktion 1156) wußte er unter dem Einfluß augustinischer Ideen von dem Wachstum des Gottesreiches auf Erden den zuletzt von Frutolf-Ekkehard gesammelten Weltgeschichtstoff philosophisch zu durchdringen, freilich durch das Mißverhältnis zwischen kirchlicher und staatlicher Gewalt unter Konrad III. von dem düstersten Pessimismus und dem Glauben an ein nahes Weltende erfüllt, dessen Hereinbrechen im letzten Buche geschildert wird (neue Ausgabe für die SS. r. G. in Vorbereitung). Eine völlig andre, hoffnungsfreudige Stimmung beherrscht Ottos zweites Werk, die Taten Kaiser Friedrichs, zu dem Kaiser und Reichskanzlei Material beisteuerten (SS. r. G. ed. II). Von der Vorgeschichte des staufischen Geschlechts ausgehend, hat er noch das zweite Buch bis 1156 vollendet und für ein drittes Vorarbeiten hinterlassen: bei aller selbstverständlichen Parteinahme für Friedrich, gelegentlichen Versen und ungeschickt eingefügten philosophischen Exkursen eine erstklassige Leistung! Ihr ist die von seinem Kaplan, dem Notar Rahewin verfaßte Fortsetzung bis 1160 (mit kurzem Anhang bis 1170) nahezu ebenbürtig, in der Formgebung durch stärkere Plünderung antiker Autoren unechter, aber durch schärfere juristische Kenntnis und vermehrte Einreihung vollständiger Aktenstücke ausgezeichnet. Die Chronik dagegen ist erst in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrh. bis 1209 fortgeführt von dem Mönche Otto v. St. Blasien, lebhaft und warm, durchaus verdienstvoll, aber an Kenntnis und Genauigkeit mit Rahewin nicht entfernt ver-

Probeseite aus Hampe, Deutsche Kaisergeschichte

Die Vereinigten Staaten von Amerika

Ihre wirtschaftliche, politische und soziale Entwicklung
von Professor Dr. PAUL DARMSTAEDTER

8°. 248 Seiten. Broschiert Mark 3.60 In Originalleinenband Mark 4.—

Das vorliegende Buch beabsichtigt, eine Übersicht über die politische, wirtschaftliche und soziale Entwicklung der großen transatlantischen Republik in kurzen Zügen zu geben, unter besonderer Berücksichtigung derjenigen Tatsachen und Ereignisse, die für das Verständnis des modernen Amerika von Bedeutung sind. Das Schlußkapitel, bei dem von der chronologischen Darstellung abgesehen wurde, sucht in historischer Perspektive die wichtigsten Probleme zu behandeln, mit denen sich die amerikanische Demokratie in der Gegenwart auseinandersetzen hat.

Inhaltsverzeichnis.

Allgemeine Literatur über die Geschichte der Vereinigten Staaten	1
1. Kapitel. Die Voraussetzungen der amerikanischen Geschichte	2—8
Das Land und seine Hilfsquellen 2. — Urbevölkerung 4. — England im Zeitalter der Entdeckungen 6.	
2. Kapitel. Die Gründung englischer Kolonien in Nordamerika	8—25
Die ersten Versuche 9. — Die Gründung der Kolonie Virginia 11. Die Gründung Neuenglands 14. — Die Eigentümerkolonien des Südens (Maryland, die Carolinas und Georgia) 19. — Die neuniederländischen Kolonien 21.	
3. Kapitel. Die Zustände der englischen Kolonien in Nordamerika im 18. Jahr- hundert	25—43
Wirtschaftliche und soziale Verhältnisse 26. — Die Verfassung der Kolonien 32. — Die Beziehungen zum Mutterlande. Die englische Handels- politik 36. — Kulturelle Zustände 40. — Einigende Momente 42.	
4. Kapitel. Der Kampf Englands und Frankreichs um die Vorherrschaft in Nordamerika	43—50
Die Entstehung des französischen Kolonialreichs in Nordamerika 43. — Die englisch-französischen Kriege 46.	
5. Kapitel. Die Ursachen des Abfalls der Kolonien 1763—1775	50—68
Allgemeine Ursachen 51. — Die Zuckerakte und das Stempelsteuergesetz 52. — Die Revenueakte und der Teezoll 58. — Die Zwangsgesetze und der Erste Kontinentale Kongreß 63. — Der Ausbruch des Krieges 67.	

6. Kapitel. Die Unabhängigkeit und Einheit 1775—1789 68—90
 Der Zweite Kontinentale Kongreß. Die Wahl Washingtons und die Befreiung Bostons 69. — Die Unabhängigkeitserklärung 72. — Die Verfassungen der Einzelstaaten 74. — Die erste Bundesverfassung 76. — Der Unabhängigkeitskrieg 78. — Die kritische Zeit 1783—1787 83. — Die Bundesverfassung von 1787 86.
7. Kapitel. Festigung und Behauptung des Nationalstaats 1789—1829 . . . 90—116
 Die Vereinigten Staaten am Ende des 18. Jahrhunderts 91. — Die Organisation des Bundes 94. — Die Union, Frankreich und Großbritannien 1793—1815 97. — Der Aufstieg der spanischen Kolonien und die Monroedoktrin 111. — Die Anfänge der amerikanischen Großindustrie und des Schutzzollsystems 114.
8. Kapitel. Die Besiedlung des Westens 116—131
 Der Zug nach dem Westen in der Kolonialzeit. Kentucky und Tennessee 117. — Das Ohioterritorium. Die Landpolitik der Vereinigten Staaten 119. — Der Südwesten 128. — Der ferne Westen 129. — Die Bedeutung der Besiedlung des Westens für die amerikanische Geschichte 130.
9. Kapitel. Nord und Süd 1829—1861 131—163
 Die Union um 1830 132. — Demokratische Reformen in den Einzelstaaten 134. — Die Verwaltung Jacksons 136. — Die Geschichte der Sklavenfrage bis 1830 140. — Die Agitation gegen die Sklaverei in den 30er Jahren 145. — Die Expansion der Union in den 40er Jahren 147. — Das Große Kompromiß von 1850 151. — Die Kansas-Nebraska-Bill und ihre Folgen 154. — Die Wahl Lincolns und die Sezession 158.
10. Kapitel. Der Bürgerkrieg 1861—1865 163—188
 Die Vereinigten Staaten vor dem Bürgerkrieg 163. — Der Ausbruch des Bürgerkrieges 174. — Der Gang des Krieges 179. — Die Sklavenbefreiung 183. — Folgen des Krieges 186.
11. Kapitel. Die Rekonstruktionszeit 1865—1877 189—200
 Die Rekonstruktion der Südstaaten 189. — Der Norden nach dem Krieg 198. — Auswärtige Beziehungen 199. — Die Präsidentenwahl 1876 200.
12. Kapitel. Probleme der Gegenwart 1877—1908 200—233
 Die wirtschaftliche Entwicklung der Union im letzten Menschenalter 201. — Auswärtige Politik 205. — Bevölkerungsprobleme 214. — Problem der Verfassung und Verwaltung 219. — Wirtschafts- und sozialpolitische Probleme 223. — Kulturelle Probleme 230.
- Sach- und Personenregister 234—242

**Das literarische Porträt Alexanders des Großen
im griechischen und römischen Altertum.** Von

Dr. W. Hoffmann. gr. 8. VIII u. 115 S. Geh. M. 4.—.

Eine Analyse und Erläuterung der verschiedenen Beurteilungen des großen Makedoniers in der antiken Literatur von Aristoteles bis Julian.

Fahnlehn und Fahnbelehnung im alten deutschen Reich. Von Dr. J. Bruckauf. gr. 8. VI u. 113 S. Geheftet M. 3.60.

Die Untersuchung behandelt das Fahnlehn nach der Lehre der mittelalterlichen Rechtsbücher, den Investiturstreit und die Investitur bis zum Aufhören der öffentlichen Belehnungen Ende des 16. Jahrhunderts.

Adam von Bremen. Ein Beitrag zur mittelalterlichen Textkritik und Kosmographie. Von Dr. Philipp Wilhelm Kohlmann. gr. 8. VIII und 135 Seiten. Geheftet M. 4.40.

Aus dem Inhalt: Adam und sein Werk. — Textkritische Erläuterungen zur Hamburgischen Kirchengeschichte. — Adams kosmographische Anschauungen. — Tabellarische Übersicht der von A. v. B. benutzten Quellen.

Die soziale Gliederung im Fränkischen Reiche. Von Dr. Josef Vormoor. gr. 8. VIII u. 105 S. Geh. M. 3.50.

Eine interessante, verfassungsgeschichtliche Studie aus der Zeit der Volksrechte.

Die Ministerialität in Köln und am Niederrhein. Von Dr. Jacob Ahrens. gr. 8. VI und 97 Seiten. Geheftet M. 3.50.

Die Belehbarkeit des vorhandenen Materials und die frühe, kräftige Entwicklung Kölns gestatten es dem Verfasser, wichtige Schlüsse auf die Entstehung und Entwicklung der Ministerialität überhaupt zu ziehen.

Ursprung und Entwicklung der Niedergerichtsbarkeit in Niederösterreich. Von Dr. Paul Osswald. gr. 8. VIII und 99 S. Geheftet M. 3.40.

Die Entstehung und Weiterbildung der Dorf- und Vogtobrigkeit in ihren ineinandergreifenden Kompetenzen wird allseitig beleuchtet und in ihrer verfassungsgeschichtlichen Bedeutung aufgezeigt.

Zur Geschichte des Reichstages im XV. Jahrhundert.

Von Dr. Rudolf Bemann. gr. 8. VIII u. 96 S. Geheftet M. 3.25.

Inhalt: Die drei Kurien und ihr Verhalten zum Oberhaupt. Proposition und Abschied. Der päpstliche Legat und die Fremden auf dem Reichstage. Festsetzung des Reichstages und die Teilnehmer.

Karl V. Plan zur Gründung des Reichsbundes.

Ursprung und erste Versuche bis zum Ausgange des Ulmer Tages (1547).

Von Dr. O. A. Hecker. gr. 8. IX u. 101 S. Geheftet M. 3.40.

Ein abgerundetes Bild des ganzen Projektes und seiner Bedeutung.

Die Ligapolitik des Mainzer Churfürsten Johann Schweißhard von Chronberg in den Jahren 1604—1613

von Dr. W. Burger. gr. 8. VIII u. 98 S. Geh. M. 3.40.

August der Starke und die pragmatische Sanktion (1718—1755). Von Dr. A. Philipp. gr. 8. VIII u. 160 S. Geheftet M. 5.—.

Eine Darstellung der kuratschischen Politik in den letzten Jahren Augusts des Starken.

Kritische Forschungen zur Österreichischen Politik vom Aachener Frieden bis zum Beginne des Siebenjährigen Krieges.

Von Privatdoz. Dr. J. Strieder in Leipzig. gr. 8. VIII u. 101 S. Geh. M. 3.40.

Ein neuer Beitrag zu der so interessanten Periode europäischer Politik von 1748—1756 mit zwei unveröffentlichten Staatschriften des Grafen Kaunitz im Anhang.

Ausführliche Prospekte unentgeltlich und postfrei

Aus den Tagen Bismarcks. Politische Essays

von OTTO GILDEMEISTER. Herausgegeben von der literarischen Gesellschaft des Künstlervereins Bremen. Gr. 8^o. 232 Seiten mit einem Porträt Gildemeisters. Geheftet M. 4.40 In Originalleinenband M. 4.80

„Die Herausgeber haben durch ihre Veröffentlichung damit Gildemeisters Bedeutung als der eines führenden deutschen Prosaisten auf eine noch breitere Grundlage gestellt, ihr eine größere Tragweite verschafft. Aber es ist gleichwohl nicht die Form, die zumeist an diesen Artikel fesselt. Das Gewicht ihres Inhalts überwiegt durchaus. Sie begleiten die wichtigsten Hergänge in einer an großen Ereignissen so überreichen Zeit. Kaum eine der Fragen, deren Lösung über Wohl und Wehe unseres Volkes entscheiden sollte, bleibt unberührt, und von den Persönlichkeiten, die handelnd eingreifen, wird eine ganze Reihe wieder vor unseren Augen lebendig . . . Wir wüßten kein Buch gleichen Umfanges, das so geeignet wäre, ohne Systematik politisch zu bilden und zu erziehen . . . Sie reden zum Bürger, aber noch mehr zum Menschen; sie spenden staatsmännische Lehre, aber noch mehr Lebensweisheit. Sie holen ihre Vergleiche und ihre Belege aus all den weiten Gebieten der Bildung, die ihr Verfasser beherrscht. So spannen sie jeden, der für reiches und feines Geistesleben empfänglich ist.“

Prof. Dietrich Schöfer. Kölnische Zeitung. 16. Oktober 1908.

„Eine Fülle von Geschehnissen und von nationalen Fragen, die auch in unsere Zeit herüber noch ihre Wellen schlagen, wird in diesem Buche von einem klardenkenden, objektiv urteilenden, warmherzigen und für sein Vaterland und Volk in heiliger Begeisterung erglühenden Manne besprochen und kommentiert; eine Reihe von reifen Erkenntnissen und sicheren Beobachtungen politischer wie allgemeiner Art wird hier dem Leser vor die Augen gelegt; und in einer Sprache wird zu ihm gesprochen, die in ihrer Reinheit und Einfachheit und in ihrem Reichtum an sich schon bildend wirken kann gegenüber der sprachlichen Unkultur unserer Tage. Möchten deshalb nicht nur die sprachlichen Feinschmecker, denen Gildemeisters Namen und Kunst von jeher teuer waren, zu diesem Buche greifen, sondern auch recht viele andere Leser, ja das Volk in seinen breitesten Schichten, sich an seinem reichen und reinen Inhalt und an der trefflichen Persönlichkeit, die aus ihm zu uns spricht, erfreuen.“

O. B. Wissenschaftliche Beilage der Münchner Neuesten Nachrichten. No. 94. 1908.

Die venezianischen Relationen und ihr Verhältnis zur Kultur der Renaissance. Von Dr.

Willy Andreas. X u. 124 Seiten. Geschmackvoll broschiert M. 3.50

Während man früher die Relationen nur quellenkritisch ausgenützt hat, werden sie hier einer geistesgeschichtlichen Beurteilung unterworfen. Verfasser zeigt wie sich der Wirklichkeitssinn der Renaissance, der Drang zum Ergreifen der Realität und die Freude an der menschlichen Persönlichkeit in diesen oratorischen Glanzleistungen und diplomatischen Meisterwerken der Venezianer auslebt. Er weist darauf hin, wie deren Geist überall die lokal bestimmten Nüancen der Markusstadt an sich trägt, wie eigentümlich sich die Ereignisse, etwa die religiösen Bewegungen der Zeit und die Menschen selbst in den nationalistischen Köpfen dieser kühlen, berechnenden Patrizier spiegeln. So bietet diese Arbeit nicht nur einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der Diplomatie und zur Entwicklung des venezianischen Geistes, sondern auch eine interessante Beleuchtung der Weltanschauung der Renaissance überhaupt von einer bisher weniger beachteten Stelle.

Chroniken der Stadt Bamberg. Erste Hälfte.

Chronik des Bamberger Immunitätenstreites von 1430—1435. Mit einem Urkunden-Anhang. Nach einem Manuskripte von TH. KNOCHENHAUER neu bearbeitet und herausgegeben von Prof. Dr. ANTON CHROUST in Würzburg. (Veröffentlichungen der Gesellschaft für Frankesche Geschichtsforschung Bd. I.) gr. 8. LXXII u. 368 Seiten. Geheftet Mark 15.— Subskriptionspreis Mark 12.—

Diese älteste Geschichtsaufzeichnung bürgerlicher Kreise, die uns aus Bamberg erhalten ist, betrifft die Streitigkeiten, die sich insbesondere im vierten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts zwischen der Bürgerschaft des Stadtgerichts und dem Klerus in Bamberg wegen der gesetzlichen Immunitäten zugetragen, zum Einschreiten von Kaiser, Papst und Baseler Konzil und zu einem Zusammenprall dieser Gewalten führten. Eine richtige Ergänzung des natürlich parteiisch gefärbten Berichtes bilden die im Anhange mitgetheilten Urkunden, die interessante Aufschlüsse über rechtliche und wirtschaftliche Verhältnisse geben.

Der zweite, in Vorbereitung befindliche Halbband, dem auch das Register des ersten beigegeben wird, enthält zwei Berichte über den Bauernaufstand in Bamberg (1525) und zwei über Bambergs Schicksale in der Markgrafenfehde (1553).

Zusammen bilden diese Aufzeichnungen die Fortsetzung der von der Historischen Kommission in München herausgegebenen **Chroniken der deutschen Städte**.

„Auch sonst ist seitens des Herausgebers alles geschehen, um das Werk durchaus musterhaft zu gestalten, im Einklang mit der ganzen äußeren Ausstattung, die in jeder Beziehung gediegen genannt werden muß“. P. Albert. *Alemannia*. Bd. 9, Heft 1. 1908.

„Die Publikation, die eine mustergiltige Edition genannt werden darf, verdient trotz des rein lokalen Inhalts die Beachtung weiter Kreise“.

Frz. Knöpfler. *Literarisches Centralblatt für Deutschland*. 28. März 1908.

Grundzüge der Deutschen Altertums- kunde. Von Prof. Dr. H. VON FISCHER. 8°. 135 Seiten.

Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Die Kultur der Deutschen Vorzeit wird hier auf archäologisch-ethnographischer Grundlage und im Zusammenhang mit der europäischen von den ältesten Zeiten bis zum Ausgange des Mittelalters geschildert.

Inhalt: Quellen. Land und Leute. Ansiedlung. Haus und Geräte. Kleidung und Körperpflege. Kulturpflanzen und Haustiere. Essen und Trinken. Öffentliche Verhältnisse. Familie. Gewerbe und Handel. Unterhaltung und Belustigung. Götterglaube und Gottesdienst. Zeitrechnung. Kriegswesen und Bewaffnung.

Katholizismus und Protestantismus

in Geschichte, Religion, Politik und Kultur

Von Prof. Dr. **KARL SELL** in Bonn

gr. 8°. 335 Seiten. Brosch. Mark 4.40 In Originalleinenband Mark 4.80

Eine objektive, großzügig zusammenfassende Darstellung und Würdigung des tiefen, dauernd wirkenden Gegegensatzes innerhalb der Christenheit nach seinen geschichtlichen Ursachen, seiner Bedeutung für die vergangene und gegenwärtige Welt im inneren und äußeren Leben, in der Politik, der Lebensführung und Kultur.

Das Werk verdient um so größere Beachtung, als zur Zeit der Kampf der Kurie gegen den Modernismus alle an unserem Geistesleben interessierte Kreise auf das tiefste erregt und jedem Gebildeten eine Stellungnahme zu den hier behandelten Fragen zur Pflicht macht.

„Sie sei wie das ganze, von gründlichem Wissen um die Gesamtentwicklung des Christentums wie um die Eigenheiten beider Konfessionen, aber auch von ruhig erwägender, leidenschaftsloser Beurteilung der heutigen Sachlage zeugende Buch, der Beachtung aller der Kreise dringend empfohlen, welchen die an die heutige gebildete Welt gestellte Schicksalsfrage etwas bedeutet.“

H. Holtzmann, Baden. Deutsche Literaturzeitung Nr. 33. 1908.

„Ungemein interessant, voll origineller Gedanken, zu den tiefsten Wurzeln durchdringend und gerade im gegenwärtigen Augenblick besonders verdienstvoll ist Sells objektiv historische Darstellung des Katholizismus und Protestantismus in Geschichte, Religion, Politik, Kultur. So verständnisvoll und doch ohne falsche Idealisierung habe ich das Wertvolle und Anziehende am Katholizismus noch nirgend erfaßt gefunden.“

A. Zillesen. Evangelische Freiheit. Sept. 1908.

Es ist ein Meisterwerk großzügiger und objektiver Darstellung. Denn nicht „welche Konfession die bessere sei“ fragt Verfasser, nicht apologetisch, nicht polemisch, will er den Gegenstand behandeln, sondern nur geschichtlich, nicht den absoluten Wahrheitsgehalt jeder Konfession feststellen, sondern den relativen Wahrheitsgehalt ermitteln, der jeder von ihnen innewohnt.

Literarische Rundschau für das evangelische Deutschland. Nr. 6. 17. Jahrg.

Die babylonische Geisteskultur in ihren Beziehungen zur Kulturentwicklung der Menschheit. Von Professor Dr. H. WINCKLER. 8^o. 156 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Das kleine Werk behandelt die Fülle von Material, wie wir es nunmehr zur altorientalischen Weltanschauungslehre besitzen, in übersichtlicher und zugleich fesselnder Weise; es wird jedem Leser, der sich für diese Fragen zu interessieren begonnen hat, ungemein nützlich werden.“

C. N. Norddeutsche allgem. Zeitung. Nr. 287. 1908.

David und sein Zeitalter. Von Professor Dr. B. BAENTSCH. 8^o. 176 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Das Buch ist ein wohlgelungener Versuch, die Gestalt des Königs David vor den Augen des modernen Menschen wieder aufleben zu lassen. . . . Allen Freunden kulturgeschichtlicher und religionsgeschichtlicher Betrachtungen sei es bestens empfohlen. Es eignet sich außer zum Selbststudium auch zum Vorlesen in Haus und Vereinen.“

Kirchliches Wochenblatt. Nr. 46. 11. Jahrgang.

Das Christentum. Fünf Vorträge von Professor Dr. C. CORNILL, Professor Dr. E. VON DOBSCHÜTZ, Professor Dr. W. HERRMANN, Professor Dr. W. STAERK, Geheimrat Professor Dr. E. TROELSCH. 168 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Die Vorträge sehen in positiver Weise das Ergebnis aus der modernen kritischen Durchforschung der christlichen Geschichte.“

K. Die Wartburg Nr. 85. VII. Jahrgang.

Inhalt: Israelitische Volksreligion und die Propheten. Griechentum und Christentum. Judentum und Hellenismus. Luther und die moderne Welt. Die religiöse Frage der Gegenwart.

Christus. Von Professor Dr. O. HOLTZMANN. 8^o. 152 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Aus dem Inhalt: Das Christentum in der Geschichte. — Volk und Heimat Jesu. — Quellen des Lebens Jesu. — Glaubwürdigkeit der drei ersten Evangelisten. — Geschichte Jesu. — Das Evangelium Jesu. — Der Sünderheiland. — Die Glaubens-tatsachen des Lebens Jesu. — Erlöser, Versöhner Messias.

Mohammed und die Seinen. Von Prof. Dr. H. RECKENDORF. 8^o. 138 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Unter den in jüngster Zeit sich mit erfreulichem Fortschritte mehrenden Darstellungen der islamischen Anfänge für weitere Kreise nimmt dieses Buch eine ganz hervorragende und besondere Stelle ein. Es ist ein Versuch, die sozialen, kulturellen, wirtschaftlichen, politischen und individuellen Grundlagen des beginnenden Islam zusammenhängend zu verdeutlichen. In fließender Darstellung, die die Lektüre des Buches zu einem wirklichen Genusse gestaltet, werden hier die Berichte der verschiedenen islamischen Quellen zum erstenmal in gedrängter, aber durchaus erschöpfender Weise zu einem farbenreichen Bilde geformt.“

R. Geyer. Wiener Zeitschrift f. d. Kunde d. Morgenlandes Bd. XXI.

Politische Bildung, ihr Wesen und ihre Bedeutung.

Eine Grundfrage unseres öffentlichen Lebens.
Von Dr. P. RÜHLMANN. 166 S. gr. 8°. Geheftet Mark 2.80

„Ein gutes Buch, an dem man nur seine Freude haben kann. Es will zu politischer Erziehung helfen. Die Begeisterung hierfür erwächst dem Verfasser aus den Tatsachen selbst, nicht aus Redensarten über die Dinge. Von gesundem Realismus getragen, fordert er eine methodische Erziehung zu politischem Denken, indem er alle Einwürfe ruhig prüft, aber sie an der Macht des Staatsgedankens und seiner Forderungen zerschellen läßt.“

Trarb. Die Hilfe. 28. Juni 1908.

Politik.

Von Professor Dr. FR. STIER-SOMLO. 8°. 170 Seiten.
Geheftet Mark 1.— In Originalleinband Mark 1.25

„Eine Fundgrube von unentbehrlichen, allgemein-politischen Kenntnissen, die dadurch an Wert gewinnen, daß alle seine Darlegungen ebenso leichtverständlich gefaßt sind, wie sie wissenschaftlich tief begründet sind!“

Regierungsrat Professor Dr. A. Lotz. Preuß. Verwaltungabl. Jg. 28. Nr. 41.



BESTELL-ZETTEL



Bei

Buchhandlung in

bestelle ich hiermit aus dem Verlage von QUELLE & MEYER in LEIPZIG,
Liebigstraße 6:

fest — zur Ansicht

Bibliothek der Geschichtswissenschaft.

Herausgegeben von Professor Dr. E. BRANDENBURG.

..... Hampe, Deutsche Kaisergeschichte, geh. 3.60, geb. 4.—

..... Darmstaedter, Die Vereinigten Staaten, geh. 3.60, geb. 4.—

Zur Fortsetzung.

Andreas, Die venetianischen Relationen, geh. 3.50

Fischer, Deutsche Altertumskunde, geh. 1.—, geb. 1.25

Sell, Katholizismus und Protestantismus, geh. 4.40, geb. 4.80

Veröffentlichungen der Gesellschaft für Frankreichs Geschichtsforschung.

..... Band I. Chroniken der Stadt Bamberg, geh. 15.—

Subskriptionspreis 12.—

Ferner:

Verlag von GEORG STILKE, Berlin NW. 7.

Gesamtausgabe der Bühnenwerke

von

Adolph L'Arronge.

Die beliebten und amüsanten Stücke unseres volkstümlichsten Lustspieldichters einem grösserem Publikum näher zu bringen, war die Veranlassung eine **billige Gesamtausgabe** dieser Bühnendichtungen zu veranstalten.

Es erscheinen zunächst 4 Bände von je 22—24 Bogen Gross-Oktav, welche nur zusammen abgegeben werden. Der erste Band enthält das neueste **Bild des Verfassers** in Heliogravüre.

Die Bände enthalten:

Mein Leopold — Hasemann's Töchter — Lolo's Vater — Sanatorium Siebenberg — Die Loreley — Pastor Brose — Mutter Thiele — Otto Langmann Wwe. — Doktor Klaus — Wohlthätige Frauen — Haus Loney — Die Sorglosen — Der Compagnon — Der Weg zum Herzen — Anna's Traum — Ueber Nacht.

4 Bände broschiert M. 10,—

dto in 2 Bänden elegant gebunden M. 12.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Das Leben des Feldmarschalls

Grafen Neidhardt von Gneisenau

von Hans Delbrück.

----- **Dritte durchgesehene und verbesserte Auflage** -----

51 Bogen Gross-Oktav. 2 Bände broschiert M. 10.—, in einem Band eleg. gebunden M. 11.—

----- *Der erste Band enthält ein Bildnis Gneisenaus u. einen Plan von Kolberg* -----

Delbrücks „Gneisenau“ ist nicht bloss eine Biographie, sondern zugleich eine **militärisch-politische Darstellung** der ganzen Epoche der **preussischen Reform** und der **Freiheitskriege**. Gneisenau ist der eigentliche strategische Ueberwinder Napoleons, die Bedeutung seiner Persönlichkeit konnte also nur gewertet werden auf dem Hintergrund der gesamten weltgeschichtlichen Vorgänge. Um des biographischen Zwecks willen aber sind diese wieder auf das allerknappste Mass der Darstellung reduziert, sodass dieses Buch die **übersichtlichste Darstellung der grossen Ereignisse** aus der Feder eines Historikers bietet; die jetzt erscheinende dritte Auflage ist nach den Ergebnissen der **neuesten Forschung** durchweg **revidiert und verbessert**, namentlich die **Schlacht bei Leipzig** erscheint in einem wesentlich andern Lichte als bisher.

